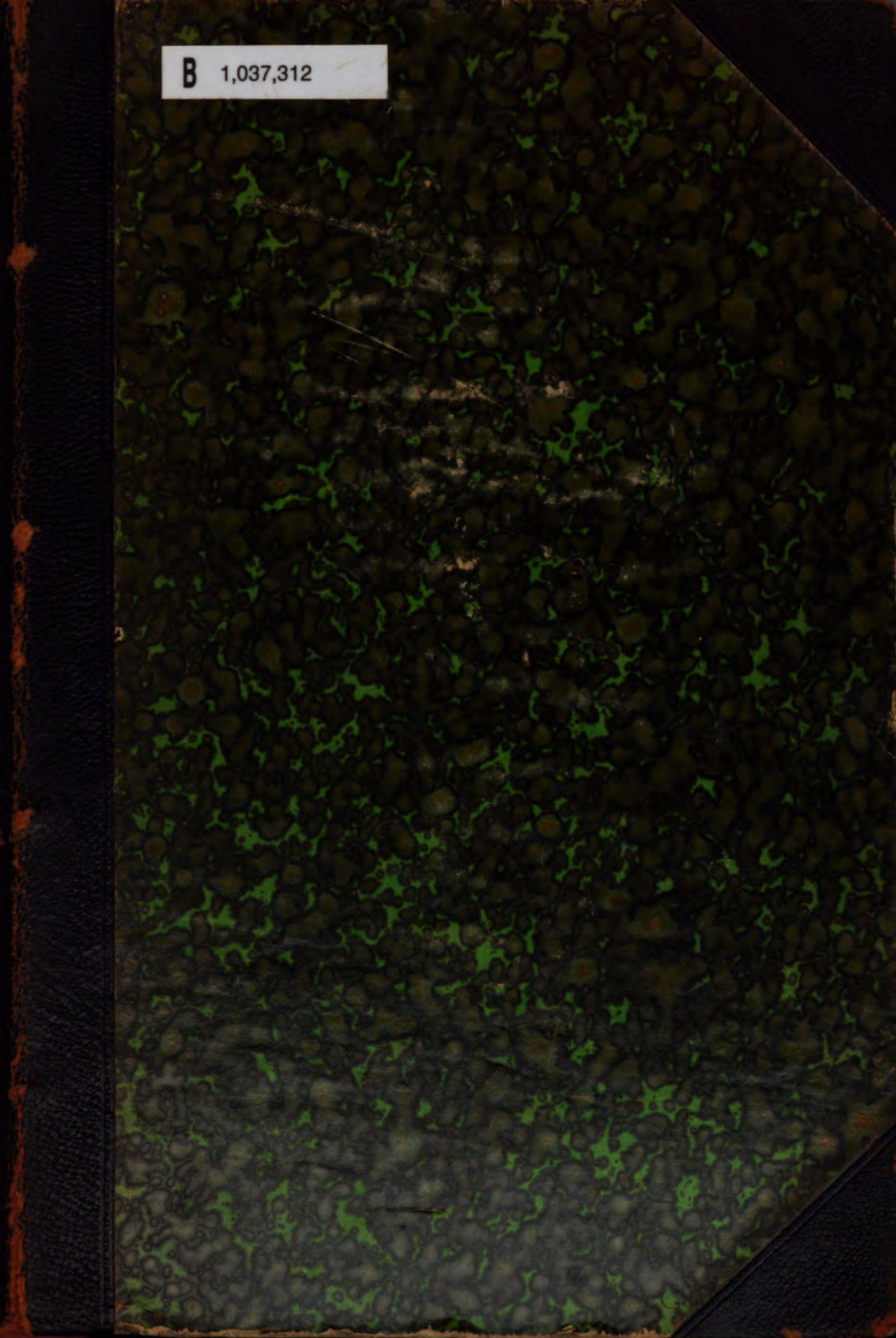
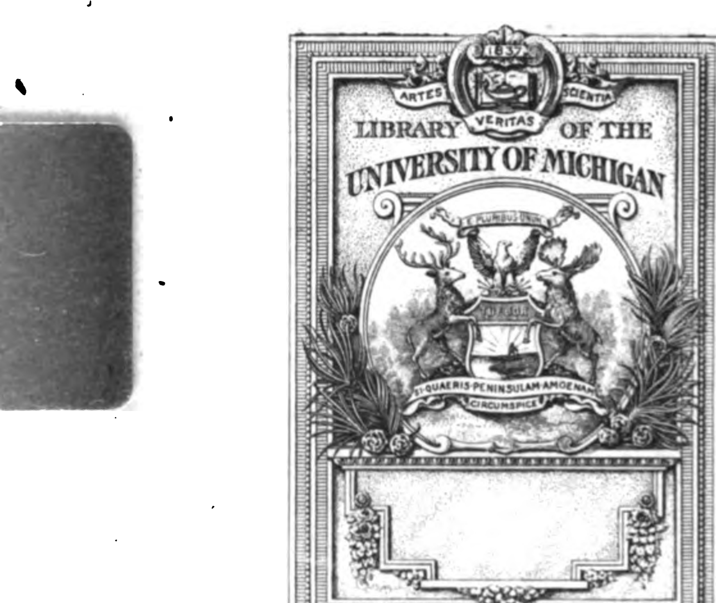

B 1,037,312


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





# Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertundfünfzehnter Band.

Januar bis März 1904.



Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1904.

# Inhaltsverzeichnis

des

## 115. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

---

### Aufsätze.

## Besprochene Werke.

## Politische Korrespondenz.

# Der theologische Positivismus.

## Eine religionsphilosophische Studie

von

**Ferdinand Jakob Schmidt.**

---

Die Geschichtserkenntnis muß uns von der toten Last der Geschichte befreien. Das ist die vornehmste Aufgabe der Geschichtswissenschaft in ihrer negativen Bedeutung, und ihr nach dieser Richtung hin die Bahn freizuhalten, dazu hat niemand mehr Veranlassung als der Protestantismus, sofern er nicht der göttlichen Idee seiner universalen Bestimmung ungetreu werden will. Diese Idee aber ist keine andere als die freie Verinnerlichung des unendlichen Geistes in der endlichen Natur jedes einzelnen Individuums und der daraus entspringenden Lebensgestaltung. Das ist dasselbe, was in theologischer Sprache lautet: ein jeder mache Christum in sich lebendig und führe sein ganzes Leben in Christo. So haben Paulus und Johannes die Grundwahrheit des Christentums ausgedrückt; so hat sie Augustinus ergriffen, als er von den Gläubigen sagte: wir sind nicht Christen, sondern Christusse; und so hat Luther jene Idee in ihrer Reinheit wieder zurückerobert, als er die ewige Wahrheit „von der Freiheit eines Christenmenschen" abermals aus den Fesseln befreite, unter denen sie zu ersticken drohte. Der in die Endlichkeit aufgenommene Gottesgeist, der fleischgewordene Logos-Christus ist geboren aus dem Tode Jesu; er ist dadurch auferstanden zu ewigem Leben, indem er sein Zelt in den geistig also Wiedergeborenen aufgeschlagen hat (ἐσκήνωσεν ἐν ἡμῖν), aber er lebt da nur, sofern er von dem einzelnen unmittelbar und selbständig ergriffen wird. In dieser Herübernahme des Christusgeistes aus dem abgesonderten Institut der Kirche in das Innere jeder Einzelpersönlichkeit liegt der weltgeschichtliche Fortschritt der Reformation. Derjenige Teil der Christenheit aber, der diesen Schritt nicht mitgemacht hat oder ihn

nicht mitzumachen vermochte, ist damit auf einer überholten Stufe stehen geblieben und hat so die Kraft der Teilnahme an der schöpferischen Geistesentwicklung als Ganzes eingebüßt.

So gewaltig jedoch die Vorwärtsbewegung des reformatorischen Zeitalters war, dadurch daß es der Idee von dem allgemeinen Priestertum wenigstens prinzipiell zum Durchbruch verhalf, so ist doch heut für den Protestantismus selbst wieder die Gefahr heraufgekommen, daß er auf dieser nun einmal erklommenen Stufe ebenso verknöchert und die Führung der fortschreitenden Geistesentwicklung aus den Händen verliert. Wir stehen seit einiger Zeit schon vor der schweren Entscheidung, ob der Protestantismus wirklich am Protestantismus untergehen soll. Denn das sollten wir von einem der größten Denker unseres Volkes nachgerade gelernt haben, daß jede Entwicklungsepoche das negative Moment ihrer Zerstörung in sich selber trägt, und daß diese Zerstörung dann eintritt, wenn die Kraft dahinschwindet, diese Negation wiederum in einer positiven Weiterbildung aufzuheben. Worin indes dieses negative, zur Selbstzerstörung führende Moment des Protestantismus besteht, das muß gegenwärtig vor allen Dingen klar zum Bewußtsein gebracht werden. Daß wir aber vor diese Frage gestellt sind, darüber kann trotz des selbstbewußten Gebahrens des kirchlichen Positivismus nicht der geringste Zweifel mehr bestehen, wenn wir nicht länger die Augen davor schließen, daß die größte und noch fortwährend im Wachstum begriffene politische Partei der evangelischen Kirche feindlich den Rücken kehrt, sodaß diese gerade in den unteren Volksklassen immer mehr den Boden verliert. Und das ist um so bedenklicher, als diese Feindseligkeit der Proletariermasse gegen die Kirche nicht etwa in einer verkommenden Stumpfheit, sondern gerade in der fortschreitenden Intelligenz dieser Masse ihren Ursprung hat. Die kirchliche Intelligenz, soweit sie die selbständige Verdeutlichung des religiösen Grundinhaltes betrifft, ist zurückgeblieben und in Widerspruch geraten mit dem allgemeinen Fortschritt der Intelligenz überhaupt.

In der Vorrede zu dem dritten Bande seiner großen Dogmengeschichte sagt Adolf Harnack: „möge dieses Buch an seinem Teile dazu beitragen, die eigentliche Großmacht in den theologischen Kämpfen der Gegenwart brechen zu helfen — die Unwissenheit. Ueber die Bedeutung der theologischen Wissenschaft für die christliche Frömmigkeit kann man freilich nicht bescheiden genug denken; aber nicht hoch genug kann man ihre Bedeutung veranschlagen in

Bezug auf den Ausbau der evangelischen Kirche, die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und die Anbahnung jener besseren Zukunft, in welcher, wie einst im zweiten Jahrhundert, der christliche Glaube wieder der Trost der Schwachen und die Stärke der Starken sein wird.“ Suchen wir nun nach dem letzten Grunde dieser sich immer mehr bemerkbar machenden Rückständigkeit der empirischen Kirche, so werden wir zu dem Ausgang des Protestantismus selber zurückgeführt. Zu diesem Zweck müssen wir unterscheiden zwischen der Grundidee des Protestantismus als solcher und zwischen ihrer sinnlichen Gestalt, wie sie im sechzehnten Jahrhundert in die Erscheinung trat. Bestand diese Idee an sich darin, es fortab nicht mehr einer außer uns befindlichen Instanz zu überlassen, den Christusgeist für uns zu verwalten, sondern ihn in uns selbst zu verlebendigen, so fragte es sich nunmehr, welches der Inhalt dieses Geistes sei. Und das ist nun das negative Moment in der reformatorischen Bewegung, daß sie diesen Inhalt als einen ein für allemal gegebenen, festen und unveränderlichen Bestand aus dem Urchristentum und der altkatholischen Kirche übernommen hat, ohne sich des Widerspruchs dabei bewußt zu werden, der darin liegt, daß sie den auf Leben und Selbstproduktivität beruhenden Geist an einen in sich abgeschlossenen Inhalt wie an einen eisernen Pfahl festschmiedete. Denn wie Luther, so hält auch der kirchliche Positivismus unserer Tage daran fest, daß die Fassung der christlichen Idee, die ihr im Neuen Testament und in den altkatholischen Bekenntnissen gegeben worden ist, für alle Zeiten gültig sei und bleiben müsse. Wir sollen zwar in unserem Glauben frei und nicht mehr an das äußerlich vermittelnde Institut der Kirche gebunden sein, aber wir sollen in der Formierung dieses Glaubens dennoch abhängig bleiben von der Urfassung jener Kirche, deren Produkt eben das Neue Testament und jene ökumenischen Bekenntnisse sind. Mit diesem inneren Widerspruch ist die evangelische Kirche im sechzehnten Jahrhundert in die Erscheinung getreten; sie hat die Glaubensidee als solche wieder rein erfaßt, aber sie hat die objektive Erscheinungsform dieser Idee nicht auch selbständig und dem Gange der allgemeinen Geistesentwicklung entsprechend weiterzuentwickeln vermocht, und es sind so die toten, verbrauchten Elemente jener ursprünglichen Formierung nicht nur nicht abgestoßen, sondern von dem kirchlichen Positivismus bis auf diese Stunde herab als unveräußerlicher Bestand nur noch nachdrücklicher proklamiert worden. Daß aber dieses widerspruchsvolle, negative

Moment der reformatorischen Glaubenskonstituierung nicht in der Folgezeit durch eine tatkräftige Entwicklung aufgehoben worden ist, daran krankt heute die ganze evangelische Kirche; denn die große Masse verwirft nun infolge dieses ungehobenen Widerspruchs die religiöse Idee der christlichen Kirche überhaupt.

Zweimal ist im großen der Versuch gemacht worden, uns von der Unfreiheit der reformatorischen Glaubensformierung, von dem Buchstabenglauben an die neutestamentlichen Urkunden und altkirchlichen Bekenntnisse zu erlösen, und beide Male ist das Ergebnis unzulänglich gewesen. Im achtzehnten Jahrhundert hat der Rationalismus das kühne Wagnis unternommen, den Glauben rein aus der religiösen Vernunft zu entwickeln; aber dieser Versuch mußte scheitern, weil er in blutlosen Abstraktionen gefangen blieb und die fundamentale Tatsache außer Acht ließ, daß die göttliche Idee sich immer nur an und in dem Strom der lebendigen, geschichtlichen Entwicklung objektiv verwirklicht. Die theologische Hauptbewegung des neunzehnten Jahrhunderts dagegen hat sich umgekehrt, aber ebenso einseitig auf den Standpunkt des historischen Positivismus gestellt, indem sie uns dadurch von den abgestorbenen Elementen der kirchlichen Lehre zu befreien suchte, daß sie die unverrückbaren Grundlagen des Glaubenslebens wieder auf einen äußerlich historischen Glauben, nämlich auf denjenigen an die Persönlichkeit des historischen Jesus reduziert wissen wollte. Aber auch diese Bestrebungen vermochten dem ins Hintertreffen geratenen Protestantismus seine siegreiche Kraft nicht wiederzugeben, weil eine solche aus der Ermittlung der bloß historischen Kausalität überhaupt nicht entspringt, sondern weil sie gerade in der urschöpferischen Produktion neuer Momente aus der konstituierenden Idee heraus ihren Grund hat, die sich nur nach ihrer sinnlichen-empirischen Erscheinung in den Entwicklungsgang der äußlich geschichtlichen Kausalität einordnen. Denn das eben hätte die sogenannte „neukantianische" Theologie von Kant her wissen müssen, daß die theoretische Kausalität zwar in der Sphäre der naturwissenschaftlichen Forschung eine zureichende Erkenntnis ermöglicht, nicht aber innerhalb der Geisteswissenschaften. Denn das ja gerade war der Nachweis Kants, daß es neben der mechanischen Kausalität, neben der „Kausalität aus Zwang" eine „Kausalität aus Freiheit" gibt, und daß in dieser das schöpferische Prinzip der Geschichtsentwicklung gegeben ist. Jene theologische Richtung jedoch glaubte durch die Uebertragung der naturwissenschaftlichen Kausalmethode auf die Geschichte in der Form des

kausalen Positivismus gerade ein neues Heilmittel gefunden zu haben und verschloß so ausgesprochenermaßen ihren Blick gegen die fundamentalste Instanz des geschichtlichen Lebens: gegen die frei-schöpferische Kraft der Idee. Denn, um diese zu erkennen, dazu gehört eine gründliche Fähigkeit philosophischer Erkenntnis, und doch ist ausdrücklich von diesem theologischen Neukantianismus zum Dogma erhoben worden, daß die spekulative Philosophie von der Theologie als einer positiven Wissenschaft ferngehalten werden müsse. Was wir dieser Richtung gleichwohl zu danken haben, ist eine zunehmende exakte Erschließung der äußeren geschichtlichen Zusammenhänge auf dem Gebiet der religiösen Entwicklung, und von der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Studien kann niemand höher denken als der Schreiber dieser Zeilen. Aber dagegen muß der nachdrücklichste Protest erhoben werden, daß die Theologie schlechthin in eine positivistische Geschichtswissenschaft aufzulösen sei, und zwar aus keinem geringeren Grunde, als weil die ewige Idee des Lebens und nicht ihre sinnliche, äußerlich-geschichtliche Erscheinung das fundamentum theologiae ist. Vor allen Dingen muß auch deswegen dagegen protestiert werden, weil dieser theologische Positivismus durch seine eigenen Studien dazu gebracht wird, seine auf Rekonstruktion der Persönlichkeit des geschichtlichen Jesus gegründete Position selbst zu unterminieren. Zur Beleuchtung dieses Punktes gibt die Schrift Gunkels*) „zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testamentes" hervorragenden Anlaß.

Was der Verfasser beweisen will, ist die Behauptung, „daß die neutestamentliche Religion bei ihrer Entstehung und Ausbildung in wichtigen, ja in einigen wesentlichen Punkten unter entscheidendem Einfluß fremder Religion gestanden hat, und daß dieser Einfluß zu den Männern des Neuen Testamentes durch das Judentum hindurch gekommen ist." Auch abgesehen von dem fraglichen Ausdruck „neutestamentliche Religion" halte ich die Formulierung dieser These nicht für sehr glücklich, denn, was schließlich erwiesen wird, ist doch nur die Tatsache, daß Vorstellungen der fremden orientalischen Religionen von dem Judentum aufgenommen wurden und dann von hier aus auf die christliche Vorstellungsweise über-

*) Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments. Herausgegeben von Wilhelm Bousset und Hermann Gunkel. Bd. I. — Göttingen 1903, Vandenhoeck & Ruprecht.



gegangen sind. Es könnte aber nach der allgemeinen Form des aufgestellten Satzes auch so aussehen, als ob auch die griechischen Gedankenkreise erst auf dem Umwege über das Judentum in das Christentum gekommen wären. Das ist nun zwar auch für die ersten Anfänge gewiß nicht abzuweisen, aber mit der Stiftung der Paulinischen Gemeinden begann doch schon die Zeit, in der die Synthese zwischen der Messiasreligion und der Logoslehre sich unmittelbar vollzog und nicht erst auf dem Umwege über das Judentum. Das beweist ja schon die Johanneische Logoslehre, auf deren Gestaltung doch noch andere Elemente eingewirkt haben müssen als der judenchristliche Vorstellungskreis und die Philonische Lehre. Indessen Gunkel will auch mit seiner Behauptung wesentlich nur das treffen, was aus den orientalischen Religionen stammt, und in dieser Beschränkung wird der angeführte Satz gelten dürfen.

Das Verdienstvolle dieser Schrift liegt darin, daß hier einmal übersichtlich zusammengestellt ist, was nach der gegenwärtigen Kunde aus den orientalischen Religionen in das Judentum und von da in das Christentum hinübergeflossen ist. Historisch betrachtet, ist dieser Nachweis außerordentlich reichlich, und es läßt sich erwarten, daß bei fortschreitender Erkenntnis der orientalischen Kulturen noch manches Stück hinzugefügt werden wird. Gunkel zeigt, daß bei den Aufdeckungen der universalen Vorstellungszusammenhänge, vermittelst deren sich die Idee des Christentums zunächst ihren Leib geschaffen hat, der Einfluß des Orients zu sehr außer Acht gelassen worden ist und überwiegend nur derjenige des Hellenismus in Betracht gezogen wurde. Es ist nicht zweifelhaft, hier war eine Lücke, und es ist gut, daß diese sich zu schließen beginnt.

Zunächst wird darauf hingewiesen, daß bereits die Religion des vorexilischen Israel durchaus kein exklusives Produkt dieses Volkstums ist, sondern daß sich auch in dieser Zeit bereits fremde Einflüsse in hohem Maße geltend gemacht haben. Gewachsen ist dann dieser Zufluß in dem nachexilischen Judentum, als aus einem Stamm Israels eine aramäische religiöse Gemeinde wurde. Denn, obwohl sich die offizielle Religion im wesentlichen rein von der heidnischen Ueberflutung hielt, muß doch angenommen werden, „daß unter der offiziellen exklusiven Strömung eine andere mehr synkretistische vorhanden gewesen ist, aus der hier und da fremde Bestandteile an die Oberfläche kommen: so sehen wir neu Uebernommenes in jener Zeit besonders in der immer mehr mythologisch werdenden Eschatologie; Urkunde dieser synkretistischen Unter-

strömung ist besonders das Buch Sacharia, wo sich eine Fülle ursprünglich mythologischen Materials findet". Unter der persischen und hellenischen Oberherrschaft muß dann diese, den heidnischen Einwirkungen zugängliche Unterströmung fort und fort noch an Umfang zugenommen haben, so daß das Judentum gewisser Richtungen zur Zeit Jesu geradezu eine synkretistische Religion genannt werden muß. Das Neue Testament weist mannigfache Vorstellungsreihen auf, die in keiner Weise aus dem Alten Testament abgeleitet werden können und die dennoch in jener Zeit geläufig gewesen sein müssen, weil sie sonst nicht zur Verwendung gekommen wären. Für viele dieser Vorstellungsgebilde lassen sich aber nun in dem orientalischen Heidentum die Ursprünge nachweisen, und so hat Gunkel früher bereits den Beweis erbracht, daß die Stoffmassen der Apokalypse Johannis an entscheidenden Stellen nicht jüdischen, sondern heidnischen Ursprungs sind. Indem er nun das Ergebnis seiner fortgeführten Untersuchungen über diese Offenbarungsschrift hier noch einmal übersichtlich vorführt, kommt er alsdann zu der daraus abgeleiteten Einsicht, daß „das Christentum, aus dem synkretistischen Judentum geboren, starke synkretistische Züge aufweist". Aber nicht genug damit! In den weiteren Ausführungen wird auch die Behauptung unter Beweis gestellt, daß ebenso die große Masse der evangelischen Erzählungen, wie nicht minder das Urchristentum des Paulus und Johannes aus jener synkretistischen Religion des Judentums erwachsen ist. Das daraus gewonnene Resultat lautet dann: „In der ganzen Christologie des Neuen Testamentes ist die historische Person Jesu und ihr Eindruck nur *ein* Faktor neben anderen; die *Hauptstücke der Christologie aber kommen nicht von dem historischen Jesus her, sondern sind unabhängig von ihm und vor ihm entstanden*".

Was folgt nun aus diesen eindringlichen und wichtigen Untersuchungen Gunkels? — Zunächst ergibt sich daraus als unumstößliche Konsequenz negativer Art, daß die Reduktion des reinen Christentums auf die Persönlichkeit des historischen Jesus sich endgiltig als unmöglich und bedeutungslos herausstellt.

Gunkel selbst möchte zwar diesem Schluß noch ausweichen, indem er sagt: „die evangelische Tradition von Jesu, die aus der mündlichen Ueberlieferung der ältesten Gemeinde stammt, enthält im allgemeinen guten historischen Stoff; daneben aber natürlich auch mancherlei sagenhafte Ausführungen, Ausschmückungen, einge-

drungene alttestamentliche Züge u. a." Wo aber ist denn der „im allgemeinen gute historische Stoff" der evangelischen Tradition noch zu finden, wenn alles zusammengestellt wird, wovon bisher schon erwiesen ist, daß es teils aus dem Alten Testament, teils aus dem Hellenismus und teils aus den fremden orientalischen Religionen entnommen ist! Geschieht dies, so schrumpft der „gute historische Stoff" für die Rekonstruktion der irdischen Persönlichkeit Jesu schon jetzt auf ein Minimum zusammen, und doch ist die Forschung auf diesem Gebiet noch nicht am Ende ihrer Tage angelangt, so daß zu erwarten steht, daß noch weitere Stücke als der synkretistischen Religion jener Tage entstammend nachgewiesen werden. Aber selbst wenn das nicht mehr geschähe, — wie steht es denn schon heut mit diesem Minimum? Es ist schon so gut wie nichts, und dieser kümmerliche Rest ist, religiös betrachtet, nicht einmal von ausschlaggebender Bedeutung. Denn von dem äußeren Leben Jesu wissen wir doch einigermaßen sicher nur, daß er zur Zeit des Tiberius heilend und predigend in seinem Lande umhergezogen ist, und daß er bei dem Versuch, die hauptstädtischen Kreise für sich zu gewinnen, als Revolutionär verhaftet und gekreuzigt worden ist. Wenn dann aber der theologische Positivismus als das historisch Feststehende die Sprüche und die Gleichnisse ansieht, so ist auch dagegen zu sagen, daß eine Reihe der wichtigsten dieser Sprüche als bereits vor Jesus im Judentum vorhanden bezeugt sind, und daß auch von einem Teil der Gleichnisse bereits der Nachweis erbracht ist, daß sie von Jesus selbst nicht oder nicht so erzählt worden sein können. Aber selbst wenn hier ein echt historischer Rest bliebe, muß doch gesagt werden: so hoch auch die sittliche Bedeutung dieser Stücke ist, eine universale Religion hätte daraus nicht erwachsen können. Und wenn die Urgemeinde von ihrem Meister weiter nichts empfangen hätte als dies und, daß er dafür in den Tod ging, so wäre das Vorhandensein dieser Gemeinde nicht einmal an dem entgegengesetzten Ende von Jerusalem bekannt geworden. Jesus ein heilender Rabbi und ein pietistischer Moralprediger, der für seine sittliche Ueberzeugung sein Leben läßt, — aus solchem Stoff entsteht noch keine Weltreligion.

Mit gutem Grunde hat daher schon vor einiger Zeit einer der bedeutendsten religionsgeschichtlichen Forscher darauf hingewiesen, daß der Anstoß, von dem die universelle Bewegung des Christentums ausgegangen ist, ein unbekanntes X und somit ein unergründliches Geheimnis Gottes ist. Und selbst, wenn wir die

historische Persönlichkeit Jesu so genau kennten, wie wir sie nicht kennen, so wäre dieses X damit noch nicht im mindesten dem wirklichen Verständnis zugänglich gemacht. Wenn gleichwohl feststeht, daß dieser Anstoß durch die Persönlichkeit Jesu ausgelöst worden ist, ist denn damit nun gesagt, daß die empirisch-geschichtliche Gestalt des Zimmermannssohns es war, aus der diese Wirkung hervorging? Eben das ist der Irrtum; denn nicht der geschichtliche Jesus ist der Erzeuger des Christentums, sondern der ewige Logos, der nur vermittelst der Person Jesu endgiltig in die Geschichte eingetreten ist und als solcher von der Gemeinde in der über alles Geschichtliche erhöhten Gestalt des Logos-Christus lebendig ergriffen wurde. Logisch ausgedrückt, liegt der Fehler jenes theologischen Positivismus darin, daß er die psychologisch-historische Persönlichkeit, welche nur Mittel des Hervortretens der Logosidee war, als den Grund selber ansieht und dabei übersieht, daß dieser Grund jenseits alles empirisch Geschichtlichen liegt. Das aber ist zugleich die Ursache, weshalb schon die Urgemeinde das bloß positiv Historische der irdischen Person Jesu versinken ließ und das Auge allein noch auf die im Geiste erhöhte Christusgestalt richtete. Zu dieser selben Erkenntnis aber wird nun, wie wir gesehen haben, die religionsgeschichtliche Forschung von außen her gedrängt, da sie fortschreitend zu der Einsicht gelangt, daß die Durchforschung der religiösen Urkunden eben nicht auf die geschichtliche Person Jesu führt, sondern gerade umgekehrt auf die erst mit dem Tode Jesu freigewordene ideale Christusgestalt. Sie wird dazu getrieben durch das zwingende Ergebnis, daß der Logos, wie er schon vor Jesus in der synkretistischen Religion jener Zeit aus dem Dunkel in das helle Bewußtsein strebte, durch den aus dem Tode Jesu verlebendigten Christusglauben endlich bestimmte Gestalt gewann und nun seinen ganzen Ideengehalt um diesen festen Punkt kristallisierte. Demnach zerstört die Religionsgeschichte selber den historischen Positivismus, welche die Entwicklung der christlichen Religion auf die Rekonstruktion der Persönlichkeit des geschichtlichen Jesus gründen zu können vermeinte.

Was die Religionsgeschichte bisher auf diesem Wege geleistet hat, kann aber nur als bedeutsame Vorarbeit angesehen werden, und allem Anschein nach ist die Zeit nicht mehr fern, wo sie ihre Methode inbezug auf die Erkenntnis der Entwicklung des Christen-

tums gründlich wird ändern müssen. Diese Umgestaltung wird in der Hauptsache eine Wiederaufnahme und Weiterführung des Rankeschen Verfahrens sein, das in der Gegenwart sowohl von dem theologischen, als dem profangeschichtlichen Positivismus preisgegeben worden ist. Worauf dieser Gegensatz hinausgeht, kann in aller Kürze dahin beantwortet werden, daß es bei Ranke die Ideen sind, welche das wahrhafte Leben und die innerlich treibenden Kräfte der geschichtlichen Bewegung sind, während der Positivismus die empirischen Kausalzusammenhänge als die entscheidende Instanz betrachtet und die Ideen nur für sekundär daraus abgeleitete Gebilde erachtet, indem er sie mit bloßen Vorstellungsabstraktionen verwechselt. Dies soll an der Religionsgeschichte verdeutlicht werden.

Der historische Positivismus proklamiert als die wesentliche Aufgabe der Geschichtswissenschaft: die Ermittlung des empirischen Kausalzusammenhanges der geschichtlichen Erscheinungen. Er geht davon aus, daß ebenso wie die mechanischen Veränderungen, so auch die geschichtlichen durch das Fundamentalgesetz von Ursache und Wirkung bestimmt werden. Das ist richtig, aber für die Geschichte nur soweit, als ihr Wesen selbst in dem äußerlich-sinnlichen Erscheinungszusammenhang der äußeren Natur zum Ausdruck kommt, und soweit gehört es auch zur Aufgabe der Historie, diesen äußerlichen Zusammenhang nach dem mechanischen Gesetz von Ursache und Wirkung festzustellen. Aber während die materielle Natur ganz in diesem äußeren, mechanischen Zusammenhang beschlossen ist, hat der geschichtliche Zusammenhang außerdem noch seine innere Seite, und diese ist hier die wesentliche, weil sie erst diejenigen Vorgänge möglich macht, denen wir historischen Charakter beimessen. Die aus dieser inneren Bewußtseinsseite des Lebens hervorgehende Verursachung ist aber nicht identisch mit der mechanischen Kausalität, sondern sie ist eine Kausalität ganz anderer Art und im Gegensatz zu der mechanischen als einer Kausalität aus Notwendigkeit, vielmehr eine solche aus Freiheit. Philosophische Einsicht lehrt zugleich, daß diese Verursachung aus Freiheit ein Gesetz höherer Art ist, weil in ihr die mechanische Kausalität nur als eins ihrer Bestimmungsmomente mit aufgenommen ist; ein anderes Moment aber in ihr ist das der allgemein sittlichen Selbstbestimmung, wieder ein anderes das der rechtlichen und endlich nicht zum wenigsten das der religiösen Selbstbestimmung. Diese Faktoren leugnet nun zwar auch der

theologische Positivismus nicht, aber er weiß ihnen wissenschaftlich nicht ihre Stelle anzuweisen, weil er alles nur unter dem Gesichtspunkt der Kausalität aus Notwendigkeit betrachtet, worunter weder die religiöse, noch die sittliche, noch die rechtliche Selbstbestimmung gebracht werden kann. Wie zeigt sich das?

Dieser theologische Positivismus geht nicht etwa von der Idee des Christentums überhaupt aus, wie sie sich als ein und dieselbe in allen geschichtlichen Veränderungen mit zunehmender Deutlichkeit offenbart hat, und erfaßt von ihr aus das Wesen religionsgeschichtlicher Entwicklung, sondern er nimmt einen positiven empirisch-geschichtlichen Vorgang zum Ausgangspunkt und glaubt sein Geschäft getan, wenn er diesen kausal bestimmt hat. So behauptet eine gewisse Richtung, das Wesen des Christentums müsse urkundlich aus dem Glaubenscharakter des Urchristentums festgestellt, in seiner kausalen Entwicklung verfolgt und vor allen Dingen von aller philosophischen Vernunfterkenntnis ferngehalten werden. Diese Methode war solange verblüffend und verblendend, als das Urchristentum selbst als fester, unverrückbarer Punkt von ursprünglicher Kraft galt und die Kausalentwicklung nur nach der Gegenwart zu verfolgt wurde. Denn eben solange konnte behauptet werden, daß das Wesen des Christentums im Urchristentum gegeben sei, und man folgerte dann daraus, daß die Gegenwart wieder an dem reinen Glauben jenes Zeitalters ihre religiösen Zwecke bestimmen müsse. Nun aber ist es das Unbequeme, daß alle Kausalität eine doppelte Richtung hat, nicht nur nach vorn, sondern auch rückwärts; und als man nun anfing, diese rückwärtsführende Linie genauer zu verfolgen, da zeigte es sich je länger, je mehr, daß der bloß historischen Erscheinung nach auch das Urchristentum keineswegs etwas Ursprüngliches ist, sondern vielmehr das Produkt einer bereits vorhandenen synkretistischen Religion. Denn das besagt eben die These, daß „die Hauptstücke der Christologie nicht von dem historischen Jesus herkommen, sondern unabhängig von ihm und vor ihm entstanden sind".

So zeigt sich denn, daß dieser Positivismus garnicht im stande ist, das reine Wesen des Christentums aufzudecken, sondern daß dieses positivistische Wesen sich in eine äußerlich bedingte Erscheinungsform auflöst, da mit Hilfe des Kausalitätsprinzips überhaupt niemals das Wesen eines Dinges, sondern nur seine Einordnung in den Erscheinungszusammenhang bestimmt werden kann. Würde man also das spezifische Wesen des Christentums nicht aus

anderer Quelle kennen, der religionsgeschichtliche Positivismus würde es uns niemals an die Hand geben. Dennoch kommt dieser Untersuchungsart das negative Verdienst zu, daß auf diese Weise auch dem blödesten Auge klar gemacht wird, daß die sinnliche Vorstellungsweise solcher Stücke wie der übernatürlichen Geburt, der Wunder, der Auferstehung, der Himmelfahrt usw. gar nicht zu dem Wesen des Christentums gehört, sondern nur die Einfassungsform der christlichen Religionsidee in diejenige Vorstellungsweise darstellt, welche zur Zeit ihres ersten Hervortretens allgemein herrschte. Indem also der Positivismus zeigt, daß jene, unserer heutigen Gesamtanschauung widersprechenden Stücke garnicht zu dem Wesenskern des Christentums gehören, so bewährt sich damit der oben aufgestellte Satz, daß uns die Geschichtserkenntnis von der toten Last der Geschichte befreit.

Wird es nun durchsichtig, daß die positivistische, allein auf den empirischen Kausalzusammenhang gerichtete Religionsgeschichte unfähig ist, das W e s e n der Religion mitzubegreifen, so bleibt kein anderer Ausweg, als daß die positivistische Methode wieder in die idealistische, die wir auch als die Rankesche bezeichnen, allmählich umschlägt. Was aber besagt das? — Für die christliche Religionsgeschichte soviel, daß diese Wissenschaft nicht von einer äußeren Erscheinungsform, sei es des Urchristentums oder der Person des historischen Jesus, zu allererst ausgehen muß, sondern von der Idee der christlichen Religion überhaupt; und sie hat darzustellen, wie diese Idee ein und dieselbe geblieben ist in der fortschreitenden Verwirklichung ihres Wesens in den äußeren Erscheinungsformen. Ist denn aber nicht gerade diese Idee das unentschiedene Streitobjekt der hadernden Parteien, und soll nun die Religionsgeschichte von einem so strittigen Punkte ausgehen? Wer so fragt, vergißt dabei gänzlich, daß wir uns hier nicht auf dem Felde der Kämpfe des empirischen Lebens befinden, sondern auf demjenigen der Wissenschaft, welche in diesem Falle keine andere ist als die Religionsphilosophie. Stellen wir uns aber auf diesen Boden, so ist jene Idee keineswegs mehr dem Streite ausgesetzt und wer dies dennoch behauptet, beweist damit nur, daß er in die religionsphilosophische Erkenntnis nicht eingeweiht ist. D i e I d e e a b e r d e s L o g o s - C h r i s t u s i s t k e i n e a n d e r e a l s d i e d e r V e r l e b e n d i g u n g d e s g e i s t i g e n M e n s c h h e i t s t y p u s. Wiedergeburt, Erneuerung des Menschen im Geiste, Leben in Christo, Freiheit des Christenmenschen: das sind alles

nur verschiedene Bezeichnungen dieser einen, fundamentalen Tatsache. Der Mensch ein geistiges Wesen; das heißt: sofern sich das menschliche Individuum seines Geistseins bewußt wird, erhebt es sich über die Endlichkeit seiner sinnlich-psychischen Schranken; denn der Geist ist ja nichts anderes als die unendliche, allgemeine, allumfassende, göttliche Lebenseinheit, und indem sich der Mensch zur Geistigkeit erhebt und sich und seinen ganzen Erfahrungszusammenhang in dieser allumspannenden und alldurchdringenden Einheit erfaßt, hat er damit die ewige Wahrheit und das ewige Leben und die göttliche Freiheit.

Eine Religionsgeschichte, die nicht von dieser lebenzeugenden Idee ausgeht, mag zu allem möglichen taugen, nur nicht dazu, das Wesen der christlichen Entwicklung wirklich zu erfassen. Bedient sie sich aber dieser idealistischen Methode, so wird sie zu zeigen haben, wie diese Idee als das urschöpferische Element des Christentums sich bei ihrem ersten Hervortreten, bei ihrer ersten Fleischwerdung in den mythologischen Hüllen jenes Zeitalters präsentieren mußte, weil das damals der geläufige Vorstellungszusammenhang war, und weil sie nur so sich verständlich machen und zu einem neuen Leben den Anstoß geben konnte. Es ist also nicht genug, daß die Religionsgeschichte diese Mythen kenntlich macht und ihre anderweitige Herkunft erweist, sondern wahrhafte Religionsgeschichte ist sie erst dann, wenn sie die schöpferische Idee nach ihrer Reinheit in jenen Mythen als die neue treibende Kraft erfaßt. *Auf die Bewegung der Idee und nicht auf die Bewegung der Mythen kommt es an.*

Aber auch das sei angedeutet, daß die christliche Religionsgeschichte nach dieser idealistischen Methode einen ganz anderen Ausgang zu nehmen haben wird als bisher. Denn, wenn sie sich zunächst mit Hilfe der Religionsphilosophie der allgemein konstituierenden Idee des Christentums versichert haben wird, so wird sie als geschichtliche Wissenschaft zuvörderst vor die Frage gestellt: wo und wie ist diese Idee weltgeschichtlich zuerst in die Erscheinung getreten? Sie wird dabei zu bedenken haben, daß die Idee nicht bloß religiösen, sondern allgemein geistigen Charakters ist, und es stellt sich daher das Problem auf, ob sie nicht, ehe sie religiös wirksam wurde, schon vorher sich in anderer Form offenbart hat. Stellen wir aber die Frage so, dann ist es ja schon längst kein Geheimnis mehr, daß die Verlebendigung des geistigen Menschheitstypus eine ...ländische und keine orientalische Idee ist. Sie ist eben das-

jenige Element, welches den Occident vom Orient am fundamentalsten trennt, weil diesem die Idee der Freiheit im Geiste und, was dasselbe sagen will, der Freiheit der Persönlichkeit bis auf den heutigen Tag fremd geblieben ist. Die Idee, welche im Christentum durch ihre Verbindung mit dem israelitischen Monotheismus Universalreligion wurde, ist im Abendlande geboren worden.

Aber in Hellas ist diese Idee doch nur abstrakt auf dem Wege der reflektierenden Verstandeserkenntnis und nicht als das konkrete Leben des persönlichen Geistes ergriffen worden. Sie war da und hat sich in der Logoslehre von Heraklit bis auf Philo hinab immer umfassender ausgestaltet, aber noch einseitig als bloß gelehrte Theorie. Es mußte sich erst noch ein anderes Element, die Form des religiösen Glaubens, mit ihr verschwistern, ehe sie die Kraft gewann, nicht bloß die Jünger der abgeschlossenen Philosophenschulen, sondern die Herzen aller Menschen, von den Zöllnern und Sündern an, in das Reich des göttlichen Geistes emporzuheben. Die hellenische Logoslehre ist so nur das Vorspiel der universalen Religionsgeschichte des Christentums, aber doch diejenige Geistesbewegung, durch welche die göttliche Menschheitsidee zuerst in das Bewußtsein getreten ist. Von diesem Vorspiel wird daher die idealistische Religionsgeschichte ihren Ausgang nehmen müssen, und wenn sie das tut, so wird ihr auch nicht länger verborgen bleiben, daß die abstrakte Erfassung der Idee des geistigen Menschentums schon von Plato an den machtvollen Drang zeigt, sich in einer persönlichen Idealgestalt anschaulich zu verlebendigen: kurz, den Drang der Fleischwerdung des Logos. Denn was anders ist der Sokratestypus der Platonischen Dialoge in seiner letzten und tiefsten Bedeutung als der erste unzureichende Versuch, der Logosidee einen urbildlichen Leib zu geben. Und es läßt sich zeigen, daß diese Bewegung sich fortgesetzt hat, bis daß die Zeit erfüllet ward, wo die reine Menschheitsidee aus ihrer abstrakten Daseinsform heraustrat und lebendige menschliche Gestalt annahm. Es ist die noch ungelöste Aufgabe der Religionsgeschichte, die Entwicklung der Logoslehre unter dem Gesichtspunkt des fortdauernden Bestrebens ihrer persönlichen Verlebendigung in einer menschlichen Idealgestalt darzulegen. Eben das fordert die nach idealistischer Methode geleitete Geschichtserkenntnis, wie andererseits der religions-

historische Positivismus von der Tiefe solcher Probleme entfernt bleiben muß, weil sich diese Entwicklungsvorgänge noch ganz außerhalb der empirischen Kausalität abspielen.

Im Zusammenhang damit muß aber dann die weitere Frage beantwortet werden: weshalb ist die Fleischwerdung des Logos im Hellenentum selbst, da es doch diese Idee in der Reflexion zuerst erfaßt hatte, nicht auch möglich gewesen, und wie kommt es, daß dieser Anstoß nun gerade von Jesus ausgeht? Wie kommt es, daß die reine Logosidee mit der mythischen Christusidee ihre Vermählung vollzieht in dem Glauben der Jünger Jesu an die zu ewigem Leben erhöhte Gestalt ihres Meisters? — Der Positivismus antwortet darauf, das liege in der religiösen Einzigartigkeit der Person des historischen Jesus beschlossen, der sich tatsächlich mit Gott eins wußte und daraufhin in sich und den Seinen eine sittliche Erneuerung des Lebens erwirkte, so daß sich in ihm vollendete, was vorher in der Logos- und Christusidee nur unvollkommen zu Tage getreten war. Damit aber ist garnichts beantwortet, denn das ist eine identische und somit nichtssagende Erklärung. Eben diese Einzigartigkeit ist ja gerade der Gegenstand der Frage, und diese ist mit der Angabe jener Prädikate nicht gelöst, weil diese garnicht einzigartig sind, sondern bei allen biblischen und außerbiblischen Propheten anzutreffen sind. Die positivistische Geschichtserklärung endet deshalb auch immer mit dem Ergebnis: es ist so, weil es so ist. Die Einzigartigkeit Jesu besteht in seiner Einzigartigkeit, d. h. in der einzigartigen Wirkung. Was aber der Grund davon ist, das erfahren wir nicht, weil der Positivismus solche inneren Gründe garnicht zu erkennen vermag, sondern immer in dem Ablauf der empirischen Erscheinungen stecken bleibt.

Anders aber stellt sich die Angelegenheit, wenn nicht von den äußeren Tatsachen, sondern von der Idee ausgegangen wird. Dann präzisiert sich das Problem genauer so: wie kommt es, daß gerade von Jesus der universale Anstoß ausging, daß die abstrakte Idee des geistigen Menschheitstypus in der idealen Persönlichkeit des in ihm erhöhten Christusbildes konkrete Geistesgestalt empfing? Daß der Geist nur Geist ist, wenn er sich mit dem göttlichen Geist eins weiß, ferner daß sittliches Handeln nur dasjenige ist, welches in und aus diesem Geiste geschieht, und daß es sich als solches gegen allen Widerstand der Welt bis in den Tod hinein bewähren muß, — das alles hat Plato schon in seiner Sokratesgestalt zum Bewußtsein emporgehoben, und nach dieser

drungene alttestamentliche Züge u. a." Wo aber ist denn der „im allgemeinen gute historische Stoff" der evangelischen Tradition noch zu finden, wenn alles zusammengestellt wird, wovon bisher schon erwiesen ist, daß es teils aus dem Alten Testament, teils aus dem Hellenismus und teils aus den fremden orientalischen Religionen entnommen ist! Geschieht dies, so schrumpft der „gute historische Stoff" für die Rekonstruktion der irdischen Persönlichkeit Jesu schon jetzt auf ein Minimum zusammen, und doch ist die Forschung auf diesem Gebiet noch nicht am Ende ihrer Tage angelangt, so daß zu erwarten steht, daß noch weitere Stücke als der synkretistischen Religion jener Tage entstammend nachgewiesen werden. Aber selbst wenn das nicht mehr geschähe, — wie steht es denn schon heut mit diesem Minimum? Es ist schon so gut wie nichts, und dieser kümmerliche Rest ist, religiös betrachtet, nicht einmal von ausschlaggebender Bedeutung. Denn von dem äußeren Leben Jesu wissen wir doch einigermaßen sicher nur, daß er zur Zeit des Tiberius heilend und predigend in seinem Lande umhergezogen ist, und daß er bei dem Versuch, die hauptstädtischen Kreise für sich zu gewinnen, als Revolutionär verhaftet und gekreuzigt worden ist. Wenn dann aber der theologische Positivismus als das historisch Feststehende die Sprüche und die Gleichnisse ansieht, so ist auch dagegen zu sagen, daß eine Reihe der wichtigsten dieser Sprüche als bereits vor Jesus im Judentum vorhanden bezeugt sind, und daß auch von einem Teil der Gleichnisse bereits der Nachweis erbracht ist, daß sie von Jesus selbst nicht oder nicht so erzählt worden sein können. Aber selbst wenn hier ein echt historischer Rest bliebe, muß doch gesagt werden: so hoch auch die sittliche Bedeutung dieser Stücke ist, eine universale Religion hätte daraus nicht erwachsen können. Und wenn die Urgemeinde von ihrem Meister weiter nichts empfangen hätte als dies und, daß er dafür in den Tod ging, so wäre das Vorhandensein dieser Gemeinde nicht einmal an dem entgegengesetzten Ende von Jerusalem bekannt geworden. Jesus ein heilender Rabbi und ein pietistischer Moralprediger, der für seine sittliche Ueberzeugung sein Leben läßt, — aus solchem Stoff entsteht noch keine Weltreligion.

Mit gutem Grunde hat daher schon vor einiger Zeit einer der bedeutendsten religionsgeschichtlichen Forscher darauf hingewiesen, daß der Anstoß, von dem die universelle Bewegung des Christentums ausgegangen ist, ein unbekanntes X und somit ein unergründliches Geheimnis Gottes ist. Und selbst, wenn wir die

historische Persönlichkeit Jesu so genau kennten, wie wir sie nicht kennen, so wäre dieses X damit noch nicht im mindesten dem wirklichen Verständnis zugänglich gemacht. Wenn gleichwohl feststeht, daß dieser Anstoß durch die Persönlichkeit Jesu ausgelöst worden ist, ist denn damit nun gesagt, daß die empirisch-geschichtliche Gestalt des Zimmermannssohns es war, aus der diese Wirkung hervorging? Eben das ist der Irrtum; denn nicht der geschichtliche Jesus ist der Erzeuger des Christentums, sondern der ewige Logos, der nur vermittelst der Person Jesu endgiltig in die Geschichte eingetreten ist und als solcher von der Gemeinde in der über alles Geschichtliche erhöhten Gestalt des Logos-Christus lebendig ergriffen wurde. Logisch ausgedrückt, liegt der Fehler jenes theologischen Positivismus darin, daß er die psychologisch-historische Persönlichkeit, welche nur Mittel des Hervortretens der Logosidee war, als den Grund selber ansieht und dabei übersieht, daß dieser Grund jenseits alles empirisch Geschichtlichen liegt. Das aber ist zugleich die Ursache, weshalb schon die Urgemeinde das bloß positiv Historische der irdischen Person Jesu versinken ließ und das Auge allein noch auf die im Geiste erhöhte Christusgestalt richtete. Zu dieser selben Erkenntnis aber wird nun, wie wir gesehen haben, die religionsgeschichtliche Forschung von außen her gedrängt, da sie fortschreitend zu der Einsicht gelangt, daß die Durchforschung der religiösen Urkunden eben nicht auf die geschichtliche Person Jesu führt, sondern gerade umgekehrt auf die erst mit dem Tode Jesu freigewordene ideale Christusgestalt. Sie wird dazu getrieben durch das zwingende Ergebnis, daß der Logos, wie er schon vor Jesus in der synkretistischen Religion jener Zeit aus dem Dunkel in das helle Bewußtsein strebte, durch den aus dem Tode Jesu verlebendigten Christusglauben endlich bestimmte Gestalt gewann und nun seinen ganzen Ideengehalt um diesen festen Punkt kristallisierte. Demnach zerstört die Religionsgeschichte selber den historischen Positivismus, welche die Entwicklung der christlichen Religion auf die Rekonstruktion der Persönlichkeit des geschichtlichen Jesus gründen zu können vermeinte.

Was die Religionsgeschichte bisher auf diesem Wege geleistet hat, kann aber nur als bedeutsame Vorarbeit angesehen werden, und allem Anschein nach ist die Zeit nicht mehr fern, wo sie ihre Methode inbezug auf die Erkenntnis der Entwicklung des Christen-

tums gründlich wird ändern müssen. Diese Umgestaltung wird in der Hauptsache eine Wiederaufnahme und Weiterführung des Rankeschen Verfahrens sein, das in der Gegenwart sowohl von dem theologischen, als dem profangeschichtlichen Positivismus preisgegeben worden ist. Worauf dieser Gegensatz hinausgeht, kann in aller Kürze dahin beantwortet werden, daß es bei Ranke die Ideen sind, welche das wahrhafte Leben und die innerlich treibenden Kräfte der geschichtlichen Bewegung sind, während der Positivismus die empirischen Kausalzusammenhänge als die entscheidende Instanz betrachtet und die Ideen nur für sekundär daraus abgeleitete Gebilde erachtet, indem er sie mit bloßen Vorstellungsabstraktionen verwechselt. Dies soll an der Religionsgeschichte verdeutlicht werden.

Der historische Positivismus proklamiert als die wesentliche Aufgabe der Geschichtswissenschaft: die Ermittlung des empirischen Kausalzusammenhanges der geschichtlichen Erscheinungen. Er geht davon aus, daß ebenso wie die mechanischen Veränderungen, so auch die geschichtlichen durch das Fundamentalgesetz von Ursache und Wirkung bestimmt werden. Das ist richtig, aber für die Geschichte nur soweit, als ihr Wesen selbst in dem äußerlich-sinnlichen Erscheinungszusammenhang der äußeren Natur zum Ausdruck kommt, und soweit gehört es auch zur Aufgabe der Historie, diesen äußerlichen Zusammenhang nach dem mechanischen Gesetz von Ursache und Wirkung festzustellen. Aber während die materielle Natur ganz in diesem äußeren, mechanischen Zusammenhang beschlossen ist, hat der geschichtliche Zusammenhang außerdem noch seine innere Seite, und diese ist hier die wesentliche, weil sie erst diejenigen Vorgänge möglich macht, denen wir historischen Charakter beimessen. Die aus dieser inneren Bewußtseinsseite des Lebens hervorgehende Verursachung ist aber nicht identisch mit der mechanischen Kausalität, sondern sie ist eine Kausalität ganz anderer Art und im Gegensatz zu der mechanischen als einer Kausalität aus Notwendigkeit, vielmehr eine solche aus Freiheit. Philosophische Einsicht lehrt zugleich, daß diese Verursachung aus Freiheit ein Gesetz höherer Art ist, weil in ihr die mechanische Kausalität nur als eins ihrer Bestimmungsmomente mit aufgenommen ist; ein anderes Moment aber in ihr ist das der allgemein sittlichen Selbstbestimmung, wieder ein anderes das der rechtlichen und endlich nicht zum wenigsten das der religiösen Selbstbestimmung. Diese Faktoren leugnet nun zwar auch der

theologische Positivismus nicht, aber er weiß ihnen wissenschaftlich nicht ihre Stelle anzuweisen, weil er alles nur unter dem Gesichtspunkt der Kausalität aus Notwendigkeit betrachtet, worunter weder die religiöse, noch die sittliche, noch die rechtliche Selbstbestimmung gebracht werden kann. Wie zeigt sich das?

Dieser theologische Positivismus geht nicht etwa von der Idee des Christentums überhaupt aus, wie sie sich als ein und dieselbe in allen geschichtlichen Veränderungen mit zunehmender Deutlichkeit offenbart hat, und erfaßt von ihr aus das Wesen religionsgeschichtlicher Entwicklung, sondern er nimmt einen positiven empirisch-geschichtlichen Vorgang zum Ausgangspunkt und glaubt sein Geschäft getan, wenn er diesen kausal bestimmt hat. So behauptet eine gewisse Richtung, das Wesen des Christentums müsse urkundlich aus dem Glaubenscharakter des Urchristentums festgestellt, in seiner kausalen Entwicklung verfolgt und vor allen Dingen von aller philosophischen Vernunfterkenntnis ferngehalten werden. Diese Methode war solange verblüffend und verblendend, als das Urchristentum selbst als fester, unverrückbarer Punkt von ursprünglicher Kraft galt und die Kausalentwicklung nur nach der Gegenwart zu verfolgt wurde. Denn eben solange konnte behauptet werden, daß das Wesen des Christentums im Urchristentum gegeben sei, und man folgerte dann daraus, daß die Gegenwart wieder an dem reinen Glauben jenes Zeitalters ihre religiösen Zwecke bestimmen müsse. Nun aber ist es das Unbequeme, daß alle Kausalität eine doppelte Richtung hat, nicht nur nach vorn, sondern auch rückwärts; und als man nun anfing, diese rückwärtsführende Linie genauer zu verfolgen, da zeigte es sich je länger, je mehr, daß der bloß historischen Erscheinung nach auch das Urchristentum keineswegs etwas Ursprüngliches ist, sondern vielmehr das Produkt einer bereits vorhandenen synkretistischen Religion. Denn das besagt eben die These, daß „die Hauptstücke der Christologie nicht von dem historischen Jesus herkommen, sondern unabhängig von ihm und vor ihm entstanden sind".

So zeigt sich denn, daß dieser Positivismus garnicht im stande ist, das reine Wesen des Christentums aufzudecken, sondern daß dieses positivistische Wesen sich in eine äußerlich bedingte Erscheinungsform auflöst, da mit Hilfe des Kausalitätsprinzips überhaupt niemals das Wesen eines Dinges, sondern nur seine Einordnung in den Erscheinungszusammenhang bestimmt werden kann. Würde man also das spezifische Wesen des Christentums nicht aus

anderer Quelle kennen, der religionsgeschichtliche Positivismus würde es uns niemals an die Hand geben. Dennoch kommt dieser Untersuchungsart das negative Verdienst zu, daß auf diese Weise auch dem blödesten Auge klar gemacht wird, daß die sinnliche Vorstellungsweise solcher Stücke wie der übernatürlichen Geburt, der Wunder, der Auferstehung, der Himmelfahrt usw. gar nicht zu dem Wesen des Christentums gehört, sondern nur die Einfassungsform der christlichen Religionsidee in diejenige Vorstellungsweise darstellt, welche zur Zeit ihres ersten Hervortretens allgemein herrschte. Indem also der Positivismus zeigt, daß jene, unserer heutigen Gesamtanschauung widersprechenden Stücke garnicht zu dem Wesenskern des Christentums gehören, so bewährt sich damit der oben aufgestellte Satz, daß uns die Geschichtserkenntnis von der toten Last der Geschichte befreit.

Wird es nun durchsichtig, daß die positivistische, allein auf den empirischen Kausalzusammenhang gerichtete Religionsgeschichte unfähig ist, das Wesen der Religion mitzubegreifen, so bleibt kein anderer Ausweg, als daß die positivistische Methode wieder in die idealistische, die wir auch als die Rankesche bezeichnen, allmählich umschlägt. Was aber besagt das? — Für die christliche Religionsgeschichte soviel, daß diese Wissenschaft nicht von einer äußeren Erscheinungsform, sei es des Urchristentums oder der Person des historischen Jesus, zu allererst ausgehen muß, sondern von der Idee der christlichen Religion überhaupt; und sie hat darzustellen, wie diese Idee ein und dieselbe geblieben ist in der fortschreitenden Verwirklichung ihres Wesens in den äußeren Erscheinungsformen. Ist denn aber nicht gerade diese Idee das unentschiedene Streitobjekt der hadernden Parteien, und soll nun die Religionsgeschichte von einem so strittigen Punkte ausgehen? Wer so fragt, vergißt dabei gänzlich, daß wir uns hier nicht auf dem Felde der Kämpfe des empirischen Lebens befinden, sondern auf demjenigen der Wissenschaft, welche in diesem Falle keine andere ist als die Religionsphilosophie. Stellen wir uns aber auf diesen Boden, so ist jene Idee keineswegs mehr dem Streite ausgesetzt und wer dies dennoch behauptet, beweist damit nur, daß er in die religionsphilosophische Erkenntnis nicht eingeweiht ist. Die Idee aber des Logos-Christus ist keine andere als die der Verlebendigung des geistigen Menschheitstypus. Wiedergeburt, Erneuerung des Menschen im Geiste, Leben in Christo, Freiheit des Christenmenschen: das sind alles

nur verschiedene Bezeichnungen dieser einen, fundamentalen Tatsache. Der Mensch ein geistiges Wesen; das heißt: sofern sich das menschliche Individuum seines Geistseins bewußt wird, erhebt es sich über die Endlichkeit seiner sinnlich-psychischen Schranken; denn der Geist ist ja nichts anderes als die unendliche, allgemeine, allumfassende, göttliche Lebenseinheit, und indem sich der Mensch zur Geistigkeit erhebt und sich und seinen ganzen Erfahrungszusammenhang in dieser allumspannenden und alldurchdringenden Einheit erfaßt, hat er damit die ewige Wahrheit und das ewige Leben und die göttliche Freiheit.

Eine Religionsgeschichte, die nicht von dieser lebenzeugenden Idee ausgeht, mag zu allem möglichen taugen, nur nicht dazu, das Wesen der christlichen Entwicklung wirklich zu erfassen. Bedient sie sich aber dieser idealistischen Methode, so wird sie zu zeigen haben, wie diese Idee als das urschöpferische Element des Christentums sich bei ihrem ersten Hervortreten, bei ihrer ersten Fleischwerdung in den mythologischen Hüllen jenes Zeitalters präsentieren mußte, weil das damals der geläufige Vorstellungszusammenhang war, und weil sie nur so sich verständlich machen und zu einem neuen Leben den Anstoß geben konnte. Es ist also nicht genug, daß die Religionsgeschichte diese Mythen kenntlich macht und ihre anderweitige Herkunft erweist, sondern wahrhafte Religionsgeschichte ist sie erst dann, wenn sie die schöpferische Idee nach ihrer Reinheit in jenen Mythen als die neue treibende Kraft erfaßt. Auf die Bewegung der Idee und nicht auf die Bewegung der Mythen kommt es an.

Aber auch das sei angedeutet, daß die christliche Religionsgeschichte nach dieser idealistischen Methode einen ganz anderen Ausgang zu nehmen haben wird als bisher. Denn, wenn sie sich zunächst mit Hilfe der Religionsphilosophie der allgemein konstituierenden Idee des Christentums versichert haben wird, so wird sie als geschichtliche Wissenschaft zuvörderst vor die Frage gestellt: wo und wie ist diese Idee weltgeschichtlich zuerst in die Erscheinung getreten? Sie wird dabei zu bedenken haben, daß die Idee nicht bloß religiösen, sondern allgemein geistigen Charakters ist, und es stellt sich daher das Problem auf, ob sie nicht, ehe sie religiös wirksam wurde, schon vorher sich in anderer Form offenbart hat. Stellen wir aber die Frage so, dann ist es ja schon längst kein Geheimnis mehr, daß die Verlebendigung des geistigen Menschheitstypus eine abendländische und keine orientalische Idee ist. Sie ist eben das-

jenige Element, welches den Occident vom Orient am fundamentalsten trennt, weil diesem die Idee der Freiheit im Geiste und, was dasselbe sagen will, der Freiheit der Persönlichkeit bis auf den heutigen Tag fremd geblieben ist. Die Idee, welche im Christentum durch ihre Verbindung mit dem israelitischen Monotheismus Universalreligion wurde, ist im Abendlande geboren worden.

Aber in Hellas ist diese Idee doch nur abstrakt auf dem Wege der reflektierenden Verstandeserkenntnis und nicht als das konkrete Leben des persönlichen Geistes ergriffen worden. Sie war da und hat sich in der Logoslehre von Heraklit bis auf Philo hinab immer umfassender ausgestaltet, aber noch einseitig als bloß gelehrte Theorie. Es mußte sich erst noch ein anderes Element, die Form des religiösen Glaubens, mit ihr verschwistern, ehe sie die Kraft gewann, nicht bloß die Jünger der abgeschlossenen Philosophenschulen, sondern die Herzen aller Menschen, von den Zöllnern und Sündern an, in das Reich des göttlichen Geistes emporzuheben. Die hellenische Logoslehre ist so nur das Vorspiel der universalen Religionsgeschichte des Christentums, aber doch diejenige Geistesbewegung, durch welche die göttliche Menschheitsidee zuerst in das Bewußtsein getreten ist. Von diesem Vorspiel wird daher die idealistische Religionsgeschichte ihren Ausgang nehmen müssen, und wenn sie das tut, so wird ihr auch nicht länger verborgen bleiben, daß die abstrakte Erfassung der Idee des geistigen Menschentums schon von Plato an den machtvollen Drang zeigt, sich in einer persönlichen Idealgestalt anschaulich zu verlebendigen: kurz, den Drang der Fleischwerdung des Logos. Denn was anders ist der Sokratestypus der Platonischen Dialoge in seiner letzten und tiefsten Bedeutung als der erste unzureichende Versuch, der Logosidee einen urbildlichen Leib zu geben. Und es läßt sich zeigen, daß diese Bewegung sich fortgesetzt hat, bis daß die Zeit erfüllet ward, wo die reine Menschheitsidee aus ihrer abstrakten Daseinsform heraustrat und lebendige menschliche Gestalt annahm. Es ist die noch ungelöste Aufgabe der Religionsgeschichte, die Entwicklung der Logoslehre unter dem Gesichtspunkt des fortdauernden Bestrebens ihrer persönlichen Verlebendigung in einer menschlichen Idealgestalt darzulegen. Eben das fordert die nach idealistischer Methode geleitete Geschichtserkenntnis, wie andererseits der religions-

historische Positivismus von der Tiefe solcher Probleme entfernt bleiben muß, weil sich diese Entwicklungsvorgänge noch ganz außerhalb der empirischen Kausalität abspielen.

Im Zusammenhang damit muß aber dann die weitere Frage beantwortet werden: weshalb ist die Fleischwerdung des Logos im Hellenentum selbst, da es doch diese Idee in der Reflexion zuerst erfaßt hatte, nicht auch möglich gewesen, und wie kommt es, daß dieser Anstoß nun gerade von Jesus ausgeht? Wie kommt es, daß die reine Logosidee mit der mythischen Christusidee ihre Vermählung vollzieht in dem Glauben der Jünger Jesu an die zu ewigem Leben erhöhte Gestalt ihres Meisters? — Der Positivismus antwortet darauf, das liege in der religiösen Einzigartigkeit der Person des historischen Jesus beschlossen, der sich tatsächlich mit Gott eins wußte und daraufhin in sich und den Seinen eine sittliche Erneuerung des Lebens erwirkte, so daß sich in ihm vollendete, was vorher in der Logos- und Christusidee nur unvollkommen zu Tage getreten war. Damit aber ist garnichts beantwortet, denn das ist eine identische und somit nichtssagende Erklärung. Eben diese Einzigartigkeit ist ja gerade der Gegenstand der Frage, und diese ist mit der Angabe jener Prädikate nicht gelöst, weil diese garnicht einzigartig sind, sondern bei allen biblischen und außerbiblischen Propheten anzutreffen sind. Die positivistische Geschichtserklärung endet deshalb auch immer mit dem Ergebnis: es ist so, weil es so ist. Die Einzigartigkeit Jesu besteht in seiner Einzigartigkeit, d. h. in der einzigartigen Wirkung. Was aber der Grund davon ist, das erfahren wir nicht, weil der Positivismus solche inneren Gründe garnicht zu erkennen vermag, sondern immer in dem Ablauf der empirischen Erscheinungen stecken bleibt.

Anders aber stellt sich die Angelegenheit, wenn nicht von den äußeren Tatsachen, sondern von der Idee ausgegangen wird. Dann präzisiert sich das Problem genauer so: wie kommt es, daß gerade von Jesus der universale Anstoß ausging, daß die abstrakte Idee des geistigen Menschheitstypus in der idealen Persönlichkeit des in ihm erhöhten Christusbildes konkrete Geistesgestalt empfing? Daß der Geist nur Geist ist, wenn er sich mit dem göttlichen Geist eins weiß, ferner daß sittliches Handeln nur dasjenige ist, welches in und aus diesem Geiste geschieht, und daß es sich als solches gegen allen Widerstand der Welt bis in den Tod hinein bewähren muß, — das alles hat Plato schon in seiner Sokratesgestalt zum Bewußtsein emporgehoben, und nach dieser

Seite hin hat Jesus nichts neues in die Welt gebracht, wie das ja auch die Kirchenväter längst anerkannt haben. Worin sich aber die Platonische Idealgestalt des Sokrates von Jesus unterscheidet, das ist der Faktor, daß von diesem eine universale Wirkung ausgelöst worden ist und von jenem nicht. Die Hauptfrage reduziert sich also auf diejenige nach dem Grunde der Universalität der Tat Jesu.

Es ist nicht meine Aufgabe, eine Lösung dieses fundamentalen Problems der christlichen Religionsgeschichte zu geben. Aber einer erstmaligen Andeutung will ich selbst auf die Gefahr des Irrtums hin nicht aus dem Wege gehen, um so vielleicht die Erörterung darüber in Fluß zu bringen. Wie Jesus, so wußte sich auch der Platonische Sokrates eins mit Gott und bestimmte seine Lebensschritte aus diesem in ihm lebendigen Bewußtsein heraus. Denn ob der göttliche Geist in dem einen Fall schlechthin „Gott", in dem anderen „göttlicher Dämon" genannt wird, macht an und für sich noch keinen Unterschied aus. Dennoch aber macht sich in anderer Beziehung hier eine tiefgehende Verschiedenheit bemerkbar. Denn der Gott des Sokrates lebte in diesem nur als eine subjektive Macht, als sein Dämonium; er wußte noch nicht, daß dieser Gott der Gott aller Menschen und aller Dinge sei, so daß alle Individuen in diesem Gottesgeiste einheitlich verbunden, somit alle Kinder Gottes und untereinander Brüder seien. Der Gott Jesu aber war nicht mehr eine bloß subjektive Potenz, sondern eine absolute, welche alle Menschenkinder samt ihrer Welt in sich und unter sich befaßt. Das ist der mittelbar entwickelte Tatbestand, wie er in der Paulinischen und Johanneischen Theologie vorliegt. Wie aber ist der Anstoß zu dieser spekulativen Entwicklung göttlich-naiv und unmittelbar durch Jesu Person und Wirken in die Welt gekommen? — Durch die scheinbar einfache Tatsache, daß Jesus in seinem Gottesbewußtsein gerade die unterste und verachtetste Schicht der Menschheit mit umfaßte, daß er auch die, von der offiziellen Religionsgemeinschaft ausgestoßenen Zöllner und Sünder ebenso wie sich selbst als zur Gotteskindschaft bestimmt erkannte und damit das Bewußtsein entfachte, es sei kein Wesen, das noch Menschenantlitz trägt, ob reich oder arm, frei oder Sklave, fromm oder mit Sünden belastet, von der Ge-

meinschaft mit Gott ausgeschlossen. Das ist der universelle Faktor in dem Wirken Jesu.

Von den Moralsprüchen, Reden und Gleichnissen, die Jesu in den Mund gelegt werden, wissen wir nicht, ob sie von Jesus wirklich herrühren, ja von vielen können wir direkt nachweisen, teils, daß sie nicht von ihm stammen, teils, daß sie von ihm nicht gesprochen sein können. Die Wundertaten, sofern sie wörtlich-sinnlich genommen werden, müssen wir als der göttlichen Vernunft widersprechend ablehnen, und selbst wenn Wunder dieser Art möglich wären, würden sie keine religiöse Bedeutung haben. Aber das ist unzweifelhaft, daß von ihm in seinen Anhängern der Glaube eingepflanzt worden ist, daß jeder, wie er auch sei, zur Gottessohnschaft berufen sei. Mag dieser Glaube von ihm auch noch so primitiv und volkstümlich — einfach in seinen Jüngern erweckt worden sein, ja mögen dabei auch phantastische Zukunftshoffnungen mitgespielt haben, so lag doch darin eine weltgeschichtliche Tat, daß er als der erste den Menschen schlechthin als Menschen nahm und sich mit jedem von ihnen in Gott vereint wußte. Und es macht auch nichts aus, wenn das zuvörderst in der Weise zum Ausdruck kam, daß er mit den von seinem Volk Verstoßenen anfing, daß er den Zöllnern und Sündern in vollem Sinne göttliche Menschenrechte zuerkannte und so innerhalb seiner Volksgemeinschaft erst einmal die Schranken aufhob, welche den Menschen vom Menschen trennten. Denn war das erst geschehen und auch nur in kleiner Gemeinschaft zur Anerkennung gebracht, so mußte sich daraus alsbald auch die weitere Konsequenz ergeben, daß wie kein Unterschied vor Gott mehr sei zwischen Zöllnern und Pharisäern, so auch schließlich keiner mehr zwischen Juden und Heiden ihrer ewigen Bestimmung nach.

Es wirkten also hier, genauer betrachtet, zwei Faktoren zusammen, welche den universellen Anstoß erwirkten, der von Jesus ausging. Der erste dieser Faktoren ist der, daß der Gott Jesu der Gott Israels war, d. h. daß es nicht ein subjektiver Gott wie bei Sokrates, auch nicht ein bloßer Volksgott wie der des älteren Israel war, der in Jesu lebte, sondern der Weltgott, der einige Gott aller Menschen und aller Völker, kurz der absolute Gott. Und nur, sofern in Jesu dieses absolute Gottesbewußtsein lebendig war, konnte der andere Faktor auf Grund einer unmittelbaren, genialen Intuition dadurch in Wirksamkeit gesetzt werden, eben der daß vor diesem absoluten Gott auch kein Ansehen der Person

mehr gelten könne. Denn für einen Gott, der nur ein solcher sei es der Juden oder der Aegypter oder der Griechen war, gab es auch Unterschiede zwischen den Menschen, da nur seine jedesmaligen Anhänger für ihn in Betracht kamen und die anderen als Feinde von ihm ausgeschlossen blieben. Vor der absoluten Gottheit aber hört jede Unterscheidung auf und der eine Mensch gehört ihr genau so wie der andere an. Israel war seit den großen Tagen seiner Prophetie auf dem Wege, die Gottheit absolut zu fassen, aber es ist doch nur dazu gekommen, seinen Gott als den Weltgott zu begreifen, vor dem die Götter der anderen Nationen in Nichts versinken, der aber doch vorzugsweise der Gott Israels bleibt. Der Schritt vom Weltgott zur absoluten Gottheit aber wird erst im Christentum durch die von Jesu ausgehende Wirkung gemacht, weil dazu eben die Erfüllung der weiteren Bedingung nötig war, daß auch die absolute Gleichheit der Wesensbestimmung aller Menschen vor dem einigen Gott zum Bewußtsein gebracht wurde. In der Auslösung dieser Bewegung sehe ich den Kernpunkt der universellen Bewegung, die durch die Verkündigung des Evangeliums an die Zöllner und Sünder ausgelöst worden ist.

Nun aber ergibt sich weiter, daß das Evangelium der Urgemeinde nicht material, sondern nur formal von universaler Kraft war. Denn seine Bedeutung ging dahin, daß Jesus als der Christ vom Himmel herabkommen würde, um das Reich Gottes so oder so zu verwirklichen. Da also das Evangelium, material betrachtet, in dieser Hoffnung bestand, so sieht man daraus, daß der Glaube der Urgemeinde streng genommen noch gar keinen Inhalt hatte, sondern daß sie erwartete, daß dieser erst mit dem vom Christ gebrachten Reich gegeben werden sollte. Die Hoffnung auf die Verwirklichung eines Inhaltes ist an sich noch kein Inhalt. Diese Glaubenshoffnung hat daher auch nicht die Welt erobern können, und das Urchristentum hätte spurlos verschwinden müssen, wenn ihm nicht ein Inhalt von anderer Seite her zugeströmt wäre. In Wahrheit nämlich lag in dem Glauben der Urgemeinde nur ausgesprochen, daß jeder gläubig werden könne, und daß er als solcher an der Verwirklichung der Zukunftshoffnungen Teil haben werde. Erfüllte sich diese Hoffnung auf die Parusie Christi nicht, so hätte dieser Glaube keinen Inhalt gewonnen und wäre wiederum verflüchtigt worden. Damit zeigt sich also, daß in diesem Urzustand der Gemeinde die Wesensgleichheit der Menschen

im Glauben zwar formal gegeben war, daß aber statt eines wirklichen Inhaltes nur Hoffnungen auf einen solchen gegenwärtig waren. Dieser Glaube war daher zunächst das Gefäß und die Form, fähig, einen universellen Inhalt aufzunehmen, aber als solcher hatte er noch keinen. Unsere Evangelien lassen ja auch deutlich genug erkennen, wie der Glaube oft genug ins Wanken geriet, als jene sinnlichen Reichshoffnungen nicht in Erfüllung gehen wollten, und es mußte das ganze Material von Morallehren, Gleichnissen, Wundererzählungen in Bewegung gesetzt werden, um den glimmenden Docht nicht verlöschen zu lassen. Sehr bald aber gewahren wir dann, daß die Hoffnungen auf die Herabkunft des Christus und die Verwirklichung seines Reiches eine allmähliche, aber vollständige Umdeutung erfuhr, und das war nur möglich durch die Aufnahme eines entsprechend universellen Inhaltes in die gegebene Glaubensform. Das Einströmen dieser universellen Glaubensmaterie repräsentiert uns die Paulinische und Johanneische Theologie, und sie ist gekennzeichnet durch solche Lehren wie diejenigen: Gott ist Geist; das Reich Christi ist ein geistiges Reich; der Mensch hat im Geiste die Freiheit der Persönlichkeit und damit die Erlösung von seiner Endlichkeit usw. So hat die Lehre vom heiligen Geiste der judenchristlichen Urgemeinde erst einen realen Inhalt für ihre Glaubensform gegeben, und dieser Inhalt ist nicht aus ihrem eigenen Erbe produziert worden, sondern er ist hellenischen Ursprungs. Denn der Gott des Judentums mit allem, was religiös davon abhängt, ist ein moralischer Exponent, kein pneumatischer. Daß Gott Geist sei, und daß der Mensch in diesem Geiste die wahre Freiheit (Erlösung) der Persönlichkeit habe, diese Weisheit ist ureigenes Kapital des Hellenentums und konnte niemals auf orientalischem Boden gewonnen werden, weil hier alle Vorbedingungen zu dieser Errungenschaft fehlten. Mit der Aufnahme dieses Inhaltes vom Geiste hat sich das Christentum auch endgiltig vom Judentum losgelöst, und Paulus wurde so der erste Heidenmissionar. Die Hellenen aber andererseits hatten es nicht vermocht, der Verlebendigung der Idee des geistigen Menschentums eine absolute *Form* zu geben, so sehr auch die Natur des Geistes selbst darauf hinwies; denn das war überhaupt nicht in der Form der logischen Erkenntnis möglich, sondern konnte nur in religiöser Form allgemeingiltig und allgemeinmenschlich verwirklicht werden. Diese absolute Form gewann sich aber diese von den Hellenen ver-

lebendigte Idee, als sie in die universelle Glaubensform des Urchristentums einging. Der Logos erhielt endlich seine konkrete Gestalt im Christus.

Es kann daher nicht als zutreffend erachtet werden, wenn behauptet wird, daß das Evangelium den Inhalt und der hellenische Geist die Form abgegeben hat, in welcher das Christentum das Abendland erobert hat. Vielmehr stellt sich die Sache gerade umgekehrt dar: die hellenische Idee der Verlebendigung des Geistes macht den universellen Inhalt aus und der christliche Glaube die universelle Form, aus deren Vereinigung die absolute Religion des Occidentes hervorgegangen ist. Denn das Wesentliche auch im Christentum ist und bleibt die Verlebendigung des geistigen Menschheitstypus; alles andere ist nur Hülle und Arabeske.

Die idealistische Behandlung der christlichen Religionsgeschichte wird daher zu wesentlich anderen Ergebnissen führen als die positivistische, welche nur die einseitige Kausalverknüpfung in der Zeit kennt und dadurch zu schiefen Auffassungen verleitet wird. Denn dieser Positivismus hält unsere Kirche und Theologie noch immer im Bann der irrigen Vorstellung, als ob der Glaube an sich der Inhalt wäre und der Geist nur das Werkzeug, um diesem Glauben seine möglichst adäquate Form zu geben. So gefaßt, wird der Geist, echt positivistisch, fort und fort mit der abstrakten, leeren Verstandestätigkeit verwechselt, und da der reale, vernünftige Geist dennoch nicht tot ist, sondern sich in anderen Bahnen Geltung verschafft, so entstehen daraus alle jene angeblichen Widersprüche zwischen Glauben und Vernunft, die unser Leben heut so stark verbittern und jeden wahrhaften Fortschritt hemmen. Der wahrhafte Geist, der in dem echten Christenglauben seine universelle Lebensform empfangen hat, ist aber nicht der abstrahierende Verstand, sondern er ist die kontrete, alles in sich begreifende Macht, außer welchem und ohne den es nichts gibt. Der Glaube aber ist nichts anderes als die universelle Formkraft, welche unser subjektives Selbstbewußtsein über sich hinaustreibt und zu der Einheit mit dem absoluten Geiste erweitert. Solange aber dem Glauben noch ein äußerlicher, empirisch-historischer Inhalt gegeben wird, solange ist er immer noch nicht reiner, protestantischer Glaube, sondern eine sinnliche Art heidnischen Fürwahrhaltens. Denn dieser Glaube ist es, der immer noch die mythischen Hüllen des Urchristentums für den wahren Kern der Religion ausgibt und so den Hungrigen im Geiste mit seinem Pochen auf den Buchstaben Steine statt Brot gibt.

Es ist daher auf das freudigste zu begrüßen, daß die oben angeführte Schrift Gunkels den bündigen Nachweis führt, daß ein großer Teil der christologischen Stücke, welche von der Kirche dem Glauben noch immer als Inhalt aufgezwängt werden, garnicht aus dem Urchristentum stammen, sondern heidnisch-orientalischer Herkunft sind. Endlich einmal muß so doch die Einsicht erwachsen, daß die fremden Hüllen kein Glaubensinhalt sind, sondern daß der echte Glaube eine reine Kraft ist, die da selig macht, indem sie uns und unser ganzes Dasein in die Sphären des lebendigen Geistes erhebt. Der Fortschritt des Christentums hängt zum guten Teil noch immer davon ab, daß es endlich befreit werde von dem Bleigewicht der orientalischen Mythen, damit die lebendige Kraft des Geistes uns die wahre Freiheit des Leibes und der Seele gewähre. „Das Christentum ist eine synkretistische Religion. Starke religiöse Motive, die aus der Fremde gekommen waren, sind in ihm enthalten und zur Verklärung gediehen, orientalische und hellenistische. Denn das ist das Charakteristische, wir dürfen sagen, das Providentielle am Christentum, daß es seine klassische Zeit in der weltgeschichtlichen Stunde erlebt hat, als es aus dem Orient in das Griechentum übertrat." Und zu diesem Worte Gunkels möge sich hier noch am Schluß ein anderes von Pfleiderer gesellen, der da sagt: „Wenn das Christentum erkannt wird als das notwendige Entwicklungsprodukt des religiösen Geistes unserer Gattung, auf dessen Bildung die ganze Geschichte der alten Welt hinstrebte, in dessen Ausgestaltung alle geistigen Erträgnisse des Orients und Occidents ihre Verwertung und zugleich Veredelung und Harmonisierung gefunden haben: dann ist das die großartigste und solideste Apologie des Christentums, die sich denken läßt."

---

# Wahl-Reform.

Von

**Hans Delbrück.**

---

Die wichtigste Aufgabe des neuen Landtags wird eine Reform der Wahlen zum Abgeordnetenhause sein. Die Unerträglichkeit des jetzigen Systems, das überdies garnicht auf einem Gesetz, sondern seit mehr als 50 Jahren auf einer bloß provisorischen Verordnung beruht, wird sei es in dieser, sei es in jener Beziehung eigentlich von keiner Seite mehr bestritten. Sowohl für die Regierung wie für die Parteien, im besonderen die nationalliberale Partei, würde es ein Zug taktischer Klugheit sein, die Initiative zu ergreifen. Wer sich entschlösse, gleich beim Beginn der Session einen Entwurf vorzulegen und einen Antrag zu stellen, würde damit auf einen Schlag eine überaus starke Position im politischen Schachspiel gewinnen. Ob so viel Entschlossenheit wirklich zu erhoffen ist, bleibe dahingestellt; vielleicht ist das Zentrum wieder der politisch Kluge. Ich möchte meinerseits zunächst einen Vorschlag unterbreiten, um die Diskussion in Gang zu bringen.

Man kann sich die Reform sehr verschiedenartig vorstellen. Die Jungliberalen haben, ohne daß der anwesende Abgeordnete Sattler Widerspruch erhoben, auf ihrem Parteitag in Mannheim die Einführung des Reichstagswahlrechts auch für Preußen verlangt. So bedeutsam eine solche Forderung aus nationalliberalem Munde erscheint, so hat sie doch nur prinzipielle Bedeutung. Auch ich würde für meine Person der Ausdehnung des Reichstagswahlrechts auf den Landtag nicht durchaus entgegen sein, denn bei mancherlei Nachteilen, die das mit sich bringen würde, würde uns eine solche Reform doch zugleich von dem größten aller Uebel befreien, an dem wir heute leiden, von der politischen Indolenz des Bürgertums. In den Männern höherer Bildung ist die Vorstellung, daß

die Beteiligung am öffentlichen Leben in einem konstitutionellen Staat Pflicht sei, so gut wie abgestorben. Man scheut die Rüpeleien der Volksversammlungen, die Spottreden und Denunziationen in den Zeitungen. Von einem Streben, die Menge geistig zu beherrschen und zu führen, wie es die Aufgabe der Intelligenz im Volke ist, ist nirgends eine Spur vorhanden. Weshalb tun denn diese Schichten nichts zur wahren Bekämpfung der Sozialdemokratie d. h. für eine Aenderung der jetzt in den Massen verbreiteten Gesinnung? Nicht zum geringsten Teil deshalb, weil man sich darauf verläßt, daß die Polizei und die Wahlprivilegien der oberen Klassen immer noch stark genug sind, den bestehenden Zustand zu schützen. Deshalb möchte man auch gern das Reichstagswahlrecht ändern und bedenkt nicht, daß die sozialistisch-revolutionäre Gefahr nicht in den 81 Abgeordneten, sondern in der Gesinnung der drei Millionen Wähler steckt, die man damit nicht ändert, wenn man ihnen das Wahlrecht nimmt. Umgekehrt sollte man argumentieren, wenn man eine wirklich gesinnungsändernde entgegengesetzte Propaganda entfesseln will: erst wenn man den Stachel der Furcht noch erheblich tiefer in das faule Fleisch der Befriedigten triebe, wenn sie auch den Landtag so zusammengesetzt sähen, wie heute den Reichstag, würden sie sich veranlaßt sehen, die Tatkraft zu entwickeln, die ihnen keineswegs fehlt, die aber heute durch das absolute Sicherheitsgefühl eingeschläfert ist. Aber wie dem auch sei, ob man diesen Gedankengang für richtig hält oder nicht, er ist jedenfalls rein akademischer Art und hat mit der praktischen Politik nichts zu tun, denn es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß die bestehenden gesetzgebenden Faktoren, weder die Regierung, noch das Herrenhaus, noch auch das Abgeordnetenhaus für eine solche Reform zu gewinnen wären. Auch sachlich und vom Standpunkt des gleichen Stimmrechts aus selber läßt sich dagegen einwenden, daß der Uebergang gar zu schroff sein würde. Diesen sowie alle ähnlichen Vorschläge scheiden wir daher von vornherein aus und fassen nur solche Gestaltungen ins Auge, denen wenigstens eine Möglichkeit der Realisation innewohnt d. h. eine solche, die das herrschende System nicht grundstürzend ändert, sondern an der Verteilung des Wahlrechts nach der politischen Leistung festhält.

Eine solche Reform ist nicht aussichtslos. Die Nationalliberalen, das Zentrum und auch manche Konservativen erkennen die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes. Selbst ein so extremes Scharfmacher-Organ wie die „Berliner Neuesten Nachrichten“ hat es

wiederholt als unerhört und unerträglich bezeichnet, daß Sachsen, vom allgemeinen Stimmrecht fast ausschließlich sozialdemokratisch repräsentiert, in seinem Landtag keinen einzigen Abgeordneten dieser Partei hat. Was für Sachsen recht ist, ist für Preußen billig. In Preußen sind bei der jüngsten Reichstagswahl 1 650 000 Stimmen für die Genossen abgegeben worden: eine Volksvertretung, in der eine solche Masse von Wählern überhaupt nicht zu Wort kommen kann, führt ihren Namen zum Spott, ist eine bloße Karikatur. Jede gesunde Staatskunst, jede wahrhaft konservative Anschauung, die sich über die Sphäre des bloßen Polizeistaats erhebt, muß wünschen, daß die Macht der Sozialdemokratie, die einmal vorhanden ist, auch konstitutionell irgend zum Ausdruck kommt. Nur dann, wenn man diese Konzession macht, d. h. wenn man gegen den deutschen Arbeiterstand Gerechtigkeit übt, kann man auch einmal mit ihr fertig werden. Unser Volk ist noch politisch unreif, pflegt man zu sagen. Es kann keinen besseren Beweis für diese Behauptung geben, als daß man bei uns Konzessionen stets für einen Beweis von Schwäche hält, während die historische Erfahrung lehrt, daß gerade der Starke, indem er sich traut, an gewissen Stellen Konzessionen zu machen, dadurch doppelt stark wird. Auch unter Solchen, die jedes Paktieren mit den Sozi grundsätzlich verwerfen, ist deshalb doch die Ansicht weit verbreitet, daß es sehr gut sein würde, wenn die Umstürzler aus eigener Kraft einige Mandate zum Abgeordnetenhause erlangten und dort ihre Klagen vorbringen könnten, damit man ihnen antworte.

Das neue Wahlrecht muß also einen Kompromiß zwischen Altem und Neuem darstellen, es muß so gestaltet werden, daß es auf der einen Seite auch der reinen Demokratie eine gewisse Aussicht gewährt, Vertreter durchzubringen, auf der anderen sich von den historisch gegebenen Grundlagen und den bestehenden Zuständen nicht gar zu weit entfernt.

Das erste wäre eine Neueinteilung der Wahlkreise, die, bei der Verschiebung der Bevölkerung im letzten halben Jahrhundert, wahre Ungeheuerlichkeiten zeigen.

Das ist aber nur eine historisch entstandene Verbildung, die systematische Kritik muß einsetzen an der Tatsache, daß die Klassen-Einteilung bei uns nicht einmal ihrem eigenen Gedanken der Verteilung der Rechte nach der Leistung gerecht wird, insofern sie ausschließlich die Leistung an direkten Steuern berücksichtigt, die indirekten Steuern

aber und alle Leistungen persönlicher Art im öffentlichen Dienst und namentlich in der Erfüllung der Wehrpflicht außer acht läßt.*)

Wenn man deshalb unser Wahlrecht plutokratisch genannt hat, so ist das in strengem Wortsinn nicht richtig. Die Einteilung der Wähler in drei Klassen besagt nicht etwa, daß die Reichen, die Mittleren und die Besitzlosen je ein Drittel der Wahlmänner wählen, sondern der Mittelstand ist der ausschlaggebende. Reiche Leute gibt es viel zu wenig und sie sind viel zu ungleichmäßig verteilt, um allenthalben die erste Wahlklasse zu füllen. Neben der ganzen zweiten ist also auch ein großer Teil der ersten Klasse in den Händen des Mittel- und Kleinbesitzes, ebenso naturgemäß auch ein Teil der dritten.

Die Besitzlosen, die im besten Falle noch nicht ganz ein Drittel der Wahlmänner wählen, sind ganz außer stande, ihre Interessen im Landtag zum Ausdruck zu bringen. Die wirtschaftlich Kräftigsten machen sich wohl geltend, aber doch nur dann und in der Art, daß sie mit den mittleren Schichten zusammengehen.

Unser jetziges Abgeordnetenhaus ist also in Wahrheit weder eine Vertretung des Volkes, noch eine Vertretung von Besitz und Bildung, sondern eine unter starker Einwirkung der Behörden gewählte Vertretung ganz vorwiegend des kleinen Mittelbesitzes. Rechnen wir als „reich" solche Leute, die mehr als 9500 Mark Einkommen versteuern, so gab es deren in Preußen 80 704 (1902). Davon mögen ca. 70 000 Landtagswähler sein; von diesen 70 000 wählt ein recht großer Teil nicht in der ersten Klasse, weil noch reichere Leute in demselben Bezirk wohnen. 70 000 aber wären erst 1 Prozent der Gesamtzahl der Wähler, von denen tatsächlich 2,22 Prozent in erster Klasse wählen. Zu annähernd Zweidritteln also besteht die Wählerschaft der ersten Klasse aus Angehörigen des Mittelstandes. Nennen wir „Mittelstand" diejenigen, die 3000 bis 9500 Einkommen versteuern, so gab es deren in Preußen 368 977, wovon rund 330 000 Landtagswähler sein werden. Etwa 100 000 davon wählen in der ersten Klasse. Es bleiben 230 000 gleich rund 3,3 Prozent der Wählerschaft. Es wählten tatsächlich in der zweiten Klasse 8,94 Prozent der Wählerschaft. Die Wähler-

*) Die indirekten Steuern sind insofern nicht ganz unberücksichtigt, als denen, die garkeine direkten Steuern bezahlen, drei Mark fingierte Steuer bei der Klassen-Verteilung angerechnet werden. Das ist natürlich so viel zu wenig, daß man es außer acht lassen kann.



schaft dieser Klasse besteht also in ihrer sehr großen Majorität aus Wählern, die man etwa als kleinen Mittelstand bezeichnen könnte.

Nun unterschätze ich gewiß nicht die Bedeutung des Mittelstandes. Aber die anderen Stände haben auch ihr Recht, sowohl der große Besitz wie die Arbeiterschaft, auf deren Tüchtigkeit unser wirtschaftliches Gedeihen ebenso beruht, wie auf der Intelligenz des Betriebsleiters und Technikers, wie auf dem Wagemut und der Betriebsamkeit des Kapitalisten.

Die einseitige Bevorzugung des kleinen Mittelstandes in unserem jetzigen Wahlsystem ist noch verschärft worden durch eine erst 1893 eingeführte Reform, die der plutokratischen Tendenz der drei Klassen entgegenwirken sollte.

Das ist die Einteilung der Urwähler nach Klassen, nicht durch das ganze Land oder durch jeden Wahlkreis oder auch durch jede Gemeinde hindurch, sondern in jedem einzelnen Urwahlbezirk, welcher 1500 Seelen zählt. Dadurch kommt es, daß wenn in einem solchen Bezirk nur kleine Leute wohnen, auch schon Steuerzahler des kleinsten Mittelstandes Wähler der ersten Klasse werden, während in einem anderen, wo zufällig mehrere sehr reiche Leute bei einander wohnen, einige von ihnen in die zweite und dritte Klasse heruntergedrückt werden. So ist es geschehen, daß bei dieser letzten Wahl eine Anzahl Minister, der Reichskanzler an der Spitze, mit ihren Portiers und Kutschern in der dritten Klasse wählten, während einige sehr reiche Bankiers in der Nachbarschaft der Ministerhotels die erste und zweite füllten. Man hat darüber viel gelacht und gespottet — mit Unrecht, insofern es ja in der Absicht des Gesetzes lag, daß es so kommen sollte; sachlich aber doch mit Recht, insofern sich darin drastisch zeigte, wie sehr der Gesetzgeber in seiner Verlegenheit den Zufall zu Hilfe gerufen hat. Die Zufälle mögen sich ja im ganzen und großen einigermaßen ausgleichen und insofern der Zweck, den plutokratischen Geist der Klasseneinteilung zu mildern, erreicht werden; immer bleibt es doch eine recht traurige Art Gesetzgebung, wenn man kein anderes Hilfsmittel weiß, die ganz unerhörten Exzesse eines Prinzips zu mindern, und vor allem: der eigentlichen Masse der Wähler ist dadurch gar keine Konzession gemacht, sondern nur den ohnehin bevorzugten Kleinbürgern.

Das sächsische Wahlsystem ist dem preußischen nachgebildet unter mancherlei Milderungen und Verbesserungen. Aber trotzdem ist seine Wirksamkeit derart, daß die Mehrheit des Volkes auch

nicht in einem einzigen Vertreter zu Worte kommt. Der Zorn über diese Ungeheuerlichkeit hat ohne Zweifel bei den letzten Wahlen zum Reichstag sehr viele sächsische Wähler der Sozialdemokratie in die Arme getrieben.

Der Vorschlag, jede Klasse für sich ein Drittel der Abgeordneten wählen zu lassen, ist zu verwerfen, weil damit die oberen Schichten vollständig und definitiv auf die Führung der Massen, die ihnen in einem gesunden Staatswesen gebührt, verzichten würden. Die Wahlordnung soll die sozialen Gegensätze nicht fixieren, sondern im Gegenteil sie abmildern und überbrücken.

Bleibt man bei dem Prinzip der Klasseneinteilung und will doch seine offenbare Ungerechtigkeit einigermaßen ausgleichen, so bliebe wohl nichts übrig, als die Drittelung zu modifizieren. Man könnte, in Anbetracht, daß die große Menge der Staatsbürger doch außer den direkten Steuern durch die indirekten und durch die Wehrpflicht noch sehr vieles leistet, bestimmen, daß die dritte Klasse statt eines Drittels nur ein Sechstel der direkten Steuern aufzubringen hat, die zweite wie bisher zwei Sechstel und die erste drei Sechstel.

Aber mit einer solchen Verschiebung wäre doch sehr wenig geholfen. Indem man dabei wieder die Teilung durch die ganzen Gemeinden gehen lassen müßte, würde mancher kleine Vorteil, den die jetzigen Zufälle mit sich gebracht haben, sogar wieder verloren gehen; auch würde dabei der Nonsens bestehen bleiben, der jetzt durch die Hereinbeziehung der Grund- und Gebäudesteuer herbeigeführt wird, daß nämlich in der ersten Klasse Grund- und namentlich Hausbesitzer als große Steuerzahler fungieren, die tatsächlich beinah Hungerleider sind, weil ihre Hypothekenschulden den Ertrag ihres Besitzes aufzehren. Besonders in den großen Städten sind ja Hausbesitzer, die für eine halbe Million Gebäudesteuer zahlen, oft tatsächlich nichts als Hypothekenverwalter.

Auch jede etwaige Berücksichtigung der höheren Intelligenz ist im Klassenwahlrecht nicht durchführbar und schließlich bleibt es zweifelhaft, ob die Besitzlosen, die doch auch vertreten sein sollen und müssen, bei der Sechstelung auch nur irgendwo einen Abgeordneten durchsetzen könnten.

Man muß also die Klassen und die indirekte Wahl ganz fallen lassen und mit ihr zugleich den zweiten wesentlichsten Uebelstand des jetzigen Systems, die Oeffentlichkeit der Stimmabgabe, die von manchem als besonderer Vorteil gerühmt wird, die aber tatsächlich

nichts anderes ist, als die gesetzliche Erziehung des Volkes zur Heuchelei und Charakterlosigkeit.

Die wirtschaftlichen und persönlichen Nachteile, mit denen die Parteisucht und der Eifer von Behörden Dissentierende bedroht, sind so groß, die einzelne Stimme aber wiegt wieder so wenig, daß es eine leere Phrase ist zu verlangen, der Einzelne solle seine und seiner Familie Existenz aufs Spiel setzen und offen für seine Ueberzeugung wählen. Es ist eine Barbarei, massenhaft Menschen bei jeder Stimmabgabe vor die Wahl: Martyrium oder Charakterlosigkeit zu stellen. Es ist ja möglich, daß bei geheimer Abstimmung einzelne auf Befragen unwahre Antworten geben. Aber die Lüge, die auf diese Weise gezüchtet wird, ist erstens vermeidbar und zweitens verschwindend gering im Vergleich mit den Abstimmungen gegen die Ueberzeugung, die die öffentliche Wahl mit sich bringt. Ich bin durchaus nicht gegen jede Beeinflussung schlechtweg; wo noch patriarchalische Anschauungen existieren, mögen sie sich auch geltend machen und auch einen gewissen Druck nicht scheuen. Aber wo und soweit der Druck berechtigt ist, wird er sich auch bei der geheimen Abstimmung geltend machen. Wer überhaupt noch nicht selbständig denkt, tut auch ohne offene Kontrolle, was ihm von autoritativer Seite nachdrücklich gesagt wird. Die Verschlagenheit, die sich unterwürfig stellt und hinterrücks den feindlichen Wahlzettel abgibt, ist doch nicht so sehr häufig. Die offene Gewaltsamkeit aber, die mit der öffentlichen Wahl verbunden ist, wirkt lähmend auf alle politische Freudigkeit und demoralisiert ganze Volksschichten.*)

Der Terrorismus kommt übrigens keineswegs immer bloß von oben. In England hat man die geheime Abstimmung eingeführt, weil die Kontrolle der Arbeitervereine über die Abstimmungen zu lästig wurde.

Statt der Klassen-Einteilung bringe ich, nach belgischem Muster, das Pluralsystem in Vorschlag.

Jeder Mann hat eine Stimme.

Wer seine Dienstpflicht als Soldat erfüllt hat, hat eine Mehr-Stimme.

Wer durch Ablegung der Einjährigenprüfung eine gewisse Bildung nachgewiesen hat, hat eine Mehr-Stimme.

*) Wem noch Zweifel bleiben über die Frage der öffentlichen Abstimmung, den verweise ich auf die psychologisch-satirische Abhandlung „Der anonyme Schuft“ von Outis. Preuß. Jahrb. April 1903.

Wer eine Hochschulprüfung bestanden hat, hat eine Mehr-Stimme.

Schließlich, wer eine gewisse Summe an direkten Steuern zahlt, hat eine Mehr-Stimme.

Hierbei hat man nun einen sehr weiten Spielraum der Fixierung; man könnte sagen, für je sechzig oder je hundert Mark Einkommensteuer eine Stimme, man könnte auch sagen für je tausend Mark eine Stimme.

Man könnte auch nur einige wenige Stufen machen, etwa: wer 3000 Mark Einkommen hat (60 Mark Steuer) hat eine Mehr-Stimme; wer 6000 Mark hat (160 Mark Steuer) zwei Mehr-Stimmen; wer 9500 Mark hat (300 Mark Steuer) hat drei Mehr-Stimmen; wer 30 500 Mark Einkommen hat (960 Mark Steuer) hat vier Mehr-Stimmen; wer 100 000 Mark Einkommen hat (4000 Mark Steuer) hat fünf Mehr-Stimmen.

Man könnte auch bloß drei Klassen mit je einer, je drei und je sechs Stimmen schaffen.

Man könnte neben der Einkommensteuer auch die Vermögenssteuer mitzählen, vielleicht auch noch andere Steuern.

Auf je 1000 Mark Steuer eine Mehr-Stimme würde nur eine sehr geringe Wirkung ausüben, denn Preußen hat etwa 7 Millionen Urwähler (etwas über 20 Prozent der Bevölkerung), aber nur 15 967 physische Personen, die (im Jahre 1902) über 960 Mark Einkommensteuer bezahlten.

Als der richtigste Maßstab würde mir erscheinen, daß von 3000 Mark Einkommen an = 60 Mark Steuer für je 5 Steuerstufen eine Stimme mehr gewährt wird, also

| | | | |
|---|---|---|---|
| 3000—4500 | (60—104 | Mark Steuer) | 1 Stimme, |
| — 7000 | (— 176 | Mark Steuer) | 2 Stimmen |
| — 9500 | (— 296 | „ „ ) | 3 „ |
| — 14 500 | (— 420 | „ „ ) | 4 „ |
| — 19 500 | (— 570 | „ „ ) | 5 „ |
| — 24 500 | (— 720 | „ „ ) | 6 „ |
| — 29 500 | (— 870 | „ „ ) | 7 „ |
| — 38 000 | (— 1200 | „ „ ) | 8 „ |
| — 48 000 | (— 1600 | „ „ ) | 9 „ |
| — 58 000 | (— 2000 | „ „ ) | 10 „ |
| — 68 000 | (— 2400 | „ „ ) | 11 „ |
| — 78 000 | (— 2800 | „ „ ) | 12 „ |
| — 88 000 | (— 3300 | „ „ ) | 13 „ |

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 3000—98 000 | (— 3800 | Mark Steuer) | 14 | Stimmen |
| — 120 000 | (— 4600 | „ „ ) | 15 | „ |
| — 145.000 | (— 5600 | „ „ ) | 16 | „ |
| — 170 000 | (— 6600 | „ „ ) | 17 | „ |
| — 195 000 | (— 7600 | „ „ ) | 18 | „ |
| — 220 000 | (— 8600 | „ „ ) | 19 | „ |
| — 245 000 | (— 9600 | „ „ ) | 20 | „ |

und so fort für je 1000 Mark Steuer = 25 000 Mark Einkommen eine Stimme mehr bis zu einem Maximum.

Preußen hat (1902) im Ganzen 449 681 physische Censiten mit mehr als 3000 Mark Einkommen. Hiervon sind abzuziehen die Nicht-Wahlberechtigten (Frauen, Jugendliche, Ausländer usw.). Es würden also rund 400 000 bleiben unter 7 000 000 Wählern, die kraft ihrer Steuerleistung eine Mehr-Stimme erhielten. Vier Mehr-Stimmen und mehr, kraft Steuerleistung, würden davon etwa 70 000 Personen haben.

Wir werden annehmen dürfen, daß unter denen, die gedient haben, eine relativ größere Zahl ist, die nicht sozialdemokratisch stimmt, als unter denen, die nicht gedient haben.

Wir dürfen annehmen, daß unter den höher Gebildeten nur eine kleine Zahl ist, die sozialdemokratisch stimmt.

Wir dürfen annehmen, daß unter den Steuerzahlern je höher je weniger Sozialdemokraten sind.

Ziehen wir nun in Betracht, daß selbst bei der letzten Wahl die sozialistischen Reichstagsabgeordneten, mit Ausnahme von einem Dutzend, nur mit ganz kleinen Majoritäten gewählt worden sind, so ist klar, daß ein Pluralsystem wie das vorgeschlagene genügen würde, die Zahl der Sozi im Landtage stets sehr gering zu erhalten.

In Preußen ist die Zahl der sozialistischen Stimmen ohnehin relativ geringer als im Reich, knapp 28,7 Prozent, während es dort 31,7 Prozent sind.

In ganz Preußen hat die Sozialdemokratie nur in zwei Wahlkreisen (Altona und Berlin IV) mehr als die Hälfte der Wahlberechtigten für ihre Kandidaten an die Urne gebracht.

Nur in zwei weiteren Kreisen (Berlin VI und Niederbarnim) hat sie mehr als 60 Prozent der Abstimmenden für sich gehabt.

Selbst in Berlin V betrug die Majorität nur 58,7 Prozent, in Berlin II nur 57 Prozent, in Berlin III nur 53,4 Prozent.

Ein Plus von bloß 10 Prozent der Stimmen, das die Wahl-

ordnung den höheren, besitzenden und gebildeten Klassen zuwendet, würde also schon genügen, die Sozi auf einige wenige Sitze zu beschränken.

Der Vorschlag erfüllt also das, was man von ihm verlangen muß: er gibt auch der Masse der Arbeiter die Aussicht, durch ihre Vertreter im Landtag zu Worte zu kommen, und enthält zugleich feste Dämme dagegen, daß sie dort nie herrschend werden können.

Meint man, die Dämme genügten noch nicht, so ließe sich wohl darüber reden, noch dem Grundbesitz ein besonderes Präzipuum zu gewähren. Da der Grundbesitz mit dem Staate besonders eng verknüpft ist, so ließe sich das nicht bloß historisch, sondern auch prinzipiell einigermaßen rechtfertigen. Der Freiherr vom Stein wollte einst überhaupt nur den Grundbesitzern das Repräsentationsrecht gewähren. Man könnte also etwa bestimmen, daß ein bestimmtes Flächenmaß oder eine Werteinheit an Grundbesitz, sofern sie nicht über die Hälfte hypothekarisch belastet ist, eine Mehr-Stimme gewährt.

Die technische Ausführbarkeit dieses Pluralsystems wäre sehr einfach. Man notiert in der Wählerliste hinter jedem Namen, zu wie viel Stimmen er berechtigt ist. Dann wählt man wie jetzt zum Reichstag und der Wähler hat das Recht, entweder so viel Wahlkuverts abzugeben wie er Stimmen hat, oder nach Gutdünken auf dem Kuvert unter Kontrolle des Wahlvorstandes zu notieren, für wie viele es gilt, oder auch beide Modi zu mischen. Das Geheimnis wäre dabei vollständig gewahrt.

Selbstverständlich müßte bei dieser Gelegenheit auch das jetzige falsche Stichwahlsystem beseitigt werden. Das richtige System ist, wie jetzt wohl allgemein anerkannt, das französische. Auch dieses verlangt im ersten Wahlgang die absolute Majorität; wird sie nicht erreicht, so findet beim zweiten Wahlgang nicht eine Beschränkung der Kandidaturen statt, sondern es bleibt volle Freiheit, aber es gilt jetzt die relative Majorität. Die Parteien haben also, nachdem der erste Wahlgang die Kräfte authentisch festgestellt hat, noch die Möglichkeit neuer Kombinationen und Kompromisse.

Was man auch gegen ein derartiges Plural-Wahlsystem einwenden mag, soviel ist gewiß, daß es in jeder Beziehung besser sein würde, als das jetzige Dreiklassen-Wahlrecht. Ganz wie in Sachsen ist die Ungerechtigkeit und Widersinnigkeit dieses Systems eine Hauptquelle für das Anschwellen der sozialdemokratischen

Stimmen im Reichstag. Ueberlebte Institutionen rechtzeitig zu reformieren ist das beste Vorbeugungsmittel gegen Revolutionen und der in der Weltgeschichte immer wieder bewährte Kern echter Regierungsweisheit.

## Anhang.

### Das belgische Plural-Stimmrecht.*)

Das aktive Wahlrecht ist ein allgemeines, aber kein gleiches. Eine Stimme besitzt jeder Belgier, welcher 25 Jahre alt ist und seit einem Jahre seinen Wohnsitz in der betreffenden Gemeinde hat. Eine weitere Stimme hat jeder, der: entweder das 35. Lebensjahr vollendet hat und entweder verheiratet oder verwitwet ist und legitime Descendenz hat, ferner an den Staat fünf Franken Personalsteuer von dem Mietwert oder von den Türen und Fenstern oder von dem Mobiliar der Gebäude und Wohnungen zahlt, vorausgesetzt, daß er nicht wegen seines Berufes von der Personalsteuer befreit ist; oder das 25. Lebensjahr vollendet hat und Grundeigentum im Werte von 2000 Franken, d. h. mit einem jährlichen Katasterertrage von 48 Franken, besitzt oder eine jährliche Rente von 100 Franken aus belgischen Staatspapieren oder der allgemeinen Spar und Pensionskasse bezieht. Diese beiden Voten können aber nicht mit ein ander kombiniert werden. Dem Manne werden die Steuern, Grundstücke und Renten seiner Frau angerechnet, vorausgesetzt, daß keine Scheidung von Tisch und Bett stattgefunden hat, dem Vater die Grundstücke und Renten seiner Kinder unter 21 Jahren. Zwei weitere, also im ganzen drei Stimmen haben diejenigen Personen, welche das 25. Lebensjahr voll endet haben und sich 1. entweder im Besitz des Diploms einer Hochschule oder eines Zeugnisses befinden, welches die Absolvierung des vollständigen Kursus einer Mittelschule höheren Grades nachweist; 2. oder ein öffent liches Amt bezw. eine öffentliche Stellung bekleiden oder bekleidet haben, oder eine private Beschäftigung ausüben oder ausgeübt haben, welche die Vermutung begründen, daß der Betreffende mindestens die Kenntnis besitze, welche eine mittlere Ausbildung höheren Grades gewährt. Das Gesetz bezeichnet genau diejenigen Aemter, Stellungen und Berufsarten, welche die Berechtigung zur Folge haben. Mehr als drei Stimmen kann niemand besitzen.

*) Nach Georg Meyer, Das parlamentarische Wahlrecht. Herausgegeben von Jellinek. 1901. S. 314.

# Mittelstandspolitik in der Schule.

Von

**Arnold Sachse.**

---

Die Erhaltung des Mittelstandes ist ein Schlagwort aller politischen Parteien in Deutschland mit Ausnahme der sozialdemokratischen, deren Nivellirungsbestrebungen diesem Ziele gerade entgegenstehen. Daß der gewerbliche Mittelstand und der Kleinhandel durch die gegenwärtige Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse bedroht ist, wird allgemein anerkannt. Und gerade auf diesem Gebiete ist der Ruf nach staatlichem Schutze des Mittelstandes am lebhaftesten. Regierung und Volksvertretung haben sich auch diesem Rufe nicht entzogen, wenn auch zweifelhaft bleiben muß, ob die ergriffenen Schutzmaßregeln eine wirkliche Hilfe zu bringen im Stande sind. Der gewerbliche Mittelstand ist aber nur ein Teil des Mittelstandes überhaupt, denn, wenn auch der Begriff des Mittelstandes dehnbar ist, und sich schwerlich, auch nicht nach der Besteuerung, eine scharfe Abgrenzung dafür finden läßt, so wird man dem Mittelstande doch auch die überwiegende Mehrzahl der Beamten, insbesondere die Subalternbeamten, die Mehrzahl der Geistlichen und Lehrer, viele pensionierte Offiziere, die kleinen Rentner zuzählen müssen, auch sind die Größe des Wohnortes und die Lebensbedingungen in ihm von Einfluß auf die Begrenzung des Mittelstandes. Dem ganzen Stande ist gemeinsam, daß er den vom Großkapital einerseits und der Arbeiterschaft andererseits vorgeschriebenen Preisen wehrlos gegenübersteht und bei den im allgemeinen Jahr für Jahr sich gleichbleibenden Einnahmen ein lebhaftes Interesse an der Erhaltung der bestehenden Preise besitzt. Für den Bestand des Staates ist es von großer Wichtigkeit, daß die Bevölkerungsschicht, auf welche diese Kennzeichen zutreffen, in achtungswerter Breite vorhanden ist. Zur Erhaltung des Mittelstandes ist es erforderlich, daß er seinen Kindern mit den nur zu Gebote stehenden beschränkten Einnahmen eine dem eigenen

Bildungsstande mindestens gleichkommende Schulbildung zuteil werden lassen kann. Es haben sich aber nicht nur die wirtschaftlichen Verhältnisse so entwickelt, daß die Existenzbedingungen des Mittelstandes bedroht sind, sondern auch die Gesetzgebung hat, indem sie der wirtschaftlichen Entwicklung nachgefolgt ist, die Interessen des Arbeiterstandes vor denen des Mittelstandes bevorzugt. Daß diese Entwicklung auch auf dem Schulgebiete stattgefunden, und eine Schädigung des Mittelstandes, namentlich in den kleineren Städten und auf dem Lande herbeigeführt hat, scheint nicht hinreichend beachtet zu sein. Wenn jetzt eine Stärkung des Mittelstandes verlangt wird, so wird auch gefragt werden müssen, was hierzu auf dem Schulgebiete zu tun ist. Das zu erörtern, ist die Aufgabe dieser Abhandlung.

Die Volksschulbildung ist in Preußen durch die Gesetzgebung in die breitesten Volksschichten getragen worden und es ist eine Gleichmäßigkeit der Volksbildung erzielt worden, die sich am besten darin ausdrückt, daß die Zahl der Analphabeten seit Jahren auf ein verschwindendes Maß zurückgeführt ist. Man ist aber nicht berechtigt, **hieraus** auf eine besondere Höhe der Volksbildung zu schließen, wie das vielfach geschieht. Es mag sein, daß Preußen rücksichtlich der Zahl der Analphabeten anderen Kulturstaaten voran ist, und es darf gewiß als ein Vorzug betrachtet werden, daß die große Masse des Volkes des Lesens und Schreibens und der gewöhnlichsten Rechenoperationen mächtig ist; aber es drückt sich darin doch nur die gleichmäßige Erreichung einer gewissen Mindestbildung aus. Diese gleichmäßige Mindestbildung liegt jedoch in Preußen bei weitem höher, als wie sie sich im Verschwinden der Analphabeten darstellt. Im allgemeinen erreichen die preußischen Volksschulen jetzt die Ziele, welche ihnen in den allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 durch das Ministerium Falk vorgeschrieben worden sind. Damals wurde freilich ein Ideal vorgezeichnet, dessen Erreichung aber mit Recht als möglich hingestellt wurde. Gewiß ist dieses Ideal heute noch in zahlreichen Schulen nicht erreicht. Das liegt an individuellen und örtlichen Verhältnissen, die sich auch nur individuell und örtlich ändern lassen und nach deren Aenderung die Erreichung des Zieles wieder als wahrscheinlich gelten darf. Und auch abgesehen von solchen individuellen und örtlichen Hindernissen bestehen noch solche in der Einrichtung der Volksschulen, die auf Mangel der im Bezirk oder in der Provinz bestehenden Gesetzgebung zurückzuführen sind und deren Beseitigung dringend wünschenswert ist. Weiter ist auch die Dürftigkeit der Bevölkerung hier und da der Erreichung der

Ziele hinderlich. Im großen und ganzen aber ist es gelungen, das Niveau der preußischen Volksschule den Vorschriften der allgemeinen Bestimmungen anzupassen.

Das ist erreicht worden durch die scharfe Ausbildung des Begriffes der „Volksschule" in Gesetzgebung und Rechtsprechung. Während vor den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Volksschule durch die Gesetzgebung überhaupt nicht in Angriff genommen war — von allgemeinem Landrecht, von Provinzialgesetzen und von gesetzgeberischen Versuchen abgesehen — und sich daher unter dem Namen der Volksschule mannigfach verschiedene Gebilde entwickeln konnten, die teils nur ein Mindestmaß der Bildung des Tagelöhners erstrebten, teils auch wieder höhere Ziele verfolgten bis zur Vorbildung der Jugend des Mittelstandes für höhere Knabenschulen, hat seit dieser Zeit die preußische Unterrichts-Verwaltung den Begriff der Volksschule so eingeengt, daß heute zu den Volksschulen nur noch diejenigen Schulen gerechnet werden dürfen, welche der Erfüllung der allgemeinen Schulpflicht dienen. Nur die Volksschulen erfreuen sich der Wohltaten des Staates, die übrigen früher unter diesem Namen geführten gehobenen Schuleinrichtungen müssen verkümmern. Damit ist das Bildungsmaß des Tagelöhners und des städtischen Bürgers gleichgemacht.

Die Schuld daran darf man vornehmlich der finanziellen Beschränktheit des Preußischen Staates beimessen. Die zum Ausbau des Schulwesens wie auch zur Erweckung des Interesses an demselben unentbehrliche Staatshilfe konnte zunächst nicht allen Schulgattungen gleichmäßig zuteil werden. Es verdient Anerkennung, daß bei dieser Beengtheit der Lage die preußische Unterrichtsverwaltung in erster Linie den niedrigst stehenden Bevölkerungsschichten ihre Aufmerksamkeit zuwendete. Dieser den großen sozialen Strömungen Rechnung tragende Zug der Gesetzgebung hat sich der Verwaltung fast überall bis in die untersten Instanzen hinein mitgeteilt. Daraus ist eine energische Förderung des Volksschulwesens im engeren Sinne entsprungen, welche zweifellos schöne Früchte getragen hat. Das Niveau ist ein befriedigend gleichmäßiges geworden.

Als der Minister von Goßler auf dem ersten Seminarlehrertag Mitte der achtziger Jahre als das Ziel der preußischen Volksschulverwaltung bezeichnete, das Niveau der Volksbildung allmählich gleichmäßig zu erhöhen, da fand dieser Gedanke lebhaften Anklang und in der Tat faßte der Minister auch in schlagenden Worten zusammen, was der preußischen Unterrichtsverwaltung von Falk bis

Goßler und von Goßler bis zur Gegenwart als oberstes Ziel vorgeschwebt hat. Im gegenwärtigen Zeitpunkte aber die Bestrebungen auf eine weitere Erhöhung des allgemeinen Niveaus zu richten, erscheint verfrüht. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, wie unter der energischen Förderung der Volksschulen die übrigen Schulgattungen gelitten haben, wie der Mittelstand benachteiligt ist hinter dem Arbeiterstande. Und es erscheint jetzt wichtiger, diese Schäden zunächst wieder auszugleichen, denjenigen Schulbildungen, welche sich neben und über den Volksschulen erhalten haben, die bisher fehlende Staatsfürsorge zuzuwenden, als eine allgemeine Hebung des Niveaus der Volksschulbildung zu erstreben. Denn mit den Mitteln, die über den gegenwärtigen Bedarf flüssig gemacht werden können, würde sich doch nur eine minimale Hebung des ganzen Niveaus erzielen lassen. Selbstverständlich sind immer noch größere Mittel erforderlich, um die vorhandenen Lücken in den Volksschuleinrichtungen auszufüllen. Daneben aber wird hier empfohlen, der Erhaltung und der Einrichtung gehobener Volksschulen die Staatsfürsorge zuzuwenden. Dieselbe hat sich geltend zu machen in Gewährung ähnlicher Wohltaten, wie sie den Gemeinden und dem Lehrpersonal bei öffentlichen Volksschulen zuteil werden, und in der Stellung eines höher gebildeten Lehrpersonals, als es vorhanden ist und für die Volksschule genügt. In letzterer Beziehung ist ein Anfang gemacht in den neuen Bestimmungen über die Lehrerausbildung.

Um zu erkennen, wieso es sich um die Erhaltung bestehender gehobener Volksschuleinrichtungen handelt, wird es nötig sein, die Bedrängnis zu schildern, in welche diese Einrichtungen durch die Entwicklung der Volksschulgesetzgebung geraten sind. Es handelt sich hier nicht um die selbständigen Mittelschulen, die früher schon unter mannigfachen Namen bestanden haben und gleichwie die Volksschulen durch die allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 eine bestimmte Gestalt erhalten sollten. Wirkliche Mittelschulen der damals vorgezeichneten Art gab es bis dahin nur sehr wenige. Die vorhandenen Rektorats- und ähnlichen gehobenen Schulen trieben meist mehr als eine fremde Sprache und sahen ihr Ziel vielmehr in der Vorbereitung auf höhere Schulen, als in der Gewährung einer gehobenen Volksschulbildung. Die allgemeinen Bestimmungen haben auch auf diese Anstalten nur eine sehr geringe Wirkung ausgeübt und das damals konstruierte Mittelschulgebilde hat so wenig Lebenskraft gezeigt, daß bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts ganzen Provinzen die eigentlichen Mittelschulen fehlten. Da staat-

licherseits die Anforderung gestellt wurde, daß diese Mittelschulen mindestens fünf aufsteigende Klassen haben sollten, daß nicht mehr als fünfzig Schüler die Klasse besuchen sollten, daß das Lehrpersonal die Mittelschullehrerprüfung abgelegt haben sollte, ohne daß ihm irgend welcher Entgelt für die Mehrleistung in Aussicht gestellt wurde, da weiter nicht die geringste Staatsbeihilfe gewährt wurde, so konnten nur größere Städte an die Einrichtung von Mittelschulen denken. Die kleineren Städte konnten, obwohl auch dort in weiteren Kreisen ein erhöhtes Bildungsbedürfnis vorhanden war, aus Mangel an Geldmitteln den vom Ministerium gewiesenen Weg nicht betreten. Vielfach bestanden auch aus früherer Zeit Nebenabteilungen der Volksschule, in denen höhere Ziele gesteckt waren und erreicht wurden, sodaß das vorhandene Bedürfniß damit befriedigt wurde. Bald waren es Anstalten, die unter derselben Leitung wie die Volksschule als eine besondere Abteilung derselben mit erhöhtem Schulgeld die Schüler vom Anfang bis zum Schluß der Schulpflicht durchführten, bald waren es Parallelklassen zu den oberen Volksschulklassen, bald waren es Selektenbildungen der mannigfachsten Art. Die Ziele der Anstalten waren mit mehr oder minder Geschick den örtlichen Verhältnissen, der Zahl und Unterrichtsbefähigung des Lehrpersonals, der Zahl und den Bildungszielen der Schüler und Schülerinnen angepaßt. In dieser individuellen Gestaltung lag etwas Gesundes. Die einzelnen Schulgestaltungen haben sich vielfach als so kräftig erwiesen, daß sie der Ungunst der späteren Gesetzgebung getrotzt haben.

Die Existenzbedingungen dieser Schulgebilde sind erschüttert worden durch die Volksschulerleichterungsgesetze aus dem Jahre 1888 und 1889, indem damals das Schulgeld in Volksschulen aufgehoben wurde und indem Staatsbeiträge zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschule, aber auch nur für diese gewährt wurden. Der Begriff der öffentlichen Volksschule als einer zur Erfüllung der allgemeinen Schulpflicht dienenden öffentlichen war bereits etwas früher durch das Lehrerpensionsgesetz von 1885 und das Feststellungsgesetz vom Jahre 1887 bestimmt worden. Damit fiel einmal das Unterscheidungsmerkmal des höheren Schulgeldes für die gehobenen Abteilungen oder Klassen und andererseits wurden für die Unterhaltung dieser Abteilungen und Klassen ganz andere Grundsätze aufgestellt, als für die eigentlichen Volksschulklassen, sodaß nach der Strenge des Gesetzes für diese Abteilungen und Klassen kein Raum mehr im Rahmen der Volksschule verblieb.



| | | | |
|---|---|---|---|
| 3000—98 000 | (— 3800 Mark Steuer) | 14 | Stimmen |
| — 120 000 | (— 4600 „ „ ) | 15 | „ |
| — 145 000 | (— 5600 „ „ ) | 16 | „ |
| — 170 000 | (— 6600 „ „ ) | 17 | „ |
| — 195 000 | (— 7600 „ „ ) | 18 | „ |
| — 220 000 | (— 8600 „ „ ) | 19 | „ |
| — 245 000 | (— 9600 „ „ ) | 20 | „ |

und so fort für je 1000 Mark Steuer = 25 000 Mark Einkommen eine Stimme mehr bis zu einem Maximum.

Preußen hat (1902) im Ganzen 449 681 physische Censiten mit mehr als 3000 Mark Einkommen. Hiervon sind abzuziehen die Nicht-Wahlberechtigten (Frauen, Jugendliche, Ausländer usw.). Es würden also rund 400 000 bleiben unter 7 000 000 Wählern, die kraft ihrer Steuerleistung eine Mehr-Stimme erhielten. Vier Mehr-Stimmen und mehr, kraft Steuerleistung, würden davon etwa 70 000 Personen haben.

Wir werden annehmen dürfen, daß unter denen, die gedient haben, eine relativ größere Zahl ist, die nicht sozialdemokratisch stimmt, als unter denen, die nicht gedient haben.

Wir dürfen annehmen, daß unter den höher Gebildeten nur eine kleine Zahl ist, die sozialdemokratisch stimmt.

Wir dürfen annehmen, daß unter den Steuerzahlern je höher je weniger Sozialdemokraten sind.

Ziehen wir nun in Betracht, daß selbst bei der letzten Wahl die sozialistischen Reichstagsabgeordneten, mit Ausnahme von einem Dutzend, nur mit ganz kleinen Majoritäten gewählt worden sind, so ist klar, daß ein Pluralsystem wie das vorgeschlagene genügen würde, die Zahl der Sozi im Landtage stets sehr gering zu erhalten.

In Preußen ist die Zahl der sozialistischen Stimmen ohnehin relativ geringer als im Reich, knapp 28,7 Prozent, während es dort 31,7 Prozent sind.

In ganz Preußen hat die Sozialdemokratie nur in zwei Wahlkreisen (Altona und Berlin IV) mehr als die Hälfte der Wahlberechtigten für ihre Kandidaten an die Urne gebracht.

Nur in zwei weiteren Kreisen (Berlin VI und Niederbarnim) hat sie mehr als 60 Prozent der Abstimmenden für sich gehabt.

Selbst in Berlin V betrug die Majorität nur 58,7 Prozent, in Berlin II nur 57 Prozent, in Berlin III nur 53,4 Prozent.

Ein Plus von bloß 10 Prozent der Stimmen, das die Wahl-

ordnung den höheren, besitzenden und gebildeten Klassen zuwendet, würde also schon genügen, die Sozi auf einige wenige Sitze zu beschränken.

Der Vorschlag erfüllt also das, was man von ihm verlangen muß: er gibt auch der Masse der Arbeiter die Aussicht, durch ihre Vertreter im Landtag zu Worte zu kommen, und enthält zugleich feste Dämme dagegen, daß sie dort nie herrschend werden können.

Meint man, die Dämme genügten noch nicht, so ließe sich wohl darüber reden, noch dem Grundbesitz ein besonderes Präzipuum zu gewähren. Da der Grundbesitz mit dem Staate besonders eng verknüpft ist, so ließe sich das nicht bloß historisch, sondern auch prinzipiell einigermaßen rechtfertigen. Der Freiherr vom Stein wollte einst überhaupt nur den Grundbesitzern das Repräsentationsrecht gewähren. Man könnte also etwa bestimmen, daß ein bestimmtes Flächenmaß oder eine Werteinheit an Grundbesitz, sofern sie nicht über die Hälfte hypothekarisch belastet ist, eine Mehr-Stimme gewährt.

Die technische Ausführbarkeit dieses Pluralsystems wäre sehr einfach. Man notiert in der Wählerliste hinter jedem Namen, zu wie viel Stimmen er berechtigt ist. Dann wählt man wie jetzt zum Reichstag und der Wähler hat das Recht, entweder so viel Wahlkuverts abzugeben wie er Stimmen hat, oder nach Gutdünken auf dem Kuvert unter Kontrolle des Wahlvorstandes zu notieren, für wie viele es gilt, oder auch beide Modi zu mischen. Das Geheimnis wäre dabei vollständig gewahrt.

Selbstverständlich müßte bei dieser Gelegenheit auch das jetzige falsche Stichwahlsystem beseitigt werden. Das richtige System ist, wie jetzt wohl allgemein anerkannt, das französische. Auch dieses verlangt im ersten Wahlgang die absolute Majorität; wird sie nicht erreicht, so findet beim zweiten Wahlgang nicht eine Beschränkung der Kandidaturen statt, sondern es bleibt volle Freiheit, aber es gilt jetzt die relative Majorität. Die Parteien haben also, nachdem der erste Wahlgang die Kräfte authentisch festgestellt hat, noch die Möglichkeit neuer Kombinationen und Kompromisse.

Was man auch gegen ein derartiges Plural-Wahlsystem einwenden mag, soviel ist gewiß, daß es in jeder Beziehung besser sein würde, als das jetzige Dreiklassen-Wahlrecht. Ganz wie in Sachsen ist die Ungerechtigkeit und Widersinnigkeit dieses Systems eine Hauptquelle für das Anschwellen der sozialdemokratischen

Stimmen im Reichstag. Ueberlebte Institutionen rechtzeitig zu reformieren ist das beste Vorbeugungsmittel gegen Revolutionen und der in der Weltgeschichte immer wieder bewährte Kern echter Regierungsweisheit.

---

## Anhang.

### Das belgische Plural-Stimmrecht.*)

Das aktive Wahlrecht ist ein allgemeines, aber kein gleiches. Eine Stimme besitzt jeder Belgier, welcher 25 Jahre alt ist und seit einem Jahre seinen Wohnsitz in der betreffenden Gemeinde hat. Eine weitere Stimme hat jeder, der: entweder das 35. Lebensjahr vollendet hat und entweder verheiratet oder verwitwet ist und legitime Descendenz hat, ferner an den Staat fünf Franken Personalsteuer von dem Mietwert oder von den Türen und Fenstern oder von dem Mobiliar der Gebäude und Wohnungen zahlt, vorausgesetzt, daß er nicht wegen seines Berufes von der Personalsteuer befreit ist; oder das 25. Lebensjahr vollendet hat und Grundeigentum im Werte von 2000 Franken, d. h. mit einem jährlichen Katastherertrage von 48 Franken, besitzt oder eine jährliche Rente von 100 Franken aus belgischen Staatspapieren oder der allgemeinen Spar- und Pensionskasse bezieht. Diese beiden Voten können aber nicht mit einander kombiniert werden. Dem Manne werden die Steuern, Grundstücke und Renten seiner Frau angerechnet, vorausgesetzt, daß keine Scheidung von Tisch und Bett stattgefunden hat, dem Vater die Grundstücke und Renten seiner Kinder unter 21 Jahren. Zwei weitere, also im ganzen drei Stimmen haben diejenigen Personen, welche das 25. Lebensjahr vollendet haben und sich 1. entweder im Besitz des Diploms einer Hochschule oder eines Zeugnisses befinden, welches die Absolvierung des vollständigen Kursus einer Mittelschule höheren Grades nachweist; 2. oder ein öffentliches Amt bezw. eine öffentliche Stellung bekleiden oder bekleidet haben, oder eine private Beschäftigung ausüben oder ausgeübt haben, welche die Vermutung begründen, daß der Betreffende mindestens die Kenntnis besitze, welche eine mittlere Ausbildung höheren Grades gewährt. Das Gesetz bezeichnet genau diejenigen Aemter, Stellungen und Berufsarten, welche die Berechtigung zur Folge haben. Mehr als drei Stimmen kann niemand besitzen.

*) Nach Georg Meyer, Das parlamentarische Wahlrecht. Herausgegeben von Jellinek. 1901. S. 314.



# Mittelstandspolitik in der Schule.

Von

**Arnold Sachse.**

Die Erhaltung des Mittelstandes ist ein Schlagwort aller politischen Parteien in Deutschland mit Ausnahme der sozialdemokratischen, deren Nivellirungsbestrebungen diesem Ziele gerade entgegenstehen. Daß der gewerbliche Mittelstand und der Kleinhandel durch die gegenwärtige Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse bedroht ist, wird allgemein anerkannt. Und gerade auf diesem Gebiete ist der Ruf nach staatlichem Schutze des Mittelstandes am lebhaftesten. Regierung und Volksvertretung haben sich auch diesem Rufe nicht entzogen, wenn auch zweifelhaft bleiben muß, ob die ergriffenen Schutzmaßregeln eine wirkliche Hilfe zu bringen im Stande sind. Der gewerbliche Mittelstand ist aber nur ein Teil des Mittelstandes überhaupt, denn, wenn auch der Begriff des Mittelstandes dehnbar ist, und sich schwerlich, auch nicht nach der Besteuerung, eine scharfe Abgrenzung dafür finden läßt, so wird man dem Mittelstande doch auch die überwiegende Mehrzahl der Beamten, insbesondere die Subalternbeamten, die Mehrzahl der Geistlichen und Lehrer, viele pensionierte Offiziere, die kleinen Rentner zuzählen müssen, auch sind die Größe des Wohnortes und die Lebensbedingungen in ihm von Einfluß auf die Begrenzung des Mittelstandes. Dem ganzen Stande ist gemeinsam, daß er den vom Großkapital einerseits und der Arbeiterschaft andererseits vorgeschriebenen Preisen wehrlos gegenübersteht und bei den im allgemeinen Jahr für Jahr sich gleichbleibenden Einnahmen ein lebhaftes Interesse an der Erhaltung der bestehenden Preise besitzt. Für den Bestand des Staates ist es von großer Wichtigkeit, daß die Bevölkerungsschicht, auf welche diese Kennzeichen zutreffen, in achtungswerter Breite vorhanden ist. Zur Erhaltung des Mittelstandes ist es erforderlich, daß er seinen Kindern mit den nur zu Gebote stehenden beschränkten Einnahmen eine dem eigenen

Bildungsstande mindestens gleichkommende Schulbildung zuteil werden lassen kann. Es haben sich aber nicht nur die wirtschaftlichen Verhältnisse so entwickelt, daß die Existenzbedingungen des Mittelstandes bedroht sind, sondern auch die Gesetzgebung hat, indem sie der wirtschaftlichen Entwicklung nachgefolgt ist, die Interessen des Arbeiterstandes vor denen des Mittelstandes bevorzugt. Daß diese Entwicklung auch auf dem Schulgebiete stattgefunden, und eine Schädigung des Mittelstandes, namentlich in den kleineren Städten und auf dem Lande herbeigeführt hat, scheint nicht hinreichend beachtet zu sein. Wenn jetzt eine Stärkung des Mittelstandes verlangt wird, so wird auch gefragt werden müssen, was hierzu auf dem Schulgebiete zu tun ist. Das zu erörtern, ist die Aufgabe dieser Abhandlung.

Die Volksschulbildung ist in Preußen durch die Gesetzgebung in die breitesten Volksschichten getragen worden und es ist eine Gleichmäßigkeit der Volksbildung erzielt worden, die sich am besten darin ausdrückt, daß die Zahl der Analphabeten seit Jahren auf ein verschwindendes Maß zurückgeführt ist. Man ist aber nicht berechtigt, hieraus auf eine besondere Höhe der Volksbildung zu schließen, wie das vielfach geschieht. Es mag sein, daß Preußen rücksichtlich der Zahl der Analphabeten anderen Kulturstaaten voran ist, und es darf gewiß als ein Vorzug betrachtet werden, daß die große Masse des Volkes des Lesens und Schreibens und der gewöhnlichsten Rechenoperationen mächtig ist; aber es drückt sich darin doch nur die gleichmäßige Erreichung einer gewissen Mindestbildung aus. Diese gleichmäßige Mindestbildung liegt jedoch in Preußen bei weitem höher, als wie sie sich im Verschwinden der Analphabeten darstellt. Im allgemeinen erreichen die preußischen Volksschulen jetzt die Ziele, welche ihnen in den allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 durch das Ministerium Falk vorgeschrieben worden sind. Damals wurde freilich ein Ideal vorgezeichnet, dessen Erreichung aber mit Recht als möglich hingestellt wurde. Gewiß ist dieses Ideal heute noch in zahlreichen Schulen nicht erreicht. Das liegt an individuellen und örtlichen Verhältnissen, die sich auch nur individuell und örtlich ändern lassen und nach deren Aenderung die Erreichung des Zieles wieder als wahrscheinlich gelten darf. Und auch abgesehen von solchen individuellen und örtlichen Hindernissen bestehen noch solche in der Einrichtung der Volksschulen, die auf Mängel der im Bezirk oder in der Provinz bestehenden Gesetzgebung zurückzuführen sind und deren Beseitigung dringend wünschenswert ist. Weiter ist auch die Dürftigkeit der Bevölkerung hier und da der Erreichung der

Ziele hinderlich. Im großen und ganzen aber ist es gelungen, das Niveau der preußischen Volksschule den Vorschriften der allgemeinen Bestimmungen anzupassen.

Das ist erreicht worden durch die scharfe Ausbildung des Begriffes der „Volksschule" in Gesetzgebung und Rechtsprechung. Während vor den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Volksschule durch die Gesetzgebung überhaupt nicht in Angriff genommen war — von allgemeinem Landrecht, von Provinzialgesetzen und von gesetzgeberischen Versuchen abgesehen — und sich daher unter dem Namen der Volksschule mannigfach verschiedene Gebilde entwickeln konnten, die teils nur ein Mindestmaß der Bildung des Tagelöhners erstrebten, teils auch wieder höhere Ziele verfolgten bis zur Vorbildung der Jugend des Mittelstandes für höhere Knabenschulen, hat seit dieser Zeit die preußische Unterrichts-Verwaltung den Begriff der Volksschule so eingeengt, daß heute zu den Volksschulen nur noch diejenigen Schulen gerechnet werden dürfen, welche der Erfüllung der allgemeinen Schulpflicht dienen. Nur die Volksschulen erfreuen sich der Wohltaten des Staates, die übrigen früher unter diesem Namen geführten gehobenen Schuleinrichtungen müssen verkümmern. Damit ist das Bildungsmaß des Tagelöhners und des städtischen Bürgers gleichgemacht.

Die Schuld daran darf man vornehmlich der finanziellen Beschränktheit des Preußischen Staates beimessen. Die zum Ausbau des Schulwesens wie auch zur Erweckung des Interesses an demselben unentbehrliche Staatshilfe konnte zunächst nicht allen Schulgattungen gleichmäßig zuteil werden. Es verdient Anerkennung, daß bei dieser Beengtheit der Lage die preußische Unterrichtsverwaltung in erster Linie den niedrigst stehenden Bevölkerungsschichten ihre Aufmerksamkeit zuwendete. Dieser den großen sozialen Strömungen Rechnung tragende Zug der Gesetzgebung hat sich der Verwaltung fast überall bis in die untersten Instanzen hinein mitgeteilt. Daraus ist eine energische Förderung des Volksschulwesens im engeren Sinne entsprungen, welche zweifellos schöne Früchte getragen hat. Das Niveau ist ein befriedigend gleichmäßiges geworden.

Als der Minister von Goßler auf dem ersten Seminarlehrertag Mitte der achtziger Jahre als das Ziel der preußischen Volksschulverwaltung bezeichnete, das Niveau der Volksbildung allmählich gleichmäßig zu erhöhen, da fand dieser Gedanke lebhaften Anklang und in der Tat faßte der Minister auch in schlagenden Worten zusammen, was der preußischen Unterrichtsverwaltung von Falk bis

Goßler und von Goßler bis zur Gegenwart als oberstes Ziel vorgeschwebt hat. Im gegenwärtigen Zeitpunkte aber die Bestrebungen auf eine weitere Erhöhung des allgemeinen Niveaus zu richten, erscheint verfrüht. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, wie unter der energischen Förderung der Volksschulen die übrigen Schulgattungen gelitten haben, wie der Mittelstand benachteiligt ist hinter dem Arbeiterstande. Und es erscheint jetzt wichtiger, diese Schäden zunächst wieder auszugleichen, denjenigen Schulbildungen, welche sich neben und über den Volksschulen erhalten haben, die bisher fehlende Staatsfürsorge zuzuwenden, als eine allgemeine Hebung des Niveaus der Volksschulbildung zu erstreben. Denn mit den Mitteln, die über den gegenwärtigen Bedarf flüssig gemacht werden können, würde sich doch nur eine minimale Hebung des ganzen Niveaus erzielen lassen. Selbstverständlich sind immer noch größere Mittel erforderlich, um die vorhandenen Lücken in den Volksschuleinrichtungen auszufüllen. Daneben aber wird hier empfohlen, der Erhaltung und der Einrichtung gehobener Volksschulen die Staatsfürsorge zuzuwenden. Dieselbe hat sich geltend zu machen in Gewährung ähnlicher Wohltaten, wie sie den Gemeinden und dem Lehrpersonal bei öffentlichen Volksschulen zuteil werden, und in der Stellung eines höher gebildeten Lehrpersonals, als es vorhanden ist und für die Volksschule genügt. In letzterer Beziehung ist ein Anfang gemacht in den neuen Bestimmungen über die Lehrerausbildung.

Um zu erkennen, wieso es sich um die Erhaltung bestehender gehobener Volksschuleinrichtungen handelt, wird es nötig sein, die Bedrängnis zu schildern, in welche diese Einrichtungen durch die Entwicklung der Volksschulgesetzgebung geraten sind. Es handelt sich hier nicht um die selbständigen Mittelschulen, die früher schon unter mannigfachen Namen bestanden haben und gleichwie die Volksschulen durch die allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 eine bestimmte Gestalt erhalten sollten. Wirkliche Mittelschulen der damals vorgezeichneten Art gab es bis dahin nur sehr wenige. Die vorhandenen Rektorats- und ähnlichen gehobenen Schulen trieben meist mehr als eine fremde Sprache und sahen ihr Ziel vielmehr in der Vorbereitung auf höhere Schulen, als in der Gewährung einer gehobenen Volksschul[illegible] Die allgemeinen Bestimmungen haben auch auf diese Anst[illegible] sehr geringe Wirkung ausgeübt und das da[illegible] Mittelschulgebilde hat so wenig Lebenskraft gez[illegible] des zwanzigsten Jahrhunderts ganzen [illegible] Mittelschulen fehlten. Da staat-

licherseits die Anforderung gestellt wurde, daß diese Mittelschulen mindestens fünf aufsteigende Klassen haben sollten, daß nicht mehr als fünfzig Schüler die Klasse besuchen sollten, daß das Lehrpersonal die Mittelschullehrerprüfung abgelegt haben sollte, ohne daß ihm irgend welcher Entgelt für die Mehrleistung in Aussicht gestellt wurde, da weiter nicht die geringste Staatsbeihilfe gewährt wurde, so konnten nur größere Städte an die Einrichtung von Mittelschulen denken. Die kleineren Städte konnten, obwohl auch dort in weiteren Kreisen ein erhöhtes Bildungsbedürfnis vorhanden war, aus Mangel an Geldmitteln den vom Ministerium gewiesenen Weg nicht betreten. Vielfach bestanden auch aus früherer Zeit Nebenabteilungen der Volksschule, in denen höhere Ziele gesteckt waren und erreicht wurden, sodaß das vorhandene Bedürfniß damit befriedigt wurde. Bald waren es Anstalten, die unter derselben Leitung wie die Volksschule als eine besondere Abteilung derselben mit erhöhtem Schulgeld die Schüler vom Anfang bis zum Schluß der Schulpflicht durchführten, bald waren es Parallelklassen zu den oberen Volksschulklassen, bald waren es Selectenbildungen der mannigfachsten Art. Die Ziele der Anstalten waren mit mehr oder minder Geschick den örtlichen Verhältnissen, der Zahl und Unterrichtsbefähigung des Lehrpersonals, der Zahl und den Bildungszielen der Schüler und Schülerinnen angepaßt. In dieser individuellen Gestaltung lag etwas Gesundes. Die einzelnen Schulgestaltungen haben sich vielfach als so kräftig erwiesen, daß sie der Ungunst der späteren Gesetzgebung getrotzt haben.

Die Existenzbedingungen dieser Schulgebilde sind erschüttert worden durch die Volksschulerleichterungsgesetze aus dem Jahre 1888 und 1889, indem damals das Schulgeld in Volksschulen aufgehoben wurde und indem Staatsbeiträge zu den Unterhaltungskosten der öffentlichen Volksschule, aber auch nur für diese gewährt wurden. Der Begriff der öffentlichen Volksschule als einer zur Erfüllung der allgemeinen Schulpflicht dienenden öffentlichen war bereits etwas früher durch das Lehrerpensionsgesetz von 1885 und das Feststellungsgesetz vom Jahre 1887 bestimmt worden. Damit fiel einmal das Unterscheidungsmerkmal des höheren Schulgeldes für die gehobenen Abteilungen oder Klassen und andererseits wurden für die Unterhaltung dieser Abteilungen und Klassen ganz andere Grundsätze aufgestellt, als für die eigentlichen Volksschulklassen, sodaß nach der Strenge des Gesetzes für diese Abteilungen und Klassen kein Raum mehr im Rahmen der Volksschule verblieb.



Allerdings ist es nach den Gesetzen von 1888 und 1889 noch möglich geblieben, einen bestimmten Betrag von Schulgeld an den Volksschulen zu erheben. Dieser Betrag darf aber nicht nur niemals höher werden, als das im Jahre 1888 bestehende Schulgeldaufkommen, sondern er verringert sich jedesmal bei Errichtung einer neuen Lehrerstelle um den für diese zu zahlenden Staatsbeitrag. Bei dem bedeutenden Wachstum der Bevölkerung ist daher der Schulgeldbetrag, welcher gesetzlich noch zur Hebung gelangen darf, immer geringer geworden und vielfach im Verschwinden begriffen. Darüber, wie dieser Schulgeldbetrag zu verteilen ist, fehlt es gänzlich an Bestimmungen und es ist zweifelhaft, ob er auf die Köpfe der Schüler verteilt werden muß oder ob es noch statthaft ist, nach Abteilungen und Klassen abgestufte Schulgeldtarife zu bilden. Tatsächlich ist in ganz verschiedener Weise verfahren worden. An dem einen Orte hat man die Schüler der eigentlichen Volksschulklassen von Schulgeld freigelassen, an anderen hat man sie mit einem minimalen Satze herangezogen und im Uebrigen das Schulgeld auf diejenigen Schüler verteilt, welche in besonderer Weise gefördert wurden. Dem Sinne der Gesetzgebung entspricht nur die Verteilung nach Köpfen, der Gerechtigkeit aber widerspricht sie. Dabei sind die nach dem einmal aufgestellten, später selten abgeänderten Tarif erhobenen Schulgelder in ihrem Gesammtbetrage oft über den überhaupt zulässigen Gesammtbetrag hinausgegangen. Wird hier schärfer auf die Beobachtung der Bestimmungen gehalten und verringert sich der Schulgeldertrag von selbst, in Folge der Vermehrung der Schulstellen, so tritt ein Zeitpunkt ein, in dem der Schulgeldbetrag nur noch so gering ist, daß er nicht mehr hinreicht, um einen Unterschied in den Abteilungen oder Klassen mit höheren oder niederen Zielen zu bilden. Damit muß aber die Schuleinrichtung mit den höheren Lehrzielen mit der Volksschule zusammenfallen.

Inwieweit für die an den gehobenen Abteilungen oder Klassen tätigen Lehrpersonen Staatsbeiträge und die übrigen den Volksschullehrern zu teil werdenden staatlichen Vergünstigungen gewährt werden können, ist zweifelhaft. Im ersten Jahrzehnt nach 1872 und wohl auch noch etwas darüber hinaus war es zweifelsohne der Wunsch der obersten Unterrichtsbehörde, jene Nebenabteilungen bestehen zu lassen. Seit der Gesetzgebung der Jahre 1888 und 1889 ist die oberste Unterrichtsbehörde aber durch diese und die darauf fußende Rechtsprechung in eine so bedrängte Lage geraten, daß sie sich des Eingreifens tunlichst überhaupt enthalten hat. So sind die Bezirks-

Regierungen, je nachdem bei ihnen mehr die Neigung vorwaltete, dem Gesetzeswortlaut Anerkennung zu verschaffen oder den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen, ganz verschieden vorgegangen. Die Weitergewährung der Staatsbeiträge ließ sich vielfach schon damit rechtfertigen, daß die Lehrer der gehobenen Abteilungen dieselbe Vorbildung hatten und dasselbe Gehalt bezogen, als die Volksschullehrer. Aber nicht überall traf das zu. Die Regierungen scheuten sich einzugreifen, weil sonst segensreich wirkende öffentliche Schuleinrichtungen hätten zerstört und durch mangelhaftere private Einrichtungen hätten ersetzt werden müssen.

In denjenigen Ortschaften, in denen die bürgerlichen Gemeinden das Volksschulwesen übernommen haben, handelt es sich nur darum, ob die Beiträge und Beihilfen des Staats für die gehobenen Volksschuleinrichtungen sich noch rechtfertigen lassen, indem es den bürgerlichen Gemeinden unverwehrt ist, Schuleinrichtungen verschiedener Art mit Hilfe des städtischen Vermögens und der städtischen Steuern zu schaffen. Viel schwieriger ist die Lage da, wo die Volksschule Anstalt der konfessionellen Schulgemeinde ist. Es mag den Schulsozietäten, welche gehobene Nebenabteilungen der Volksschule errichtet haben, ursprünglich völlig unbewußt gewesen sein, daß sie damit etwas Unzulässiges taten. Aber im Laufe der Zeit ist es durch wiederholte Entscheidungen, die sich auf die verschiedensten Provinzen beziehen, festgestellt, daß die Hausväter einer Schulsozietät nicht verpflichtet sind, zur Aufbringung der Mehrkosten beizutragen, welche dadurch entstehen, daß einzelne Klassen der Volksschule Ziele verfolgen, die höher sind, als die der allgemeinen Schulpflicht dienenden Volksschuleinrichtungen. Der Bestand der gehobenen Abteilungen ist also hier in letzter Linie davon abhängig, daß die Hausväter nicht die Rechtmäßigkeit der Erhebung der Schulsteuer angreifen. Wenn die erwähnten Entscheidungen auch begrifflich als völlig zutreffend zu erachten sind, so ist man staatlicherseits doch nicht so weit gegangen, überall die Konsequenzen daraus zu ziehen. Denn sie enthalten eine große Härte gegenüber allen Gemeinden, deren Schulen Sozietätsanstalten sind. In dem größeren Teile der Monarchie aber und in zahlreichen Ortschaften, zu deren Bedürfnis gehobene Volksschulen unbedingt gehören, sind die Volksschulen Sozietätsschulen und ihrer zwangsweisen Kommunalisierung ohne die Hilfe der Gesetzgebung stehen unüberwindliche Hindernisse entgegen. Der im Ministerialerlasse angeratene Weg, Nebenabteilungen der Volksschule auf die politische Gemeinde zu übernehmen, der es unverwehrt ist, solche

höheren Schuleinrichtungen zu treffen, ist daher fast überall ungangbar.

Aus dem Vorstehenden leuchtet ein, mit welchen Schwierigkeiten die Erhaltung der gehobenen Nebenanstalten der Volksschule verknüpft war und noch ist. Man ist zwar im Ministerium, soweit bekannt geworden ist, niemals soweit gegangen, die Auflösung derartiger Nebenanstalten trotz ihrer ungesetzlichen oder wenigstens verordnungswidrigen Grundlage anzuordnen. Man hat sie geduldet. Sie bestanden daher und bestehen noch, soweit nicht eine einzelne Bezirks-Regierung gegen Mißbildungen eingeschritten ist. Aber an zahlreichen Orten führen sie eine traurige Fortexistenz. Sie leiden unter ihrer bedrohten Lage. Die Gewinnung geeigneten Lehrpersonals ist mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Und Neugründungen sind so gut wie ausgeschlossen, es müßte denn sein, daß an ganz vereinzelten Orten auf alleinige Kosten der politischen Gemeinde der Volksschule Nebenklassen angegliedert sind, für deren Lehrpersonal die den öffentlichen Volksschulen zu teil werdenden staatlichen Wohltaten nicht gewährt werden, eine höchst künstliche und rechtlich unsichere Konstruktion.

Es ist nicht zu leugnen, daß zur folgerichtigen Ausführung der Volksschulgesetze die Beseitigung aller gehobenen Volksschuleinrichtungen verlangt werden kann. Aber welche Folgen würde das haben? Welche Folgen hat es schon jetzt gehabt, daß die von älterer Zeit überkommene und die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnene Ausstattung der Volksschulen mit gehobenen Klassen und Abteilungen seit der strengen Begriffsbestimmung der Volksschule nicht mehr stattgefunden hat? Der Mittelstand in kleineren Orten und in der Umgebung solcher empfindet es als eine große Härte, wenn ihm nicht die Möglichkeit gewährt wird, an diesen Orten seinen Kindern eine über die Volksschulbildung hinausgehende Bildung zu gewähren. Hieran sind nicht nur die angesessenen Bevölkerungsschichten beteiligt, sondern auch die Beamten, auch höhere, wie Amtsrichter, Oberförster, Geistliche, Lehrer, Aerzte u. s. w., welche ihre Söhne einmal auf die Universität schicken wollen. Allen diesen liegt aus erziehlichen und wirtschaftlichen Rücksichten daran, ihre Söhne und Töchter so lange als möglich im Hause zu behalten. Man kann es ihnen nicht verdenken, wenn sie sie in gefüllte Volksschulklassen, von dem Unterstufenunterricht abgesehen, nicht schicken wollen und daher in Ermangelung besserer Schuleinrichtungen ihre Uebersiedelung nach größeren Schulorten erstreben. Wenn aber diesen

Kreisen nicht jetzt schon durch eine gehobene Schuleinrichtung geholfen ist, so gründen sie Privatschulen. Und würden die gehobenen Schuleinrichtungen beseitigt, ohne daß staatlicherseits ein Ersatz geschaffen oder ermöglicht würde, so würden an allen diesen Stellen Privatschulen erstehen. Um ermessen zu können, ob nicht auf diesem Wege das Bedürfnis des Mittelstandes befriedigt werden kann, ist es nötig, einen Blick auf das bestehende Privatschulwesen zu werfen.

Der Blick zeigt ein wenig erfreuliches Bild. Das Privatschulwesen ist von der preußischen Gesetzgebung aus Gründen, die vom politischen Standpunkte aus allerdings nur gebilligt werden können, hier aber nicht näher erörtert werden sollen, stiefmütterlich behandelt worden. Die Grundlage für die Behandlung der Privatschulen bilden noch heute Bestimmungen aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Der Krebsschaden des Privatschulwesens ist der Mangel an geeigneten Lehrkräften und der in Folge dessen beständige Lehrerwechsel. Je günstiger die öffentlichen Schulen und ihre Lehrer gestellt wurden, um so schwerer wurde es den Interessenten, geeignete Kräfte für die Privatschulen zu finden. Das Streben nach Alters- und Invaliditäts-Versorgung ist durch die ganze Gesetzgebung so tief in alle Kreise gedrungen, daß auch die Privatlehrer vorteilhaftere Gehaltsbedingungen gegen eine weit geringer besoldete Stelle an einer öffentlichen Schule gern eintauschen. Wenn auch neuerdings die Privatlehrer in gewissem Umfange dem Zwange der Altersversicherung unterworfen sind, so reicht doch diese Versorgung nicht im Entferntesten an die der Lehrkräfte der öffentlichen Schulen heran. Kandidaten des höheren Schulamts sind für Privatschulen schon lange nicht mehr zu haben, da und dort half man sich bis vor einigen Jahren noch mit Schulamtsbewerbern, die eben die erste Seminarprüfung abgelegt hatten. Auch das hat aufgehört. Mit dem Mangel an Lehrkräften, der in den letzten Jahren für die öffentlichen Volksschulen in Preußen eingetreten ist, ist die Schwierigkeit, Lehrer für Privatschulen zu gewinnen, ins Ungemessene gewachsen. Es steht auch garnicht zu hoffen, daß sich diese Verhältnisse in absehbarer Zeit zum Besseren wenden werden, schon darum nicht, weil der Preußische Staat es bedauerlicher Weise für ausreichend erachtet, wenn er soviel Lehrerersatz heranbildet, wie gerade für die vorhandenen öffentlichen Volksschulen erforderlich ist. Es ist daher den Privatschulen garnicht möglich, Lehrer zu gewinnen, die für den Schuldienst ausgebildet sind und sich ihm dauernd widmen wollen. Die Bestimmungen der Staatsministerial-Instruktion von 1839 sind schon früher nicht völlig

durchgeführt worden. Sie sind aber auch tatsächlich weder früher, noch jetzt durchführbar gewesen. Die Instruktion verlangt, daß die Leiter und Lehrer einer Privatschule dieselbe Lehrbefähigung besitzen sollen, wie die Leiter und Lehrer einer öffentlichen Schule gleicher Art. Insbesondere soll der Leiter eigentlich die Rektorenprüfung abgelegt haben. Tatsächlich werden diese Bedingungen nur an größeren Privatschulen erfüllt. Im Uebrigen ist es den Interessenten eben nicht möglich, so befähigte Personen zu finden. Es werden Kandidaten der Theologie, die die erste oder zweite theologische Prüfung, zuweilen auch noch gar keine abgelegt haben, angenommen, um nur die Privatschule über Wasser zu halten. Die Bezirks-Regierungen machen wohl den ehrlichen Versuch, die gesetzlichen Anforderungen durchzuführen, aber es würde ihnen nur gelingen, wenn sie eine große Anzahl von Privatschulen auflösten. Wenn auch an einzelnen Orten damit nur einer höchst unvollkommenen Schuleinrichtung ein Ende bereitet würde, so würde es in den Interessentenkreisen doch als die größte Härte empfunden werden, indem sie dann genötigt würden, ihre Kinder in zu jungen Jahren von Hause fortzugeben, wobei auch in diesen Kreisen die schmerzliche Empfindung oft recht lebendig ist, daß die vorhandene Privatschule nur ein schlechter Ersatz für eine öffentliche gehobene Schuleinrichtung ist. Manche Regierungen legen den Kandidaten die Verpflichtung auf, binnen einer bestimmten Frist eine Schulamtsprüfung abzulegen. Der Lauf der Dinge ist aber mit einzelnen Ausnahmen der, daß die Kandidaten mit Ablauf der Frist oder auch schon vorher ihre Privatschulstelle wieder aufgeben, sei es, weil sie in ein geistliches Amt übergehen, sei es auch nur um der Forderung der Regierung zu entgehen, und so beginnt das Spiel von neuem auf Kosten der Schüler, die unter dem fortwährenden Lehrerwechsel leiden. Oft genug haben sich die Interessenten auch bemüht, pensionierte Lehrer für den Dienst an der Privatschule zu gewinnen. Und an vielen Stellen müssen für den Unterricht, auch größerer Knaben, Lehrerinnen aushelfen. Auch kann nicht unerwähnt bleiben, daß sich die Interessenten zuweilen anrüchiger Personen in Ermangelung überhaupt bereiter Lehrkräfte kaum haben erwehren können.

Die Instruktion verlangt auch, daß die Konzession zur Eröffnung oder Fortführung einer Privatschule nur einer bestimmten Person ertheilt werden soll. Bei der Unbeständigkeit der Privatschulleiter ist es aber für die meisten Privatschulunternehmen fast unerläßlich, daß sich eine Interessentenvereinigung bildet, und durch

Statuten bindet, wenn auch die Behörden diese Kuratorien oder Vorstände amtlich nicht kennen. Die Opfer, welche seitens der Interessenten in den kleinen Städten und auf dem Lande für die Privatschulen gebracht werden, sind oft sehr erheblich, aber sie sind immer noch geringer, als wenn die Interessenten ihre Kinder auf eine auswärtige Schule senden sollten. Es ist aber natürlich, daß die Interessenten bestrebt sind, die Kosten der Privatschule durch Heranziehung vieler Schüler möglichst herabzumindern. Es werden daher in die Privatschule eine größere Anzahl von Schülern aufgenommen, die nach ihrer Begabung und ihren häuslichen Verhältnissen für das Studium fremder Sprachen ungeeignet sind, lediglich um die Kosten für die Ausbildung einiger geeigneter Kinder zu verringern. Insofern wirken die Privatschulen geradezu schädigend auf gewisse Kreise des Mittelstandes, die nach ihren Vermögensverhältnissen ihren Kindern eine gehobene Schulbildung zu teil werden lassen wollen, während sie in Ermangelung einer gehobenen Volksschule besser daran täten, ihre Kinder lediglich die gewöhnliche Volksschule durchmachen zu lassen. Die Notlage des Privatschulwesens hat auf das Bildungsniveau der besser situierten Volkskreise an sehr vielen Orten schädigend eingewirkt.

Es wird nach den vorstehend gegebenen Ausführungen nicht angängig erscheinen, diejenigen Mittelstandskreise, welche ihre Söhne nicht studieren lassen können und wollen, ihnen aber doch nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen eine höhere Bildung, als die gewöhnliche Volksschulbildung zu teil werden lassen wollen, auf die Privatschulen zu verweisen. Es wird nicht angängig sein, die vorhandenen gehobenen Volksschuleinrichtungen zu beseitigen, ohne daß ein Ersatz unter Mitwirkung des Staates dafür geschaffen wird. Und es wird auch zur Befriedigung und zur Festhaltung der eine höhere Bildung besitzenden und eine solche für ihre Kinder erstrebenden Kreise in den kleinen Städten nötig sein, die Gründung von öffentlichen Schuleinrichtungen zu ermöglichen, die einerseits eine höhere Bildung als die Volksschule vermitteln, andererseits die Vorbereitung auf die mittleren Klassen der höheren Schulen am Ort anstreben.

Die hier gemeinten Mittelstandskreise können nicht befriedigt werden durch die jetzt gegebene Möglichkeit der Einrichtung selbständiger Mittelschulen. Hierzu ist ein zu großer Aufwand erforderlich. Schon die jetzige Schullast ist in den kleinen Landstädten oft sehr drückend. Wenn aber von der Volksschule eine Mittelschule abgezweigt werden soll, die eigene Schulräume und ein eigenes Lehr-

personal mit einem besonderen Rektor an der Spitze erhalten soll, ohne daß der Staat die für Volksschullehrer gesetzlichen Staatsbeiträge für jede Lehrerstelle und die gesetzlichen Zuschüsse zur Alterszulagen- und Ruhegehaltskasse zahlt, wenn die Gemeinde alles aus eigenen Kräften leisten soll, so übersteigt das in der Regel ihre Kraft. Auch finden sich bei so ungünstiger gesetzlicher Lage die städtischen Körperschaften nicht leicht bereit, solche Opfer zu bringen, da diese doch immer nur einer Minderheit von Mitbürgern zu Gute kommen können. Es kommt hinzu, daß die Errichtung von Mittelschulen an die Bedingung geknüpft ist, daß zunächst für das Volksschulwesen des Ortes in ausreichender Weise gesorgt ist. Wo nun das nicht der Fall ist, etwa weil das Volksschulgebäude in schlechtem Zustande ist, ist von vornherein auf Jahre oder Jahrzehnte hinaus die Errichtung einer Mittelschule ausgeschlossen. Weiter stehen auch innere Gründe der Errichtung einer Mittelschule hindernd im Wege. Nach den jetzigen Bestimmungen soll die Mittelschule fünf aufsteigende Klassen umfassen. Selbst wenn die Mittel vorhanden wären, würden sich in den Städten, welche hier ins Auge gefaßt werden, diese fünf Klassen garnicht mit Schülern füllen lassen. Würde man diese Forderung der fünf Klassen fallen lassen, so könnte in mancher kleineren Stadt viel eher zur Errichtung einer Mittelschule geschritten werden. Jetzt wird an die Errichtung wirklicher Mittelschulen erst in mittleren Städten von einiger Wohlhabenheit gedacht werden können und in der Regel auch dann nur, wenn in denselben noch keine höhere Schule besteht.

Die Mittelschule nach dem Lehrplan vom 15. Oktober 1872 hat keinen rechten Boden gefunden, wie auch in der Preußischen Volksschulstatistik unumwunden zugestanden wird. Auch das Interesse der Unterrichtsbehörde wandte sich derselben noch so wenig zu, daß in der Statistik bis 1878 die Mittel- und höheren Mädchenschulen nicht besonders ersichtlich gemacht worden sind: sie waren damals unter den Volksschulen mit enthalten. Als bei der Bearbeitung der im Jahre 1878 vorgenommenen schulstatistischen Erhebung eine Ausscheidung der Mittel- und höheren Mädchenschulen versucht wurde, konnte sie nicht überall mit hinlänglicher Sicherheit erfolgen. Auch im Jahre 1886 wurden die öffentlichen Mittelschulen von den höheren Mädchenschulen noch nicht geschieden. Aber es ließ sich erkennen, und wurde im Jahre 1891 in gleicher Weise festgestellt, daß das Mittelschulwesen auf dem Lande noch nicht über einen guten Anfang hinausgekommen war. Selbst in den Städten fanden sich noch viele in der Statistik

als Mittelschulen gezählte Schulen, die erst im Anfang der Entwicklung standen. Erst im Jahre 1891 wurden die Mittelschulen von den höheren Mädchenschulen gesondert. Es fanden sich öffentliche Knaben-Mittelschulen nur 184 in der ganzen Monarchie, davon 167 in den Städten, 17 auf dem Lande, öffentliche Mädchen-Mittelschulen 92, davon 90 in den Städten, 2 auf dem Lande, sonstige öffentliche von Knaben und Mädchen besuchte Mittelschulen 68, davon 54 in den Städten, 14 auf dem Lande. Auffällig gering war die Benutzung der Mittelschulen von den Knaben. 1886 wurden sie nur von 53 024 Knaben besucht, 1891 war die Zahl sogar auf 48 920 herabgegangen. 1896 war die Zahl der Knabenmittelschulen allerdings auf 203 und die Zahl der Knaben in den Mittelschulen auf 55 146 gestiegen, aber es wird doch ausdrücklich hervorgehoben, daß auf keinem Gebiete des öffentlichen Unterrichtswesens ein solcher Stillstand herrscht, wie auf dem der Knabenmittelschulen; es scheine, als ob diese dem Unterrichtsbedürfnis des mittleren Bürgerstandes unentbehrlichen Anstalten zu keinem rechten Gedeihen kommen könnten. Die Statistik von 1901 ist noch nicht erschienen. Wenn sie aber für die Mittelschulen erheblich höhere Zahlen bringt, als die von 1896, so darf man sich dadurch nicht täuschen lassen. Denn die Forderungen des Ministers bezüglich der besseren Gehaltsstellung der Mittelschulen haben dazu geführt, daß eine Reihe von Schulen, die früher als Volksschulen gezählt wurden, in die Reihe der Mittelschulen versetzt sind, um den Lehrern die höheren Gehälter zuzuwenden, ohne daß sie doch darum ihrem Lehrplan und ihren Leistungen nach Mittelschulen geworden sind.

Nachdem im Vorhergehenden dargelegt ist, wie dem Bedürfnis des Mittelstandes in den kleinen Städten und ihrer ländlichen Umgebung weder durch die Errichtung von Privatschulen, noch von Mittelschulen überall genügt werden kann, wird der Weg zu bezeichnen sein, auf dem Abhilfe zu schaffen ist. Dieser Weg findet sich bereits vorgezeichnet durch die Preußische Unterrichts-Verwaltung: es hat eine Gabelung der Volksschulen auf den mittleren oder oberen Klassen einzutreten: auf der einen Seite die gewöhnliche Volksschule, auf der anderen Seite die gehobene. Dieser Weg ist nur verlassen worden unter dem Druck der Gesetzgebung, die, beeinflußt durch die in der Verfassung gebotene Unentgeltlichkeit, die Begriffsbestimmung der Volksschule immer schärfer gefaßt hat.

Es ist lehrreich, hier einen geschichtlichen Rückblick zu thun.

Die allgemeine Volksschule, auch wenn sie die ihr jeweils gesteckten Ziele erreichte, hat schon im Beginn des vorigen Jahrhunderts

den Bedürfnissen des Bürgerstandes nicht ganz genügt. In den Stadtschulen wurde vielfach Lateinunterricht erteilt. Der Ladenbergsche Gesetzentwurf von 1850 sah gehobene Volksschulen vor. Wo die Verhältnisse einer Gemeinde die Einrichtung eines Progymnasiums nicht gestatteten, sollten mit einer mehrklassigen Volksschule noch bis höchstens zwei aufeinander folgende Klassen verbunden werden dürfen, in welchen unter Trennung der Geschlechter auch Unterricht in den Anfangsgründen der für höhere Lehranstalten bestimmte Fächer erteilt werden sollte.

Der Bethmann-Hollwegsche Gesetzentwurf von 1862 unterschied öffentliche Volksschulen und Bürgerschulen. In letzteren sind die Unterrichtsgegenstände der Volksschule zu erweitern und fester zu begründen. Auch kann in ihnen fremdsprachlicher Unterricht erteilt werden. Die Teilnahme an demselben steht den einzelnen Schülern frei. Es wird vorgesehen, daß Volksschule und Bürgerschule desselben Ortes unter demselben Rektor stehen können. Die möglichste Berücksichtigung der provinziellen und örtlichen Bedürfnisse soll offen gehalten werden. In den Motiven wird ausgeführt, daß sich zwischen den Volksschulen und Gymnasien noch ein Mittelglied befinden solle, durch welches weitere über die Aufgaben der öffentlichen Volksschule hinausgehende Bildungsbedürfnisse ganzer Schulbezirke oder einzelner Klassen der Bevölkerung ihre Befriedigung finden könnten. Diese Bürgerschulen sollten als eine höhere Stufe der öffentlichen Volksschule, nicht aber als eine Vorstufe der höhere wissenschaftliche Ziele verfolgenden Unterrichtsanstalten anzusehen sein und wurden daher zu den „niederen Schulen" gerechnet. Gleichzeitig mit dem großen Unterrichts-Gesetzentwurf wurde von dem Minister ein Gesetzentwurf ausgearbeitet, der den Artikel 25 der Verfassungsurkunde: „In der öffentlichen Volksschule wird der Unterricht unentgeltlich erteilt", aufhebt.

Es kam nicht einmal zur Einbringung der Gesetzentwürfe. Die Schulkonferenz von 1872 fand unter dem Namen von Bürger-, Mittel-, Rektor-, höheren Knaben- und Stadtschulen eine beträchtliche Anzahl von Unterrichtsanstalten vor, welche über die Ziele der mehrklassigen Volksschule hinausgingen, ohne doch höhere Schulen zu sein. Wenn nun auch die Abgrenzung dieser Schulen, die unter dem Sammelnamen Mittelschulen zusammengefaßt wurden, nach oben klar war, so war sie nach unten nicht zu ziehen. Die Versammlung hielt auch eine strenge Sonderung der Kinder des mittleren Bürgerstandes von denen des unteren nicht für wünschenswert und nahm

an, daß die Kinder des mittleren Bürgerstandes etwa bis zum zehnten Lebensjahre die Volksschule besuchen und dann erst in die Mittelschule übergehen würden. Die aus Schulmännern und Abgeordneten der verschiedenen Landesteile zusammengesetzte Konferenz hielt es also nicht für angängig, das Bedürfnis des mittleren Bürgerstandes überall durch reine Mittelschulen, wie sie später die allgemeine Verfügung vom 15. Oktober 1872 bestimmt hat, zu befriedigen, sondern sie sah eine Vereinigung von Volksschule und Mittelschule in der Wurzel vor. Auch das Unterrichts-Ministerium stand auf dem Standpunkte, daß nicht alle möglichen Einzelfälle in der allgemeinen Verfügung berücksichtigt sein könnten, und erklärte 1873 ausdrücklich, es sei Sache der Provinzial- und Bezirks-Behörden, die Anwendung der gegebenen Vorschriften auf bestimmte Verhältnisse selbständig eintreten zu lassen. Schon in der allgemeinen Verfügung vom 15. Oktober 1872 war gestattet, daß die Oberklassen einer sechsklassigen Volksschule nach dem Lehrplan der Mittelschule arbeiten. Es wurde jetzt weiter gestattet, daß überhaupt mehrklassige Volksschulen in ihren Oberklassen nach dem Lehrplan der Mittelschule arbeiteten, sowie daß die Volksschule, von irgend einer Stufe an, in Parallelklassen zerfalle, von denen die eine die Volksschulbildung abschließt, während die andere sie im Sinne der Mittelschule erweitert. In einem anderen Ministerialerlaß aus dem gleichen Jahre wurde es für unbedenklich erklärt, daß da, wo der Mittelschule wohl eingerichtete Volksschulen vorarbeiten, die erstere sich auf zwei oder drei Klassen beschränke. Als unabweisliche Voraussetzung wurde allerdings die Trennung der Geschlechter gefordert. Auch wurde im Ministerium mit Recht an der Notwendigkeit der Erteilung wenigstens einer fremden Sprache festgehalten. Im Jahre 1874 wurde in einem Einzelfalle direkt von oben eine Gabelungseinrichtung empfohlen, nach der sich an drei Unterklassen zwei Klassen der Volksschule und vier der Mittelschule anschließen sollten. Der Bezirksbehörde wurde anempfohlen, sich von jeder Mechanisierung frei zu halten und den organisatorischen Bestrebungen auf diesem Gebiet tunlichst entgegenzukommen.

Diese Anregungen fielen auf einen fruchtbaren Boden und wo nicht schon Schuleinrichtungen zur besseren Bildung des mittleren Bürgerstandes bestanden, da wurden sie ins Leben gerufen und gediehen. Selbstverständlich wurde in solchen gehobenen Schulen oder Klassen Schulgeld erhoben. Die Neueinrichtung solcher Schulen wurde da, wo die Volksschulunterhaltung den Sozietäten obliegt, erst

gestört, als Anfang der achtziger Jahre durch Ministerialerlaß ausgesprochen wurde, daß den Mitgliedern der Schulgemeinden keine Mehrkosten auferlegt werden dürften, welche durch Erweiterung der Volksschulziele veranlaßt wären; dagegen ist die Entwicklung einmal bestehender Schulen derart nur in vereinzelten Fällen durch diese Aufklärung gehindert worden. Das Pensionsgesetz von 1885 und das Feststellungsgesetz von 1887 brachten die gehobenen Volksschuleinrichtungen ins Wanken. Aber erst durch die Volksschulerleichterungsgesetze vom 14. Juni 1888 und vom 31. März 1889 sind ihnen die Wurzeln abgegraben worden: einmal durch die im Einklang mit der Verfassung stehende Aufhebung des Volksschulgeldes, dann durch die von den gesetzgebenden Faktoren für nach der Verfassung zulässig erklärte Gewährung von Aufwendungen des Staates über die Erfüllung seiner aushilfsweisen Unterhaltungspflicht hinaus für die Volksschulen. Damit war auch den bürgerlichen Gemeinden eine Gestaltung ihres Volksschulwesens verwehrt, bei der sie nicht mehr auf die gesetzlichen Staatsaufwendungen für die Volksschule rechnen konnten.

Von jetzt ab hörte jede Förderung der gehobenen Volksschule seitens des Unterrichts-Ministeriums auf. Schon kurz vor Erlaß des ersten Volksschulerleichterungsgesetzes hatte der Minister die Regierungen auf die Schwierigkeiten hingewiesen, welche aus der Einrichtung von Gabelungsklassen entstehen könnten. Er erklärte das Aufsetzen einer sogenannten Selekta mit fremdsprachlichem Unterricht auf eine Volksschule grundsätzlich als unzulässig, da diese Einrichtung nur zur Verwirrung des rechtlichen Charakters der Volksschule führe. Es wurde die Errichtung einer selbständigen, auch einklassigen gehobenen Schule seitens der bürgerlichen Gemeinden anheimgestellt. Gegenüber den bestehenden gehobenen Volksschulen bewahrte aber der Minister von Goßler, getreu seiner 1888 im Herrenhause gemachten Zusage, eine wohlwollende Haltung.

Denn bei der Beratung des ersten Volksschulerleichterungsgesetzes waren die Verhältnisse der gehobenen Schulen im Landtage eingehend erörtert worden. Es hatte ihnen nicht an warmen Fürsprechern gefehlt. Aber der Versuch der Abgeordneten Hobrecht, von Holtz und Freiherr von Zedlitz und Neukirch, die Erhebung von Schulgeld an gehobenen Volksschulen statthaft zu lassen, scheiterte an bedauerlichen Zerwürfnissen innerhalb der Fraktionen. Als gehobene Volksschulen sollten nach dem von den genannten Abgeordneten gestellten Antrage diejenigen gelten, deren Leistungen über die zur Er-

füllung der allgemeinen Schulpflicht vorgeschriebenen Anforderungen hinauszugehen bestimmt seien, ohne das Ziel der Mittelschule zu erreichen. Der Staatsbeitrag sollte für solche Schulen, an denen Schulgeld erhoben wird, nicht gezahlt werden. Im Uebrigen sollten dieselben aber als Volksschulen im gesetzlichen Sinne gelten. Der Minister von Goßler hielt den Grundgedanken des Antrages für einen gesunden und war bereit, sich auf diesen Boden zu stellen. Nachdem aber der Antrag schon aussichtslos war, erklärte der Minister weiter, er halte es nicht für die Aufgabe der Schulverwaltung, mit rauher Hand in diese Gebiete einzugreifen, und es liege ihm nicht daran, in den sogenannten gehobenen Schulen der Provinzen Hannover und Sachsen, von denen namentlich die Rede war, eine Aenderung eintreten zu lassen. Er halte die vorhandenen gehobenen Schulen für eine nützliche Einrichtung.

Trotzdem und obwohl alle Nachfolger des Ministers von Goßler bisher dieselbe wohlwollende Haltung angenommen haben, sind die gehobenen Volksschulen durch die Fortwirkung der Volksschulerleichterungsgesetze in ihrem Fortbestande ernstlich bedroht. Der Abgeordnete Freiherr von Zedlitz-Neukirch hatte sehr Recht, als er in der damaligen Debatte aussprach: „Ich habe keinen Zweifel, daß auf die Dauer für diese Schulen der Charakter als Volksschule im Sinne der Verfassung nicht wird aufrecht erhalten werden können.“ Und Dr. Miquel sah scharf in die Zukunft, als er im Herrenhause erklärte, nachdem er festgestellt hatte, daß die gehobene Volksschule sich in einem großen Teil des Landes aus dem praktischen Bedürfnis entwickelt habe und von der Sympathie der Bevölkerung getragen werde: „Ist es nun die Absicht jemals gewesen, durch dieses Gesetz in die Organisation hineinzugreifen, hat man die Frage, ob es zweckmäßig und nützlich ist, gehobene Volksschulen beizubehalten und sich noch weiter entwickeln zu lassen, erwogen, nur bei diesem Gesetz, hat man sich, während man das Gesetz erließ, die Folgen klar gemacht? Das finde ich nicht. Deswegen sage ich, das Gesetz ist nicht bloß ein finanzielles Entlastungsgesetz, es hat wichtige Konsequenzen in Bezug auf die bestehenden Schulen und in Bezug auf die Zukunft, die wir heute noch nicht übersehen können.“

Es ist wohl anzunehmen, daß mit unter dem Eindruck dieser Verhandlungen der Minister von Goßler in seinem Gesetzentwurf vom Jahre 1891 neben den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen der Volksschule andere als zulässig bezeichnete. Dabei wurde die Absicht ausgesprochen, Wünschen der Gemeinden nach Aufnahme weiterer

Unterrichtsgegenstände, auch fremder Sprachen, wo die Verhältnisse der Bevölkerung das erfordern, oder wo in einer einzelnen Schule eine besondere Aufgabe zu lösen sei, gerecht zu werden. Mit einer solchen gesetzlichen Bestimmung hätten alle billigen Wünsche des Mittelstandes in den kleineren Städten und auf dem Lande befriedigt werden können. Der Gesetzentwurf des Ministers Grafen Zedlitz im Verein mit den Motiven verwarf die Möglichkeit der Aufnahme fremdsprachlichen Unterrichts an Volksschulen. Er verblieb, hier, wie auf dem Gebiete des Privatunterrichts, scheinbar von konservativen Gesichtspunkten ausgehend, bei der den Mittelstand so gefährdenden, durch die Gesetzgebung von 1885 bis 1889 begründeten strengen Begriffsbestimmung der Volksschule.

Wie der geschichtliche Rückblick zeigt, geht der oben gemachte Vorschlag zur Abhilfe darauf hinaus, wieder zu den Gabelungseinrichtungen zurückzukehren, welche vom Unterrichtsministerium im Anschluß an die allgemeinen Bestimmungen über die Mittelschule vom 15. Oktober 1872 unter gerechter Berücksichtigung der Bedürfnisse des mittleren Bürgerstandes in den kleinen Städten und auf dem Lande empfohlen worden sind. Nicht sachliche Gründe haben zum Verlassen des damals mit Erfolg eingeschlagenen Weges geführt, sondern die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, solche Gabelungseinrichtungen noch mit den über die Volksschule getroffenen Bestimmungen in Einklang zu bringen. Es war auch, wie aus dem Studium der Landtagsverhandlungen einleuchtet, garnicht die Absicht des Landtages, solche Gabelungseinrichtungen zu beseitigen, sondern es gelang nur nicht, bei der Feststellung der Volksschulerleichterungsgesetze eine Formulierung zu finden, welche die Schädigung dieser Gabelungseinrichtungen ausschloß. Allerdings bestand auch anscheinend bei der Regierung damals keine Geneigtheit, für die Erhaltung und Förderung jener Einrichtungen dem Staate finanzielle Opfer aufzuerlegen.

Wird überhaupt anerkannt, daß für den mittleren Bürgerstand in den kleinen Städten und auf dem Lande, nicht überall, aber doch je nach den örtlichen Verhältnissen an vielen Stellen gehobene Volksschuleinrichtungen notwendig sind, so wird man dieses Bedürfnis da, wo zur Einrichtung eigentlicher Mittelschulen die Mittel fehlen, durch Gabelungseinrichtungen befriedigen müssen.

Es sind dann gehobene Klassen, in denen höhere Ziele als in der Volksschule in deren Fächern verfolgt werden und wenigstens in einer fremden Sprache Unterricht erteilt wird, der Volksschule an-

zugliedern. Die unteren Klassen wenigstens für das erste bis dritte Schuljahr können gemeinsam sein, auch stehen alle Klassen unter der Leitung desselben Rektors. Wieviel gehobene Klassen anzugliedern sind, ob dieselben nach den Geschlechtern getrennt werden müssen, welche fremden Sprachen zu lehren sind, wie der Lehrplan im Einzelnen zu gestalten ist, läßt sich bei der großen Mannigfaltigkeit der Verhältnisse nicht im Allgemeinen, sondern nur im Einzelfalle feststellen. Es muß nur dafür gesorgt werden, daß die Schüler, welche aus der gehobenen Abteilung ins Leben heraustreten, in den ethischen Fächern und den Realien einen gewissen Abschluß ihrer Bildung erhalten. Der Besuch der gehobenen Klassen kann nicht unentgeltlich sein. Um daher im Einklang mit der Verfassungsbestimmung und den Volksschulerleichterungsgesetzen zu bleiben, können diese Klassen nicht als Volksschulklassen bezeichnet werden. Sie werden vielmehr anders, etwa als Mittelschulklassen, anzusprechen sein.

Um solche Einrichtungen zu ermöglichen, ist es erforderlich, daß für die Unterhaltung der Lehrer an den gehobenen Klassen ähnliche Staatswohltaten gewährt werden, wie für die Volksschulen. Für letztere kommen in Betracht: erstens die gesetzlichen Staatsbeiträge zum Lehrergehalt, sowie die über diese hinausgehenden dem Bedürfnis angepaßten Staatsbeihilfen, zweitens die Beteiligung an den staatlichen Alterszulagekassen, drittens die Beteiligung an den staatlichen Ruhegehaltskassen und die staatlichen Zuschüsse zu denselben, viertens die staatliche Fürsorge für die Hinterbliebenen. Der oben erwähnte Antrag Hobrecht, von Holtz und Freiherr von Zedlitz und Neukirch sah von der Gewährung der Staatsbeiträge an solche gehobenen Schulen oder Klassen ab, wollte ihnen aber im übrigen die den Volksschulen gewährten Staatswohltaten zukommen lassen. Es wird nicht unbillig sein, den Gemeinden, welche gehobene Klassen ihren Volksschulen angliedern wollen, auch einige Opfer dafür aufzuerlegen. Dann ist es der richtige Gedanke, ihnen die Staatsbeiträge für diese Klassen nicht zu gewähren. Hier handelt es sich um feste Summen. Etwas anderes ist es mit den drei übrigen Seiten der Lehrerunterhaltung den Alterszulagen, dem Ruhegehalt und der Hinterbliebenen-Versorgung. Diese kann man kleinen Gemeinden in der Regel nicht auferlegen, einmal wegen der absoluten Höhe der Lasten, sodann wegen ihrer wechselnden Höhe. Es würden sich sonst unerträgliche Schwankungen im Gemeindehaushalt einstellen. Hier also ist das Eintreten der Staatshilfe erforderlich. Sie kann nur durch einen gesetzgeberischen Akt gewährt werden. Der Weg dafür

4*

ist vorgezeichnet durch das Gesetz vom 11. Juni 1894, betreffend das Ruhegehalt der Lehrer und Lehrerinnen an den öffentlichen nicht staatlichen mittleren Schulen und die Fürsorge für ihre Hinterbliebenen. Wenn den Lehrern der der Volksschule angegliederten gehobenen Klassen die gleichen Ansprüche zugestanden werden, wie den Volksschullehrern, und wenn den solche Klassen unterhaltenden Gemeinden für die an diesen Klassen angestellten Lehrer bezüglich der Alterszulage derselben, der Ruhegehälter und der Hinterbliebenen-Versorgung die gleichen Staatswohltaten zugewandt werden, wie für Volksschullehrer, so ist der Weg eröffnet, um die jetzt bestehende Gefährdung des Mittelstandes auf dem Schulgebiete zu beseitigen.

Für die Erhaltung der jetzt bestehenden gehobenen Volksschuleinrichtungen werden, wenn dieser Weg beschritten wird, nach Lage der Verhältnisse erheblich höhere Staatsaufwendungen überhaupt nicht zu machen sein. Anders ist es natürlich, wenn gehobene Klassen da neu geschaffen werden sollen, wo sie bis jetzt bei der Ungunst der gesetzlichen Bestimmungen nicht geschaffen werden konnten. Hier muß die Errichtung von der sorgfältigen Prüfung aller Verhältnisse und der Genehmigung durch die beteiligten Behörden abhängig gemacht werden. Denn es soll keinesfalls der, wie nicht abzuleugnen, in manchen Bürgerkreisen vorhandenen Neigung zur Schaffung von Standesschulen oder Klassen, die bloß der Absonderung, nicht aber der tüchtigeren Durchbildung der Wohlhabenderen dienen, nachgegeben werden. Für gehobene Schulen und Klassen besteht eine innere Berechtigung nur da, wo ein wirkliches Bedürfnis nach höherer Bildung vorhanden ist und wo die Gewähr für die Befriedigung desselben durch ein in allen Theilen höheres, auf eine festere gediegenere Durchbildung der Schüler gerichtetes Lehrziel und eine dementsprechende Klasseneinteilung mit geringeren Schülerzahlen gegeben ist.

In den vorstehenden Ausführungen sind Gabelungseinrichtungen in Vorschlag gebracht worden, um jetzt gefährdete Schuleinrichtungen des mittleren Bürgerstandes zu schützen und die Er- ... diesem Stande nötiger Schuleinrichtungen zu ermöglichen. ... ist nachgewiesen, daß dieser Vorschlag nur durch die Gesetz- ... verwirklicht werden kann. Nun sind aber gesetzgeberische ... auf dem Schulgebiete so oft gescheitert, daß an den maß- ... Stellen eine begreifliche Unlust besteht, auf diesem Wege ... für sonst anerkannte Uebelstände zu suchen, so lange noch ... ein anderer Weg gangbar erscheint. Wird es aber als aus-

sichtslos erachtet, jetzt oder in naheliegender Zeit den gehobenen Schulen auf gesetzgeberischem Wege zu Hilfe zu kommen, so bleibt nur übrig, auf eine Ausgestaltung des Volksschulwesens zu verzichten und die Hilfe in der Errichtung von Schulen und Klassen zu suchen, die sich dem Mittelschulschema anpassen. Da die Gemeinde zumeist außer Stande ist, diese Aufwendungen zu tragen, so ist dann dringend zu raten, Staatsmittel in angemessenem Umfange zur Förderung des Mittelschulwesens bereit zu stellen, damit die Gemeinden, in denen gehobene Volksschuleinrichtungen erforderlich sind, die vorhandenen gehobenen Schulen oder Schulklassen in Mittelschulen oder Mittelschulklassen unter Verzicht auf die den Volksschulen zufließenden Staatswohltaten umzuwandeln oder neue derartige Mittelschulen oder Mittelschulklassen zu errichten im Stande sind.

Es kann aber nicht zweifelhaft sein, daß eine solche Ausgestaltung des Mittelschulwesens dem Staate wie den Gemeinden teurer zu stehen kommt, als die Ausgestaltung des Volksschulwesens durch gehobene Abteilungen oder Klassen.

# Verdoppelungen des Ich.

Von

**Emil Lucka** in Wien.

## 1. Deduktion der Ich-Verdoppelung.

Was wir als das tiefste im Wesen des Menschen empfinden, ist das Persönlichkeits-Bewußtsein, die lückenlose Kontinuität des Ich und seine Identität im ganzen Leben. Alle Dinge wechseln und vergehen, die liebsten Freunde schwinden uns aus dem Bewußtsein, aber das „Ich“, von dem wir als Kind gesprochen haben, lebt noch unangetastet im späten Alter als ebendasselbe, und alle Schätze von Anschauung und Weisheit, die es um sich gesammelt, haben nicht bewirkt, daß sich das Ich als ein anderes auffasse. Die Kontinuität des Ich ist die Voraussetzung individueller Erfahrung, und wäre sie unterbrochen, so wäre das Leben des Individuums in zwei Teile gespalten; es wäre nicht *ein* Ich, nicht *ein* Bewußtseins-Zentrum mit herumgruppierten Vorstellungen, Gefühlen usw., sondern *zwei*; es wäre nicht ein *Individuum*, sondern ein *Dividuum*, nicht *ein* Mensch, sondern *zwei* Menschen, die in demselben Körper wohnten. Der Psychiatrie sind solche Zustände vertraut. Es gibt Geisteskranke, deren Bewußtsein nicht an ein einziges Ich mit einem Gedächtnis, dem psychologischen Korrelate der Individual-Erfahrung, geknüpft ist, sondern die zwei oder sogar mehrere Bewußtseine mit getrennten Gedächtnissen besitzen, die nicht ein Ich, sondern zwei Iche repräsentieren. (Wir wollen nur den einfachen Fall von Duplizität besprechen.) Diese beiden Iche können entweder in zwei Perioden des Lebens aufeinander folgen; das zweite löst dann das erste ab, und die betreffende physisch intakte Person beginnt mit dem zweiten Ich-Bewußtsein ein neues psychisches Leben; oder, und dies ist der häufigere Fall, die beiden Iche kämpfen um die Vorherrschaft im Individuum, um die Leitung der Vorstellungsmassen; bald siegt das

eine, bald das andere. Hier bestehen zwei psychologische Apperzeptions-Zentren, deren jedes Gruppen von Vorstellungen um sich bindet. Durch häufiges Hypnotisieren wird die Bildung und Befestigung des zweiten Ich bei hierzu Veranlagten (fast durchwegs Frauen, Hysterikerinnen) gefördert.

Nach zahlreichen interessanten Versuchen von Moll, Janet, Binet und anderen taucht das zweite Ich im Zustande der Hypnose aus dem Dunkel, und sammelt in den Hypnosen eine eigene zusammenhängende Erfahrung. Die beiden Seelen, die so in einer Brust wohnen, wissen entweder gar nichts von einander oder kennen sich und liegen mit einander im Kampfe. Max Dessoir hat es versucht, diesen Erscheinungskomplex systematisch zu erklären. („Das Doppel-Ich". Leipzig. 2. Aufl. 1896.*)) Er nimmt an, daß das Ich stets zwei Bewußtseins-Zentren umfasse: eine Synthese des Oberbewußtseins und eine des Unterbewußtseins, daß also das scheinbar einfache Ich in Wirklichkeit als doppeltes existiere, uns aber in normalem Zustande nur als einfaches bewußt sei. Diese Ansicht Dessoirs wird durch die Daten des Hypnotismus vielfach gestützt und kann als wohl geeignet angesehen werden, das verwirrende Material, das diese junge Wissenschaft zu Tage gefördert hat, unter einem einheitlichen Gesichtspunkte zusammenzufassen.**)

Wir mußten dies erwähnen, um den Zusammenhang der anzuführenden Ich-Verdoppelungen mit dem Doppel-Ich Dessoirs und den Erscheinungen, die Geisteskranke mit zerspaltenem Ich aufweisen, darzulegen, und Verwechslungen vorzubeugen.

Das Bewußtsein der Identität und der Kontinuität des Ich, im geistig-normalen Menschen das primum datum, bildet also den festen Ausgangspunkt unserer Ueberlegungen.***) Das Ich (nicht der Leib und nicht eine substanzielle Seele), das Bewußtsein unserer moralischen Identität und Kontinuität, kann uns nicht verlassen. Diese Einheit des sittlichen und des erkennenden Ich macht den tiefsten Grund der vollbewußten

*) Vergl. auch Schrenck-Notzing: „Ueber Spaltung der Persönlichkeit". Wien 1896.

**) Es sei gleich bemerkt, daß Dessoir selbst sagt: „Die Lehre von der Einheit des Bewußtseins wird, wenn richtig gefaßt, durch die Forschungsergebnisse der experimentellen Pathopsychologie in keiner Weise berührt." (S. 55.) In gewissem Sinne können die beiden Bewußtseine als komplementär aufgefaßt werden (vergl. W. James: „The principles of Psychology" I. 206).

***) Eine Hypothese über das Wesen der Seele oder des Ich ist hierin noch nicht enthalten, sondern nur die Beschreibung einer vorgefundenen Tatsache. Allerdings soll mit der vorliegenden Abhandlung die Lehre vom intelligiblen Ich eine Stütze finden, doch kann dies erst am Schluß angedeutet werden.

Persönlichkeit aus, sie bezeichnet die moralische Verantwortlichkeit des Menschen, verbunden mit dem Wissen um seine Inadäquatheit an die sittliche Idee (der Vollkommenheit). (Vergl. hierzu Kant, Fichte, Schopenhauer.) Die Gewißheit, unermeßlich weit von der Idee der sittlichen Vollkommenheit entfernt zu sein, erzeugt in der Brust des Menschen den Zwiespalt zwischen dem reinen Ich (dem intelligiblen Charakter) und dem empirischen Charakter. Bei höher entwickeltem sittlichen Bewußtsein fühlt das ethische Ich des Menschen die schwere Schuld des niederen Wollens. Das Bild im Spiegel, der Schatten am Boden, das Porträt an der Wand, der Hall der eigenen Stimme, die von einem Felsen zurücktönt, werden den so Gestimmten unheimlich berühren. Aber die Vorstellung, daß sich die Gestalt im Spiegel selbständig machen könnte, daß sie als Doppelgänger in der Welt herumgehen könnte, ist wohl jedem unerträglich. Warum? Weil alle Möglichkeit einer sittlichen Existenz, der vorausgesetzten, postulierten Einheitlichkeit und Unteilbarkeit des Ich entstammt. Sittlicher Fortschritt ist überhaupt nur an dem Substrate eines einheitlichen Bewußtseins-Ablaufes vorstellbar, und, nach der von Kant gebrauchten tiefen Versinnlichung, mit der Asymptote an die Hyperbel zu vergleichen. Bekanntlich nähert sich diese gerade Linie der hyperbolischen Kurve immer mehr und mehr, erreicht sie aber erst in unendlicher Entfernung, das heißt niemals in der Endlichkeit. Als Schema des sittlichen Strebens des Ich aufgefaßt, will dies also besagen, daß vollkommene Sittlichkeit in der Endlichkeit nicht erreichbar ist, sondern nur Annäherungen an dieses Ideal. Die Asymptote ist das in der Zeitlinie ablaufende einheitliche Bewußtsein. Die Zeit muß aber als unendlich und als eindimensional vorgestellt werden, weil es nur ein ethisches Subjekt im Menschen gibt, dessen Bewußtseinsform („Die Form des inneren Sinnes", Kant) eben die Zeit ist. Mystisch gesprochen, tritt das Ende der Zeit (die Ewigkeit) ein, wenn die Asymptote ihre Hyperbel erreicht, wenn der Mensch vollkommen sittlich geworden ist — also niemals (die Kantische Idee).

Wenn aber die Kontinuität der eindimensionalen Bewußtseinslinie, des Ich, unterbrochen würde, so wäre jede sittliche Vervollkommnung unmöglich. Der Gedanke, das Ich in der Außenwelt zu sehen, dem eigenen Ich (natürlich im wohlbekannten Körper) gegenüber zu treten, ist nun identisch mit einer Unterbrechung seiner Kontinuität. Daher das Entsetzen des sittlichen Menschen vor diesem Gedanken, daher sein unheimliches Gefühl bei den Annäherungen an

ihn. (Spiegelbild usw.), daher aber auch die Produktion dieses Gedankens aus dem sittlichen Bewußtsein heraus. Er ist die drohende Warnung, sein Ich nicht zu zerspalten, es als heiligstes verschlossen zu halten. „To thine own self be true!“ (Shakspeare.) Wenn das Ich in der Welt sichtbar sein könnte, dann wäre es auch schon verloren. Das Ich läßt sich nie empirisch nachweisen, was Kant wohl wußte, da er es von der theoretischen in die praktische Philosophie hinübernahm (und was Fichte und Schelling mißverstanden haben); dies ist kein Mangel der Wissenschaft, auch kein Beweis gegen die Existenz des Ich (welcher Trugschluß heute so beliebt ist), sondern Forderung der Ethik.

Das Bewußtsein des kontinen, während des ganzen Lebens mit sich selbst identischen Ich ist die Voraussetzung aller Sittlichkeit; hieraus ergibt sich von selbst die Anwendung auf das vorhin berührte Gebiet. Es kann als unzweifelhaft gewiß angesehen werden, daß mit der Vernichtung des einheitlichen Ichbewußtseins auch das Bewußtsein sittlicher Verantwortlichkeit und mit ihm die Möglichkeit alles moralischen Handelns aufgehoben ist. So rechtfertigt sich der Begriff der juristischen „Unzurechnungsfähigkeit“, der, trotz aller festgehaltenen Determination beim geistig gesunden Menschen, doch nur auf den Geistesgestörten angewendet werden kann. Wo die Dissolution des Ich eingetreten ist, wie bei den erwähnten Geisteskranken und bei Hypnotisierten, da ist die Herrschaft der sittlichen Persönlichkeit gebrochen, die eindimensional fortlaufende Linie des Ich-Bewußtseins ist zerstört, und damit auch jeder sittliche Fortschritt unmöglich — die Asymptote ist in zwei Aeste geteilt, deren jeder eine andere Richtung verfolgt; anfangs lief vielleicht noch der Hauptast (das Oberbewußtsein) zur Kurve, aber dann verliert er sich. Es gibt auch Geisteskranke, deren Ich-Bewußtsein vollkommen ausgelöscht ist; sie sprechen von sich nicht in der ersten, sondern in der dritten Person (z. B. Lenau) — die Asymptote hat ferne der Hyperbel ihren Endpunkt erreicht. So blickt das Mittelalter, wie meistens, auch hier tiefer als neuere Zeitläufte, wenn es glaubte, daß die Wahnsinnigen vom Bösen besessen seien. Sie besitzen kein Gutes mehr, darum besitzt sie das Böse.

Hieraus geht noch etwas hervor, was überdies auch die Erfahrung lehrt: Menschen mit höherer Sittlichkeit können nicht hypnotisiert werden, denn sich hypnotisieren lassen ist gleichbedeutend damit, auf seine freie sittliche Bestimmung für eine Zeit verzichten.

Männer sind viel schwerer zu hypnotisieren als Frauen, deren Moralitätsbewußtsein wenig ausgebildet ist.*) Manche Frau verfällt schon in einen leichten Zustand der Hypnose, wenn sie ein energischer Mann scharf anblickt, meist ein Zeichen vorhandener oder beginnender Hysterie. In diesem Sinne muß es auch als durchaus unsittlich bezeichnet werden, jemanden zu hypnotisieren; nicht weil die Versuchsperson an ihrer Gesundheit Schaden leide, worüber ich nicht urteilen kann, sondern weil der sich selbst bestimmende Wille des Menschen (sein praktisches Ich) vernichtet ist, und er als Mittel zu einem fremden Zwecke, bestenfalls für die Wissenschaft, mißbraucht wird. Balzac konnte, wie Baudelaire erzählt, nicht dazu gebracht werden, sich der Hypnose des Haschisch zu unterwerfen, und auf seine Selbstbestimmung zu verzichten.

Einer der größten aller Moralisten, der Philosoph des absoluten Ich, Fichte, soll den Tag gefeiert haben, an dem sein Kind zum ersten Male: „Ich" sagte.

## 2. Psychologie der Furcht.

Voraussetzung der Existenz einer Ich-Verdoppelung, resp. ihrer psychischen Bedeutung, ist nicht so sehr das physisch-korrekte Vorhandensein derselben, sondern vielmehr die psychische Funktion, die beide, das Prototypon und das Ektypon, zu einander in Beziehung setzt. Dieser Vorgang des Wiedererkennens und des In-Verbindung-bringens ist die conditio sine qua non der Ich-Duplikation. Hierdurch unterscheidet sie sich wesentlich von jeder Verdoppelung in physikalischem Sinne (Projektion usw.), bei der nicht die Beziehung der beiden Erscheinungen aufeinander in einer individuellen Psyche, sondern das objektiv feststellbare Kausal-Verhältnis in Betracht kommt. Die Verdoppelung als psychischer Wert existiert also nur für Wesen, die 1. imstande sind, die Gleichheit oder große Aehnlichkeit zu erkennen und die Beziehung wirklich vorzustellen, und 2. die sich ihres individuellen, ganz einzigartigen Ich bewußt sind. Was als Verdoppelung des Ich empfunden wird, hängt demnach in erster Linie vom Subjekt ab, in dessen Bewußtsein sich die Verdoppelung vollzieht; die psychische In-Eins-Setzung der objektiv getrennt existierenden Bilder macht die Charakteristik der Ich-Verdoppelung aus, und diese Identifikation bildet das Korrelat zur Duplikation.

*) Vergl. hierzu die grundlegende Untersuchung von O. Weininger: „Geschlecht und Charakter". Wien 1903.

Hieraus folgt unmittelbar, daß sich eine für alle Menschen gleich geltende Definition der Verdoppelungen nicht geben läßt, resp. daß die unter das formale Duplikations-Schema subsumierbaren Einzelfälle individuell variieren. Da es sich ja nicht darum handelt, den Körper des Doppelbildes objektiv konstatierend als den eigenen zu erkennen, sondern darum, die eigene Seele in ihrer ganz besonderen Eigentümlichkeit hinter dem Bilde wiederzufinden, besteht die Wirkung der Duplikation nur für den sittlich einigermaßen entwickelten Menschen. Wenig feinfühlende Menschen empfinden ihre eigene Verdoppelung etwa im Porträt oder im Spiegel nicht mit Schrecken, aber die höchste Steigerung, der Doppelgänger, wird wohl jedem Schauder erregen. Demjenigen Menschen ist seine Verdoppelung entsetzlich, der hinter seinem empirischen Ich noch ein intelligibles Ich stehen weiß, und um so unerträglicher, je intensiver das intelligible Ich bewußt ist. Am schrecklichsten dem Genie, dem Heiligen, am harmlosesten der Frau. Kann sich wohl jemand einen Beethoven vorstellen, der vor dem Spaziergang noch einen Blick in den Spiegel würfe? Dagegen eine Frau, die das unterließe? Es gibt Frauen und niedrig stehende Männer, die in ihr eigenes Spiegelbild vollkommen verliebt sind. Von diesem Gesichtspunkte aus kann man alle Menschen einteilen in solche, die sich in den Spiegel sehen, und in solche, die dies nicht tun.*) Je genialer ein Mensch ist, desto mehr wird er sein Spiegelbild meiden (woraus leichtlich ein umgekehrter Schluß auf die Genialität mancher schön frisierter moderner Künstler gezogen werden könnte). Wer selbst ein Spiegel der Welt ist, das heißt, wer die Welt selbst schaffend reproduziert (als Denker oder als Künstler), der will keine sichtbare Spiegelung seines Ich. Dem intelligiblen Ich ist das empirische stets ein Vorwurf. An dessen Existenz gemahnt zu werden, weckt das Be-

*) Nach Fertigstellung der vorliegenden Arbeit finde ich in dem originellen, schon einmal erwähnten Buche von Otto Weininger: „Geschlecht und Charakter" folgende Bemerkungen (S. 274): „Die Tiere erschrecken nie, wenn sie in den Spiegel sehen, aber kein Mensch vermöchte sein Leben in einem Spiegelzimmer zu verbringen. Oder ist auch diese Furcht, die Furcht vor dem Doppelgänger (von der bezeichnenderweise das Weib frei ist) „biologisch", „Darwinistisch" abzuleiten? Hier hört eben alle rein empirische Psychologie notgedrungen auf, hier ist Tiefe vonnöten." Und hierzu die Anmerkung: „Noch hat niemand von Doppelgängerinnen gehört. Man nennt die Frauen das furchtsame Geschlecht, weil man zu wenig scheidet zwischen Angst und Furcht. Es gibt eine tiefe Furcht, die nur der Mann kennt."

Ich freue mich, konstatieren zu können, daß diese Andeutungen des genialen Autors so gut zu meiner Theorie passen, und hoffe, jene „tiefe Furcht, die nur der Mann kennt", im folgenden deduziert zu haben.



wußtsein seiner Unvollkommenheit, und wirkt so quälend. Wenn dem sittlichen Menschen sein empirisches Ich (resp. sein Leib, der dies räumlich repräsentiert) in einer Abbildung gegenübertritt, so empfindet er dies als einen Versuch des niederen Ich in sich, gegen das höhere zu rebellieren, es zu überwältigen.

Die Verdoppelung der räumlichen Person ist gleichzeitig das natürliche Symbol einer Zerspaltung der ethischen Persönlichkeit. Der extreme Fall ist der Doppelgänger. In ihm sind die bösen Elemente des Ich zu einer lebenden Persönlichkeit verdichtet gedacht, die nun als erschreckliche Vorstellung schon zu Lebzeiten des Menschen „umgeht". (Was ja nach dem Volksglauben in der Regel erst nach dem Tode desjenigen geschieht, der eine Sünde auf dem Gewissen hat: „Le revenant". Dem revenant und dem Doppelgänger liegt derselbe Gedanke zu Grunde.)

Wir sind hier an der Stelle angelangt, wo sich das Wesen der Furcht enthüllen muß. So wie es zwei Grundtypen von Menschen gibt: tragische, d. h. solche, die am Problem der Ethik leiden, und untragische, so gibt es zwei Arten von Furcht, die streng auseinander gehalten werden müssen. Das Tier kennt keine Furcht, weil es kein Ich, und somit auch keine Sittlichkeit, hat; es meidet nur den Schmerz. Der untragische Mensch, dem die Freiheit des Willens noch nicht Problem, lastendes Problem geworden ist, fürchtet sich vor vielen Dingen, aber die eigentliche tiefe Furcht kennt er nicht. Der Mensch, der nie gefragt hat: Bin ich frei? sondern der im naiven Glauben lebt: Ich kann tun, was ich will, ohne sich viel den Kopf darüber zu zerbrechen, der hat nur Angst vor Schlägen, vor allem, was ihm Uebles tun könnte. Er fürchtet den strengen Vater, den rachsüchtigen Jehovah, die Polizei. Das ist die Furcht Mimes, der jeden Wanderer argwöhnisch mustert; er zittert vor dem gewaltigen Bruder und vor dem starken Lindwurm und weiß doch nicht, was Furcht ist. Darum kann er sie ja Siegfried nicht lehren. Hierauf werde ich noch zurückkommen.

Die eigentliche Furcht kennt nur der, dem Freiheit und Unfreiheit Problem geworden ist. Nichts anderes aber wird dem Menschen Problem, als was ihn quält, und nur wer unter der Unfreiheit leidet, stellt sich die Frage der Willens-Determination. Die Freiheit wollen, heißt aber die Unfreiheit fürchten, und daß sich das Subjekt ewig frei wünscht und doch gebunden weiß, ist die Quelle der Furcht. Die Tragik der Unfreiheit erschafft sie. Das sittliche Subjekt fürchtet die fremde, un-

heimliche Macht, die so stark ist, daß sie den autonomen Willen bricht. Es fürchtet die Unfreiheit, aber es beugt sich ihr nicht; nur der Fetischist (im weitesten Sinne), der Jehovah-Anbeter, kniet vor dem Götzen, den er fürchtet. „Unfreiheit ist dämmerndes Schuldbewußtsein" — ein tiefer Gedanke.*) Ich füge hinzu: Im dämmernden Schuldbewußtsein liegt der Ursprung der Furcht.

Was Unfreiheit als Gedanke ist, das ist Furcht als Gefühl.**) Dieser Zusammenhang führt uns unmittelbar darauf, in welcher Weise sich den höchsten Menschentypen, dem Denker und dem Künstler, die Furcht darstellen muß. Beide stehen dem Bewußtsein der Unfreiheit und somit auch dem Gefühle der Furcht verschieden gegenüber. Der Künstler macht sich das Problem der Unfreiheit nicht begrifflich klar; er stellt die Macht, die den Menschen bekämpft und fesselt, vor der er zittern muß, in konkreten Gesichten, in schaurigen Symbolen, dar. Gespenster und Unholde der Nacht lauern im Dunkel; Furien schrecken ihn, wenn Schuld auf ihm lastet. Er muß in grauenhaften Bildern seine Beklemmungen hypostasieren, und oft gelingt es ihm, sich hierdurch von ihnen zu erlösen. Im Kunstwerk hat er die Dämonen gebannt, sich untertan gemacht, und nur so konnte er den fürchterlichen Gewalten entrinnen. Ein Gott gab ihm, zu sagen, was er leidet. Dadurch, daß er aus seinen Furchtvorstellungen Symbole schuf, hat er ihre Realität überwunden. Jeder tiefe und religiöse Künstler (ein großer irreligiöser Künstler ist wohl undenkbar) bildet so dämonische Symbole; das größte Beispiel hierfür ist die Höllenwanderung Dantes. Auch die neueste Zeit hat keinen Mangel: Berlioz, Khnopff, Maeterlinck seien genannt.

Sehr verlockend wäre es, die dämonischen Symbole zu analysieren und einzuteilen; doch ist dies hier unmöglich. Ein recht bezeichnendes ist die Hexe, eine Hypostasierung sexueller Angstvorstellungen; das wichtigste vielleicht: der Doppelgänger. Sein Wesen beschäftigt uns hier.

Während das Denken des Künstlers ein gegenständliches, symbolisierendes ist, das der begrifflichen Erkenntnis der Unfreiheit entflieht, hat sich der Philosoph Determination und Indetermination zum Problem gemacht (Das philosophische Problem κατ' ἐξοχήν). Sein sittliches Bewußtsein ist nicht minder helle als das

*) Oscar Ewald: „Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen." Berlin 1903.
**) Beiden scheint im Physischen der Schwindel zu entsprechen.



des großen Künstlers, aber ihm mangelt die plastische Phantasie; sein Gefühl kann nicht an selbstgeschaffenen Symbolen latent werden. Der Gegenstand seiner Furcht ist unbestimmter als beim Künstler; er hat nicht die Macht über das Symbol, und ihm fehlt der Glaube an die Magie des Symbols. Mehr als der Künstler leidet er unter dem Angstgefühl, das er nicht fesseln kann. Hier denke man an Pascals Abgrund, an Jacob Böhmes Angstqual, an Kants Radikal-Böses, an Schopenhauers dumpf-bohrenden Willen. Als einziger großer Denker, in dessen Werk gar nichts von Furcht zu merken, der vollkommen untragisch ist, muß bezeichnenderweise — Spinoza genannt werden.

Der Mystiker und der Religionsstifter werden selbstverständlich in hohem Maße von der Furcht gepeinigt. Sie müssen am meisten unter der Unfreiheit leiden, da sie ja die Freiheit lehren. Jeden Religionsstifter versucht der Teufel, der seine Freiheit durch Versprechungen brechen will; der Teufel verheißt ihm die Herrschaft über alle Reiche der Welt, damit er so dem eigenen Machtgelüste untertan, unfrei werde. Wer Religion gründet, fürchtet sich vor allem, was ihn binden will, es heiße Reichtum, Ehre oder Weib. —

Jeder bedeutende Mensch hat Momente, da er an Verfolgungsvorstellungen leidet. Die unbestimmte Furcht, die er nicht lokalisieren konnte, nimmt sich da zum Objekt andere Individuen, oft ganz bestimmte, bekannte oder, was geheimnisvoller und schwerer zu widerlegen, unbekannte, oft die Menschen überhaupt. Zwangsvorstellungen dieser Art treten bei vielen Melancholikern auf, und halten sich meist in psychisch-normalen Breiten; in der Paranoia persecutoria kennt die Psychiatrie eine häufige Geisteskrankheit. Die Furcht vor dem Doppelgänger kann so als eine Form der Verfolgungsangst aufgefaßt werden. Strindberg hat in „Inferno" das Geistesleben eines derartig von ewiger Furcht Gequälten geschildert. Ein ergreifendes Bild der systematischen Verfolgungsideen, die mit Verdoppelungswahn zugleich auftreten, zeichnete Dostojewski in dem Roman „Der Doppelgänger". Im Kopfe des Helden verbinden sich Verfolgungs- und Verdoppelungs-Vorstellungen zu einer unheimlichen Angst-Symphonie und führen ihn rasch ins Irrenhaus. Selbstverständlich sind auch die Heimsuchungen der Heiligen hier einzureihen. Eine großartige symbolische Darstellung haben die Verfolgungs-Angstvorstellungen in der Gestalt des Orestes (bei Aeschylos und Goethe) gefunden, der von dem leibhaftig gewordenen bösen Gewissen, den Erinnyen, ruhelos umhergejagt wird.

In der Furcht des Alltagsmenschen und in der Furcht des höheren Menschen ist, so verschiedene Quellen sie haben mögen, ein gemeinsamer Faktor: das Bewußtsein der Macht, die ein Fremdes über uns hat. Der Mensch, der sich das Problem der Freiheit und Unfreiheit schon gestellt hat, findet diese Macht in sich selbst; es ist die Unfreiheit, die ihn fesselt. Als ethisches (d. h. freies) Subjekt sieht er sein empirisches (d. h. unfreies) Subjekt sich gegenüber, und Furcht vor dem Doppelgänger ergreift ihn. So zeigt sich uns der Doppelgänger als dämonisches Symbol der Unfreiheit, als Konzeption der Furcht vor sich selbst. Und die Verdoppelungsfurcht dürfte die wichtigste Form der Furcht sein. Die Analyse der Furcht überhaupt kann nicht weiter geführt werden. Warum die Gestalt des Doppelgängers ausgedacht wird, das ließ sich zeigen; aber warum sich der Mensch fürchtet, das heißt, warum er unfrei, oder religiös ausgedrückt, sündhaft ist, das kann nicht mehr Problem der Psychologie sein, sondern der Metaphysik. —

Der Mensch, der ganz unfrei ist (das ist derjenige, welcher sagt: Ich kann tun, was ich will), der sich die Freiheit noch nicht zum Problem gemacht hat, versteht den Doppelgänger nicht, und wird vielleicht über ihn lachen. Der Mensch, der ganz frei ist, versteht das Problem der Unfreiheit nicht mehr; auch er fürchtet den Doppelgänger nicht, er darf über ihn lächeln — aber ein solcher Mensch existiert nicht. Es ist ein eigentümlicher, tief pessimistischer Gedanke bei Wagner, daß nur der berufen sei, die Welt neu zu gestalten, der ganz frei ist, der „das Fürchten nicht gelernt". Nur ein Genius, der sein Leben lang angefeindet war, und an fortwährenden Angst- und Verfolgungs-Vorstellungen litt, konnte den ganz furchtlosen Menschen ausdenken. Siegfried begreift es nicht, was Furcht sei; denn er ist frei von jedem Zwang, er ist vollkommen autonom. Nur einmal steigt ihm Furcht auf, da er sich im Banne der erwachenden Sexualität Brünnhilden gegenüber sieht: das Problem der Unfreiheit naht ihm, und er versteht, was fürchten heißt. Aber er überwältigt die Sexualität rasch und hat das Fürchten schon wieder vergessen. (Siegfried ist, wenn ich nicht irre, die einzige Person in Wagners Drama, die ungescheut mit ihrem eigenen Motive — im 2. Akt Siegfried —, das heißt, mit ihrem Schicksal, mit ihrer Gebundenheit, mit ihrer Unfreiheit, spielen darf: er bläst sein eigenes Motiv auf dem Horn. Der Sinn ist nach dem Gesagten wohl klar: Siegfried unterliegt nicht dem blinden Fatum, weil er frei ist.) Wotan dagegen, der sich durch Verträge bindet, und am Problem der Un-

freiheit zu Grunde geht („Ich unfreiester aller") leidet auch an der Furcht. —

Der Mensch ist das einzige Wesen, das die Antinomie von Freiheit und Notwendigkeit fassen kann, und dieser Zwiespalt ist sein erstes Erbteil. Schon das Kind, das noch nicht über solche Dinge reflektiert, fürchtet sich. Nicht weil ihm von Ammen und Wärterinnen gruselige Geschichten erzählt werden, wie die oberflächliche Ansicht der Aufklärungs-Periode es will, die noch heute bei sog. Gebildeten sehr fest sitzt*), sondern weil die Furcht im Blut der Menschheit lebt. Hebbel spricht in dem Aufsatze: „Meine Kindheit" von der „unbestimmten, allgemeinen Furcht, die allen Kindern ohne Ausnahme eigen ist".

Man fürchtet sich nicht vor dem und jenem, nicht vor klapperdürren Gespenstern und nicht vor weißen Leintüchern, die im Nachtwinde baumeln, sondern man fürchtet sich schlechthin. Erst der Wille zum Fürchten schafft Gespenster, Hexen und Doppelgänger. Der tiefe Mensch aber fürchtet sich vor sich selbst. Er erschafft den Teufel. An dieser vollkommensten Hypostase aller Furchtvorstellungen enthüllt sich dies Urgefühl deutlich: es ist die Freiheit, welche die Unfreiheit erkennt, das Gute im Menschen, das mit dem Bösen im Menschen ringt.

„Mensch, solltest du in dir das Ungeziefer schauen,
Es würde dir vor dir als vor dem Teufel grauen."
(Angelus Silesius.)

Darum muß der Teufel mit Gautama und mit Jesus kämpfen. Parallel mit der Lehre von der hohen Bedeutung der Menschenseele, mit der Lehre von der sittlichen Freiheit, mußte sich auch die Lehre vom Teufel, von der Unfreiheit, entwickeln, und tatsächlich kommt der Teufel auch erst im Neuen Testament vor. Das Judentum kennt das Problem der Freiheit und der Unfreiheit nicht, und daher auch nicht den Begriff von Gut und Böse; es weiß von keinem guten Prinzip und somit auch von keinem bösen. Dem urgelehrten Gustav Roskoff, der in seiner „Geschichte des Teufels"**) den Verkörperungen des bösen Prinzips bis zu den entlegensten Völkerschaften nachgeht, gelingt es doch nicht, diese Gestalt im Judentum nachzuweisen. Aber mit dem religiösen Menschen, mit Jesus zugleich tritt auch der Teufel auf als sein Doppelgänger. —

*) Ernst Mach kann es sich nicht erklären, daß seine Kinder im Dunklen Furcht empfanden, trotzdem von ihnen alle Ammenmärchen ferngehalten wurden. („Analyse der Empfindungen".)

**) Leipzig 1869. I. S. 190, 195.

*Der Teufel ist der Doppelgänger der Menschheit.* So wie das sittliche Bewußtsein des einzelnen das Schreckgespenst des Doppelgängers erschafft, so bildete das sittliche Bewußtsein der Menschheit den Teufel. Der böse Trieb, dessen sich die Menschen bewußt sind, ihre Unfreiheit, die in religiösen Zeiten besonders schwer empfunden wird, hat beide Konzeptionen hervorgebracht; man wird ihnen Großartigkeit nicht absprechen können. An ihrer Wiege steht die Furcht. Die wichtigste Personifizierung der Furcht des Individuums ist der Doppelgänger, die Personifizierung der Furcht der Menschheit ist der Teufel. Er kann somit keine individuellen Züge haben; das Böse überhaupt ist in ihm zur Person geworden, in dem individuellen Doppelgänger die bösen Triebe eines bestimmten Menschen. Der Teufel ist im Neuen Testament so tief gefaßt, daß er kein einziges Mal beschrieben wird; außer seinen zahlreichen Eigennamen kommen nur die klärlich allegorisch gemeinten Bezeichnungen ὁ δράκων ὁ μέγας und ὁ ὄφις ὁ ἀρχαῖος vor. Aber er heißt auch ὁ κατήγωρ *) — der Ankläger; das böse Ich der Menschheit, das sie verklagen muß vor dem intelligiblen.**)

Der Teufel ist so wie das als Gott vorgestellte Gute, das summum bonum, über alle Individualität erhaben, und stellt die eine Seite der Menschheit dar; Gott die andere. So konnten auch Kirchenväter (Justin Martyr und Tertullian) Satan den „Affen Gottes“ nennen.***) Da einer immanenten Weltanschauung (zu der wir uns durchaus bekennen) sowohl Gott als auch der Teufel nur konsequent zu Ende gedachte *Tendenzen im Menschen* sind, und keine metaphysischen Entitäten, ist sich der Mensch schon seiner Gottmöglichkeit bewußt, wenn er den Teufel ausdenkt. Der Teufel ist daher der Doppelgänger der Menschheit, die sich göttlich weiß, und nur der Mensch, in dem das Göttliche leuchtet, wird den Teufel kennen und fürchten, so wie nur der Mensch den Doppelgänger ausdenkt, der sich des höheren Menschen bewußt ist. Darum mußte der erste wahrhaft religiöse Mensch (in Europa), Jesus, den Teufel lehren.†) So ist Gott die Idee des vollkommenen, d. h. des ganz

---

*) Apokal. 12, 10.

**) Wilhelm *Hauff* hat es jedenfalls selbst nicht gewußt, welch genialer Einfall es war, da er in den „Memoiren des Satans“ erzählt, wie der Satan einem Manne in dessen Gestalt aus dem eigenen Fenster zuwinkt; und ihn dann erwürgt.

***) Nach Roskoff I., 224. Aehnlich Luther.

†) Der Satan im Buche Hiob ist nur ein Werkzeug in der Hand Gottes. Hiob soll auf seine Treue geprüft werden und findet nachher reichlichen Lohn für alles Ungemach.

freien Menschen, der Teufel die Idee des antimoralischen Menschen, oder der Doppelgänger des empirischen Menschen. Gott fürchtet den Teufel nicht mehr; und die Menschheit wird ihn dann nicht mehr fürchten, wenn sie ganz frei geworden ist (also niemals), oder wenn sie so determiniert wäre, daß sie nicht mehr wüßte, was Freiheit heißt. Alle Philosophen, die über den Gedanken der moralischen Freiheit spotten, müssen den Teufel folgerichtig für ein Volksmärchen oder für eine Erfindung der Theologen erklären. Da die Gegenwart überreich ist an Beispielen für das Zusammentreffen von absolut maschineller Weltauffassung mit vollkommenem Unverständnis aller tieferen Probleme, sind Weiterungen überflüssig. Solchen Philosophen ist der Gedanke der Schuld ein rückständiger Atavismus und das Gefühl der Furcht ein Ausleseprodukt der natürlichen Zuchtwahl.

Hier möchte ich noch einen Gedanken aussprechen, der nicht ganz obenauf liegt. Wie der Teufel der Doppelgänger der Menschheit, so ist *das Judentum der Doppelgänger des Christentums* — ἡ συναγωγὴ τοῦ σατανᾶ (Apokal. 2. 9.). Das Christentum bedeutet die Menschheit, in der Gott und der Teufel ringen, und es wird nie aufhören, denn nie wird Gott den Teufel besiegen. Die immerwährende Mahnung, die es vor Augen hat, ist das Judentum — und auch das wird nicht aufhören. Der Jude hat nie einen Gott gekannt und nie einen Teufel. Der Messias, auf den er wartet, ist nicht ein Christus, sondern der Herr dieser Welt. —

Wir haben früher gesehen, daß der letzte Punkt, den alle Psychologie erreichen kann, das unanfechtbare Bewußtsein der Identität und Kontinuität des Ich ist. Hieran knüpft sich unmittelbar die sittliche Verantwortlichkeit, die schonungslos fordert, der Idee zu entsprechen; aber sie ist mit dem Wissen um die Unerfüllbarkeit dieses Postulates verwachsen. Aus derselben Quelle, der Unangemessenheit des Könnens an das Sollen, entspringt die Furcht. Sie liegt nicht obenauf in den Schichten der Kultur-Errungenschaften, sondern ist zutiefst in die Wurzeln des dämmernden Bewußtseins versenkt, und bricht zu Tage, wo Tiefsinn und Genialität den Zwischenschutt wegräumen, und höchste, hellleuchtende Bergzinnen wieder die dunklen Abgründe des Anfangs erschauen. —

### 3. Systematik der Ich-Verdoppelungen.

Die klassische Verdoppelung des Ich ist der Doppelgänger; der Gedanke an ihn ist wohl den meisten Menschen unheimlich. Mit

seiner Verwirklichung wäre die räumlich-zeitliche Identität des Ich vernichtet. Es gibt zahlreiche Annäherungen an diesen vollkommenen Fall, die aber stets in irgendeiner Weise mangelhaft bleiben; sie werden von verschiedenen Individuen nicht in gleicher Weise als Duplikationen empfunden. Je entwickelter das ethische Bewußtsein eines Menschen, und je kraftvoller seine Phantasie (das heißt seine Fähigkeit, Seiendes aus sich heraus zu projizieren, Vorhandenes umzugestalten und zu ergänzen), desto unvollkommenere Abbildungen seines Ich sind imstande, die besprochene Wirkung hervorzubringen.

Man kann alle räumlichen Ich-Verdoppelungen in optische und in akustische einteilen. Die optischen sind die wichtigeren; sie sollen nunmehr rasch systematisch durchgegangen werden. Die primitivste Verdoppelung des Ich ist der eigene Schatten. Er wird meist nicht beachtet; daß er aber, selbständig geworden, zu dämonischer Wirksamkeit ganz in unserem Sinne anwachsen kann, beweist der Gedankengang in Chamissos bekannter Erzählung von Peter Schlemihl und in Mörikes Gedicht: „Der Schatten". Der schwörende Schatten der Frau, die ihren Treueid gebrochen hat, bleibt hier noch nach ihrem gewaltsamen Tode als mahnendes Zeichen an der Wand stehen. Der Schatten hat wenig Individuelles an sich; alle menschlichen Schatten sehen sich recht ähnlich; durch die Farblosigkeit und die Unklarheit der Gesichtszüge, besonders aber durch das Fehlen des Blickes, ist die Duplikation mangelhaft. Eine höchst eigentümliche Ahnung davon, daß der Schatten das andere Ich vertreten kann, zeigt Paul Verlaine in einem tiefen Gedicht („Sagesse"):

Ich suche dich, Erlöser, ohn' Ermatten,
Um meine Schmach in jenen Streif zu hüllen
Der hinter dir — doch du hast keinen Schatten!

Ueber die Fixierung des Schattens, den Schattenriß, kommen wir zu der bedeutsamen Verdoppelung des Porträts und der Porträtbüste. Beide enthalten bereits alle wichtigen Momente bis auf die Beweglichkeit, die erst im Spiegelbilde hinzukommt. Als eigentlich dämonisch mit Verdoppelungsfurcht wird jedoch in der Regel nur das nichtkünstlerische Porträt, die Photographie mit ihrer vollkommenen Aehnlichkeit wirken. Das echtkünstlerische Porträt ist keine bloße Abbildung, keine Duplikation, sondern mehr. Es fügt dem Kopfe des Porträtierten so vieles hinzu, was nicht (oder nur potentiell) in ihm liegt, was vom Maler geschaffen wurde — welch' letztere Elemente eben den Künstler vom Photographen unterscheiden —,

daß es füglich nicht mehr als gegenständlich-interessante Abbildung, sondern als objektiv-schönes Kunstwerk aufgefaßt wird. Und da es sich, wie bereits gezeigt, nicht um genaue Aehnlichkeit, sondern um den psychischen Prozeß der Deutung eben als Verdoppelung (und nicht als Kunstwerk) handelt, wird das Werk des großen Malers weniger unheimlich apperzipiert werden als das wohlgetroffene Bild des Stümpers. Aber auch von der künstlerischen Zugabe abgesehen: ein bedeutender Mensch (und nur solche sollten porträtiert werden) sieht zu verschiedenen Zeiten anders aus, und mithin ist sogar seine Photographie keine richtige Verdoppelung mehr. Es gibt nicht zwei Bilder Beethovens, Kants, Wagners und vieler anderer (auch aus derselben Zeit stammende), die sich gleichen. Die Nachwelt erfährt es überhaupt nie, wie eine Genie ausgesehen hat. Nur die Züge des Toten können in der Maske aufbewahrt werden. Das spezifische Verdoppelungsgefühl tritt natürlich nur beim Proträtierten selbst angesichts seines Bildnisses auf; das Vergleichen fremder Porträts mit ihren Originalen gehört in die Rubrik der „fremden Verdoppelungen", die später erwähnt werden sollen.

Bei Menschen, die gewohnt sind, sehr oft Bildnisse von sich selbst zu sehen, wird das Verdoppelungsgefühl stark schwinden. Ein solcher Mensch, etwa ein Herrscher, hat sich seiner Persönlichkeit gewissermaßen so sehr entäußert, daß er es nicht mehr recht empfindet, wenn ihm seine Verdoppelung entgegentritt.*) Hierzu stimmt auch die bekannte Vorliebe von Schauspielern und Schauspielerinnen, ihr Bild in den Auslagefenstern zu sehen, und sich auf Ansichtskarten verewigt zu wissen. Ihr Ich ist meist so verschwindend gering, und sie entbehren oft in so hohem Maße der Scham, daß sie die Preisstellung ihres Gesichtes, eventuell mit Körper, gar nicht verletzend empfinden. Der Genius kann alle Menschen bilden, weil er alle in sich hat, der Schauspieler, weil er keinen in sich hat. (Eine vollständige Analogie zu dem letzteren Verhältnis bildet der Gegensatz des echten Universalisten, der die verschiedensten Dinge sucht und kennen will, weil ihm Synthese Bedürfnis ist, und dem Menschen, der zu allen gleichviel Begabung hat, der alles werden kann, weil er eigentlich nichts in sich hat, weil ihm alles von außen kommt.)

Die dämonische Bedeutung des Konterfeis hat Edgar Allan Poe, der alles dies am tiefsten empfand, z. B. in der

*) Daß ein Herrscher eigentlich auf seine individuelle Persönlichkeit mehr oder weniger Verzicht leistet, drückt sich auch in der Redeweise „wir" anstatt „ich" aus. Ebenso spricht der Schriftsteller, der objektiv sein will und seine Privatmeinung zurücktreten läßt.

Novelle: „Das ovale Porträt" geschildert. Der snobistische Oscar Wilde faßte in seinem Roman: „Dorian Grays Bildnis" in Anlehnung an Poe das Porträt als vollkommenen Doppelgänger auf. Das Bild hält in recht drastischer Weise dem immer tiefer sinkenden Helden den Spiegel seiner sittlichen Verkommenheit vor, es zeigt ungeschminkt die Spuren, die das gedankenlose Laster dem Angesicht des Porträtierten aufgebrannt haben sollte, und treibt ihn schließlich zum Selbstmord. Das Wesen des Doppelgängers (den ja die besprochenen Annäherungen nur ersetzen, symbolisieren) nämlich die Verkörperung des bösen Gewissens, tritt bei Wilde deutlich zu Tage, und ein großer Künstler hätte aus dem Stoff etwas Tiefes machen können.

Man darf bei der Verdoppelung, die das Porträt darstellt, und bei der Verdoppelung überhaupt, nicht vergessen, daß die Möglichkeit, das Bild als beseeltes, also nicht nur als richtige körperliche Wiedergabe, aufzufassen, vorhanden sein muß, daß in dem abgebildeten Leib auch die Existenz derselben Seele zu denken ist. Auch das Innenleben muß doppelt sein. Im Porträt ist dieser Forderung nie ganz genug getan; ein starker Schritt zu ihrer Erfüllung ist aber das Bild im Spiegel. Zu der zweidimensional farblosen Abbildung der Photographie und der Zeichnung, zu der zweidimensional farbigen des Oelbildes, zu der dreidimensionalen der Porträtbüste*) kommt hier ein neues wichtiges Moment hinzu: die Beweglichkeit. Das Spiegelbild gibt alle sichtbaren Elemente des Ich wieder mit Ausnahme der Fähigkeit, selbsttätig zu handeln. Die Duplikation, der auch diese Eigenschaft zukäme, ist der Doppelgänger.

Wir haben schon gesehen, daß sich bei dieser klassischen Form der Ich-Verdoppelung das schlechte Ich vom guten losgelöst hat, und nun, eine bedeutungsvolle Warnung, sein selbständiges Dasein führt. Doch auch das Gegenteil bringt dieselbe Wirkung hervor. Beim Verbrecher wird sich das bessere Ich abspalten; es tritt dem zurückgebliebenen nicht als Dämon, sondern als warnender Engel entgegen. Diesen Vorgang hat E. A. Poe, der größte Erzähler des 19. Jahrhunderts, in seinem Meisterwerke: „William Wilson" dargestellt. Selbst der vollkommene Verbrecher schaudert, wenn er seinen Doppelgänger antrifft. Sein besseres Ich, sein Gewissen, stellt sich William Wilson gegenüber; er kann den mahnenden Anblick nicht ertragen, zieht den Degen und stößt ihn dem Mann durch die

*) Die Abbildung, die sich zur Büste so verhält, wie die Photographie zum Oelbild oder zur künstlerischen Radierung usw., die Panoptikum-Statue, wird später besprochen.



Brust — ein Spiegel fällt klirrend in Scherben. Hier ist die tiefe Bedeutung des Spiegelbildes — der Vorstufe des Doppelgängers — klar erkannt. Es ist überhaupt schon der Doppelgänger, aber noch in Abhängigkeit vom Menschen. Die beiden Elemente in ihm sind noch nicht definitiv auseinandergetreten, sie sehen sich nachdenklich und angstvoll an. Das Spiegelbild folgt noch sklavisch jedem Wink — bis es einmal davon geht. Dann hat der Mensch die Macht über sein zweites Ich verloren und lugt in bleicher Angst aus, ob es nicht um die nächste Ecke auf ihn zukommt, oder ihn einsam im Walde trifft und zur Rede stellt. —

Viele Menschen können es nicht aushalten, wenn jemand hinter ihnen geht. Ein ängstliches Gefühl der Unsicherheit, eine leise Verdoppelungsfurcht, bemächtigt sich ihrer; sie wissen, daß der andere ihren Schritten folgt, ohne sich umgesehen zu haben. Sie müssen entweder zurückbleiben oder ihren Weg ändern.

Gibt es in der Wirklichkeit einen Doppelgänger? Nein. Und es hat wohl eine tiefere Bedeutung, daß sich nicht zwei Menschen vollkommen gleichen. Der ethisch vollbewußte Mensch könnte es nicht ertragen, seinem Doppelgänger gegenüberzustehen. Er würde vor S c h a m sterben. Dem entsprechen folgende Tatsachen: Es gibt Z w i l l i n g e , die einander so ähnlich sind, daß sie kaum die Mutter unterscheiden kann — aber das sind immer Mädchen. Zwillinge männlichen Geschlechts, bei denen eine Verwechslung möglich ist, dürften nicht existieren, und wenn sie existierten, so müßten es ethisch höchst minderwertige Individuen sein. Da die Frauen kein volles ethisches Bewußtsein haben, kennen sie auch nicht den Schrecken der Verdoppelung.*) Weibliche Zwillinge mit vollkommener Aehnlichkeit sind sich nicht unheimlicher als Schwestern sonst. Sie empfinden kein Entsetzen und keine Schande darüber, einem andern menschlichen Individuum gleich zu sein. Zwei vollkommen ähnliche Brüder, wenn es solche gäbe, müßten mit einander auf den Tod kämpfen, wie die Rittersöhne im Märchen.**)

*) In der Rococo-Periode wurde es zum ersten Male üblich, die Wände der Zimmer in Spiegel zu verwandeln. Diesem Kultur-Abschnitt ging jeder Ernst grundsätzlich ab, es war ein „Zeitalter der Frauen". (Nach Dr. H. Sudor: „Rococo". Gegenwart vom 12. September 1903).

**) Man wird vielleicht diese Angaben allzu hypothetisch finden. Dagegen kann ich nur sagen, daß ich niemals die Existenz ganz ähnlicher Brüder in Erfahrung bringen konnte. Da, soweit mir bekannt, nie jemand seine Aufmerksamkeit auf diese Dinge gerichtet hat, gibt es auch keine Literatur hierüber; und so bin ich berechtigt, meine Theorie für richtig zu halten, zumal sie mit meiner beschränkten Erfahrung übereinstimmt, bis mir etwa eine empirische Gegeninstanz bekannt werden sollte.

Vielleicht ist auch der tiefe griechische Mythos von den Söhnen des König Oedipus so aufzufassen. Aus der Ehe des Oedipus mit der eigenen Mutter entsprossen, sind sich Eteokles und Polyneikes allzu ähnlich: jeder muß des andern Tod ersehnen.

„Vergießen willst Du Deines Bruders Blut?!“
„Geben's die Götter! Er entrinnt mir nicht!“

Und dann heißt es:

„Versöhnt ist nun der grimme Haß,
Und beider Leben ist in Eins geflossen.“
(Aeschylos.)

Die Schwestern Antigone und Ismene aber entstammten demselben Bunde und lieben sich.

Es ließe sich wohl noch die Frage aufwerfen, auf welche Gründe es zurückzuführen sein mag, daß sich Zwillinge meist körperlich und geistig ähneln; doch würde dies einerseits in physiologisches, andererseits in spekulativ-metaphysisches Gebiet führen und möge unterbleiben.

Da körperlichen Unterschieden wohl stets Differenzen im Charakter zu Grunde liegen, muß dort Unterschiedlichkeit bestehen, wo Individualität vorhanden ist, dort Gleichheit, wo es keinen Charakter, sondern nur Gattung gibt; also in erster Linie bei den Tieren, besonders bei den niederen. Sie haben kein Verhältnis zum Ethischen, daher keinen Individual-, nur Gattungs-Charakter, und sehen sich mithin vollkommen ähnlich. Sie empfinden diese Vervielfachung ihres Leibes (nicht ihres „Ich“) ohne Schauder, ja mit Lust, und halten sich möglichst an einander, ein sicheres Zeichen für den Mangel von ethischem Bewußtsein. Aehnlich die Neger und die Chinesen. —

So hat der Mensch nur einen p o t e n t i e l l e n Doppelgänger im Spiegel. Wenn er in Aktualität treten und sich von seinem Herrn freimachen könnte, so gäbe es für den zwei Grenzfälle: Ist er vollkommen sittlich, so stirbt er auf der Stelle; ist er vollkommen unsittlich, so zieht er den Degen und begräbt den andern unter den Trümmern eines Spiegels. Da aber beide Arten von Menschen nicht existieren, gibt es auch keinen Doppelgänger.

Wie man ein tiefes Problem seicht behandeln kann, zeigt das elende Gedicht H e i n e s: „Der Doppelgänger“, unter das S c h u b e r t düster-unheimliche Harmonien geschrieben hat. —

Es gibt eine Täuschung, die vielen Menschen (nicht eben den tiefsten) die Möglichkeit vorspiegelt, eine Verdoppelung ihres Ich selbst zu schaffen, die dessen Kontinuität nicht unterbricht, sondern im

Gegenteil auch nach dem Tode fortsetzt. Dies sind die eigenen Söhne, die, dem Vater ähnlich, die Asymptote ein Stück weiter führen sollen. Eine herbe Täuschung. Nur selbstgefällige und eitle Menschen, deren intelligibles Ich mit dem empirischen nie im Kampfe gelegen ist, verfallen ihr. Der Mann, der es über sich bringt, seine ihm ähnlichen Söhne (seine heranwachsenden Doppelgänger) ohne ununterbrochenes Grauen zu betrachten, ist nicht von tiefer Sittlichkeit erfüllt. (Allerdings stumpft die Gewohnheit auch hier ab.) Das Bewußtsein, seine eigene Unvollkommenheit in krasser Deutlichkeit vor sich wiederholt zu sehen, ist gleichbedeutend mit der Erkenntnis, nicht weiter zu schreiten, ja mit dem Verzicht darauf. Schopenhauer empfindet etwas Aehnliches; er glaubt in der Verwandtenehe eine Unsittlichkeit darum zu erblicken, weil die neuen Individuen den früheren zu ähnlich werden, und alle Möglichkeit eines sittlichen Fortschritts nur darin liegen könne, daß sich der Wille in immer neuen und neuen, den früheren ganz unähnlichen Intellekten spiegelt, und vielleicht zur Sittlichkeit gelangt. So müssen sich denn wiederum die Söhne des Oedipus selbst vernichten. —

Ein gewisses Doppelgängertum besteht auch bei geringer physischer und sehr großer psychischer Aehnlichkeit. Die ungebildeten und wenig differenzierten Bewohner eines entlegenen Dorfes weisen oft starke Verwandtschaft des seelischen Lebens (und der Manieren) auf. Es soll durch häufige Verwandtenehen in solchen Ortschaften vorkommen, daß sich die Inwohner auch körperlich ähnlich werden. Diese annähernden Vervielfachungen haben aber (wie früher bei den Tieren erwähnt) keine dämonische Bedeutung, da ihre Voraussetzung das Fehlen des Individual-Charakters ist. (Bei vorhandenem ausgeprägten Individual-Charakter könnte eine sehr weitgehende Anähnlichung nicht stattfinden.) Es fehlt somit, was das psychologisch Bedeutungsvolle der Ich-Duplikation ausmacht: Das Wiedererkennen einer und derselben ethischen Persönlichkeit in einem andern Körper. Derartige Vervielfachungen werden im Gegenteil mit dem Gefühl der „Tautote“ (Avenarius), in der Betonung „Gefahrlosigkeit“, „Gemütlichkeit“, „Heimhaftigkeit“ apperzipiert. In Jean Pauls meisterhaftem Roman „Siebenkäs“ lieben sich die Doppelgänger Siebenkäs und Leibgeber heiß; beide sind durchaus untragische, sentimentale Naturen.

Der tiefe, tragisch angelegte Mensch haßt den, der ihm ähnlich sieht, instinktiv; er fühlt sich in seiner Gegenwart verraten, durchschaut; er ahnt hinter dem ähnlichen Antlitz eine verwandte Seele

mit den gleichen Neigungen, die er in sich kennt und haßt; in jeder Bewegung, in jedem Worte, das auch seinen Gewohnheiten entspricht, fühlt er sich verdoppelt, preisgegeben. Es hat seine tiefe Bedeutung, daß Goethe im letzten Verbrecher Eigenes sah, und von manchem andern, der es zufälliger Weise nicht gesagt hat, gilt dasselbe. Als eine Lüge muß es bezeichnet werden, daß ein wahrhaft großer Mensch alle Menschen liebe. Er bemitleidet sie und arbeitet für sie; aber er liebt sie nicht — er haßte sie eher (wenn er des Hasses überhaupt fähig wäre). Hinter jedem menschlichen Angesichte findet sein klarer Blick alles Niedrige, das er entweder in sich schon vernichtet hat, oder womit er noch ringt. Und je größer er ist, desto mehr Menschen hat er in sich, desto mehr Menschen durchschaut er, in desto mehreren erkennt er hassenswerte Qualitäten. Jede üble Tat, die irgendwer verübt, empfindet er als Vorwurf. So gering ist keiner, daß nicht noch ein Stückchen vom Genius in ihm wohnte; sie sind alle seine Doppelgänger. Weh' dem, der nur noch Doppelgänger auf Erden trifft! Er muß den Blick aufheben und mit Kant sprechen: „Zwey Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäfftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.“ Da findet er keine Doppelgänger mehr.

Das Problem der Einsamkeit liegt hier vergraben.

Es ist wohl überflüssig, zu bemerken, daß die hier gemeinte Gemütsstimmung nichts zu tun hat mit dem Haß, der von vielen gewöhnlichen und boshaften Menschen anderen entgegengebracht wird. Erst jene höchsten Menschen werden dieser Stimmung verfallen, in deren Innerem schon alle Liebe zum Kosmos als ein Selbstverständliches lebt, die sich schon vollständig mit der Menschheit identifiziert haben. Die ganze Menschheit wohnt im Vordergrunde ihres Bewußtseins und von diesem letzten Standpunkte aus, da sie sich nicht mehr als ein bestimmter, von Zufälligkeiten abhängiger Mensch, sondern als der Mensch wissen, da sie alle individuell-psychologischen Differenzen durch allgemein-menschliches zu überbauen trachten: von diesem Standorte aus ist ihnen der einzelne, der fehlerhafte, der menschlich-allzumenschliche Mensch ein Vorwurf, und in diesem Sinne sind sie ihm feind. Nicht die Subjekte haßt er; sich selbst in einem Bruchstück, die Verdoppelung der psychischen Kleinlichkeiten und Niedrigkeiten, die trotz allem noch in ihm leben, seine eigene Unvollkommenheit; sie ist ihm ein Vorwurf, den er nicht lieben kann.

Wer sich für die Menschen opfert, der liebt sie nicht, der liebt nur die Idee der Menschheit. Und so ist auch die Lehre des Evangeliums zu verstehen. Jesus sagte nicht: Du sollst Deinen Nächsten lieben (absolut genommen), sondern: „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst.“ (Matth. 22, 39.) Dich selbst aber sollst Du nicht lieben: sondern nur Gott. Du sollst Dich also von Deiner Kenntnis der Idee der Vollkommenheit, und nicht von den Zufälligkeiten der differenten Individuen in Deinem Handeln leiten lassen.*) Darum ist ja auch die Kantische Ethik, die heute so kläglich mißverstanden wird, nicht auf das Prinzip des Mitleids und nicht auf das der Liebe, sondern auf das der Pflicht gegründet. —

Von geringerer Bedeutung als die optischen Ich-Verdoppelungen sind die akustischen. Bei ihnen handelt es sich nicht um Duplikationen der ganzen Persönlichkeit, sondern einzelner, allerdings hervorstechender ihrer Aeußerungen. In erster Linie kommt die eigene Stimme in Betracht. Aus der Tiefe des Körpers dringend, gewinnt sie gewissermaßen selbständiges Leben und tönt in der Stille der Einsamkeit wie der Ruf des Doppelgängers als Echo zurück. Ein Ruf von mir — und eine Antwort aus unbekanntem Munde; das Echo kann, besonders wo es unerwartet auftritt, die charakteristische Verdoppelungsfurcht oder zumindest das Gefühl des Unheimlichen, Unsicheren erwecken. Dies haben die Griechen in der Sage von der Nymphe Echo und vom schönen Narcissus ausgedrückt, der den Laut seiner eigenen Stimme und sein Abbild im Bache liebt; aber diese Liebe ist etwas Unnatürliches, Unheimliches. Eine Vervollkommnung des Echos und eine Konservierung desselben (ähnlich den eingefrorenen Posthorntönen Münchhausens, die bei warmem Wetter auftauen) ist der heute so schmählich mißbrauchte Phonograph (vielleicht die größte Erfindung des 19. Jahrhunderts. Wer ihn erdacht hat, ist kein gewöhnlicher „Erfinder“, sondern ein durchaus tragischer Mensch). Das Anhören der eigenen Worte im individuellen Tonfall wirkt mit der ganzen Wucht der Verdoppelungsangst. Hier spielt nicht etwa der fremdartige Apparat eine Rolle. Wenn ein Musikstück aus dem Phonographen klingt, erhebt sich nur Interesse oder Neugier; aber in dem Moment, da die Stimme des Sängers einfällt, klopft den meisten das Herz stärker. Den Zuhörer befällt

*) Den Nächsten lieben, heißt alle Pflichten gegen ihn gerne ausüben. Kant, Kritik d. p. V.

ein plötzliches Gefühl der Beklemmung, das freilich rasch schwindet. Hierher gehört nur die Wirkung des Phonogramms der eigenen Stimme.

Auch ohne jeden Widerhall wirkt die eigene laute Stimme auf den tieferen Menschen unheimlich. Er wird nicht oft singen, und kaum jemals in Gesellschaft. Er singt meist nicht schön und ohne Ausdruck. Er hört gar nicht recht den Gesang, sondern achtet nur auf die Melodie, wie er sie sich vorstellt; er singt vor sich hin, und nicht in die Welt hinaus. Menschen, die mit liebevoller Aufmerksamkeit ihre eigene Stimme musikalisch behandeln und gewissermaßen als Instrument betrachten (Berufssänger), sind flach. Das Aufnehmen der eigenen Stimme durch das Gehör wirkt als Aeußerung des eigenen Ich, aber nicht, wie natürlich, von innen, sondern von außen — Verdoppelung. Die bekannte Selbstgefälligkeit und Eitelkeit der Sänger beweist dies indirekt. Im lauten Singen liegt überhaupt etwas Schamloses, das aber beim Chorgesang wegfällt. Hier ist die Stimme nicht mehr nacktes Subjekt, sondern objektiver Ton.

Baudelaire erkennt in dem Tosen und Branden des Meeres das eigene Lachen wieder, und sein mimosenhaft feines Empfinden haßt diese Verdoppelung seiner Stimme:

„Je te hais, Océan! tes bonds et tes tumultes,
Mon esprit les retrouve en lui! Ce rire amer
De l'homme vaincu, plein de sanglots et d'insultes,
Je l'entends dans le rire énorme de la mer.“
(„Obsession“.)

Eine akustische Verdoppelung des Ich, wenn auch keine unmittelbare, sondern eine mittelbare, ist der eigene Name. Wer es nicht sehr gewohnt ist, angerufen zu werden, erschrickt sichtlich, wenn er seinen Namen plötzlich laut aussprechen hört.

„Wer ruft? Wie schauerlich und klagend
Ertönt mein Name durch die Nacht!“
(Elsa in „Lohengrin“.)

Eine schreckliche Wirkung soll der Namens-Anruf auf Somnambule im Zustande des Schlafwandelns haben. Sie erwachen plötzlich, verlieren das Gleichgewicht und stürzen gegebenenfalls in einen Ab-

grund. Es ist mir nicht bekannt, ob diese Erzählungen wahr sind; jedenfalls entbehren sie nicht der Wahrscheinlichkeit.

Jeder Mensch glaubt auf den eigenen Namen ein ganz sicheres Recht zu haben, das er sich nicht so ohne weiteres rauben läßt. Er ist beleidigt, wenn jemand seinen Namen fälschen will. Er fühlt seinen Namen mit seinem Ich ein wenig verknüpft. —

### 4. Andere Fälle.

Der nachdenkliche Mensch hat das Bedürfnis, sich selbst zu kennen: γνῶθι σαυτόν. Ist er zudem Künstler, so kann er leicht auf den Gedanken verfallen, sein Leben in einzelnen Stadien festzuhalten. Er schafft im Selbstporträt und in der Selbstbiographie Abbildungen von sich, und diese Verdoppelungen entsprechen in ihrer Wirkung nicht durchaus denen, die von außen an ihn herantreten. Obzwar es zweifellos Pflicht und Bedürfnis ist, über seinen eigenen Werdegang Klarheit zu suchen, so wird doch kein großer Maler ein getreues Selbstporträt, kein großer Dichter eine ganz wahre Selbstbiographie schaffen. Nur ein sehr gewöhnlicher Mensch könnte über alles Vorgefallene genau Register führen, und der wird wieder kaum das Bedürfnis darnach empfinden. Jede Selbst-Abbildung in Linie und Wort ist stilisiert, meist schon zu Gunsten der Eitelkeit, stets aber als Kunstwerk: „Wahrheit und Dichtung" muß ihr Name sein. Die Selbstbildnisse Rembrandts gleichen dem Originale wohl kaum; es sind freie Phantasien über das Thema „Rembrandt". Sie haben unter einander wenig Aehnlichkeit, und bei vielen wissen die Kunstgelehrten nicht einmal anzugeben, ob es der Meister ist oder ein anderer. Die Selbstporträts Dürers kommen dem Original viel näher, ob sie zwar vollkommen stilisiert sind. Auf dem besten Bilde steht: ‚Albertus Durerus Noricus ipsum me propriis hic effingebam coloribus aetatis anno XXVIII." Daß es aber der Meister der Passionen und des Christuskopfes über sich vermochte, vor dem Spiegel zu sitzen und sein Gesicht abzubilden, ist wohl ganz ausgeschlossen. Das Selbstporträt oder die Selbstbiographie eines bedeutenden Menschen lügt oder dichtet immer. Nur das Tagebuch ganz flacher Menschen und die einzig dastehenden Konfessionen Rousseaus, der Typus vollendeter Schamlosigkeit, gleichen einer Chronik, das Tagebuch eines höheren Menschen einem historischen Kunstwerk. Er schreibt in der Regel keine Selbstbiographie, sondern verdichtet einzelne seiner Züge zu künstlerischen Gestalten, die ihm nicht Verdoppelungen sind. Das größte Exempel ist die Spaltung Faust-Mephistopheles. Hier tritt

auch schon der Teufel in der früher beschriebenen Weise als Doppelgänger Fausts auf:

„Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir selbst erniedrigt und zu nichts,
Mit einem Worthauch, Deine Gaben wandelt."

Und wenn der Mensch der „übersinnliche, sinnliche Freier" ist, so heißt sein Doppelgänger eine „Spottgeburt aus Dreck und Feuer".

Der sehr unterschätzte Fouqué erkannte, wie man an den Menschen, der man früher war, als an seinen Doppelgänger denken kann, da er im Alter Jugendgedichte mit dem Prolog einleitete:

„Wenn unserm eig'nen Blick das eig'ne Selbst
Erschien' in sichtbarer Gestalt, — wer trüge
Den Schrecken wohl?"

Ich muß hier bemerken, daß Schopenhauer in Bezug auf die Selbstbiographie die entgegengesetzte Meinung ausspricht: „In einer Selbstbiographie sich zu verstellen, ist so schwer, daß es vielleicht keine einzige gibt, die nicht im ganzen wahrer wäre als jede andere geschriebene Geschichte." (W. a. W. u. V. I § 51.) Möglicherweise denkt Schopenhauer nur an die historische Richtigkeit der Tatsachen. Weininger (l. c.) hält die Abfassung einer Selbstbiographie für ein hervorragendes Zeichen von Pietät gegen sich selbst, und somit für ein ethisches Symptom; er beachtet nicht die oben angeführte Kehrseite. Ihm ist überhaupt Pietät gegen das Ich das Höchste. In der Hochwertung des Ich stimme ich ihm zu, halte es aber mit Pascal: Le moi est haïssable.

Das Selbstporträt ist noch den räumlichen oder eigentlichen Verdoppelungen zuzurechnen, die Selbstbiographie aber ist eine Verdoppelung des Ich in der Zeit. Eine Konfrontation der beiden Individuen ist daher nicht möglich, und das eigentlich Dämonische der Verdoppelung fällt so fort. Hier wäre eine zweite zeitliche Ich-Verdoppelung anzuschließen, die in der indischen Lehre vom Karma zum Ausdruck kommt. Das Karma besagt bekanntlich, soweit es für unsere Zwecke heranzuziehen ist, daß die Elemente des Menschen, die sein sittliches Selbst (etwa dem entsprechend, was das Christentum Seele nennt) ausmachen, nach einer gewissen Zeit (eine Version

berichtet, nach 1200 Jahren) wieder zusammentreten und ein neues menschliches Individuum konstituieren, das eigentlich mit dem früheren identisch ist. Die europäische Wissenschaft kennt diese Theorie als Palingenese. Der zweite Mensch kann so als Doppelgänger des ersten usw. aufgefaßt werden; da aber das dämonische Element der Furcht fehlt, bleibt die Lehre dem ethisch-metaphysischen Gebiete gewahrt. Die tiefe Sittlichkeit des Karma-Gedankens, der ja auch von Nietzsche in veränderter Form als Idee der ewigen Wiederkunft des Gleichen popularisiert wurde, findet in letzter Linie seine psychologische Erklärung in dem Bewußtsein von der tiefen Bedeutsamkeit des menschlichen Handelns, die sich im irdischen Leben nicht erschöpfen kann, und das Postulat der Wiedergeburt, d. h. der Ewigkeit aufstellt. In der dogmatischen Fassung, die der Karma-Lehre von den modernen Theosophen gegeben wird, liegt allerdings die materialistische Vorstellung verborgen, daß der ethische Kern des Menschen selbständig in substanzieller Form (den „Skandhas") oder, wie es oft heißt, in Form einer „Kraft" weiter existiere, gewissermaßen im Raume (allenfalls im vierdimensionalen) herumschwebe. Nebenbei bemerkt, ist aller Okkultismus, kritisch beleuchtet, ein auf fremdes Gebiet übertragener Materialismus; was aber hier nicht weiter ausgeführt werden soll. —

Nicht nur Verdoppelungen des eigenen Ich, auch Verdoppelungen fremder Iche, die für uns Bedeutung haben, können dämonisch wirken. Hier kommt in erster Linie die Verdoppelung der Geliebten in Betracht. Wir wollen die Fälle, da es sich bloß um Ansätze handelt (Porträt, Spiegelbild usw.) übergehen, und nur kurz die eigentliche Verdoppelung betrachten. Eine Einleitung zu der echten Person-Verdoppelung bildet das Auftreten desselben Namens bei zweien. Da dem Namen der Geliebten überhaupt eine ganz eigenartige, geheimnisvolle Bedeutung zukommt, richtet eine Namensgleichheit die Aufmerksamkeit auf ähnliche und gleiche andere Momente, und kann die Verschmelzung der beiden Personen im Bewußtsein des Liebenden einleiten. Etwas Aehnliches berichtet Gottfried von Straßburg. Nachdem Tristan von der glühend geliebten Isolde, der Königin von Irland, vollständig geschieden ist, kommt er an den Hof eines Fürsten, dessen Schwester gleichfalls Isolde heißt. Isolde Weißhand hat einige Aehnlichkeit mit Isolde von Irland, oder scheint sie für Tristan wenigstens zu haben, und der Dichter schildert nun mit großer Kunst, wie die beiden Isolden in der Seele Tristans sich bald zu einer einzigen zu

vereinigen scheinen, bald wieder auseinander treten. Da das Epos hier abbricht, ist der interessante Konflikt leider nicht aufgelöst. Als Illustration eine Stelle:

„Gar oftmals sprach er dann zu sich:
Ah, gnädiger Gott, wie bin ich
Von diesem Namen doch verirrt!
Er verirrt und verwirrt
Mir die Sinne so und Augen,
Daß sie zur Wahrheit nicht mehr taugen.
Er schafft mir wunderliche Not,
Denn mir lacht und spielt Isot
In den Ohren alle Frist,
Und weiß doch nicht, wo Isot ist.
Isoten sieht mein Augenlicht
Und sieht Isoten wieder nicht.
Isot ist fern, ist nahebei.
Ver-Isotet, fürcht' ich, sei
Ich nun gar zum andern Mal.
Ich sorge sehr, aus Cornewal
Ist geworden Arundel,
Karke aus Tintajoel,
Und Isold aus Isolden."

Darstellungen von vollkommener Verdoppelung der Geliebten, resp. Verschmelzung zu einer einzigen Person (Duplikation mit korrelativer Identifikation) finden sich bei E. T. A. Hoffmann („Der Elementargeist"), bei Poe („Ligeia") und bei George Rodenbach („Bruges-la-morte"). Diese Verdoppelungen können niemals genau so wirken, wie die Zweiteilung der eigenen Person. Sie sind nicht eigentlich eine Spaltung des ethischen Ich, sondern sie weisen nur auf diesen Vorgang in unheimlicher Weise hin; sie erfüllen das Herz oft weniger mit Entsetzen als mit sehnsüchtiger Erinnerung (Tristan). Die Ich-Spaltung einer Frau existiert immer nur für den Mann. Sie selbst wird ähnliche Vorstellungen, die ein voll ausgebildetes sittliches Ich voraussetzen, kaum verstehen.

Genau genommen ist die Verdoppelung einer fremden Person, resp. die Verschmelzung zweier zu einer einzigen, eine Anwendung von Leibniz's Principium identitatis indiscernibilium.

Ungefähre Aehnlichkeiten wirken oft komisch, was in den zahlreichen Verwechselungs-Lustspielen verwendet wird (z. B. Shakspeares „Komödie der Irrungen").

Baudelaire schildert in ergreifender Weise die unheim-

liche, geistesverwirrende Wirkung, die ihm der Anblick von sieben ganz gleichen hintereinander schleichenden Greisen hervorruft:

„Vainement ma raison voulait prendre la barre;
La tempête en jouant déroutait ses efforts,
Et mon âme dansait, dansait, vieille gabarre
Sans mâts, sur une mer monstrueux et sans bords!“
(„Les sept vieillards“.)

Wir haben bisher immer von den Verdoppelungen eines ganz bestimmten Individuums und zwar in erster Linie, des eigenen Ich, gesprochen. Als Verallgemeinerung und Vertiefung des individuellen Doppelgängers ergab sich uns die Vorstellung des Teufels als Doppelgängers der ganzen Menschheit. Es gibt auch eine Karrikatur des Doppelgängers, der gleichzeitig eine Karikatur des Teufels ist: der Affe. Meist ist er nur Anlaß zum Gelächter. Wie tieferes Nachdenken auch hier ein Problem sieht, beweist Hauffs Märchen: „Der junge Engländer“ und in erster Linie Poes Novelle: „Der Mord in der Spitalgasse“. Poe schildert, wie ein großer, anthropoïder Affe mit dem Rasiermesser in der Hand anfangs die Bewegungen seines Herrn nachahmt, sich aber dann von dem Zwange der mechanischen Nachahmung losreißt, und als automobiles Individuum zwei Morde mit dem Messer verübt. Aus dem Untergrund klingt leise aber vernehmlich das gewaltige Motiv von dem Triebwesen im Menschen, das sich der Leitung durch die Vernunft entzieht und seinen wilden Instinkten nachgeht.

Der Affe zeigt in der Wiederholung der menschlichen Bewegungen den Doppelgänger in einer widerwärtigen Verzerrung; er ist das häßlichste Tier, denn nur er kann am Menschen gemessen werden, und so darf man ihn als die Idee der Karikatur bezeichnen. (Nichtsdestoweniger gibt es Leute, die mit Ehrfurcht zum Affen aufblicken, weil sie ihn für den Onkel ihres Urvaters halten.) Sogar nüchternen Zoologen kam der Teufel in den Sinn, da sie eine Affenart Satanas nannten; und wenn man vom komischen Teufel, vom diable boiteux spricht, so muß man wiederum an seine Karikatur, den Affen, denken. Daß der Teufel von Gläubigen als „Affe Gottes“ bezeichnet wurde, ist schon erwähnt worden.

Hiermit wäre die Basis für eine psychologische Dämonologie gegeben: ihre logische Voraussetzung ist die Unfreiheit des Menschen; wenn er diese Tatsache seinem ethischen Bewußtsein klar macht, entsteht das Gefühl der Furcht: frei sein wollen und nicht frei sein können. Die Furcht treibt die symbolisierende Funktion

des Menschengeistes in jene Bahnen, die zur Dämonologie führen. Aus den verschiedenen dämonischen Hypostasen, die stets Symbolisierungen einzelner menschlicher Eigenschaften sind, ragen zwei Ecksteine vor: die Symbolisierung aller furchterweckenden Eigenschaften des Individuums: der Dopelgänger; und die Symbolisierung aller furchterweckenden Eigenschaften der Menschheit: der Teufel. Hierzu kommt als Fratze die halb komische Figur des Affen. So folgt auf die Tragödie der Dämonen ein Satyrspiel. —

Außer den Verdoppelungen des Individuums und der Menschheit gibt es noch Verdoppelungen des Menschen überhaupt, irgend eines Menschen. Diese Verdoppelungen können zwar nicht als Doppelgänger im eigentlichen Sinne aufgefaßt werden, da ja dessen Voraussetzung das bewußte, individuell-determinierte Subjekt ist, dürfen aber in einer Theorie der Ich-Duplikationen nicht fehlen. Es handelt sich um die verschiedenen Abbildungen der menschlichen Gestalt und Stimme. Von den letzteren wollen wir nur den sprechenden Papagei erwähnen, dessen menschenähnliche Worte auf Kinder und Ungebildete komisch wirken, aber von Manchem unheimlich empfunden werden. Seine zusammenhängende, und doch ausdruckslose Sprache, hinter der kein reflektierender Verstand steht, erinnert an die echte Verdoppelung.

Unter den Nachbildungen der menschlichen Gestalt sind die natürlichen unheimlicher als die künstlichen, die bekanntlich in allem möglichen Material sehr häufig vorkommen. Große Aehnlichkeit von Naturgegenständen mit dem Menschen wirkt immer schreckhaft. Man denke an menschenartig geformte Bäume und Steine, die oft durch die mit ihnen verknüpften Sagen von Zwergen und verzauberten Menschen ihre unheimliche Wirkung auf die Phantasie des Volkes dokumentieren. Eine natürliche Abbildung des Menschen ist ferner die menschliche Leiche, an deren wenig gemütliche Eigenschaften nur erinnert zu werden braucht. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts lebte in Neapel ein Anatom, der die Kunst verstand, menschliche Leichen in einem derartig konservierten Zustande aufzubewahren, daß sie die Frische und sogar den Muskeltonus des lebenden Menschen beibehielten. Diese dämonische Kunst ist mit seinem Tode verloren gegangen. Auch die Balsamierungskunst der alten Aegypter gehört hierher.

Von künstlichen Verdoppelungen der menschlichen Gestalt kommen Bilder, Statuen, Puppen u. dergl. in Betracht. An ihrem Orte kann jede, auch die simpelste Abbildung Grauen erwecken. Man

denke an die Puppen, die E. T. A. Hoffmann verwandte, um seine Gäste zu schrecken, oder an die antike Statue, die der Wanderer unvermutet im tiefen Walde antrifft. Von größerer Bedeutung sind Marionetten und Automaten. In primitiven Formen, d. h. solange der Unterschied zwischen Abbildung und Original noch recht grob merklich ist, reizen derartige Erzeugnisse oft zum Lachen. Vor den vollkommen naturgetreuen Figuren des Panoptikums pflegt sich beim Volke schon ein angenehmes Gruseln einzustellen. Das eigentlich Unheimliche des Automaten wird aber erst deutlich, wenn er anscheinend mit Reflexion und spontan handelt. In der Nachahmung des Spontanen, d. h. des scheinbar freien Handelns, liegt, wie früher gezeigt, das furchterregende Wesen der Ich-Verdoppelung. Wenn man einen bestimmten Menschen vollkommen naturalistisch bilden, und die Figur automobil machen wollte, so wäre die Wirkung des Doppelgängers beinahe zu erzielen. Das schreckhafte Moment, das in der Spontaneität des Automaten liegt, wurde besonders von E. T. A. Hoffmann (in etwas anderem Sinne auch von H. v. Kleist) empfunden. Er sagt z. B. („Die Automate"): „Schon in früher Jugend lief ich weinend davon, als man mich in ein Wachsfigurencabinet führte, und noch kann ich kein solches Cabinet betreten, ohne von einem unheimlichen, grauenhaften Gefühl ergriffen zu werden." Dieses Gefühl ist das geschilderte der Ich-Verdoppelungen. Die lebhafte Phantasie blickt besorgt umher, ob nicht irgend eine der Figuren die Duplikation eines Menschen, etwa gar eine konservierte Leiche, sei. In etwas karikierter Form hat Goethe die Idee vom Automaten, der sich selbständig macht, im „Zauberlehrling" behandelt. Rätselhafte Automaten haben die Gedanken der Menschen schon viel beschäftigt: So der Flötenspieler und der Schachspieler am Anfang des 19. Jahrhunderts. Der französische Materialist de la Mettri versuchte es, den Menschen selbst als Automaten zu erklären: l'homme machine. —

Zum Schlusse wollen wir noch einen Punkt berühren. Wie paßt es zu der vorgetragenen Theorie, daß man sich im Traume oft selbst sieht, sogar in merkwürdigen und ungewöhnlichen Situationen, ohne doch das spezifische Gefühl der Furcht zu empfinden, das ich kurz als das „Bewußtsein des Doppelgängers" bezeichnen möchte? Dies erklärt sich einfach und ungezwungen durch die schon früher erwähnte Unterbewußtseins-Theorie von Dessoir. Das Bewußtsein im Traume ist nicht das eigentliche, normale Ich-Bewußtsein, das sich für seine Handlungen verantwortlich fühlt und als tiefsten Kern der Persönlichkeit glaubt. Wir rechnen uns die im Traume

vollführten Taten, ob gut oder schlecht, nicht zu, wir anerkennen sie nicht als von uns selbst begangen, und handeln im Traum (nicht nur in der späteren Reflexion hierüber) ohne Bewußtsein der Wahlfreiheit. Wir lehnen jede Verantwortung für im Traume Begangenes ebenso ab wie für die Handlungen, die wir längere Zeit nach der Hypnose infolge der Suggestion ausführen. Es ist nicht unser eigenes moralisches Ich, das im Traum, wie im posthypnotischen Zustande, bewußt ist (daher auch die mangelhafte Erinnerung an den Traum); so kann auch das Gefühl des Verdoppelungs-Schreckens, das eben nur dem sittlichen Ich-Bewußtsein, und nicht dem beobachtenden oder reflektierenden Bewußtsein entstammt, bei normalen Träumen nicht eintreten. Die Theorie vom Unterbewußtsein und die Theorie des vollbewußten, verantwortlichen Ich-Bewußtseins, als Substrat des Verdoppelungs-Schreckens, stützen sich so ungezwungen gegenseitig.

Es ist übrigens eine bemerkenswerte Erscheinung, daß man sich im Traume nie so sieht wie andere Personen. Ich weiß es nicht, ob dieses immerhin interessante Phänomen schon untersucht wurde. Man kann das Auftreten seiner eigenen Persönlichkeit im Traum als ein Mittelding zwischen gewöhnlichem Wahrnehmen und dem Gefühle des „Ich-selbst-sein" bezeichnen. Man sieht sich gehen, sogar weit fort gehen, und ist doch halb und halb die wahrgenommene Person selbst — ein höchst seltsamer Zustand, der vielleicht eines speziellen Studiums wert wäre. Ich zweifle, ob man sich im Traume in allen Stellungen und Bewegungen sehen kann; vermutlich nicht von rückwärts. Dessoirs Theorie vom Doppel-Ich könnte diese Vorkommnisse teilweise erklären. Die beiden Personen des wachen und des schlafenden Bewußtseins treten auseinander; die eine sieht die andere, allerdings bei geistig gesunden Menschen nicht deutlich und vollständig, sondern in der angedeuteten Zwitterstellung zwischen Wahrnehmen und Sich-selbst-empfinden. Eine Beobachtung ähnlicher Träume bei Geisteskranken könnte vielleicht Licht hierauf werfen. —

Wenn die hier gegebene Erklärung der psychischen Phänomene der Ich-Verdoppelungen als gelungen angesehen werden darf, so scheint es, als ob die Existenz des ethischen Ich (intelligiblen Charakters), die wir anfangs nicht behaupten durften, eine indirekte Stütze erhielte. Ein exakter Beweis hierfür ist niemals zu erbringen; aber manches Postulat des sittlichen Bewußtseins kann auch einen hohen Grad theoretischer Wahrscheinlichkeit für die Erkenntnis erlangen.

---

# Der Abstinenz-Vogel.

Von

**Konrat Weymann.**

---

B.: Du glaubst ja gar nicht, alter Junge, wie schrecklich ich mich freue, Dein ehrliches Gesicht einmal wieder zu sehen. Zehn Jahre, daß wir uns nicht begegnet sind! Na, das muß aber gefeiert werden. Bitte, Schatz, laß doch mal von dem alten Rüdesheimer heraufholen. Ein wunderbarer Tropfen, sage ich Dir. Du trinkst doch weißen? Sonst habe ich auch einen recht guten Burgunder daliegen.

A.: Ich danke Dir für Beides, Rudolf; ich trinke keinen Wein, ich beschränke mich auf das Vergnügen Dir zuzusehen.

B.: Du trinkst keinen Wein? Armer Kerl, ist Dein Magen nicht auf dem Damm? Oder was ist los?

A.: Mein Magen ist in schönster Ordnung. Nein, ich trinke überhaupt keinen Wein.

B.: Du trinkst überhaupt keinen Wein? Aber wir müssen doch dies langersehnte Wiedersehen etwas begießen!

A.: Du mußt es für uns beide tun, Rudolf. Ich bin unter die Enthaltsamen gegangen.

B.: Was bist Du? Bitte mach' keine schlechten Witze. Daß ein so gesund empfindender Mensch wie Du auf solchen Unsinn hereinfällt, ist doch einfach undenkbar.

A.: Ja, es ist tatsächlich geschehen. Ich bilde mir sogar unglaublicher Weise ein, daß das mit meinem gesunden Empfinden zusammenhängt.

B.: Nein, aber nun bitte, sprich mal ernsthaft. Bist Du wirklich Abstinenzler? Daß Du es für Unrecht hältst, einen guten Tropfen zu trinken, das ist doch, wie ich Dich kenne, schlechterdings unmöglich. So kannst Du Dich in den zehn Jahren nicht verändert haben.

A.: Das habe ich auch nicht. Ich halte es auch garnicht für Unrecht, einen guten Tropfen zu trinken. Nur ich für meine Person tue es nicht. Weißt Du, ich habe im Laufe der Zeit einen so lebhaften Eindruck davon empfangen, daß in unserem Volke das Trinken übertrieben wird, und daß das einen schweren Schaden für unser Volksleben bedeutet, daß ich das Bedürfniß empfunden habe, durch mein Verhalten dagegen zu protestieren.

B.: Na, das ist doch Unsinn. Du hattest es doch sicher nicht nötig. Einen ganz hübschen Zug hattest Du ja zu Zeiten, wenn ein voller Humpen vor Dir stand; aber daß Du im allgemeinen übermäßig getrunken hättest, und daß Dir der Alkohol auf die Dauer hätte gefährlich werden können, davon kann doch gar keine Rede sein.

A.: Nein, das glaube ich auch, obwohl ich andererseits glaube, daß ich zeitweise auch regelmäßig, nicht nur gelegentlich, mehr getrunken habe als mir nützlich war. Aber das war längst überwunden, als ich mich entschloß, Abstinenzler zu werden. Die Rücksicht auf mich selbst ist für diesen Entschluß auch gar nicht bestimmend gewesen, oder wenigstens nur ganz nebenher.

B.: So, also innere Mission willst Du treiben mit Deinem Abstinenzvogel? Als Säulenheiliger Dich etablieren? Ausgezeichnete Idee. Na, aber sage mal, wen denkst Du denn eigentlich auf diese heroische Weise zu bekehren? Du lebst doch wahrscheinlich nicht in einer Gesellschaft von Trinkern? Mir scheint, daß Du Dich ungefähr in der Lage des Predigers befindest, der gegen den schlechten Kirchenbesuch wettert: Die, die es angeht, hören es nicht; und die es hören, die geht's nicht an.

A.: Ganz paßt der Vergleich doch nicht. Erstens, ich lebe allerdings in einer Gesellschaft, die im allgemeinen mindestens ebenso mäßig ist, wie der Durchschnitt der guten Gesellschaft überhaupt. Aber ich weiß doch innerhalb meines Bekanntenkreises mehr als Einen zu nennen, von dem ich sagen würde, er trinke mehr als gut ist; von dem ich vielleicht sogar sagen würde, seine Leistungsfähigkeit werde durch seine Vorliebe für gute Weine erkennbar beeinflußt. Indessen zweitens kommt es mir nicht darauf an, diejenigen unmittelbar zu beeinflussen, für die der Alkohol eine gegenwärtige Gefahr ist. Sondern mein Gedanke ist, diejenigen, die auf das öffentliche Leben Einfluß haben, oder haben können, darauf aufmerksam zu machen, daß es sich in der Alkoholfrage um eine große nationale Angelegenheit handelt, die es sich

verlohnt zum Gegenstande ernsthaften Nachdenkens und vor allem entschlossenen Handelns zu machen. Die Leute, die zu der Ueberzeugung kamen, daß der Tuberkulose zu Leibe gegangen werden müsse, haben auch nicht damit begonnen, den Lungenkranken oder den kümmerlich Lebenden zu predigen, was sie tun müßten, um die Krankheit los zu werden oder zu vermeiden; sondern sie haben sich dahin gewendet, wo politische Macht und Geld ist; haben da die Ueberzeugung zu wecken gewußt, daß die Oeffentlichkeit eingreifen müsse, und führen von da aus ihren offenbar erfolgreichen Kampf. Mit dem Alkohol ist es genau so.

B.: So. Na einmal angenommen, daß Alkohol und Tuberkulose auf eine Stufe zu stellen sind — was ich nicht zugebe —, glaubst Du denn wirklich, daß Du auf Deine Art irgend welchen Erfolg erreichst? Glaubst Du denn nicht, daß eine derartige Uebertreibung, wie die völlige Abstinenz doch offenbar ist, die Leute nur abschreckt? Wenn Du sie bekehren willst, giebt es doch andere Mittel genug, in Vorträgen, Schriften, in der Unterhaltung. Wenn Du den Menschen einfach sagst, was Du denkst, kommst Du doch tausendmal weiter.

A.: Das ist nicht richtig. Wenn ich Jeden, dem ich meine Gedanken näher bringen möchte, beim Rockknopf fassen wollte, um ihm zu sagen: „Bitte, halten Sie einen Augenblick still, ich möchte Ihnen meine Ideen über die Alkoholgefahr entwickeln" — weißt Du, was der Erfolg sein würde? „Der Mensch ist gemeingefährlich", würde es heißen, „wenn Sie sich den nicht zehn Schritt vom Leibe halten, bepredigt er Sie rettungslos mit seinen verrückten Abstinenzideen." So würden sie sagen. Dagegen, wenn ich mich einfach hinsetze und mir mit unschuldiger Miene Wasser in mein Weinglas gieße, oder einfach erkläre: „Ich trinke keinen Wein", dann kehrt sich das Blatt um. Dann wird überall das Interesse wach, dem armen Narren klar zu machen, wie sehr er sich auf dem Holzwege befindet; dann bin ich es, der Viertelstunden lang bepredigt wird; und wenn es mir schließlich gelingt, auch zum Worte zu kommen, was wenigstens in der Regel der Fall ist, dann wird der Wunsch, mich zu widerlegen, zum Vater des Gedankens mich zu verstehen; und auf die Weise kommen wenigstens die Intelligenteren unter denen, die mich abschlachten, dahinter, daß meinem Verhalten doch eine Andeutung von vernünftiger Ueberlegung zu Grunde liegt. Und dann habe ich erreicht, was ich will.

B.: Also dann trinkst Du selbst in Gesellschaften keinen Wein?

A.: Nein, gewiß nicht. Das ist gerade die Hauptsache.

B.: Na, weißt Du, besonders geschmackvoll kann ich mir die Rolle nicht denken, so als Uhu vor der Krähenhütte zu wirken.

A.: Nein, Liebster, in der Tat: Du glaubst gar nicht, wie Recht Du damit hast. Es ist nicht besonders geschmackvoll, immer wieder dieselben Wahrheiten zu hören, deren meiste auf der Straße liegen, und die auch ich schon zuweilen aufgehoben und betrachtet habe. Aber das ist doch schließlich nicht der höchste Gesichtspunkt.

B.: Ja, das heißt, das kann ich doch nicht begreifen, daß Du nun gerade diesen sonderbaren Weg laufen mußt, um Deine Ideen zu verbreiten. Wozu denn Dir und den Anderen die schöne Geselligkeit verleiden? Du entbehrst doch sicher selbst auch etwas, wenn Du, gerade auch bei besonderen Gelegenheiten, Dir Wein und Bier ganz versagst.

A.: Ich habe es Anfangs etwas entbehrt. Jetzt gar nicht mehr. Du glaubst nicht, wie sehr sich schließlich herausstellt, daß die Gewohnheit, Bier und Wein zu trinken, eben Gewohnheitssache, und nicht ein in der körperlichen Natur begründetes echtes Bedürfniß ist.

B.: Das mag ja gern sein, obwohl ich finde, daß ein gutes Glas Wein zuweilen wundervoll tut, wenn man so recht abgespannt von der Arbeit kommt. Aber das ist's doch nicht allein. Man will doch auch seine Gemütlichkeit haben. Man will doch auch mal mit guten Freunden fidel sein, sich so recht behaglich fühlen, gehen lassen, aufrischen, den täglichen Krimskrams von der Seele spülen. Sieh mal, ich kann wirklich sagen, daß ich recht mäßig lebe; bei Tische trinke ich gar nichts, außer eben, wenn ich sehr abgespannt nach Hause komme, Abends meist nicht mehr als eine oder zwei Flaschen Bier. Das ist doch nichts. Aber wenn ich nicht zuweilen, wenn ich vergnügt bin, einem guten Fläschchen den Hals brechen sollte, es würde mir wirklich fehlen. Mich bekehrst Du sicher nicht zu Deiner grauen Theorie.

A.: Will ich auch gar nicht. Ich habe ja nicht behauptet, daß Du oder irgend ein anderer Mensch verpflichtet seiest, es ebenso zu machen wie ich. Ich habe ja nicht einmal gesagt, daß ich selbst mich für *verpflichtet* halte, es so zu machen; ich halte mich dazu auch wirklich nicht für verpflichtet. Aber man tut doch zuweilen auch etwas, was man nicht unbedingt nötig hat. Ich denke auf meine Weise etwas Nützliches zu erreichen,

und deshalb treibe ich es so. Andere können es ja anders treiben; dagegen habe ich gar nichts.

B.: Und wenn nun der Erfolg ausschließlich der ist, daß die Menschen über Dich lachen, und Dich in die Kategorie der sonderbaren Schwärmer einreihen.

A.: Das tun sie nicht alle. Einige werden gewiß dabei stehen bleiben, über mich zu lachen; vielleicht nach den gegenwärtigen Anschauungen die Mehrzahl. Aber nicht Alle. Du auch nicht; Du wirst sehen. Und die Besten nicht; diejenigen, auf die es schließlich ankommt.

B.: Ich fürchte, mein Alter, auch die Besten werden sagen, daß Deine völlige Enthaltsamkeit eine dicke Uebertreibung ist. Daß ein vernünftiger Kern drin steckt, natürlich, das leugnet kein Mensch. Aber man wird sagen, und mit Recht, daß es viel wirksamer sein würde, wenn Du diesen Kern nicht in einer so ungenießbaren Schale von Uebertreibung präsentiertest.

A.: Das fragt sich doch. Zunächst Uebertreibung — sieh mal, man kann es doch wirklich kaum Uebertreibung nennen, wenn ich einzelner, ohne jede Prätension, ohne jede grundsätzliche Forderung an mich oder Andere, rein thatsächlich sage und tue: ich trinke keinen Alkohol. Wenn man sich ein kleines bißchen besinnt, so muß man doch sagen, daß es etwas komisches hat, wenn ein Mensch bloß deswegen, weil er für seine Person auf ein bestimmtes Genußmittel verzichtet, für etwas verdreht gehalten wird. Aber laß es meinetwegen eine Uebertreibung sein. Was folgt denn daraus? Ist jede Uebertreibung vom Uebel? Ich glaube nicht. Oder hast Du schon irgendwo in der Geschichte beobachtet, daß irgend eine große Verkehrtheit dadurch überwunden worden ist, daß man zunächst und ausschließlich auf das juste Milieu losging? Wohl kaum. Nach meiner Auffassung vollzieht sich aller Kulturfortschritt in Wellenlinien, zwischen Extremen hindurchgehend, und die goldene Mitte wird gefunden durch das Spiel von Kräften, die mehr oder minder rechts oder links abirren. Will man die verderblichen Wirkungen des Alkohols wirksam bekämpfen, so muß man seine extremsten Gegner zum Mindesten als Bundesgenossen begrüßen, auch wenn man ihren Standpunkt theoretisch nicht teilt.

B.: Aha, Du führst den Prachtbau Deines Mäßigkeitsideals auf breiter geschichtsphilosophischer Grundlage auf.

A.: Das sind doch am Ende ziemlich einfache und naheliegende

Erwägungen. Uebrigens aber: ich gehöre ja gar nicht zu den Extremen. Zu denen könntest Du mich rechnen, wenn ich die Abstinenz als ein für irgend einen Kreis von Menschen pflichtmäßig gebotenes Verhalten ansähe. Aber wie ich Dir sagte, das tue ich ja nicht. Ich kann Dir sogar verraten, daß die Art, wie unlängst in Bremen die Enthaltsamen über die Mäßigen zu Gericht saßen, mich geradezu abgestoßen hat. Das war wirkliche handfeste Uebertreibung, für die ich nicht zu haben bin, und die in gewisser Weise auch nach meiner Ueberzeugung der guten Sache schadet. Aber allerdings möchte ich auch da den geschichtsphilosophischen Vorbehalt machen — wenn Du auch wieder Deine Spöttermiene aufsetzest — das Eines sich nicht für Alle schickt. Für Menschen von einer gewissen Höhe und Klarheit des geistigen Urteils ist diese Bremer' dogmatisierte Enthaltsamkeit unzweifelhaft eine Uebertreibung, und sie wird manchen von diesem Standpunkt aus Urteilenden vor den Kopf stoßen und ihn verhindern, den berechtigten Grundgedanken der ganzen Bewegung richtig zu würdigen. Aber dieser Standpunkt ist doch — mag er objektiv der einzige berechtigte sein — nicht der einzige vorhandene, nicht einmal der allgemeine. Jede Wahrheit, die die Massen sich zu unterwerfen trachtete, hat zu allen Zeiten Verkleidungen anlegen, sich in Formeln fassen, eine gewisse Veräußerlichung, Schematisierung und Dogmatisierung sich gefallen lassen müssen, weil von den Vielen, denen sie ans Herz greift, nur ein verhältnismäßig kleiner Teil imstande ist, sie in ihrer philosophisch reinen Form zu erfassen und so für sein sittliches Dasein wirksam zu verwerten. Ich brauche Dir die Beispiele dafür nicht zu nennen. Auch dafür nicht, daß unter Umständen bei den Anhängern einer solchen, vom philosophischen Standpunkt aus, vergröberten Erscheinungsform der Wahrheit mehr Kraft und Schwung des durch diese Wahrheit entbundenen sittlichen Wollens zu finden ist, als bei den Vertretern derselben Wahrheit in ihrer geistig reineren Form. Ich sage nicht, daß das für das Verhältnis der Enthaltsamen zu den Mäßigen gilt — ich habe darüber kein Urteil —; aber es kann so sein, und deshalb hüte ich mich, die strengen Enthaltsamen um ihrer Einseitigkeit willen gering zu schätzen. Wer für eine Wahrheit ehrlich und kraftvoll, wenngleich einseitig, mit der Tat eintritt, ist mir lieber als der, der sich nur geistreiche Gedanken darüber macht, ohne seine Erkenntnis in Leben und Tat umzusetzen. Denn schließlich ist doch der Maßstab für die Erkenntnis sittlicher Wahr-

heiten nicht, mit welcher Klarheit sie angeschaut, sondern mit welcher Energie und Begeisterung sie gelebt werden.

B.: Das ist ja Alles ganz schön und gut. Ich habe auch gar nichts dagegen, wenn Mäßigkeit gepredigt und dafür gewirkt wird. Ich für meine Person glaube, daß ich schon allen Anforderungen genüge, die man vernünftiger Weise an einen Temperenzler stellen kann; denn ich bin wirklich im allgemeinen höchst mäßig und im Besonderen nicht unmäßig. Ich will auch ganz gern meinen Obolus für einen Mäßigkeitsverein opfern, wenn Du mir nachweisen kannst, daß die Leute praktisch vorgehen und Aussicht haben, etwas zu erreichen; obwohl ich die Alkoholgefahr nicht entfernt so hoch anschlagen kann wie Du. Aber gerade Deine Art, gegen den Alkohol zu wirken, daß sie Erfolg verspricht, davon kann ich mich noch immer nicht überzeugen. Du hast Dir das ja auf eine ganz sinnige Art zurecht gelegt, und natürlich, wenn es Dir auf weiter nichts ankommt als darauf, so als Ausrufungszeichen zu wirken, dann kann man Dir nicht den Vorwurf machen, Du seiest ein verbohrter Abstinenzler. Aber einmal mußt Du Dir doch sagen, daß so und so viele Menschen Deinen Gedankengang gar nicht richtig auffassen werden — und für die bleibt Deine Abstinenz eine reine Uebertreibung, ebenso gut wie die grundsätzliche, als sittliche Forderung aufgestellte Abstinenz. Zweitens aber, Du stößest die Menschen direkt vor den Kopf, und verleidest ihnen manchmal wirklich ganz unnötiger Weise eine schöne Stunde. Sieh 'mal, wenn man sich, so wie wir, nach vielen Jahren wiedersieht — ich setze mich ja natürlich schließlich darüber hinweg, aber das muß ich doch sagen: eigentlich gehört es mir doch dazu, wenn ich eine solche Extrafreude habe, es in der Weise festlich zu begehen, die nun einmal bei den alten Germanen üblich gewesen ist, so lange sie existieren. Und ich kenne Dich ja, und kann Dich verstehen, und weiß wie die Idee aus Deiner ganzen Persönlichkeit herauswächst; aber ein Anderer, der Dich nicht so kennt, der fühlt sich unter Umständen geradezu in einer berechtigten Empfindung verletzt.

A.: Was die Verständnißlosigkeit der Menschen meinem Gedankengange gegenüber anlangt, so muß ich zugeben: Wenn der Einwand tatsächlich richtig wäre, so würde er beweisen, daß mein Vorgehen verfehlt sei. Und daß er für eine gewisse Schicht zutrifft, erkenne ich an. Aber ich glaube nicht, daß er zutrifft für diejenigen, auf die es mir ankommt, nämlich die, welche nachzudenken und den Dingen auf den Grund zu gehen gewohnt sind.

Mit denen werde ich mich schon verständigen können. Was aber Deinen zweiten Einwand angeht, die Verletzung fremder Empfindungen — das sage ich Dir ganz ehrlich, daß es mir an solchem seltenen Tage wie dem heutigen selbst leid tut, wenn ich Dir die Freude störe; und wenn ich diesen Tag hätte voraussehen können, damals, als ich mich zum Verzicht auf den Alkohol entschloß, ich glaube, ich hätte extra einen Vorbehalt für diesen Tag gemacht. Denn darauf kommt es mir natürlich nicht an, wirklich berechtigte Empfindungen zu verletzen; und ich lebe ja nicht des Glaubens, daß man, oder daß ich keinen Alkohol trinken dürfe. Ich kann sogar ruhig noch einen Schritt weiter gehen, und werde es wahrscheinlich auch thun. Ich habe nämlich meinen Entschluß zunächst nur für eine Reihe von Monaten gefaßt. Ich sagte mir natürlich auch, daß die Sache mehrere Seiten hat, und wollte zunächst einmal ausprobieren, wie sie sich in der Praxis macht. Und wenn es sich um die Erneuerung meines Entschlusses handelt — denn daß ich ihn erneuern werde, steht mir heut schon fest —, dann denke ich in der Tat mir Freiheit vorzubehalten für gewisse einzelne Tage, die ganz aus dem gewöhnlichen Leben heraustreten, wie der Geburtstag meiner Frau und meiner Kinder. Ich sage sogar ganz offen, daß ich das auch um meiner selbst willen tue, denn ich habe auch Sinn dafür, festliche Tage zu schmücken, und empfinde, daß das die Freude erhöht; auch ein Glas Wein am rechten Ort; vielleicht kann ich sogar sagen, daß ich gerade für diese ästhetische Seite der Sache einen ziemlich ausgeprägten Sinn habe. Aber — nun kommt ein dick unterstrichenes Aber — das Alles bezieht sich nur auf die wirklich berechtigten Interessen; und den Kreis dieser berechtigten Interessen — d. h. berechtigt nicht nur an sich, sondern auch in dem Sinne, daß ich Veranlassung fühlte, mein Verhalten ihnen anzupassen und irgendwie unterzuordnen — den Kreis der berechtigten Interessen in diesem Sinne ziehe ich ziemlich eng. Nicht aus Gehorsam gegen ein Dogma, oder weil ich es den Menschen verdächte, wenn sie die Feste feiern wie sie fallen. Aber sie sollen dafür nicht von mir zarte Rücksichten verlangen. Wenn die Leute mich mit meinem Abstinenz-Vogel so ganz im Allgemeinen als Störenfried und Spielverderber empfinden, bloß weil ich gerade in diesem Punkte nicht mitmache, wenn es ihnen gefällt, sich einen guten Tag zu machen, da ist es mir sogar eine gewisse Genugtuung, handfest anzuecken. Oder richtiger gesagt: Es ist geradezu

eines der Ziele, die ich verfolge, in diesem Sinne Anstoß zu erregen. Weißt Du, wenn man sich einmal klar gemacht hat, welche Flut von materiellem und sittlichem Unheil das Trinken über unser Volk bringt, welch' eine wahnsinnig hohe Steuer der Alkohol unserem Volk auferlegt, dann erfaßt Einen ganz von selbst das Bedürfnis, sich aufzulehnen dagegen, daß unser ganzes, privates und zum guten Teil auch öffentliches Leben so fast unauflöslich verflochten ist mit der Gewohnheit zu trinken. Es wird Dir schwer werden, mir irgend ein hervorstechendes Ereigniß im Leben der Menschen zu nennen, das nicht zur causa bibendi würde; selbst den Tod kaum ausgenommen. Und da will ich für meine Person allerdings protestieren, und denen, mit denen ich in Berührung komme, klar machen: es braucht nicht so zu sein; es geht auch ohne das. Es ist zwar ein ungeheuer verbreiteter Irrtum, aber wirklich ein Irrthum, daß sich kein Fest, keine Fröhlichkeit, keine Geselligkeit denken lassen ohne Trinken.

B.: Ja, ich kann nur sagen: das kommt mir etwas reichlich zelotisch vor. Zugegeben, daß das Trinken vielfach übertrieben wird — für unsere Kreise kann ich es übrigens nicht einmal zugeben —, so braucht es doch nicht übertrieben zu werden und wird es in tausend Fällen tatsächlich nicht. Und andererseits mußt Du doch zugeben, daß es, wenn es nicht übertrieben wird, ein wirklicher Hebel für behagliche Geselligkeit ist, die Gemütlichkeit fördert, den geistigen Austausch anregt und erfrischt. Das soll man doch nicht unterschätzen.

A.: Nein, gewiß nicht. Aber auch nicht überschätzen. Und vor allem ist man überhaupt nicht in der Lage, diesen Umstand richtig einzuschätzen, so lange man nicht die Gegenprobe gemacht hat. Wir Männer sind allerdings gegenwärtig durchgehend so daran gewöhnt, uns jede Form des Beisammenseins mit Alkohol zu würzen, daß, wenn man diese Zutat mit einem Schlage beseitigen wollte, Stockungen unausbleiblich sein würden. Das habe ich an mir selbst auch erfahren. Ich habe auch Monate gebraucht, bis es mir nicht mehr unbehaglich war, nüchtern dabei zu sitzen, wenn andere sich ihr Glas Wein schmecken ließen; und zuweilen — übrigens wirklich nicht sehr häufig — habe ich auch die Empfindung gehabt, daß ich selbst vielleicht ein etwas brauchbareres Mitglied der Gesellschaft sein würde, wenn ich ein paar Gläser gekippt hätte; wenn ich nämlich abgespannt war. Das ist eine naturgemäße Folge der jahrzehntelangen Gewöhnung an den Alkohol.

Aber seitdem ich mit den Nachwirkungen dieser Gewohnheit fertig bin, habe ich, ganz ehrlich gesprochen, nicht mehr den Eindruck, daß mir ein Anregungsmittel fehlt, und daß ich für die Geselligkeit mehr wert sein würde, wenn ich mittränke. Ich bin tatsächlich frei von dem Bestreben, die Dinge so zu sehen, wie ich sie von meiner Auffassung aus sehen möchte; das, was ich Dir sage, ist das ungefälschte Ergebniß meiner Selbstbeobachtung.

Uebrigens ist es doch eine sehr beachtenswerte Tatsache, daß die Frauen, auch in der Geselligkeit, des Alkohols zumeist nicht bedürfen. Wenigstens die große Mehrzahl der Frauen, die ich kenne, trinken bei Tisch nur ein Glas oder noch weniger. Sie sind glücklicherweise noch nicht an den Alkohol gewöhnt.

B.: Na, wenn wirklich das, was Du an Dir selbst beobachtet hast, allgemeingiltig wäre, wenn wir wirklich den Alkohol für unsere Geselligkeit entbehren *könnten* — weshalb sollen wir es denn aber durchaus tun? Daraus, daß wir es können, folgt doch nicht, daß wir es müssen. Es ist nun einmal eine Jahrtausende alte Erfahrung: „Der Wein erfreut des Menschen Herz"; wozu denn uns um diese Freude ärmer machen? Gönne doch den Menschen diesen — mäßig genossen — harmlosen Genuß, der ihnen tatsächlich manche vergnügte Stunde schafft und tatsächlich oft genug Lebenskräfte in ihnen entbindet und eine Lebensfreudigkeit, die ihnen sonst abgehen würde. So reich an Glück und Schönheit ist doch das Leben der meisten Menschen wirklich nicht, daß man ihnen die Anfrischung, die Gemütlichkeit entziehen müßte, die in einem guten Trunke im Kreise guter Freunde liegt.

A.: Das will ich ja garnicht. Ich sagte Dir ja, daß ich zunächst nichts tue als *mir persönlich* etwas versagen, was ich nicht entbehre. Natürlich will ich damit nicht bloß einen Monolog halten, sondern eine Wirkung nach außen hin üben, und allerdings in dem Sinne einer Einschränkung der Trinksitten und Trinkgewohnheiten bei unserem Volke im Ganzen. Aber wenn Du es so auffassest, als sollte damit dem Volke ein Stück berechtigter Daseinsfreude geraubt werden, so ist das nicht richtig. Zunächst will ich ja für die Allgemeinheit nicht auf Beseitigung, sondern auf Einschränkung des Trinkens hinaus. Und das kann geschehen, ohne daß damit die Lebensfreude derer, die es angeht, verringert, ja sogar mit dem Erfolge, daß sie wesentlich gesteigert wird. Ich glaube, daß man zuversichtlich behaupten kann: die gute Hälfte — vielleicht könnte man mit noch mehr Recht sagen: drei Viertel

oder neun Zehntel — von dem, was bei uns an Wein und Bier verbraucht wird, dient nicht der Befriedigung eines wirklichen Bedürfnisses und der Steigerung wahrer Lebensfreude, sondern ist ein Tribut an die Gewohnheit des Trinkens. Es wäre in sittlicher und wirtschaftlicher Beziehung ein gewaltiger Gewinn, wenn das wegfiele. Natürlich hat der Bruch mit einer Gewohnheit immer eine Störung der Behaglichkeit zur Folge, und insofern dient die Fortführung der Gewohnheit der äußeren Behaglichkeit. Aber auch nur insofern. Einen positiven Gewinn bedeutet sie nicht. Du sprichst so begeistert von der belebenden, anregenden Wirkung des Alkohols. Natürlich, wenn Du Dich mit ein paar intelligenten, Dir sympathischen Männern bei einer guten Zigarre und einem guten Glase hinsetzest, dann kann auch die Behaglichkeit, die Wein oder Bier erzeugt, mitwirken, um Euer Zusammensein zu verschönen. Es kann auch sein, daß der stimulirende Einfluß des Alkohols auf Blutumlauf und Nerven direkt belebend wirkt. Aber zweierlei mußt Du bedenken: daß die Hauptquelle der Behaglichkeit in den Menschen liegt, mit denen Du zusammen bist, und dann, und vor allem, daß diese Art von Gemeinschaft und von Wirkungsweise des Alkohols nicht entfernt als Normalfall gelten kann. Sieh' Dir doch einmal die Stammtische, die Früh-, Dämmer- und Abendschoppen an, wo man sich der lieben Gewohnheit, vom Alkohol angeregt zu werden, hingiebt — wie sieht denn die Anregung aus? Soweit ich diese Dinge kennen gelernt habe, und ich habe als Studeut keine Kneipe versäumt und bin meist mit den Letzten heimgegangen, wirkliche Anregung und wirklich glückliche Stunden habe ich da doch nur wenige erlebt. Und in der Studentenzeit hat die Sache noch ihr besonderes Gepräge; diese Art von physischer Fidulität, von Planschen in gewissermaßen unpersönlicher, objektloser Gemütlichkeit, Liederklang und Spektakel wird mehr oder minder der studentischen Entwicklungsstufe entsprechen, auch als Reaktion gegen die zwölf Jahre geregelter Zucht und Arbeit. Aber nun die Stammtische der Philister — ich habe immer gefunden, daß da in der Regel — Ausnahmen natürlich vorbehalten — ein ganz heilloser Stumpfsinn brütete, und von der anregenden Wirkung des Alkohols aber auch rein nichts zu spüren war. Dieser kleinliche Klatsch, dies versimpelte Breittreten der Nichtigkeiten des Tages; es war, daß einem die Augen übergehen konnten. Geh' doch mal durch die Kasinos, die Herrenabende u. s. w. und sieh zu, ob ich nicht recht

habe. Und das gilt zum guten Teil auch für unsere Berufe, in denen doch eine Menge geistiger Interessen ein Gegengewicht bildet. Aber nun gar in den unteren Schichten, im Arbeiterstande, wo das Trinken einen viel erheblicheren Bestandtheil der Freuden des Daseins ausmacht — willst Du Dir da wirklich von der anregenden Wirkung des Trinkens viel versprechen, und glaubst Du wirklich nicht, daß durch eine erhebliche Einschränkung des Alkoholverbrauchs ihre wirtschaftliche Lage und zugleich ihre Einnahme an Lebensfreude bedeutend gehoben werden könnte?

B.: Ja natürlich, das ist ja klar, daß bei uns zu viel getrunken wird. Aber sollen um deswillen nun gerade die Personenkreise, von denen dies Urteil nicht gilt, uns zur völligen Askese bekehren? Mir scheint, daß wir damit uns selbst nur unnütz plagen und diejenigen, bei denen gebessert werden müßte, auch nicht um Haaresbreite vorwärts bringen. Denen ist es ganz gleichgiltig, ob wir viel oder wenig oder garnichts trinken.

Und dann: das Bild, welches Du malst, ist grau in grau gehalten. Wenn man auf der einen Seite die Nachteile des übermäßigen oder zu regelmäßigen Trinkens anerkennt, darf man doch andererseits nicht vergessen, daß das nur die eine Seite der Sache ist.

A.: Du hast Recht, wenn Du mein Bild unvollständig nennst. Aber es ist vor allem unvollständig, weil in das Grau noch dicke schwarze Töne hineingehören. Auch einige hellere, das leugne ich gar nicht. Aber es ist Volksgewohnheit bei uns, nur die hellen zu sehen, während die düsteren Farben derart überwiegen, daß einem wirklich recht ernst zu Mute werden kann, wenn man das Bild mit unbefangenen Augen aus der Nähe betrachtet. Zunächst die wirtschaftliche Seite. Wie viele am Alkohol bankerott gehen, darüber giebt es ja keine Statistik. Aber ich will Dir nur zwei Zahlen aus der Reichsstatistik nennen, die einem in die Ohren schreien, wenn man Ohren hat zu hören. Im Jahre 1898 hat im Reichszollgebiet der Bierverbrauch rund 68 Millionen Hektoliter, der Branntweinverbrauch — nur an Trinkbranntwein — 2,44 Millionen Hektoliter betragen. Rechne das Liter Bier mit 25 Pfennig — das ist noch unter dem Münchener Bierpreis, also sicher zu gering, und das Liter Branntwein mit 1 Mark, so sind in Deutschland in 1898 für Bier 1,7 Milliarden, für Branntwein 244 Millionen, im Ganzen fast 2 Milliarden Mark ausgegeben worden. Der Wein ist dabei noch nicht mitgerechnet. Zwei Milliarden, das

sagt sich so leicht hin, aber welche ungeheure Summe ist es! In **einem** Jahre die Hälfte dessen, was die Franzosen in Jahrzehnten, mit gewaltigen Opfern, an Kriegsentschädigung aufgebracht haben; fast so viel — mit den Ausgaben für Wein mehr — als das Deutsche Reich für seinen gesamten Jahresbedarf, einschließlich der so oft als unerschwinglich bezeichneten Ausgaben für Heer und Flotte, aufwendet. Wenn man sich's klar macht, daß das deutsche Volk für zwei reine Genußmittel so viel und mehr aufwendet als für die ganze riesige Reichsverwaltung — mir scheint das ein ungeheuerliches Mißverhältnis.

B.: Aber das Verhältnis stellt sich denn doch sehr anders dar, wenn man bedenkt, daß von diesen für Alkohol ausgegebenen zwei Milliarden viele Tausende von Produzenten und Arbeitern leben.

A.: Selbstverständlich leben sie davon. Aber das ändert doch kein Jota daran, daß sie ihren Lebensunterhalt mit einer absolut unproduktiven Ware bezahlen, die gänzlich oder jedenfalls zum allergrößten Teil entbehrt werden könnte. Wie anders, wenn für diese zwei Milliarden, oder auch nur für drei Viertel davon Kulturgüter, bleibende Werte angeschafft würden! Uebrigens ist die wirtschaftliche Schädigung doch nur gering im Vergleich mit dem, was an sittlichen Schäden durch den Alkohol erzeugt wird. Wenn man die Kriminalstatistik durchsieht und das geradezu entsetzliche Schuldkonto, das der Alkohol in ihr hat; wenn man dann von Leuten, die im Volke leben, von Geistlichen, Richtern, Aerzten hört, in wie zahllosen Fällen nicht nur das Leben des Trinkers selbst, sondern auch seiner Frau, das Glück und der sittliche Bestand seiner Familie zerrüttet wird, welches verhängnisvolle Erbe die Kinder des Trinkers antreten, von Kindheit an körperlich und seelisch siech; wenn man sich da hinein ein wenig vertieft, dann kann einen wirklich, ohne daß man ein finsterer Moralist ist, ein Grauen ankommen vor der sonnigen Bacchus- und Ceresgabe, der wir so glückliche Stunden und so liebenswürdige Anregungen verdanken. Wir — ja; vielleicht wenigstens. Aber — und damit komme ich auf die Frage, was denn das alles uns angeht, die durch wirtschaftliche Lage, Erziehung und den Halt der Lebensbedingungen diesen Gefahren des Alkohols entrückt sind — diese Freuden der oberen Zehntausend und meinetwegen auch der mittleren Hunderttausend hängen innerlich untrennbar zusammen mit der Masse von Fluch, die derselbe Alkohol über hunderttausend andere, vornehmlich in den unteren Schichten unseres Volkes bringt.

Die beiden Seiten der Sache kann keine Logik auseinanderreißen. Wir sind Ein Volk, Eins in unseren Lebensgewohnheiten. So lange oben die Trinkgewohnheiten so liebevoll gehätschelt werden als ein unantastbares, unentbehrliches Gut des Einzelnen und des Gesellschaftslebens, so lange wird jeder Versuch, die Saufgewohnheiten unten zu beseitigen, vergeblich sein. Die Kulturfortschritte setzen sich von oben nach unten durch, wenigstens der Regel nach; ganz sicher gilt das für eine Volksgewohnheit, die so ganz und gar mit allen Existenzformen und Anschauungsformen verflochten ist wie die des Trinkens; die zugleich so sehr dem Sinn für Behaglichkeit schmeichelt, in ihren wirklichen oder scheinbaren Vorzügen so unmittelbar überzeugend wirkt, so sehr von Alters her von einem poetischen Schimmer umwoben ist; bei der endlich die Grenzen zwischen Maß und Uebermaß im einzelnen Fall und im allgemeinen so schwer zu ziehen sind und die Folgen des Uebermaßes immer erst hervortreten, wenn es zur Umkehr der Regel nach zu spät ist. Eine derartig stark fundirte Macht kann überhaupt nur durch eine große Bewegung geworfen werden; durch eine eigentliche Volksbewegung von dem mitreißenden und tragenden Charakter einer solchen. Und um die zu erzeugen, brauchst Du vor allen Offiziere für Deine Truppen, klar blickende, die Alkoholfrage beherrschende und zugleich warmherzige Männer, denen man zutraut, daß sie sich nicht durch Hirngespinnste fangen lassen, die es verstehen, die öffentliche Meinung zu interessiren. Deshalb muß sich die Bewegung in erster Linie an die Gebildeten wenden.

B.: Ja, hältst Du es denn im Ernst für denkbar, daß im Volke der alten Germanen eine Mäßigkeitsbewegung wirklichen, durchschlagenden Erfolg hat?

A.: Ja, ganz gewiß. Stelle Dir vor, daß in Schweden, großenteils unter dem Einfluß des Gothenburger Systems, der Verbrauch an reinem Trinkbranntwein im Verlaufe von 70 Jahren von 23 auf 3,6 Liter für Kopf und Jahr gesunken ist. Der Bierverbrauch hat sich zwar inzwischen beträchtlich gehoben; immerhin bleibt ein Fallen des in beiden Getränkarten zusammen enthaltenen reinen Alkohols allein für die drei Jahrzehnte von 1860 bis 1890 um fast ein volles Viertel übrig. Und das in einem Lande, in dem das Klima den Körper so viel mehr auf den Alkoholverbrauch anweist, oder vielmehr anzuweisen scheint, als bei uns, und in dem die Trunksucht es einstmals auf die geradezu wahnsinnige Höhe von 23 Liter reinen Alkohols auf Kopf und Jahr hat

bringen können. Wenn solche Erfolge in Schweden möglich waren, weshalb sollten sie bei uns nicht möglich sein?

B.: Ich fürchte nur — so sehr ich anerkenne, daß in dem, was Du sagst, ein berechtigter Kern steckt —, daß man doch im wesentlichen dabei bleiben wird, sich an das berechtigte Moment in der entgegengesetzten Auffassung zu halten. Ich glaube vor allem, daß man sich gerade auf diesem Gebiet gegen jeden Eingriff in die Freiheit des individuellen Handelns aufs Heftigste sträuben wird.

A.: Aber an solche Eingriffe denkt ja auch kein Mensch. Die haben wir auch nicht nötig, um etwas zu erreichen. Es giebt ja so viele Mittel, um den Alkoholverbrauch indirekt einzuschränken. Aenderung des Konzessionswesens — weshalb in aller Welt muß in vielen Berliner Stadttheilen in jedem zweiten oder dritten Haus eine Kneipe sein? — Lohnzahlung am Freitag oder Montag, Einschränkung der Trinksitten in den oberen Ständen zunächst; Fürsorge, daß auch alkoholfreie Getränke zu haben sind, vor allem da, wo viele Arbeiter verkehren; vielleicht etwas Aehnliches wie das Gothenburger System; Erhöhung der Steuern auf alkoholische Getränke; schärfere Bestrafung der Trunksucht und vieles Andere. In einer französischen Stadt fand ich einmal im Wirtshaus ein Gesetz angeschlagen, das sehr summarisch sagte: Wer öffentlich betrunken gesehen wird, bezahlt das erste Mal 5, das zweite Mal bis zu 50 Franken, und verliert beim dritten Mal auf vier Wochen die politischen Rechte. Das war im freien Frankreich!

B.: Was den letzten Punkt angeht, so hat man bei uns ja schon ähnliche Vorschläge gemacht. Aber man hat die Antwort erhalten — die doch wohl nicht ganz ohne Berechtigung ist —, daß dann nur die Arbeiter gefaßt werden würden, während die oberen Zehntausend, wenn sie sich einen Rausch geholt haben, sich eine Droschke kommen lassen und unbehelligt nach Hause fahren.

A.: Nun, vielleicht hast Du die Gewogenheit, darin einen Beweis zu sehen für das, was ich vorhin über den Zusammenhang der Trinkgewohnheiten in den oberen und unteren Schichten sagte. Siehst Du, gerade weil dieser Zusammenhang besteht, bin ich der Meinung, daß das soziale Pflichtbewußtsein uns treiben sollte, in diesem Punkte einmal unsere Anschauungen einer gründlichen Revision zu unterziehen. Wir rühmen unsere Zeit so gern als das soziale Zeitalter; aber ist es denn genug, wenn wir Gelder aufwenden? Ist es denn zu viel verlangt, daß wir uns ein kleines persönliches Opfer auferlegen, wenn es sich darum handelt, einen

wirklichen mächtigen Feind von Glück, Wohlstand und Sittlichkeit in unserem Volke anzupacken? Ich habe wirklich alle mögliche Hochachtung vor harmlosen Freuden meiner Mitmenschen, aber ich werde mich nie davon überzeugen, daß das der höchste Gesichtspunkt ist, und daß nicht gerade bei frei- und großdenkenden Menschen unter Umständen der Verzicht auf selbst ganz erlaubte und unschuldige Genüsse das Naturgemäße ist, wenn damit der Gewinnuug großer nationaler Güter gedient werden kann. Und mir scheint, diese Erwägung liegt gerade in unserer Zeit so sehr nahe. Wenn man bedenkt, wie jetzt alle Völker im wissenschaftlichen Kampf ihre Kräfte anspannen, welche verschärfte Form der Kampf annimmt; mit wie viel günstigeren Existenz- und Schaffensbedingungen andere Völker, besonders Amerika mit seinen gewaltigen Naturschätzen, seinem Unternehmungsgeist und seiner Rücksichtslosigkeit arbeiten — dann haben wir doch wahrhaftig alle Veranlassung, nicht Milliarden jährlich zu vergeuden, denen im günstigsten Fall kein positiver Gewinn gegenübersteht.

B.: Ja, wenn aller sittliche Hochflug nur wirklich etwas nützt?

A.: Ja wenn, wenn, wenn — Liebster, wenn Alle, die darüber nachdenken, immer nur bis zum wenn kommen, dann allerdings nützt er sicher nichts . . . Aber wenn wir ein paar Hände voll Männer finden, die sich die Sache durch's Herz gehen lassen — nicht nur durch den Kopf, sondern vor allem durch's Herz — die ganze Sache mit all' dem Jammer und all' der riesenhaften Vergeudung, die am Alkohol hängen, dann kommen wir schon vorwärts. Es regt sich auch schon an hundert Stellen; wer die Nachrichten darüber verfolgt, hat seine helle Freude daran, wenngleich die Brauer und Brenner vor der Hand noch nicht nötig haben, mich und meines Gleichen todt zu schlagen. Wer weiß, vielleicht kann ich Dich nächstens einstimmig in den Verein von Enthaltsamen aufnehmen, den ich vorläufig für mich allein bilde.

B.: Berauschende Aussicht — verzeih' den unpassenden Ausdruck. Aber ich brauche mich doch nicht schon morgen zu entscheiden?

A.: Brauchst Du nicht. Im Gegentheil. Ich verspreche Dir: an dem Tage, wo Du mir sagst, daß in unserem Volke ein entschlossener Bruch mit den Trinksitten vollzogen ist, suspendire ich mein Gelübde und trinke mit Dir eine großartige Bowle auf das Wohl aller Mäßigen. Aber bis dahin läßt Du mir noch meinen harmlosen Abstinenz-Vogel, der bei näherer Betrachtung keine Wunderlichkeit ist, sondern die Liebe zu einer großen und ernsthaften Sache.

---

# Der neue Entwurf eines Gesetzes über Familienfideikommisse.

Von
**Gamp,**
Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Mitglied des Reichstags u. d. Abgeordnetenhauses.

---

Die stattgehabte Veröffentlichung des „vorläufigen Entwurfs eines Gesetzes über Familienfideikommisse" kann nur mit Befriedigung begrüßt werden. Gerade bei einer Materie, über welche die Ansichten sich anscheinend diametral gegenüberstehen, und bei welcher die Objektivität des Urteils durch politische Erwägungen beeinflußt und getrübt wird, kann die parlamentarische Beratung allein eine Klärung der Auffassungen und eine Verminderung der Gegensätze nicht herbeiführen. Unseres Erachtens stehen sich die Ansichten keineswegs so schroff gegenüber, als es nach der politischen Parteipresse den Anschein hat. Auch von vielen Freunden der Familienfideikommisse wird die Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform und die Beseitigung vieler Mißstände, welche die bisherige Gesetzgebung gezeitigt hat, als ein dringendes Bedürfnis anerkannt. Anderseits wird dem Grundgedanken der Fideikommisse, die Möglichkeit zu schaffen, einen Grundbesitz für absehbare Zeit in der Familie zu erhalten und vor einer, die wirtschaftliche Existenz des Besitzers gefährdenden Verschuldung zu bewahren, auch von Vielen anerkannt, die energische Gegner der Fideikommisse sind, wie sie sich unter der bestehenden Gesetzgebung gestaltet haben. Es ist deshalb von einer objektiven Behandlung der Materie, wenn auch nicht eine Verständigung über alle Einzelheiten, so doch jedenfalls eine wesentliche Verminderung der Gegensätze zu erwarten.

Bei den Fideikommissen wird man zwei Arten von einander unterscheiden müssen, die in wirtschaftlicher und sozialpolitischer Beziehung durchaus verschieden zu beurteilen sind. Bei der einen Art handelt es sich darum, einen bestimmten Grundbesitz, den sein Eigentümer durch langjährige, treue, erfolgreiche Arbeit lieb ge-

wonnen hat, in der Familie zu erhalten, damit er den nachfolgenden Besitzern einen gewissen Wohlstand und dadurch einen politischen Einfluß in der betreffenden Gegend verschafft und für weitere Generationen als Mittelpunkt der Familie dient. Bei der anderen Art bestehen keinerlei persönliche Beziehungen zwischen dem Begründer des Fideikommisses und dem in ein Fideikommiß umzuwandelnden Grundbesitz. Keine eigene Arbeit ist in demselben enthalten, und wie der Begründer selbst keinerlei persönliches Interesse an dem betreffenden Grundbesitz hat, so ist derselbe auch nicht dazu bestimmt, seiner Nachkommenschaft als Arbeitsfeld zu dienen. Bei der Errichtung dieser Fideikommisse handelt es sich lediglich um eine Art der Kapitalsanlage. Wir gestehen offen, daß wir eine besondere Sympathie für diese letztere Art von Fideikommissen nicht haben, daß wir im Gegenteil der Ansicht sind, die stetig zunehmende Vermehrung des Grundbesitzes bei einzelnen Personen mit übergroßem Vermögen begegnet erheblichen sozialpolitischen und wirtschaftlichen Bedenken und läßt sich in keiner Weise durch die allgemeinen Gründe rechtfertigen, welche zu Gunsten der Fideikommisse mit Recht angeführt werden. Nicht die Erhaltung des Glanzes der Familie, wie es in der Begründung heißt, rechtfertigt die fideikommissarische Bindung des Grundbesitzes, denn dieser Zweck kann viel nachhaltiger und sicherer durch Geldfideikommisse erreicht werden, sondern die Erhaltung des Grundbesitzes in der Familie, die nur durch eine Beschränkung der Verschuldung und der Veräußerung erreicht werden kann, ist die legislatorische Rechtfertigung der Fideikommisse. Für diese Erhaltung des Grundbesitzes in der Familie hat die Bevölkerung in weiten Gebieten unseres Vaterlandes volles Verständnis. Trotz der, die volle Gleichberechtigung der Erben aussprechenden Gesetzgebung, haben es viele Tausende von Grundbesitzern verstanden, ihren von den Vätern ererbten Grundbesitz auf ihre Kinder zu übertragen. Der Wunsch, dieses Ziel zu erreichen, ist im allgemeinen beim Kleingrundbesitz ebenso lebendig wie beim Großgrundbesitz. Daß der Staat diese Bestrebungen unterstützt, ist durchaus berechtigt. Die Entschuldung des Grundbesitzes ist eine der dringendsten Aufgaben der staatlichen Fürsorge. Kann dieses Ziel nicht allgemein erreicht werden, so muß dieses wenigstens denjenigen Grundbesitzern ermöglicht werden, welche ohne wesentliche Schädigung ihrer sonstigen Erben dazu im stande sind. Gegen Fideikommisse dieser Art, die im allgemeinen von den Besitzern selbst verwaltet werden, richtet sich die öffentliche

Meinung nicht. Dagegen halten auch wir es durchaus für berechtigt, daß einer übergroßen Vermehrung des Grundbesitzes in wenigen Händen entgegengetreten wird. Dieses wäre am einfachsten und wirksamsten durch die gesetzliche Festsetzung einer Höchstgrenze für ein jedes Familienfideikommiß zu erreichen. Allerdings kann nicht davon die Rede sein, diese Begrenzung durch die Festsetzung einer Höchst f l ä ch e herbeizuführen, gegen welche der Entwurf mit Recht wesentliche Bedenken hat, sondern es kann nur die Begrenzung nach dem Reinertrage in Frage kommen, und würden wir die Festsetzung der Höchstgrenze für ein jedes Fideikommiß auf 100000 Mark empfehlen. Wenn der Entwurf meint, die Festsetzung einer solchen Grenze würde dahin führen, daß die Errichtung von Familienfideikommissen bis zu dieser Höchstgrenze ohne Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse ausnahmslos zugelassen werden würde, so stellt derselbe den Behörden, welche über die staatliche Genehmigung zu entscheiden haben, ein Armutszeugnis aus, für welches es an jeder sachlichen Begründung fehlt.

Wenn die Entwicklung der Fideikommisse in den einzelnen Verwaltungsbezirken (Kreisen) erhebliche Verschiedenheiten aufweist, wenn in vielen Kreisen überhaupt keine Fideikommisse sind, in einer großen Anzahl von Kreisen dagegen Zahl und Ausdehnung der Fideikommisse bereits zu ernsten Bedenken Anlaß gibt, so kann daraus nicht gefolgert werden, daß diese Verschiedenheiten in tatsächlichen Verhältnissen ihre Ursache oder gar ihre Rechtfertigung finden. Zweifellos gibt es viele Kreise, in denen zu Fideikommissen geeigneter Grundbesitz überhaupt nicht zur Verfügung steht, während in anderen Kreisen, namentlich in solchen mit ausgedehnten Waldungen die Vorbedingungen für die Bildung von Fideikommissen in erhöhtem Umfange vorhanden sind; aber niemand wird darüber in Zweifel sein können, daß aus allgemeinen staatlichen Rücksichten einer übermäßigen Ausdehnung der Fideikommisse in den einzelnen Verwaltungsbezirken durchaus entgegengetreten werden muß. Wenn es Kreise gibt, in denen der fideikommissarisch gebundene Grundbesitz 30, 40 ja 50 Prozent und mehr der Gesamtfläche beträgt, so muß ernstlich geprüft werden, ob es nicht geboten ist, der Erweiterung der Fideikommisse in diesen Kreisen gesetzliche Schranken zu ziehen. Auch ganz allgemein sollte die landwirtschaftlich genützte Fläche des fideikommissarischen Grundbesitzes in den einzelnen Kreisen einen bestimmten Prozentsatz der Gesamtfläche nicht übersteigen dürfen und würden wir eine g e s e tz l i ch e Be-

grenzung dieser Fläche auf etwa 10 Prozent der Gesamtfläche empfehlen.

Wenn wir die gesetzliche Begrenzung auf die landwirtschaftlich benutzten Flächen beschränken, so liegt der Grund darin, daß die dauernde Erhaltung unserer großen Privatwaldungen überhaupt nur möglich ist, wenn dieselben fideikommissarisch gebunden sind. Diese Erhaltung liegt aber im Interesse der Gesamtbevölkerung; es ist deshalb geboten, daß der Staat ihr auf jede mögliche Weise Vorschub leistet.

Aus den gleichen Erwägungen möchten wir auch eine Ausnahme bezüglich der empfohlenen Festsetzung einer Höchstgrenze des Reinertrages des Fideikommisses befürworten, nämlich die, daß der Reinertrag aus Oedländereien nicht eingerechnet wird, welche zum Zweck der Aufforstung erworben und tatsächlich aufgeforstet worden sind. Wer Geld und Arbeitskraft für diesen Zweck verwendet, leistet dem Volke einen so wesentlichen Dienst, daß jeder diese Ausnahme gewiß als völlig berechtigt wird anerkennen müssen.

Der Entwurf erkennt durchaus an, daß eine übermäßige Ausdehnung der Fideikommisse mit erheblichen wirtschaftlichen und sozialpolitischen Nachteilen verbunden sein kann; er will aber nicht durch gesetzliche Bestimmungen, wie solche von uns empfohlen sind, sondern durch gewisse Verwaltungskautelen es verhindern, daß derartige Nachteile entstehen. Aus diesem Grunde schreibt der Entwurf vor, daß die Stiftungsurkunde zunächst durch die Fideikommißbehörde zu bestätigen ist (§ 9) und daß dieselbe dann den zuständigen Ministern zur Einholung der Königlichen Genehmigung vorzulegen ist (§ 13). Es werden hier also drei Instanzen geschaffen: die Fideikommißbehörde, die zuständigen Minister und der König, ohne daß aus dem Entwurf selbst klar hervorgeht, welche dieser verschiedenen Instanzen die verantwortliche Entscheidung darüber hat, ob der beantragten Fideikommißbildung wirtschaftliche oder sozialpolitische Bedenken entgegenstehen. Zunächst möchten wir dringend widerraten, die Königliche Genehmigung vorzuschreiben. Sieht man — wie es der Entwurf tut — von allen gesetzlichen Kautelen gegen die übermäßige Vermehrung und Ausdehnung der Fideikommisse ab, so fehlt es an einem jeden objektiven Anhalt dafür, unter welchen Voraussetzungen die Fideikommißbildung zu genehmigen oder zu beanstanden ist. Der Träger der Krone kommt also in eine sehr üble Lage und wird Angriffen ausgesetzt, die ihm erspart bleiben sollten.

Auch die „zuständigen Minister" können wir als eine geeignete Instanz zur Beurteilung dieser Fragen nicht ansehen. Nach dem Entwurf sollen zwar nur der Justizminister und der Minister für Landwirtschaft als „zuständige Minister im Sinne des Gesetzes" angesehen werden. Aber es liegt auf der Hand, daß auch noch andere Ressorts, wie der Minister des Innern, der Finanzminister und in vielen Fällen auch noch der Kultusminister werden mitwirken müssen. Wie schleppend ein derartiger Geschäftsgang sein würde, weiß jeder, der einen Blick in die Zentralverwaltung getan hat; es würden voraussichtlich in den meisten Fällen Jahre vergehen, bis bei dem in dem Entwurf vorgesehenen Geschäftsgang die definitive Entscheidung getroffen wird. Diese Verzögerung kann die bedenklichsten Folgen haben und muß direkt zu den größten Verwirrungen führen, wenn der Antragsteller vor der definitiven Entscheidung stirbt. Aber auch abgesehen von diesen mehr formalen Bedenken erscheint uns die von der Vorlage vorgesehene Regelung wenig sachgemäß. Wir werden die Frage der Organisation der Fideikommißbehörden an anderer Stelle einer eingehenden Besprechung unterziehen. Hier möchten wir nur betonen, daß wir die diskretionären Befugnisse der Behörden soweit als irgend möglich eingeschränkt zu sehen wünschen; die notwendigen und berechtigten Beschränkungen sollen durch das Gesetz selbst eingeführt werden, im übrigen aber soll der Selbstbestimmung des Begründers möglichst weiter Spielraum gelassen werden.

Gegen die fideikommissarische Bindung des Grundbesitzes werden von der Wissenschaft und in der Praxis im wesentlichen drei Bedenken erhoben, nämlich:

1. daß durch die Vorausbestimmung desjenigen, welchem die Verwaltung und die Nutznießung des Fideikommisses übertragen wird, vielfach ungeeignete Personen Fideikommißbesitzer werden,

2. daß der Fideikommißbesitzer in ungebührlicher, dem Rechtsbewußtsein des Volkes widersprechender Weise gegenüber den anderen Erben bevorzugt wird und

3. daß durch die übermäßige Ausdehnung der Fideikommisse die im staatlichen Interesse dringend gebotene Vermehrung des kleineren Grundbesitzes und die Seßhaftmachung der Arbeiter gehindert oder mindestens sehr erschwert wird.

Man wird zugeben müssen, daß dieses letztere Bedenken wesentlich an Bedeutung verliert, wenn die von uns empfohlenen gesetzlichen Beschränkungen zur Einführung gelangen. Wir halten eine

erhebliche Vermehrung des bäuerlichen Grundbesitzes und die Seßhaftmachung der Arbeiter für eine der dringendsten Aufgaben des Staates, namentlich angesichts der sozialistischen Gefahr, die Staat und Gesellschaft bedroht. Niemand wird jedoch behaupten können, daß wenn Fideikommisse über 100 000 Mark Reinertrag fernerhin nicht mehr errichtet werden dürfen und wenn in keinem Kreise mehr wie 10 Prozent der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche fideikommissarisch gebunden werden darf, der zur Vermehrung der bäuerlichen Besitzungen und zur Seßhaftmachung der Arbeiter notwendige Grund und Boden nicht in völlig genügender Menge vorhanden sein würde. Aber gerade für den Kleingrundbesitz ist es von besonderem Werte, daß auch finanziell leistungsfähige Großgrundbesitzer möglichst in einem jeden Kreise, in dem die landwirtschaftliche Produktion von erheblicher Bedeutung ist, vorhanden sind, die durch ihr Beispiel und durch Belehrung wesentlich zur technischen und kulturellen Hebung des Kleingrundbesitzes beitragen. Die fideikommissare Bindung des Forstbesitzes ist für die Ausdehnung des bäuerlichen Besitzes und für die Seßhaftmachung der Arbeiter von gar keiner Bedeutung, da das Forstland für diese Zwecke völlig ungeeignet ist, und die möglichste Erhaltung der Wälder auch dem Kleingrundbesitz und den landwirtschaftlichen Arbeitern wesentliche Vorteile bringt, indem sie den letzteren lohnende Winterarbeit verschafft, an der es in den lediglich auf die Landwirtschaft angewiesenen Gebieten ohne Forsten vielfach völlig mangelt.

Dem Bedenken, daß durch die Vorausbestimmung des Fideikommißerben für viele Dezennien, ja im Prinzip für ewige Zeiten, vielfach ungeeignete Personen Fideikommißbesitzer werden, kann eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden. Zwar hat der Entwurf in § 112 gewisse Personen für anwartsunfähig erklärt und in § 113 dem Stifter das Recht eingeräumt, noch andere Gründe für die Anwartschaftsunfähigkeit zu bestimmen; aber ein Blick in das praktische Leben genügt, um erkennen zu lassen, daß diese Bestimmungen keine Gewähr dafür bieten, daß nur moralisch völlig intakte und auch sonst dazu geeignete Personen in den Genuß des Fideikommisses gelangen. Das muß aber unbedingt beansprucht werden, wenn der Fideikommißbesitzer als Haupt der Familie angesehen werden soll, und wenn er diejenigen Pflichten dem Staate und der Gesellschaft gegenüber soll erfüllen können, welche nach der Begründung des Gesetzentwurfs ihm obliegen.

Sieht man von der, lediglich eine transitorische Bedeutung gebenden Bestimmung in Ziffer 7 des § 112 ab, so tritt wegen moralischer Defekte die Anwartschaftsunfähigkeit ex lege nur ein, wenn der Anwärter wegen einer entehrenden Handlung rechtskräftig verurteilt oder wegen Trunksucht oder Verschwendung rechtskräftig entmündigt worden ist. Wenn also eine rechtskräftige Verurteilung nicht hat erfolgen können, weil das Verbrechen oder Vergehen bereits verjährt war, als es zur Kenntnis der Behörden gelangte, oder weil bei einem Antragsvergehen es an dem notwendigen Antrage fehlte, so geht die Anwartschaft nicht verloren; ebensowenig ist dies der Fall, wenn der Anwärter sich gegen die Standesehre vergangen oder die öffentliche Moral gröblich verletzt hat. Wir führen diese Beispiele nicht an, um eine Vervollständigung der Gründe für die Anwartschaftsunfähigkeit herbeizuführen; im Gegenteil, wir sind der Ansicht, daß sich eine erschöpfende Aufführung aller der Gründe, die nach dem Rechtsbewußtsein des Volkes und nach der öffentlichen Moral die Ausschließung zur Folge haben müßte, garnicht erreichen läßt.

Und dann, wer soll über die Ausschließung entscheiden? Der Entwurf verlangt im Falle der Ziffer 3 einen übereinstimmenden Beschluß des Familienrats und der Fideikommißbehörde. Wir können nicht zugeben, daß diese Bestimmung eine genügende Gewähr dafür bietet, daß in der Tat die Absicht des Gesetzes, nach welcher wegen entehrender Handlungen Bestrafte von der Anwartschaft ausgeschlossen werden sollen, zur Geltung kommt. Wir wollen hier auf den „Familienrat“ nicht näher eingehen; aber daß dessen Beschlüsse stets völlig unparteiisch und selbstlos sind, wird niemand behaupten können. Andererseits stehen für den Anwärter, dem die Anwartschaft streitig gemacht werden soll, und für dessen Familie Rechte von so erheblicher finanzieller Tragweite auf dem Spiel, daß sich der Gesetzgeber wohl auch kaum dazu wird entschließen können, über dieselben in einem so summarischen Verfahren, wie es die Vorlage vorsieht, aburteilen zu lassen.

Die Bedenken gegen die für ewige Zeiten geltende Regelung der Nachfolge in dem Fideikommiß richten sich aber nicht bloß dagegen, daß moralisch minderwertige Personen das Fideikommiß erhalten, sondern man bemängelt auch mit Recht, daß bei dieser Regelung nicht die tüchtigsten und geeignetsten Personen — soweit dieses die allgemeine Erbfolgeordnung gestattet — das Fideikommiß erhalten, und daß die Berücksichtigung aller persönlichen

Interessen und Wünsche der Beteiligten völlig ausgeschlossen ist. In zahlreichen Fällen wird bei einem Majorat nicht der älteste, bei einem Minorat nicht der jüngste Sohn der geeignetste sein, um das Fideikommiß mit Erfolg zu verwalten und die mit demselben verbundenen öffentlichen Pflichten zu erfüllen. Jeder muß doch zugeben, daß es geradezu widersinnig ist, jemanden zur Nachfolge in das Fideikommiß zu berufen, der zur Verwaltung eines ausgedehnten Grundbesitzes aus körperlichen oder sonstigen Gründen völlig außer stande ist, oder der nicht die mindeste Neigung zu diesem Beruf hat.

Daß sich bei einer von dem Stifter festgesetzten oder durch das Gesetz bestimmten Successionsordnung diese Bedenken nicht beseitigen lassen, und es sich bei einer solchen nicht erreichen läßt, der nach Lage der Verhältnisse unter den nach dem allgemeinen Erbrecht gleichstehenden Personen geeignetsten Persönlichkeit die Nachfolge in das Fideikommiß zu sichern, liegt auf der Hand. Weder das Gesetz noch der Stifter kann alle Möglichkeiten, die die Vielgestaltung des praktischen Lebens uns bietet, berücksichtigen. Aber fragen wir, ist es denn, um die Zwecke des Fideikommisses zu erreichen, überhaupt notwendig, daß eine für ewige Zeiten geltende Successionsordnung durch das Gesetz oder durch den Stifter festgesetzt wird? Wir müssen diese Frage verneinen. Wir begreifen es wohl und müssen es durchaus billigen, daß durch den Entwurf gewisse Successionsordnungen wie das Seniorat, das Juniorat und die Ultimogenitur verboten sind. Gegen diese Successionsordnungen sind sehr erhebliche wirtschaftliche Bedenken zu erheben; ihre Beseitigung entspricht also dem allgemeinen Interesse. Ebenso ist es natürlich notwendig, eine Successionsordnung durch das Gesetz vorzuschreiben für den Fall, daß eine anderweite Bestimmung über die Nachfolge in das Fideikommiß nicht getroffen ist. Aber welche privatrechtlichen, volkswirtschaftlichen oder sozialpolitischen Gründe liegen denn vor, aus denen man Anstand nehmen muß, dem jedesmaligen Fideikommißbesitzer die Entscheidung darüber, welcher seiner Söhne das Fideikommiß erben soll, zu überlassen? Das staatliche Interesse an der Errichtung von Fideikommissen beschränkt sich darauf, daß eine gewisse beschränkte Anzahl von Großgrundbesitzern geschaffen wird, deren finanzielle Leistungsfähigkeit dauernd gesichert ist und welche deshalb in der Lage sind, die mit erheblichen Opfern verbundenen Pflichten gegen den Staat und die Gesellschaft zu erfüllen. Der Staat hat also

das dringendste Interesse, daß das Fideikommiß auf einen moralisch absolut integern, inbezug auf seinen Charakter zuverlässigen und als Landwirt tüchtigen Besitzer übergeht. Das gleiche Interesse hat der Begründer eines Fideikommisses. Denn der spätere Besitzer desselben soll das Haupt der Familie sein; seine moralische Zuverlässigkeit und wirtschaftliche Tüchtigkeit ist die notwendige Voraussetzung, daß er dieser Aufgabe gerecht werde. Der Staat hat also kein Interesse und demgemäß auch kein Recht, eine bestimmte Successionsordnung für die Nachfolge in das Fideikommiß vorzuschreiben; er sollte sich darauf beschränken, diejenigen Successionsordnungen zu untersagen, welche sich als wirtschaftlich oder sozialpolitisch nachteilig ergeben haben, und eine Successionsordnung nur für den Fall vorschreiben, daß es an einer rechtsverbindlichen Bestimmung über die Nachfolge in das Fideikommiß mangelt.

Hieraus folgt, daß man unter allen Umständen dem Begründer des Fideikommisses das Recht, welches er gegenwärtig hat, belassen sollte, zu bestimmen, daß der jedesmalige Fideikommißbesitzer berechtigt ist, demjenigen seiner Söhne die Nachfolge in das Fideikommiß zu übertragen, welchen er dazu für den geeignetsten hält. Ja wir gehen noch weiter. Wir würden es für richtig halten, daß dieser Grundsatz allgemein in das Gesetz aufgenommen und es dem Stifter direkt untersagt würde, eine bestimmte, für Jahrhunderte, ja ewig geltende Successionsordnung vorzuschreiben. Wir sind überzeugt, daß eine derartige Regelung wesentlich dazu beitragen würde, viele mit dem Fideikommiß verbundene Mißstände zu beseitigen und die Zahl der Gegner desselben erheblich zu vermindern.

In der Begründung der Vorlage ist diese Regelung deshalb verworfen, weil es dann vorkommen könnte, daß ein in zweiter Ehe verheirateter Fideikommißbesitzer die Söhne erster Ehe übergeht und einen Sohn aus zweiter Ehe zur Nachfolge in das Fideikommiß beruft. Dieser Grund ist doch kaum ernst zu nehmen. Kann kein anderer gegen unseren Vorschlag geltend gemacht werden, so ist das der beste Beweis dafür, daß derselbe sachlich durchaus berechtigt ist. Zunächst kann man sich sehr wohl Fälle denken, in denen ein Sohn aus zweiter Ehe unbedingt den Vorzug vor den Söhnen erster Ehe verdient. Liegt aber ein Bedürfnis vor, die Kinder erster Ehe vor einer Benachteiligung inbezug auf ihr Erbrecht beim Vorhandensein von Kindern aus einer zweiten Ehe

mehr, als es durch das Pflichtteilsrecht geschehen ist, zu schützen — und wir möchten ein solches Bedürfnis durchaus bejahen —, dann müssen die Rechte der Kinder erster Ehe allgemein mehr, als es bisher geschehen ist, geschützt werden, was durch eine entsprechende Erhöhung ihres Pflichtteils geschehen könnte. Aber wir würden auch keine Bedenken dagegen erheben, daß die Söhne aus erster Ehe nur aus bestimmten Gründen und nur mit Zustimmung der Fideikommißbehörde übergangen werden dürften.

Jedenfalls wird man zugeben müssen, daß es im allgemeinen keinen kompetenteren und unparteiischeren Beurteiler der Charaktereigenschaften und der sonstigen Fähigkeiten der einzelnen Söhne gibt als den Vater selbst. Aber es handelt sich nicht bloß um die persönlichen Eigenschaften des Anwärters; es können auch rein äußerliche Verhältnisse die Uebertragung des Fideikommisses auf einen anderen Sohn als den erstgeborenen rechtfertigen. In einem uns bekannten Falle wurde das Fideikommiß — nach dem Statut war der Besitzer desselben in der Auswahl des Nachfolgers vollständig frei und unbeschränkt — auf den zweiten Sohn übertragen, weil der älteste nicht preußischer Staatsangehöriger war und bereits ein großes Fideikommiß im Auslande besaß. War das nicht für den Staat und die ganze Familie ein Vorteil? Oder glaubt man, daß wenn der älteste Sohn das formale Erfordernis des § 112 Ziffer 1 erfüllt und die deutsche Staatsangehörigkeit erworben hätte, er dann vom staatlichen Standpunkt und vom Standpunkt der Wahrung der Familieninteressen aus besser qualifiziert gewesen wäre als der zweite Sohn, der als Deutscher erzogen war und auf den Schlachtfeldern von Königgrätz und Sedan für Preußen gekämpft und gestritten hat?

Durch die gesetzliche Anerkennung des Grundsatzes, daß die Nachfolge in das Fideikommiß nicht durch eine starre, die persönlichen Eigenschaften des Anwärters und die sonstigen tatsächlichen Verhältnisse nicht berücksichtigende Successionsordnung für ewige Zeiten festgelegt, sondern von der Bestimmung des jedesmaligen Fideikommißbesitzers abhängig gemacht wird, werden außerdem viele Mißstände und Beschwerden beseitigt, die die gegenwärtige Gesetzgebung zur Folge gehabt hat. Die notwendige und dringend erwünschte Konsequenz der von uns befürworteten Regelung ist die, daß die Stellung des Fideikommißbesitzers eine viel freiere und selbständigere wird, als er sie nach dem Entwurf einnimmt. Der Entwurf sagt zwar, daß der Fideikommißbesitzer „Eigen-

tümer" des Fideikommisses werden solle. Aber wer die Bestimmungen in den §§ 28 ff. durchsieht, wird uns darin zustimmen müssen, daß das ein sehr sonderbares Eigentum ist, bei dem der Fideikommißbesitzer eigentlich nichts wesentliches tun kann ohne Zustimmung des Familienrats. Ja sogar Geschäfte der laufenden Verwaltung — der Anschluß an eine genossenschaftliche Meierei, der Beitritt zum Spiritusring, Feststellung des jährlichen Holzeinschlags, ein Vertrag über die zukünftige Lieferung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen, alle Verträge über Wege und über Schul- und Kirchenlasten — bedürfen der Genehmigung des Familienrats. Wir wollen hier auf die Organisation des Familienrats nicht näher eingehen, müssen nur vorweg bemerken, daß nach den gemachten Erfahrungen dessen Beschlüsse durchaus nicht stets als durch sachliche Gründe hervorgerufen angesehen werden können. Außerdem wird dadurch die Erledigung vieler — auch verhältnismäßig unerheblicher — Verwaltungsangelegenheiten beträchtlich verschleppt und verteuert, da der Fideikommißbesitzer das Vergnügen hat, die Kosten der ihm höchst lästigen Mitwirkung des Familienrates selbst zahlen zu müssen.

In diesen den Fideikommißbesitzer wesentlich einschränkenden Bestimmungen spricht sich ein Mißtrauen gegen denselben aus, für welches uns jedes Verständnis fehlt. Namentlich sollten doch die Kreise von einem solchen Mißtrauen frei sein, welche für die Fideikommisse eintreten und in denselben eine segensreiche Institution erblicken. Was soll man aber dazu sagen, wenn in der Kommission des Preußischen Landes-Oekonomiekollegiums die vom Entwurf nachgelassene Verpachtung auf 6 Jahre mit der Begründung bekämpft wurde, „daß der Besitzer seinen Nachfolger sehr schädigen und seine Allodialerben sehr bevorzugen könne, wenn er z. B. das ganze Gut oder einen Teil desselben „auf dem Totenbette" verpachtet". Wenn Fideikommißbesitzer vielfach den Wunsch haben, ihre Allodialerben gegenüber dem Fideikommißerben günstiger zu stellen, so ist das keine berechtigte Anklage gegen dieselben, sondern der schlagendste Beweis dafür, daß von der bisherigen Gesetzgebung die Allodialerben zu schlecht behandelt sind und daß auch die Fideikommißbesitzer selbst, die über diese Frage ein viel kompetenteres Urteil haben als die „Anwärter", diese ungünstige Behandlung der Allodialerben als schwere Ungerechtigkeit empfinden. Doch auf diesen Punkt kommen wir später noch eingehender zu sprechen.

Wir müssen also eine freiere Stellung des Fideikommißbesitzers in Bezug auf die Verwaltung des Fideikommisses beanspruchen. Von den Grundsätzen des allgemeinen Rechts über die Befugnisse des Eigentümers darf nur insoweit abgewichen werden, als dieses absolut erforderlich ist. Auch bei der Stellung des Entwurfs, der eine feste Successionsordnung zur Voraussetzung hat, kann die vorgesehene Mitwirkung des Familienrats wesentlich eingeschränkt werden, insbesondere dann, wenn der Fideikommißbesitzer anwartsfähige Deszendenten hat.

Bei der von uns vorgeschlagenen Regelung muß aber konsequenter Weise dem Fideikommißbesitzer und dem Familienrat eine andere Stellung eingeräumt werden, denn es gibt bei derselben niemanden, der Anspruch auf die Nachfolge in das Fideikommiß hat. Selbstverständlich muß auch bei dieser Regelung eine unbedingte Gewähr dafür geschaffen werden, daß das Fideikommiß in seiner Substanz nicht verschlechtert wird; auch darf dasselbe nur unter bestimmten Voraussetzungen hypothekarisch belastet werden.

Durch die Beseitigung des „geborenen Fideikommißerbens" werden viele der dunkelsten Schatten des Fideikommißwesens beseitigt werden. Man werfe einen Blick ins praktische Leben und man wird finden, daß in zahlreichen Fällen der mit der Errichtung des Fideikommisses beabsichtigte Zweck, einen leistungsfähigen, finanziell unabhängigen Großgrundbesitz zu schaffen, dadurch vereitelt worden ist, daß der Fideikommißerbe mit persönlichen Schulden überlastet das Fideikommiß antritt. Der Grund hierfür ist der, daß der gesetzliche Anspruch auf das Fideikommiß dem Berechtigten den Wucherkredit leicht zugänglich macht.

Die Zahl der Fideikommißbesitzer, die als „Fideikommißanwärter" Wucherern in die Hände gefallen und mit erheblichen Schulden belastet das Fideikommiß übernommen haben, ist wahrlich keine geringe. Solche Fideikommißbesitzer bilden einen traurigen Gegensatz zu den Fideikommißbesitzern, welche der Entwurf schaffen will, die als Haupt der Familie den „Glanz" derselben aufrecht erhalten, die infolge ihrer finanziellen Unabhängigkeit eine leitende Stellung im Staate und in der Gemeindeverwaltung einnehmen. Uns sind Fälle bekannt, in denen Fideikommißanwärter, die bei dem Alter des Fideikommißbesitzers nach dem natürlichen Lauf der Dinge erwarten durften, sehr bald in den Genuß des Fideikommisses zu gelangen, um sich Geld zu verschaffen, Verträge eingegangen sind, durch die sie sich verpflichteten,

die während ihrer Besitzzeit zur Abholzung gelangenden Holzmengen zu Schleuderpreisen abzugeben. Solche Geschäfte sind für den Darlehnsgeber bezw. den Käufer natürlich mit einem mehr oder minder großen Risiko verbunden und deshalb müssen Wucherzinsen gewährt werden. Solche Ausbeutungen jugendlicher Fideikommißanwärter sind ausgeschlossen, wenn die feststehende Successionsordnung beseitigt und die Wahl des jedesmaligen Nachfolgers dem Fideikommißbesitzer überlassen wird.

Daß sich viele tausende von größeren und kleineren Besitzungen jahrhundertelang in der Familie haben erhalten können ohne eine feste Successionsordnung, ist der schlagendste Beweis dafür, daß eine solche für die Erreichung dieses Zwecks durchaus unnötig ist. Dadurch, daß im allgemeinen der Geeignetste zur Nachfolge berufen wird — Ausnahmen werden natürlich auch hier vorgekommen sein — gehören diese Familiengüter zu den bestverwalteten und nehmen ihre Besitzer eine besonders geachtete Stellung ein. Auch unter den bestehenden Fideikommissen befinden sich solche, bei denen der jedesmalige Fideikommißbesitzer völlig frei in der Auswahl seines Nachfolgers ist. Mag es auch bei diesen vorkommen, daß nicht stets der Beste zur Nachfolge berufen wird, so wird niemand behaupten können, daß das Recht der freien Auswahl in der Praxis zu irgend welchen erheblichen Bedenken geführt hat. Wir wünschen auch in dieser Beziehung, daß das Fideikommiß sich so wenig wie möglich von den Grundsätzen des allgemeinen Rechts entfernt. Wie aber nach diesem der Besitzer eines Gutes die freie Bestimmung darüber hat, wem er das Gut zuwenden will, so soll man das gleiche Recht auch dem Fideikommißbesitzer lassen. Dabei würden wir allenfalls konzedieren, daß dem ältesten Sohne das Fideikommiß nur entzogen werden darf, wenn ihm mindestens der gesetzliche Pflichtteil unter Berücksichtigung des Wertes des Fideikommisses hinterlassen wird.

Die in § 135 vorgesehene Beschränkung, daß das Fideikommiß erst nach Wegfall des letzten Fideikommißbesitzers aus dem Mannesstamm auf die weibliche Nachkommenschaft des ersten Fideikommißbesitzers übergehen darf, halten wir für unbillig und ungerecht. Wir wollen keine Bedenken dagegen äußern, daß, solange einwandsfreie männliche Deszendenten vorhanden sind, diese vor der weiblichen Nachkommenschaft, weil das der allgemeinen Rechtsauffassung entspricht, den Vorzug haben sollen. Wir wünschen aber nicht, daß

dem Stifter die ihm bisher zustehende Befugnis, zu bestimmen, daß die Töchter des jedesmaligen Fideikommißbesitzers den männlichen Mitgliedern der Seitenlinien vorgehen, irgendwie beschränkt wird. Wenn in den Motiven ausgeführt ist, daß der legislatorische Grund der Fideikommisse in der Erhaltung des Glanzes einer Familie zu suchen sei und daß deshalb lediglich der Mannesstamm zur Nachfolge berufen werden dürfe, weil nur dieser den Familiennamen fortpflanzt und gerade im Familiennamen das äußere Ansehen der Familie erhalten wird, so sind das Aeußerlichkeiten, die eine so wesentliche Beschränkung des Stifters und eine so erhebliche Schlechterstellung der weiblichen Nachkommenschaft in keiner Weise rechtfertigen können. Dem jedesmaligen Fideikommißbesitzer stehen, wenn er keine männliche Deszendenz hat, seine Töchter viel näher als männliche Seitenverwandte; für die ersteren arbeitet er freudig und gern, für die letzteren, wenn er Töchter hat, mit mehr oder minder großem Widerwillen. Diese Gefühle soll und muß der Gesetzgeber berücksichtigen; setzt er sich mit denselben in Widerspruch, so erregt er in den beteiligten Kreisen Unzufriedenheit und Erbitterung und diskreditiert das Rechtsinstitut selbst. Da Fideikommißerbtöchter wohl selten unvermählt bleiben werden, so kann für den Namen des Stifters auch auf andere Weise der gewünschte äußere Glanz geschaffen werden.

Das dritte Hauptbedenken gegen die Fideikommisse wird darin gefunden, daß bei dieser Regelung der Fideikommißbesitzer übermäßig begünstigt wird und die Allodialerben eine ungebührliche Schädigung erfahren. Jeder Unbefangene muß die volle Berechtigung dieses Bedenkens anerkennen. Auch in den Kreisen der Fideikommißbesitzer selbst wird das vielfach als eine große Unbilligkeit empfunden, woraus sich das Bestreben derselben erklärt, ihren Allodialerben soviel wie möglich zuzuwenden. Finden sich auch bei vielen Fideikommissen — namentlich bei den in neuerer Zeit errichteten — bereits Bestimmungen, durch welche für die Allodialerben mit Einschluß der überlebenden Witwe des Fideikommißbesitzers einigermaßen gesorgt ist, so können wir diese Fürsorge weder für ausreichend halten, noch es für angemessen erachten, daß dieselbe lediglich in das Belieben des Stifters gestellt ist, soweit seine pflichtteilsberechtigte Deszendenz nicht in Frage kommt. Wir finden es deshalb durchaus berechtigt, daß der Entwurf den Schutz der natürlichen Rechte der nächsten Angehörigen nicht der

Willkür des Stifters überläßt, sondern gesetzlich ordnet. Jedoch können wir uns mit Art und Umfang dieser Fürsorge für die nächsten Angehörigen nicht einverstanden erklären.

Bei der Errichtung eines Fideikommisses kann ja formell von einer Schädigung der nicht bedachten Kinder des Stifters nicht die Rede sein; ihr gesetzlicher Anspruch auf den Pflichtteil kann ihnen durch die Errichtung des Fideikommisses nicht geschmälert werden. Aber die Beschränkung auf den Pflichtteil entspricht doch nicht der allgemeinen Rechtsauffassung über die möglichst gleiche Behandlung der Kinder in erbrechtlicher Beziehung und wird auch stets von den Beteiligten als eine Unbilligkeit und persönliche Kränkung empfunden. Dagegen sind, wenn ein größerer Grundbesitz zur Erbmasse gehört, in der Regel alle Kinder damit einverstanden, daß derselbe einem Erben zu einem so billigen Preis überlassen wird, daß derselbe gut dabei bestehen kann. Von ähnlichen Auffassungen pflegt sich auch der Stifter des Fideikommisses leiten zu lassen. In der Regel erhalten die nicht mit dem Fideikommiß Bedachten erheblich mehr als ihren Pflichtteil, vielfach sogar ebenso viel, wie das Fideikommiß wert ist. Der Wert des Fideikommisses pflegt also dem Fideikommißerben ganz oder mindestens zum Teil auf sein Erbteil angerechnet zu werden. Der Entwurf gestattet das für die Folge nicht, sondern schreibt ausdrücklich vor, daß der Fideikommißbesitzer nicht verpflichtet ist, sich von dem Fideikommißvermögen etwas auf die Ergänzung des Pflichtteils anrechnen zu lassen (§ 18), d. h. daß er neben dem Fideikommiß auch noch seinen Pflichtteil von der ganzen Hinterlassenschaft des Stifters beanspruchen kann. Wir wollen uns nicht in eine weitere Erörterung darüber einlassen, ob, wie es in der Begründung heißt, in der Tat diese Bestimmung eine logische Konsequenz der prinzipiellen Auffassung ist, welche der Entwurf in Bezug auf das Fideikommißvermögen einnimmt. Diese Regelung widerspricht durchaus der allgemeinen Rechtsauffassung. Die öffentliche Meinung verlangt — und zwar ganz mit Recht — die günstigere Behandlung der Allodialerben gegenüber dem Fideikommißerben, während die Zuweisung des vollen Pflichtteils an den letzteren denselben erheblich besser stellt als bisher, zumal durch die Erhöhung des Jahreseinkommens, welche ein Fideikommiß gewähren muß, sowie durch die Vorschrift, daß zugleich mit dem Fideikommiß eine Abfindungs- und Ausstattungsstiftung errichtet werden muß, ohnehin ein wesentlich höherer Teil des Vermögens, als solches früher der Fall war,

für die Zwecke des Fideikommisses Verwendung finden muß. Der Unterschied zwischen dem bisherigen Rechtszustand und der Bestimmung der Vorlage tritt am besten an einem praktischen Beispiel hervor. Nach dem bisherigen Recht kann ein Vater, der bei einem Vermögen von 2 Millionen Mark zwei Kinder hat, dem einen ein Fideikommiß von einer Million und dem anderen freien Grundbesitz und Effekten von gleichem Werte hinterlassen; der Fideikommißerbe ist also in keiner Weise begünstigt. Nach der Vorlage muß aber der Fideikommißerbe sein Pflichtteil im Betrage von 500 000 Mark erhalten; er würde also bei einem Werte des Fideikommisses von einer Million das Dreifache von dem erhalten, was der andere Miterbe bekommt, was entschieden unbillig und hart ist. Unseres Erachtens darf das Gesetz der Anrechnung des Fideikommisses auf den Pflichtteil des Betreffenden keinerlei Hindernis bereiten.

Wir teilen die Ansicht, daß für die Allodialerben besser als bisher gesorgt werden muß, und daß zu diesem Zweck nicht bloß dem Begründer eines Fideikommisses die Verpflichtung auferlegt werden muß, einen bestimmten, in einem angemessenen Verhältnis zum Werte des Fideikommisses stehenden Kapitalbetrag zu Gunsten des Allodialerben sicher zu stellen, sondern daß auch der Fideikommißbesitzer angehalten werden muß, einen, durch das Gesetz festzusetzenden Prozentsatz des Einkommens aus dem Fideikommiß jährlich zu Gunsten seiner Witwe und seiner sonstigen Allodialerben zurückzulegen. Die Vorschriften des Entwurfs über die Abfindungs- und Ausstattungsstiftung (§§ 97—108) erscheinen uns jedoch viel zu kompliziert. Es ist nicht notwendig, zwei verschiedene Stiftungen zu errichten; auch empfiehlt es sich, die Einzelbestimmungen der statutarischen Regelung zu überlassen. Unzweckmäßig erscheint die Bestimmung, daß wenn die laufenden Einkünfte der Abfindungsstiftung für die eigentlichen Zwecke der Stiftung nicht in Anspruch genommen werden, dieselben unter gewissen Voraussetzungen unter alle Abfindungsbedachte nach Köpfen verteilt werden sollen. Doch das sind untergeordnete Punkte. Wichtig dagegen ist es, daß der Kreis der Ausstattungs- und Abfindungsberechtigten gegenüber der Vorlage wesentlich eingeschränkt werden muß. Es soll nicht beanstandet werden, daß das, was der Begründer des Fideikommisses der Stiftung zugewandt hat, zu Gunsten der gesamten Familie Verwendung findet, soweit die einzelnen Glieder derselben in Armut und Not kommen. Dagegen

müssen die Beiträge des einzelnen Fideikommißbesitzers logischer und billiger Weise lediglich zu Gunsten seiner Witwe und seiner Allodialerben Verwendung finden. Ein jeder Fideikommißbesitzer soll und muß für seine Witwe und seine auf das Allodialvermögen angewiesenen Kinder sorgen. Diese Fürsorge war bisher eine mangelhafte und es verletzte das Rechtsgefühl, daß der Fideikommißerbe fast alles, die Witwe und die anderen Kinder fast garnichts bekamen. Um diese Unbilligkeit zu beseitigen, soll der Fideikommißbesitzer verpflichtet werden, einen Teil der laufenden Einkünfte für die Allodialerben zurückzulegen. Wie ihm aber eine Fürsorgepflicht für die entfernteren Verwandten nicht obliegt, so kann es auch nicht für gerechtfertigt gehalten werden, daß die Früchte seiner Arbeit und seines Fleißes andern als seinen Kindern und seiner Witwe zu gute kommen. Aus dieser Bestimmung des von dem jedesmaligen Fideikommißbesitzer angesammelten Fonds ergibt sich die Konsequenz, daß derselbe als zum Allodialvermögen des Fideikommißbesitzers gehörig anzusehen und demgemäß entsprechend zu behandeln ist, d. h., daß bei seinem Tode dieser Fonds nach den Grundsätzen des allgemeinen Rechts zur Verteilung unter die Allodialerben gelangt. Es wäre also im Gesetz vorzuschreiben, daß das angesammelte Kapital Allodialvermögen desjenigen Fideikommißbesitzers wird, der dasselbe angesammelt hat. Er würde darüber sowohl unter Lebenden als von Todeswegen, jedoch nur zu Gunsten seiner Witwe, sowie seiner Kinder und Enkel mit Ausschluß des Fideikommißnachfolgers verfügen dürfen. Hat er keine letztwillige Verfügung getroffen, so würde die Masse unter seine Witwe und seine Deszendenz mit Ausschluß des Fideikommißnachfolgers nach den Regeln der Intestaterbfolge zu verteilen sein. Hinterläßt der Fideikommißbesitzer keine Witwe und keine Kinder außer dem Fideikommißnachfolger, so fällt letzterem das angesammelte Kapital als Allodialvermögen zu.

Bei dieser Regelung würden die berechtigten Beschwerden über ungünstige Behandlung der Allodialerben im wesentlichen ihre Erledigung finden, wenn noch die Bestimmungen in das Gesetz aufgenommen würden, die wir in mehreren neueren Fideikommißstatuten gefunden haben, daß das Fideikommiß erst mit der erlangten Großjährigkeit des Anwärters oder noch besser erst nachdem derselbe das vierundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hat, in seinen Nießbrauch übergeht und daß die bis zu diesem Zeitpunkt bei der Verwaltung des Fideikommisses sich ergebenden Ueber-

schüsse zur Abfindung der Witwe und der anderen Kinder Verwendung finden. Bei dem Fideikommiß tritt meistens dann eine empfindliche finanzielle Schädigung der Allodialerben und der überlebenden Witwe ein, wenn der Fideikommißbesitzer nur verhältnismäßig kurze Zeit im Genuß des Fideikommisses sich befunden hat und wenn der Fideikommißerbe sich noch in jugendlichem Lebensalter befindet. Setzen wir den Fall — derselbe ist tatsächlich bei einer unserer ersten Familien eingetreten — der Fideikommißbesitzer stirbt in jugendlichem Lebensalter und hinterläßt außer seiner Witwe drei oder vier Töchter und einen erst einige Jahre alten Sohn. Nach dem bestehenden Recht würde das Fideikommiß vom Augenblick des Todes des Vaters an für den einzigen Sohn verwaltet und die Ueberschüsse würden für ihn zurückgelegt werden, wogegen die Witwe nur Kindererziehungsgelder bekommen könnte und die Töchter ganz leer ausgehen würden. Diese augenscheinliche Unbilligkeit und Härte würde wesentlich gemildert werden, wenn die Ueberschüsse des Fideikommisses etwa 18 oder, wenn der Fideikommißerbe erst mit dem 24. Lebensjahre in den Genuß des Fideikommisses treten soll, etwa 21 Jahre zu Gunsten der Witwe und der Töchter verwandt würden. Eine derartige Regelung erscheint aus dem Grunde billig, weil doch nur der frühe Tod des Vorbesitzers denselben verhindert hat, für seine Witwe und seine Töchter besser zu sorgen; es ist gegen das menschliche Gefühl, daß dem Fideikommißerben aus einem so traurigen Ereignis erhebliche Vorteile zufallen, die überlebenden Witwe und Töchter aber durch dasselbe empfindlich geschädigt werden sollen.

Werden die Bestimmungen des Entwurfs in der dargelegten Weise geändert und ergänzt, so gereicht das Fideikommiß, solange dasselbe in der ersten Linie verbleibt, auch den Allodialerben in derselben zum Segen. Zwar kann und wird es nach wie vor vorkommen, daß der Fideikommißerbe durch die Zuwendung des Fideikommisses eine mehr oder minder erhebliche Bevorzugung gegenüber den anderen Allodialerben erfährt. Aber diese Bevorzugung wird von den Allodialerben nicht als eine Unbilligkeit und Härte empfunden werden, da ihr Anteil an der Erbschaft ihnen als freies unbeschränktes Eigentum zufällt, während der Fideikommißerbe, auch wenn die von uns befürworteten Erleichterungen in der Verwaltung zur Einführung gelangen, in der Verwaltung sowie in der Verwendung des Ueberschusses wesentlichen Beschränkungen unterliegt. Durch die Bestimmung, daß ein erheblicher

Teil der Jahreseinkünfte des Fideikommißbesitzers zu Gunsten seiner Allodialerben angesammelt werden muß, nehmen auch die Allodialerben an den Vorteilen der fideikommissarischen Bindung des Grundbesitzes teil. Auch ihre Zukunft wird dadurch eine gesichertere, als wenn dieser Grundbesitz freies und unbeschränktes Eigentum wäre; denn die Erfahrungen lehren, daß ein Grundbesitz, dessen Veräußerung und dessen hypothekarischer Verpfändung keine gesetzlichen Schranken gezogen sind, nur in solchen Fällen in der Familie erhalten werden kann, in denen eine wesentliche Begünstigung des das Gut übernehmenden Erben stattfindet. Mit dem Verlust des Gutes geht aber oft die Quelle des Wohlstandes der betreffenden Familie verloren.

Wenn wir auch den Hauptzweck des Fideikommisses nicht in der Erhaltung des Glanzes der Familie, sondern in der Erhaltung eines Grundbesitzes in der Familie erblicken, und wenn wir auch die Erhaltung des Kleingrundsitzes in der Familie für mindestens ebenso berechtigt und notwendig halten wie die des Großgrundbesitzes, so müssen wir doch der Begründung darin beitreten, daß in diesem Gesetzentwurf zweckmäßiger Weise nur die fideikommissarische Bindung des Großgrundbesitzes ins Auge zu fassen ist. Wir sind weit davon entfernt, einer übermäßigen Lebenshaltung des Großgrundbesitzes das Wort zu reden; berücksichtigt man jedoch die im Laufe der Zeit eingetretene Entwertung des Geldes, sowie ferner die Kosten der Kindererziehung und die Ausgaben, welche aus der Erfüllung öffentlicher Pflichten dem Einzelnen erwachsen, so muß der im Gesetzentwurf vorgesehene Mindestreinertrag von 10 000 Mark als ungenügend angesehen werden, um einen Großgrundbesitz in der Familie dauernd zu erhalten, der den Aufgaben gerecht werden kann, welche der Entwurf von dem Fideikommißbesitzer mit Recht verlangt. Wenn das Preußische Landrecht ein Mindesteinkommen von 7500 Mark verlangte, so würde allein die inzwischen eingetretene Entwertung des Geldes die Erhöhung auf etwa das Dreifache dieses Betrages rechtfertigen. Dazu kommt, daß die Erträge aus Grundbesitz sehr erheblichen Schwankungen ausgesetzt und überhaupt sehr schwierig mit einiger Sicherheit festzustellen sind. Unter Berücksichtigung dieser Umstände erscheint es berechtigt und notwendig, den Mindestreinertrag für Fideikommisse auf wenigstens 20 000 Mark festzusetzen.

Auch die im Entwurf zugelassene Verschuldung ist entschieden eine zu große. Ein bis zur Hälfte des Reinertrages verschuldeter

Grundbesitz kann ernstere wirtschaftliche Krisen, wie sie in vergangenen Zeiten vorgekommen sind und mit denen auch in der Zukunft gerechnet werden muß, nicht überstehen. Will man nicht soweit gehen, die hypothekarische Belastung des zu errichtenden Fideikommisses überhaupt zu untersagen, was wir für das Richtigste halten würden, so müssen jedenfalls dieser Belastung sehr viel engere Grenzen gezogen werden, als es der Entwurf tut.

Aus den vorstehenden Darlegungen geht hervor, daß sich alle gegen das Fideikommißwesen in der Theorie und in der Praxis erhobene Bedenken, deren Berechtigung anerkannt werden muß, beseitigen lassen. Es liegt aber nicht bloß ein öffentliches Interesse vor, diese berechtigten Bedenken soweit als möglich zu beseitigen, sondern der Gesetzgeber hat auch die Pflicht, das Volksempfinden zu berücksichtigen und demselben soweit als möglich Rechnung zu tragen.

Der Zweck des Fideikommisses macht eine dauernde Kontrolle des Fideikommißbesitzers nach der Richtung hin notwendig, daß das Fideikommiß ordentlich verwaltet wird und daß vor allem keine Verschlechterung der Substanz eintritt. Der Entwurf hat zu diesem Zweck das Institut des Familienrats obligatorisch gemacht, für gewisse Fälle Familienschlüsse eingeführt und will außerdem für eine jede Provinz eine besondere Fideikommißbehörde einsetzen, über deren Organisation sich die Ressortminister anscheinend noch nicht verständigt haben.

Wir müssen uns zunächst gegen die Errichtung besonderer Fideikommißbehörden für die einzelnen Provinzen aussprechen. Eine jede neue Behörde sucht ihren Geschäfts- und Wirkungskreis soviel wie möglich zu erweitern; das führt zu einer beträchtlichen Vermehrung des Schreibwesens, zu einem Eingreifen auch dort, wo es durch den Zweck des Familienfideikommisses nicht unbedingt geboten ist. Unseres Erachtens soll die Beaufsichtigung auf das unbedingt erforderliche Maß beschränkt und es soll von allen irgend entbehrlichen Kautelen und Kontrollen Abstand genommen werden. Der ganze Apparat soll so einfach wie möglich sein. Das Familienfideikommiß gehört im wesentlichen dem Gebiete des Privatrechts an. Oeffentlichrechtliche Gesichtspunkte, die bei der Errichtung und Aufhebung der Fideikommisse in Betracht kommen, treten bei der Verwaltung und Beaufsichtigung hinter den privatwirtschaftlichen und Rechtsfragen fast völlig zurück. Die Bearbeitung dieser Angelegenheiten gehört den Justizbehörden nicht bloß ihrer Vorbildung

und ihrem Berufe nach, sondern auch, weil sie durch langjährige Uebung mit einer reichen Erfahrung und einer konstanten Praxis in dieser schwierigen Rechtsmaterie ausgestattet sind.

Was den Familienrat anlangt, so könnte derselbe sich als eine ganz nützliche Institution erweisen, wenn man nicht mit den menschlichen Schwächen und Fehlern rechnen müßte. Der Familienrat soll in der Regel aus den nächsten Anwärtern bestehen. Deren Interessen stehen aber vielfach den Interessen des Fideikommißbesitzers diametral gegenüber. Kann man denn nun wirklich hoffen und erwarten, daß die Mitglieder des Familienrats sich die Objektivität des Urteils bewahren und bei Interessenkollisionen gegen ihre Interessen stimmen werden? Ob eine Forst in 60jährigem, in 80jährigem oder 100jährigem Umtrieb bewirtschaftet werden soll, ist für den Fideikommißbesitzer sowohl wie für seinen eventuellen Nachfolger von sehr erheblicher finanzieller Bedeutung; jede dieser Zahlen ist angreifbar und gibt es in dieser Beziehung keine objektive Richtigkeit, vielmehr hängt die finanziell vorteilhafteste Umtriebsdauer von der Holzkonjunktur ab, die einem stetigen Wechsel unterworfen ist. Kann und darf nun das Gesetz bei einer solchen Interessenkollision den Fideikommißbesitzer der Entscheidung des Familienrats unterwerfen? Man wird sagen, daß solche Kollisionen nur ausnahmsweise vorkommen werden. Das soll zugegeben werden. Aber wo keine Interessenkollisionen vorliegen, liegt auch ein Grund zur Mitwirkung des Familienrats nicht vor, der eben zu dem Zweck ins Leben gerufen werden soll, die gemeinsamen Interessen der Anwärter gegen den Fideikommißbesitzer wahrzunehmen. Geht man von der Voraussetzung aus, daß derartige Interessenkollisionen verhältnismäßig selten vorkommen, so könnte der Familienrat nur als beratendes Organ in Frage kommen. Dann müßte er aber anders organisiert werden; auch dürfte ihm dann nicht die Entscheidung überlassen werden. Man wird darauf hinweisen, daß die Mitglieder des Familienrats von der Fideikommißbehörde zu bestellen sind und daß der Familienrat in den meisten Fällen nicht endgiltig entscheidet, sondern daß dem Fideikommißbesitzer die Berufung an die Fideikommißbehörde zusteht. Wenn aber der Schwerpunkt der ganzen Aufsicht in die Fideikommißbehörde gelegt wird, wozu dann der Familienrat? Endlose Schreibereien, eine maßlose Erschwerung der Verwaltung wird diese Institution zur Folge haben. Der an allen Ecken und Enden beschränkte und gefesselte Fideikommißbesitzer muß jede Arbeitsfreudig-

keit einbüßen; er hat eigentlich keine andere Stellung als der Verwalter einer Stiftung unter der Aufsicht des Familienrats.

Nach dem Entwurf hat der Familienrat zuzustimmen:

1. einem jeden Familienschluß (§ 28 und § 204),

2. der Veräußerung kleinerer und größerer Teile des Fideikommisses (§ 29 und § 30),

3. der Veräußerung innerhalb des Enteignungsverfahrens (§ 31),

4. der Belastung der Fideikommißgrundstücke (§ 32),

5. der Verfügung über andere Fideikommißgegenstände als Grundstücke und Vermögensrechte der in §§ 33 und 34 bezeichneten Art (§ 36),

6. der Verfügung über einzelne Stücke eines zum Fideikommiß gehörigen Zubehörs, sofern die Verfügung sich nicht innerhalb der Grenzen einer ordnungsmäßigen Wirtschaft hält (§ 37),

7. der Verfügung über die Früchte eines Fideikommißgegenstandes vor ihrer Trennung oder Fälligkeit, wenn die Verfügung über die Dauer der Besitzzeit hinausgeht,

8. allen Verträgen, die Wirksamkeit gegenüber den Fideikommißfolgern haben sollen (§ 41); diese bedürfen noch der Bestätigung durch die Fideikommißbehörde,

9. zur Eingehung von Darlehnsverträgen (§ 42),

10. zur Eingehung von Pachtverträgen über Fideikommißverträge und zu Versicherungsverträgen über Fideikommißgegenstände, wenn sie auf einen längeren Zeitraum als sechs Jahre abgeschlossen sind (§ 43),

11. zur Eingehung von Dienstverträgen zum Zweck der Bewirtschaftung oder Verwaltung des zum Fideikommiß gehörenden Grundbesitzes, wenn diese Verträge nicht im Nachfolgefall sollen gekündigt werden dürfen (§ 46),

12. zur Verwendung von Bestandteilen eines Fideikommißgrundstücks zur Vornahme einer außergewöhnlichen Ausbesserung oder Erneuerung von Fideikommißgegenständen selbst innerhalb der Grenzen einer ordnungsmäßigen Wirtschaft, wenn diese Bestandteile nicht zu den dem Fideikommißbesitzer gebührenden Früchten gehören (§ 52),

13. dem für die forstmäßige Bewirtschaftung einer Holzung festzustellenden Wirtschaftsplan (§ 53),

14. dem für Bergwerke oder für andere auf die Gewinnung von Bodenbestandteilen gerichteten Anlagen festzustellenden Wirt-

schaftsplan (§ 54). (Hierunter würden Ziegeleien, Steinbrüche, Torfpreßanstalten usw. fallen),

15. zur Anlegung von zum Familienfideikommiß gehörenden Geld in Hypotheken, Grundschulden und Rentenbriefen (§ 56),

16. zur Herausgabe von Inhaberpapieren an den Fideikommißbesitzer (§ 57),

17. zur Verfügung über Inhaberpapiere, die auf den Namen des Fideikommißbesitzers umgeschrieben worden sind (§ 58),

18. zur Abänderung der vom Stifter festgesetzten Beiträge zur Verbesserungsmasse (§ 61),

19. zur Führung eines Rechtsstreits über einen Fideikommißgegenstand, über ein Recht an einem solchen Gegenstand oder über einen eine Fideikommißschuld betreffenden Anspruch (§§ 75 und 76).

Außerdem hat der Fideikommißbesitzer dem Familienrat über die Verwaltung der zum Fideikommiß gehörenden Kapitalien Rechnung zu legen, über den Stand des Fideikommißvermögens Auskunft zu geben und eine Prüfung seiner Verwaltung durch den Familienrat oder ein Mitglied desselben zu gestatten, wenn die Fideikommißbehörde die Vornahme der Prüfung genehmigt (§ 62).

Da kein Fideikommißbesitzer weiß, wie lange er leben wird, so muß eigentlich ein jeder Vertrag, der nicht sofort erfüllt werden kann, von dem Familienrat genehmigt werden. Berücksichtigt man, daß in vielen Fällen noch die Genehmigung der Fideikommißbehörde zu den Beschlüssen des Familienrats vorgeschrieben ist, daß dem Fideikommißbesitzer in anderen Fällen die Beschwerde bei der Fideikommißbehörde über die Beschlüsse des Familienrats zusteht, daß in besonderen Fällen auch noch Familienbeschlüsse erfolgen müssen, so kann man sich ein Bild von der Schwerfälligkeit und der Kompliziertheit der zukünftigen Verwaltung der Fideikommisse machen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß von einer Kollision der Interessen des Fideikommißbesitzers und seines Nachfolgers, die eine besondere Vertretung des letzteren bedingt, doch nur dann die Rede sein kann, wenn der Fideikommißbesitzer keine anwartsfähige Deszendenz hat, sodaß der Uebergang des Fideikommisses auf eine Seitenlinie zu erwarten ist. Dieser Fall bildet aber entschieden die Ausnahme. Weshalb soll also auch dann, wenn es in höchstem Maße unwahrscheinlich ist, daß das Fideikommiß auf eine Seitenlinie übergehen wird, zum Schutz dieser ganz imaginären Rechte, die gesamte Wirtschaftsführung des Fideikommißbesitzers einer so schwerfälligen und lästigen Kontrolle unterworfen werden, da doch nicht

anzunehmen ist, daß der Fideikommißbesitzer die Interessen seiner Deszendenz schädigen wird?

Nach der Vorlage haben sämtliche Mitglieder des Familienrats Anspruch auf Erstattung ihrer Auslagen, insbesondere der Reisekosten (§ 199). Außerdem kann dem Vorsitzenden und aus besonderen Gründen auch den übrigen Mitgliedern des Familienrats, wenn der Umfang und die Bedeutung der Geschäfte es rechtfertigen — und welche Verwaltung eines Fideikommisses kann nicht bei den Bestimmungen der Vorlage zu einer umfangreichen gemacht werden? — eine angemessene Vergütung gewährt werden (§ 198). Diese Ausgaben fallen dem Fideikommißbesitzer zur Last. Das gleiche ist der Fall bezüglich der Kosten eines jeden von dem Familienrate geführten Rechtsstreites (§ 199). Nach diesen Bestimmungen hat der Familienrat es völlig in der Hand, jeden nicht ganz gehorsamen und willfährigen Fideikommißbesitzer zu chikanieren, und das schönste bei der Sache ist, daß der unglückliche Fideikommißbesitzer noch die Kosten aller gegen ihn geführten Prozesse tragen muß. Wenn gegenüber den Anfechtungen, welche diese Bestimmungen in der Presse erfahren haben, darauf hingewiesen ist — Gedanken zu dem vorläufigen Entwurf eines Gesetzes über Fideikommisse vom Rechtsanwalt von Koeller in Halle publiziert in der Kreuzzeitung — daß der ganze dritte Titel des Entwurfs nur subsidiäres Recht enthält, welches also nur gilt, „wann und soweit die Stiftungsurkunde nichts anderes vorschreibt", so können wir dieser Auffassung durchaus nicht beitreten. Nach § 8 bedarf die Stiftungsurkunde der Genehmigung des Königs und können Abweichungen von den in den §§ 26—65 enthaltenen Bestimmungen nur dann rechtliche Wirkung erlangen, wenn dieselben die Genehmigung des Königs finden. Der Wille des Stifters ist also keineswegs allein entscheidend. Wenn v. Koeller sagt, die königliche Genehmigung wird überall dort nicht versagt werden, wo durch die vom Stifter gewollten Abänderungen „das Wesen und der Zweck des Instituts nicht wesentlich beeinträchtigt wird", so bietet der Entwurf für die Richtigkeit dieser Auffassung keinen Anhalt. Es müßte also mindestens im Gesetz klar und bestimmt zum Ausdruck kommen, daß in der Stiftungsurkunde über die Rechte und Pflichten des Fideikommißbesitzers sowie über die Stellung und die Befugnisse des Familienrats Bestimmungen zu treffen wären und daß die königliche Genehmigung nicht versagt werden dürfe, wenn diese Bestimmungen von den in den §§ 26—65 enthaltenen Vor-

schriften abweichen. Eine derartige Einschränkung der königlichen Befugnis ist aber aus allgemeinen und sachlichen Gründen in hohem Maße bedenklich und wird wohl kaum die Zustimmung der Staatsregierung finden. Wir haben bereits oben darauf hingewiesen, daß mit der von uns vorgeschlagenen freien Wahl des Fideikommißnachfolgers durch den Fideikommißbesitzer die Stellung der Anwärter eine völlig andere wird; damit würde auch dem geplanten Familienrat im wesentlichen der Boden für seine Tätigkeit entzogen. Aber auch, wenn unserem Vorschlag nicht stattgegeben werden sollte, muß eine Aenderung der Vorlage dahin herbeigeführt werden, daß der Familienrat nur bei besonders wichtigen Maßnahmen, wie wesentliche Umgestaltung der Beschaffenheit eines Fideikommisses, Veräußerung von größern Teilen, Aenderungen des Statuts, Aufhebung des Fideikommisses (§§ 28, 30, 203 und 204), in Funktion tritt. Bei der laufenden Verwaltung der Fideikommisse muß seine Mitwirkung ausgeschaltet werden. Dagegen ist es berechtigt, daß ihm die Verwaltung der von dem Stifter zu begründenden Stiftung übertragen wird. Diese Stiftung ist für die ganze Familie bestimmt; es ist also ganz in der Ordnung, daß auch ein Organ der Familie die Verwaltung übernimmt.

Wird dem Familienrat die Mitwirkung bei der Verwaltung und die laufende Kontrolle des Fideikommißbesitzers abgenommen, so muß mit diesen Funktionen ein anderes Organ betraut werden, da eine dauernde Kontrolle darüber, daß das Fideikommiß ordnungsmäßig verwaltet und die Substanz erhalten wird, nicht entbehrt werden kann. Dieses Organ würden wir in einem, für ein jedes Fideikommiß zu bestellenden Kurator erblicken; solche Kuratoren sind schon jetzt vielfach auf Grund der Bestimmungen des Stifters in Tätigkeit und hat sich dieses Institut durchaus bewährt. Unseres Erachtens würden etwa folgende Bestimmungen in dem Gesetz Aufnahme zu finden haben.

1. Der Kurator wird, wenn er nicht vom Stifter ernannt ist, von dem Fideikommißbesitzer in Vorschlag gebracht und von der Fideikommißbehörde bestätigt. Als Kurator kann auch ein unmittelbarer Staatsbeamter (Landrat) bestellt werden. Vor der Bestätigung ist den beiden nächsten Anwärtern Gelegenheit zu geben, sich über die Person des in Aussicht genommenen Kurators zu äußern und etwaige Bedenken geltend zu machen.

2. Der Kurator hat die Verpflichtung, die Geschäftsführung des Fideikommißbesitzers dauernd zu kontrollieren und über dieselbe

jährlich einmal an die Fideikommißbehörde zu berichten. Er hat darüber zu wachen, daß keine Verschlechterung der Substanz eintritt. Der Wirtschaftsplan für die forstmäßige Bewirtschaftung von Holzungen, wesentliche Aenderungen in der bisherigen Wirtschaftsführung, sowie Dienst- und sonstige Verträge, die einem ordnungsmäßigen Wirtschaftsbetrieb entsprechen und deren Wirksamkeit die Besitzdauer des Fideikommißbesitzers übersteigen kann, bedürfen der Zustimmung des Kurators.

3. Der Kurator hat die Rechte der Anwärter zu vertreten; er hat die Pflichten eines Vormundes. Die Korrespondenzen zwischen dem Fideikommißbesitzer und der Fideikommißbehörde gehen durch seine Hand.

4. Der Kurator erhält eine angemessene Entschädigung.

5. Der Kurator hat die beiden nächsten Anwärter über die Ergebnisse seiner Revisionen und über sonstige wichtigere Verwaltungsmaßnahmen auf dem laufenden zu erhalten.

Wir sind überzeugt, daß in den weitaus meisten Fällen der Kurator sowohl der Vertrauensmann des Fideikommißbesitzers als der Anwärter sein und bleiben wird, während die Einsetzung eines Familienrates mit den weitgehenden Befugnissen, wie sie die Vorlage vorsieht, zu einem dauernden Kampfe zwischen diesem und dem Fideikommißbesitzer führen muß.

Wird der Kurator als untere Instanz geschaffen, so erscheint es uns nicht von Erheblichkeit, wie die Fideikommißbehörde in der mittleren Instanz zusammengesetzt wird. Wir möchten aber im Interesse der möglichsten Beschleunigung und Vereinfachung des Verfahrens keinen schwerfälligen kostspieligen Verwaltungsapparat und vor allem nicht die Einsetzung besonderer Behörden empfehlen.

Dagegen erscheint eine Vereinfachung des Verfahrens in der Zentralstelle ein dringendes Bedürfnis. Die Bearbeitung dieser Angelegenheiten in vier oder fünf Ministerien hat eine maßlose Vermehrung des Schreibwerks zur notwendigen Folge. Es ließe sich vielleicht durch die Einsetzung einer Kommission der vorzugsweise beteiligten Ministerien wirksam Abhilfe schaffen, in der die Fideikommißangelegenheiten durch mündliche Besprechungen erledigt werden könnten. Das ließe sich im Rahmen der bestehenden Verwaltungsorganisation machen, ohne daß es besonderer gesetzlichen Bestimmungen bedarf.

Daß der Entwurf die Möglichkeit einer Abänderung der

Stiftungsurkunde und der Aufhebung des Fideikommisses ins Auge faßt, ist durchaus zu billigen. Wie ein jedes Rechtsinstitut bedarf auch das Fideikommiß der Weiterentwickelung und Fortbildung. Selbstverständlich soll man nicht leichtsinnig und ohne sachliche Notwendigkeit über die Bestimmungen des Stifters zur Tagesordnung übergehen und nicht mit rauher Hand in Verhältnisse eingreifen, die auf einer langjährigen historischen Entwicklung beruhen. Aber andererseits darf aus sogenannter Achtung vor dem Wollen des Stifters nicht die organische Weiterentwicklung eines Rechtsinstitutes gehindert oder erschwert werden, das für unsere politischen und sozialen Verhältnisse von großer Bedeutung ist und von einer noch größeren Bedeutung werden kann und werden soll. Es ist ja selbstverständlich, daß fast durch eine jede Aenderung der Stiftungsurkunde die Interessen dieser oder jener Gruppe oder einzelner Personen geschädigt werden. Diese Geschädigten sträuben sich dagegen und da sie keine sachlichen Gründe gegen solche Aenderungen geltend machen können, führen sie den „Willen des Stifters“ ins Feld und verlangen Achtung vor demselben. Demgegenüber möchten wir doch darauf hinweisen, daß wenn vor hunderten von Jahren der Stifter eines Fideikommisses diese oder jene Bestimmung erlassen hat, er sich wohl in den seltensten Fällen aller Konsequenzen derselben bewußt gewesen ist und daß mit Sicherheit wird angenommen werden können, der Stifter würde zweifellos seine damalige Bestimmung jetzt selbst ändern, wenn er in der Lage wäre, die Wirkung derselben in der Praxis und die Wandlung in den ethischen und rechtlichen Auffassungen der daran Beteiligten sowie des gesamten Volkes kennen zu lernen. Und dann — wie kommen solche Bestimmungen in der Stiftungsurkunde zustande? Glaubt in der Tat Jemand, daß wenn vor vielen Jahrhunderten ein alter Haudegen diese oder jene Bestimmung erlassen hat, in derselben sein persönlicher Wunsch und Wille zum Ausdruck gelangt ist? Entweder wurde nach einem Simile gearbeitet — der Betreffende denkt, was bei jenem Fideikommiß gut gewesen, wird auch bei dem von ihm zu gründenden richtig sein — oder die Stiftungsurkunde wurde von einem erfahrenen Rechtsanwalt oder Richter entworfen und der Stifter beschränkte sich darauf, einzelne ihn besonders interessierende Punkte mit dem betreffenden Anwalt oder Richter eingehender zu erörtern und mag auch in diesen vielleicht einmal den Entwurf geändert und seiner persönlichen Ansicht Ausdruck gegeben haben. In der heutigen Zeit mit ihrer universelleren Bildung

wird der Stifter natürlich mehr wie in früheren Zeiten seinen eigenen Willen in der Stiftungsurkunde niederlegen; daß aber auch jetzt noch erfahrene Anwälte oder Richter einen bestimmenden Einfluß auf den Inhalt der Stiftungsurkunde — und zwar durchaus zum Vorteil der Sache — ausüben, unterliegt keinem Zweifel. Und wenn diese Bestimmungen auch formell als Willensäußerungen des Stifters selbst erscheinen, so ist es doch durchaus nicht gerechtfertigt, dieselben als ein unabänderliches Evangelium, als ein noli me tangere ansehen zu wollen.

Auch dem zweiten Einwand, daß durch Abänderungen der Stiftungsurkunden „die wohlerworbenen Rechte“ der Anwärter oder Anderer verletzt würden, können wir eine Berechtigung nicht anerkennen. Auch die Vorlage beruht auf dem Grundgedanken, daß ein jeder Fideikommißbesitzer sein Recht von dem ursprünglichen Stifter ableitet; aber das ist schließlich nur eine juristische Konstruktion. In wirtschaftlicher Beziehung kann jedoch nicht in Zweifel gezogen werden, daß die Erträge, welche die Fideikommisse liefern, — namentlich bei denen, welche vor Dezennien oder gar vor Jahrhunderten errichtet worden sind — zum größten Teil auf die treue und fleißige Arbeit der Fideikommißbesitzer und auf die Konjunktur zurückzuführen sind, daß die Erträge aber zur Zeit der Errichtung des Fideikommisses in den weitaus meisten Fällen überaus geringe gewesen sind. Nur in Bezug auf die Erträge zur Zeit der Begründung des Fideikommisses könnte man von wohlerworbenen Rechten sprechen, aber auch nur solchen Anwärtern gegenüber, welche mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit hoffen dürfen, in absehbarer Zeit in den Genuß eines Fideikommisses zu gelangen. Bei einer auf Gesetz oder der Bestimmung des Stifters beruhenden feststehenden Successionsordnung ist es jedoch unmöglich, die Rechte der einzelnen Anwärter einigermaßen zuverlässig zu bewerten. Der Eine, der nach menschlicher Voraussicht gar keine Aussicht hat, je in den Besitz des Fideikommisses zu gelangen, kann durch ein Unglück ganz wider alles Erwarten diesen Besitz erlangen; dem Andern, der mit voller Sicherheit auf diesen Besitz glaubt rechnen zu dürfen, geht derselbe durch die unerwartete Geburt eines Kindes verloren. Bei dieser Rechts- und Sachlage darf die Gesetzgebung nicht vor einem jeden, sich möglicherweise objektiv als Rechtsverletzung darstellenden Eingriff zurückschrecken. Sie hat das Recht und die Pflicht für eine, den veränderten Rechtsanschauungen des Volkes und den wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnissen der

Zeit entsprechenden Weiterentwicklung des Fideikommißwesens zu sorgen; nicht das Einzelinteresse ist für sie der leitende Gesichtspunkt, sondern vor allem die Berücksichtigung der Gesamtinteressen

Wenn der Entwurf die Wahrung der Gesamtinteressen dadurch glaubt am besten erreichen zu können, daß er der gesamten Familie die freie und alleinige Entscheidung über die Abänderung der Stiftungsurkunde und die Aufhebung des Fideikommisses unter gewissen Kautelen zum Schutz der Privatrechte der Anwärter und des Fideikommißbesitzers überträgt, so erscheint uns das nicht unbedenklich. Zwar sind in dem Entwurf einzelne Fälle vorgesehen, in denen die Aufhebung des Fideikommisses bezw. die Abänderung der Stiftungsurkunde gegen den Willen der Familie herbeigeführt werden kann (§ 167, § 15* und § 17*); aber es liegt auf der Hand, daß die wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnisse der Zeit und die Rechtsauffassung des Volkes weitergehende Aenderungen vieler Stiftungsurkunden auch gegen den Willen der Familie erheischen. Wir möchten nur an die sog. Ebenbürtigkeit der Frau erinnern, die in vielen Stiftungsurkunden für die Anwartsfähigkeit der Deszendenz gefordert wird. Wir halten es deshalb für geboten, vorzuschreiben, daß die Fideikommißbehörde berechtigt ist, einen Familienbeschluß über die von ihr für notwendig gehaltenen Aenderungen der Stiftungsurkunde herbeizuführen und daß auf den Antrag der Fideikommißbehörde die zuständigen Minister befugt sind, auch gegen den Familienbeschluß diese Aenderungen in Vollzug zu setzen. Daß die Beseitigung des Erfordernisses der Ebenbürtigkeit durch das Gesetz erfolgen sollte, brauchen wir wohl nicht näher zu begründen.

Auf die Einzelheiten des Entwurfs näher einzugehen, müssen wir uns an dieser Stelle versagen. Lediglich die grundlegenden Bestimmungen desselben haben von uns einer kritischen Beleuchtung unterzogen werden sollen. Nur über die Bestimmung in § 156 noch einige Worte, weil dieselbe von einer besonderen prinzipiellen Bedeutung ist. Nach diesem Paragraphen soll jeder Vorbesitzer für Aufwendungen, die zur Erhaltung des Fideikommisses in seinem wirtschaftlichen Bestande notwendig waren und nicht ihm selbst zur Last fallen, sowie für Aufwendungen, die zur nachhaltigen Verbesserung des Fideikommisses gedient haben, insoweit Ersatz verlangen dürfen, als die Kosten der Aufwendung bei gleichmäßiger Verteilung auf 30 Jahre vom Beginn der Aufwendungen an auf die Besitzzeit seines Fideikommißnachfolgers entfallen. Wir wollen

nicht in Abrede stellen, daß diese Bestimmung eine notwendige Konsequenz der prinzipiellen Auffassung ist, welche der Entwurf von dem Fideikommiß hat; aber sie begegnet doch den erheblichsten wirtschaftlichen und praktischen Bedenken. Zweifellos muß diese Bestimmung zu einer wesentlichen Verschlechterung der Substanz des Fideikommisses führen. Wird z. B. ein Fideikommißbesitzer erhebliche Summen auf die Aufforstung von Oedländereien verwenden, wenn er nach 30jährigem Besitz keinen Pfennig für diese erheblichen Aufwendungen, von denen er in den ersten 30 Jahren fast gar keinen Vorteil hat, von seinem Nachfolger ersetzt verlangen kann? Ebenso liegt die Gefahr sehr nahe, daß der Fideikommißbesitzer die Wirtschaftsbauten billiger und demgemäß weniger solide ausführen wird, wenn die auf dieselben verwandten Kosten nach 30 Jahren als amortisiert angesehen werden. Er muß sich sagen, daß er seinen Verpflichtungen vollständig gerecht wird, wenn er Gebäude baut, die nur 30 Jahre vorhalten.

Anderseits muß diese Bestimmung zu einer dauernd steigenden Belastung der Fideikommisse und demgemäß zu einer allmählichen Aufzehrung derselben führen, namentlich wenn das Fideikommiß in verhältnismäßig kurzer Zeit von einer Hand in die andere übergeht. Die Kosten der Tiefkultur, der Ausführung von Be- und Entwässerungsanlagen, der Herstellung neuer und der Reparatur vorhandener Gebäude, der Anlage von Forstkulturen, der Verbesserung der Wege sind zweifellos Aufwendungen, die dem Fideikommiß zum dauernden Vorteil gereichen. Das gleiche ist der Fall bei den Beiträgen zu Chausseen, Kleinbahnen und zu anderen öffentlichen Verkehrsanstalten. Stirbt der Fideikommißbesitzer wenige Jahre nach ihrer Ausführung, so muß der Nachfolger den größten Teil der entstandenen Kosten übernehmen und tritt eine entsprechende Belastung des Fideikommisses ein. Wird das einige Generationen fortgesetzt, so muß die Last allmählich eine sehr drückende werden und werden dann kleinere Fideikommisse, auf deren Erhaltung und Vermehrung wir gerade einen besonderen Wert legen, unter Umständen sehr bald der Bestimmung des § 167 — im Falle der Erhöhung des Mindesteinkommens auf 20000 Mark müßte auch hier eine entsprechende Erhöhung des Betrages eintreten — verfallen.

In der Begründung wird die Bestimmung des § 156 damit gerechtfertigt, es müsse dafür gesorgt werden, daß Entschädigungsforderungen für Meliorationen nicht unbeschränkt entstehen könnten

und daß die einmal entstandenen innerhalb nicht zu langer Zeit getilgt würden. Wir teilen diese Auffassung vollständig, können aber die Bestimmungen des Entwurfs zur Erreichung dieses Zieles nicht für zweckmäßig erachten. Um die übermäßige Belastung der Fideikommisse zu hindern, würden wir die Aufnahme der Bestimmung in das Gesetz befürworten, daß die Aufwendungen zur Erhaltung des Fideikommisses in seinem wirtschaftlichen Bestande sowie zur nachhaltigen Verbesserung desselben im allgemeinen aus den Ueberschüssen des Fideikommisses zu bestreiten sind und daß die Aufnahme eines Darlehns nur zulässig ist, wenn durch besondere Natur- oder Kriegsereignisse eine so erhebliche Beschädigung des Fideikommisses eintritt oder es sich um so durchgreifende und kostspielige Meliorationen handelt, daß infolge der durch diese Ausgaben eingetretenen Schmälerung der Fideikommißüberschüsse dem Fideikommißbesitzer nicht das vom Gesetz festgesetzte Minimaleinkommen verbleibt. Die Folge einer derartigen Bestimmung, die sich in vielen neueren Stiftungsurkunden findet, würden die sein, daß bei der Begründung des Fideikommisses auf die hierdurch dem Fideikommißbesitzer entstehenden Ausgaben Rücksicht genommen werden müßte, da demselben natürlich nach Abzug dieser Ausgaben dasjenige Jahreseinkommen verbleiben muß, welches das Gesetz als Mindesteinkommen festgesetzt hat (§ 3).

Um die übermäßige Belastung des Fideikommisses mit derartigen Ausgaben zu hindern, hat der Entwurf die Ansammlung eines Kapitals zur Erhaltung und nachhaltigen Verbesserung des Fideikommisses obligatorisch gemacht (§ 61). Da dieses Kapital (Verbesserungsmasse) im wesentlichen durch laufende Beiträge des Fideikommißbesitzers aufzubringen ist, so kommt der Entwurf auf einem Umwege zu dem gleichen praktischen Ergebnis, welches unsere Vorschläge auf direktem Wege anstreben, daß nämlich die Ausgaben zur Erhaltung des Fideikommisses in seinem wirtschaftlichen Bestande sowie zur nachhaltigen Verbesserung des Fideikommisses von dem jedesmaligen Fideikommißbesitzer aus den laufenden Einnahmen des Fideikommisses zu bestreiten sind. Es liegt aber auf der Hand, daß durch die Schaffung derartiger Nebenfonds die Verwaltung des Fideikommisses sowie die Auseinandersetzung mit dem Fideikommißnachfolger außerordentlich erschwert wird, ganz abgesehen von den praktischen Bedenken, welche wir gegen die vom Entwurf in Aussicht genommene Regelung geltend gemacht haben. Der Entwurf hat mit diesen Bestimmungen, wie auch sonst vielfach, vorzugsweise den Uebergang

des Fideikommisses auf Seitenlinien im Auge. Aber das ist doch schließlich der Ausnahmefall und ist es unberechtigt, die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen diesen Ausnahmefällen und nicht der Regel anzupassen. Die Regel ist, daß das Fideikommiß auf die Deszendenz des Fideikommißbesitzers übergeht und für diesen Fall verdient entschieden die Bestimmung, daß die Kosten zur Erhaltung des Fideikommisses in seinem wirtschaftlichen Bestande sowie zur nachhaltigen Verbesserung desselben aus den Ueberschüssen des Fideikommisses zu decken sind, vor der vom Entwurf beabsichtigten Regelung den Vorzug.

Man wird dagegen einwenden, daß kein Fideikommißbesitzer mit Sicherheit voraussehen könne, ob das Fideikommiß demnächst auf einen Deszendenten übergehen wird oder nicht, und daß deshalb die gesetzlichen Bestimmungen auch für den Fall das Richtige treffen müßten, daß das Fideikommiß auf eine Seitenlinie überginge. Selbstverständlich ist dieses richtig. Wenn man es aber als eine Unbilligkeit empfindet, daß bei dem Uebergang des Fideikommisses auf eine Seitenlinie die hinterbliebene Witwe und die nicht anwartsfähigen Deszendenten des letzten Fideikommißbesitzers eine zu große Schädigung erfahren würden, wenn die vorerwähnten Kosten der Erhaltung und Verbesserung des Fideikommisses aus den Ueberschüssen des Fideikommisses gedeckt werden müßten, so scheint es uns auch hier das Richtige zu sein, in einem solchen Falle direkt und wirksam für die Allodialerben zu sorgen, statt dieselben auf in ihrem Erfolge zweifelhafte Aushilfemittel zu verweisen. Die öffentliche Meinung hält es mit Recht für ein bitteres Unrecht, daß wertvolle Fideikommisse auf Seitenlinien übergehen, während die Witwe und Töchter des Fideikommißbesitzers fast als Bettler die Scholle verlassen müssen. Solche Fälle verletzen so sehr das allgemeine Rechtsbewußtsein, daß ein Einschreiten der Gesetzgebung unbedingt geboten erscheint. Man wende hiergegen nicht ein, daß diese schlechte Behandlung der Witwen und der Töchter dem ausdrücklichen Willen des Stifters entspricht, daß das Fideikommiß eigentlich der Familie gehört und der jedesmalige Besitzer nur vorübergehende und mit seinem Tode endigende Rechte an demselben hat. Das sind juristische Konstruktionen, für die das Volk kein Verständnis hat. Wir treten entschieden und warm ein für die Berechtigung der fideikommissarischen Bindung des Grundbesitzes; wir halten sie innerhalb gewisser Grenzen aus staatlichen, wirtschaftlichen und sozialpolitischen Gründen für dringend

erwünscht und berechtigt; wir sind aber der Ansicht, daß die Fideikommisse künftige Generationen nur dann überdauern werden, wenn es gelingt, sie so umzugestalten, daß das allgemeine Rechtsbewußtsein befriedigt wird.

Hierzu gehört vor allem die Sicherstellung der Witwe und der Töchter. So lange das Fideikommiß auf den Deszendenten des Besitzers übergeht, ist durch die von uns vorgeschlagenen Bestimmungen für die Allodialerben genügend Sorge getragen. Dagegen reichen diese Bestimmungen nicht aus zur Sicherstellung der Witwe und der nicht anwartsfähigen Deszendenten, wenn das Fideikommiß auf eine Seitenlinie übergeht. Denn in diesem Falle fehlt die Gewähr dafür, daß ein genügend großer Fonds zur Entschädigung der Allodialerben angesammelt ist. Auch hat der neue Fideikommißbesitzer der Witwe und den Kindern des verstorbenen gegenüber keinerlei Verbindlichkeit zur Unterstützung und Fürsorge. Endlich, und das ist ein sehr wichtiger Gesichtspunkt, sind die Witwe und die Töchter zwar gern bereit, sich mit einer geringeren Erbabfindung zu begnügen, wenn das Fideikommiß auf den Sohn bezw. den Bruder übergeht, während sie eine erhebliche Schmälerung ihres Erbanteils als eine große Ungerechtigkeit empfinden, wenn das Fideikommiß auf einen vielleicht weitläufigen Verwandten übergeht. Außerdem ist das Fehlen eines anwartsfähigen Deszendenten für denjenigen, auf welchen das Fideikommiß mangels eines solchen übergeht, ein Glückszufall, ja geradezu ein Lotteriegewinn, sodaß er es nicht als eine Unbilligkeit empfinden kann, wenn die Witwe und die nicht anwartsfähige Deszendenz eine angemessene Abfindung erhalten. Für eine solche würden wir den gesetzlichen Pflichtteil halten, wie sich derselbe stellen würde, wenn das Fideikommiß zum Allodialvermögen des Vorbesitzers gehören würde. Ist so viel Allodialvermögen vorhanden, daß Witwe und Kinder den auf diese Weise zu berechnenden Pflichtteil aus demselben erhalten können, so mag das Fideikommiß auf die Seitenlinie ohne weiteres übergehen; ist das nicht der Fall, so muß das Fehlende aus dem Fideikommißvermögen genommen werden.

Wie sehr übrigens auch in den beteiligten Kreisen das Bedürfnis einer besseren Fürsorge für die weibliche Deszendenz und die überlebende Witwe empfunden wird, geht daraus hervor, daß nach unsern Erfahrungen bei der Gründung von neuen Fideikommissen die weibliche Deszendenz des letzten Besitzers viel häufiger als früher den männlichen Anwärtern der Nebenlinien vorgezogen

wird. Auch findet sich in vielen neueren Stiftungsurkunden die Bestimmung, daß, wenn das Fideikommiß auf eine Seitenlinie übergeht, der bisherige Fideikommißbesitzer letztwillig bestimmen kann, daß die Witwe bis zu ihrem Lebensende im Besitz und Nießbrauch des Fideikommisses verbleiben darf. Diese Bestimmung ist eine sehr verständige und möchten wir sie zur Aufnahme in das Gesetz empfehlen.

Von verschiedenen Seiten ist vorgeschlagen worden, die Aufhebung der Fideikommisse möglichst zu erleichtern und namentlich beim Aussterben der Hauptlinie auch im weiblichen Stamme den fideikommissarisch gebundenen Grundbesitz wieder für freies Eigentum zu erklären. Man muß zugeben, daß die letztere Bestimmung überall da ihre volle Berechtigung hat, wo bei der ursprünglichen Gründung des Fideikommisses die anderen Kinder des Stifters eine dem Werte des Fideikommisses etwa gleichkommende Erbabfindung erhalten haben; aber wir möchten doch glauben, daß der von uns vorgeschlagene Mittelweg, daß beim Uebergang des Fideikommisses auf eine Seitenlinie die etwa vorhandenen Allodialerben des letzten Besitzers angemessen entschädigt werden, den Vorzug verdient, da er allen Interessen in billiger Weise gerecht wird.

Dagegen müssen auch wir es für durchaus sachgemäß und richtig halten, daß die Aufhebung der bestehenden Fideikommisse in allen denjenigen Fällen möglichst erleichtert wird, in denen es an einer genügenden Fürsorge für die Allodialerben fehlt und die Einkünfte des Fideikommisses nicht ausreichen, diese Fürsorge nachträglich eintreten zu lassen. In solchen Fällen darf die Aufhebung des Fideikommisses nicht an dem Widerspruch der „Anwärter“ scheitern.

Die von uns vorgeschlagenen Bestimmungen können und sollen zunächst nur für die neu zu errichtenden Fideikommnisse zur Anwendung kommen. Aber es liegt auf der Hand, daß der Gesetzgeber bestrebt sein muß, das, was er für richtig und sachgemäß hält, ganz allgemein zur Durchführung zu bringen. Auch der Entwurf steht im wesentlichen auf diesem Standpunkt. Wenn wir auch gern bereit sind, den bestehenden Fideikommissen die im § 23 vorgesehene zehnjährige Ueberlegungsfrist zu bewilligen, so erscheint es uns doch geboten, vorzuschreiben, daß innerhalb dieser Frist alle Fideikommißurkunden daraufhin einer Prüfung unterzogen werden, ob und welche Aenderungen notwendig sind, um die Grundsätze, welche von der Gesetzgebung für die neu zu errichtenden

Fideikommisse aufgestellt sind, auch auf die bestehenden Fideikommisse zu übertragen. Unseres Erachtens würde es sich empfehlen, ein Normalstatut zu entwerfen und den Versuch zu machen, eine Uebereinstimmung der wichtigsten Bestimmungen für alle Fideikommisse herbeizuführen. Schon aus Rücksichten auf den allgemeinen Verkehr erscheint die möglichste Uebeinstimmung derjenigen Bestimmungen, welche die Vertragsfähigkeit des Fideikommißbesitzers betreffen, dringend geboten. Der Verkehr muß darunter leiden, daß die Bestimmungen über die Vertragsfähigkeit des Fideikommißbesitzers in den einzelnen Stiftungsurkunden völlig verschieden sind. Da übrigens weite Kreise ein erhebliches Interesse daran haben, die Bestimmungen über die Rechte und Pflichten des Fideikommißbesitzers, über seine Vertragsfähigkeit usw. kennen zu lernen, so muß die Veröffentlichung sämtlicher Stiftungsurkunden im Staatsanzeiger vorgeschrieben werden.

Daß bei der parlamentarischen Behandlung des Fideikommißgesetzentwurfs die Interessengegensätze auf einander platzen werden, unterliegt keinem Zweifel. Aber ebensowenig erscheint es zweifelhaft, daß, wenn nicht der öffentlichen Meinung erhebliche Konzessionen gemacht werden und insbesondere, wenn nicht die Allodialerben eine wesentliche Verbesserung ihrer Lage erfahren, der Entwurf keine Aussicht hat, zur Annahme zu gelangen. Fällt derselbe aber und bleiben die mit dem heutigen Fideikommiß verbundenen Mißstände noch weiter bestehen, so ist das Rechtsinstitut des Familienfideikommisses ernstlich gefährdet. Deshalb müssen alle Freunde des Fideikommisses das Ihre tun, um das Zustandekommen des Gesetzes zu fördern.

Zum Schluß noch eine Bemerkung über den Fideikommißstempel, über welchen es im Entwurf an einer Bestimmung fehlt. Nach dem jetzt geltenden Rechte gelangt bei dem Uebergang eines Grundbesitzes vom Vater auf seine Deszendenz ein Wertstempel nicht zur Erhebung. Ferner ist die Einsetzung eines Nacherben zulässig und kann somit ein jeder Besitzer eines Grundstücks dasselbe auf seinen Sohn oder seine Tochter und, im Falle dieser verstirbt, auf seinen Enkel übertragen, ohne einen Wertstempel entrichten zu müssen. Wenn nun das Gesetz auf dem Standpunkt steht, daß beim Uebergang eines Grundbesitzes vom Vater auf seine Descendenz ein Wertstempel nicht zu erheben ist, welche Gründe rechtfertigen dann überhaupt einen Wertstempel für Fideikommisse, solange dieselben tatsächlich vom Vater auf seine Kinder ver-

erben? Man hat die Erhebung eines erheblich höheren Wertstempels als des gewöhnlichen von einem Prozent damit zu rechtfertigen gesucht, daß der fideikommissarisch gebundene Grundbesitz aus dem Verkehr ausscheidet und der Staat infolgedessen einen erheblichen Ausfall am Stempel erleidet, da der Grundbesitz durchschnittlich alle 30 Jahre seinen Eigentümer zu wechseln pflegt. Wir möchten doch den Gegnern des Fideikommisses, die vorzugsweise diese Auffassung vertreten, empfehlen, derselben keinen zu lauten Ausdruck zu geben. Der Finanzminister könnte sonst leicht die notwendigen Konsequenzen aus dieser Auffassung ziehen und einen gleich hohen Stempel, wie von ihnen für Fideikommisse empfohlen wird, auch dann zur Einführung bringen, wenn Aktiengesellschaften oder Gemeinden zur Errichtung von gewerblichen Anlagen Grundbesitz erwerben, da in diesen Fällen der Staat voraussichtlich auch nie in die Lage kommt, einen Stempel zu erheben. In weiten Gebieten wird der Grundbesitz, auch ohne daß derselbe fideikommissarisch gebunden ist, fast regelmäßig von dem Vater auf den Sohn vererbt; der Staat erhält also hier auch keinen Stempel. Ob nun die Uebertragung des Grundbesitzes an einen Deszendenten auf Grund der Bestimmung eines Vorfahren oder auf Grund der Bestimmung des Vaters sich vollzieht, sollte und müßte für die Stempelfrage ganz gleichgültig sein. Die notwendige Konsequenz der bestehenden Stempelfreiheit bei dem Uebergang von Grundbesitz auf einen Deszendenten ist die Stempelfreiheit des fideikommissarisch gebundenen Grundbesitzes, solange das Fideikommiß nur auf Deszendenten übergeht. Dagegen ist es durchaus berechtigt, daß bei dem Uebergang des Fideikommisses auf eine Seitenlinie außer der Erbschaftssteuer noch der einprozentige Immobiliarstempel zur Erhebung gelangt.

Sollte jedoch die Fiskalität des Finanzministers gegen diese allein richtige Lösung der Stempelfrage Widerspruch erheben, so würden wir uns auch damit einverstanden erklären können, daß bei dem Uebergang des Fideikommisses auf einen Deszendenten ein kleiner Wertstempel von etwa 1 pro Mille, dagegen bei dem Uebergang auf eine Seitenlinie ein Wertstempel von zwei Prozent erhoben wird. Bei dieser Regelung würde der Staat schließlich besser fortkommen als bei der gegenwärtigen Art der Stempelerhebung. Der Uebergang des Fideikommisses auf einen anderen als den Deszendenten ist für den betreffenden geradezu ein Lotteriegewinn, und erscheint es nicht unbillig, daß er einen erhöhten Wertstempel

bezahlt. Der Berechnung des Stempels würde der gemeine Wert des Grundbesitzes zu Grunde zu legen und würde von diesem der Wert der Leistungen in Abzug zu bringen sein, die dem Fideikommißbesitzer durch das Gesetz oder durch die Stiftungsurkunde auferlegt sind. Auch darin liegt eine Härte der bestehenden Gesetzgebung, daß die Stempelsteuer nach dem Wert des ganzen Grundbesitzes berechnet wird, während ein mehr oder minder erheblicher Teil der Einkünfte aus dem Fideikommiß dem Fideikommißbesitzer entzogen wird.

Soeben geht durch die Presse die befremdliche Mitteilung, daß die Vorlage des Fideikommißgesetzentwurfs nicht in naher Aussicht stände, da der Widerspruch, auf welchen derselbe „in den beteiligten Kreisen" gestoßen sei, erneute Erhebungen und Erwägungen innerhalb der königlichen Staatsregierung notwendig mache. Wir würden es auf das tiefste bedauern, wenn diese Mitteilung sich als richtig herausstellen sollte. Unseres Erachtens ist die Reform des Fideikommißwesens eine absolut dringende und eine jede Verzögerung dieser Reform belastet die Staatsregierung mit einer schweren Verantwortung und erschwert das Zustandekommen des Gesetzes sehr wesentlich. Daß ein jeder Entwurf bei denjenigen Widerspruch finden wird, deren Interessen durch die Reform beeinträchtigt werden, liegt auf der Hand. Aber man habe doch endlich den Mut, mit einer gesetzgeberischen Aktion vorzugehen, damit auch die Oeffentlichkeit erfährt, von welchen „Interessenkreisen" und aus welchen Gründen Widerspruch erhoben wird. Herr von Podbielski ist doch sonst kein so ängstlicher Mann, daß er die Flinte so leicht ins Korn wirft. Wir sind überzeugt, daß bei der parlamentarischen Behandlung der Angelegenheit die „beteiligten Kreise" viel zurückhaltender mit ihrem Widerspruch sein werden, wenn derselbe vor der Oeffentlichkeit begründet werden muß.

# Die Reden Buddhas.

Von

**Karl Gjellerup.**

(„Die Reden Gotamo Buddhos, aus der mittlern Sammlung Majjimanikayo des Pali-Kanons, zum erstenmal übersetzt von Karl Eugen Neumann.“ 3 Bände à 30 Mark. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich).

Graf Gobineau schließt sein Resümee der Geschichte des indischen Altertums mit dem folgenden treffenden und schönen Ausspruch: „Dieser wunderbare Koloß von Geist, Kraft und Schönheit hat der abendländischen Welt seit Herodot das Bild einer jener Priesterinnen dargeboten, die, wenngleich mit einem dichten Gewande und einem zarten Schleier bedeckt, doch durch die Hoheit ihrer Haltung alle Blicke zu überzeugen vermochten, daß sie schön waren. Man sah sie nicht, man gewahrte nur die großen Falten ihrer Kleider, man war nie über die Zone hinausgekommen, die von den Völkern bewohnt war, welche sie selbst nicht als die ihrigen anerkannte. Später vermehrten die in Europa nur halb bekannten Eroberungen der Muselmänner und ihre Entdeckungen, deren Ergebnisse nur entstellt dorthin gelangten, allmählich die Bewunderung für das geheimnisvolle Land, wiewohl seine Kenntnis noch sehr unvollkommen blieb. Aber seit zwanzig Jahren — (dies ist in den Fünfzigern geschrieben) —, in denen die Sprachforschung, die Philosophie, die Statistik, die Inventur der indischen Gesellschaft und des indischen Wesens begonnen haben, und zwar fast ohne Aussicht, sie in sehr langer Zeit vollständig zu bewältigen — so reichlich und in Fülle vorhanden ist das Material — ist das Gegenteil von dem eingetreten, was die gewöhnliche Erfahrung aufweist: — je weniger eine Sache bekannt ist, desto mehr bewundert man sie; — hier aber bewundert man immer mehr, je besser man kennt und würdigt.“

bezahlt. Der Berechnung des Stempels würde der gemeine Wert des Grundbesitzes zu Grunde zu legen und würde von diesem der Wert der Leistungen in Abzug zu bringen sein, die dem Fideikommißbesitzer durch das Gesetz oder durch die Stiftungsurkunde auferlegt sind. Auch darin liegt eine Härte der bestehenden Gesetzgebung, daß die Stempelsteuer nach dem Wert des ganzen Grundbesitzes berechnet wird, während ein mehr oder minder erheblicher Teil der Einkünfte aus dem Fideikommiß dem Fideikommißbesitzer entzogen wird.

Soeben geht durch die Presse die befremdliche Mitteilung, daß die Vorlage des Fideikommißgesetzentwurfs nicht in naher Aussicht stände, da der Widerspruch, auf welchen derselbe „in den beteiligten Kreisen" gestoßen sei, erneute Erhebungen und Erwägungen innerhalb der königlichen Staatsregierung notwendig mache. Wir würden es auf das tiefste bedauern, wenn diese Mitteilung sich als richtig herausstellen sollte. Unseres Erachtens ist die Reform des Fideikommißwesens eine absolut dringende und eine jede Verzögerung dieser Reform belastet die Staatsregierung mit einer schweren Verantwortung und erschwert das Zustandekommen des Gesetzes sehr wesentlich. Daß ein jeder Entwurf bei denjenigen Widerspruch finden wird, deren Interessen durch die Reform beeinträchtigt werden, liegt auf der Hand. Aber man habe doch endlich den Mut, mit einer gesetzgeberischen Aktion vorzugehen, damit auch die Oeffentlichkeit erfährt, von welchen „Interessenkreisen" und aus welchen Gründen Widerspruch erhoben wird. Herr von Podbielski ist doch sonst kein so ängstlicher Man
Korn wirft. Wir sind überz
Behandlung der Angelegenheit
viel zurückhaltender mit ihre
derselbe vor der Oeffentlichkeit



Die [illegible]

[illegible]

(„Die Reden [illegible]
Pali-Kanons [illegible]
3 Bände à [illegible]

Graf G[illegible]
indischen Altert[illegible]
Ausspruch: „Die[illegible]
Schönheit hat [illegible]
einer jener Pries[illegible]
dichten Gewande [illegible]
die Hoheit ihrer [illegible]
daß sie schön ware[illegible]
großen Falten ihrer [illegible]
gekommen, die von den [illegible]
nicht als die ihrigen [illegible]
bekannten [illegible]
deren [illegible]
Bew[illegible]
[illegible]

Es ist genau ein halbes Jahrhundert her, daß dies ausgesprochen wurde, und in dieser Zeit ist auf dem Gebiete der Indologie ungeheuer viel geschehen; aber die Wahrheit dieser Worte hat sich je länger immer mehr bewährt. Zumal die gewaltige indische Kunst, in dem hier wie bei den Griechen und in der Gothik unzertrennlich verbundenen Zwillingspaar, Architektur und Skulptur, ist uns erst in der allerletzten Zeit einigermaßen zugänglich geworden. Einer der größten Kenner, ein Fachmann ersten Ranges, der Architekturhistoriker James Fergusson, erklärt, man könne kein allseitiges und vollkommenes Urteil über Architektur haben, ohne die indische zu kennen, die der ihr im Geiste so sehr verschiedenen griechischen ebenbürtig sei. Nun sind die Inder aber bei weitem größer in der Literatur als in der Baukunst, sodaß sich auf literarischem Gebiete jener Ausspruch mit noch größerem Recht variieren läßt. Und hier wiederum sind es, trotz der unvergleichlichen Schönheiten indischer Poesie, die philosophisch-religiösen Schriften, die den ersten Rang einnehmen. Unter diesen gibt es zwei, alle anderen überragende Höhepunkte: den einen bilden die Upanishads des Veda, die uns vor einigen Jahren Professor Paul Deussen durch eine meisterhafte Uebersetzung mit kurzer, aber tief eindringender Verdolmetschung eröffnet hat. Der zweite Höhepunkt ist der Buddhistische Kanon, aus welchem hier ein Hauptteil — man kann wohl sagen der Hauptteil — auf deutsch vorliegt, von der fleißigen Hand des Wiener Paliforschers Karl Eugen Neumann, der uns vor ein paar Jahren, in den „Liedern der Mönche und Nonnen Gotamo Buddhos“ einen anderen Teil dieses Kanons erschloß — richtiger eine Abteilung eines Teiles — und vor einem Dezennium in seiner buddhistischen Anthologie*) als der erste uns den authentischen Buddhismus von Gesicht zu Gesicht kennen lehrte. Zwar gebührt Prof. Oldenberg das unbestrittene Vorrecht, zuerst eine Darstellung des echten, durch englische Forscher auf Ceylon wiederentdeckten Buddhismus, auf der Grundlage der ursprünglichen Texte, gegeben zu haben. Neumann aber hat in dieser Anthologie, durch sorgfältig ausgewählte echte Farben, eine treue Miniatur des großen literarischen Buddhabildes, das der südliche Kanon enthält, hergestellt. Durch die „Lieder der Mönche und Nonnen“ und den „Wahrheitpfad“

*) Buddhistische Anthologie, Text aus dem Pali-Kanon, zum erstenmal übersetzt von Dr. Karl Eugen Neumann. Leiden, Brill 1892. Das Studium dieses kleinen Buches kann nicht genug empfohlen werden.

(Dhammapadam) hat der poetische Teil jener Anthologie seiner Zeit eine ähnliche Vergrößerung erhalten wie die, welche jetzt durch „Die Reden Buddhos" dem prosaischen zugute gekommen ist. Wir können nunmehr den Buddhismus aus seinen eigenen Worten kennen lernen und zwar — wie es in diesen Reden öfters heißt — sowohl kurz wie ausführlich dargelegt; — aber freilich, wie der Buddha sagt: „ob ich nun in Kürze die Lehre darlege, ob ich sie ausführlich darlege — Versteher sind schwer zu finden".

Dies war nun aber auch sehr nötig und zwar nicht nur aus dem allgemeinen Grund, daß man überhaupt eine Geistesrichtung nur aus ihren eigenen Worten kennen lernen kann; sondern vorzüglich deshalb, weil das christliche Abendland gerade dem Buddhismus gegenüber mit seinen Kenntnissen zweiter Hand ungemein übel gefahren ist. Selbst in sehr gelehrten Werken aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts findet man Vorstellungen von diesem erstklassigen religiös-philosophischen Phänomen, die beträchtlich zurückstehen der allerersten Nachricht gegenüber, welche Europa von dem größten Mann Indiens erhielt: — um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, durch den so oft mit Unrecht verspotteten Marco Polo. Ja dies gilt sogar von autoritativen Werken aus den letzten Jahren. Um nur ein Beispiel zu nennen: in der neuesten Ausgabe von Ueberwegs Geschichte der Philosophie heißt es vom Buddhismus, sein Ziel sei „der Eingang in das Nirwana zur bewußtlosen Einheit des Individuums mit dem All" — was ziemlich das Entgegengesetzte der Wahrheit ist. Es ist geradezu ein Skandal, daß in unseren Tagen, nach all dem, was von der Paliforschung geschehen ist, eine so bodenlose Unwissenheit über die Lehre, welche „der Hälfte des Menschengeschlechts eine Literatur und eine Kunst gegeben und auf den Glauben der anderen Hälfte großen Einfluß geübt hat" (W. Hunter), sich in einem Werk zeigen kann, das Anspruch auf die größte wissenschaftliche Gründlichkeit macht — und zwar im ganzen mit Recht.

Von allen Enthüllungen, durch welche in den letzten Jahrzehnten das entstellte Gesicht des Buddhismus uns mehr und mehr in seinen wahren Zügen entgegenleuchtet, kann sich aber keine in Bedeutung mit dem vorliegenden Werke messen, das mit Recht in einer monumentalen Ausstattung hervortritt. Handelt es sich doch um eins der großartigsten und merkwürdigsten Erzeugnisse der Weltliteratur. Denn unter diese muß Majjhimanikayo gerechnet werden, ob man es nun als Urkunde des nächstgrößten religiösen

und kulturellen Faktors betrachtet, oder das Gewicht lediglich auf den literarischen Wert dieser Reden legt, als Erzeugnisse auf jenem Grenzgebiete zwischen Philosophie und Kunst, wo die Dialogen Platons bis jetzt die unbestrittene erste Rangstufe eingenommen haben.

Mit jenen hat man denn auch diese Gespräche und Reden Buddhas verglichen, die ihnen in der Tat so nahe und so fern stehen, wie es die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit zwischen dem arischen Geiste in Attika und im Gangestal bedingt. Wenn man hinter den disputierenden Sophisten und Sokratikern die edlen und reinen, aber etwas kühlen Linien griechischer Säulenhallen und in der Ferne die violette Giebelform von Hymettos zu erblicken vermeint, so erscheinen diese Jünger Gautamas und „die freien Brüder“ im Schatten des Urwaldes unter jenen „mächtigen Bäumen, den erheiternden, lärmverlorenen, von den Leuten gemiedenen.“ Wie dort die attische Kultur, hier die indische Natur. Weder was die künstlerische Form noch was Gedankentiefe anbelangt, braucht Majjhimanikayo den Vergleich zu scheuen. Und wenn beim großen Athenienser die Dialektik ungleich feiner und beweglicher ist, so hat andererseits hier der auf dem musikalischen Prinzip der variierten Wiederholungen beruhende Stil eine monumentale Größe ohnegleichen.

Um diesen Stil völlig zu würdigen, muß man sich allerdings vergegenwärtigen, daß diese eigenartige Prosa nicht für das Auge, sondern für das Ohr geschaffen wurde. — Sie existierte nicht auf dem Papier, sondern im treuen Gedächtnis der Mönche und war zum Vorgetragenwerden bestimmt. Und zwar wurden diese Texte aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einfach rezitiert, sondern eben gesangsmäßig — auf liturgische Weise — vorgetragen, sodaß allerdings hier, wenn irgendwo, ein musikalisches Stilprinzip berechtigt war. Für uns trägt dasselbe aber auch dadurch wesentlich zur Stimmung bei, daß es uns wohltuend an eine Zeit gemahnt, die nicht kurzatmig eilte, um fertig zu werden, sondern sich Zeit gönnte, um zu denken und zu bauen — Gedanken und Bauten, die noch heute stehen: das Altertum.

Hier besteht nun, wie in den buddhistischen Tempeln — ungleich den attischen — alles aus Monolithen; oder das Ganze ist ein solcher Monolith — wie der Tempel von Ellora — aus einem einzigen Gedankenberg ausgehauen und in denselben hineingehöhlt. Hier scheinen nun die dunkeln Gänge in das Innere der Erde

selbst zu führen, in jenes „Unbetretene, wo die Mütter thronen — Mahamataras — umschwebt von Bildern aller Kreatur“; während jene Perspektiven von lichten Säulenhallen, welche die Dialektik der Akademie aufbaut, uns hinauszuleiten versprechen „in des Lichtes Fluren, wo, göttlich unter Göttern, die Gestalt wandelt“. In beiden Fällen, um dasselbe zu erreichen — oder nicht zu erreichen —: dasjenige, was in unserer hundertachtundzwanzigsten Rede mit einem an Platon stark erinnernden Ausdruck „der Anblick der Umrisse“ (oder der Formen) genannt wird. Bei Platon freilich ist das Ziel erreicht, wenn er einen Ausblick auf das Ideenreich erlangt hat; dazu waren die allmählich vermittelnden Perspektiven da. Hier hingegen, in diese das Innere durchwühlenden Gedankenstollen, strömt erst dann plötzlich das blendende Licht herein von einem Jenseits, in Verhältnis zu welchem alle Himmel und jenseitigen Welten der Theologen, Dichter und Metaphysiker nur als ebenso viele von mehr oder weniger „Erdenrest“ getrübte Diesseitigkeiten erscheinen.

Hoch interessant ist es aber, sowohl in diesen wie in vielen anderen Punkten beobachten zu können, wie oft das Griechentum und indisches Wesen sich berühren, und der fast unglaublich belesene Ueberseßer hat es nicht versäumt, die betreffenden Parallelen zu ziehen. Die von Rhys Davids ausgesprochene Hoffnung, daß es nicht lange dauern möge, bevor die Dialogen des Buddha in unseren gelehrten Schulen den ihnen gebührenden Platz neben denen Platons einnehmen, ist demnach weder so unberechtigt noch so chimärisch, wie es wohl heute noch manchen biederen klassischen Philologen dünken mag.

Denn, in der Tat, aus diesen Blättern entsteht das Indien des Altertums vor unserem Blick mit einer Anschaulichkeit, einem Leben der Farben und der Formen, einer Intimität, wie es kaum anderswo zu finden ist. Und es ist gerade die größte Periode, welche aus der Gruft der Zeit wieder ersteht, diejenige des Buddah, mit ihm selber und seinen nächsten Umgebungen als Mittelpunkt; wir „ergötzen uns am längst nicht mehr Vorhandenen“; oft vielleicht, um zu bedauern, daß etwas so einfach Echtes und Großes in unserer modernen Welt nicht mehr vorhanden sein kann: — um dann wiederum Trost in dem Gedanken zu finden, daß seine Spuren unverwüstlich sind, und seine Wirkungen noch heute und hier fortdauern.

So sehen wir denn Gautama als Jüngling, als „den un-

vollkommen Erwachten, Erwachung erst Erringenden, im Genusse glücklicher Jugend, glänzend dunkelhaarig, im ersten Mannesalter gegen den Wunsch seiner weinenden und klagenden Eltern, mit geschorenem Haar und Barte, mit hellem Gewande bekleidet, vom Hause fort in die Heimatslosigkeit hinausziehen", und wir hören, in einigen der bedeutendsten Reden, in seinen eigenen Worten den merkwürdigen Bericht von den Irrwegen, erst auf dem Gebiete der Schulweisheit, dann auf dem der Schmerzensaskese, die er zurücklegte, bis er den echten Weg zur Erlösung fand, sich die innere Erleuchtung erkämpfte und als der vollkommen Erwachte („der Buddha") sein Verkünderleben aufnimmt.

Nach dieser Krise treffen wir ihn nun immer von seiner Jüngerschar umgeben, aus welcher sein Liebling, der milde, liebevolle Ananda — der, nach der Tradition, von den eigentlichen Jüngern am weitesten zurückstand an religiöser Einsicht, wovon sich hier übrigens keine Spur findet — und der weise Sariputta, „der dem Meister ähnelt", als besonders charakteristische Gestalten hervorragen: der Johannes und der Petrus des Buddhismus, wie man sie treffend genannt hat. Von Stadt zu Stadt wandert er in Bengalen, Oudh und Nepal, mit einem Gefolge von bis zu fünfhundert Mönchen, allenthalben mit dem frohen Ruhmesrufe begrüßt: „Das ist der Erhabene, der vollkommen Erwachte, der Wissens- und Wandelsbewährte, der Willkommene, der Weltkenner, der unvergleichliche Leiter der Männerherde, der Meister der Götter und Menschen, der Erwachte, der Erhabene." Die Brüder lagern sich außerhalb der Stadt in irgend einem Hain — in den meisten größeren Städten hatte der Fürst oder ein reicher Gönner der Brüderschaft einen Park gestiftet, gewöhnlich mit einer Versammlungshalle drin, der Keim zu den späteren buddhistischen Klöstern, und damit vielleicht auch zu den christlichen. So hatte der reiche Kaufmann Anathapindika in Savathi, der Hauptstadt in Kosala (in dem jetzigen Nepal), dem Orden einen Garten geschenkt, der vor allen anderen berühmt ist als der Ort, wo die meisten Reden gehalten wurden. Die hundertdreiundvierzigste Rede handelt vom Tode dieses treuen Anhängers und von dem Gespräch, das er unmittelbar vor seinem Dahinscheiden mit Sariputta hält. Dieser belehrt ihn, wie er seinen Sinn von allem Sinnlichen und Relativen abzuwenden hat, sodaß nirgends ein Anhangen stattfindet. Nach dieser Belehrung treten dem Kranken die Tränen in die Augen: — so lange er auch dem Orden ge-

dient hat, eine so tiefgedachte Rede habe er noch nie vernommen. „Es ist", sagt Sariputta, „weißgekleideten Hausleuten so tiefgedachte Rede nicht klar genug: Asketen, Hausvater, ist sie klar genug." „Doch mag eben, werter Sariputta, auch weißgekleideten Hausleuten solche Rede klar genug sein. Es gibt ja edle Söhne, die nicht ganz verdorben sind. Hören sie solche Dinge nicht, verlieren sie sich; sie werden es verstehen." Nach diesen Worten, womit er somit den Heiligen aufforderte, auch die schwierigsten Betrachtungen den Laien fürderhin nicht vorzuenthalten, verschied Anathapindika, und es wird legendarisch hinzugefügt, daß er „in seliger Gestalt wiederkehrte"; das heißt, er erstand im Himmel auf, um dort der vollkommenen Erlösung teilhaft zu werden.

Wie jeder andere Mönch rüstet auch der Buddha sich zeitig, nimmt Mantel und Almosenschale und geht nach der Stadt, um von Türe zu Türe schreitend und sich schweigend hinstellend die Almosenspeise zu sammeln. Nachdem er diese — als einziges Mahl für den ganzen Tag — verzehrt hat, sucht er sich einen Platz im Walde auf, am liebsten einen jener „mächtigen Bäume, unter welchen Menschen einsam sitzen können und nachdenken" — dort zu verweilen bis zum Abend, mit untergeschlagenen Beinen, den Körper aufgerichtet, der Einsicht pflegend. Während dieser „Gedenkensruhe" stört kein Mönch den anderen. Will er mit ihm sprechen, folgt er ihm nach, wählt sich seinen Baum in der Nähe des anderen und erst nach beendigter Gedenkensruhe begibt er sich hin zu ihm, wechselt höflichen Gruß mit ihm, setzt sich zur Seite nieder und fängt jetzt das lehrreiche und denkwürdige Gespräch an, das sich in umständlich feierlich-höflichen Formen bewegt. Ein köstliches Beispiel gibt uns der Schluß des sehr eleganten Gespräches zwischen Sariputto und dem neu angekommenen Mantaniputto.

„Wie heißt der Ehrwürdige und unter welchem Namen kennen die Ordensbrüder den Ehrwürdigen?"

„Punno, heiße ich, o Bruder, und als Mantaniputto kennen mich die Ordensbrüder."

„Wunderbar, o Bruder, außerordentlich ist es, wie erschöpfend ein so erfahrener Jünger, ein so gründlicher Kenner des Meisterwortes, der ehrwürdige Punno Mantaniputto, diese überaus tiefsinnigen Fragen beantwortet hat. Gesegnet sind die Ordensbrüder, hochgesegnet sind die Ordensbrüder, denen der Anblick, denen die

Gesellschaft des ehrwürdigen Punno Mantaniputto gegönnt ist! Und wenn den Ordensbrüdern Anblick und Gesellschaft des ehrwürdigen Punno Mantaniputto nur verhüllten Hauptes gegönnt wäre, so wären sie auch dann noch gesegnet, hochgesegnet. Gesegnet, hochgesegnet sind auch wir, die wir den Anblick und die Gesellschaft des ehrwürdigen Punno Mantaniputto genießen!"

Auf diese Worte sagte der ehrwürdige Punno Mantaniputto zum ehrwürdigen Sariputto:

„Wie heißt der Ehrwürdige und unter welchem Namen kennen den Ehrwürdigen die Ordensbrüder?"

„Upatisso, heiße ich, o Bruder, und als Sariputto kennen mich die Ordensbrüder."

„Als wir uns mit euch, dem Jünger, der dem Meister gleicht, wie man sagt, unterhielten, wußten wir nicht: Das ist der ehrwürdige Sariputto. Hätten wir das gewußt, wären wir nicht so ausführlich gewesen. Wunderbar, o Bruder, außerordentlich ist es, wie erschöpfend ein so erfahrener Jünger, ein so gründlicher Kenner des Meisterwortes, der ehrwürdige Sariputto, diese überaus tiefsinnigen Fragen gestellt hat. Gesegnet sind die Ordensbrüder, hochgesegnet sind die Ordensbrüder, denen der Anblick, denen die Gesellschaft des ehrwürdigen Sariputto gegönnt ist! Und wenn den Ordensbrüdern Anblick und Gesellschaft des ehrwürdigen Sariputto nur verhüllten Hauptes gegönnt wäre, so wären sie auch dann noch gesegnet, hochgesegnet. Gesegnet, hochgesegnet sind auch wir, die wir den Anblick und die Gesellschaft des ehrwürdigen Sariputto genießen!" So, wahrlich, ergötzten sich jene beiden Großen an gegenseitiger trefflicher Rede. —

Ich habe diese Stelle in voller Ausführlichkeit gebracht, teils um die Wirkungen zu zeigen, die diesem Parallelismusstil eignen, teils auch um einen Begriff von dem eigentümlichen Humor zu geben, der diesen ernsten Reden manchmal einen unerwarteten Reiz verleiht.

Dagegen kann es wohl geschehen, daß irgend ein Adeliger oder ein Bürger, während eines zufälligen Spazierganges durch den Wald, sich vor den in Gedenkensruhe dasitzenden Buddha hinstellt und eine Frage an ihn richtet: „Was bekennt, was verkündet der Asket?" — die dann kurz und klar beantwortet wird. Oder ein disputiersüchtiger Gegner mit großem Gefolge sucht ihn mitten im Walde auf und zieht ihn ins Gespräch. Auf diese Weise drängt sich Saccaka an ihn heran, vermutlich der Tochtermann des Nathaputta, des Stifters des rivalisierenden Ordens „Die freien

Brüder", später bekannt als die Jainas, eine Sekte, die noch heute anderthalb Millionen Anhänger zählt, meistens aus dem höheren Bürgerstand, und nicht sehr vom Buddhismus differiert, dessen Erbe er in Nordindien geworden ist. Daß dieser Tochtermann des Stifters das erste Schisma in den Orden der Jainas brachte, wie Devadatta, Gaumatas Vetter, in den seinigen, paßt sehr gut zur Schilderung dieses Saccakas. Denn er ist ein sehr selbstbewußter und streitsüchtiger Gesell, der der ganzen Stadt ankündigt: „Den Asketen möchte ich kennen, der im Redekampf mit mir nicht wankte und bebte, dem nicht der Angstschweiß aus den Achselhöhlen rieselte! Ja, wenn ich eine leblose Säule mit meiner Rede anginge, würde selbst diese wanken und beben, geschweige ein Menschlein." — Trotz seiner taktlosen Aufdringlichkeit wird ihm Rede und Antwort, so zwar, daß sich das Blatt wendet, und Saccaka sich wortlos niedersetzt „gebeugten Rumpfes, gesenkten Kopfes, das Antlitz von brennender Röte übergossen".

Ganz anders sehen wir den Priester Selo sich dem Erhabenen nähern — ein hochgelahrter Mann, der dreihundert Jünger in den Vedasprüchen unterrichtet. Von dieser Schar gefolgt kommt er eines Tages zur Klause des Flechtenträgers (eine Asketensekte) Keniyo. Da sah er nun, wie einige Leute Feuerherde bestellten, andere Holz spalteten, einige wieder Geschirr wuschen und wieder andere einen Wassereimer herbeibrachten, während Keniyo selbst die Tafel anordnete. Und er sagte zu ihm: „Wird da wohl bei Herrn Keniyo Tochterhochzeit oder Sohneshochzeit gehalten, oder wird ein großes Opfer vorbereitet, oder ist der König von Magadha mitsamt seinem Heerbann für morgen zum Mahle eingeladen?" „Nein, o Selo, keine Hochzeit wird gehalten und der König ist nicht eingeladen. Aber ein großes Opfer wird vorbereitet. Der Asket Gotamo, der dem Erbe der Sakyer entsagt hat, zieht hierzulande von Ort zu Ort, von vielen Mönchen gefolgt, und ist in Apanam angekommen. Diesen Herrn Gotamo aber begrüßt man allenthalben mit dem frohen Ruhmesrufe: „das ist der Erhabene, der Heilige, der vollkommen Erwachte". Er ist von mir für morgen zum Mahle eingeladen, mitsamt den Mönchen." — „Der Erwachte, o Keniyo, sagst du?" „Der Erwachte, o Selo, sag' ich . ." Da gedachte nun Selo, der Priester: „Das ist ein Klang, den man gar selten vernimmt in der Welt „der Erwachte (der Buddha)". Und er fragte: „Wo weilt er wohl jetzt, o Keniyo, Herr Gotamo, der Heilige, vollkommen Erwachte?"

Also befragt streckte Keniyo der Flechtenträger den rechten Arm aus und sagte zu Selo, dem Priester: „Wo sich dort, o Selo, der blaue Waldsaum hinzieht.“ Und Selo, der Priester, begab sich mit den dreihundert Jüngern zum Erhabenen hin. Und er sprach also zu ihnen: „Leise, ihr Lieben, wollet hinschreiten, Schritt bei Schritt nebeneinander: denn jene Ehrwürdigen sind schwer zugänglich wie einsam wandernde Löwen.“ Nach seiner Unterredung mit dem Buddha treten er und die ganze Jüngerschar in den Orden ein.

Auch Könige sehen wir sich nicht weniger ehrerbietig demjenigen nähern, der von Hause aus ihresgleichen war, jetzt aber etwas unendlich Höheres. König Pasenadi von Kosala ergeht sich in seinem Lustpark und wird beim Anblick der mächtigen Bäume an den Buddha erinnert, den er einst unter einem solchen Baumriesen gesehen hat. Er erkundigt sich nach ihm und erfährt von seinem Kanzler, daß der Erhabene sich neun Meilen davon entfernt in einer Burg im Sakyergebiete aufhält. Sofort besteigt der König seinen Wagen und fährt hin. Er geht zu Fuß in den Garten, wo ihm von wandernden Mönchen ein Haus gezeigt wird, in welchem der Buddha sich aufhält. Nun übergibt er dem Kanzler Schwert und Krone, steigt leise die Freitreppe zum geschlossenen Wohnhaus empor, räuspert sich und klopft an. „Es öffnete der Erhabene das Tor. Und König Pasenadi trat in das Haus ein. Und er fiel dem Erhabenen zu Füßen und bedeckte des Erhabenen Füße mit Küssen und umschlang sie mit den Händen“, und gab sich dann zu erkennen.

Noch farbigere und intimere Bilder als die Situations-Einrahmungen der Gespräche bieten uns die Gleichnisse, welche ein ebenso beständiges Element in den Reden des Buddha ausmachen wie in denen Christi. Hier lebt die ganze indische Landschaft auf — heitere, mit Baumgruppen bestandene Auen, hohe Felsen, herrlicher Wald und lichter Wasserspiegel. Wir sehen die Liane emporwachsen, geschmeidig, flaumig und sehnsüchtig den Prachtbaum umklammern und umschlängeln, bis sie sich oben verzweigt und, einen Rankenschleier herabwirkend, den Baum erstickt. Der Elefant bricht durch die Dschangeln, eine breite Spur mit den von den Hauern gekerbten Röhricht hinterlassend, um dann in den tiefen Weiher zu steigen und sich ein Spritzbad zur Erholung vorzunehmen. Aber er wird gefangen, und wir sind Zeugen seiner Zähmung, wie der Bändiger einen großen Pfahl in die Erde ein-

gräbt und den wilden Elefanten mit dem Halse daranfesselt, um ihm sein waldgewohntes Betragen auszutreiben und ihn in der Umgebung des Dorfes heimisch werden zu lassen. Und endlich sehen wir ihn in dem Schlachttummel, mit Doppelhauern und Füßen kämpfend, aber seinen Rüssel zurückhaltend, bis er endlich auch diesen als Waffe benutzt, und der Lenker nunmehr weiß: „Preisgegeben hat der Königselefant das Leben; alles ist jetzt der Königselefant imstande zu tun . ."

Aber auch in die Städte, zu den verschiedenen Ständen, werden wir hineingeführt. Wir treten in die Säle und in den Park des Palastes, wo der König mit seinen Räten verkehrt, wir stehen im Hofe des bürgerlichen Hausherrn, der ein Opfer oder einen Festschmaus bereitet, wir belauschen die Hausfrau, die sich mit der unbotmäßigen Magd herumzankt; wir sehen den Arzt seinen Kranken behandeln, den Hafner, der seine Töpfe dreht, den Gerber bei seinen Fellen, den Metzger, wie er die geschlachtete Kuh kunstvoll zerlegt, den Branntweinbrenner, der das Destilliersieb am Henkel packt und hin und her schwenkt, den Barbier, wie er auf ein Metallbecken Seifenpulver verreibt und den Schaum schlägt.

Es ist in der Tat das ganze Indien von damals, mit seiner Natur und seiner Kultur, von den Zinnen des Himmalaya bis zur Gangesmündung, „wo er angekommen am Meere stille steht" — vom Palast des Königs bis zur Hütte des Waldhüters. Aber noch mehr: über diesem alten Indien öffnet sich sein Himmel mit den siebenmal siebenhundert Terrassen des Götterschlosses, wo die fünfhundertstimmige Himmelmusik ertönt; und unter ihm gähnt die Hölle, wo die Wächter den Armesünder „Fuß oben, Kopf unten anpacken und in einen siedenden, flackernden Schmelzofen werfen, wo er bis zu schaumigem Gischte aufgekocht wird." Freilich, den wahnerlösten Mönch kann diese Hölle ebensowenig erschrecken, wie die himmlischen Wonnen ihn zu reizen vermögen. Ruhig spricht er zu dem am Türpfosten lehnenden Teufel: „Ich kenne dich wohl; laß' die Hoffnung fahren: „er kennt mich nicht. Maro bist du, der Böse"; und mit einem Stoß seiner großen Zehe versetzt er den ganzen Götterpalast in Schwanken, sodaß Brahma Sakko und die dreiunddreißig Götter im Innersten erschüttert rufen: „Außerordentlich, o wunderbar, ach, ist die mächtige Magie, die mächtige Gewalt des Asketen!" Und als sie erfahren, daß dieser Asket nur ein Jünger des Buddha war, rufen

sie voll scheuer Bewunderung: „Ach, wie muß denn er, der Meister erscheinen.“

Allerdings war die Gewalt des Meisters von höherer und edlerer Art als die, welche in einer solchen „magischen Erscheinung“, wie die Erschütterung eines Götterpalastes sich äußert; — ihre Magie war eben das Wunder des Wortes, das noch heute geisterschütternd durch die Welt tönt, und welches uns in dieser prachtvollen Umrahmung, an deren Zieraten wir bis jetzt nur den Blick hinstreichen ließen, wie ein Edelstein in gediegenster Goldeinfassung bewahrt ist.

Von diesem Kern ist es nun freilich kaum möglich, in einem Aufsatz wie diesem einen Begriff zu geben. Handelt es sich doch hier um einen mit eiserner Konsequenz geschmiedeten Gedankenring, der für den gänzlich anders eingestellten Vorstellungsapparat eines gewöhnlichen Europäers zunächst unzugänglich geschlossen scheint. „Die Reden“ — so schließt der Uebersetzer sein Vorwort — „stammen zwar aus dem 6. Jahrhundert vor Christus; aber sie machen zuweilen den Eindruck, als gehörten sie ins 6. Jahrhundert nach Schopenhauer.“ Da mag es denn freilich doppelt gelten: „Versteher sind schwer zu finden.“ Und doch sind sie gefunden — sie sind da in Amerika, in England und nicht zum wenigsten hier in Deutschland; — wie könnte es auch anders sein, da gerade hier Kant und Schopenhauer und Fichte, besonders aber auch die herrlichen deutschen Mystiker von Meister Eckart zu Angelus Silesius und endlich Richard Wagner den Boden — und zumal den Sprachboden — für solche Gedanken durcharbeitet haben, wie er es nirgends sonst in der ganzen Welt ist.

Man hat diese Reden „uralt und doch brennend modern“ genannt. Mit Recht. Denn teils fühlt sich der moderne Mensch vielfach dem semitischen Weltbild, und insofern auch dem damit behafteten Christentum entwachsen, ohne jedoch durch den Segen der absoluten Physik befriedigt zu sein, sodaß er sich sehnsüchtig umsieht nach einer religiös-ethischen Grundlage, die selber nicht wieder auf dem ersten Glaubensartikel ruht; — eine solche kann ihm aber wohl niemand in reinerer Form bieten als der Buddha es tut. — Zweitens aber hat die abendländische Wissenschaft erst im vorigen Jahrhundert im allgemeinen den kritisch analytischen Standpunkt der Menschennatur gegenüber gewonnen, den der Buddha vor vierundzwanzighundert Jahren einnahm; weshalb wir auch erleben, daß er von Männern der modernsten Wissenschaft

patronisiert wird — gewiß ein kurioser Anblick, wenn wir bedenken, daß diese welträtselnden Naturforscher in den Augen Gautamas Leute sind, die „nichts erfahren haben, gewöhnliche Menschen ohne Sinn für das Heilige, der Lehre der Edlen ungewärtig", in eine der stärksten Fesseln des Irrwahns geschmiedet, in die des Hanges zur Vielwisserei.

Allerdings tritt uns der Buddha in den subtilsten dieser Reden entgegen als der erste wissenschaftliche Denker der Welt. Zu der Zeit, als in Hellas, dem Vaterland der occidentalischen Philosophie, die ersten Philosophen ein materielles Daseinsprinzip suchen, naiver Weise auswärts spähend, und bald das eine, bald das andere Element aufgreifend: — sehen wir diesen indischen Asketen, im Schatten des Bodhibaumes sitzend, dessen Schößlinge noch in Buddha-Gaya und auf Ceylon grünen, die energische Selbstkonzentration schon in der geschlossenen Haltung sich abspiegelnd, den kritisch prüfenden Blick auf das **Bewußtsein** selber richten, auf seine Formen und seinen Inhalt, und die scheinbare Einheit einer vermeintlichen Seele in ihre konstituierenden Bestandteile auflösen, damit nun aber auch zugleich die Außenwelt, die gesamte Körperlichkeit, als lediglich Erscheinung für die wechselnden Bewußtseinszustände verflüchtigen.

„„Wo das Bewußtsein nicht mehr brennt,
wo es total entwurzelt ist,
Da ist mehr das Erdige, das Wasser,
Feuer und der Wind.
Da löst sich auf, was lang und kurz,
was klein und groß, was gut und schlecht,
Da wird so Subjekt wie Objekt
vollkommen restlos aufgelöst:
Durch des Bewußtseins Aufhebung
geht dieses Ganze restlos auf.""

(Buddhistische Anthologie.)

„Man kann sagen, die Lehre des Buddha ist der reine Kantsche Transszendental-Idealismus, für religiöse Zwecke verarbeitet. Dieser Gedanke, vielleicht der tiefsinnigste, der je gedacht worden ist, und dessen Menschen überhaupt fähig sind, ist von ihm aufs klarste erkannt, bis aufs äußerste durcharbeitet und bis aufs äußerste für seine Zwecke dienstbar gemacht worden. Ist dieser Gedanke auch nicht im Jargon der Philosophie entwickelt, so steht er doch, oder vielleicht gerade deshalb, in kristallner Klar-

heit da, ein Beweis dafür, daß menschliches Denken bereits vor mehr als zwei Jahrtausenden zum naturgemäßen Abschluß gelangt ist."

Ich zitiere um so lieber diese Worte von Paul Dahlke, als sie mir Veranlassung geben, auf sein soeben erschienenes Buch „Aufsätze zum Verständnis des Buddhismus" aufmerksam zu machen (Schwetschke, Berlin 1903), das wohl geeignet ist, die Lektüre der Reden zu begleiten. An tief eindringendem Verständnis und an Klarheit übertrifft diese kleine Schrift, die übrigens auch glänzend geschrieben ist, alles andere, was über den Buddhismus erschienen ist.

Indem nun sowohl die Außenwelt als das Seelenleben, welche für den naiven Blick jedes für sich eine feststehende Einheit bilden, in ihre letzten Bestandteile zerpflückt und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit aufgezeigt werden, als ein Gewebe von unaufhörlichem Entstehen und Vergehen nach dem Leitfaden der Kausalität: wird sowohl die objektive als die subjektive Illusion aufgehoben — der Irrwahn von einer substanziellen, unabhängig von den Sinnen und dem Verstand bestehenden Welt, und der Irrwahn von einer dieser Welt gegenübergestellten Persönlichkeit. Der Einsichtsvolle hat kein Anhangen an irgend etwas von dieser Vergänglichkeit — und das Unvergängliche, ewig Unwandelbare und Leidlose öffnet seine unendliche Perspektive für den Blick des Sehers, des gänzlich „Auggewordenen", der sich vom Gaukelspiel der Sinne nicht mehr täuschen läßt.

Denn dieser erste Psychologe und Erkenntnistheoretiker der Welt ist zwar wissenschaftlich in seinem Raisonnement, nicht aber in seinem Geist. Er sucht die Einsicht in das Wesen der Welt nicht ihretwegen, sondern um die Welt und ihr Leiden zu überwinden. So ist er denn auch so weit davon entfernt, die Wahrheit um der Wahrheit willen auf dem Markt auszuschreien, daß er vielmehr sagt: „ich kenne Worte, die wahr und echt und heilsam und den anderen unangenehm sind, und ich mag da die Zeit ermessen, solche Worte zu reden; aber ich kenne auch Worte, von denen ich weiß, daß sie wahr und echt und unheilsam sind, und solche Worte mag ich nicht sagen. Und warum nicht? Weil den Vollendeten die Wesen erbarmen."

Aus Mitleid hat der Buddha seine Lehre verkündet, zum Heil der Wesen; sie hatte ausschließlich praktischen Zweck: theoretisch sich für dieselbe zu interessieren, würde er mit dem törichten Betragen

vergleichen, ein Floß seinem Bau und seinen Materialien nach zu untersuchen und darüber ganz zu vergessen, dasselbe dazu zu benutzen, an das jenseitige Ufer des Stromes zu gelangen. Deshalb beruht es auf einem Mißverständnis des Kerns in allem religiösen Wesen, wenn vielfach behauptet wird, der Buddha sei eher der Grundleger einer Philosophie als ein Religionsstifter zu nennen. Der tiefste religiöse Zug ist der Drang nach Erlösung von der Zeitlichkeit und Vergänglichkeit — und dies allein ist das Thema des Buddha, während alle theoretisch-philosophischen Erörterungen in seinen Augen „Gasse der Ansichten, Höhle, Dorn, Garn der Ansichten" sind, welche nicht zum Erwachen führen. Sondern wie das Meereswasser nur einen Geschmack hat, denjenigen nach Salz, so hat seine Lehre nur den Geschmack nach Erlösung. So schließt denn auch das Riesenwerk, in einer Hinwendung an den Lieblingsschüler Anando, charakteristisch und würdig mit einer Ermahnung zu unermüdlicher religiöser Selbstarbeit:

„Und so habe ich, Anando, gezeigt, wie man im Orden des Heiligen die Sinne in höchster Gewalt hat . . . Was ein Meister, Anando, den Jüngern aus Liebe und Teilnahme, von Mitleid bewogen, schuldet, das habt ihr von mir empfangen. Da laden, Anando, Bäume ein und dort leere Klausen. Wirket Schauung, Anando, auf daß ihr nicht lässig werdet, später nicht Reue empfindet: — das haltet als unser Gebot."

Ein Monumentalwerk der Weltliteratur ist es, das uns hier vorliegt, zugleich aber auch, was nicht zu vergessen ist, ein Meisterwerk deutscher Uebersetzungskunst. Etwas Geringeres wäre freilich hier auch zu wenig: bei einem solchen Werke ist es mit einer hausbackenen Gelehrtenübersetzung, welche so ungefähr den philologischen Sinn trifft, durchaus nicht getan; ebensowenig wie etwa beim Neuen Testament. Ja noch weniger, weil das künstlerische Element im Buddhismus eine weit größere Rolle spielt. „Die Religion als Kunst" hat Neumann ihn genannt, und als Künstler faßt er seine Aufgabe auf. Wir sehen ihn unermüdlich an der sprachlich-künstlerischen Vollendung seiner Verdeutschung arbeiten. Diese stille Arbeit wird einem lebhaft vors Auge geführt, wenn man seine Anthologie einerseits mit den betreffenden Stellen in diesen Reden, andererseits mit denen in den Liedern der Mönche vergleicht. Statt vieler Beispiele hier ein größeres, aus welchem man sehen wird, im Anfang, wie er bei nochmaliger Prüfung zu einer ganz anderen Auffassung des Textes gekommen ist, im Folgen-

den, wie er, bei derselben Auffassung des Textes, unkünstlerische, wenn auch bezeichnende Fremdwörter ausgemerzt und mit kerndeutschen ersetzt, sowie auch sonst durch überall eingreifende, scheinbar geringfügige Aenderungen der ganzen Stelle reicheren Glanz und größere Haltung gegeben hat.

„Gleichwie, ihr Jünger, ein Tier des Waldes, im Walde gegen den Wind wandelnd, furchtlos geht, furchtlos steht, furchtlos niedersitzt, furchtlos sich hinlegt, und zwar weshalb? Weil es, ihr Jünger, vor dem Jäger auf der Hut ist: ebenso auch, ihr Jünger, verweilt ein Mönch, frei von Lüsten, fern von Bösem, im Besitze der ruminierenden, reflektierenden, durch die Einsamkeit geborenen, freudig beglückenden ersten Transszendental-Meditation. Ein solcher, ihr Mönche, wird Mönch genannt: blind gemacht hat er den Maro, spurlos vernichtet das Auge Maros, der Böse findet ihn nicht mehr." (Anthologie.)

„Gleichwie etwa, ihr Mönche, ein Wild des Waldes, in fernen Waldesgründen schweifend, gesichert geht, gesichert steht, gesichert sitzt, gesichert liegt, und deshalb zwar, weil es sich außer dem Bereich des Jägers hält: ebenso nun auch, ihr Mönche, verweilt da ein Mönch, den Wünschen erstorben, dem Schlechten entronnen, in sinnend gedenkender, ruhegeborener seliger Heiterkeit, in der Weihe der ersten Schauung. Ein solcher, ihr Mönche, wird Mönch genannt: geblendet hat er die Natur, spurlos vertilgt ihr Auge, entschwunden ist er der bösen." (Die Reden Buddhas.)

Nur solchem liebevollen Fleiß konnte es gelingen, den Buddha so zu uns reden zu lassen, daß wir einen so einheitlichen Eindruck bekommen, als ob die Gedanken in dieser Form geboren sein müßten, als ob Deutsch jene Sprache des Meisters wäre, in welcher, seinem Gebote nach, das Meisterwort bewahrt werden sollte. Möge dies nun alle erreichen, denen es etwas zu sagen hat — vor allen aber diejenigen, denen es etwas Entscheidendes zu sagen hat. Dies Werk gehört ja zu denen, die vieles bringen und manchem etwas bringen werden. Um vom Indologen ganz zu schweigen, etwas dem Philologen, etwas dem Philosophen, etwas dem Historiker, etwas dem Archäologen, etwas dem Folkloristen, etwas endlich jedem Gebildeten und literarisch Interessierten. Das hat es aber gemeinsam mit jedem bedeutenden Werk des Altertums. — Die Reden des Buddha aber bringen noch etwas, was keiner Zunft und keiner Klasse gebracht wird — auch nicht der allgemeinen der „Gebildeten" — sondern nur einzelnen und zwar nicht vielen.

„Nicht als ob es gälte, Sendboten heranzubilden“, — sagt der Uebersetzer — „den Erdball rings zu bekehren und, wenn es hoch kommt, noch ein paar Planeten dazu . . . Davor brauchen wir, verehrte Anwesende, keine Furcht zu haben. Die buddhistische Lehre wird ihrer außerordentlichen Dichte wegen in Wirklichkeit immer doch nur einer kleinen Schar, immer nur einem oder dem anderen abseit gegründeten, ungeselligen, beharrlichen Erzgrübler nicht undurchdringlich erscheinen, nicht lästig und beschwerlich fallen.“

Lästig und beschwerlich fallen möchte aber der Buddha nicht. Das ist durchaus nicht seine Art. Auch im gelben Mönchsgewand hat er die ihm als Fürstensohn angeborene vornehme Gesinnung beibehalten. „Die anderen“ — sagt er — „greifen mit beiden Händen zu, lassen sich schwer abweisen; — wir aber werden nicht mit beiden Händen zugreifen, uns leicht abweisen lassen.“

Ob man ihn nun abweisen will — was also mit Leichtigkeit geschieht — oder ob man — was schwieriger ist — ihn zuläßt: jedenfalls ist hier die Gelegenheit gegeben, ihn zuerst kennen zu lernen, diesen großen Mann, dessen Worte vielleicht tiefere Spuren hinterlassen haben, als die irgend eines anderen Sterblichen.

---

# Notizen und Besprechungen.

## Kunst.

### Zu Böcklins Prometheus.

Von

Adolf Thimme.

Daß Böcklins Gemälde stark und mannigfaltig auf die Poesie der Modernen eingewirkt haben, dürfte sich unschwer nachweisen lassen. Scheint doch auch in Hauptmanns Versunkener Glocke, abgesehen von den literarischen Anklängen an Goethes Satyros, die eigentlich sinnliche Anschauung vom Nickelmann und Waldschratt aus Böcklinschen Bildern empfangen zu sein. Böcklinsche Landschaften könnte man vollends häufig als Grundlage vieler Stimmungslieder moderner Lyriker anzunehmen geneigt sein. Ich möchte auch diese Beobachtung nicht für etwas Besonderes halten, meine vielmehr, daß auch in anderen Zeiten der gleiche Vorgang sich abspielt, daß die bildende Kunst, sei es Malerei oder Plastik, mit neuen, die Kunst befruchtenden Gedanken vorangeht, die Dichtung im allgemeinen nachfolgt. So dürfte es schon in Griechenland im 5. Jahrhundert gewesen sein, so auch in der italienischen Renaissance. Es ist doch auch ganz natürlich, daß das Neue, zunächst noch Unsagbare, nur Gefühlte, eher durch den schweigenden Pinsel oder Meißel als durch Worte ausgedrückt werden kann.

Doch auch der umgekehrte Fall, daß der Dichter die Grundlage bildet für den Bildner, ist häufig genug. Ich spreche hier natürlich nicht von der zu Zeiten epidemisch auftretenden Illustrationswut oder von berechtigten Versuchen, die Gedanken oder Gestalten eines Dichters in einzelnen Werken, wie Feuerbachs Iphigenie, oder von dem schon bedenklicheren Unternehmen, ganze „Galerien“, etwa Goethescher Gestalten, wiederzugeben, sondern ich meine solche freien, zu ganz selbständigen Kunstwerken führenden Anregungen, wie etwa Phidias zu seinem olympischen Zeus begeistert sein soll durch die bekannten Verse der Ilias. Solche Anregungen sind für jede Zeit selbstverständlich. Auch für den nicht gerade sehr literarischen Böcklin werden sie nachzuweisen sein.

Böcklin hat es in seinem bekannten Bilde „Prometheus“ unternommen, die Gestalt dieses Titanen, wie er am Kaukasus angeschmiedet ist, darzustellen und glaubhaft zu machen, indem er von allen antiken und neueren

bildlichen Darstellungen desselben Gegenstandes völlig abweicht und nur mit einer poetischen übereinstimmt.

Im breiten Vordergrunde des Bildes rauscht ein gewaltiges Meer in Böcklinscher Farbenpracht. Es ist jenes phantastisch mythische Wasser, das für diesen Meister charakteristisch ist. In langer Linie brandet es nach dem Mittelgrunde zu gegen eine Felswand. Nein, wenn man näher zusieht, ist es keine bloße Felswand, sondern ein riesiges, in gewaltigen Schroffen ins Meer abstürzendes Gebirge. Denn oberhalb der Felswand rauschen gewaltige Eichenwälder. Dem betrachtenden Auge schon recht fern, sind die uralten Riesenstämme doch noch deutlich einzeln unterscheidbar. Der Sturm zerreißt ihre Kronen. Bergklüfte führen von oben Wasserstürze hernieder. Breite Steinhalden steigen dazwischen noch weiter empor. Hoch darüber ragen zackige Gipfel eines gewaltigen Alpenkammes bis in die Wolken hinein. — Aber sind das wirklich Wolken, die dort in weitester Ferne über den ganzen Grat des Gebirges hin sich lagern und den schmalen oberen Raum des Gemäldes füllen? Sind das goldene Wolken? Haben sie nicht menschliche Form? Ist es ein Eidolon, ein Schatten eines Riesen? Ist es ein Riese selbst?

Es ist Prometheus, hier in dieser unerreichbaren Höhe und schaurigen Einöde angeschmiedet an das mächtigste Gebirge der antiken Welt, in seiner eignen Riesenhaftigkeit eine Vorstellung gebend von der Macht und Größe der Götter, die ihn fesselten, und zugleich eine Vorstellung von der Kraft und dem Trotz des Titanengeschlechtes, dem er angehörte.

Auch in Goethes Iphigenie lebt noch in starken Nachklängen das Motiv vom Titanentrotz und Titanenschicksal, das Goethe von des Wanderers Sturmlied bis zum Parzenlied nie völlig losließ. Ob der Titane Prometheus heißt oder Tantalus, ist gleich; diese mythischen Personen laufen ihm auch in der Iphigenie völlig durcheinander. Der wahre Titane ist der Mensch. An der Sage vom alten großen Ahnherrn richtet sich der kleinere Nachkomme des Geschlechtes wieder auf, gewinnt Kraft und Halt an dem Gemeinschaftsgefühl mit ihm zum Kampfe wider das Schicksal. Auch den großen Taten des Ahnherrn möchte er es gleichtun, und um den Preis eines gleichen Ruhmes will er ein gleiches Unglück tragen. Es entgeht dem Enkel dabei, daß die Tat und das Schicksal des großen Ahnherrn erst durch den Mund der Dichter „vermehrt" wurden. So jagt er — wie Pylades (Iph. II, 1) sagt, nach etwas Unerreichbarem, und immer eilt er dem Schatten des Ahnherrn nach,

„Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt!" —

So malte Böcklin den Prometheus.

Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler. Drei Mappen, ein Textband. Im Auftrage des Provinzialausschusses von Schlesien bearbeitet von Hans Lutsch, Konservator der Kunstdenkmäler des preußischen Staates, herausgegeben vom Kuratorium des schlesischen Museums der bildenden Künste. Breslau 1903.

In Rom wurde Raffael im Jahre 1516 zum Konservator der römischen Altertümer ernannt. Schon damals empfanden die Italiener, daß die steinernen Todten der Vergangenheit eine Pflege beanspruchten, daß diese köstlichen Reste einer längst entschwundenen Kultur einem sicheren Verfall entgegeneilten, wenn man nicht der Zerstörung durch Natur und Menschenhand systematisch wehrte. Papst Leo X. war klug beraten von der aufrichtigen und leidenschaftlichen Verehrung, die man damals der Antike zollte; spätere Päpste haben freilich die Mahnung wieder vergessen und wie Sixtus V. das Septizonium Severi als Steinbruch betrachtet, der heidnische Säulen zum Bau christlicher Gotteshäuser zu liefern hatte. Aber im allgemeinen blieb in Italien das Gefühl lebendig, Romam non esse delendam; auch in Frankreich hat sich die Pietät vor der Vergangenheit und ihren monumentalen Resten verhältnismäßig früh zum Handeln entschlossen. Die gesamten Kulturvölker sind dann im letzten, dem retrospektiven Jahrhundert diesen Vorbildern gefolgt. Freilich entspricht die Energie des Denkmalschutzes in den einzelnen Ländern keineswegs immer dem Wert des zu schützenden Besitzes. Namentlich Spanien, das so stark verpflichtet ist, sündigt schwer; und auch Italien vermag trotz größter Opfer die volle Patronatschaft über seinen gewaltigen Besitz nicht auszuüben. Deutschland steht in der Gewissenhaftigkeit seines Denkmälerschutzes heute fast so hoch wie Frankreich; ja, wenn man wieder von der Güte des zu verwaltenden Besitzes ausgeht, steht es an erster Stelle. Seine Inventarisation, welche die Grundlage jedes systematischen Schutzes bildet, hat freilich sehr spät erst eingesetzt. Ernst Pollaczek hat in den „Deutschen Geschichtsblättern" 1900 ein anziehendes Referat über die Geschichte und den Stand der heutigen Inventarisation gegeben; dabei ergab sich das Ueberraschende, daß er lediglich über eine 30jährige Tätigkeit zu berichten hatte, da das erste Inventar, was diesen Namen verdient, das des Regierungsbezirkes Kassel, erst 1870 erschienen ist. Jenem ersten Band sind bis heute im ganzen etwa 150 gefolgt; jede Provinz, jeder Einzelstaat hat heute sein Inventar. Freilich ist der Charakter dieser Bände ein sehr verschiedener, da ein System erst während der Arbeit sich ausbildete. Nach unten zu bezeichnet wohl Schwarzburg-Sondershausen (1887) die kindlichste Stufe; und auch Württembergs Vergangenheit ist von einem Poeten mehr feurig als genau beschrieben worden. Wer die Palme des besten Inventars verdient, ist strittig; aber prinzipiell darf die Arbeit der preußischen Konservatoren vorangestellt und als Muster angesehen werden. Freilich arbeiten auch diese nicht nach einem gleichen Plan; man glaubte anno 1871, den Provinzen

ihre Reservatrechte auch auf diesem Punkte nicht nehmen zu sollen. Die Schwierigkeit der Denkmälerstatistik liegt vor Allem darin, daß für diese Aufgabe Persönlichkeiten gefunden werden müssen, bei denen der Architekt dem Historiker die Stange halten kann. Der rheinische Konservator Paul Clemen genießt zweifellos den Vorzug, den reichsten Schatz zu verwalten: sein schnell fortschreitendes Inventar entspricht den höchsten Anforderungen sowohl nach der technischen wie historischen Seite; eine umfassende Bibliographie macht diese rheinischen Bände außerdem zu einem Nachschlagewerke für vielerlei lokale Fragen. In Bezug auf den Reichtum des Illustrationsmaterials stand bisher Westphalen obenan. Die große Publikation der schlesischen Altertümer, welche jetzt vorliegt, hat aber noch Umfassenderes aufzuweisen.

Der inzwischen zur obersten Leitung des Denkmalschutzes in Preußen berufene schlesische Konservator Hans Lutsch hatte in den Jahren 1886—94 ein vierbändiges Verzeichnis der Kunstdenkmäler seiner Provinz herausgegeben, das wegen mangelnder Mittel ohne Abbildungen bleiben mußte. Dies war um so bedauerlicher, als Schlesien nicht zu den gutbekannten und vielbereisten Provinzen des Königtums gehört und die bildliche Wiedergabe hier doppelt erwünscht war. Durch die Beihilfe der Provinz, des Kultusministeriums und einiger Gönner ist es nun möglich geworden, den früheren Textbänden ein großes dreibändiges Tafelwerk folgen zu lassen, das im Gegensatz zu der früheren geographischen Anordnung historisch geordnet ist. Diesen drei Tafelbänden ist ein „Wegweiser" von Lutsch beigegeben worden, der die historische Entwickelung im Zusammenhang vorführt und das Gemeinsame der Perioden geschlossener darstellt, als es bei der lokalen Katalogisierung möglich war. Dieser Wegweiser hat sich vielleicht darin zu viel vorgenommen, daß er thunlichst jeden Rest und jede Abbildung erwähnt: wichtiger wäre es meines Erachtens gewesen, das Einzelne hier zurücktreten zu lassen — da es bei der Fülle des Stoffes doch nur aneinandergereiht werden kann — und den durchgehenden Typus herauszuheben. So vermißte ich z. B. bei der Darstellung der mittelalterlichen Plastik eine tiefere Charakterisierung der spezifisch schlesischen Schule. Aber vielleicht soll man derartige Behandlungen nicht in einem Inventar suchen, dessen erste Pflichten Vollständigkeit und Knappheit sind.

Das Werk umfaßt 232 Tafeln in Lichtdrucken nach Photographien und Zeichnungen; dazu kommen noch 84 Textbilder. Nicht weniger als 18 Zeichner haben mitgearbeitet; 7 Photographen haben die Vorlagen für die Lichtdrucke hergestellt. Der erste Band behandelt das Mittelalter, d. h. abgesehen von wenigen romanischen Resten die Gotik und Spätgotik (72 Tafeln); der zweite führt die Renaissance und den Anfang des Barock vor (80 Tafeln); der dritte führt über das Rokoko bis zum Neuklassizismus und behandelt die innere Ausstattung und Bildnisse in Stein und Erz (80 Tafeln). Als Zeitgrenze nach oben ist wie bei den meisten Inventaren das Jahr 1800 angenommen. Die Bestände der öffentlichen Museen sind

grundsätzlich ausgeschlossen; so kommt es, daß die Malerei, einige Fresken abgerechnet, fast ganz ausfällt. Ueberhaupt liegt der Schwerpunkt durchaus auf der Architektur. Hier ist mit vielen Ansichten, Grundrissen und Querschnitten nicht gespart worden; vor Allem sind die Details möglichst groß und genau abgebildet. Man bekommt eine Vorstellung von dem Umfang des Werkes, wenn man z. B. den Breslauer Dom auf 47 Tafeln und etwa ebenso vielen Textabbildungen vorgeführt findet. Dem Fürstentum Breslau ist bei weitem der Löwenanteil gesichert; fast 200 Lichtdrucke gelten diesem Kreis. Aus der Renaissance hat Görlitz wohl das Beste aufzuweisen. Deren Eindringen in Schlesien zu verfolgen, ist von ganz besonderem Interesse. Die Beziehungen des schlesischen Handels zum Süden sind ebenso wie die des böhmischen unter Karl IV. geknüpft worden; eine große aus Schlesien stammende Madonnentafel, die das Berliner Museum vor Kurzem erwarb, bezeugt, daß die oberitalienischen Maler Schlesien bereits im 14. Jahrhundert beeinflußt haben. Breslau ist seit dem 14. Jahrhundert in Venedigs Emporien gerade so gut vertreten wie Nürnberg, Ofen und Krakau; die reichen Bergwerke des Riesengebirges lieferten die Tauschmittel gegen die südliche Seide, das Glas, das Brokat und die Früchte. Mit dem Austausch der Waaren ging der geistige Hand in Hand; die Humanisten Schlesiens haben mit den Genossen in Padua und Venedig korrespondiert. Die Kunst der Renaissance drang von Nürnberg hier ein, wo Dürer, Peter Vischer, Hans Pleydenwurff, Mich. Wohlgemut, Veit Stoß u. A. für Schlesien gearbeitet haben. Von den italienischen Quattrozentisten sind Mantegna, Bramante, Gentile Bellini, Solari von Einfluß gewesen. Im 16. Jahrhundert läßt sich sogar eine Comaskenschule in Brieg nachweisen.

Doch diese kurze Anzeige kann nicht auf Einzelheiten eingehen. Sie wollte nur auf eine Publikation hinweisen, die uns auf dem Gebiete der Denkmälerstatistik wieder ein gut Stück vorwärts gebracht hat. Was wir nun zunächst brauchen, ist eine Kunsttopographie Deutschlands in Taschenformat; denn mit den 150 Inventarbänden kann man nicht reisen. Möchte diese schwierige, aber notwendige und äußerst lohnende Arbeit von dem Berufensten in Straßburg bald unternommen werden!

P. Schubring.

---

Jahrbuch der bildenden Kunst 1903. Unter Mitwirkung von Dr. Woldemar von Seidlitz—Dresden, herausgegeben von Max Martersteig. Zweiter Jahrgang. Deutsche Jahrbuchgesellschaft, Berlin.

Zum zweiten Male erscheint das durch den Reichtum des Inhalts und der Ausstattung sowohl wie durch die Güte der einzelnen Artikel von vielen Sammelbänden sich unterscheidende Jahrbuch der bildenden Kunst. Es hat zu Mitarbeitern Männer wie Treu, Lichtwark, v. Oettingen,

Jessen, Gurlitt, Deneken; es führt in 20 Aufsätzen die Kunstausstellungen, Bauten und Denkmäler des Jahres, die Bewegungen im Kunstgewerbe, in den graphischen Künsten, im Museumswesen ꝛc. vor. Sechzehn zum Teil farbige Kunstbeilagen und 76 Textillustrationen stehen auf der Höhe der Technik. Ein Verzeichniß der Sammlungen, Schulen und Akademien, der Künstler und Kunsthistoriker, der Zeitschriften, Kunstverlage, Kunstwerkstätten ꝛc. ist zum Nachschlagen äußerst brauchbar, und soweit ich Stichproben gemacht habe, sehr sorgfältig gearbeitet.

Das Jahrbuch hat keinen Parteistandpunkt; Mitarbeiter aus allen Lagern treffen hier zusammen. Der Name des verehrten Dresdener Generaldirektors sichert den Debatten ihr vornehmes Niveau. Und nun ist es seltsam, wie natürlich sich all' diese erfahrenen Männer aus Nord und Süd zusammenschließen bei der Frage, wo das Gute liege und das, was die Zukunft hat. Gelassen wird übergangen, was innerlich bereits tot ist, und das Treffliche in helle Beleuchtung gerückt. Aufsätze wie der von Fritz Schumacher über die Denkmäler des Jahres sind geeignet, der ungeheueren Ratlosigkeit des Publikums zu steuern, die hier herrscht, und Gesichtspunkte aufzustellen, unter denen Denkmäler zu betrachten sind. Das Gleiche gilt von Ratzels Aufsatz über die Baukunst. Ueberall reden Berufene, die kein anderes Interesse haben, als der reinen künstlerischen Gestaltung, welcher Art und Nation sie auch sei, nachzugehen. Seidlitz selbst hat die Aufgabe bezwungen, über „Der Kaiser und die Kunst" zu schreiben. Vermißt habe ich in Koetschaus sonst trefflichem Aufsatz über „Museumswesen und Kunstförderung" eine Uebersicht über wichtige Neuerwerbungen aus der alten Kunst, die auch in den Abbildungen berücksichtigt werden sollten; denn das Neuerworbene, sei es auch hunderte Jahre alt, gehört zu den Werken, die lebendig grade als neuer Besitz oft besonders eindrucksvoll sind, sich neu bezeugen und zur Klarheit helfen.

Aus den Kunstbeilagen Einzelnes hervorzuheben, ist deshalb schwer, weil fast Alles ausgezeichnet ist. Gern entbehren würde ich den Vierfarbendruck nach Schultze-Naumburgs Bild: „Der Regenbogen", zumal auch das Original keine besonderen Reize für mich hat. Die Chromoplastik von Klingers Beethoven hat man nach einem Aquarell wiederzugeben gesucht, das aber die Erinnerung eher verwirren wird. Von den Heliogravüren nach Originalradirungen ist die Landschaft von Richard Müller (Dresden) hervorzuheben. Wann wird dieser begabte Künstler nun einmal mit Arbeiten hervortreten, die auch die geistige Kraft seiner Gedanken deutlich hervortreten lassen? Bisher kam er stets allzu objektiv.

Anspruchsloser als dieses Jahrbuch, dessen Wert vor Allem in der Kritik liegt, ist die Publikation des Bruckmannschen Verlages: „Die Kunst des Jahres", Deutsche Kunstausstellungen 1903. In 275 Autotypien werden die Hauptbilder der diesjährigen Ausstellungen in Berlin, München, Dresden, Wien und Venedig ohne Text vorgeführt. Das Buch ist ein Erinnerungsalbum, das uns die Fülle der oft so flüchtigen Eindrücke be-

wältigen und fest halten hilft; und dem Historiker ist es ein wertvolles Inventar. Freilich, wer die Originale nicht kennt und nur aus diesen Drucken lernen möchte, wie es um die moderne Kunst steht, der wird sich kaum zu helfen wissen. Vielleicht ließe sich solch ein Sammelband durch andere Anordnung als die lokale im Werte beträchtlich steigern. Es müßten Gruppen von Künstlern, Schulen und Richtungen zusammengestellt werden; man müßte die Wiedergabe des gleichen Themas bei verschiedenen Künstlern vergleichen; Interieurs, Landschaften, Portraits könnten konfrontiert werden. Jedenfalls darf man nicht das müde Blättern und Naschen begünstigen. Vielleicht versucht es der treffliche Verlag beim nächsten Band einmal mit einer derartigen Zusammenstellung. P. S.

---

## Reisen.

**Wilhelm v. Polenz. Das Land der Zukunft.** Berlin. F. Fontane & Co. 1903.

W. v. Polenz war bisher namentlich als Romanschriftsteller bekannt und hatte sich als solcher durch ernste Werke, wie „Der Büttnerbauer" oder „Der Grabenhäger" in weiteren Kreisen einen allseitig geachteten Namen erworben. Aber schon diese Romane zeigten neben ihren rein literarischen Tendenzen eine ausgesprochene Vorliebe für die eingehende Behandlung zeitgenössischer Wirtschaftsfragen und kultureller Probleme. Es dürfte darum kaum erstaunen, wenn v. Polenz jetzt, auch ohne Benutzung der Romanform, eine Studie über das geistige und wirtschaftliche Leben in den Vereinigten Staaten von Amerika gibt.

Das vorliegende Werk ist offenbar die Frucht einer längeren Reise durch die Union und es enthält eine gute Beschreibung alles dessen, was auf einer solchen Reise gesehen werden kann.

Die ganze Darstellung zerfällt in eine Reihe von Abschnitten, welche jedoch nicht so systematisch geschrieben sind, daß ein jeder von ihnen sich ausschließlich mit einem einzigen Problem zur Zeit beschäftigt. Vielmehr liebt der Verfasser vom Gegenstande abzuschweifen und Seitenfragen zu besprechen, die mit dem Hauptthema oft in nur loser Beziehung stehen. Dementsprechend sind denn auch die einzelnen Kapitel ohne Ueberschriften geblieben. Auf diese Weise stellt v. Polenz nach einander dar: die allmähliche Besiedelung des Gebietes der Vereinigten Staaten, ihre Verfassung und Geschichte, den Charakter und das Temperament der Bewohner, die verschiedenen Klassen und Berufsstände der Bevölkerung, die Negerfrage sowie, in kurzer Uebersicht, die wirtschaftlichen Zustände und Probleme, das amerikanische Familienleben und die amerikanische Frau, das amerikanische Erziehungswesen, die Kunst, Kunstgewerbe, Architektur, Musik und Dichtung, das religiöse Leben, die Geschichte der Negersklaverei, den

Charakter und die Stellung der Deutsch-Amerikaner, und er schließt mit einer Skizze der Stellung der Vereinigten Staaten in der Weltpolitik.

Eine bloße Aufzählung dieser Fülle von Stoffen genügt, um zu zeigen, daß in einem nur 418 Seiten langen Buche nicht alle gleichmäßig erschöpfend behandelt sein können. Zu kurz kommen dabei namentlich die Abschnitte über die Verfassung der Vereinigten Staaten, über die Organisation des amerikanischen Wirtschaftslebens und über die Prinzipien der amerikanischen Weltpolitik, wie Imperialismus und Monroe-Doktrin. Was der Verfasser über diese Fragen auszuführen hat, ist sehr unvollständig und kaum geeignet, eine greifbare, plastische Vorstellung von den amerikanischen Zuständen zu geben. Eine glänzende Ausnahme dabei macht nur die Schilderung des amerikanischen Ackerbaues, welche auf jeder Zeile den Fachmann verrät und in jeder Hinsicht vorzüglich ist.

Eingehender und besser als die amerikanischen Zustände sind die Amerikaner selbst geschildert. Das Kapitel über den amerikanischen Charakter und das Nationaltemperament ist in vielen Hinsichten ein Meisterwerk der Porträtkunst, wie nur ein erfahrener Künstler es geben konnte. Und dem Abschnitt über die Deutsch-Amerikaner könnte man nur wünschen, daß er in Deutschland möglichst allgemein bekannt würde, um mit den letzten in dieser Frage etwa noch bestehenden Illusionen ein für allemal aufzuräumen. Die Deutsch-Amerikaner sind eben Amerikaner. Politisch wollen sie mit dem Deutschen Reich gar nichts zu tun haben. Oft genug sind sie es, die am lautesten ihre Stimme zur Verhöhnung und Verleumdung Deutschlands erheben, um sich bei den eingeborenen Amerikanern lieb Kind zu machen. Fast alle sind sie aber darin einig, daß sie deutsche Zustände „nicht mehr ertragen könnten". Wirtschaftlich sind die Deutsch-Amerikaner natürlich Konkurrenten der deutschen Industrie, die ihre genauere Kenntnis deutscher Methoden und deutscher Technik für sich selbst, d. h. zum Nachteil ihres Geburtslandes gebrauchen und gebrauchen müssen, ob sie nun wollen oder nicht. Wenn z. B. grade England so schwer unter der amerikanischen Konkurrenz gelitten hat, so hat das teilweise seinen Grund auch darin, daß die Amerikaner mit den Engländern stammverwandt und darum mit englischen Methoden genau vertraut sind. Große Mengen gelernter englischer Arbeiter sind stets nach den Vereinigten Staaten gezogen, wo sie, bei den dort niedrigen Preisen für Rohmaterial, genau dieselben Waren wie in England in derselben Güte, aber zu billigeren Preisen herstellen konnten. Gäbe es mehr Leute in Amerika, welche Deutschland genau kennen, wäre es für den deutschen Einwanderer ebenso leicht, sich in Amerika zurechtzufinden, als für die englischen, dann würde wahrscheinlich die „amerikanische Invasion" ebenso fühlbar in Deutschland geworden sein, als in England. Frankreich hat verhältnismäßig wenig Einwanderer nach den Vereinigten Staaten geschickt. Darum hat die amerikanische Industrie auch nie in nennenswertem Umfange versucht, Waren zu produzieren,

die den französischen an Charakter verwandt sind, und Frankreich ist am meisten von der amerikanischen Invasion verschont geblieben.

Im einzelnen finden sich einige Irrtümer in dem vorliegenden Werke. Es ist zum Beispiel nicht richtig, daß „das ganze Kabinett . . . vom Stimmzettel abhängig gemacht" ist. Vielmehr ist die Freiheit des Präsidenten der Republik bei der Wahl der Mitglieder seines Kabinetts durch nichts beschränkt. Da die amerikanischen Staatssekretäre nicht einmal an den Sitzungen der beiden Häuser des Parlamentes teil nehmen, so braucht der Präsident auch die Wünsche der Parlamentarier in dieser Hinsicht nicht zu berücksichtigen. Auch die Beschreibung der amerikanischen Presse auf Seite 125 ff. stimmt nicht mit den Tatsachen überein. Amerikanische Tageszeitungen stehen in den seltensten Fällen im Solde einer politischen Partei. Jedenfalls haben die politischen Parteien nichts mit den Geldangelegenheiten der wirklich großen Zeitungen zu tun und brauchen sie nie als Parteiorgane zu subventionieren. Vielmehr haben sich diese Zeitungen zur Aufgabe gemacht, Geld zu verdienen, also nie ein Defizit zu haben, sondern stets Dividenden zu zahlen. Um einen möglichst großen Leserkreis zu gewinnen, müssen die Zeitungen also alles das bringen, was das Publikum verlangt. Dazu gehören auch politische Leitartikel von irgend einem Standpunkte aus. Die Hauptsache aber ist der Nachrichtendienst. Und zwar müssen die Nachrichten neu und sensationell sein. Mit der Wahrheit wird es oft weniger genau genommen. Die Verhandlungen des amerikanischen Parlaments sind zu langweilig und werden darum nie vollständig, sondern nur in oberflächlichen Inhaltsangaben abgedruckt, ein trauriges Zeichen für das geringe politische Interesse des durchschnittlichen Amerikaners. Die Spalten der Zeitung werden dagegen gefüllt mit gefälligen, komischen oder sensationellen Nachrichten, mit der Darstellung von Raubmorden, mit Enthüllungen über das Privatleben bekannter Leute, mit Skandal- und Klatschgeschichten, kurz mit Sachen, die den Amerikaner auf einen Moment unterhalten und zerstreuen, wenn er im Lokalzuge oder der Straßenbahn nach dem „Office" oder nach Hause führt.

Eine große Anzahl dieser Irrtümer des Verfassers beruht darauf, daß man auf einer Studienreise doch nur recht wenig von dem wirklichen intimen Leben einer Nation sehen kann. Was dem Reisenden zugänglich ist, das ist oft nicht viel mehr, als was ein vorübergehender Spaziergänger von den Vorgängen im Innern eines Hauses durch die Fensterscheiben erspähen kann. Und es wäre falsch, von irgend einer Nation unter der Sonne zu erwarten, daß sie einem durchreisenden, ausländischen Schriftsteller gerade ihre schmutzige Wäsche zeigt. Namentlich besitzt jeder Amerikaner, wegen der Intensität des Kampfes ums Dasein, in hervorragendem Maße die Gabe, alles ihm selbst und seinen Freunden Peinliche strikt totzuschweigen. Nur im intimsten Kreise, unter langjährigen, vielfach erprobten Freunden läßt sich der sonst stets diplomatische und vorsichtige Amerikaner gehen und wird aufgeknöpft. Ausländer werden dergestalt nur

nach mehrjährigem Aufenthalt in die Intimität amerikanischer Kreise zugelassen, d. h. wenn sie aufgehört haben Fremde zu sein. So erklären sich denn auch die irrtümlichen Anschauungen v. Polenz, wenn er auf den Seiten 65, 91 und 268 rühmend hervorhebt, „daß man selbst in intimer Männergesellschaft niemals ein häßliches Wort über Frauen zu hören bekommt“, oder daß das Trinken im amerikanischen Studentenleben und auch sonst „eine nur nebensächliche Rolle“ spielt. Dergleichen Dinge werden auch in Amerika gesagt und getan; nur sprechen die Eingeweihten nie anders als im vorsichtigen Flüstertone davon.

Der Reisende sieht dagegen am meisten die Dinge, auf welche das betreffende Land stolz ist, von denen es mit Vorliebe im Tone des patriotischen Pathos spricht. Die patriotische Phrase fehlt auch in den Vereinigten Staaten nicht, sie hat hier die Form des Brusttons demokratischer Ueberzeugung. Nur in Amerika, kann man da hören, herrscht gleiches Recht für alle, nur in Amerika findet man Freiheit und Gleichheit, nur in Amerika gilt kein Unterschied zwischen Arm und Reich, kann auch der Aermste darauf rechnen, daß er dieselben Aussichten für sein wirtschaftliches Fortkommen hat wie sein begüterter Nachbar. Wie stets, enthält diese amerikanische patriotische Phrase viel Wahres, man muß es nur in das rechte Licht zu setzen verstehen. Es ist nicht so aufzufassen, daß Rangunterschiede nicht bestehen und daß es in Amerika kein glänzendes Elend gibt (Seite 64), oder gar, daß der „Sohn des allmächtigen Eisenbahnmagnaten neben dem eines Kondukteurs“ auf der Schulbank sitzt. Das genaue Gegenteil davon ist wahr. Die amerikanische gute Gesellschaft, nicht nur die Protzen von Newyork, sondern auch die alte Geburtsaristokratie, zieht sich vornehm von jeder Berührung mit der Plebs zurück. Ihre Kinder besuchen höchst exklusive Schulen, in denen nur Kinder aufgenommen werden, welche bei der stets sorgfältigst eingeholten Erkundigung durch gesellschaftlich gut gestellte Leute empfohlen sind.

Allein alle diese sehr scharf gezogenen Grenzen zwischen den gesellschaftlichen Ständen haben nichts mit der Politik zu tun. Es gibt in Amerika, viel mehr als in Deutschland, soziale Klassen, welche die niedriger Stehenden mit absolutem Hochmut verachten. Aber die Zugehörigkeit zu ihnen ist Privatsache. Im Geschäftsleben nimmt jeder Mensch den seiner Leistungsfähigkeit entsprechenden Rang ein. Und die Chancen des Einzelnen sind darum namentlich günstiger, weil der Amerikaner keine abergläubische Achtung vor Zeugnissen und Examen hat, sondern viel mehr die auch nicht verbriefte positive Leistungsfähigkeit schätzt. In der Politik aber gelten die Menschen je nach der Anzahl von Wählern, die hinter ihnen stehen. Jede Gruppe, welcher gesellschaftlichen Klasse sie auch angehört, wird hier sofort allgemein anerkannt und je nach der Anzahl ihrer Mitglieder bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, namentlich bei der Ernennung von Beamten berücksichtigt. Ein gutes Beispiel hierfür ist die Lage der Juden in den Vereinigten Staaten. Gesellschaftlich herrscht ein ziemlich

starker Antisemitismus. Juden sind nur selten Mitglieder vornehmer Klubs; in den vornehmen Hotels sind sie nicht gern gesehen. Aber in der Politik würde es niemandem einfallen, je einem Menschen vorzuwerfen, daß er Jude ist. Damit würde man ohne jeden zwingenden Grund den berechtigten Ansprüchen der zahlreichen jüdischen Wählerschaft Anerkennung versagen. Statt möglichst viele Gruppen zu beleidigen und sich zu entfremden, sucht der kluge Politiker vielmehr möglichst viele sich geneigt zu machen. Soweit die öffentlichen Angelegenheiten und namentlich das Staatswesen in Frage kommt, besteht die Gleichheit aller, wie ja nach dem Prinzip des allgemeinen Stimmrechts alle Wähler einander gleich sind. Im geselligen Leben aber, das ja schließlich auch im täglichen Dasein seine Bedeutung hat, da herrscht in Amerika krasse Ungleichheit und strenges Kastenwesen, wenn es sich auch nicht in aufdringlicher Weise stets zeigt und durch die vorsichtigen, indirekten, andeutenden Formen des amerikanischen Verkehrs verschleiert wird.

Daß das Polenzsche Werk vorzüglich geschrieben ist, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden. Die Darstellung ist fesselnd und angenehm. Nur sollte ein guter Stilist es vermeiden, Amerikanismen zu gebrauchen, denen man leider in der deutsch-amerikanischen Presse nur zu oft begegnet. Dahin gehört der Gebrauch von Worten wie Illiterat statt Analphabet, Denomination statt Konfession, jemanden patronisieren statt ihm etwas zu verdienen geben, kontrollieren statt leiten, alles Worte, die im Deutschen einen anderen Sinn haben und die der Leser wohl nur dann versteht, wenn ihm der betreffende amerikanische Sprachgebrauch geläufig ist. Dahin gehört auch eine Konstruktion wie Seite 385: „das in Amerika heute am meisten gefragte Buch“ statt „verlangte Buch“. Gerade in ihrer sonst so vornehm gehaltenen Umgebung fallen diese Ausdrücke unangenehm auf.

Newyork. Harry A. Fiedler.

---

Hannibal Graf zu Dohna. Kulturbilder von den Gestaden des Mittelmeers. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. 1903.

Einen Dilettanten nennt sich selbst der Verfasser, der unter dem Namen Delphicus bereits früher, in sehr anziehender Weise in der Tagespresse seine Reisen geschildert hat. Wir lassen uns auch diesmal seinen Dilettantismus gern gefallen. Die Gestade des Mittelmeers, an denen Graf Dohna seine „Federzeichnungen“ gesammelt hat, sind dem Deutschen ohnehin ans Herz gewachsen, teils in bisher ungestillter Sehnsucht, teils weil es ihm vergönnt war, sie zu erschauen, und die Federzeichnungen tragen sicherlich dazu bei, die Sehnsucht in jenes Land der Schönheit zu erhöhen.

Die Naturschilderungen sind nicht langatmig, der Stil ist glänzend, und was der Verfasser mit seinem geistigen Auge erschaut, das Schreiten der Weltgeschichte über den alten Kulturstätten, das gibt er uns in wunder-

barer Klarheit wieder und mit einer Schönheit der Sprache, die begeistert und mit sich fortreißt.

In Korsika, der Geburtsstätte Napoleons, wirken die historischen Erinnerungen so gewaltig auf den deutschen Pilger, daß er immer und immer wieder in den Bann des gewaltigen Mannes gerät, dem er nicht entrinnen kann, so lange er sich auf korsischem Boden befindet. Aber gegen die Art der Behandlung läßt sich etwas sagen. Er begründet seine Charakteristik Bonapartes auf Hippolyte Taine, also auf antinapoleonische Legende, in der kein Versuch gemacht wird, die Handlungen Napoleons aus seiner internationalen Stellung zu erklären, sondern alles auf den angeborenen Condottiere-Charakter zurückgeführt wird. Es ist in den „Preußischen Jahrbüchern“ öfter darauf hingewiesen worden, daß nach den Forschungen über Napoleon, die im letzten halben Menschenalter einer neuen Revision unterzogen worden sind, das ausschlaggebende Moment in seinem Leben der Kampf gegen England war, und daß die Unmöglichkeit, das durch die Revolution vergrößerte Frankreich mit England zu versöhnen, der letzte, tiefste Anlaß zu seinem Sturze gewesen ist. Die Auffassung, daß der unbezähmbare Trieb, die Welt zu erobern, der zugleich außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, die Katastrophe schließlich herbeiführen mußte, hat wohl etwas märchenhaft großartiges, streift aber historisch fast ans Triviale und ist wohl wissenschaftlich heute überwunden.

Neben den historischen Erinnerungen ist Graf Dohna von dem Reiz der Wildromantik ergriffen, den Korsika von jeher auf dichterische Gemüter ausgeübt hat, diese Insel der Vendetta, wo alle Volkslieder zu ergreifenden Totenklagen werden, wo die Einwohner in Trauerkleidung einhergehen, weil sie stets um einen Angehörigen trauern. So ist sie der Schauplatz von Alphonse Daudet's köstlicher Skizze „Le Phare des Sanguinaires“ von Prosper Mérimée's anmutend-grausiger Erzählung „Colomba“, die der bekannte Politiker und Historiker, der Freund der Tuilerien während des zweiten Kaiserreichs, in den vierziger Jahren mit seinen Reiseschilderungen „En Corse“ veröffentlichte und die bis in unsere Zeit hinein Neuauflagen erlebt hat. Die unnachahmliche Grazie und die faszinierende Kunst der Kleinmalerei, mit der Daudet seine Schilderungen gibt, wird wohl niemals in der deutschen Literatur erreicht werden, und auch Dohna erinnert sich bei dem Besuch des Leuchtturmes an den Zauber jenes Kapitels. Von ihm erfährt man auch mit Staunen, daß die Zustände auf der Insel, wie sie Mérimée uns aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schildert, heute noch nahezu dieselben sind, heute noch, im Zeitalter der Aufklärung und der Humanität, des Dampfes und der Elektrizität, des raffiniertesten Geschmacks und des Jugendstils! Daß alle Bemühungen der Franzosen, die grausamen Sitten der Korsen zu zähmen und zu mildern, nur an den Küstenplätzen einigen Erfolg haben und daß die verfeinerte Ueberkultur der Gegenwart bisher noch keine gedeihliche Pflanzstätte auf diesem rauhen Boden gefunden hat.

Sizilien, dem Lande der Mystik, dessen Volk im tiefinnersten Herzen heute noch an heidnischen Göttern hängt, deren Züge und Wesen es auf eine Legion christlicher Heiligen übertragen hat, wendet Graf Dohna einen zweiten Teil seiner Reisebetrachtungen zu. Auch Sizilien steht heute noch unter dem Banne roher Sitten, Mafia und Brigantaggio sind seit Alters her auf der Insel heimisch. Man erinnert sich noch mit Grauen des vor einigen Jahren geschehenen Mordes des trefflichen Notarbartolo, dessen mutmaßlicher Mörder Parlamentsdeputierter von Parlermo war. Ob der Mord endlich gesühnt wurde, ist aus den endlos sich hinziehenden Verhandlungen, in denen die Macht der Mafia mit fürchterlicher Deutlichkeit zu Tage trat, nicht klar geworden. Tröstlich ist nur, daß Fremde den Briganten wie den Mafioten unantastbar sind, weil der Sizilianer den Wert des Fremdenverkehrs für die Insel sehr hoch anschlägt. Aber der Zustand mag für den Reisenden doch keineswegs gemütlich sein, unseren Grafen Dohna hinderte er trotzdem nicht, den Reiz der Landschaft so tief zu empfinden, daß er stellenweise in dithyramtische Stimmung gerät und sie im rhythmischen Schwunge auslöst. Man begreift es sehr wohl, solcher Ueberschwang von Empfindungen, wie sie die unvergleichliche Schönheit jener Gefilde hervorruft, verträgt seiner Natur nach kaum eine prosaische Wiedergabe.

Interessant ist ein Hinweis des Verfassers auf Goethes „Italienische Reise." Während seines Aufenthalts in Sizilien findet Altmeister Goethe kein Wort über die Schönheiten mittelalterlicher Baudenkmäler, wie der Capella Palatina und des Domes von Monreale, trotzdem er sie besucht hat; hingegen widmet er z. B. dem berüchtigten Palast des Herzogs von Palagonia viele Blätter seines Tagebuches, wie man weiß, um seine Entrüstung über diese Geschmacksverirrung auszudrücken. Seit dem Auftreten Winkelmanns stand Goethe so sehr im Banne des antiken Geschmacks, daß er für die herrlichen Kunstwerke des Mittelalters kaum einen Blick hatte, obgleich ihn doch schon früh das Straßburger Münster mit Begeisterung erfüllt hatte. Er lebte und webte in antiken Kunstvorstellungen. Heute haben wir und er selber hat später die Kunstleistungen des früheren Mittelalters in den Kreis des ästhetischen Verständnisses einbezogen, ja, wir bringen ihnen eine Vorliebe entgegen, die vielleicht späteren Generationen ebenso befangen und einseitig dünken wird, wie uns die Abkehr der Zeitgenossen Goethes von eben denselben Kunstschöpfungen; freuen wir uns dieses Kreislaufs, den zu durchmessen die Bestimmung des Geistes der Menschheit zu sein scheint. Die unermeßliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt, die uns umgibt, der unerschöpfliche Reichtum der Kultur, in der wir zu atmen das Glück haben, wem verdanken wir sie anders, als eben diesem großen Gesetze der Wandelbarkeit unseres Anschauungs- und Schaffensvermögens, aus dem alles Menschenwerk hervorgeht.

Mit solchen Betrachtungen zieht der historisch gebildete Wanderer an den alten Kulturstätten vorüber, „nichts gemahnt an die Unrast der Gegen-

wart, wir leben im Zauber einer längst entschwundenen Zeit, wir fühlen uns inmitten einer Welt, die nicht die unsrige ist, aber von uns empfunden, begriffen und wieder geschaut werden kann, wenn wir im rechten Geiste hier weilen. Und wenn wir nach solcher Erbauungsstunde diesen geheiligten Raum verlassen, dann nehmen wir eine Erfahrung mit uns, die niemals wieder verloren gehen kann und in der Erinnerung unverlöschbar fortlebt Wir haben im Wunderlande der Romantik geweilt — auf der Höhe des Mittelalters haben wir gestanden und einen tiefen Blick getan in die Weltanschauung einer Zeit, die von der Gegenwart durch eine unermeßliche, unüberbrückbare Kluft getrennt scheint. Und wer hat uns dennoch hinübergeleitet auf den Schwingen der Phantasie? wer anders als der Genius harmonischer Schönheit, künstlerischer Gestaltungskraft und echter Religiosität, ein Geist, der als Emanation der Gottheit an die Schranken von Raum und Zeit nicht gebunden ist. Wohl dem, der diesen Geist zu verstehen, sein Wesen zu empfinden vermag, denn nur so wird das Glück der Persönlichkeit, das höchste Glück der Erdenkinder, zur Vollendung gebracht, der ewig waltende Widerspruch des irdischen Daseins vorübergehend aufgehoben und dem Staubgeborenen ein Blick in höhere Sphären vergönnt."

* * *

Ein zweites Buch Reiseschilderungen, wenn auch völlig anderer Art, liegt vor uns, nicht der Aesthetiker und Historiker erzählt hier, sondern ein Mann der Praxis:

Max Eyth, Im Strom unserer Zeit. Aus Briefen eines Ingenieurs. Erster Band: Lehrjahre. Dritte neu bearbeitete Auflage des Wanderbuchs eines Ingenieurs. Mit 32 schwarzen und 4 farbigen Bildern nach Zeichnungen von Max Eyth, 8°, geh. 5 Mark, fein geb. 6 Mark. Heidelberg 1904. Carl Winters Universitäts-Buchhandlung.

Wie aus einem Begleitschreiben ersichtlich, ist das vorliegende Buch der erste Teil eines größeren Werkes, dessen Schilderungen in der Folge bis an die Gegenwart hinanreichen werden. Wir freuen uns dessen, denn diese überaus frisch geschriebenen Briefe aus den sechziger Jahren sind von höchstem Interesse aus der Feder eines Mannes, der seinen Blick schon ins Große richtete zu einer Zeit, als die deutsche Industrie, die heute kräftig genug ist, um sich vor keinem fremden Lehrmeister mehr beugen zu müssen, noch in der Wiege lag, der über die Grenzen seines kleinen, weltabgeschiedenen, württembergischen Heimatsortes hinaus einen weiten Horizont erschaute. Kein Wunder, seine Lehr- und Wanderjahre führen ihn jenseits von Preußenhaß und -Liebe, zuerst nach England, der Heimat der Maschinenindustrie, dann nach Egypten, Syrien und Palästina und schließlich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er den Schauplatz seiner Tätigkeit zeitweise auch nach dem Süden und nach dem fernen Westen des Riesenreiches verlegt. Ueberall wohin der deutsche

Ingenieur kommt, nötigt er den Leuten volle Anerkennung seiner Tüchtigkeit ab, wie aus seinen Erfolgen deutlich sichtbar ist, ohne daß sich der Verfasser etwa in aufdringlicher Weise in den Vordergrund stellte. Hiervor bewahrt ihn schon sein gesunder Sinn, sein sprudelnder Humor, der ihn selbst in den verzweifeltsten Situationen nicht verläßt, wovon die nachstehende Schilderung Zeugnis ablegt. Der Verfasser erzählt, wie ihm im Dienste des Vizekönigs von Egypten, bei dem er eine Dampfpflugmaschine einführen sollte, nach dem ersten arbeitsschweren Tage eine Fellachinhütte als Wohnung angewiesen wird, in der im letzten Augenblick ein Bett aus einer ausgehobenen Tür und vier in den Boden der Hütte gestoßenen Baumstämmen hergerichtet wird.

„Es war eine gespenstige Nacht. Nichts unterbrach die Stille als das Murmeln des Nils, das leise Rauschen der Sykomoren in der noch schwülen Nachtluft und das laute Quaken von tausend Fröschen in den Pfützen hinter dem Haus. Dann kam eine schwarze Spinne schwebend von der Decke und gaukelte um mein Licht. Dann stürzten vier dickleibige Nachtschmetterlinge mit Geschwirr auf mein Buch, liebend oder mordend. Dann kamen große schwarze Käfer und kleine braune. Dann wollte eine dünne schwarze Katze zum Fenster herein; und als ich nach der offenen Stubentür sah, stand dort eine lautlose weiße Gestalt, mit dunkelen, glühenden Augen mich betrachtend, — ein Schakal, um mich in seinem Revier begrüßen. Es freute mich, ich erinnerte mich der Gastfreundschaft des Arabers und richtete mich auf, um ihm ein Stück Brot zuzuwerfen. Aber o Schrecken! — tausend und abertausend Ameisen lustwandelten emsig über die Restchen meines Tees, über meine Matte, über mein Bett — und tausend und abertausend andere quollen noch immer aus einem der Baumstumpen hervor, auf denen mein ganzes Dasein beruhte.“ Als begeisterter Maler und Zeichner hat der Verfasser zwischen der oft aufreibendsten Tätigkeit Zeit gefunden, seinen Sinn für Natur durch zahlreiche, mit rührender Sorgfalt ausgeführte Skizzen zu bekunden, die dem Buche als Illustrationen beigegeben, aber als Bleistiftzeichnungen und fein getuschte Aquarelle nicht günstig zur Reproduktion gewesen sind. Man merkt, daß sie dem Urheber ganz besonders am Herzen liegen, daß sie jedoch der vornaturalistisch-impressionistisch-sezessionistischen Zeit entstammen.

Marie Goslich.

---

## Politik.

### Zum Kapitel der Preßfreiheit.

Vielfach ist schon in Tageszeitungen und Zeitschriften auf die schwierige und unwürdige Lage, in welche die von der Rechtsprechung beliebte Auslegung des § 193 des Strafgesetzbuchs die deutsche Presse versetzt, hingewiesen worden. Es wird nicht unzweckmäßig sein, den Mißstand, der nicht nur die Presse, sondern unser ganzes öffentliches Leben schädigt, etwas

eingehender zu besprechen und zu diesem Behuf zunächst die bestehende Rechtslage unseren nicht-juristischen Lesern darzulegen.

Bekanntlich bestimmt, in Anschluß an die Strafbestimmungen wegen Beleidigung, der § 193 Str.-G.-B. (neben anderen hier nicht zu erörternden Festsetzungen) daß Aeußerungen, welche zur Ausführung oder zur Verteidigung von Rechten oder zur Wahrnehmung berechtigter Interessen gemacht werden, straflos bleiben, sofern nicht „das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form der Aeußerung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgeht“. Hiernach kann eine Aeußerung, welche für einen anderen verletzend, also objektiv angesehen eine Beleidigung ist, dann als solche nicht bestraft werden, wenn der wesentliche Zweck, der mit ihr verfolgt wurde, die „Ausführung oder Verteidigung von Rechten oder die Wahrnehmung berechtigter Interessen“ gewesen ist. Aber nicht alle bei Gelegenheit der „Ausführung“ usw. gemachten Aeußerungen sollen straflos bleiben, vielmehr werden dieselben dann strafbar, wenn der Richter „aus der Form der Aeußerung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah“, die Ueberzeugung gewinnt, daß der Täter anstatt oder neben der Absicht der Wahrnehmung eigener Rechte oder Interessen die Absicht der Beleidigung gehabt hat.

Die Beweggründe des Gesetzgebers bei Festsetzung dieser Bestimmungen sind durchaus klar und unangreifbar. In zahllosen Fällen kann die Ausführung oder die Verteidigung von Rechten und die sonstige Wahrnehmung berechtigter Interessen nicht erfolgen ohne Aeußerungen, welche für andere verletzend sind, darum soll in solchem Zusammenhang keine Bestrafung wegen Beleidigung eintreten. Andererseits will der Gesetzgeber mit Recht für verletzende Aeußerungen, die nur unter dem Vorwand der Wahrnehmung berechtigter Interessen gemacht sind oder die mit der Absicht zu beleidigen über das für jenen Zweck Notwendige hinausgehen, die Strafbarkeit ausdrücklich festhalten.

Weiter erhebt sich aber die Frage, — und hiermit kommen wir an das spezielle uns interessierende Problem —: Sind es nur die eigenen, persönlichen Rechte und Interessen des einzelnen, bei deren Verteidigung und Wahrnehmung ihm der Schutz des § 193 bezüglich der Beleidigungsstrafe zur Seite steht; oder genießt er diesen Schutz auch, wenn er Rechte und Interessen Dritter, bezw. Rechte und Interessen der Allgemeinheit wahrnimmt? Diese vom Gesetzgeber offen gelassene Frage ist von der bisherigen Rechtsprechung des Reichsgerichts wie folgt beantwortet worden: Der § 193 kann auch dem, der fremde Rechte oder Interessen wahrnimmt, zu gut kommen, aber es ist hierzu erforderlich, daß der Handelnde in einer „persönlichen näheren Beziehung“ zu den fraglichen Rechten oder Interessen stehe, wie es z. B. bei Verteidigung der Ansprüche eines Familienangehörigen der Fall ist. Ausdrücklich ist aber in dieser Hinsicht erkannt worden, daß dem Interesse, welches die Gesamtheit der Staatsbürger an den öffentlichen Einrichtungen und an der öffentlichen Wohlfahrt nimmt,

keine solche „persönliche nähere Beziehung“ zu Grunde liegt, daß daher den aus ihm hervorgehenden Aeußerungen der Schutz des § 193 nicht zur Seite steht; nur dann soll der Paragraph Anwendung finden, wenn der Urheber der angeklagten Aeußerung das Interesse „eines gegen die Allgemeinheit abgegrenzten Personenkreises“ (Verein, Genossenschaft, Gemeinde), dem er selber angehört, vertritt. Speziell bezüglich der Presse hat eine ständige Rechtsprechung entschieden, daß ihr „weder ein allgemeines Recht zustehe, vermeinte Uebelstände öffentlich zu rügen, noch auch Vorkommnisse, welche andere in ihrer Ehre verletzen, in die Oeffentlichkeit zu bringen.“

Die hier gegebene Darlegung der heute auf dem uns beschäftigenden Gebiet bestehenden rechtlichen Lage hat, denke ich, unseren Lesern schon gezeigt, wo die Quelle der so schwer empfundenen Mißstände zu suchen ist. Der Gesetzgeber sagt: Weil die Verteidigung von Rechten, die Wahrnehmung berechtigter Interessen in zahllosen Fällen unmöglich ist ohne Aeußerungen (tatsächliche Angaben, wie auch Urteile), die für andere verletzend sind, so sollen diese zu dem angegebenen Zweck in gutem Glauben gemachten Aeußerungen von der Strafe der Beleidigung frei bleiben. Die Rechtsprechung aber legt diese Bestimmung dahin aus: Recht und Interessen der Allgemeinheit (des Staats, der Gesellschaft) ist der einzelne Bürger, ist auch die Presse nicht berufen, wahrzunehmen, mithin steht den zu Gunsten dieser Rechte und Interessen gemachten Aeußerungen der Schutz des § 193 nicht zur Seite.

Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß hier die Rechtsprechung völlig in den Anschauungen des absolutistischen Polizeistaats stehen geblieben ist: das öffentliche Interesse haben nur die Behörden zu vertreten, der Privatmann ist dazu nicht berufen, also auch die Presse nicht; wenn er ein öffentliches Interesse handelnd oder redend wahrnimmt, so ist es für ihn kein berechtigtes Interesse, denn die ganze Geschichte — nämlich die Wohlfahrt des Staats und der Gesellschaft — geht ihn nichts an. Seltsamer Weise wird übrigens noch für eine spezielle Lage, in welcher die Behörden die Mitwirkung des Publikums nicht entbehren zu können glauben, nämlich für die Fälle der Verfolgung strafbarer Handlung durch Gerichte oder Polizei, eine Ausnahme gemacht und hier anerkannt, daß, der die Anzeige erstattende Privatmann, auch wenn die angezeigte Handlung ihn selber in keiner Weise berührt, ein berechtigtes Interesse wahrnimmt!

Es wird kaum notwendig sein, dem Leser darzulegen, daß und warum diese polizeistaatliche Auffassung unserer Gerichte für einen konstitutionellen, mit Selbstverwaltung ausgestatteten Staat, in welchem ein den Kinderschuhen entwachsenes Volk zur Mitwirkung an der staatlichen Tätigkeit, zur Kontrolle der staatlichen Organe auf allen Gebieten berufen ist, völlig verfehlt und unhaltbar ist. Wir müssen die Anerkennung des Satzes erkämpfen, daß jeder Staatsbürger ein berechtigtes Interesse am Gemeinwohl hat und daß er, wenn und soweit er für das Gemeinwohl handelt und redet, genau so zu schützen ist wie in den für seine persönlichen Inter-

essen vorgenommenen Handlungen und Aeußerungen. Der Schutz des § 193 ist ihm unentbehrlich, wenn er wirksam öffentliche Rechte und Interessen vertreten will: denn die bezüglich der Wahrnehmung persönlicher Rechte und Interessen allgemein anerkannte Wahrheit, daß dieselbe in zahllosen Fällen ohne für andere verletzende Aeußerungen unmöglich ist, gilt genau in gleichem Maß für die Wahrnehmung öffentlicher Interessen.

Es ist hiernach ganz unrichtig, wie es doch häufig geschieht, die Ausdehnung des Schutzes des § 193 auf die Verteidigung politischer Rechte und sonstige Wahrnehmung öffentlicher Interessen hinzustellen als ein Privilegium der Presse, das als solches von den einen verlangt, von den anderen bekämpft wird; sie ist vielmehr unentbehrlich für alle im öffentlichen Leben tätigen Staatsbürger, also eine unabweisbare Forderung des Rechtsstaats. Insbesondere kann die Erörterung öffentlicher Mißstände in Versammlungen und bei Zusammenkünften von Vereinen in unbefangener und wirksamer Weise nur dann erfolgen, wenn den Rednern der Schutz des § 193 zur Seite steht. Die Presse freilich ist aus auf der Hand liegenden Gründen in noch höherem Maße an dieser Forderung interessiert, und zwar gerade die anständige, die sachlich erörternde Presse, während der geforderte rechtliche Schutz der Klatschpresse, die persönliche und private Angelegenheiten in die Oeffentlichkeit zerrt, nicht zu gute kommen wird. Es ist keineswegs zu befürchten, daß die von uns geforderte Erweiterung der gesetzlichen Schranken politischer Erörterungen zur Zügellosigkeit der Presse oder der öffentlichen Versammlungen, zu straflosen Angriffen auf die Ehre der im öffentlichen Leben tätigen Persönlichkeiten führen werde; denn nach wie vor werden im politischen Kampf gemachte verletzende Aeußerungen der Strafe der Beleidigung dann unterliegen, wenn das Gericht nach seinem freien Ermessen „aus der Form der Aeußerung oder aus den Umständen, unter welchen sie geschah“, die Ueberzeugung gewinnt, daß die Absicht zu beleidigen vorhanden war. Die Aufrechterhaltung dieser Bestimmung wird stets genügen, um der Ehre der in politischen Erörterungen angegriffenen Personen den vollen gesetzlichen Schutz zu gewähren, auf den sie Anspruch hat.

Die Hoffnung auf eine Aenderung der bestehenden Rechtsprechung ist bei den in unseren richterlichen Kreisen überwiegend herrschenden Anschauungen für absehbare Zeit ausgeschlossen, ein Fortschritt also nur auf dem Wege der Gesetzgebung möglich. Dem § 193 muß ein Zusatz beigefügt werden des Inhalts, daß die im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt oder Sittlichkeit und zur Verteidigung politischer Rechte gemachten Aeußerungen zu den „Aeußerungen“ zu rechnen seien, die inhaltlich jenes Paragraphs unter bestimmten Voraussetzungen von der Bestrafung wegen Beleidigung frei bleiben. Ein solcher Zusatz wird im Reichstag unzweifelhaft eine überwältigende Majorität finden, und die in den nächsten Jahren bevorstehende allgemeine Revision unseres Strafgesetzbuchs wird den geeigneten Anlaß und die Möglichkeit bieten, ihn auch gegen ein etwaiges

Widerstreben des Bundesrats durchzusetzen. Inzwischen aber werden sachgemäße Erörterungen in der Presse dazu beitragen, die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der hier verlangten Reform in immer weiteren Kreisen zu verbreiten. Friedrich von Oertzen.

---

Das Deutschtum in Ungarn von Dr. S. Radó. Berlin. Puttkammer und Mühlbrecht. 1903. 95 S.

Diese Flugschrift ist von einem patriotischen Ungarn, anscheinend protestantischen Glaubensbekenntnisses, in deutscher Sprache veröffentlicht worden, als eine Antwort des Ungartums auf die Reichstagsrede des Grafen Bülow vom 19. März dieses Jahres. Inmitten des oft advokatischen Räsonnements, vermittelst dessen die Broschüre das transleithanische Régime gegen den Vorwurf der chauvinistischen Unterdrückungspolitik verteidigt, ist folgende Stelle bemerkenswert: „Wenn wir die Sachlage einer objektiven Prüfung unterziehen, so müssen wir bald zur Ueberzeugung gelangen, daß die Angst vor der Ueberwältigung durch das Deutschtum keineswegs bloße Gespensterfurcht ist. Ein Sprachgebiet von achtzig Millionen ist für ein Sprachgebiet von kaum zehn Millionen, wie das ungarische, ein gefährlicher Nachbar, der es infolge des natürlichen Uebergewichtes zu erdrücken und wegzuspülen droht. Ungarn ist gewissermaßen das Helgoland im deutschen Sprachenozean, der von den Küsten der Nordsee zum Adriatischen Meere flutet. Alles, was in Ungarn für das Magyarentum geschieht, ist tatsächlich mühselige Damm- und Schutzarbeit, um der gewaltigen Meeresbrandung einige Fußbreit Landes abzuringen. Es ist nicht ein schlauer dialektischer Kunstgriff, wenn die Vorkämpfer der Magyarisierung diese als eine Tat der bloßen Defensive hinstellen. Die dynamische Wirkung des Deutschtums ist schon durch seine physische Ueberlegenheit eine überwältigende. Wir fühlen uns gegenüber dem mächtigen Eroberungszuge des Deutschtums selbst in unseren vier Pfählen nicht sicher . . .

Aber, so heißt es in den uns wohlwollenden deutschen Kreisen, welch' Hirngespinst quält Euere Einbildungskraft, es will Euch bei Gott niemand germanisieren. Das ist wahr und ganz richtig. Es will uns niemand germanisieren, es denkt absolut niemand daran, uns das Deutschtum zu oktroyieren. Die Germanisation ist fast ausschließlich das Werk seiner dynamischen Uebermacht auf allen Gebieten. Das Deutschtum hat nicht nötig, auch nur den kleinen Finger zu rühren, um uns zu entnationalisieren. Das Deutschtum dringt in alle Poren unseres Lebens."

Um die Aufsaugung des Ungartums durch das deutsche Wesen zu verhindern, gibt es nach der Ansicht des Dr. Radó, hinter dem in der bezeichneten Frage alle seine Stammesgenossen wie Ein Mann stehen, kein anderes Mittel als die mehr oder weniger gewaltsame Magyarisierung sämtlicher Untertanen der Stefanskrone. Gelingt diese Aktion, welche

Staat und Gesellschaft Ungarns mit der gleichen Leidenschaft betreiben, so beherrscht das Magyarische fortan ein Sprachgebiet von zwanzig Millionen Zungen, und stellt mithin, um die Ausdruckweise des Verfassers zu wiederholen, einen ansehnlichen „dynamischen" Faktor dar. Indessen sieht sich Dr. Radó genötigt, zuzugeben, daß die Aussichten der Magyaren, jenes Bestreben zu verwirklichen, den fremdsprachlichen Millionen gegenüber, vor der Hand nur sehr geringe sind. In den letzten fünfzig Jahren hat das Ungartum, nach den statistischen Angaben des Autors, 261 Ortschaften gewonnen, 456 verloren, also einen endgiltigen Verlust von 195 Ortschaften erlitten, und zwar großenteils an die Baranyer Schwaben. Auch von den Serben und besonders von den Ruthenen sind nach der Radóschen Zusammenstellung bemerkenswerte Verluste verzeichnet worden, während das Rumänentum erstarkt. Die zuletzt bezeichnete Wendung vollzieht sich allerdings nicht auf Kosten des Magyarentums, sondern der Siebenbürger Sachsen, welche als der erste deutsche Stamm das Zweikindersystem angenommen haben. Jedenfalls steht aber fest, daß die Magyarisierungsbestrebungen an dem bäuerlichen Gros aller sechs Nationalitäten, welche neben der ungarischen den Boden Transleithaniens bewohnen, abgeprallt sind. Radó tröstet sich über die separatistische Hartnäckigkeit der Landbevölkerung mit den Fortschritten, welche nach ihm die Magyarisierung in den höheren Klassen gemacht hat. Wie er konstatiert, haben sich von den Hochschülern des Jahres 1900/01 als Ungarn bezeichnet 8070, als Deutsche 562, als Slovaken 132, als Rumänen 371, als Serben 31.

„Aus diesem Bilde", so interpretiert der Autor die von ihm angeführten Zahlen, „entnimmt man die Zukunft des Assimilierungsprozesses in Ungarn, der dahin zu charakterisieren ist, daß die oberen, infolge der aufsteigenden Klassenbewegung zur Geltung gelangenden Schichten sich überwiegend dem Magyarentum assimilieren, während das Bauerntum, zumal wo es in ziemlicher Dichtigkeit zusammenlebt, zäh und unveränderlich an seiner Sprache, seinen alten Sitten und Gewohnheiten festhält. Diese Schicht wird in absehbarer Zeit nicht assimiliert werden, ihr Volksbewußtsein wird jedoch nie in einer dem Staate feindseligen, seine Entwicklung beeinträchtigenden Weise hervortreten." Radó erhofft also, daß in Zukunft alle Kultur im Lande magyarisch sein wird. „Ein deutsches Talent", so ruft er aus, „wird in Ungarn nie wieder erstehen! Eine armselige, kümmerlich vegetierende Epoche hat aus dem auf ungarischer Erde geborenen Lenau den Sänger des deutschen Weltschmerzes gemacht. Dieses Phänomen wird sich nie wieder erneuern! Das stärkste Talent, das die ungarischen Schwaben seit fünfzig Jahren hervorgebracht, ist Franz Herczeg (Herzog), der Hauspoet der ungarischen Gentry, der die ungarische Gesellschaft bis in die letzte Faser mikroskopisch erfaßt und dargestellt hat. Sei dem nun, wie es wolle, sei es, daß Franz Herczeg, wie ein anderer Kaspar Hauser, dem Deutschtum geraubt worden ist, es läßt sich gegen diese Tatsache nicht rechten. Das Schicksal dieses zum Kernmagyaren gewordenen

Widerstreben des Bundesrats durchzusetzen. Inzwischen aber werden sachgemäße Erörterungen in der Presse dazu beitragen, die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der hier verlangten Reform in immer weiteren Kreisen zu verbreiten. Friedrich von Oertzen.

---

Das Deutschtum in Ungarn von Dr. S. Radó. Berlin. Puttkammer und Mühlbrecht. 1903. 95 S.

Diese Flugschrift ist von einem patriotischen Ungarn, anscheinend protestantischen Glaubensbekenntnisses, in deutscher Sprache veröffentlicht worden, als eine Antwort des Ungartums auf die Reichstagsrede des Grafen Bülow vom 19. März dieses Jahres. Inmitten des oft advokatischen Räsonnements, vermittelst dessen die Broschüre das transleithanische Régime gegen den Vorwurf der chauvinistischen Unterdrückungspolitik verteidigt, ist folgende Stelle bemerkenswert: „Wenn wir die Sachlage einer objektiven Prü[illegible] unterziehen, so müssen wir bald zur Ueberzeugung gelangen, daß die [illegible] vor der Ueberwältigung durch das Deutschtum keineswegs bloße Gespe[illegible] furcht ist. Ein Sprachgebiet von achtzig Millionen ist für ein S[illegible] gebiet von kaum zehn Millionen, wie das ungarische, ein gefährlicher [illegible] bar, der es infolge des natürlichen Uebergewichtes zu erdr[illegible] wegzuspülen droht. Ungarn ist gewissermaßen das Helgoland [illegible] Sprachenozean, der von den Küsten der Nordsee zum Adria[illegible] flutet. Alles, was in Ungarn für das Magyarentum ge[illegible] lich mühselige Damm- und Schutzarbeit, um der gewaltigen [illegible] einige Fußbreit Landes abzuringen. Es ist nicht ein [illegible] Kunstgriff, wenn die Vorkämpfer der Magyarisierung [illegible] der bloßen Defensive hinstellen. Die dynamische [illegible] ist schon durch seine physische Ueberlegenheit eine [illegible] fühlen uns gegenüber dem mächtigen Eroberu[illegible] selbst in unseren vier Pfählen nicht sicher . . .

Aber, so heißt es in den uns wohl[illegible] Hirngespinst quält Euere Einbi[illegible] germanisieren. Das ist wa[illegible] germanisieren, es denkt abe[illegible] oktroyieren. Die German[illegible] dynamischen Uebermacht a[illegible] nötig, auch nur den kleinen [illegible] Das Deutschtum dringt in [illegible]

Um die Aufsaugun[illegible] verhindern, gibt es n[illegible] bezeichneten Frage al[illegible] anderes Mittel als sämtlicher Untertan[illegible]

Staat und [illegible] ...ritte gemacht.
so beherrscht [illegible] ... minderwertige
Zungen, und [illegible] ... diesem großen
holen, einen [illegible] ...ung beruht die
Dr. Radó [illegible] ... organischer Vor=
Bestreben zu [illegible] ...dener Rassen und
der Hand nur sehr [illegible] ... Darin besteht die
Ungartum, nach den [illegible] ...ran: sie kann wenig
wonnen, 456 verloren, [illegible] ...ungsprozeß entzieht sich
erlitten, und zwar [illegible] ...n Antriebes entbehrenden
den Serben und besonders von der [illegible] ...es Staates an diesem Werk
Zusammenstellung [illegible] ... Staat darstellt, seine Kund=
das Rumänentum [illegible] ...sprache vornimmt. Erfaßt
allerdings nicht auf [illegible] ... bewegt und bis in den letzten
Sachsen, welche als der erste [illegible] ...eutung, so kommt hier bei allen
genommen haben. Jedenfalls [illegible] ... officina gentium wimmeln, der
bestrebungen an dem [illegible] ...zur Erscheinung.

neben der ungarischen den [illegible] ... kann keine Nation in Europa
sind. Radó [illegible] ...en Einschlag slavischen Blutes so
bevölkerung mit der [illegible] ...sache. In Ungarn ist der Nations=
den höheren Klassen [illegible] ... vollzieht sich gewissermaßen im hellen
Hochschülern des Jahres [illegible] ...igen Kräfte nehmen daran Anteil, wirken
502, als Slovaken [illegible] ...lut und Saft, um den Gährungsprozeß

„Aus diesem [illegible] ...oßer Zufall, daß so viele bedeutende und
Zahlen, „entnimmt [illegible] ...der Entwicklung Ungarns teilgenommen, aus
der dahin zu [illegible] ...amme hervorgegangen. Denn alles, was im
Klassenbewegun[illegible] ...ang nach Betätigung in sich fühlt, schließt sich
Magyarentum [illegible] ...igen Entwicklungsprozeß des nationalen Lebens
ziemlicher [illegible] ... Europa blickt, treten solche typische Fälle der
Sprache, [illegible] ... . . .

wird in [illegible] ... der Regierung, nur der hinreißende Zug der Ge=
jedoch nie [illegible] ...Werk der Magyarisirung ... Ein untrügliches Zeugnis
trächtig[illegible] ...s Naturtriebes, der in dieser Bewegung wirkt, ist, daß der
[illegible] die Konsolidierung immermehr zusammenschmilzt. Das
[illegible] der Staat einheitlich und magyarisch sein muß, . . . ist
[illegible]...ren auf immer weitere Kreise der Nationalitäten über=
[illegible] Wirken des Staates, seine verheißungsvolle Entwicklung,
[illegible]...rung hat viele der ehemaligen Widersacher bezwungen. Die
[illegible]...hrten und Ralliierten mehrt sich von Tag zu Tag . . . In
[illegible] Jahren konnten die Feinde noch die Hoffnung hegen, die
[illegible]...lung der Verfassung werde keinen Bestand haben und das
[illegible] Regime werde eines schönen Tages durch eine Katastrophe
[illegible]...gt werden . . . Die Hoffnung hat sich jedoch als trügerisch er=
[illegible] Nicht bloß die dirigierenden Klassen, alle anderen Schichten,

Schwaben ist das Schicksal aller seiner begabten, hoch strebenden Landsleute. Was unter diesen enfants perdus des Deutschtums an Talent hervorgebracht wird, ist dem Magyarentum verfallen, trägt bei, das Magyarentum zu stärken, seine Kultur zur Entfaltung zu bringen. Wie verkehrt und ungerecht ist es, unserer Nation aus dieser Entwicklung einen Vorwurf zu machen! Es ist die ewige Ehre des ungarischen Namens, daß er auf diesem Boden die Anziehungskraft seines Wesens bewährt und jenes Mindestmaß der Einheit hergestellt hat, ohne die das Gemeinwesen nicht bestehen kann. So wie der Eintritt der Magyaren in Pannonien das Ende des Jammers und Elends der zehn bulgarisch-slavischen Teilfürstentümer bedeutete, so ist ihrer politischen Arbeit bis auf den heutigen Tag das Merkmal geblieben: durch die Einheit des nationalen Staates zur Freiheit, zur Kultur und zur höheren Entwicklung zu gelangen."

Daß die ungarländischen Deutschen, indem sie magyarisiert werden „zur Freiheit, zur Kultur und zur höheren Entwicklung" gelangen, kann ein so geistreicher Mann, wie Dr. Radó, wohl kaum im Ernste aufrecht erhalten. Den besten Beweis für die innere Unsicherheit des Verfassers gibt die krankhafte Empfindlichkeit ab, welche die steigende Anteilnahme der Reichsdeutschen an dem beklagenswerten Schicksal ihrer ungarländischen Konnationalen bei ihm erweckt. Mit deutlicher Anspielung auf die bezügliche Reichstagsrede Bülows und auf das Bismarckische Schreiben, welches der jetzige Reichskanzler bei jener Gelegenheit bekannt machte, spricht Dr. Radó den Deutschen des Reiches ausdrücklich das Recht ab, hinsichtlich der ungarischen Nationalitätenpolitik auch nur Wünsche zu äußern. Der Autor erklärt, seine Schrift gebe ausschließlich persönliche Anschauungen wieder, jede Einwirkung von Seiten der Regierungskreise sei ihr fern geblieben. Indessen kann unter den momentanen ungarischen Verhältnissen von einem selbständigen Regierungsgeiste weniger als je geredet werden, indem die chauvinistische Volksströmung die Regierung längst mit sich fortgerissen hat. Der magyarische Chauvinismus achtet kaum noch die Rechte des Königs, wie läßt sich also Respekt für die Menschenrechte der unterworfenen Völkerschaften von ihm erwarten? Je höher der Einfluß der magyarischen Ultras in der letzten Zeit gestiegen ist, desto nötiger ist es, auf die hier besprochene Broschüre aufmerksam zu machen, welche, aller stilistischen Mäßigung ungeachtet, den Geist entschlossener, skrupelloser Gewaltsamkeit atmet. Radó nimmt seine Landsleute gegen die Anklage der nationalen Brutalität in Schutz, führt die Verteidigung aber auf sophistische Art. Ich lasse diese in den Tageszeitungen genügend erörterten Dinge auf sich beruhen. Einer Kritik würdig erscheint mir dagegen Radós Behauptung, der angewendete Zwang sei auf keinen Fall die Hauptsache der erzielten Magyarisierungserfolge.

„Die staatenbildende Assimilierung", so sagt er, „geht im Schoße des ungarischen Staates mit großen Schritten vorwärts. Die Idee des Staates, das stolze Bewußtsein, einem blühenden, zukunftsreichen Gemein-

wesen anzugehören, hat im letzten Jahrzehnt gewaltige Fortschritte gemacht. Das Stammesgefühl ist gegenüber dem Staatsbewußtsein die minderwertige Potenz und muß vor der höheren Idee zurücktreten. Auf diesem großen unablässig sich vollziehenden Naturprozeß der Assimilierung beruht die Magyarisierung. Sie ist ein Werk der Gesellschaft, ein organischer Vorgang, der in allen Jahrhunderten aus dem Brei verschiedener Rassen und Stämme eine Nation geformt und gehämmert hat. Darin besteht die Magyarisierung. Die Regierung hat wenig dafür getan; sie kann wenig tun. Ein solcher Regenerierungs- und Völkerbildungsprozeß entzieht sich eigentlich der mechanischen, der jedes gefühlsmäßigen Antriebes entbehrenden Funktion der Verwaltung. Der ganze Anteil des Staates an diesem Werk summiert sich dahin, daß er sich als ungarischer Staat darstellt, seine Kundgebungen und Amtshandlungen in ungarischer Sprache vornimmt. Erfaßt man das große Problem, das Ungarn jetzt bewegt und bis in den letzten Nerv erregt, in seiner welthistorischen Bedeutung, so kommt hier bei allen den Völkerschaften, die in dieser großen officina gentium wimmeln, der Wille, als einheitliche Nation zu leben, zur Erscheinung.

Vom Standpunkte der Rassentheorie kann keine Nation in Europa bestehen, die deutsche mit dem starken Einschlag slavischen Blutes so wenig wie die britische und französische. In Ungarn ist der Nationsbildungsprozeß noch im Zuge; er vollzieht sich gewissermaßen im hellen Lichte der Geschichte. Alle lebendigen Kräfte nehmen daran Anteil, wirken mit und geben das Beste von Blut und Saft, um den Gährungsprozeß zu fördern. Es ist ja kein bloßer Zufall, daß so viele bedeutende und hervorragende Kräfte, die an der Entwicklung Ungarns teilgenommen, aus den Kreisen der fremden Stämme hervorgegangen. Denn alles, was im Lande frische Kraft und Drang nach Betätigung in sich fühlt, schließt sich mit ganzer Seele dem großen Entwicklungsprozeß des nationalen Lebens an . . . Wohin man in Europa blickt, treten solche typische Fälle der Assimilirung vor Augen . . .

Nicht die Macht der Regierung, nur der hinreißende Zug der Gesellschaft arbeitet am Werk der Magyarisirung ... Ein untrügliches Zeugnis für die Gewalt des Naturtriebes, der in dieser Bewegung wirkt, ist, daß der Widerstand gegen die Konsolidierung immermehr zusammenschmilzt. Das Bewußtsein, daß der Staat einheitlich und magyarisch sein muß, . . . ist von den Magyaren auf immer weitere Kreise der Nationalitäten übergegangen. Das Wirken des Staates, seine verheißungsvolle Entwicklung, seine Konsolidierung hat viele der ehemaligen Widersacher bezwungen. Die Zahl der Bekehrten und Ralliierten mehrt sich von Tag zu Tag . . . In den Siebziger Jahren konnten die Feinde noch die Hoffnung hegen, die Wiederherstellung der Verfassung werde keinen Bestand haben und das magyarische Regime werde eines schönen Tages durch eine Katastrophe hinweggefegt werden . . . Die Hoffnung hat sich jedoch als trügerisch erwiesen . . . Nicht bloß die dirigierenden Klassen, alle anderen Schichten,

die Macht, Einfluß und Geltung besitzen, sind mit Leib und Seele ungarisch geworden . . . Das Nationalitätenbewußtsein hat sich tatsächlich in die dunkeln Ecken, in die Schmollwinkel des Lebens geflüchtet . . . Die oberen Schichten, die in der Fastenkost eines öden und passiven Prätendententums kein Genüge finden, schließen sich dem Ungartum an; die Bauernschaft, namentlich dort, wo sie in größerer Dichtigkeit auf einem Landstrich beisammen lebt, bleibt in unerschütterlichem Beharrungsvermögen nicht nur in Sprache, sondern auch in Sitten, Gebräuchen und Tracht an seinem alten Volkstum hängen."

Wäre die hier entworfene Schilderung richtig, so könnten sich die Magyaren in der Tat mit ziemlicher Sicherheit darauf verlassen, daß ihr nationales Zwanzigmillionen-Reich einmal zu Stande käme. Denn wenn auch die Landbezirke fremder Zunge noch lange sprachlich unassimilierbar blieben, so würden sich die Ungarn doch wenigstens zu einer Herrscherstellung aufschwingen, wie sie das Deutschtum in Oberschlesien einnimmt. Der weiteren Entwicklung vermöchte man dann magyarischerseits mit nicht unberechtigter Zuversicht entgegenzusehen. Nun ist aber die Radó'sche Darstellung hinsichtlich des entscheidenden Punktes höchst wahrscheinlich falsch; von einer wirklich spontanen Magyarisierungstendenz kann bei den unterworfenen Nationalitäten nur wenig die Rede sein. Unparteiische Beobachter der ungarischen Verhältnisse verfechten mit Nachdruck die Behauptung, unter dem Terrorismus der Magyarisatoren habe sich das ungarländische Deutschtum bloß effaziert, nicht aufgelöst. Die Ungarn erwarten von der Zukunft, daß sich überall unter den slavischen und rumänischen Dorfbevölkerungen städtische Kulturzentren magyarischer Nationalität bilden werden. Wie nun aber, wenn diese Kulturzentren weniger magyarisch als deutsch ausfallen, wie das leicht möglich ist, wenn die zwei Millionen Deutschungarn trotz ihrer unantastbaren politischen Loyalität und ihres einstweiligen Verschwindens von der Oberfläche am letzten Ende doch bleiben, was sie sind? Bismarck und Bülow haben den Ungarn eine differenzielle Behandlung ihrer nicht-magyarischen Mitbürger anempfohlen, indem sie für die staatstreuen Deutschen größere Rechte in Anspruch nahmen, als den zentrifugalen Rumänen und Slaven eingeräumt werden sollten. Vor nicht langer Zeit ist eine Lebensbeschreibung von Sir William White erschienen, dem bekannten erfolgreichen Botschafter Englands am Goldenen Horn.*) In dem genannten Buche findet sich der Brief einer intelligenten britischen Dame, welche nach dem russisch-türkischen Kriege von 1877 Siebenbürgen bereist und dort das in unverkennbarer irredentistischer Tendenz angebrachte Porträt des neuen Rumänenkönigs Karl in jedem wallachischen Dorfkruge gefunden hat, wie ihr überhaupt auf Schritt und Tritt das Bild einer leidenschaftlich erregten Romania Irredenta entgegengetreten ist. Seidem sind die

*) Sir William White „Life and correspondence". London 1902.



siebenbürgischen Rumänen nicht loyaler geworden, aber weder in ihnen noch in den turbulenten Kroaten erblickt das Ungartum seinen gefährlichsten Widersacher, sondern in dem deutschen „Kulturdünger", mit dem Achtzigmillionen-Sprachgebiet hinter sich. Die Radósche Flugschrift, vom April dieses Jahres datiert, ist die offiziöse Antwort nicht der ephemeren ungarischen Minister, sondern des gesamten Ungartums auf die Bülowschen Wünsche vom März. Schon die Kundgebung von Wünschen verletzt uns, antwortet die ungarische Publikation. Diese gereizte Erwiderung ist der Ausfluß eines Schwächegefühls, dessen sachliche Gründe uns Radó unbefangen und treffend auseinandersetzt, freilich ohne die richtigen Konsequenzen abzuleiten. Die Nationalitätenverfolgung der Ungarn ist in erster Linie Deutschenverfolgung, die Magyaren verfolgen die Deutschen, weil die Letzteren kulturell die Stärkeren sind und bleiben, und weil jede weitere Zivilisierung des noch sehr kulturbedürftigen und kulturfähigen Transleithanien deutsche, nicht magyarische Gesittung zu werden droht.

E. Daniels.

## Literatur.

Herman Grimm, Goethe. Vorlesungen gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin. 2 Bde. 7. Auflage. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin 1903.

Ein Buch wie H. Grimm's Goethe-Vorlesungen kann nie veralten, und es ist erfreulich zu sehen, daß es, wie die in diesem Jahr erschienene 7. Auflage beweist, seine Anziehungskraft auf die deutschen Leser fort und fort behauptet. Und das, obwohl es vor der Eröffnung des Goethe-Archivs (1885) geschrieben wurde und obwohl seitdem eine ganze Reihe von Goethe-Biographien erschienen sind, die die Schätze dieses Archivs benutzen konnten. Als die erste Auflage an's Licht trat (1877), beherrschte noch Lewes den Markt; neben ihm kam die schwerfällige Arbeit von Viehoff so gut wie nicht in Betracht. Lewes hatte doch das Verdienst, den Leser nicht mit der Masse des Einzelstoffes zu überschütten, sondern das ausgewählt zu haben, was sich als Strich zum Bilde des Dichters und Menschen Goethe verwerten ließ. Daß er in seinem Bilde die menschliche Seite noch über die dichterische hervortreten ließ, erhöhte sein Verdienst in einer Zeit, die von Vorurteilen gegen Goethes Persönlichkeit durchseucht war. Die Schwächen seines Buches hat ihm Adolf Schöll nach Verdienst vorgerechnet; aber das brauchte den deutschen Leser nicht zu stören, der endlich neben der Bewunderung auch Zutrauen zu seinem Dichter fassen lernte. Dennoch konnte Lewes nur Vorläufer sein. Sein Goethebild entsprach dem Ursprung aus dem Kopf eines gewandten und talentvollen Journalisten. Aber wie es ein Unterschied ist, ob ein Bismarckbild von Allers stammt oder von Lenbach, von einem nur geschickten oder

von einem genialen Künstler, bei dem zu der kontrollierbaren Aehnlichkeit noch alles hinzukommt, was der Geist des Künstlers hinzudenkt, so unterscheiden sich der Lewessche Goethe und der Goethe H. Grimms. Denn das ist die bleibende Bedeutung dieser „Vorlesungen", daß hier zum ersten Male ein Goethebild aus dem Geiste eines berufenen Künstlers hervorgeht, bei dem die Erkenntnis und die Gestaltungskraft sich die Wage halten.

H. Grimm redet einmal (I, 287; 13. Vorlesung) von dem „Mythus des eignen Lebens", den jeder dichte, der rückwärts schauend die Masse des von ihm Erlebten unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung auffasse, sie also unter eine, erst durch den Lebensgang selbst zu erfassende Idee stelle. So hat Goethe sein Leben, wenigstens seine Jugendzeit, gedichtet. Die Aufgabe des Biographen ist, es ihm nachzudichten soweit er vorangegangen ist, und wo er aufgehört hat, es auf eigene Hand und Gefahr weiter zu dichten. Es ist bezeichnend, daß Lewes (in der Vorrede) sich durch das Dasein von „Dichtung und Wahrheit" in der Selbständigkeit, Grimm sich durch das Fehlen in den späteren Lebensabschnitten in der Sicherheit des Urteilens beeinträchtigt erklärt. Die wahre Bedeutung des Titels „Dichtung und Wahrheit" hat überhaupt erst H. Grimm ganz deutlich gemacht, weil er als ein dichterischer Geist den Dichter ganz verstand.

Je mehr der Biograph selbst Dichter ist, desto mehr wird sich in dem Bilde, das er entwirft, auch seine eigene Art als Bild ausprägen. Und dies ist nun bei H. Grimm im höchsten Maße der Fall. Seine Vorlesungen sind keine unpersönliche Schilderung, sondern eine höchst persönliche Gabe, bei deren Empfang wir auf Schritt und Tritt dem Geber selbst in's Auge schauen und seine Stimme vernehmen. Das liegt nicht nur an der Redeweise, die sich in der Ichform einherbewegt, es liegt noch viel mehr an der Art, wie der Autor seine eigene Lebensbeobachtung — das, was „der Gott ihn gelehrt" — benutzt, um die Lagen und Ereignisse, die er vor unser Auge bringt, zu beleuchten. Dadurch zwingt er uns ganz unmittelbar, sie von denselben Gesichtspunkten wie er, gewissermaßen mit seinen Augen zu sehen. Aber weil es der Mühe wert ist, sie so zu sehen, so wird der Zwang zur Wohltat und zur Bereicherung. Der Leser nimmt eigentlich ununterbrochen ein Doppelbild in sich auf: das des Dichters und das seines Darstellers. Die Belege dazu liefert jede Seite, am meisten vielleicht die italienische Reise (16. Vorlesung). Ich möchte das doch nicht vordrängerischen Subjektivismus nennen; mir scheint vielmehr gerade in diesem Teile die Darstellung ihre künstlerische Höhe zu erklimmen; denn es gelingt hier dem Autor, uns dahin zu bringen, daß wir, ohne unsere Aufmerksamkeit zu teilen, das klassische Land zugleich mit den Augen Goethes und mit denen seines Biographen sehen: wir teilen mit jenem die frischen Eindrücke der naiven Entdeckerfreude und wir haben zugleich den kritischen Blick, mit dem der neuere gründliche Kenner Italiens und seiner Geschichte jene mißt, beides durch den gleichen Hauch

des Selbstgesehenen und Selbsterlebten durchweht und zur Einheit verschmolzen.

Was schon bei Lewes verdienstlich war, das ist bei H. Grimm zur vollendeten Kunst gesteigert. Denn hier bleibt das Stoffliche ganz unter dem Horizont; was der Autor uns bietet, ist die reine Gestalt, wie sie sich in seinem Geiste abgeklärt hat. Er erzählt wie ein Maler, der aus dem Gedächtnis malt. Das Wesentliche, Allgemeine, Bleibende tritt dabei naturgemäß hervor vor dem Zufälligen, Einzelnen, Vorübereilenden. Die großen durchgehenden Linien graben sich mit kräftigen Zügen in unsere Phantasie, das Viele und Zerstreute nur soweit, daß das Bild plastische Fülle erlangt. So entsteht ein im schönsten Sinne „monumentales“ Kunstwerk, dessen Substanz durch keinen Wechsel der Einzelansichten verändert werden kann. Darum kann, wie gesagt, Herman Grimms Goethebild nie veralten, so viele Biographien die Zukunft uns auch noch bescheren mag.

Mit dieser 7., von Reinhold Steig besorgten Auflage ist das Werk aus dem Verlag von W. Herz in den Cotta'schen Verlag übergegangen, und der neue Verlag hat diesmal die an Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ begangene Sünde nicht wiederholt: er hat das monumentale Werk in einer monumentalen Ausstattung erscheinen lassen, in zwei Bände geteilt (deren zweiter mit der italienischen Reise anhebt), in einem herrlichen, deutlichen, zum Lesen einladenden Druck, ohne Preiserhöhung. Eine sehr dankenswerte Zugabe ist die Zusammenstellung der sämtlichen Vorreden der früheren Auflagen am Schluß des zweiten Bandes. Denn in diesen Vorreden stecken hochinteressante Mitteilungen literarischer und biographischer Art. Sie betreffen die Enkel Goethes, ferner die bedeutendsten Genossen der Goetheforschung: Julian Schmidt, Wilhelm Scherer, Gustav von Loeper; wir hören, wie Kaiser Wilhelm I. und die Kaiserin Augusta zu Goethe standen; ein Ausblick auf die Bedeutung Goethes für die Lebensprobleme der Gegenwart schließt in der fünften Vorrede diese Betrachtungen ab.

Auch einzelne Nachträge und Berichtigungen hat der Verfasser hier untergebracht und nicht in den Text seines Buches eingearbeitet, was ja technisch nicht schwer gewesen wäre. Er hat damit bestätigt, was eben gesagt wurde: daß es in diesem Buche nicht sowohl auf den literargeschichtlichen Stoff als auf das Bild der Persönlichkeit ankomme, und daß dieses Bild, wie es einmal geschaut war, durch kleine Aenderungen an Knöpfen und Schnallen in seinem Wesen nicht berührt werde. Und so, wie nun das Buch abgeschlossen vor uns liegt, verdient und fordert es sich einen bleibenden Platz in dem Hausschatz jedes gebildeten Hauses, wo man Goethe überhaupt zu schätzen vermag. Möge die Verlagshandlung auch seine äußere Erscheinung stets auf der jetzigen Höhe halten und damit den Anreiz zum Eigenbesitz des Buches wach erhalten. Wenn man sieht, wie ein anderes monumentales Werk unserer Literatur — Gustav Freytags Bilder

aus der deutschen Vergangenheit — von Auflage zu Auflage äußerlich immer mehr herunter kommt, weil die Verlagshandlung die 28. Auflage anscheinend von derselben Walze abziehen läßt wie die erste, sodaß endlich die Buchstaben zerfetzte Ränder bekommen und der Leser, wenn er ein lesbares Buch haben will, nach den älteren Auflagen greifen muß, wo sie zu haben sind, — dann dürfte die ausgesprochene Mahnung nicht überflüssig erscheinen. Metz.

## Rom und wir.

Es ist kein übler Gedanke, wenn er auch nicht mehr ganz neu sein kann, uns zum Bewußtsein zu bringen, was Rom unseren Größten und Tüchtigsten bedeutet hat, was es uns noch immer ist und sein wird. Kein Volk der Erde stellt wohl immer noch eine solche Anzahl Roméos, d. i. Rompilger, als das deutsche, hat eine so große Kolonie von meist intelligenten, arbeitsfrohen Gelehrten und Künstlern als wir. Ziehen wir auch nicht mehr mit dem alten schönen Hymnus ein, den man in Niebuhrs Kleineren Schriften aufsuchen möge:

O Roma nobilis,
Martyrum sanguine
Rubea . . .

dem wunderbaren Zauber der Stadt und der latinischen Landschaft entziehen kann sich keiner. „Ein Jahrhundert römischen Lebens“ bietet uns Dr. H. Smidt.*)

Gewiß, es ist eine Art Kompendium oder meinetwegen Sammelsurium, aber mit Geschmack und Sachkenntnis und großem Fleiß aus einer immensen Literatur von Biographien und Briefsammlungen zu Hauf gebracht.

So übersieht der Leser leicht, was Rom von den Tagen Winckelmanns an bis etwa zum 20. September 1870 hin für das deutsche Geistesleben bedeutet habe. Ausgeschlossen blieben vorerst leider Männer wie Zoega, Herder, Fernow, Niebuhr, jedoch sind sie einem zweiten Bande vorbehalten.

Gottlob, es ist keins der beliebten Bilderbücher, wie man Goethes Spuren nachwandelnd dergleichen auf den Markt gebracht hat.

Daß die Auszüge aus Winckelmanns Briefen an seine Freunde knapp gehalten sind, ist nur zu loben, sie sollen eben das Verlangen nach dem Ganzen reizen und weisen uns also auf Justis klassisches Buch hin.**)

*) Was das Buch sein will, sagt der weitere Titel „Von Winckelmanns Romfahrt bis zum Sturze der weltlichen Papstherrschaft.“ Berichte deutscher Augenzeugen, gesammelt von Dr. H. Smidt. Leipzig, Dykische Buchhdlg. 1903. 264 S. Lex. 8⁰ und 20 S. Annalen. Preis 5 Mark, geb. 7,50 Mark.

**) Beiläufig S. 7 lese man: Palazzo Rondanini. Es ist die jetzige russische Botschaft. Ihm gegenüber hatte Tischbein im ersten Mezzanino gewohnt, und bei ihm Goethe, der sich hier als ein „Mitgenosse der großen Ratschläge des Schicksals“ empfand.

Interessant ist, was Tischbein von dem 80jährigen Battoni erzählt, er gehe tagtäglich früh vier Uhr in die Mette. Ich selber habe es erlebt, daß ein tüchtiger evangelischer deutscher Historiker, der eine schöne Römerin geheiratet hatte, diese ebenfalls täglich an die Pforte von S. Carlo begleitete und nach der h. Handlung draußen wieder in Empfang nahm.

Auf Tischbein folgt Goethe; er hätte meines Erachtens hier füglich ganz fehlen dürfen, da ohnehin jedem gebildeten Deutschen dessen italienische Reise bekannt ist, deren Anschauungen sich blindlings gefangen zu geben, er nicht verpflichtet ist.

Joh. Hr. Meyer über Rafael und Michelangelo zu hören, fördert den heutigen Leser nicht besonders, von Carstens wäre mehr zu lernen gewesen. Dagegen ist das Geplauder Matthissons über die liebenswürdige Angelica Kauffmann, die Freundin Anna Amalias, Goethes und Herders besonders dankenswert (S. 32 ff.). Eine bedeutende Frau erscheint auch in der Dänin Friederike Brun, geb. Münter, die auch in dem Leben des Hainbündlers Christian Hieronymus Esmarchs, des treuen Freundes Zoegas, das uns noch beschäftigen wird, eine Rolle spielt.*) Sehr hübsch ist z. B. Friederikens Bemerkung über Canovas Marmorbiegen. In der „Köln. Ztg." lasen wir mal von den modernen italienischen „Marmorkräuslern". „In diesen überweichen Gliedern", sagt sie, „sind keine Knochen."

Was werden unsere archäologischen Freunde auf dem Kapitol sagen, wenn sie Wilhelm von Humboldts Aerger über die Buddeleien auf dem Forum vernähmen? Zoega ging es ja auch so. Wenn Humboldt bekennt, die Musik sei ihm „in den Tod verhaßt", so sei ihm bloß unser Mitleid ausgedrückt. Poveretto! sagt der Römer.

Mit Schnorr v. Carolsfeld — vorher ist Bunsen leider sehr knapp weggekommen — gelangen wir zu der Gruppe der sogenannten „Nazarener", die den olympischen Zorn Goethes und seines Kunscht-Meyers entflammten, bis es Freund Sulpiz Boisserée gelang, ihn einigermaßen zu dämpfen. Man hatte ganz vergessen, daß Rom doch eben nicht Weimar ist und noch weniger Berlin, daß für die Villa Massimi oder die Casa Bartholdi bestellte Fresken keinen „julianischen Haß" wider das Christentum entzünden durften.

Der fromme, nach unserem Gefühl oft gar zu kinderstubenhafte Ludwig Adrian Richter zeigt sich als Verehrer des alten Koch, des Entdeckers der sabinischen Landschaft, Olevanos voraus, er hört auch gern die kirchenhistorischen Vorträge Rothes, der damals preußischer Gesandtschaftsprediger war.

Verhältnismäßig reich ist Elise von der Recke vertreten. S. 49—63. Sie hatte ihren Tiedge bei sich.

*) Nebenbei: S. 35 unten lese man Fra Angelico und S. 37 Velletri statt Vallatri.



August Kestner (er ist der Sohn von Werthers Lotte) sei nur erwähnt als erster Vizepräses unseres Archäologischen Instituts. Wir hören ihn über Thorwaldsen, und daß Goethes Sohn August in seinen Händen gestorben sei (s. S. 144).

Als ein recht eigentlich von Goethe erzogener junger Künstler kam 1828 Fr. Preller nach Rom. Der alte Koch fragte ihn: „Kennen Sie denn auch den Goethe, den Kunstschreiber? Verstehen tut er aber nix!" —

S. 156 werden uns noch eingehender die Freskenmaler der Villa Massimi*) vorgeführt, Koch, Overbeck und Führich. Es sei gestattet, des letzteren, eines besonders frommen Romschwärmers Worte hier einzustreuen (S. 166).

„O Rom, Rom! Wer auch nur einige Wochen in deinem Schoße verweilte und aus deinem ernsten Mutterauge, aus den Monumenten deiner Geschichte, nicht heiligen, unvertilgbaren Ernst getrunken, der gehe nach London und Paris, bewundere Maschinen und Fabriken, besuche Theater, Bälle und Assembleen, und gehe, getragen von dem lecken Nachen moderner Kultur, gänzlich unter im Pfuhle seelenloser Gemeinheit . . ."

Sehr verständig verbreitet sich August v. Hase, der bekannte Jenaische Kirchenhistoriker und von den Klerikalen Roms gefürchteter geistvollster Bekämpfer ihres Systems, obwohl ein gerngesehener Freund Antonellis, über die Peterskirche, deren bloße Dimensionen ihm natürlich garnicht imponieren konnten. Es ist in der Tat stupid, davor zu staunen.

Die begeisterte Schilderung eines Jesuitenzöglings, Franz Hettinger. (S. 205—229) über das Leben im Collegio Romano hätten wir ganz gern entbehrt, ob sie gleich auch zu dem Gesamtbilde des heutigen Roms gehören mag. Mit dem Anpreisen der Herrlichkeit der jesuitischen Erziehung soll man uns doch heut nicht mehr kommen. Wem sie Spaß gemacht hat, wir gönnen sie ihm, aber deutsch ist das nicht.**)

Adolf Stahrs „Torso" und „Ein Jahr in Italien" haben ihren Ruhm dahin. Hier nehmen sie Besserem den Raum, das man hätte haben können. Warum fehlt z. B. Hermann Grimm, Victor Hehn, Paul de Lagarde u. a.?

Weimar, Dezember 1903. Franz Sandvoß (Xanthippus).

*) Ein Massimo war es auch gewesen, der in Rom in seinem Palazzo die erste Buchdruckerei gegründet hatte, durch einen deutschen Drucker natürlich, wie in Venedig längst deutsche Drucker tätig waren, so jener Wendelin von Speier, der den ersten Dante a. 1477 gedruckt hat, der in diesem Jahre für 1050 Lire verkauft ward, die Greif (Gryphius) u. a.

**) Andererseits sei hier angemerkt, daß wir das Graulichmachen vor den Jesuiten auch nicht verstehen, da wir darin eine ganz unverdiente Reklame für die armen Schlucker erblicken.



R. Bürkner: Herder, sein Leben und Wirken. Band 45 der Biographien-Sammlung Geisteshelden. Berlin, Ernst Hofmann u. Co.

Die hundertjährige Wiederkehr von Herders Todestag lenkt in diesen Tagen in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit auf den Geisteshelden, der selber zwar keinen Dichterruhm begehrte und kaum ein der Form nach völlig abgerundetes dichterisches Einzelwerk geschaffen hat, der aber trotzdem in der Gesamtheit dessen, was er geschaffen, als einer der gottbegnadetsten Künstler vor uns steht, die es je gegeben — ist er doch der Schöpfer einer neuen Weltanschauung geworden, die in wenigen Jahren die weitesten Kreise gewann, von einer großen Zahl begeisterter Anhänger auf den einzelnen Wissensgebieten weiter ausgebildet wurde und in ihren Hauptzügen noch jetzt nach hundert Jahren zum unverlierbaren Eigentum unseres modernen Geisteslebens gehört.

Als schöpferischer Denker ist Herder von Spinoza und Leibniz ausgegangen. Unter dem Einfluß der Leibnizschen Monadologie bildet sich ihm, dessen Augen überall Leben, historische Entwicklung, organische Gestaltung sehen, das starre Sein von Spinozas deus sive natura zu einer allwirkenden Kraft um. Für das menschliche Gemüt macht er den Gottesbegriff des alten Philosophen lebendig, indem er diesen Gott, von dem Spinoza alle anthropopathischen Begriffe ferngehalten wissen wollte, als Inbegriff der höchsten Weisheit, Güte und Schönheit faßt. Begeistert sieht er zu diesem Gotte auf, der nicht außer und über der Welt als etwas Fremdes, ihr Entgegengesetztes steht, sondern ihr eigenstes immanentes Prinzip ist. So wird Herder im bewußten Gegensatz zu dem theoretischen und praktischen Dualismus der Aufklärungszeit der Schöpfer des neuspinozistischen poetischen Monismus, der die gesamte Welt als ein großes organisches Ganzes erfaßt, voll lebendiger Kräfte, deren keine untergehen kann, die in höheren und stets höheren Formen sich offenbaren, bis sich endlich die gesamten Kräfte und Triebe in der Gestalt des Menschen, soweit diese sie fassen kann, vereinen. In ihm gelangt die organische Naturkraft zur Klarheit über sich selbst, manifestiert sich als Bewußtsein, als Seele, und auch in dieser Form wirkt das organische Prinzip weiter, bis es schließlich in der Humanität seine höchste Entfaltung findet. Goethe, in philosophischen Fragen der Schüler Herders und eifriger stiller Mitarbeiter an den ersten Büchern seiner „Ideen", und Schelling, dessen erste Werke schon deutliche Anlehnung an Herder verraten, sind die Verkünder dieses Monismus geworden, den sie nach einer Seite hin besonders noch genial weiterbildeten, indem sie an Stelle des moralischen Prinzips, das noch die Schranken der Aufklärungszeit an sich trug, das ästhetische zum letzten und höchsten Prinzip der Weltorganisation erhoben (vgl. besonders Goethes „Gott und Welt" und Schellings „Bruno"). Dieser Weltanschauung überall Geltung zu verschaffen, war das Bestreben, das die älteren Romantiker verband. Diese Weltauffassung überwindet Rousseaus ungeschichtliche Träume, indem sie die Kultur als höchste folgerechte Ent-

wicklung der Natur begreifen läßt; sie überwindet durch die Erfassung des Geistes als höchster Entfaltung der Natur, des Sittlichen als veredelter Blüte des Sinnlichen den Zwiespalt der Kantischen Weltauffassung; sie bereitet durch die Erhebung des Lebens zum Zentralprinzip und durch die hohe Wertschätzung alles Individuellen als der Offenbarung des Unendlichen im Endlichen den Boden für den Aufschwung der Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert. Und wenn gerade dieser Aufschwung der Naturwissenschaften um die Mitte des Jahrhunderts in weiten Kreisen eine dem Empirismus und Positivismus sich zuneigende Welt- und Lebensauffassung zeitigt, so regen sich in der Gegenwart wieder lebenskräftige Keime, die mit Ueberwindung der Einseitigkeiten früherer Epochen die Welt den monistischen Ideen neu erobern.*)

Gedankengänge wie diese dürfte man erwarten im Mittelpunkte eines Buches zu finden, das weiteren Kreisen der heutigen Generation Herder als einen Geistesheroen verständlich machen soll. Diese Hoffnung erfüllt das Bürknersche Werk nicht. Der Bedeutung Herders als Schöpfer einer neuen Weltanschauung ist der Verfasser nicht gerecht geworden. Er ist wenig philosophisch interessiert. In einem Buch von 280 Seiten verwendet er auf Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" noch nicht acht Seiten, während der Schilderung der Mißhelligkeiten und Schwierigkeiten bei Herders Uebergang von Bückeburg nach Weimar über zwölf Seiten gegönnt sind. Große leitende Gesichtspunkte, klare Zusammenfassungen, die bei einer Behandlung Herders in engerem Rahmen durchaus notwendige Beschränkung auf das Wesentliche finden wir nicht. Mit zerstreuten Einzelbemerkungen müssen wir uns begnügen. — Dem Theologen Herder steht der Verfasser näher. Am besten schildert er ihn als Seelsorger und Prediger; hat doch Herder für ihn das Höchste und Beste seines Lebens als Geistlicher geleistet (siehe S. 14). Aber so hoch man Herder auch als Prediger und Seelsorger einschätzen mag, so ist es doch nicht diese Seite seines Lebens, die ihn zum Geisteshelden auch noch für unsere Zeit macht. Seine Predigten wollte er selber nur als gesprochenes Wort gelten lassen, und der Segen seiner seelsorgerischen Tätigkeit entzieht sich seines intimen, rein persönlichen Charakters wegen vielfach der Beobachtung von uns Nachgeborenen. — Für den Superintendenten und Kirchenfürsten Herder und alle Unerquicklichkeiten, die diese Stellung im Gefolge hat, scheint mir der Raum zu freigebig bemessen. Summarischer hätte auch manches behandelt werden können, was uns im persönlichen Leben Herders als allzumenschlich entgegentritt. Der Verfasser hat (im ausgesprochenen Gegensatz zu Kühnemann siehe S. 282) Wert auf die

*) Ich verweise besonders auf F. J. Schmidt: Grundzüge der konstitutiven Erfahrungsphilosophie als Theorie des immanenten Erfahrungsmonismus. Berlin 1901.



Darstellung des „Tatsächlichen“ in Herders Leben gelegt und durch eine Fülle konkreter Einzelheiten seine Erzählung lebendig und anschaulich machen wollen, aber er ist der Gefahr nicht entgangen, vielfach in äußerlichen Kleinigkeiten stecken zu bleiben.

Margarete Plath.

---

Goethe. Sein Leben und seine Werke von Dr. Albert Bielschowsky. In zwei Bänden. Zweiter Band. Erste bis dritte Auflage. München. C. H. Beck. 1904.

Die vor neun Jahren erschienene erste Hälfte des vorliegenden Werkes war solange ohne Folge geblieben, daß die Hoffnung auf Weiterführung und Vollendung schon fast geschwunden war. Um so schmerzlicher wirkte dann die Kunde vom Tode des schon seit längerer Zeit leidenden Verfassers. Indessen bald wurden wir vergewissert, daß das Manuskript doch in soweit ausgearbeitetem Zustande hinterlassen sei, daß die Mitwirkung freundschaftlicher Hände es zu Ende führen und druckfertig gestalten könne. Jetzt erfahren wir aus der „Vorbemerkung des Verlegers“, daß Theobald Ziegler das Faustkapitel (mit Ausnahme der Entstehungsgeschichte), den Schlußabschnitt des ganzen Werkes und noch zwei kürzere Einschiebungen beigesteuert hat, daß S. Kalischer das Kapitel „Goethe als Naturforscher“ verfaßt hat und daß Gustav Roethe und Georg Imelmann eine allgemeine Durchsicht vorgenommen haben. Trotz alledem ist der Eindruck nicht zu verkennen, daß Bielschowsky selbst doch wohl noch manches ausgeglättet und angepaßt, wohl auch manche Lücken ausgefüllt haben würde. — Andrerseits ist freilich deutlich wahrzunehmen, daß seit dem schon soweit zurückliegenden Schaffen am ersten Teil sich die Arbeitsweise und auch das vom Verfasser erstrebte Ziel in etwas verändert haben. Wir erhalten nicht mehr so sehr eine fortlaufende Erzählung als eine Reihe von Essays, deren manche (wie Goethe und die Philosophie, Goethes Lyrik, Goethe als Naturforscher) als völlig selbständige Arbeiten sich darstellen. Gerade diese Abschnitte hat der Verfasser sichtlich mit besonderer Sorgfalt und Vorliebe ausgearbeitet, ebenso auch die Analyse einiger Werke (Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre, Hermann und Dorothea), wogegen die eigentlich biographischen Partien ihn nur stellenweise gefesselt haben und starke Lücken aufweisen. Der Satz, den die Vorrede zum ersten Teil Goethe selber nachgesprochen hat: „Alle pragmatische, biographische Charakteristik muß sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen“, hat nicht zum Leitmotiv des zweiten Teils gedient. Freilich ist es ja unendlich schwer, die in so unzählige Beziehungen und Berührungen sich verzweigende Geschichte der zweiten Hälfte des Goethischen Lebens in relativer Vollständigkeit und doch anschaulicher Uebersichtlichkeit zu erzählen, und fast unwillkürlich sucht sich der Darsteller den Stoff durch Zusammenfassung

des Gleichartigen handlicher zu machen. Ich möchte aber doch vorschlagen, bei einer Neuauflage die drei Kapitel Lyrik, Philosophie und Naturforschung an den Schluß des Bandes zu stellen, statt durch sie den Gang der Erzählung unterbrechen zu lassen.

Die lange Dauer der Arbeit an dem Werke hat ferner auch dahin gewirkt, daß der Verfasser sich in seine eigenen Anschauungen immer tiefer eingearbeitet, immer fester eingewurzelt hat, gegen alle anderen Ansichten zu immer schrofferer Ablehnung getrieben worden ist. Manche Partien des Buches machen daher nicht mehr den Eindruck einfacher biographischer Darstellung, sondern die des Verfechtens aufgestellter Thesen. Man fühlt, wie der Autor alle möglichen Einwände in Betracht zieht, die ihm vielleicht entgegengehalten werden könnten, — und wie er sich bemüht, sie im voraus zu entkräften. Aber — wie ich schon in der Besprechung des ersten Teils (Bd. 83, S. 193—195) sagte, gerade die Schärfe der Beweisführung weckt auch die Schärfe der Opposition. Zugleich aber gerade an diesen Punkten sicherlich auch das anerkennende Interesse für die Selbständigkeit, mit der die Probleme hier durchdacht und durchgearbeitet worden sind.

Mit der schönsten Frucht der italienischen Reise, dem „Torquato Tasso“, hatte der erste Band geschlossen; der zweite muß mit den unerquicklich sich gestaltenden Verhältnissen nach der Heimkehr beginnen. Die Gründe, warum all der gewonnene Reichtum zuerst den Eindruck der Verarmung hervorrufen mußte, sind verständnisvoll dargelegt. Auch die Trennung von der Frau von Stein, die Anknüpfung mit Christiane Vulpius sind mit gerecht abwägendem Urteil geschildert. Dann aber macht sich in der Charakterisierung von Goethes Gattin eine überraschend schroffe Einseitigkeit geltend. Die seit einem Jahrzehnt allmählich bekannt gewordenen Briefe Goethes an sie haben wohl überall mit überraschender Lebendigkeit erkennen lassen, wie unwandelbar seine Zuneigung zu ihr gewesen ist und was sie ihm trotz aller unüberwindlichen Mängel ihrer Erziehung und Bildung wert war. Aber für Bielschowsky sind alle jene Zeugnisse unwirksam geblieben, und selbst eine so intime Aeußerung wie die gegen Herder: „Ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe“, glaubte er aus bestimmten Absichten erklären zu dürfen und zu müssen. Ja, wir lesen sogar S. 230, Goethes Vertrauen zu Christianens Treue sei nicht unbedingt gewesen, eine Behauptung, für die garnichts spricht. Und wenn auf der anderen Seite behauptet wird, Goethe habe sich trotz der Verbindung mit Christiane immer frei gefühlt und sich jeder Neigung hingegeben, so ist dagegen zu erwidern, daß die Anziehung Christianens stark genug gewesen ist, um den Dichter neunzehn Jahre lang vor jeder anderen Leidenschaft zu bewahren, und daß, als danach (1807) die Neigung zu Minna Herzlieb aufkeimte, er sie mit bewußter Entsagung unterdrückte, und sich dadurch zur Darstellung der Unverletzlichkeit der Ehe in den „Wahlverwandtschaften“ inspirieren ließ.

Wir sind absichtlich etwas näher auf diesen Punkt eingegangen, um

hieran zu zeigen, wie einseitig des Autors heftiges Empfinden gegenüber den einzelnen Akteuren der mit ganzer persönlicher Kraft von ihm ergriffenen Lebensgeschichte Goethes gewesen ist und mit welcher Vorsicht daher seine Urteile gelesen werden müssen.

Indem wir über das zweite Kapitel „Im Felde" rasch hinweggehen, weisen wir den Leser mit besonderem Nachdruck auf das dritte: „Revolutionsdichtungen", hin, in welchem alle Dichtungen Goethes, die mit der gewaltigen Umwälzung in Frankreich in Beziehung stehen, übersichtlich zusammengefaßt und treffend charakterisiert sind. Die Ursachen, weshalb alle diese Versuche des Dichters in einer oder der anderen Hinsicht unbefriedigend blieben, sind lichtvoll aufgezeigt.

Bei dem vierten Kapitel jedoch: „Goethe und die Philosophie", fühle ich mich zum schärfsten Dissens gestimmt. Der Inhalt dieses Kapitels ist der Erweis, daß Goethe „Spinozist" gewesen sei. Es liegt hierin eine seltsame Verkleinerung des Großen, dem jeder Unbefangene doch wohl die Eigenart und Selbständigkeit seiner Weltanschauung zugestehen dürfte. Aber Bielschowsky, offenbar selbst ein überzeugter Anhänger Spinozas, bleibt bei den Einflüssen, die Goethe in den siebziger und achtziger Jahren von Spinoza erfuhr, stehen und legt allen späteren philosophischen Einwirkungen und Erlebnissen, ausgenommen allenfalls der Bekanntschaft mit Leibniz' Monadenlehre, kein Gewicht bei. Besonders will er die Bedeutsamkeit Kants nicht gelten lassen, und schließt eine Auseinandersetzung darüber mit den schulmäßig apodiktischen Worten: „So prägt sich eigentümlich der Unterschied zwischen dem Pantheisten und Monisten Goethe und dem Theisten und Dualisten Kant aus" *) (S. 529). Aber der „Pantheist" Goethe hat selber erklärt, er könne bei der Vielseitigkeit seines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; „Pantheist" sei er bloß als Naturforscher. Für die starken theistisch-religiösen Elemente in dem jungen Goethe, die in dem Alten verstärkt wieder hervortreten und eine eigentümliche Entwicklung und Abwandlung des Christentums darstellen, fehlt Bielschowsky durchweg die Auffassung.

Wir freuen uns, im fünften Kapitel zur Geschichtserzählung zurückzukehren, und den Freundschaftsbund mit Schiller in tiefeindringender und wirkungsvoll gestaltender Darstellung vorgeführt zu sehen. Zwei sehr ausführliche Kapitel sind sodann Wilhelm Meisters „Lehrjahren" und „Hermann und Dorothea" gewidmet. Hinsichtlich des Romans wird man gewiß dankbar die genaue Analyse begrüßen. Er ist leider soviel mehr genannt

*) Theobald Ziegler, der einige kurze Bemerkungen über Goethes Verhältnis zu zeitgenössischen Philosophen, sowie einige Anmerkungen zu diesem Kapitel beigesteuert hat, bedauert (Anm. S. 689), daß ich in der zweiten Auflage meines „Goethe in der Epoche seiner Vollendung" mich für die Ansichten Karl Vorländers (Goethe und Kant) habe „gewinnen lassen". Ich muß dem gegenüber betonen, daß ich schon in der ersten Auflage das innere Verhältnis zwischen Goethe und Kant entschieden behauptet habe und später nur durch die von Vorländer gegebene Bestätigung erfreut worden bin.



als gekannt, daß eine derartige Anleitung zur Lektüre und zum Verständnis sehr am Platze ist: und der Reichtum der Beziehungen und Gedanken, den Bielschowsky an die einzelnen Personen und Szenen zu knüpfen weiß, wird auch dem Kenner den Genuß am Werke steigern. Die Besprechung von „Hermann und Dorothea" hätte aber durch größere Kürze wohl gewonnen. Neben der ausführlichen Inhaltsangabe hat Bielschowsky hier das größte Gewicht darauf gelegt, seine von früher her bekannte, viel bekämpfte Theie zu erweisen, daß Goethe in Dorothea seine einstige Braut Lili dargestellt habe. Mir scheint in der Tat, daß einige Züge von ihr in das Bild Dorotheas übergegangen sind; dagegen ist es mir unbegreiflich, wie man in Hermann ein Porträt des jungen Goethe finden will.

Es folgen zwei Kapitel, welche die Lebensgeschichte bis zur unheilvollen Epoche von Jena fortführen, und aus denen ich besonders die Würdigung Heinrich Meyers und die Darstellung der mit ihm gemeinsam unternommenen Schweizerreise (an Stelle einer neuen Italienfahrt) hervorheben möchte. Zwei weitere Kapitel sind den „Wahlverwandtschaften" und der „Pandora" gewidmet. In der ziemlich scharfen Kritik, die an dem Roman geübt wird, ist der Einfluß von Spielhagens Theorien über das moderne Epos deutlich spürbar. Daß der leider so wenig bekannten und gewürdigten „Pandora" ein eigener Abschnitt gewidmet worden, ist sehr dankenswert. Im folgenden Kapitel „Lebensverhältnisse 1808—1815" ist besonders das Verhältnis Goethes zu Napoleon eingehend und psychologisch tiefgreifend dargestellt. Das folgende „Marianne von Willemer" schildert mit Wärme und Lebendigkeit die poetische Leidenschaft, die die Suleikadichtung des „Divan" hervorquellen ließ. Dagegen vermißt man eine entsprechende Würdigung des Divan nach anderen Richtungen, sowohl nach der formal-persischen als nach der inhaltlich islamitischen; die große Bedeutung, die er für die Entfaltung der Altersweisheit und Alterskunst Goethes hat, tritt nicht genügend hervor. Es folgt der Abschnitt „Goethes Lyrik", in dem ich den Höhepunkt des Bandes finde, der, aus persönlicher tiefer Versenkung in die Goethesche Poesie geboren, eine Fülle freier und anregender Beobachtungen gibt. Auch das Kapitel „Goethe als Naturforscher" aus der Feder S. Kalischer's, der in der Hempelschen Ausgabe die naturwissenschaftlichen Schriften, in der Weimarer Ausgabe die Farbenlehre ediert hat, läßt die eingehendste Vertrautheit mit dem Stoffe erkennen, betrachtet aber Goethes Gedankengänge öfters zu sehr aus dem Gesichtswinkel der heutigen mechanistisch erklärenden Naturauffassung; es geht nicht an, Goethe Ansichten zuzuschreiben, zu denen er durch „logische Nötigung" (S. 437) gezwungen worden sei, wenn sich diese Ansichten nicht durch Aussprüche erweisen lassen.

Nach zwei weiteren biographischen Kapiteln folgt der ausführliche den Wanderjahren gewidmete Abschnitt, der wiederum sehr verdienstlich für das Verständnis dieses schwierigen, gedankenschweren Buches wirken kann.

Nur ist auch hier die eigentümliche Verschlossenheit Bielschowsky's gegenüber den religiösen Ideen zu bemerken; in der Besprechung der berühmten Lehre von den drei Ehrfurchten tadelt Goethe, daß er die christliche Religion als besondere höchste Stufe gegenüber der philosophischen hingestellt habe! Die sozialen Gedanken der „Wanderjahre" sind in ihrer Bedeutung sehr schön herausgearbeitet, die streng sozialistischen Formen, in denen sich Goethe hier gefallen hat, wohl in usum delphini etwas abgeschwächt. Es folgt das Faustkapitel, das aus zwei ganz verschiedenen Teilen besteht; der erste, wesentlich historische Teil (23 Seiten) läßt lebhaft bedauern, daß Bielschowsky nicht mehr vergönnt war, die Analyse und Würdigung des Goetheschen Lebenswerkes zu geben; er ist aus dem vollen geschrieben, und erzählt die Entstehungsgeschichte lebendig als ein Stück Biographie. Dem zweiten, von Theobald Ziegler verfaßten Teil (90 Seiten) merkt man es aber allzudeutlich an, daß er von jemandem herrührt, der aus zweiter Hand gearbeitet hat. Verdienstvoll ist freilich, daß Ziegler die geistreichen, aber willkürlichen Aufstellungen Kuno Fischer's abweist; er selbst aber steht, wie er übrigens selbst angibt, unter dem Banne Friedrich Vischer's, des eigenwilligen Besserwissers, des leidenschaftlichen Gegners des zweiten Teils. Was aber bei Vischer als Aeußerung einer interessanten Individualität immerhin erträglich ist, wird bei seinen Nachfolgern unerträglich. Was soll es heißen, wenn behauptet wird: „Wer den Stil des ersten Teils für schön hält, dem kann dieser großartige und oft recht krause Stil des zweiten Teils nicht gefallen?" So dilettantisch drückte Vischer, was er gegen den zweiten Teil auf dem Herzen hatte, nicht aus. Man könnte ebensogut sagen: „Wem Hans Sachs'sche Knittelverse gefallen, dem können fünffüßige Jamben oder Trimeter nicht gefallen"; warum denn nicht? Vermutlich wegen Einseitigkeit des poetischen Auffassungsvermögens! Oder welch' willkürliche Verzerrung liegt darin, wenn versichert wird, daß „der aus dem Geist des Protestantismus heraus geborene und so auch von Goethe übernommene Stoff am Ende ins Katholische umgebogen werde?" Was hat denn der schließlich vom Teufel geholte Teufelsbündler Faust mit dem Protestantismus zu tun? Und Goethes Behandlung des Stoffes hat von Anfang an durchweg katholische Färbung: bei der Andacht der Volksmenge, die Faust anbetet wie das „Venerabile", bei Martha, die für ihren verstorbenen Mann Messen lesen soll, bei Gretchen, die zur Muttergottes betet. Wer soll denn das arme Gretchen im Himmel anders empfangen als die Muttergottes, auf die sie ihr ganzes Vertrauen gesetzt hat? Oder soll Christus etwa selber kommen und sagen: „Du hast dich zwar in der Adresse deiner Gebete getäuscht; wir sind hier protestantisch; aber ich habe deine Gebete an Stelle meiner Mutter angenommen?" Es ist geradezu ein Verhängnis für das Bielschowsky'sche Buch zu nennen, daß hier ein Mitarbeiter tätig gewesen ist, der von der ganzen Geistesarbeit, die seit einem Menschenalter auf den zweiten Teil gewandt ist,

keinen Vorteil hat ziehen wollen, sondern auf dem früher üblichen Standpunkt unmethodischer und zielloser Kleinmeisterei stehen geblieben ist. Erfreulicher ist das kurze Schlußkapitel, das Ziegler dem letzten Lebensjahr aus dem Ende des Dichters gewidmet hat, in dem auch die letzten religiösen Aeußerungen gegenüber Eckermann hervorgehoben werden, die nun freilich sehr unvermittelt und überraschend auftreten.

So kann der zweite Band des Bielschowsky'schen Werkes nicht den Eindruck des Einheitlichen, gleichmäßig Durchgearbeiteten hervorbringen. Trotzdem wird jeder Freund des ersten Bandes ihn gern zur Hand nehmen und beim Lesen sich dankbar des hingeschiedenen, von wahrer Begeisterung für Goethe erfüllt gewesenen Verfassers erinnern.

O. Harnack.

## Theater-Korrespondenz.

Der Strom. Schauspiel in 3 Akten von Max Halbe.

Rose Bernd. Schauspiel in 5 Akten von Gerhart Hauptmann.

Ich sah in Danzig das neue Stück von Max Halbe: „Der Strom", das hier in der Heimat des Dichters schon wenige Wochen nach der Uraufführung in Wien mit großem Erfolg zur Darstellung kam. Der Weichselstrom, auf dessen dunkle, unheimliche, lebendige Naturgewalt in dem Stücke viel und höchst wirkungsvoll stimmunggebend hingedeutet wird, und dessen Frühlingseisgang mit drohendem Tosen und Zischen zu dem letzten Teil der Handlung eine gewaltige Begleitung spielt, gibt dem Stück den Namen.

Ein Gutsbesitzer an der Weichsel hat kurz vor dem Sterben das ursprüngliche Testament, welches den ältesten Sohn zum alleinigen Erben machte, durch ein anderes ersetzt, welches in gerechterer Verteilung auch die beiden jüngeren Söhne bedenkt. Der zweite, Heinrich, welcher in der Ferne das Ingenieurfach studiert, soll bar Geld erhalten, der dritte, der noch klein ist, den „Ulrichsschen Hof" bekommen. Aber der Aelteste, Peter, hat das Testament unterschlagen und sich zum Herrn des ganzen Erbes gemacht, auch den kleinen Bruder Jakob wie einen Knecht aufwachsen lassen und mit Härte behandelt. Da ertrinken seine beiden Kinder; und in dem Augenblick der tiefsten Erschütterung glaubt er das furchtbare Schicksal von der strafenden Hand Gottes gesandt und bekennt der Gattin, was er verbrochen. Die fleht ihn an, das Unrecht jetzt gut zu machen. In ihm aber ist die reuevolle Stimmung rasch verflogen. Er trotzt auf seine Tüchtigkeit, mit der er das Gut in die Höhe gebracht. Sie aber, voll Grauen und in der Angst, solch Schicksal sich wiederholen zu sehn, wendet sich von ihm ab, verweigert ihm Gattenrechte und lebt so drei Jahre in Entfremdung neben ihm. Da kommt der Bruder Heinrich, als Strombaumeister an die Weichsel versetzt, mit der großen Strom-Regulierung betraut, unerwartet ins Haus. Dem einst Verschmähten, jetzt aber Geliebten verrät die Frau nach langem, heimlichem, verzweifeltem Kampf gegen sich selbst in einem Augenblick höchster Angst und Furcht vor Peter, der sein Recht als Gatte mit Gewalt erzwingen will, dessen Geheimnis, — um sich zu befreien. Als der unglückliche, zurückgesetzte Jakob, eine heftige, leidenschaftliche, phantastische Natur, von dem Unrecht hört, das ihm geschehen ist, fährt er in rasendem Haß auf den Bruder, seinen Quäler, los, um dann, als er erfährt, daß

auch sein alter Freund und die angebetete Schwägerin darum gewußt, in sinnloser Verzweiflung und Rachgier nach dem Damm zu stürzen, dem Strom, der draußen im hochflutenden Eisgang tobend droht, den vernichtenden Weg ins Gut zu bahnen. Peter vernimmt, daß draußen einer den Damm durchsteche, stürzt hinaus, die Brüder ringen miteinander, Brust an Brust, im Dunkeln, gleiten ins Wasser und der Strom reißt sie fort.

Die Wirkung ist sehr stark. Aber ein wenig äußerlich. — Ein wenig äußerlich ist auch schon die Benennung. Der Strom — die Schilderung seiner dämonischen Gewalt und schon das äußere Getöse — hilft der Wirkung ganz gewaltig nach. Aber er gehört doch nicht im ursächlichen Zusammenhange zur Handlung, es handelt sich ja in Wahrheit nicht um den Strom, sondern um das veruntreute Testament. Freilich wie der Strom, der so schweigend dalag, plötzlich ins Treiben kommt, so kam dies unheimliche, so lange ruhende Geheimnis ins Treiben, sprengte die Dämme. Aber nicht der Strom war das Schicksal, der es ins Treiben brachte! Es ist angeflickte Wirkung, nicht von innen herausgeholte.

Das Stück ist mit großer Sorgfalt gearbeitet. Die Handlung sehr konzentriert und überaus geschickt aufgebaut. Aber das Stück als solches ist nicht Poesie.

Poesie ist in dem Verhältnis der Menschen zu dem Strom. Große Eindrücke aus der Heimat und Jugend helfen da dem Gutsbesitzerssohn von der Weichsel, Max Halbe, seine Dichtung weben. Eine gewisse Poesie umgiebt auch die Gestalt des jungen Jakob; nur wirkt manchmal, was phantasievoll und rührend sein soll, phantastisch und läppisch; z. B. die Art, wie er vom Abendstern annimmt, daß er ihm ein Zeichen über sein Schicksal gegeben habe. Durch und durch erfreulich ist eine der Nebengestalten, Reinhold Ulrichs: in seiner derben, treuherzigen, gedrückten Art, mit einem gewissen rührenden Pathos, das das immer wache Gefühl von dem großen Schicksal seines Lebens ihm gibt. Beim großen Eisgang Anno 33 hat der Strom ihm sein Vatererbe vernichtet, sodaß er, der Sohn des reichen Besitzers, nun als Knecht bei den glücklicheren Verwandten, die der Strom verschont hatte, und die um ein Bettelgeld „aus Barmherzigkeit" den ruinierten Hof kauften, auf dessen Aeckern der Sand vier Fuß hoch lag sein Leben fristen muß.

Aber das Ganze, so stark es wirkt, es läßt kalt. Es ist gerechnet, gedacht; es ist nicht aus einem Dichterherzen geboren. Die Menschen treten uns nicht nahe. Peter hätte uns sympathisch sein müssen! Wir hätten ihm innerlich Recht geben müssen! Die Handlung nimmt einen Anlauf dazu: „Wir wären kaput gewesen, alle miteinander, wenn es nach Vaters letztem Willen gegangen wäre", ruft er einmal. Wenn dies zum beherrschenden Motiv in Peters Tat herausgearbeitet worden wäre! Diese Macht der Verhältnisse, verstrickt mit den Forderungen seiner Natur — tragisch hätte das Stück dann werden können! Aber der Naturalist kann nicht Tragik schaffen. Und wenn ihm das tragische Motiv in die Hände

läuft, er läßt es entgleiten. Max Halbe läßt dies Motiv fallen und macht aus seinem Peter einen rohen Menschen, einen Verbrecher; der den betrogenen kleinen Bruder ganz unnütz und unmotiviert auch noch unterdrückt, den Hochbegabten in die Dorfschule schickt und die Schweine hüten läßt und der, als er das Gut durch tüchtige Arbeit zu blühendem Gedeihen gebracht und nun teilen könnte, die Schuld, die er in erschütterter Stunde der Gattin gestanden, nun dieser Gattin kalt ableugnet. Was geht es uns an, wenn dieser Mensch in die Weichsel stürzt?

Und dies kalt naturalistische Stück hat zum Schluß etwas wie einen harmonischen Ausklang. „Peter ist für uns alle gefallen, Renate! Peter hat den Damm und das Land gerettet!" „„Und Jakob?"" „Er war ein Opfer. Wer hat den Mut, ihn schuldig zu sprechen?" Und für Heinrich und Renate, die Liebenden, ist der Weg frei! — In guten alten Epigonenzeiten, wo das Ideal, das einst im Poesiefrühling lebendig geleuchtet hatte, als graue Theorie nachwirkte, war die Forderung eines harmonischen Ausklangs selbstverständlich; und diese Harmonie war immer ein wenig wohlfeil und äußerlich. Dann kam der Naturalismus mit seinen schrill disharmonischen Ausklängen. Das war unerfreulich, aber ehrlich. Denn der Naturalismus, der die Welt nur von außen sieht, muß in ihr Disharmonie erkennen. Es war ein wahres Labsal auf all die unwahre Schönfärberei. Wo sind die Tage des ehrlichen Naturalismus hin —? Dies kalt naturalistische Stück bringt einen harmonischen Ausklang — und er ist wieder ein wenig wohlfeil und äußerlich. Die Tage der tüchtigen Techniker sind vorüber. In den Zeiten, die nun kommen, werden nur die wahren Dichter bestehen.

Gerhart Hauptmann ist ein wahrer Dichter und seine Entwicklung geht still und sicher in die neue Zeit hinein. Auch die „Rose Bernd" ist ein naturalistisches Stück. Auch sie hat etwas wie einen harmonischen Ausklang. Aber er ist aus der Tiefe geschöpft.

Der Dichter hat diese Menschen geliebt. Er hat in ihren einfachen Seelen das ewig Notwendige und darum in sich Berechtigte erlauscht. Sodaß, was nun auch geschehen mag — wir erleben es mit, wir verstehn und wir lieben. Und ist es Sünde und unsägliches Verbrechen: „Das Mädel — was muß die gelitten haben!" Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an.

Es ist ein Frauenschicksal.

Welche Poesie in der Szene zwischen der stillen, sympathischen, leidenden Frau, deren ganzes Wesen Mütterlichkeit ist, und die doch vor langen Jahren ihr Kurtel, ihr einziges Kind, hat hingeben müssen — und der einstigen Spielgefährtin dieses Kindes, der sie es abgemerkt, daß sie in heimlicher Angst und Not ist. Wie sie aus dem Mädchen das Geheimnis herauslockt, indem sie leise und zart an die schlummernden Muttergefühle pocht und sie ihr heiligt: „Ich hab eine einzige Sache gelernt; nämlich was eine Mutter ist hier auf der Erde und wie die mit Schmerzen ge-

segnet ist" — sodaß das arme Ding überwältigt vor ihr in die Knie sinkt und ihr zum Bekenntniß die Hände küßt. „Hör du auf mich, — freu dich! Man soll sich freuen auf sein Kind!" Das Mädel antwortet: „Das tu ich weeß Gott woll." „Nu Mädel, es ist doch ein Glück, was du hast. Fer a Weib gibt's kee greeßeres! Halt du's feste." Alles was in uns Mensch ist, feiert hier vor dem Heiligtum der Menschheit ein stilles Fest.

Sie will ein Ende machen, das tüchtige, derbe Mädel mit dem heißen Blut. Das Verhältnis zu dem lieben, lebensprühenden Mann, der ihr immer nachstellt und der sie ehrlich gern hat, den sie so redlich liebt und der doch der armen kranken Frau gehört, soll gänzlich und für immer zu Ende sein. Sie wird den braven, frommen, kränklichen Buchbinder heiraten, der dem Vater ein Wohltäter ist und der im Leben so viel gelitten hat. Er ist weichherzig und christlich. Er wird sie nicht verachten. Sie hat ihr Leben vor sich. Da kann sie „recht treu sein, sich kasteien, recht arbeiten, Schuld bezahlen und abverdienen. Gott wird ihr die Sünde verzeihen und es auch dem unschuldigen Kindlein nicht entgelten lassen."

Aber die Männer dulden es nicht, daß es ihr so gut wird. Wie die Hunde jagen sie ihr das Glück ab. Der eine, der sie so ehrlich gern hat und so gedankenlos egoistisch ist, geht ihr immer wieder nach, ist nicht abzuschütteln, wie sie auch fleht, und der andere, der lüsternrohe, der ihr Geheimnis weiß und es für sich ausbeuten will: „Einer ist so gut wie der andere", hetzt sie und hetzt sie, sodaß sie schließlich, als sie in sinnlosen Zorn gerät, wie er ihren heiligen Schmerz ins Gemeine herabzieht, in lautem empörtem Schreien ihrer qualvollen Entrüstung freie Bahn schafft und sich dadurch ganz ins grausige Verhängnis stürzt und nun von Schlinge zu Schlinge tritt und garnicht mehr zur Besinnung kommt.

Der Vater, in enger, harter Frömmigkeit, will richten. Der Liebende, wahrhaft fromm im innersten Gemüt, durch das Unglück nur tiefer und weicher werdend, will vergeben. Aber über alles Richten und Vergeben hat das furchtbare Schicksal sie schon hinausgehoben.

Diese Menschen! Wie in einem kleinen Kämmerlein leben sie und wissen nicht, was außerhalb der Kammer geschieht! Sie weiß es! Mauer um Mauer ist von ihr gewichen! Und draußen stand sie im ganzen Gewitter. Wie die kleinen Kinder sind sie. —

Diese Menschen! Was denen so riesengroß wichtig ist! Falsche Eide schwören! Da draußen, da liegt etwas! Das ist was! Da hat sie ihr Kind mit den Händen erwürgt. Es sollte nicht leben; es sollte nicht ihre Martern erleiden! Dem Gendarm sagt sie es. Und neben ihr steht der treue Mensch, der Liebende, der aus der Tiefe versteht: „Das Mädel . . . was muß die gelitten haben!"

Und unsre Seele ist im Einklang. Denn das grausige Schicksal — wenn es aus dem engen Kämmerlein in die Weite führt, Mauer um Mauer sinken läßt — wenn es aus der Tiefe verstehen lehrt — es ist immer Befreiung.

Hier ist der Weg zur Tragik! — Einst schrieb Gerhart Hauptmann seine naturalistischen Stücke voll greller Disharmonie. Dann dichtete er ein romantisches Stück voll schönheit-duftender Poesie, — aber die naturalistische Disharmonie ohne innere Versöhnung und Lösung gellt doch hindurch: die „Versunkene Glocke“ hat einen Sprung. Nun dichtet er ein naturalistisches Stück mit innerem Harmonieklang.

Weiter, lieber Dichter! Nicht zu andern Stoffen — nicht zu großem Stil! Durch die Heimat schreiten noch viel Gestalten, in deren einfachen Seelen sich das Weltgeheimnis enthüllen kann. Aber weiter hinein in die innere Harmoniekraft! Schrille Dissonanzen hören kann auch jedes blöde Ohr. Unsere Dichter wurden uns, damit sie die ewigen Harmonien erlauschen, die die Innenwirklichkeit all dieses dumpfen Summens sind.

Schlichte Menschenschicksale mit Treue und Innigkeit, tief und gemütvoll, erschauen, und mit realistischer Treffsicherheit uns vor Augen stellen — das ist Gerhart Hauptmanns eigenste Kunst. Ein einfaches Menschenschicksal, durch ein Dichtergemüt geschaut, enthüllt uns das ganze Weltgeheimnis.

Gertrud Prellwitz.

---

# Politische Korrespondenz.

Die lex Stengel. Graf Bülow und die Sozialdemokratie. Crimmitschau. Rußland und Japan.

Der neue Reichsschatzsekretär Freiherr von Stengel hat eine Reichsfinanzreform eingebracht. Der Entwurf zeigt den in langjähriger Bundesratsarbeit geschulten Praktiker und geschickten Taktiker. Er bringt eine Neuordnung der unerträglich kompliziert gewordenen Abrechnungen zwischen dem Reich und den Einzelstaaten, ohne nach irgend einer Seite dem Geist der Reichsverfassung oder konstitutionellen Mitbestimmungsrechten etwas zu vergeben. Aber ob Herr von Stengel seinen Entwurf durchsetzen wird, das ist doch sehr die Frage; und selbst wenn er ihn durchsetzen sollte, so ist damit noch wenig gewonnen, denn des Pudels Kern ist doch, wie die Presse sofort ganz richtig herausgespürt hat, nicht das vereinfachte Abrechnungswesen, sondern die daraus mit größerer Deutlichkeit zu demonstrierende Notwendigkeit einer neuen Reichssteuer. Nur wirkliches, bares Geld, nicht eine andere Art der Berechnung, kann schließlich die kranken Reichsfinanzen heilen. Wo und wie entlockt man diesem Reichstag eine neue Steuer? Das ist das letzte Geheimnis der Staatskunst, aber auch das komplizierteste, denn es gibt kaum eine Frage des ganzen Verfassungs- und Wirtschaftslebens, die da nicht hineinspielte. Das Reich braucht neue Steuern, weil seine Aufgaben fortwährend wachsen. Die Deutschen sind entschlossen, nicht bloß eine europäische Territorialmacht zu bleiben, sondern als volle Großmacht an der Weltpolitik teilzunehmen. Dazu gehört neben der Landarmee die große Flotte. Die Kolonialpolitik erfordert jahrzehntelang gewaltige Auslagen, ehe sie sich rentiert. Die Sozialpolitik im Innern erfordert immer steigende Aufwendungen. Das sind alles Reichssachen, und das Reich lebt von indirekten Steuern; liegt aber ein innerer Grund vor, gerade diese Aufgaben alle auf die indirekten Steuern zu verweisen, die anderen Staatsaufgaben wie Schule, Polizei, Justiz usw. auf die direkten? Warum soll also gerade das Reich eine neue Steuer einführen; könnte man das nicht den Einzelstaaten überlassen und für das Reich Matrikularbeiträge einziehen? Der Ausweg ist praktisch nicht gangbar, da viele von den Einzelstaaten bereits so mit direkten Steuern belastet sind, daß sie kaum noch neue einführen können.

Es muß also bei der Reichssteuer bleiben, und es gibt der Objekte, die noch nicht ausgenutzt sind, die Hülle und Fülle. Das beste und einfachste wäre eine direkte Reichs-Erbschaftssteuer, die verfassungsmäßig erlaubt ist, und die der Reichstag höchst wahrscheinlich sofort bewilligen würde. Sie hat aber ihre Schwierigkeit, weil die hohen Bundesregierungen den direkten Eingriff des Reichs in ihre Verwaltungen zu ungern sehen, und weil die besitzenden Stände, auf die die Regierung sich vorwiegend stützt, zu wenig opferwillig sind. So treten die indirekten Steuern in den Kreis der Erwägung: der Tabak, das Bier, der Branntwein, lauter vorzüglich geeignete, wenig ausgenutzte Gegenstände, nur daß die demokratisch gesinnte Reichstagsmajorität gerade den Massenverbrauch nicht besteuert haben will. Schließlich erhebt sich die allgemeine Vorfrage: wird nicht etwa der neue Zolltarif ganz von selber alle Schmerzen stillen, so daß die neue Steuer überhaupt überflüssig wird?

Ueber dem allen macht das Reich Jahr für Jahr neue Schulden, und der Politiker sagt sich, die beste neue Steuer ist garnicht die, die die beste ist, sondern die, die man durchsetzen kann. Derjenige Reichsschatzsekretär soll uns der gelobte Mann sein, der dieses Kunststück des Durchsetzens fertig bringt, mag es sein an welchem Gegenstand es wolle.

Ein besonderer Umstand in allen diesen Erwägungen gibt aber doch noch besonders zu denken. Das treibende Motiv für die Reichsfinanzreform ist die Not der Einzelstaaten, die nicht nur keine Matrikularbeiträge aufbringen wollen, sondern auch Zuschüsse vom Reiche haben möchten. Fast der einzige Staat, der nicht in einer solchen Notlage ist, ist Preußen. Ja, während das Reich Schulden auf Schulden häuft und jetzt bereits die dritte Milliarde überschritten hat, macht Preußen in demselben Verhältnis Ersparnisse. Unser bester Etatkenner, der Abg. Richter, (in der „Freisinnigen Zeitung“ vom 10. November) hat berechnet, daß Preußen seinen Vermögensstand in den Jahren 1895 bis 1900 um nicht weniger als eine volle Milliarde gehoben hat, und sogar in den anscheinend ungünstigen Defizitjahren 1901 und 1902 hat sich die Bilanz des preußischen Staatsvermögens noch um volle 200 Millionen Mark verbessert. Der Etat für 1903 hat eine Zuschußanleihe von 73 Millionen; das ist aber nur scheinbar, da gleichzeitig für Schuldentilgung und Eisenbahnanlagen aus laufenden Mitteln 132½ Millionen angesetzt sind, und überdies die wirtschaftliche Hausse die Zuschußanleihe überflüssig gemacht hat. Selbst dies Jahr wird also mit einer sehr großen Vermögensbesserung von 100 bis 150 Millionen schließen.

Geht das jahre- und jahrzehntelang so weiter, so muß schließlich Preußen neben seinem politischen und militärischen ein wirtschaftliches Uebergewicht über die anderen Bundesstaaten gewinnen, das diesen und jedem, der den föderativen Charakter des Reiches zu erhalten wünscht, sehr bedenklich erscheinen muß. Die ganze Erscheinung entspringt nun bekanntlich einem einzigen politischen Fehler, den die Bundesstaaten einmal ge-

macht haben. Als im Jahre 1876 Fürst Bismarck das Reichseisenbahngesetz vorschlug, sah man darin eine Bedrohung der Selbständigkeit der Einzelstaaten und lehnte es ab. Preußen führte deshalb für sich allein das Staatsbahnsystem ein, und die ungeheueren Ueberschüsse seiner Bahnen machen heute den schönen Speck am Finanzkörper. Eisenbahnüberschüsse sind nichts anderes als Verkehrssteuern, die Preußen nicht bloß auf seinem, sondern auch auf dem Gebiet der Kleinstaaten erhebt, deren Bahnen es hat. Der kurzsichtige Partikularismus hat also, wie es immer der politischen Kurzsichtigkeit geht, im Jahre 1876 von dem, was beabsichtigt wurde, das gerade Gegenteil erreicht: wäre damals ein Reichseisenbahnsystem geschaffen, so wären heute die sämtlichen Staaten auch an seiner Verwaltung und an seinen Erträgen beteiligt; heute hat nun Preußen alles allein. Weil man es dem Reich nicht gönnte, hat man es Preußen in den Schoß geworfen.

Diese Betrachtung mögen sich doch die süddeutschen und sächsischen Minister recht eindringlich zu Gemüt führen, wenn sie heute mit dem Reichsschatzsekretär über neue Steuern verhandeln. Der sächsische Finanzminister hat jüngst mit Emphase gegen die Reichs-Erbschaftssteuer gesprochen, weil sie die Selbständigkeit der Bundesstaaten beeinträchtige. Nun wohl, dann bekommen wir vielleicht überhaupt keine neue Reichssteuer; dann bleibt es dabei, daß das Reich Schulden macht, während Preußen spart. Ein wirklich weit vorausschauender sächsischer Finanzminister müßte sich sagen, daß gerade die Mittelstaaten im Interesse ihrer Selbständigkeit um jeden Preis für Reichssteuern, selbst direkte Reichssteuern, eintreten müßten, denn sobald die Finanznot des Reiches gehoben ist, wird zweifellos in Preußen eine energische Bewegung einsetzen für Herabsetzung der Eisenbahntarife und Einschränkung der Thesaurierungspolitik. An der Verwaltung und an den Erträgen einer ReichsErbschaftssteuer würden alle Bundesstaaten teilnehmen; die Schätze aber, die Preußen sammelt, gehören ihm allein, und mit ihnen könnte es einmal die wirtschaftliche Selbständigkeit der Mittel- und Kleinstaaten erdrücken.

Geben die Mittelstaaten ihren Widerspruch gegen die Reichs-Erbschaftssteuer auf, so sind damit überhaupt die Grundlagen für ein gesundes und rationelles Finanzwesen geschaffen.

Wie wir gesehen haben, lassen sich Reichs- und Staatsfinanzen deshalb nicht glatt von einander trennen, weil kein innerer Grund vorliegt, gerade die Reichsausgaben (Armee, Marine, Auswärtige Politik, Kolonialpolitik, Sozialpolitik) ausschließlich auf die indirekten Abgaben zu basieren. Haben wir nun durch eine Reichs-Erbschaftssteuer diesen Grundsatz ausgeschaltet, so kann man den weiteren Schritt tun und jede Erhebung von Matrikularbeiträgen für alle Zukunft schlechtweg verbieten, d. h. also dem Reichstag und Bundesrat die Pflicht auferlegen, für jede Ausgabe, die sie beschließen, auch die Deckung zu beschaffen. Das würde, wie der Abg. Frhr. von Zedlitz in einem Artikel im „Tag“ dargelegt hat, eine ungeahnte Wirkung auf den Geist der ganzen Verwaltung ausüben.

Man weiß, daß im Reich viel verschwenderischer gewirtschaftet wird als in den Einzelstaaten, weil keine Behörde existiert, die auf Sparsamkeit hält. Der Bundesrat kann es nicht, weil er nur eine Gesandten-Konferenz bildet. Der Reichstag kann es nicht, weil die Fraktionen nicht sachkundig genug sind und auch nicht nach sachlichen, sondern nach politischen Motiven entscheiden. In Preußen ist es der Finanzminister, der die anderen Ressorts kurz hält. Man hat deshalb schon oft verlangt, daß dem Reichsschatzsekretär die Funktionen eines Reichsfinanzministers übertragen werden sollten. Das ist aber nicht möglich, da er dann dem Reichskanzler über den Kopf wachsen würde. Alles wäre anders, wenn der Reichsschatzsekretär bei jeder Forderung eines Ressorts auf die Steuerfolgen aufmerksam machen könnte, was er jetzt nicht kann, da er ja bloß in den Säckel der Matrikularumlagen zu greifen braucht. Auch aus diesem Grunde also muß es heißen: Trennung der Reichs- von den Staatsfinanzen und deshalb Reichs-Erbschaftssteuer.

* * *

Der Reichskanzler Graf Bülow hat mit Herrn Bebel in dem neueröffneten Reichstage ein Rededuell ausgefochten und einen eleganten Sieg davongetragen. Zum zweitenmal hat sich gezeigt, daß die Dreimillionen-Partei mit ihrem Erfolg nichts anzufangen weiß. Der Dresdener Parteitag endete mit einem ungeheuren Katzenjammer; im Reichstag mußte der alte Kämpe Bebel fast am Leben verzagen und vermochte mit allen Vorstößen und Finten nur mühsam den Schein zu bewahren, als ob die sozialdemokratische Doktrin noch gefechtsfähig sei. Freilich wissen wir alle und haben es längst gewußt, daß die sozialistische Doktrin, der Zukunftsstaat, nicht das Wesen der sozialdemokratischen Partei ausmache, und Herr Bebel hat ganz recht, wenn er behauptet, daß andere idealistische Parteien ebenfalls lange bestanden hätten, z. B. der deutsche Nationalitätsgedanke im neunzehnten Jahrhundert, ohne angeben zu können, wie sich die Realisation einmal vollziehen könne. Aber was selbstverständlich ist für einen Außenstehenden und für die nachträgliche historische Betrachtung, das ist für die Vertreter der Idee selbst ein Zugeständnis nahe dem Todesurteil. Die enthusiastischen Deutschen, die auf und nach dem Wiener Kongreß statt des Deutschen Bundes „Kaiser und Reich" forderten, waren freilich Schwärmer und haben trotzdem ihren historischen Wert und ihre historische Bedeutung. Sie hätten aber selber niemals zugestanden, daß sie bloße Schwärmer seien. Indem Herr Bebel eine derartige Analogie für die Genossen heranzieht, gibt er sie preis als eine praktische, politische Partei, und wenn er als Führer einer Reichstagsfraktion von 81 Köpfen bekennt, selber noch nicht zu wissen, was man eigentlich wolle, so werden mit Recht immer und immer wieder die Gegner die Pfeile ihres Spottes auf diese Blöße in seiner Rüstung richten, und es wird ihm wenig helfen,

daß er versichert, er sei an dieser Stelle unempfindlich, es werde ihm nichts wehtun, man könne dahin schießen soviel man wolle. Die schwärmerische Doktrin ist im Kampf um die Massen eine sehr wichtige Waffe, und es ist kein geringer Erfolg, wenn die Sozialdemokratie sich genötigt sieht, von ihrer Anwendung allmählich abzusehen, weil sie damit lächerlich geworden ist.

Aber freilich, die Hauptsache ist das nicht. Mag man den Schaden, den der Dresdener Parteitag und jetzt wieder die Niederlage im Reichstag den Sozi zugefügt hat, noch so hoch anschlagen, die Partei ist so ungeheuer stark, daß sie alles das und noch viel mehr ertragen kann, ohne zu Grunde oder auch nur zurückzugehen. Denn ihr schließlicher Existenzgrund wurzelt nicht in der Doktrin und nicht in der rastlosen Tätigkeit einer Anzahl von Führern und Agitatoren, sondern in der Tatsache, daß ein großer, aufstrebender, tüchtiger, idealistisch gestimmter und opferwilliger Stand, die industrielle Arbeiterschaft von dem bestehenden Staat mit Zurücksetzung und Ungerechtigkeit behandelt wird und von der bürgerlichen Gleichberechtigung fort und fort ausgeschlossen bleibt. Ein wahres Schulbeispiel, weshalb wir in Deutschland, und fast nur in Deutschland, jedenfalls bei uns in unendlich viel höherem Maße als in irgend einem anderen Volke, die revolutionär-sozialdemokratische Bewegung haben, bietet heute der Weberstreik in Crimmitschau. Was geht uns anderen, was geht den Staat, was geht die Behörden der Zwist zwischen den Fabrikanten und Arbeitern über Lohn und Arbeitszeit an, solange die Rechtsordnung nicht gestört wird und keine sozialen Mißstände sich zeigen, die ein Eingreifen der Gesetzgebung notwendig machen? Eine königlich sächsische Regierung aber, nachdem sie es bereits glücklich fertig gebracht hat, fast das ganze Land sozialdemokratisch zu machen, hat abermals nichts besseres zu tun gewußt, als mit dem ganzen Aufgebot von Staatsgewalt und Polizei für die Unternehmer Partei zu ergreifen. Durch die Verhandlungen im Reichstag und die ausführlichen Erklärungen des sächsischen Bundestagsbevollmächtigten sowie des sächsischen Ministers von Metzsch selber, ist diesmal jedermann in den Stand gesetzt, sich nach authentischem Material ein Urteil zu bilden. Kein Unbefangener, der sich die Mühe gegeben hat, dieses Material zu prüfen, kann zu einem anderen Schluß kommen, als daß die angeblichen Ausschreitungen, durch die das Verhalten der sächsischen Regierung begründet worden ist, viel zu geringfügig waren, um ein solches Auftreten zu rechtfertigen. Die Regierung hat nicht etwa bloß den Arbeitswilligen durch außergewöhnliche Kräfte Schutz gewährt, wozu sie natürlich so berechtigt wie verpflichtet war, sondern sie hat den Ausständigen rundweg alle Versammlungen verboten, das heißt also, ihnen das einzige Mittel, die Masse zusammenzuhalten und zu dirigieren, gegen das in Deutschland bestehende Recht, genommen. Ja, sie hat schließlich diesen Leuten, die doch nichts tun, als mit gesetzlichen Mitteln um das kämpfen, was sie für ihr Recht halten, verboten, ihre Weihnachtsfeiern mit Weihnachtsbescherungen

zu halten, und der Minister hat eine Deputation, die sich über offenbares Unrecht beschweren wollte, nicht einmal empfangen. Was nützen dem Reichskanzler Grafen Bülow seine schönsten Redesiege gegen Herrn Bebel, solange er nicht im stande ist, solche Vorkommnisse zu verhindern, die sofort wieder die Sympathie der gesamten gebildeten Welt Deutschlands diesen Gemißhandelten zugewandt haben? In was für Rechtszuständen leben wir, wenn es in das Belieben einer Polizeibehörde gestellt ist, Weihnachtsfeiern zu verbieten, bloß weil sie meint, es könnten dabei möglicherweise aufreizende Ansprachen gehalten werden? Dann ist ja unser ganzes Versammlungsrecht in das Belieben der Polizei gestellt. Kann ein Kulturvolk sich ein solches Regiment gefallen lassen? Immer und immer wieder muß darauf hingewiesen werden, daß hier der eigentliche Sitz der sozialen Krankheit ist. Die Behörden selber sind es, die die Masse der Arbeiter der Sozialdemokratie zutreiben, weil sie die Leute verhindern, auf gesetzlichem Wege in den gewerblichen Kämpfen ihre Interessen zu verfechten. Ehe der Herr Reichskanzler sich nicht entschließt, hier einmal energisch durchzugreifen und einem Minister, wie Herrn von Metzsch, ein quos ego zuzublasen, daß er es in seiner Amtswohnung nicht mehr aushalten kann, werden ihm alle seine dialektischen Siege im Reichstag nichts helfen. Da mögen sich noch so viel nationale und christliche Gewerkvereine bilden und der Herr Reichskanzler mag ihre Deputationen empfangen und ihnen freundliche Aussichten eröffnen, mit Worten ist hier garnichts getan. Das sind doch alles nur Rekruten für die Sozialdemokratie, solange nicht durch Taten der erste und höchste Grundsatz der Politik, die Gerechtigkeit im Deutschen Reich sichergestellt ist.

Wir wissen alle, weshalb es schließlich doch nicht so leicht ist, dieses Wort zu sprechen und zur Tat werden zu lassen. Die Regierung stützt sich und muß sich stützen auf Parteien, die wesentlich Unternehmer-Interessen vertreten, und Interessenten aller Art sind immer und zu allen Zeiten von einem ebenso brutalen Egoismus wie verblendeter Kurzsichtigkeit. Das ist der Grund, weshalb die Sozialdemokratie immer selber sagt, daß sie auf die Regierung keine Hoffnungen setzen könne: nicht, daß die Männer an der Spitze keinen guten Willen hätten, der wird zeitweilig ganz offen zugegeben, sondern weil die Regierung schlechterdings außer Stande sei, sich von dem Klassen-Interesse der Unternehmer loszulösen. Wäre das wahr, so ginge die Kulturwelt in der Tat unentrinnbar einer sozialen Revolution entgegen. Glücklicherweise aber ist es nicht wahr, glücklicherweise hat die Geschichte schon oft gelehrt, und wir sind sicher, daß sie es von neuem lehren wird, daß eine pflichtbewußte Monarchie fähig ist, zwischen den Ständen zu vermitteln und auch die unteren Stände zu schützen und ihnen zu ihrem Recht gegen die oberen zu verhelfen. Die revolutionären Drohungen, der wilde, leidenschaftliche Kampf gegen die Fundamente unseres Staatswesens, den die Sozialdemokratie führt, erschwert die Vermittlungspolitik außerordentlich, aber wenn nicht alles trügt,

werden Momente in der großen Politik eintreten, die eine starke Verschiebung aller Parteiverhältnisse im Innern zur Folge haben müssen. Wie steht es mit den Handelsverträgen? Wäre die Hoffnung wirklich gerechtfertigt, daß es auf der Grundlage des in unserem Reichstag beschlossenen Tarifs möglich ist, zu Vereinbarungen zu gelangen, so ist nicht einzusehen, warum noch immer nichts erreicht ist. Einmal muß man darüber doch klar werden, und wenn sich dann herausstellt, daß der beschlossene Tarif eine brauchbare Grundlage nicht gibt, so ist das bisherige Bündnis zwischen Industrie und Landwirtschaft zerbrochen, dann sind die industriellen Unternehmer und Arbeiter, die sich jetzt mit so wütenden Blicken gegenüberstehen, praktische Bundesgenossen, dann wird auch die soziale Frage ein verändertes Gesicht bekommen. Es wäre sehr wünschenswert — nicht bloß um des inneren Friedens willen, sondern weil in der Weltpolitik Krisen heraufzuziehen scheinen, die Deutschland zu den höchsten Anstrengungen zwingen werden. Für große Anstrengungen aber ist die beste Vorbereitung die innere Einigung. Um unserer großen nationalen Frage in der Weltpolitik willen müssen wir vor allem wünschen, daß der soziale innere Hader gestillt werde. Die deutsche Industrie wird dabei nicht schlecht fahren; sie hat den Zollschutz eigentlich garnicht mehr nötig. Sehr schwer aber wird es sein, der Landwirtschaft die unerläßlichen Kompensationen für die Opfer, die sie zu bringen hat, zu verschaffen.

* * *

Seit einer Reihe von Monaten haben wir an dieser Stelle uns nur mit den inneren Verhältnissen Deutschlands beschäftigt und sind an allen auswärtigen Anlegenheiten, dem Stande der Weltpolitik vorübergegangen, obgleich es wahrlich an Stoff und an Ereignissen nicht gefehlt hat. Auf der Balkanhalbinsel hat es das ganze Jahr hindurch gebrodelt. An der Grenze von Algier schossen sich die Franzosen mit Marrokkanern herum und die Sherifische Dynastie schien im Wanken. Die Nordamerikaner haben mit einer Flottigkeit und Ungeniertheit, die selbst Engländer und Russen mit Neid erfüllen könnte, die Landschaft Panama von der Republik Kolumbien losgerissen und das Gebiet des zukünftigen Kanals unter dem Namen einer selbständigen Republik ihrer eigenen Herrschaft einverleibt. Zwischen Rußland und Japan endlich ist jetzt im fernsten Osten eine Spannung entstanden, daß man täglich glaubt, die Kriegserklärung erwarten zu können. Jede einzelne dieser Verwicklungen ist von großer Wichtigkeit, auch für Deutschland, dennoch hat die öffentliche Meinung sich nicht so besonders aufmerksam mit ihnen beschäftigt, wohl weniger, weil man die Dinge zu gering einschätzte, als weil man nicht weiß, wie man sich dazu stellen soll. Ich bin überzeugt, nicht nur in den Redaktionsstuben der Journalisten, sondern auch in den Kabinetten der auswärtigen Ministerien ist in diesem Jahr sehr häufig der Seufzer zum Himmel gestiegen: „wenn

ich doch wüßte, was die anderen hierüber abgemacht haben!" Der Historiker weiß, wie weit oft die Diplomatie mit ihren Geheimverträgen den Ereignissen voraus ist. Nach Generationen kommen dann oft Abmachungen zu Tage, von denen die Gegenwart nichts geahnt und die die Politik viele Jahre tatsächlich beherrscht haben, wie jener Weltteilungsvertrag zwischen Rußland und Oesterreich vom Jahre 1795. Heute ist das unzweifelhaft in noch viel höherem Maße der Fall, und die Geheimdiplomatie ist noch viel schwerer zu durchschauen und zu erraten als ehedem, weil die Kompliziertheit so sehr zugenommen hat. Die Zahl der Großmächte hat sich vermehrt, nicht nur durch die Bildung des Königreichs Italien, sondern namentlich auch durch den Eintritt der Vereinigten Staaten in die Weltpolitik, und die Zahl der Reibungspunkte, die alle unter einander in Beziehung stehen, ist eine geradezu endlose geworden. In der Unübersichtlichkeit des Ganzen und dem unbehaglichen Gefühl, daß hier schlechthin unerkennbare Elemente im Spiel sind, verliert die öffentliche Meinung die Lust, überhaupt den verschlungenen Pfaden der Weltpolitik nachzugehen, obgleich doch zuletzt unser Schicksal auch im Innern von den Erscheinungen und Ergebnissen dieser Weltpolitik beherrscht wird.

Lassen wir heute die Rückwirkung, die die Republik Panama auf alle amerikanischen Verhältnisse haben muß, lassen wir die deutschen Interessen in Marokko, lassen wir den Hexenkessel der Türkei, Mazedonien, Bulgarien, Serbien außer Betracht, und werfen einen Blick auf den russisch-japanischen Konflikt im fernen Osten.

Als die Engländer mit den Buren endlich fertiggeworden waren, schlossen die Russen einen Vertrag mit China, in dem sie sich verpflichteten, die Mandschurei wieder zu räumen. Der Vertrag ist wohl nur zu erklären durch die Furcht der Russen, daß die Engländer ihre nunmehr verfügbare Armee aus Südafrika sofort nach Liau Tung befördern und sie dort, gemeinsam mit den Japanern hinauswerfen könnten. Da sich aber zeigte, daß die Engländer keine Lust zum Anbeißen hatten, so haben die Russen sich von ihrem Räumungsversprechen wieder dispensiert, sich in dem riesigen Gebiet heimisch gemacht und auch die große Stadt Mukden, nur noch etwa achtzig Meilen von Peking, besetzt. Jetzt suchen sie sich auch auf Korea festzusetzen. Nicht nur wünschen sie, unter dem Titel einer Konzession zum Holzfällen das ganze Gebiet des nordwestlichen Grenzflusses Yalu in die Sphäre ihrer Herrschaft zu ziehen, sondern wünschen auch einen Hafenplatz auf der Halbinsel zu erwerben. Korea verhält sich zum russischen Gebiet etwa so, wie wenn Deutschland bis ans mittelländische Meer reichte, ohne den italienischen Stiefel zu besitzen; Wladiwostok und Port Arthur (Dalny) liegen etwa so zu einander, wie Triest und Nizza, und Korea ist fast so groß wie Italien. Erwerben die Russen nun tatsächlich auf dieser Halbinsel einen Punkt, wie es etwa Brindisi oder Tarent oder Neapel in Italien sein würde, so ist klar, daß sie damit Korea für alle Zukunft in der Hand haben. Es ist völlig unmöglich, daß

die Japaner sich das gefallen und damit von der Festlandspolitik für alle Zeit ausschließen lassen. Es ist so unmöglich, daß auch die Russen es schwerlich so ganz ernst ins Auge fassen können. Vermutlich haben sie die Forderung nur als Kompensationsobjekt aufgestellt, denn ihre Position in der Mandschurei ist zwar großartig, aber bisher noch höchst unbehaglich. Sie haben riesige Mittel aufgewandt für den Bau der Eisenbahn und die Anlage einer gewaltigen neuen Hafenstadt Dalny, aber sie können das Gebiet nicht ausnutzen, weil es ihnen völkerrechtlich noch nicht gehört. Damit russisches Kolonialgebiet für Rußland nutzbar werde, muß es von russischen Zollmauern umschlossen werden, denn ohne ihren Schutzzoll ist die noch immer halbbarbarische russische Industrie nicht konkurrenzfähig. Es ist eine ganz andere Sache, ob Deutschland oder England oder ob Rußland eine Landschaft seinem Szepter unterwirft. Deutschland und England erschließen das Neuland für die Welt, Rußland nur für sich. Das haben die Russen nicht genügend bedacht, als sie die Mandschurei okkupierten. Zur Okkupation selber haben die anderen Mächte geschwiegen, aber zugleich waren sie darin einig, zu fordern, daß die Politik der offenen Tür auch in der Mandschurei, namentlich in dem Haupthafen Niutschewang, erhalten bleibe. Dieser Forderung haben sich namentlich auch die Vereinigten Staaten sehr energisch angeschlossen, und die Russen haben nachgeben müssen und damit ihre eigene Industrie und ihren eigenen Handel außer Spiel gesetzt. Worauf sie jetzt hinauszielen, ist also vermutlich nicht sowohl schon die weitere Ausdehnung ihrer Herrschaft über Korea, als eine Verbesserung ihrer völkerrechtlichen Stellung in der Mandschurei.

Ob das Mittel, das sie zu diesem Zweck gewählt haben, der Druck auf Korea, zum Ziel führen wird, muß sich zeigen, vielleicht muß das mächtige Rußland zuletzt doch vor der eminenten Kriegsgefahr zurückweichen. Das japanische Volk fordert schon leidenschaftlich den Krieg, und nur mit Mühe hält ihn die Regierung, nachdem sie das Parlament nachhause geschickt hat, hintan.

Käme es wirklich im fernen Osten zum Kriege, so könnte eine unmittelbare Rückwirkung auf den nahen Orient, auf die Balkan-Halbinsel, nicht ausbleiben. Oesterreich würde sich schwerlich die Gelegenheit entgehen lassen, in Serbien, Bulgarien und Mazedonien Ordnung zu schaffen, und es ist nicht abzusehen, was damit alles aufgerollt werden würde.

Der Fortgang der Welt-Entwicklung hängt heute davon ab, ob die japanische Regierung fähig ist, die Volksleidenschaft zu zügeln oder nicht. Niemand, auch nicht die leitenden Staatsmänner in Rußland und Japan selbst können heute wissen, was geschieht, denn in solchen Krisen entscheidet nicht die bloße Berechnung, sondern es spielen dunkle elementare Gewalten mit, die aller Berechnung spotten.

Regierte das rein Rationelle die Welt, so müßte man sagen, daß es wegen Koreas jetzt nicht zum Kriege komm[illegible]rd. Wenn es den Anschein hat, als ob England zwischen Japan [illegible]hüre, so hat das doch

wohl nur den Zweck, die Russen einzuschüchtern, nicht aber, es wirklich zum Kriege zu treiben. Das ist ersichtlich sowohl aus den Handlungen, wie aus den Interessen Englands. Ein russisch-japanischer Krieg würde in erster Linie zur See entschieden werden. Gelänge es den Japanern, die russisch-asiatische Flotte zu besiegen, so könnten sie — ein Volk von vierundvierzig Millionen — ohne Schwierigkeit eine Armee von 300 000 Mann auf das Festland übersetzen, und damit würden sie die Russen, auch wenn sie 150 000 Mann dort haben, doch wohl überwältigen. Das eine Geleise der unzuverlässigen sibirischen Bahn ist für einen Krieg am gelben Meer eine gar zu schmale Basis. Auf die Flotte also kommt es in erster Linie an. Wünschten die Engländer den Krieg, so hätten sie in den letzten Jahren dafür gesorgt, daß die Japaner sich eine größere Seemacht hätten anschaffen können. Es fehlt den Japanern dazu nicht an den Seeleuten, Artilleristen und Technikern, es fehlt ihnen nur am Gelde. Sechs bis acht vielleicht nur vier, große neue Kriegsschiffe, das Stück zu 25 Millionen Mark, würden ihnen die unbedingte Ueberlegenheit über die Russen geben; es wäre England doch nicht schwer gewesen, den Japanern dazu zu verhelfen, wenn es gewollt hätte. Noch jüngst waren zwei sehr schöne neue Schiffe, die die Republik Chile bestellt hatte, aber nicht bezahlen konnte, in England verkäuflich. Die Japaner hätten sie gern gehabt, aber auch ihnen fehlte es am Notwendigsten, und die englische Regierung hat ihnen nicht zu den Schiffen verholfen, sondern nur gerade dafür gesorgt, daß sie nicht den Russen in die Hände fielen, indem sie sie selber ankaufte.

Dies Verhalten der Engländer ist durchaus verständlich. Denn der Ausgang eines japanisch-russischen Krieges würde ihnen in jedem Falle nicht vorteilhaft, sondern schädlich sein. Siegen die Russen, so muß England schließlich vielleicht selber einspringen, um sie nicht ganz und gar zu Herren in China werden zu lassen. Siegen die Japaner, so haben sie die englische Bundesgenossenschaft nicht mehr nötig, sondern werden von solchem Selbstbewußtsein und solchem Hochmut allen Europäern gegenüber erfüllt werden, daß sehr bald aktive Konflikte daraus entspringen müssen.

Bei weitem das Vorteilhafteste für England ist also die Erhaltung des Zustandes wie er ist, das heißt, für Rußland eine Stellung in der Mandschurei, die mit allen Kosten und Lasten einer Herrschaft verbunden ist, ohne ihre Vorteile zu gewähren; Japan aber in einer Spannung mit Rußland, die es den Engländern ermöglicht, jeden Augenblick, sobald es ihnen einmal wirklich in ihre Politik paßt, die Kriegsfurie zu entfesseln, um den Russen diesen Torpedo in die Flanke zu lanzieren. Durch den Vertrag vom 30. Januar 1902 (gedr. Staatsarchiv, Bd. 67, Nr. 12 666) hat England in feierlicher Form anerkannt, daß Korea in erster Linie zur Interessensphäre Japans gehöre, und sich verpflichtet, ihm aktiv beizustehen, wenn es mit zwei Mächten zugleich in Krieg geraten sollte; dadurch ist Japan zugleich gedeckt und an England gefesselt.

Die Verlegenheit und Gefahr, in die Rußland durch seine Herausforderung Japans geraten ist, ist sofort von den Engländern benutzt worden, um die Russen an einer anderen wichtigen Stelle aus einer schon gewonnenen Position wieder hinauszuwerfen. Man kennt den Priester-Staat Tibet zwischen Indien und China, wo das geistliche Oberhaupt von 300 Millionen Buddhisten, der Dalai Lama, in geheimnisvoller Abgeschiedenheit residiert. Das Land selbst, eine ungeheure unwirtliche Hochebene mit wenig bewohnbaren Tälern, ist ziemlich wertlos. Die Regierung ruht tatsächlich in der Hand eines sozusagen Kardinal-Kollegiums, das den Dalai Lama umgibt und das bisher wesentlich unter dem Einfluß der Kommissare der weltlichen Oberherrschaft, des Kaisers von China stand. An Stelle dieser chinesischen Kommissare soll es nun vor etwas mehr als einem Jahr den Russen gelungen sein, ihre Gesandten zu bringen, offenbar in der Absicht, dadurch auf die ganze Masse der buddhistischen Gläubigen in China, Korea und Japan Einfluß zu gewinnen. (Vgl. die eingehende Studie von P. Rohrbach, Preuß. Jahrb. Bd. 110 S. 365, 1902.) Jetzt hört man, daß die Engländer eine militärische Expedition unter dem Oberst Younghusband nach Tibet in Bewegung gesetzt haben. Vom russischen Turkestan aus ist Tibet so gut wie unerreichbar, auch von Indien aus sind die hohen Pässe schwer zugänglich, aber immerhin überwindbar. Sobald es also einmal auf die Anwendung militärischer Macht hinauskommt, so können die Russen in Tibet nichts machen, und das Ergebnis wird sein, daß der buddhistische Einfluß in ganz Ost-Asien nicht den Russen, sondern den Engländern zufällt.

Alles das — vorausgesetzt, daß die Russen es nicht wagen, es wirklich zu dem großen Weltkrieg mit den Engländern kommen zu lassen. Was dann wird, wer will es wissen? Was werden die Franzosen tun? was die Oesterreicher? was die Italiener? was die Amerikaner? und was wird dann endlich Deutschland tun? Vor allem: wie wenig können wir dann tun! Was ist in diesen ungeheuren Weltverhältnissen Deutschland doch für eine geringe Macht!

27. 12. 03. D.

## Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

**Adickes, Erich.** — Vier Schriften des Herrn Professor Kappes, auf ihre Herkunft untersucht. M. 1,—. Berlin, Mayer & Müller.

**Adickes und Beutler.** — Die sozialen Aufgaben der deutschen Städte. Zwei Vorträge gehalten auf dem ersten deutschen Städtetage zu Dresden am 2. September 1903 von Dr. Adickes und Geh. Finanzrat a. D. Beutler. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Alsberg, Dr. Moritz.** — Erbliche Entartung bedingt durch soziale Einflüsse. 80 Pf. Kassel und Leipzig, Th. G. Fischer & Co.

**Arendt-Denart, M.** — Christus kein Welterlöser. M. 1,—. Berlin, Hugo Schildberger.

**Bader, Dr. Karl.** — Turm und Glockenbüchlein. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,—. Giessen, J. Ricker.

**Boehmer-Romundt, H.** — Die Jesuiten. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 49. Bändchen.) M. 1.—, geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

**Bontet, Frederic.** — Der wilde Mann — Kapitän Fettgans. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

**Boyd Carpenter,** D. D. W., Lord-Bischof von Ripon. — Der Menschensohn unter den Söhnen der Menschen. Aus dem Englischen übersetzt von L. Pfeiffer. Brosch. M. 2,75, geb. M. 3,75. Gross-Lichterfelde-Berlin, Edwin Runge.

**Braune-Rossla, Rudolf.** — Künstlerseele. Drama in 3 Aufzügen. Dritte Auflage. Leipzig, Fischer & Wünscher.

**Bürkner, R.** — Herder. Sein Leben und Wirken. Geh. M. 3,60, geb. M. 4,80. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

**Byrons** Tagebücher und Briefe. Berlin, Leonhard Simion.

**Damaschke, Adolf.** — Aufgaben der Gemeindepolitik. M. 1,50. Jena, Gustav Fischer.

**Dennert, Dr. E.** — Glauben und Wissen, volkstümliche Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Weltbildes. Heft 12. Stuttgart, Max Kielmann.

**Deutsche Arbeit.** — Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang III, Heft 3. M. 1,—. Vierteljährl. Abonnementspreis M. 2,50. München, Prag, G. D. W. Callwey.

**Diesel, Rudolf.** — Solidarismus. Natürliche wirtschaftliche Erlösung des Menschen. 124 S. München und Berlin, R. Oldenbourg.

**Dorner, Dr. A.** — Grundprobleme der Religionsphilosophie. M. 3,20. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

**von Ebner-Eschenbach, Marie.** — Die arme Kleine. Geh. M. 7,—, geb. M. 8,—. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Engel Eduard.** — Psychologie der französischen Literatur. Berlin, Leonhard Simion Nachf.

—,— Shakspere-Rätsel. M. 2,—. Leipzig. Hermann Seemann Nachf., G. m. b. H.

**Fischer, Wilhelm.** — Poetenphilosophie. München und Leipzig, Georg Müller.

**Frantz, Dr. Th.** — Darf das Reichstagswahlrecht abgeändert werden? Bamberg, Verlag der Handels-Druckerei.

**Fridrichowicz.** — Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften. Band V. M. 1,60. Berlin, S. Calvary & Co.

**Friedensburg, Walter.** Archiv für Reformationsgeschichte. 1. Heft. Subskriptionspreis M. 2,80. Einzelpreis M. 4,40. Berlin, C. A Schwetschke & Sohn.

**Friis, Aage.** — Bernstorfferne og Danmark. Bidrag til den Danske Stats politiske og kulturelle Udviklingshistorie 1750–1835. Bd. I. Kobenhavn, Det Nordiske Forlag.

**Gjellerup, Carl.** — Die Opferfeuer. — Ein Legendenstück. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

**Goethes sämtliche Werke,** Jubiläums-Ausgabe. 33. Band. M. 1,20. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf., G m. b. H.

**Gottl, Friedrich.** — Die Grenzen der Geschichte. M. 3,—. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Grabein, Paul.** Vivat Academia. Romane aus dem Universitätsleben. Band III. Im Wechsel der Zeit. M. 2,—. Berlin, Rich. Bong.

**Griesebach, Eduard.** — Tanhäuser in Rom. 9. Aufl. M. 3,—. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf., G. m. b. H.

**Harnack, Adolf.** — Rede bei der Begräbnisfeier Theodor Mommsens am 5. Nov. 1903. Leipzig, J. C Hinrichs.

**Hauptmann, Karl.** — Die Königsharfe. Ein Bühnenspiel. M. 3,—. München, Georg D. W. Callwey.

**Hebbels** Ausgewählte Werke. Bd. 4. M. 1,—. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf., G. m. b. H.

**Herrmann, Otto.** — Zur Frage über die Beschiessung von Paris im Feldzuge 1870/71. 60 Pf. Berlin, A. Bath.

**de Jonge, Dr. M.** — Höret Rathenau und Genossen! M. 1,—. Berlin, Hugo Schildberger.

—,— Jerusalem oder Mombassa? M. 1,—. Berlin, Hugo Schildberger.

**Keller, Dr. Ludwig.** — Johann Gottfr. Herder und die Kultgesellschaft des Humanismus. Ein Beitrag zur Geschichte des Maurerbundes. (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 12. Jahrg. 1. Stück.) M. 1,50. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

—,— Die Sozietät der Maurer und die älteren Sozietäten. Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 12. Jahrg. 2. Stück.) M. 1,—. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

**Kronenberg, Dr. M.** — Kant. Sein Leben und seine Lehre. 2. Aufl. Brosch. M. 4,—, geb. M. 4,80. München, C. H. Beck.

**Langguth, Adolf.** — Christian Hieronymus Esmarch und der Göttinger Dichterbund. Brosch. M. 10, —, geb. M. 11,50. Berlin, Hermann Paetel.

**Löbl, Dr. Emil.** — Kultur und Presse. M. 5,60. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Loiseau, H.** — La mère de Goethe. 32 S. Le Havre, Imprimerie du Journal „Le Havre".

**Militär und Zivil.** Zeitgemässe Betrachtungen (3 K. = M. 2,50). Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller.

**Moriz-Eichborn, Kurt.** — Das Soll und Haben von Eichborn & Co. in 175 Jahren. Geh. M. 18.—. Breslau, Wilh. Gottl. Korn.

**Müller, Hans.** — Die lockende Geige. Ein Gedichtbuch. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. München, Albert Langen.

**Müller, Dr. Dav. Heinr.** — Die Gesetze Hammurabis und ihr Verhältnis zur mosaischen Gesetzgebung sowie zu den XII Tafeln. M. 10.—. Wien, Alfred Hölder.

**Münchhausen, Börries, Freiherr von.** — Ritterliches Liederbuch. Berlin, Goslar, Leipzig, F. A. Lattmann.

**Mulfinger, George A.** — Lenau in Amerika. (Americana Germanica Vol. I, Nos. 2, 3. Reprint No 81 —,—. Ferdinand Kürnbergers Roman „Der Amerikamüde", dessen Quellen und Verhältnis zu Lenaus Amerikareise. Philadelphia, „German American Annals" Press.

**Nellie.** — Mutter und Kind. 75 Pf. Giessen, Rickersche Verlagsbuchhandlung.

**Plate, A.** — Die Geschäftsordnung des Preussischen Abgeordnetenhauses, ihre Geschichte und ihre Anwendung, unter Berücksichtigung der Geschäftsordnung und der Gewohnheiten des Deutschen Reichstages. 337 S. Berlin, Max Pasch.

**Reichs-Arbeitsblatt,** herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Jahrgang 1. Nr. 8. Berlin, Carl Heymann.

**Renaissance-Bibliothek,** herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. M. 3,—. Berlin, Leonhard Simion.

**Rinn, Dr. Heinr. und Jüngst, J.** — Kirchengeschichtliches Lesebuch für den Unterricht an höheren Lehranstalten und zum Selbstgebrauch. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50. Tübingen, J. C. B. Mohr.

**Saltschick, Robert.** — Menschen und Kunst der italienischen Renaissanse. (Ergänzungsband). Berlin, Ernst Hofmann & Co.

**Sander Dr. L.** — Die geographische Verbreitung einiger tierischer Schädlinge unserer kolonialen Landwirtschaft. M. 1,50. (Zugleich 11. Heft der „Angewandten Geographie"). Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.

**Schmoller, Gustav.** — Ueber einige Grundfragen der Sozialpolitik und der Volkswirtschaftslehre. 2. vermehrte Auflage. M. 7,20. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Schumburg, Dr.** — Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Gemeinverständlich dargestellt für die Gebildeten aller Stände. Mit zahlreichen Abbildungen. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 47. Bändchen.) Geh. M. 1.—, geschmackvoll geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

**Sherard, R. H.** — Oscar Wilde. Die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft. 222 S. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

**Sirius, Peter.** — Eine Liebe. Kart. M. 1.50, geb. M. 2,—. Karlsruhe, Friedrich Gutsch.

**Stein, Dr. Ludwig.** — Der Sinn des Daseins. Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart. M. 8,—, geb. M. 9,50. Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

**Die Störungen** im deutschen Wirtschaftsleben während des Jahres 1900 ff. Die Krisis auf dem Arbeitsmarkte. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik CIX.) Leipzig, Duncker & Humblot.

**Die Störungen** im deutschen Wirtschaftsleben während der Jahre 1900 ff. in ihren Rückwirkungen auf die industriellen Effekten- und Geldmarktsverhältnisse Oesterreichs. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik CXII.) Leipzig, Duncker & Humblot.

**Strassburger, Egon Hugo.** — Kinderlieder. (Volksausgabe der Lieder für Kinderherzen.) 25 Pf. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

**Strzygowski, Jos.** — Der Dom zu Aachen. M. 1,—. Leipzig, J. C. Hinrichs.

**Stüve, Gustav.** — Briefwechsel zwischen Stüve und Detmold in den Jahren 1840—1850. Mit Einleitung von Georg Kaufmann. M. 10,—. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung.

**Süddeutsche Monatshefte.** 1. Jahrgang, Heft 1. M. 1,50. München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte, G. m. b. H.

**Vorwerk, O.** — Ueber Schneeschuhwettläufe. Herischdorf i. Riesengebirge, Selbstverlag des Verfassers. Auslieferung: H. G. Wallman, Leipzig.

**Wagner, Adolph.** — Die finanzielle Mitbeteiligung der Gemeinden an kulturellen Staatseinrichtungen und Entwicklung der Gemeindeeinnahmen. M. 1,50. Jena, Gustav Fischer.

**Weigand, Wilhelm.** — Gedichte Geh. M. 1,50, geb. M. 2,50. München und Leipzig, Georg Müller.

**Weiss, August.** — Schweigen. Schauspiel in drei Aufzügen. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. München, Albert Langen.

**Wiener, Oskar.** — Balladen und Schwänke, Minden i. W J. C. C. Bruns.

**Wild, Karl.** — Tagebuch Joseph Steinmüllers über seine Teilnahme am russischen Feldzuge 1812. Mit 4 Abbildungen und 1 Uebersichtskarte. M. 1,20. Heidelberg, Carl Winter.

**Wittner, Walter.** — Künstlerisches aus Briefen Friedrich Prellers des Aelteren. Geh. M. 2,40, geb. M. 3,60. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf

**Springer, Rudolf.** — Mehrheits- oder Volksvertretung? M. 1,25. Wien, Franz Deuticke.

**Wohlwill, Adolf.** — Die hamburgischen Bürgermeister: Kirchenpauer, Petersen, Versmann. Beiträge zur deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. M. 6, . Hamburg, Otto Meissner.

**Zander, Dr. R.** — Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele im gesunden und kranken Zustande. Mit 27 Abbildungen. („Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 48. Bändchen.) Preis geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

---

Verantwortlicher Redakteur Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW. Lindenstr. 3.

# Die Evangelien.

Von

**Adolf Harnack.**

Zu welcher Gattung von Schriften gehören die vier Evangelien, welche in unserem Neuen Testament vereinigt sind? Die Frage ist nicht nur eine literarisch-ästhetische, sondern von ihrer Beantwortung ist auch die Kritik der Evangelien in hohem Grade abhängig; denn in der literarischen Form enthüllt sich bereits der Zweck des Schriftstellers. Und weiter: ist die Form sicher erkannt, so weiß man auch, welche Fragen man an den Verfasser stellen darf und welchen Maßstab zu seiner Kritik man anzulegen hat.

Inbezug auf die Evangelien herrscht aber nicht nur bei Laien, sondern auch noch bei den Fachmännern eine Unklarheit ihre Form betreffend, die das richtige Verständnis außerordentlich erschwert. Der Eine erklärt sie für Biographieen, der Andere für Geschichtswerke, der Dritte für Lehrschriften, der Vierte für absichtliche Geschichtsdichtungen usw. Was wollen sie selbst sein?

Blicken wir auf ihre Titel (s. Zahn, Kommentar zu Matthäus); in der Regel leuchtet ja bereits aus dem Titel der Zweck und die literarische Gattung einer Schrift hervor.

Die Ueberschriften, d. h. die Titel der Evangelien lauten: „Nach Matthäus“, „Nach Marcus“, „Nach Lucas“, „Nach Johannes“ — so bieten die ältesten Zeugen. Eine flüchtige Ueberlegung sagt uns, daß diese völlig gleichartigen und zugleich unvollständigen Titel nicht von den Verfassern selbst herrühren können. Also sind die ursprünglichen Titel verloren gegangen oder vielmehr gelöscht worden; denn Titel müssen diese Schriftwerke doch getragen haben.

Aber jene Ueberschriften können wir hinauf verfolgen bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts. Diese Tatsache und die Gleichartigkeit machen es gewiß, daß die Ueberschriften von dem herrühren,

**Müller, Dr. Dav. Heinr.** — Die Gesetze Hammurabis und ihr Verhältnis zur mosaischen Gesetzgebung sowie zu den XII Tafeln. M. 10.—. Wien, Alfred Hölder.

**Münchhausen, Börries, Freiherr von.** — Ritterliches Liederbuch. Berlin, Goslar, Leipzig, F. A. Lattmann.

**Mulfinger, George A.** — Lenau in Amerika. (Americana Germanica Vol. I, Nos. 2, 3. Reprint No 8 —, - , Ferdinand Kürnbergers Roman „Der Amerikamüde", dessen Quellen und Verhältnis zu Lenaus Amerikareise. Philadelphia, „German American Annals" Press.

**Nellie.** — Mutter und Kind. 75 Pf. Giessen, Rickersche Verlagsbuchhandlung.

**Plate, A.** — Die Geschäftsordnung des Preussischen Abgeordnetenhauses, ihre Geschichte und ihre Anwendung, unter Berücksichtigung der Geschaftsordnung und der Gewohnheiten des Deutschen Reichstages. 337 S. Berlin, Max Pasch.

**Reichs-Arbeitsblatt,** herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Jahrgang 1. Nr. 8. Berlin, Carl Heymann.

**Renaissance-Bibliothek,** herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. M. 3,—. Berlin, Leonhard Simion.

**Rinn, Dr. Heinr. und Jüngst, J.** — Kirchengeschichtliches Lesebuch für den Unterricht an höheren Lehranstalten und zum Selbstgebrauch. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50. Tübingen, J. C. B. Mohr.

**Saitschick, Robert.** — Menschen und Kunst der italienischen Renaissanse. (Ergänzungsband). Berlin, Ernst Hofmann & Co.

**Sander Dr. L.** — Die geographische Verbreitung einiger tierischer Schädlinge unserer kolonialen Landwistschaft. M. 1,50. (Zugleich 11. Heft der „Angewandten Geographie"). Halle a. S. Gebauer-Schwetschke.

**Schmoller, Gustav.** — Ueber einige Grundfragen der Sozialpolitik und der Volkswirtschaftslehre. 2. vermehrte Auflage. M. 7,20. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Schumburg, Dr.** — Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Gemeinverständlich dargestellt für die Gebildeten aller Stände. Mit zahlreichen Abbildungen. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 47. Bändchen.) Geh. M. 1.—, geschmackvoll geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

**Sherard, R. H.** — Oscar Wilde. Die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft. 222 S. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

**Sirius, Peter.** — Eine Liebe. Kart. M. 1,50, geb. M. 2,—. Karlsruhe, Friedrich Gutsch.

**Stein, Dr. Ludwig.** — Der Sinn des Daseins. Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart. M. 8,—, geb. M. 9,50. Tübingen und Leipzig. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

**Die Störungen** im deutschen Wirtschaftsleben während des Jahres 1900 ff. Die Krisis auf dem Arbeitsmarkte. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik CIX.) Leipzig, Duncker & Humblot.

**Die Störungen** im deutschen Wirtschaftsleben während der Jahre 1900 ff. in ihren Rückwirkungen auf die industriellen Effekten- und Geldmarktsverhältnisse Oesterreichs. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik CXII.) Leipzig, Duncker & Humblot.

**Strassburger, Egon Hugo.** — Kinderlieder. (Volksausgabe der Lieder für Kinderherzen.) 25 Pf. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

**Strzygowski, Jos.** — Der Dom zu Aachen. M. 1,—. Leipzig, J. C. Hinrichs.

**Stüve, Gustav.** — Briefwechsel zwischen Stüve und Detmold in den Jahren 1840—1850. Mit Einleitung von Georg Kaufmann. M. 10,—. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung.

**Süddeutsche Monatshefte.** 1. Jahrgang, Heft 1. M. 1,50. München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte, G. m. b. H.

**Vorwerg, O.** — Ueber Schneeschuhwettläufe. Herischdorf i. Riesengebirge, Selbstverlag des Verfassers. Auslieferung: H. G. Wallman, Leipzig.

**Wagner, Adolph.** — Die finanzielle Mitbeteiligung der Gemeinden an kulturellen Staatseinrichtungen und Entwicklung der Gemeindeeinnahmen. M. 1,80. Jena, Gustav Fischer.

**Weigand, Wilhelm.** — Gedichte. Geh. M. 1,50, geb. M. 2,50. München und Leipzig, Georg Müller.

**Weiss, August.** — Schweigen. Schauspiel in drei Aufzügen. Geh. M. 2,—, geb. M. [illegible] München, Albert Langen.

**Wiener, Oskar.** — Balladen und Schwänke. Minden i. W. J. C. C. Bruns.

**Wild, Karl.** — Tagebuch Joseph Steinmüllers über seine Teilnahme am russischen Fel[illegible] Mit 4 Abbildungen und 1 Uebersichtskarte. M. 1,20. Heidelberg, Carl Winter.

**Wittmer, Walter.** — Künstlerisches aus Briefen Friedrich Prellers des Aelteren. [illegible] geb. M. 3,00. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.

**Springer, Rudolf.** — Mehrheits- oder Volksvertretung? M. 1,25. Wien, Fr[illegible]

**Wohlwill, Adolf.** — Die hamburgischen Bürgermeister: Kirchenpauer, [illegible] Beiträge zur deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunder[illegible] Otto Meissner.

**Zander, Dr. R.** — Vom Nervensystem, seinem Bau und sein[illegible] im gesunden und kranken Zustande. Mit 27 Abbildung[illegible] Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Da[illegible] Wissens. 48. Bändchen.) Preis geh. M. 1,—, geb[illegible]

Verantwortlicher Redakteu[illegible]
Berlin-Charlott[illegible]

Verlag von Georg Sti[illegible]
Druck: Aktiengesellschaft N[illegible]

…essen
…ahe-
…nmal
…inne
…van-
…h des
…älteste
…nischer
„Das
…uch des

…itte des
auf diese
um ihrer
… Verfasser-
von denen
… sich gestellt
…stellt), endlich
…ere Evangelien
… in irgend
…thalten. Ge-
… für den Sammler
…wissen kann und soll,
…ngelium“ ist, darüber
…m das Jahr 130, kein
… seine Kreuzigung und
…ngelium. Wer es gläubig
… des ewigen Lebens gewiß;
…Folgen der Erscheinung des
…einer Auferstehung; denn sie
…Sinne las der Sammler die
…ne hat er sie zusammengestellt
… Evangeliums verbreitet. Gegen-
…arstellung auch zuverlässig und treu
…äus, Johannes, Marcus und Lucas
…g und wurden es immer mehr, aber
… Sonst trug „das Evangelium“ seine
…er — in der Kraft, die es ausströmte —,
…ment; denn durch dieses wurde es als

der die vier Bücher zuerst zusammengestellt und zu einer Einheit verbunden hat. Wer dieser Mann gewesen ist und in wessen Auftrag er handelte, das wissen wir nicht. Aber wir haben allen Grund zu der Annahme, daß unsere vier Evangelien in Kleinasien zusammengestellt worden sind — in Ephesus oder in Smyrna, wahrscheinlich in einem Kreise von Presbytern, — und zwar noch vor der Mitte des 2. Jahrhunderts.

Was wollte der Sammler mit seinen Aufschriften „Nach Matthäus", „Nach Marcus" usw. sagen? Was bedeutet das „Nach", und welches Hauptwort ist vor demselben zu ergänzen?

Der gemeinsame handschriftliche Titel für alle vier Evangelien ist — das sagt uns ebenfalls die älteste Ueberlieferung — „das Evangelium". Es ist aber nicht gleichgültig, daß der Sammler das Wort nicht vor jedes einzelne „Evangelium" geschrieben, es nicht bei jedem einzelnen Evangelium wiederholt hat. Zusammen sollten sie „das Evangelium" darstellen; keiner einzelnen Schrift kommt das Recht zu, sich das Evangelium zu nennen. Noch weniger durfte dann daran gedacht werden, von einem Evangelium d e s Matthäus, d e s Marcus usw. zu sprechen; denn das Wort Evangelium hatte schon seinen Genetiv, nämlich „Jesu Christi".

Daraus folgt aber andererseits, daß man die Titel „Nach Matthäus", „Nach Marcus" usw. nicht so deuten darf, als habe der Sammler damit sagen wollen, diese Bücher seien nicht von Matthäus, Marcus usw. geschrieben, sondern gingen nur indirekt auf diese Männer zurück. An sich läßt die Präposition „nach" diese Deutung natürlich zu, ja legt sie sogar nahe; allein in den ersten Jahrhunderten hat n i e m a n d diese Titel so verstanden; ein jeder hat als selbstverständlich vorausgesetzt, daß hier die Präposition „Nach" nur deshalb gewählt sei, weil das Wort „Evangelium" nicht einmal den Namen eines Apostels im Genetiv neben sich verträgt. Ganz klar wird die Sache durch den Titel eines apokryphen Evangeliums: das Petrus-Evangelium will von Petrus geschrieben sein und Petrus spricht in ihm in der ersten Person; dennoch führt auch diese Schrift den Titel: „Evangelium nach Petrus". Wir dürfen mit Fug annehmen, daß der, welcher unseren Evangelien die gleichartigen Aufschriften gegeben, dies in dem Sinne getan hat, in welchem die nächste Folgezeit ihn verstand. Als V e r f a s s e r der Bücher galten ihm die vier Autoren, deren Namen er mit der Formel „N a ch Matthäus" usw. über die Bücher setzte. Die vier aber sollten als e i n Werk betrachtet

werden („das viergestaltete Evangelium", sagt Irenäus, dessen Jugendzeit der Zusammenstellung der vier Schriften ganz nahekommt). Eben deshalb hat der Sammler sogar nicht einmal „Evangelium nach Matthäus" usw. geschrieben. In seinem Sinne müßte man vor den Worten „Nach Matthäus" usw. nicht „Evangelium", sondern „Buch des Evangeliums" oder „Erstes Buch des Evangeliums" ergänzen, und in der Tat bietet so noch das älteste Zeugnis, welches wir für die vier Evangelien in lateinischer Sprache besitzen. Der sogenannte Kanon Muratori schreibt: „Das 3. Buch des Evangeliums — nach Lucas", „Das 4. Buch des Evangeliums — nach Johannes."

Wie beurteilte also der Sammler kurz vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts diese Bücher? Negativ läßt sich auf diese Frage antworten: nicht als Schriften, die in erster Linie um ihrer Verfasser willen wichtig waren (denn sonst hätte er den Verfassernamen in den Genetiv gestellt), auch nicht als Bücher, von denen jedes einzelne für sich der Aufgabe entspricht, die sie sich gestellt haben (denn sonst hätte er nicht vier zusammengestellt), endlich nicht als „Evangelien" — als könnte es mehrere Evangelien geben! — sondern als Bücher, welche in irgend einer Weise „das Evangelium" enthalten. Genauer positiv: in diesen vier Büchern stellte sich für den Sammler „das Evangelium" dar; was man von ihm wissen kann und soll, ist in ihnen enthalten. Was aber „das Evangelium" ist, darüber war zur Zeit des Sammlers, also etwa um das Jahr 130, kein Streit: Jesus Christus, der Gottessohn, seine Kreuzigung und seine Auferstehung — das war das Evangelium. Wer es gläubig aufnahm, war der Sündenvergebung und des ewigen Lebens gewiß; sie waren ja die selbstverständlichen Folgen der Erscheinung des Gottessohnes, seines Todes und seiner Auferstehung; denn sie waren ihr Zweck. In diesem Sinne las der Sammler die Evangelien-Bücher; in diesem Sinne hat er sie zusammengestellt und als schriftliche Urkunde des Evangeliums verbreitet. Gegenüber der Anzweiflung, ob die Darstellung auch zuverlässig und treu sei, waren die Namen Matthäus, Johannes, Marcus und Lucas natürlich von hoher Bedeutung und wurden es immer mehr, aber auch nur zu diesem Zwecke. Sonst trug „das Evangelium" seine Bezeugung teils in sich selber — in der Kraft, die es ausströmte —, teils in dem Alten Testament; denn durch dieses wurde es als geweissagt bestätigt.

Hieraus ergibt sich aber auch, **wie** der Sammler den literarischen Charakter der einzelnen Evangelienbücher beurteilt hat. Unmöglich konnte er sie als Biographien betrachten; denn der Begriff des Evangeliums von Jesus Christus deckt sich nicht mit dem der Biographie. Ganz fern mußte ihm auch der Gedanke an Dichtungen irgendwelcher Art liegen. Als **Lehrschriften** — das Wort im weitesten Sinne gefaßt — mußten sie ihm gelten. Ganz zutreffend ist freilich auch diese Kategorie nicht — die „Lehren" sind große Tatsachen, und die Bücher enthielten die „Lehren", aber sie bezeugten sie zugleich und stellten sie in breiter geschichtlicher Entfaltung dar. Tod und Auferstehung Christi waren die „Lehren" samt dem geschichtlichen Unterbau, welche diese „Lehren" bedurften.

Dies die Meinung des Sammlers, wie wir sie aus den von ihm gegebenen Aufschriften im Zusammenhang mit dem, was wir sonst vom Christentum seiner Zeit wissen, zu enträtseln vermögen. Aber was bezweckten die Verfasser der vier Bücher selbst? Hat ihnen der Sammler nicht einen fremden Zweck aufgedrängt? Benutzte er sie faut de mieux für seine Absichten, da er Bücher, wie er sie brauchte, nicht fand? Bezweckten sie überhaupt ein und dasselbe, oder haben sie verschiedene Absichten verfolgt? Die ursprünglichen Titel ihrer Bücher sind verloren gegangen; aber diese Einbuße ist vielleicht nicht groß; wir haben ja die Schriften selbst!

Bevor wir auf diese eingehen, noch ein Wort. Der älteste Heidenchrist, der für das große Publikum über die Evangelien geschrieben hat, Justin der Märtyrer — nicht viel jünger als der Sammler — bezeichnet sie als „Memorabilien". Da haben wir allen Grund hinzuhören, und **Johannes Weiß**, der uns jüngst mit einem trefflichen Buch über das Marcus-Evangelium beschenkt hat, hat Recht daran getan, diese Charakteristik sorgfältig zu prüfen. Justin ist ein literarisch gebildeter Mann gewesen; sein Urteil fällt ins Gewicht. In der Tat spricht auch einiges für seine Charakteristik: ganze Abschnitte in den Evangelienbüchern lesen sich wie „Memorabilien" (siehe unten) und lassen sich mit den Memorabilien Xenophons und anderer wohl vergleichen. Sieht man aber näher zu, so sind die Verschiedenheiten größer als die Aehnlichkeiten. Bei Memorabilien ist die Person des Berichterstatters nicht zu missen, in den Evangelienbüchern aber treten die Berichterstatter völlig zurück; ferner verträgt diese literarische Form keine speziellen Zwecke, wenigstens keinen alles beherrschenden

sachlichen Zweck, der die Vielseitigkeit der „Denkwürdigkeiten" zerstört. So wenig Platos Schriften über Sokrates „Memorabilien" sind, so wenig sind es die Evangelienbücher. Sie verfolgen, wie sich zeigen wird, einen ganz bestimmten Zweck. Justin hat dem großen Publikum, das mit dem Titel „Evangelien" garnichts anzufangen wußte, lediglich einen Schimmer anfangenden Verständnisses bringen wollen, indem er die Bücher als „Memorabilien" bezeichnete.

Nun zu den Büchern selbst: wir sind in der glücklichen Lage, daß drei von ihnen ihren Zweck mit wünschenswerter Deutlichkeit selbst bezeichnen und — merkwürdig! — die Zwecke stimmen vollkommen überein. Aus den Zwecken wird sich aber auch die literarische Gattung bestimmen lassen.

Lucas schreibt im Eingang seines Buchs (an Theophilus), er habe das Folgende, nämlich die unter uns zu voller Ueberzeugung gelangten [oder einfach: vollbrachten] Tatsachen, von Anfang an, vollständig, genau und in der gehörigen Reihenfolge niedergeschrieben, „damit Du in bezug auf die Lehren, in denen Du unterrichtet wurdest, die Sicherheit erkennest." Sein Zweck war also, durch eine bis zum Anfang zurückgreifende, vollständige und genaue Darstellung der Tatsachen die entscheidenden Tatsachen (=Lehren), die sein Adressat schon kannte, gewiß zu machen. Um was es sich handelt, das war so selbstverständlich, daß Lucas vergessen konnte, es anzugeben: die Tatsachen, durch die Sündenvergebung und ewiges Leben gebracht sind, sind gemeint, und diese Tatsachen — unter einem anderen Gesichtspunkt heißen sie „Lehren" — sind alle beschlossen in Jesus Christus. Welche Stücke seiner Geschichte im Sinne des Lucas hierfür direkt konstitutiv sind und welche zur „Sicherheit" gehören, das läßt sich nicht sofort auf Grund des Eingangs der Schrift ausmachen, aber der Fortgang und namentlich das Ende lassen keinen Zweifel: der Tod und die Auferstehung sind allein die konstitutiven Tatsachen. Sie wären es freilich nicht, wenn es nicht mit der Person eine besondere Bewandtnis hätte, und eben deshalb muß man ausholen, bevor man den Tod und die Auferstehung erzählen kann. Somit stellt sich das dritte Evangelium als eine Schrift dar, welche das Leiden und die Auferstehung Jesu erzählen will, die aber, um die „Sicherheit" und das rechte Verständnis (auch das gehört zur „Sicherheit") dafür zu bieten, mit der wunderbaren Geburt Jesu anhebt und seine großen Taten und gewaltigen Reden schildert. Das

Wort „Evangelium“ kommt im ganzen Buche des Lucas überhaupt nicht vor: weder die Predigt Jesu wird so bezeichnet noch die Verkündigung von Jesus. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß Lucas sein Buch Evangelium genannt hat; denn nach seinem anderen Buche, der Apostelgeschichte (s. c. 20, 24), verstand er unter Evangelium dasselbe wie Paulus.

Der vierte Evangelist beschließt sein Werk mit den Worten (20, 31): „Dieses ist geschrieben, damit ihr glaubt, daß Jesus der Christ, der Sohn Gottes, sei und damit ihr, so glaubend, das Leben habet in seinem Namen.“ Das ist wesentlich dasselbe, was Lucas sich als Zweck vorgesetzt hat. Lucas legt nur das entscheidende Gewicht auf die Tatsachen, Tod und Auferstehung, und bringt das Uebrige als Unterbau; bei Johannes ist der Unterbau zur Sache selbst gezogen, weil nach seiner Ueberzeugung das Zeugnis Jesu, die Wahrheitspredigt, so laut spricht wie jene Tatsachen und dem gläubig Erkennenden bereits das Leben bringt. Ueberflüssig sind darum der Tod und die Auferstehung nicht, werden sie doch schon im Anfang des Buches angekündigt; aber das Verhältnis der Wahrheitspredigt zu jenen Tatsachen ist ein mysteriöses. Es braucht hier nicht näher erörtert zu werden — genug, daß ein praktisches Ziel, und nur ein solches, dem Verfasser vorschwebt: er will mit seiner Darstellung Glauben an Jesus als den Christus, welcher der Gottessohn ist, wecken bezw. — ganz wie Lucas — diesem Glauben Sicherheit geben. Das Wort „Evangelium“ kommt auch bei Johannes nicht vor.

Den Zweck des zweiten Evangelisten hat W e l l h a u s e n in seiner Erklärung des Evangeliums scharf ans Licht gestellt. Das Buch des Marcus beginnt mit den Worten: „Anfang des Evangeliums Jesu Christi.“ Hier also stoßen wir auf das gesuchte Wort, aber in einem Sinne, in dem es Jesus selbst nicht gebraucht haben kann; denn der Zusatz „Jesu Christi“ ist, wie zwei andere Stellen lehren, wo das Wort im Marcus vorkommt, in dem Sinne zu verstehen: „(Evangelium) v o n Jesus Christus“. Marcus wollte also in seinem Buche das Evangelium von Jesus Christus schreiben. Was das ist, darüber ist nach dem Buche selbst kein Zweifel möglich: bis zu dem Moment, in welchem zuerst der Leidensgedanke in dem Buche auftaucht, ist alles Vorbereitung. Sobald er aufgetaucht ist, bildet er den leitenden Faden, den der Erzähler nicht mehr aus der Hand läßt. Auf den Tod und die Auferstehung zweckt alles ab: sie sind das Evangelium. Nicht die Messianität

Jesu will Marcus erweisen — „Christus" ist bereits zum Eigennamen geworden —, sondern, wie Lucas, will er Sicherheit geben in Bezug auf die Lehren, d. h. die Tatsachen, welche den Christenstand in der Gegenwart begründen, den Tod und die Auferweckung Jesu — mit Johannes kann man hinzufügen: die ihn als Sohn Gottes erweisen. Eine sehr alte Variante zu Marc. 1, 1 hat das richtig erkannt: zu den Worten „Anfang des Evangeliums von Jesus Christus" fügt sie die Bestimmung hinzu: „des Sohnes Gottes."

Diesen drei Evangelien hat der Sammler also nichts Fremdes aufgezwungen: sie sind wirklich das, wofür er sie genommen hat, nämlich Schriften, in denen das Evangelium, d. h. das Leiden und die Auferweckung Jesu erzählt ist, und so erzählt, daß sein göttlicher Charakter hervorleuchtet. Alles, was vorher in ihnen berichtet ist, dient diesem Zweck. Glauben wollen sie erzeugen und sichern an den gekreuzigten und auferstandenen Sohn Gottes. Dabei hat nur der vierte Evangelist den Versuch gemacht, den Unterbau so zu heben, daß er nicht mehr als Unterbau, sondern als Teil des Gebäudes selbst erscheint; aber der Versuch ergibt kein klares Bild.

Ueber die literarische Gattung, in welche diese drei Bücher einzustellen sind, kann man hiernach nicht schwanken. Es sind apologetisch-didaktische Schriften, die, weil in ihrem Objekte Tatsachen und Lehren zusammenfielen, geschichtliches Gepräge tragen mußten.

Etwas anders steht es mit dem ersten Evangelium, welches, obgleich es gewiß jünger als Marcus und vielleicht jünger als Lucas ist, doch an sehr vielen Stellen die ältesten Züge trägt. Auch hier bewährt sich dies sofort an der Tatsache, daß Matthäus der einzige Evangelist ist, welcher vom „Evangelium des Reichs" spricht. Inwiefern und wie weit er noch ein Verständnis für diesen Begriff gehabt hat, ist nicht leicht zu bestimmen; aber schon die Tatsache, daß er ihn überhaupt braucht, ist bedeutungsvoll. Die übrigen Zeugen kennen nur das Evangelium von Jesus Christus und setzen es in ihre Darstellung ein (Marcus) oder lassen diesen Titel ganz weg, weil sie ihn mit Recht im Munde Jesu als unzutreffend empfinden. Für Matthäus muß „Evangelium des Reichs" noch irgend welche Bedeutung gehabt haben — freilich nicht die durchschlagende; denn auch bei ihm ist Alles auf den Tod und die Auferstehung abgezweckt. In der Hauptsache steht es also bei ihm doch

nicht anders als bei den anderen Evangelisten, nur daß bei ihm innerhalb des Hauptzwecks noch eine Absicht stark hervortritt, die bei den anderen fast schon erledigt erscheint oder doch weniger betont wird: Jesus als den im Alten Testament verheißenen Messias zu erweisen. Auch das erste Evangelium ist eine apologetisch-didaktische Schrift, in der jede erzählte Geschichte „Lehre" ist und für die „das Evangelium" der gekreuzigte und auferstandene Gottes Sohn ist. Besondere polemische Zwecke mögen bei ihr oder bei einer der anderen drei Schriften oder bei allen außerdem noch angenommen werden: sie sind jedenfalls dem allgemeinen apologetisch-didaktischen Zweck untergeordnet.

Aber wenn die wesentlich gleichartigen Absichten dieser vier Bücher und ihres Sammlers im vorstehenden zutreffend bestimmt sind, wenn mit *einem* Wort ihr *paulinischer* Charakter richtig erkannt ist *) — wem muß es nicht auffallen, daß die erste Hälfte aller dieser Schriften, ja ein noch größerer Bestandteil ihres Stoffs wie ein ungeheurer Ballast erscheint gegenüber dem Zweck, den sie verfolgten? Wundergeschichten, Heilungsgeschichten, die erhabensten Reden, was wollen sie besagen? Der Prophet leistet das auch. Mit dem heilbringenden Tode und der Auferstehung des Gottessohns steht das nicht in notwendigem Zusammenhang. Ausgenommen ist allerdings das Johannes-Evangelium; denn hier ist, wie wir sahen, der Versuch gemacht, den Stoff der Reden und Wunder auf die Höhe des Hauptzwecks selbst zu heben. Diese Absicht ist mit einem Schlage verständlich, sobald man einmal erkannt hat, wie disparat sich in den anderen Evangelien ein großer Teil des Stoffs zu dem Hauptzweck verhält. Aber eben jener Versuch und die Unklarheit, die in gewisser Weise in dem vierten Evangelium erst recht in Bezug auf das Verhältnis der Verkündigung Jesu zu seinem Tode und seiner Auferstehung zu Tage tritt, beleuchten den Tatbestand in den anderen Evangelien auf's schärfste. Es kann doch bei keinem von ihnen ein Zweifel sein: *sie stehen bereits unter einer Ueberlieferung, die sie aufnehmen mußten,* oder vielmehr, *sie hatten überhaupt in Bezug auf den Zweck, den sie verfolgten, an den Worten Jesu nur eine ganz schmale und unsichere Ueber-*

*) Unter „paulinischem Charakter" soll hier nur das gemeint sein, was mit besonderer Deutlichkeit bei Paulus hervortritt.



lieferung, aber ein reicher anderer Erzählungs-Stoff stand ihnen zu Gebot, der ihrem besonderen Zwecke sich von selbst nicht anpaßte.

Man schlage das Markus-Evangelium auf. Wie künstlich sind auf zahlreiche Wundergeschichten und Reden die Lichter aufgesetzt, die den Hauptzweck des Buchs abstrahlen sollen. Die kurzen Bemerkungen von Wellhausen in seinem Kommentar orientieren darüber vollkommen. Ist aber einmal das Licht kein künstlich gemachtes, dann kann man hundert gegen eins setzen, daß die ganze Erzählung nicht historisch ist, daß vielmehr hinreichende Merkmale vorhanden sind, die ihre Entstehung in späterer Zeit erweisen. Streicht man nun jene Lichter und diese Erzählungen, so bleibt noch ein sehr beträchtlicher Kern nach. Er steht unter anderen Gesichtspunkten als die sind, denen der Evangelist folgt, und es läßt sich zugleich erweisen, daß er mindestens zum Teil bereits in schriftlicher Fixierung vorgelegen haben muß: die Geschichten und Werke scheinen als einzelne und um ihrer selbst willen erzählt zu sein. Das zeigt auch ihre Form; sie geben sich als Memorabilien in Bezug auf einzelne Taten und Worte Jesu. Diese Betrachtung stimmt mit der ältesten Beurteilung des Marcusevangeliums zusammen. Der Presbyter Johannes sagt, dieses Evangelium bestehe in der Hauptsache aus aufgezeichneten, öfters nicht richtig verbundenen Erzählungen eines Dritten, und zwar eines Augenzeugen, in Bezug auf die Taten und Worte Jesu.

Nicht anders steht es bei Matthäus und Lucas. Ein Teil dessen, was sie bringen, scheidet aus, weil es dem Marcus entnommen ist. Das meiste von dem, was dann übrig bleibt, erweist sich — wenn man auch hier die starken Lichter wegnimmt, die aufgesetzt sind — als rhapsodische Memorabilien: ein großer Bestand von Reden, Worten und Taten, wie sie die Schüler in Erinnerung an ihren Lehrer aufzeichnen. Daneben stehen aber auch Stücke, die messianischen Charakter haben und auf das Ende abzielen, aber nicht auf den Tod und die Auferstehung, sondern auf die Wiederkunft in Herrlichkeit und das Gericht.

So liegt hinter unseren vier Evangelienbüchern eine Schicht von Aufzeichnungen, die anderen Charakter trägt als jene Bücher. Zwar fehlen in ihr Aufzeichnungen nicht, die den Absichten der Evangelien verwandt sind, aber sie treten zurück: Worte und Taten Jesu, als solche und um ihrer selbst willen oder um des Endes der Dinge willen erzählt, bilden den Hauptteil.

Diese Beobachtung entspricht dem geschichtlichen Tatbestande in Bezug auf die Entwicklung des Jüngerkreises Jesu. Der größte Umschwung, den sie in sich erlebt, war die Metamorphose aus Schülern Jesu zu Gläubigen und Dienern Jesu Christi, des Gottessohns. Was diesen Umschwung so merkwürdig macht, ist die Tatsache, daß sie nicht aufhörten, sich als Schüler dem Lehrer gegenüber zu empfinden, als sie sich bereits als Gläubige und Diener wußten. Zu lebendig und wertvoll war das „Geringere“, was sie als Schüler erlebt hatten, als daß es durch das Größere ausgetilgt werden konnte, was sie in der Anschauung des Kreuzes und der Auferstehung erfahren hatten. Der Lehrer war zum Gottessohn geworden, aber der Gottessohn ließ den Lehrer zunächst doch nicht vergessen.

Die älteste Schicht der Aufzeichnungen, die hinter unseren Evangelienbüchern liegt, entspricht dieser Stufe. Wie früh sie begonnen, wer kann es sagen! Aber sicher ist die landläufige Vermutung falsch, daß Jahrzehnte vergangen seien, bevor irgend etwas hier aufgezeichnet worden ist. Das hat alle psychologische und historische Wahrscheinlichkeit gegen sich, und es hat, wie Ramsay jüngst mit Recht erinnert hat, die Art und den Geist des Zeitalters gegen sich. Nicht nur ein Bericht über die Kreuzigung wird schon in den ersten Monaten nach ihr irgendwo und von irgend jemandem niedergeschrieben worden sein — auch manche Erzählung und manches Wort wird frische Erinnerung schriftlich fixiert haben. Wie oft mag dabei am Anfang das Gedächtnis an das Wort des Lehrers mit der neuen Schätzung des Lehrers als des gekreuzigten und auferstandenen Gottessohns gekämpft haben! Wie schwer konnte sich überlieferter Wortlaut behaupten, wenn ein neuer Sinn sich aufdrängte! Mit dem Sinn änderte sich auch der Buchstabe.

In Paulus sehen wir den Christen, der sich ausschließlich als der Gläubige und Diener Jesu Christi weiß und nur darum auch als Schüler. Aber was er an einem Tage gewonnen hat, das erlebten minder plötzlich auch die anderen in stetiger Umbildung. „Christi mors potentior erat quam vita“, sagt schon ein alter Schriftsteller. Die Verfasser unserer vier Evangelienbücher stehen sämtlich bereits auf demselben Glauben und derselben Anschauung der Dinge wie Paulus. Sie scheinen die Taten und Worte Jesu zu erzählen; aber das scheint nur so: sichere Ueberzeugung in Bezug auf den gekreuzigten und auferstandenen Herrn wollen sie durch ihre Erzählungen bewirken. Der von diesem Zwecke unabhängige

große Stoff, den sie sonst noch mitführen, ist ihnen durch eine ältere Ueberlieferung, die auf unvergeßliche Erinnerungen von Augenzeugen zurückgeht, aufgedrängt, in der Jesus als der Meister, seine Jünger als seine Schüler hervortraten. Sie haben einen Teil dieses Stoffs ihrem Zwecke dienstbar gemacht, einen anderen bestehen lassen, wie er in ihre Hände kam. Von einer Sonne ist nun doch alles beleuchtet, und es ist nicht nötig, ausdrücklich noch jedes einzelne Stück zu belichten.

Die Ueberzeugung, auf deren Grunde und zu deren Begründung unsere vier Evangelisten geschrieben haben, ist nicht nur eine verhältnismäßig alte. Sie ist uralt; sie ist so alt als es eine Christengemeinde gibt; an dem Ostertage ist sie entstanden. Ohne sie gäbe es überhaupt keine Christenheit. Der Wunsch ist daher verständlich, daß man überhaupt nicht hinter ihr noch weiter etwas suchen, daß man vielmehr alles Zurückliegende in ihrem Lichte sehen solle. So verlangen es die christlichen Kirchen, so verlangen es auch die vier Evangelienbücher. Aber eben diese Bücher umschließen einen Stoff, der in den Absichten ihrer Verfasser nicht aufgeht und der sein eigenes Leben hat. Aengstlicher Glaube und religionsphilosophische Spekulation warnen vor ihm. Aber der Historiker wird gerade hier seine letzte und höchste Aufgabe finden — das seltsame Kraftwort „theologischer Positivismus" wird ihn dabei nicht stören —, und auch der Christ wird nicht verlieren, sondern gewinnen.

---

# Friedrich der Große und die Zeitungs-Zensur.

## Mit Benutzung der Akten des Geheimen Staats-Archivs.

Von

**Ernst Consentius.**

Von der Freiheit der Presse unter der Regierung Friedrichs des Großen sprechen, heißt an eine Legende glauben. Die Zeitungen hatten keine Freiheit, wenn auch Podewils seinem Kollegen, dem Minister Thulemeier am 5. Juni 1740 schrieb: „Sr. Königl. Mayestät haben mir nach auffgehobener Taffel allergnädigst befohlen des Königl. Etats undt Krieges Ministri H. von Thulemeier Excellenz in höchst Deroselben Nahmen zu eröffnen, daß dem hiesigen Berlinschen Zeitungs Schreiber eine unumbschränckte Freyheit gelaßen werden soll in dem articul von Berlin von demjenigen was anizo hieselbst vorgehet zu schreiben was er will, ohne daß solches censiret werden soll, weil, wie höchst Deroselben Worthe waren, ein solches Dieselbe divertiren, dagegen aber auch so denn frembde Ministri sich nicht würden beschweren können, wenn in den hiesigen Zeitungen hin undt wieder Passagen anzutreffen, so Ihnen misfallen könten. Ich nahm mir zwar die Freyheit darauff zu regeriren, daß der Rußische Hoff über dieses Sujet sehr pointilleux wäre, Sr. Königl. Mayestät erwiederten aber daß Gazetten wenn sie interressant seyn solten nicht geniret werden müsten; welches Sr. Königl. Mayestät allergnädigsten Befehl zu folge hiedurch gehorsahmst melden sollen." — Als der König am fünften Tage nach seiner Thronbesteigung diesen Befehl gab, erschien in Berlin nur eine Zeitung, das Blatt von Johann Andreas Rüdiger, die heutige Vossische Zeitung. Der Sprachgebrauch nannte aber jede Nummer, jedes Stück, von denen drei in der Woche gedruckt wurden, eine „Zeitung", so daß der König und sein Minister von „den hiesigen Zeitungen" sprechen konnten. So ungemessen die Freiheit war, die der jugendliche König dem Zeitungs-

schreiber gönnen wollte — Podewils hielt seine Bedenklichkeiten nicht zurück, und Thulemeier war der Ansicht: „wegen des Articuls von Berlin ist dieses indistincte zu observiren wegen auswärtiger Puissancen aber cum grano salis und mit guter Behuetsamkeit." Die Zeitungs-Zensur blieb bestehen, auch als der alte Thulemeier bald darauf starb. Und einzelne Verordnungen, die nicht vom Könige ausgingen, beschränkten die gewährte Freiheit in erheblichem Maße.

Die Willensäußerung des Königs vom 5. Juni 1740 bedeutete einen Bruch mit der streng-patriarchalischen Regierungsart Friedrich Wilhelms I. Früher ward es nicht geduldet, daß im Artikel von Berlin ausführlichere Nachrichten über den Hof zu lesen waren; jetzt gab das feierliche Leichenbegängnis des Königs und der Wechsel im Regimente dem Zeitungsschreiber reichen Stoff zu Mitteilungen. Aber die Minister aus der alten Zeit freuten sich nicht wie der neue Herrscher, wenn der Gazettier nun schrieb, was er wollte, mochte es falsch oder richtig sein. Rüdigers Zeitung hatte am 25. August 1740 mit allem Vorbehalt geschrieben, das Lagerhaus solle, wie verlaute, eingehen. Diese falsche Nachricht war von andern Blättern übernommen worden. Dann hatte Rüdiger am 8. September ohne Grund berichtet, daß die märkischen Landstände 100 000 Scheffel Korn liefern müßten. Solche Meldungen „divertirten" das General-Direktorium keineswegs. Für sein „unbedachtsames Verfahren" gaben die Minister Happe und Marschall dem Zeitungsverleger vielmehr am 13. September 1740 einen nachdrücklichen Verweis und befahlen ihm: „die bey dem Zeitungsschreiben erlaubete Freyheit mit mehrer Ueberlegung und Behutsamkeit zu gebrauchen, sich auch nicht weiter zu unterstehen, weder von policey Sachen noch von dem Lagerhause oder anderen einländischen Commercien- und Manufactur-Sachen in seinen Zeitungs-Blättern ohne darzu erhaltene ordre nicht das geringste zu melden, wiedrigen Falls nachdrückliche Ahntung zu gewärtigen." Eine „unumbschränckte Freyheit" gab es also nicht. Die hatte höchstens das Blatt von Ambrosius Haude.

Der besonderen Gnade des Königs verdankte der Buchhändler Haude die Erlaubnis zum Verlage der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen", die seit dem 30. Juni 1740 erschienen und auch die Erlaubnis zum Druck einer französischen Gazette. Als Friedrich der Große noch Kronprinz war, hatte er in einem Hinterzimmer der Haudeschen Buchhandlung eine kleine Privat-

bibliothek aufgestellt, um ungestört in den Klassikern und Franzosen, die er liebte, sein Vater aber nicht schätzte, zu lesen. Haude war ein literarischer Vertrauensmann des kunstsinnigen Prinzen, der ihm darum, als er zur Regierung kam, die Erlaubnis zum Zeitungsverlag gab und so einen alten Wunsch Haudes verwirklichte. Diese Erlaubnis erteilte der König nur mündlich. Haudes Bitte hatte ihren Weg nicht durch die Kanzleien genommen, und keine Kanzlei stellte dem neuen Zeitungsverleger eine schriftliche Konzession aus. Im ersten Zeitungsstücke machte Haude nur bekannt, daß die Berlinischen Nachrichten „aus eigener höchster Bewegung" des Königs erschienen. Den Willen des Königs, der der Freiheit der Presse so freundlich gesinnt schien, rückte Haude in den Vordergrund und gab sein Blatt trotz Rüdigers Widerspruch heraus. Niemand hinderte ihn, niemand zensierte seine deutsche oder französische Gazette, denn niemand wußte, welche Freiheiten der König Ambrosius Haude vergönnt hatte.

Das Interesse, das Friedrich der Große an Haude nahm, machte dessen Blatt zur ersten Zeitung der preußischen Hauptstadt; hinter ihr mußte Rüdigers privilegierte Zeitung zurückstehen. Rüdigers Zeitung wurde auch vom Zensor nach wie vor durchgesehen. Das tat unter der Aufsicht des Kabinetts-Ministeriums der Kriegsrat von Ilgen. So wurde Rüdiger bei Beginn des ersten schlesischen Krieges bedeutet, daß er nichts von den Affären des königlichen Hofes, nichts von den nach Schlesien gerückten Truppen in die Zeitung setze, wenn er nicht den Auftrag der Etatsminister dazu hätte. Haude aber schrieb damals seine Berlinischen Nachrichten mit „aller unumbschränckten Freyheit", brachte auch in Nr. 78 seines Blattes, am 27. Dezember 1740, „das manifest von Schlesien, und andere die Armee concernirende Umbstände, welche mir nicht passiret, sondern von dem Correctore ausgestrichen worden" — wie Rüdiger sich an eben dem 27. Dezember 1740 beschwerte. Er klagte, daß seine Zeitungen „hiedurch in decadence gerathen", daß seine „auf die correspondence gewidmete unentbehrliche impensa vergeblich seyn", und bat, auch ihm „eben die Freyheit, als Haude sich bishero, ohne der correctur unterworffen zu seyn, bedienet, allergnädigst angedeyhen zu laßen."

Auch Ilgen hatte das ganze „Patent", das er zwei Tage zuvor dem Grafen Podewils gezeigt, in der Haudeschen Zeitung gelesen und war damit nicht zufrieden. Ilgen sagte: „dieser

Mann, schreibet auch sonst von denen Schlesischen Affairen, und sonsten, viele Dinge, die woll weggestrichen zu werden verdieneten, und auff offenbahren Unwahrheiten beruhen." Besonders auf die schlesischen Nachrichten in Rüdigers Zeitung mußte der Zensor aufmerksam sein. Er folgte damit einer Anweisung des Grafen Podewils. Aber, wenn das Patent in der Haudeschen Zeitung gedruckt war, so war es doch noch keine Unwahrheit. Das Patent wurde vielmehr auf des Königs Befehl in Schlesien selbst publiziert und verteilt, und so durfte es auch Rüdiger nachträglich bringen.

Die Stellung, die der Graf Podewils Haude und seiner Zeitung gegenüber einnehmen sollte, war dem Minister selbst nicht ganz klar. Er hielt es wohl für nötig, daß nichts Falsches in die Haudesche Zeitung gesetzt würde, namentlich nichts über Schlesien. Da war etwas von der Uebergabe Glogaus geschrieben worden, das Podewils nicht gefiel. Podewils meinte, der Buchhändler Haude solle alles aus seiner Zeitung fortlassen, „so nicht erlaubet". Aber Podewils wußte nicht, wie weit die Freiheiten gingen, die der König Ambrosius Haude zugesagt hatte. Größere Behutsamkeit, eine Beschränkung der eigenmächtigen Berichterstattung, hielt der Minister durchaus für angezeigt, deshalb glaubte er auch, in diesem Sinne würde eine Weisung aus dem Kabinetts-Ministerium, d. h. dem Departement der auswärtigen Affären, für den neuen Zeitungsverleger gut sein — „es möchte denn Sr. Königl. Mayestät dieserhalb etwas anderes disponiret haben." Also mahnte Ilgen, der Haudes Zeitung bis dahin nicht zu zensieren hatte, am folgenden Tage, am 28. Dezember 1740, beide Verleger zur Vorsicht. Und da Haude keine Konzession vorwies, die ihn berechtigte, alles, ohne Unterschied, in die Zeitung zu setzen, verfügte Podewils auf des Zensors Bericht: „H. Haude aber muß den Articul von Berlin zu Ew. Wohlgebohren Censur eben wie H. Rüdiger künfftig überweisen." Eine unumschränkte Freiheit war damit auch den Berlinischen Nachrichten genommen. Im Dekret vom 31. Dezember, das Podewils unterzeichnete, wurde Haude verboten: „von Seiner Königl[en] Mt. höchsten affairen und Angelegenheiten, von nun-an, seinen Gazetten, weiter nicht das geringste, es habe Nahmen wie es immer wolle, einfließen zu laßen, wann er nicht vorher dazu Erlaubnis erhalten. Er soll auch — heißt es in diesem Befehle — von denen Auswertigen Höffen forthin mit mehrerem menagement, als bisher geschehen, schreiben, zumahl von denen frembden hier anwesenden Ministris, wieder ihn, schon Klagen eingelauffen."

Künftig sollte der Kriegsrat von Ilgen auch die Zensur der Haudeschen Zeitungen versehen. Gerade ein halbes Jahr lang waren die Berlinischen Nachrichten unzensiert herausgekommen.

Einer Anregung des Königs folgend, gab Haude auch eine französische Zeitung, das Journal de Berlin, heraus. Ilgen hatte gleichzeitig den Auftrag bekommen, auch diese französische Gazette zu zensieren. In der Nummer vom 31. Dezember 1740 scheint nun Haude dasselbe Patent vom 1. Dezember 1740 über den Einmarsch nach Schlesien, wie kurz zuvor in seiner deutschen Zeitung, gebracht zu haben. In der Rüdigerschen und der Haudeschen Zeitung wurde deshalb durch das Kabinetts-Ministerium bekannt gemacht: „Das deutsche Patent, so Se Königl Majestät Unser allergnädigster Herr, wegen des Einmarsches Ihrer Trouppen in die Schlesie, daselbst publiciren lassen, führet gar nicht den Namen eines Manifests, sondern dienet nur dazu, denen schlesischen Eingesessenen alle etwa geschöpfte ungegründete Furcht und Beysorge eines feindlichen Einfalles zu benehmen. Man hat dannenhero auch nicht entübriget seyn können, erst angezogene sehr übel gerathene, und der Gazette sonder Befehl und Erlaubnis aus blossem Versehen einverleibte Piece und Uebersetzung hiedurch gänzlich zu revociren, und zu wiederruffen" (1741. No 1).

Zwischen einem „Patent" und einem „Manifest" machten die Diplomaten einen großen Unterschied, und „frembde Ministri", der Wiener Hof, konnte in einem „Manifest" eine Kriegserklärung sehen, die ihm „misfallen" könnte.

Im Journal de Berlin vom 21. Januar 1741 fand Podewils später auch im Auszuge eine Darstellung der preußischen Ansprüche auf Schlesien, die aus einer amtlichen Deduktionsschrift stammte. Diese aktuelle Frage war nicht richtig gefaßt, und trotz aller Anweisungen war das Blatt auch nicht zensiert worden. Damit war die Gelegenheit zu erneuten, schärferen Verordnungen geboten. Es sollte sich, wie Podewils schrieb (25. Januar 1741): „kein hiesiger Buchdrucker undt Zeitungs Schreiber unterstehen etwas den publiquen Zeitungen über diese Materie zu inseriren was Ihm nicht von uns zugestellet werden wirdt undt das zwar bey Verlust Ihres Privilegii;" auch sollte Ilgen darauf sehen, daß nicht so viel „abgeschmacktes" in die Zeitung käme. — Aber Haude war dem Zensor gegenüber nicht willfährig. Ilgen suchte sich durch Klagen zu rechtfertigen: „mit diesem Manne" sei nichts auszurichten, wenn er nicht durch scharfe königliche Befehle belehrt würde.

Ilgen sagte im Hinblick auf das Zeitungsblatt, das nicht des Ministers Billigung gefunden, von Haude: „Er glaubet so gar, daß der in der unterthänigst angeschloßenen Gazette enthaltene Extract recht gefaßet, und kein Fehler darunter begangen worden wäre." Und Ilgen berichtete: „Mir hat er bisher keine eintzige von seinen Teutschen und Frantzösischen Gazetten zugesandt, sich auch gleich Anfangs verlauten laßen, daß solches zu thuen nicht möglich wäre. Ich habe ihn daran nicht erinneren mögen, weil, wie ich fast vermuthen mus, er in den Gedancken stehet, als ob ich was besonderes darunter suche, seine Zeytungen eben sowoll, als die Rüdigersche, zu revidiren, welches . . . doch eine Verrichtung ist, wozu sich schwehrlich jemand dringen wird." — Unter solchen Umständen erhielt Haude am 28. Januar 1741 einen Strafbefehl, daß er künftig bei Verlust seines Privilegs und bei hundert Dukaten fiskalischer Strafe seine Zeitungen vor dem Druck zur Zensur brächte, und in den Zeitungen sollte nunmehr eine authentische Darstellung der preußischen Rechtsansprüche auf Schlesien gegeben werden. Dies war der Grund, daß „einer Nahmens Formey" — wie Ilgen ihn am 26. Januar 1741 genannt — ein sonst nicht unbekannter Mann, der das Journal de Berlin schrieb, von der Redaktion zurücktrat.

Der erste schlesische Krieg zwang also Haude, seinen passiven Widerstand aufzugeben und unterwarf die Zeitung der üblichen Zensur des Kabinetts-Ministeriums. In dieser Hinsicht hatte sie vor Rüdigers Blatte nichts mehr voraus. Hatte Friedrich der Große gesagt, „daß Gazetten wenn sie interressant seyn solten nicht geniret werden müsten", in der Tat waren sie in mehr als einer Hinsicht geniert; durch das Kabinetts-Ministerium und das General-Direktorium.

Als das General-Direktorium in der Haudeschen Zeitung vom 27. April 1743 gelesen hatte, daß dem Minister von Rochow auf „öfteres Ansuchen die Dimißion in Gnaden ertheilet" sei, was richtig war, so fand es diese Meldung bedenklich. Denn es sei vermutlich nicht die Absicht des Königs, daß derartige Personal-Veränderungen in der Zeitung bekannt gemacht würden. Das General-Direktorium hatte zudem schon früher Ambrosius Haude bedeutet, er solle nichts in die Zeitungen setzen, was sich auf das General-Direktorium bezöge. Es richtete darum an den Grafen von Podewils und den Minister von Borcke am 27. April 1743 das Ersuchen, dem „Censori der hiesigen Zeitungen aufzugeben,

Künftig sollte der Kriegsrat von Ilgen auch die Zensur der Haudeschen Zeitungen versehen. Gerade ein halbes Jahr lang waren die Berlinischen Nachrichten unzensiert herausgekommen.

Einer Anregung des Königs folgend, gab Haude auch eine französische Zeitung, das Journal de Berlin, heraus. Ilgen hatte gleichzeitig den Auftrag bekommen, auch diese französische Gazette zu zensieren. In der Nummer vom 31. Dezember 1740 scheint nun Haude dasselbe Patent vom 1. Dezember 1740 über den Einmarsch nach Schlesien, wie kurz zuvor in seiner deutschen Zeitung, gebracht zu haben. In der Rüdigerschen und der Haudeschen Zeitung wurde deshalb durch das Kabinetts-Ministerium bekannt gemacht: „Das deutsche Patent, so Se Königl Majestät Unser allergnädigster Herr, wegen des Einmarsches Ihrer Trouppen in die Schlesie, daselbst publiciren lassen, führet gar nicht den Namen eines Manifests, sondern dienet nur dazu, denen schlesischen Eingesessenen alle etwa geschöpfte ungegründete Furcht und Besorge eines feindlichen Einfalles zu benehmen. Man hat dannenhero auch nicht entübriget seyn können, erst angezogene sehr übel gerathene, und der Gazette sonder Befehl und Erlaubnis aus blossem Versehen einverleibte Piece und Uebersetzung hiedurch gänzlich zu revociren, und zu wiederruffen“ (1741. No 1).

Zwischen einem „Patent“ und einem „Manifest“ machten die Diplomaten einen großen Unterschied, und „frembde Ministri“, der Wiener Hof, konnte in einem „Manifest“ eine Kriegserklärung sehen die ihm „misfallen“ könnte.

Im Journal de Berlin vom 21. Januar 1741 fand Podewils später auch im Auszuge eine Darstellung der preußischen Ansprüche auf Schlesien, die aus einer amtlichen Deduktionsschrift stammt. Diese aktuelle Frage war nicht richtig gefaßt, und trotz aller [illegible] weisungen war das Blatt auch nicht zensiert word[illegible] damit die Gelegenheit zu erneuten, schärferen Verordnun[illegible] oten sollte sich, wie Podewils schrieb (25. Januar 17[illegible] Buchdrucker undt Zeitungs Schreiber unter[illegible] publiquen Zeitungen über diese Materie zu i[illegible] nicht von uns zugestellet werden wirdt undt de[illegible] Ihres Privilegii;“ auch sollte Ilgen darauf [illegible] viel „abgeschmacktes“ in die Zeitung käme. [illegible] dem Zensor gegenüber nicht willfährig. Il[illegible] Klagen zu rechtfertigen: „mit diesem Mann[illegible] richten, wenn er nicht durch scharfe königliche [illegible]

[Il]gen sagte im Hinblick auf das Zeitungsblatt, das nicht des [M]inisters Billigung gefunden, von Haude: „Er glaubet so gar, [da]ß der in der unterthänigst angeschloßenen Gazette enthaltene Extract recht gefaßet, und kein Fehler darunter begangen worden wäre." Und Ilgen berichtete: „Mir hat er bisher keine einzige von seinen Teutschen und Frantzösischen Gazetten zugesandt, [illegible] auch gleich Anfangs verlauten laßen, daß [illegible] nicht möglich wäre. Ich habe ihn daran nicht erinnern mögen, weil, wie ich fast vermuthen mus, er in den Gedanken stehet, als ob ich was besonderes darunter suche, seine Zeitungen [illegible] als die Rüdigersche, zu revidiren, welches . . . [illegible] richtung ist, wozu sich schwehrlich jemand dringen [illegible]." — Unter solchen Umständen erhielt Haude am 28. Januar 1741 einen [illegible]befehl, daß er künftig bei Verlust seines Privilegs [illegible] Dukaten fiskalischer Strafe seine Zeitungen vor dem Druck zur Zensur brächte, und in den Zeitungen sollte [illegible] authentische Darstellung der preußischen Rechtsansprüche auf Schlesien gegeben werden. Dies war der Grund, [illegible] Nahmens Formey" — wie Ilgen ihn am 26. Januar [illegible] nannt — ein sonst nicht unbekannter Mann, der das Journal de Berlin schrieb, von der Redaktion zurücktrat.

Der erste schlesische Krieg zwang also Haude, seinen passiven [Wider]stand aufzugeben und unterwarf die Zeitung der üblichen [illegible]s Kabinetts-Ministeriums. In dieser [illegible] [illegible]s Blatte [illegible] [m]ehr voraus. [illegible] „daß Ga[illegible] [illegible]n sie interressant [illegible] [illegible] müsten [illegible] Tat waren sie [illegible] durch [illegible]etts-Ministerium [illegible]

[illegible] Genera[illegible] in der [illegible] 743 [illegible] daß dem [illegible] [illegible]chen [illegible] in [illegible] [illegible]and [illegible] [illegible] Königs [illegible] bekannt [illegible] schon [illegible] [illegible]ungen [illegible] [illegible]richten [illegible]

daß er von denen zum General-Ober ꝛc. Directorio gehörigen Sachen nichts in den Zeitungen stehen laße.“ Der Kriegsrat von Ilgen hatte sich bisher — wie er sagte — stets nach der Willensäußerung des Königs gerichtet, die ihm Podewils bekannt gemacht, „daß, nemlich, in denen hiesigen Gazetten, unter dem Articul von Berlin, nicht das geringste geändert werden sollte, es möge damit an dehm seyn, oder nicht;“ er glaubte dieser Weisung folgen zu müssen. Und Podewils und Borcke schrieben dem General-Direktorium zurück, sie seien nicht ermächtigt gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs den hiesigen Gazettiers die „ohnumbschränckte Freyheit“ zu nehmen, ihnen zu verbieten, von Berliner Geschehnissen zu schreiben, was sie wollten (4. Mai 1731). Bis der König eine andere Anweisung gegeben, konnten sie dem Zensor den Wunsch des General-Direktoriums nicht zum Gebot machen; denn eine Kabinettsordre vom 29. November 1742 befahl aus bewegenden Ursachen nur, „daß in denen sogenandten Berlinischen Intelligentzen oder Frag und anzeigungs Nachrichten, der Articul von angekommenen Frembden in Berlin, supprimiret und nicht weiter eingesetzet werden soll.“ Im Intelligenz-Blatt fand der Berliner die Annonzen und die wöchentlichen Getreidepreise; nach dem Willen Friedrich Wilhelms I. sollte jedes Inserat aus den politischen Zeitungen verbannt sein.

Wußte Friedrich der Große, daß die Berliner Zeitungen zensiert wurden, und wollte er ihre Zensur? Vom 9. Juli 1743 datiert eine neue Kabinettsordre, die dem General-Direktorium erwünscht sein mochte. In ihr sagte der König, daß die „Verlegere derer Berlinschen Zeitungen von der ihnen erstatteten Freyheit die Zeitungen sonder vorgängige Censur drucken zu laßen, einen übelen Gebrauch gemachet.“ Der König habe wahrgenommen, so hieß es, daß in den Blättern verschiedentlich Unwahrheiten gedruckt seien, die auswärtige Mächte verletzten; auch hätten die Verleger königliche Ordres, „so an die hohen Collegia ergangen und welche Se. Königl. Mayt. nicht publique gemachet wißen wollen, sonder discretion darin anführen laßen.“ Darum befahl der König, wo sich auch Artikel fanden, durch die anderer Leute Ehre öffentlich verletzt würde, „daß die Freyheit öffentle. Zeitungen sonder vorhergängige Censur drucken zu laßen aufgehoben seyn, und nurgedachte Gazettes nicht eher zum Druck gegeben werden sollen, bis selbige vorher durch einen vernünfftigen dazu autorisirten Mann censiret und approbiret worden seynd.“ — Durch diese Kabinettsordre vom

9. Juli 1743 nahm der König die Freiheit, die er bei seiner Thronbesteigung den Zeitungen gegeben, wieder zurück; aber Podewils brauchte keinen neuen Zensor zu ernennen; der Kriegsrat von Ilgen hatte auch nach dem 5. Juni 1740 sein Amt versehen und hatte sich nun nur nach der neuen Kabinettsordre zu richten, sie auch mittelst Dekrets den Verfassern der deutschen und französischen Zeitungen bekannt zu machen. Damals war der Buchhändler Schmid Verleger der französischen Gazette. Möglicherweise hatte seine Zeitung anfangs dieselbe Freiheit, wie ursprünglich die Haudeschen Blätter; auch er hatte „seine Frantzösische Zeytungen, von nun an, dem Königl. Krieges Rath von Jlgen zur Censur, jedesmahl zustellen zu laßen“ — wie das Dekret vom 13. Juli 1743 sagte. Aber Schmid kehrte sich wenig an Ilgens Korrekturen, ließ öfters alles, was der Zensor gestrichen, stehen, bis ihm — wie seinerzeit Haude — eine Strafe von hundert Dukaten angedroht wurde (16. November 1743).

Der Artikel „von gelehrten Sachen“ wurde ebenfalls der Zensur unterstellt. Denn gerade er konnte andere Leute an der Ehre kränken. Das mag auch zuweilen geschehen sein. Aus einer Immediateingabe Haudes vom 23. Juni 1744 muß man entnehmen, daß diese Zensur keineswegs liberal gehandhabt wurde. Ambrosius Haude schrieb: „Es hat Ew. Königl. Majest vor einiger Zeit allergnädigst gefallen, auch die gelehrten Artickel in meinen Zeitungen der sonst niemahls eingeführt gewesenen Censur zu unterwerfen, und der H. Geheimde Krieges-Rath von Ilgen dehnet diese Censur so weit aus, daß er meinem Zeitungs-Verfaßer nicht einmahl erlaubt, ein Buch zu beurtheilen, es geschehe auch so bescheiden, als es nur immer wolle, sondern es muß selbiger alle vorkommende Bücher entweder ohne Unterscheid loben, oder nur bloß die Capitel derselben anführen, wodurch denn dieses Blatt bereits anfängt, bey den Auswärtigen dieserhalb lächerlich zu werden.“ Haudes Bitte: den gelehrten Artikel seiner Zeitung wieder von der Zensur zu befreien, stand Friedrich der Große nicht abgeneigt gegenüber; denn Haude machte sich verbindlich, daß der Redakteur „die Schrancken der Mäßigung und Bescheidenheit nicht überschreiten“ würde, und der König schätzte Haude.

Später ließ es Ilgen, dem die Zensur ein beschwerliches Amt war, bei politischen Nachrichten an der nötigen Aufmerksamkeit fehlen; er wurde abgesetzt. Friedrich der Große griff selbst ein. Die Kabinettsordre vom 5. August 1750 sagte dem Grafen Podewils,

daß die Zeitungsschreiber „allerhand anstößige und impertinente in publique affairen einschlagende Dinge mit einlauffen" ließen, „wie solches die exempel wegen des Tartarischen Emissaire und was sonsten unvernünfftiger weise ohnlengst, wegen der Turckischen Nation bey Gelegenheit des Said Effendi eingefloßen", beweise. „Mithin Ich daraus urtheilen muß — schrieb der König — daß die bisherige Censur solcher Zeitungen nicht mit der erforderlichen attention und accuratesse geschehen sey.

So habe Ich desfals aus eigener Bewegung resolviret, und will, daß so gleich von nun an und vor das künfftige beständig, der Geheime Rath Vockerodt (als welcher wegen seiner habenden routine von affairen, am besten beurtheilen kann, was sich in publique Zeitungen schicket oder nicht) die Censur derer publiquen Gazetten zu Berlin haben, und solche mit aller attention verrichten, auch darinn nichts anstößiges, so insonderheit in publique affairen einschläget, stehen laßen, und darauf sehen und nachdrücklich halten soll, damit die Gazetten nicht anders als nach den von ihm censirten und approbirten exemplar abgedrucket und publiciret werden müßen."

Dieser Befehl bedeutet eine Verschärfung der bisher vom Kriegsrat Ilgen geübten Zensur. Ilgens letzte Tätigkeit als Zensor war, daß er den Zeitungsverlegern diese Kabinettsordre, soweit sie die Zeitungsschreiber anging, bekannt machte.

Der Geheimrat Vockerodt muß nach ihm ein strenges Regiment geführt haben. Er war bei den Zeitungen nicht beliebt. Das erste Stück der Zeitung, die von der Realschule in Berlin herausgegeben wurde — es war das die vierte Berliner Zeitung, die neben den beiden deutschen und der französischen erschien — hatte der Konsistorialrat Hecker dem Geheimrat Vockerodt vergeblich zur Zensur vorgelegt. Schon am 5. Januar 1752 bat Hecker, wenn es möglich wäre, die Zensur seines Blattes dem Legationsrat von Hertzberg aufzutragen. Denn der spätere Minister von Hertzberg war auch als Beamter ein liebenswürdiger und entgegenkommender Mann. Und Hertzberg wurde Zensor, wie Podewils auf den Rand von Heckers Gesuch als Bescheid: „fiat" geschrieben hatte. Auch der Buchhändler Klüter, der im Jahre 1755 die französische Zeitung verlegte, die nur zu schnell ihre Besitzer wechselte, weil eine französische Gazette in der Hauptstadt Friedrichs des Großen nicht die genügende Zahl von Abnehmern fand, bat um die Zensur Hertzbergs. Denn Vockerodt forderte Unmögliches.

Vockerodt wollte das Zensurblatt schon mittags haben, am Tage bevor die Zeitung ausgegeben würde. Das heißt, der Zeitungsschreiber konnte die Ankunft der Post nicht abwarten und mußte die einlaufenden Neuigkeiten bis zum nächsten Zeitungstage liegen lassen. Kam Klüter mit seiner Zeitung eine Minute zu spät, so lehnte Vockerodt für den Tag die Zensur überhaupt ab. Das war mehr als einmal geschehen. Darum wandte sich Klüter mit seiner Bitte an den König selbst (24. Januar 1755). Schenkte Friedrich der Große Klüters Klagen auch nicht vollen Glauben, er gestattete doch, daß Hertzberg die französische Zeitung durchsähe.

Jeder der Zensoren, Vockerodt und Hertzberg, hatte jetzt zwei Zeitungen zu revidieren; Vockerodt die Rüdigersche, nunmehr Vossische, und die Berlinischen Nachrichten, die Zeitung der Haude und Spenerschen Buchhandlung; Hertzberg die französische und die Realschulzeitung. — Dies Verhältnis, das immerhin Mißstände zur Folge haben konnte, denn die Zensur der Berliner Zeitungen war nun keine einheitliche mehr, wo das persönliche Urteil des Zensors über die Zulässigkeit einer Zeitungsmeldung doch zu entscheiden hatte, so daß die einen Zeitungen sich wohl einer größeren Freiheit als die anderen zu erfreuen hatten, dies Mißverhältnis sollte von keiner Dauer sein.

Der Befehl des Königs, der Vockerodt am 29. Juni 1755 von der Zensur dispensierte, machte den jungen Beausobre zum Zensor aller Berliner Zeitungen. „Nachdem Ich aus eigner Bewegung resolviret habe, wie der junge Beaufsobre zu Berlin der Revideur und Censor von gewißen Büchern so zu Berlin gedrucket werden, insonderheit aber von allen daselbst zudruckenden Teutschen und Frantzösischen Zeitungen, seyn und der Geheime Rath Vockerodt forthin davon dispensiret bleiben soll —" so hatten die Minister Podewils und Finckenstein das Nötige zu verfügen, hatten auch den Beausobre wohl und deutlich zu instruieren, daß er genau wisse, wie er sich bei der Zensur zu verhalten, und welche Artikel er passieren lassen dürfe. Die Minister hatten den neuen Zensor nach dem Wortlaut der Kabinettsordre ferner anzuweisen: „daß in vorkommenden besonders dubieusen fällen bey solcher Censur, er bey Mir Selbst anfragen und Meine Resolution gewärtigen müße."

Die Zensur blieb bestehen, auch wenn der Zensor wechselte. Ja, für die Zeitungszensur sollte ein besonderes Reglement geschaffen werden; was dem jungen Beausobre bei seinen Jahren an

Erfahrung fehlte, sollte eine genaue Instruktion der Kabinettsminister ersetzen. Diese für den neuen Zensor belehrende Instruktion gibt zugleich das beste Bild von der Freiheit der Presse.

Zunächst, weil die Zeitungen nach den fernsten Orten verschickt werden, hatte der Zensor nicht das Geringste stehen zu lassen, „worüber sich irgend ein auswärtiger Hoff zu formalisiren und Beschwerde zu führen Ursach haben könte"; besonders sollte nichts über Rußland gesagt werden, was nicht in den Petersburger Zeitungen selbst stand. Der russische Hof war über Zeitungsmeldungen sehr empfindlich. Der Zensor mußte darauf sehen, „daß in denen Gazetten keine hazardirte und ungeräumte raisonnements über die publiquen Affairen und jetzigen Conjuncturen von Europa einverleibet bleiben." Ferner hatte er zu streichen, was ein Zeitungsschreiber von Rekrutentransporten, von Sachen, die zur Armee und zum Festungswesen gehörten, etwa drucken wollte. Beförderungen in der preußischen Armee durften nicht gemeldet werden; es sei denn, daß der Geheime Kriegsrat de la Motte seine schriftliche Erlaubnis dazu gegeben. Standeserhöhungen und Verleihungen im Zivildienste brauchten zur Veröffentlichung die Genehmigung des Etatsministeriums oder erforderten ein Attest aus dem betreffenden Departement. Keine Kameralverordnung sollte ohne Wissen der Kriegs- und Domänenkammer bekannt gemacht werden; auch die Mitteilung von Edikten setzte eine besondere Erlaubnis voraus. Bei medizinischen und chirurgischen Traktaten, bei Arzeneien und Kuren, war zuvor der Nachweis zu führen, daß das Ober Collegium medicum sie zensiert oder approbiert, ehe in der Zeitung davon geschrieben wurde. Im gelehrten Artikel durfte nichts stehen bleiben, was den guten Sitten zuwider oder von anstößigen Religionsstreitigkeiten handelte. Und in allen anderen Fällen, über die sich keine bestimmte Instruktion geben ließ, hatte der Zensor nach seiner Einsicht und Ueberlegung „dergestalt zu verfahren, daß darunter nichts vorgehe, so Uns zu einigem Mißvergnügen Anlaß geben kan", auch „in dubieusen Fällen" beim Könige selbst anzufragen und dessen Entscheidung abzuwarten.

Mit diesen Einschränkungen durften die Zeitungen von ihrer Freiheit Gebrauch machen. Aber es waren doch sehr wesentliche Beschränkungen. So daß Lessing schon 1751, damals in Berlin und in Verbindung mit der Vossischen Zeitung, seinem Vater schrieb, die Berliner Zeitungen „sind wegen der scharfen Censur

größtentheils so unfruchtbar und trocken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darinne finden kann." Auch 1755 konnten die Gazetten — nach der Instruktion für den Zensor zu schließen — nicht „interressant" sein.

Die Instruktion, die Beausobre empfing, kann für eine Zusammenfassung der Kabinettsbefehle des Königs und der Verfügungen des Ministeriums gelten, die seit 1740 den einzelnen Zeitungen nach und nach bekannt gemacht waren.

Rußland war von jeher empfindlicher als andere Mächte gewesen. Weil die Königsberger Zeitung seinerzeit aus einem holländischen Blatte eine Nachricht über die bevorstehende Hochzeit der Kaiserin Elisabeth gebracht, erhielt der Königsberger Verleger, der Hofbuchdrucker Reußner, vierzehn Tage zivilen Arrest, und der Universitäts-Pedell wurde ihm für diese Zeit ins Haus geschickt. In der Hallischen Zeitung hatte der Zensor einst einen Artikel über Rußland stehen lassen, der Grund zu Klagen gab — der Zeitungsschreiber wurde sofort entlassen. Und kürzlich, am 14. Februar 1755, hatte Podewils in der Berliner Realschul-Zeitung mit Mißfallen eine Passage über Rußland gelesen, eine „Anzüglichkeit", die der Zensor unmöglich hatte übersehen können. Der Konsistorialrat Hecker, der die Aufsicht über die Realschule und ihre Zeitung führte, glaubte, daß sein Zeitungsschreiber, Wernich, nur ihm zum Tort den Satz in die Zeitung geschrieben, weil er „itzo abgehen soll". Hecker entschuldigte sich und sagte, Wernich hätte sich die letzte Warnung seines Zensors Hertzberg schlecht gemerkt. Hecker zog alle Exemplare der Zeitungsnummer bei der Post und in den Buchläden zurück, ließ andere drucken, in denen die Passage über Rußland nicht stehen sollte, und hoffte, sein neuer Zeitungsschreiber würde die Sache besser machen, auch auf Warnungen hören. Er selbst aber, der Konsistorialrat Hecker, erhielt einen bündigen Verweis (15. Februar 1755), daß er auf die Zeitung nicht besser acht gegeben und keine vorsichtigeren Leute zu Zeitungsschreibern angenommen; daß sein Redakteur sich unterstanden, einige Blätter ohne Zensur zu drucken, dafür wurde Hecker verantwortlich gemacht. Denn, wo es sich um „sehr verfängliche und höchststrafbahre passagen" handelte, konnte das Kabinetts-Ministerium nicht nachsichtig sein. Rußland war zu empfindlich. Auf Rußland nahm auch die Instruktion für den neuen Zensor ganz besonders Rücksicht.

Auch die geringfügigsten Meldungen über die Vermehrung der Armee und die Errichtung neuer Regimenter waren den Zeitungen

schon vor Beginn des zweiten Schlesischen Krieges, im Dezember 1743, verboten worden. Der Krieg brachte es dann mit sich, daß allerhand Zeitungen nach Berlin kamen, die dem preußischen Interesse nicht entsprachen; „mit impertinenten, lügenhafften, und aus der Lufft gegriffenen Zeytungen . . . welche Unsere in Böhmen stehende Kayserl. Auxiliar-Armée, und derselben Operationes, concerniren, und angehen“, schleppten sich die Berliner. Solche Unwahrheiten, sagten die Kabinetts-Minister, könnten durch falsche Zeitungen aus dem Auslande verbreitet sein; weil „aber auch ziemlich wahrscheinlich, daß sich alhier Gottlose und pflichtvergeßene Gemüther finden, welche, wer weis aus was Ursach, dergleichen boshaffte Zeytungen außinnen, und, mit Fleis, divulguiren“, so hatten die Polizeikommissare unter der Hand — denn Aufsehen sollte vermieden werden — Acht zu geben, auf welche Art solche falschen Nachrichten verbreitet würden. Beausobre erhielt seine Instruktion etwa ein Jahr vor Beginn des Siebenjährigen Krieges. Sie nahm schon Rücksicht auf die kommenden Ereignisse und verbot alle Meldungen über Truppenveränderungen. Denn Friedrich der Große kannte seine Gegner und hatte nicht aufgehört nach dem Frieden von Dresden zu rüsten. Davon durfte nichts ohne den Willen des Königs in den Zeitungen gesagt werden. Denn wo die Zensur der öffentlichen Blätter das Gegebene war, konnten Berichte über die Armee — waren sie falsch oder richtig — stets dem Auslande Gelegenheit zu unerwünschten Vermutungen und Kombinationen geben. Das sollte vermieden werden. Und gerade das Bestehen der Zensur mußte folgerichtig zu solchen Beschränkungen führen.

Die Personalmeldungen hatte das Generaldirektorium schon längst nicht gut geheißen. An die alte Beschwerde dieses Kollegiums dachte Finckenstein, als er Beausobres Instruktion unterzeichnete, dachte auch daran, was der Geheimrat Eichel, des Königs Sekretär, am 12. Mai 1752 geschrieben, daß die Zeitungsmeldung: der Graf Reuß habe die Aemter des verstorbenen Grafen Dohna erhalten, „gantz grundfalsch und eine erfindung eines müßigen Kopfes“ gewesen. Eichel hielt es damals für gut, die Zeitungsschreiber zu warnen, „dergleichen Sachen von Berlin nicht so leichtsinnig weg zuschreiben.“ Um den Zusammenhang aller politischen Verhandlungen des Königs wußte Eichel; und Eichel hatte „schon vorlängst gewünschet, daß bey den Articul von Berlin in ermeldeten Zeitungen, die censur etwas regoureuser seyn und denen concipienten nicht so frey gelaßen werden möchte, Chargen von consideration, Regimenter

und dergleichen nach eigenen gefallen zuvergeben, noch sich bey den detail von Monoeuvres so S. K. M. zu Berlin oder Potsdam halten zu meliren, oder auch die ankunfft derer Frembden in Potsdam, desgl. recruten- und Remonte-Transporte dem publico zu annonciren, als dergleichen das publicum wenig interessire und dennoch zum öffteren vielen verdruß machen und mehrentheils falsch seye."

In Kriegszeiten wurden Meldungen ausländischer Zeitungen über Preußen in ihrer Gesamtheit für falsch erklärt; allein der Berliner Artikel in den Berliner Blättern, oder der Artikel von Magdeburg in der Magdeburger Zeitung, hatte Anspruch auf Glaubwürdigkeit und war verbindlich. Der Artikel von Berlin diente auch so und so viel anderen Zeitungen zur Quelle. Und aus Personalveränderungen konnten politische Schlüsse gezogen werden. Eichel wollte deshalb auch, daß Meldungen über preußische Gesandte nur mit Vorsicht in die Zeitungen kämen. War eine unerwünschte Nachricht gedruckt, so mußte sie alsbald „mit einer gewißen guten Tournure" widerrufen werden, ehe sie in fremden Zeitungen Schaden anrichtete.

Mitteilungen des Geheimrat Eichel, der den Vortrag in militärischen Sachen beim Könige hatte, beachtete das Kabinetts-Ministerium; der Zeitungs-Zensor hatte sich nach ihnen zu richten. Gerade der Artikel von Berlin, den der König bei seiner Thronbesteigung ganz ausdrücklich von jeder Zensur befreit wissen wollte, wurde besonders kontrolliert. Seit dem 7. Oktober 1753 hatte ihn der Graf von Haacke, der Kommandant von Berlin, erst zu unterschreiben, ehe er bei der Zensur passieren durfte. Diese Bestimmung geht auf einen Konferenzbeschluß des Departements der auswärtigen Affären zurück. Das Polizeidirektorium hatte den Zeitungen schon im Jahre 1749 bei 10 Thaler Strafe verboten, nicht das Geringste von Polizei- und Gerichtssachen, die in Berlin vorfielen, in die Blätter zu setzen, wenn der Zeitungsschreiber sich beim Polizeidirektorium nicht vorher nach dem wahren Sachverhalt erkundigt hätte. Mit der Freiheit im Artikel von Berlin alles zu schreiben, was dem Redakteur gut schien, war es schon lange übel bestellt.

Der junge Beausobre hatte nun seine Instruktion als Zensor, und allen Zeitungsschreibern, dem Haude und Spenerschen wie Vossischen, dem Heckerschen wie Klüterschen, war befohlen, sich bei ihm zur Zensur einzufinden; aber der junge Beausobre konnte sich keinen Respekt verschaffen.

Um sich in Respekt zu setzen, drohte Beausobre; drohte: er

werde an den König schreiben. Das tat er auch. Am 7. August 1755 klagte er dem Könige: die Zeitungsschreiber kümmerten sich wenig um seine Anordnungen. Voß habe vor einigen Tagen, ohne des Zensors Wissen, das Edikt für die Emdener Compagnie veröffentlicht, weil er gesehen, daß die Minister es unterschrieben. Auch Spener sei nicht — wie Beausobre gewollt — in das Departement gegangen, um sich von da die Erlaubnis zum Druck zu holen, sondern habe eigenmächtig den Artikel gebracht. Der Buchführer Spener wäre der starrköpfigste von allen Verlegern, klagte Beausobre. — Wenn auch in der Instruktion für den Zensor stand, er solle sich „in dubieusen Fällen" an den König selbst wenden — was auch in der Kabinettsordre vom 29. Juni 1755 befohlen war — so war es nicht die Absicht Friedrichs des Großen, daß Beausobre in allen und jeden Fällen, wo er über die Gazettiers zu klagen hätte und wo ihm bei seinem Amte Zweifel kämen, ihm selbst eine Eingabe machte. Vielmehr bestimmte der König auf des Zensors Klagen: Beausobre solle sich einzig und allein an den Grafen Podewils wenden; dem ward befohlen, dem Zensor zu helfen „de la maniere la plus efficace dans tous les cas ou il en aura besoin pour tenir ces gens en bride"; denn der König konnte sich selbst nicht mit Beausobres Klagen befassen (Kabinettsordre vom 9. August 1755).

Des neuen Zensors kräftigste Drohung den Zeitungen gegenüber hatte also keinen rechten Erfolg, zumal Podewils auf die Seite der Zeitungen trat und den Zensor wissen ließ, er brauche sich keine Bedenken zu machen, einen Artikel, wie den über die Emdener Compagnie stehen zu lassen, da die Interessenten selbst gewünscht hätten, daß die zu ihren Gunsten erlassene Verordnung bekannt würde. Zwar den Zeitungsschreibern untersagte es Podewils, Artikel, die bei der Revision beanstandet oder gestrichen, in ihre Blätter zu setzen und bedrohte sie mit fünfzig Thalern Strafe, auch im Wiederholungsfalle mit dem Verlust des Privilegs. Aber er sagte doch den Zeitungsschreibern zugleich: „wan Ihnen ja einiger Zweiffel über ein und andern Ihren Blättern einzurückenden Articuls beywohnen möchte", sie sollten sich dann, „ehe solche publici juris werden", beim Departement der auswärtigen Affären melden (Verordnung vom 12. August 1755). — Diese Anweisung konnte die Autorität des einmal ernannten Zensors nicht vergrößern. Und schon eine Woche später erlebte Beausobre, daß er auch nicht die geringste Autorität hatte. Er war bei der Zensur zu sehr mit

den politischen Nachrichten beschäftigt gewesen und hatte auf den gelehrten Artikel der Vossischen Zeitnng vom 16. August 1755 nur einen flüchtigen Blick geworfen. Als die Zeitung ausgegeben wurde, traute er seinen Augen nicht. Der Zeitungsschreiber hatte alle Regeln des Anstandes mit Füßen getreten, hatte die Stirn gehabt, dem Zensor einen Artikel vorzulegen, „un article rempli de personalités", der dem Baron von Schönaich Feigheit vorwarf: „on reproche au Baron de Schœnaich de manquer de cœur". Und der Zensor, der sich in die politischen Nachrichten vertieft hatte, hatte diese odiöse Satire nicht gestrichen! Beausobre war unglücklich, jemand könnte glauben, er hätte das gut geheißen. Er forderte eine Widerrufung. „Je marquai au Libraire Voſſ — berichtet der Zensor selbst — qu' il etoit neceſſaire que son Gazettier se retractat; pour l'y obliger j'ai taché de l'intimider en le menacant d'écrire au Roi. Mais comme j'ai bien cru, Monſieur, que la retractation ne se feroit pas, j'ai demandé qu' on inſerat un avertiſſement, qui put me mettre à couvert de tout soupcon." Auch diese Anzeige, daß der Zensor den Freiherrn von Schönaich für keinen Feigling hielte, auch eine solche Ehrenerklärung nahm Voß in die Zeitung nicht auf und versagte bei dem lustigen Kriege, den die Vossische Zeitung gegen den unfähigen Schüler Gottscheds und den Meister selbst führte, dem Zensor seine Rechtfertigung. Ja, Voß nahm sämtliche Verordnungen des Grafen Podewils in die Hand und ging — „au lieu de commencer par me faire savoir les ordres de Votre Excellence" — und ging, wie der Zensor seinem Gönner dem Grafen Podewils schrieb, „les communiquer aux autres libraires, et ce n'est qu'apres . . . qu' il s'est addreſſé à moi." Mit einiger Selbsterkenntnis mußte Beausobre gestehen: „je vais le grand chemin de perdre toute espece d'autorité."

Voß erhielt für sein ungebührliches Betragen von Podewils seinen Verweis; aber Podewils sah es für diesmal nach, daß der anstößige Passus gegen den Herrn von Schönaich n i c h t widerrufen wurde.

Der junge Beausobre, dem nicht ganz wohl war, erhielt bald selbst einen Verweis. Er hatte in No. 112 der Haudeschen Zeitung von 1755 unter der Rubrik: Hannover einen Artikel stehen lassen, „welcher zu vielen raisonnements Anlaß gegeben, und auf verschiedene Arth ausgedeutet werden kan"; deshalb sagten ihm Podewils und Finckenstein, er möge sich besser vorsehen (23. Sept. 1755).

Die Zeitungen scheinen selbst mit dem Departement der auswärtigen Affären Fühlung gesucht zu haben. Was ihnen von dieser Stelle zur Veröffentlichung gegeben wurde, erfuhr der Zensor nicht immer. Die Zeitungen sahen also am Tage ihrer Ausgabe oft anders aus, als bei der Zensur, und der Zensor war nicht im Stande, den Inhalt der Blätter zu vertreten.

Was in den Berliner Zeitungen stand, war für die Provinzialblätter verbindlich. Der Zeitungsschreiber oder Zensor einer Provinzialstadt, z. B. von Halle, konnte unmöglich über die politischen Ereignisse besser unterrichtet sein, als die Minister in Berlin selbst. Ein eigenes Urteil, „Ausschweifungen“, waren ihm nicht erlaubt. Wo man in Halle nicht wissen konnte, was dem königlichen Interesse und den Umständen gemäß sei, sollte der dortige Gazettier „von Unsern sowohl als den feindlichen Krieges-Operationen, und andern Unternehmungen keine andere Nachrichten zu publiciren haben, als die vorhero in den hiesigen Zeitungen, welche mit Sorgfalt censiret werden, gestanden haben“ (Befehl vom 30. November 1759). Auch als der Siebenjährige Krieg beendet war, hatten sich die übrigen preußischen Zeitungen nach den Berlinern zu richten. Das hinderte aber nicht, daß der Vossische Zeitungsschreiber, Kretschmer, gelegentlich selbst aus der Königsberger Zeitung schöpfte, die aus einem Warschauer geschriebenen Blättchen Notizen nahm.

Trotz der Sorgfalt, die auf die Berliner Zeitungen gewandt wurde, standen in ihnen öfters ungegründete und unüberlegte Nachrichten. Die Zensur Beausobres konnte auf die Dauer nicht genügen. Die Spenersche wie die Vossische Zeitungsexpedition wurde deshalb angewiesen, die Blätter auch dem Geheimen Legationsrat von Marconnay zur Revision vorzulegen. Das war am 30. August 1767. Marconnay hatte sich schon früher mit dem Zeitungswesen beschäftigt. Jetzt sollten ihm die Berliner Zeitungen am Tage vor ihrem Erscheinen, also am Montag, Mittwoch und Freitag, spätestens gegen 4 Uhr nachmittags ins Haus gebracht werden, und jedes Blatt, das gedruckt wurde, hatte die Unterschrift Marconnays und Beausobres, der nach wie vor Zensor blieb, zu tragen. Und, um die Gewißheit zu haben, daß auch die Striche des Zensors von den Zeitungen beachtet würden, mußte dem Geheimrat Marconnay an jedem Zeitungstage früh morgens das approbierte Blatt nebst dem Zensurbogen zugestellt werden. Die Gazettiers liebten es, nach der Revision noch eingelaufene

Meldungen der Zeitung einzufügen. So war die Klage: sie brächten Artikel, welche der Zensor nicht gesehen, eine ständige Beschwerde. Daß Friedrich der Große bestimmt hatte, die Verleger sollten in solchen Fällen zehn Thaler Strafe der „Armuth erlegen", änderte nichts an dem Verfahren der Redakteure. Denn Verweise und Verwarnungen wurden häufig erteilt, zumeist aber blieb es bei der Androhung der Strafe für den „künftigen" Uebertretungsfall, wenn gesündigt war.

Gegenüber der Aufsicht von Marconnay trat die von Beausobre zurück. Aber auch ihm und der obersten Zensurstelle, dem Departement der auswärtigen Affären, war von jeder Zeitung ein revidiertes Exemplar zu übersenden. Alte Befehle wurden neu eingeschärft. Die Zeitungen sollten mit ihren neuesten Nachrichten, die sie erst des Abends erhielten, bis zum nächsten Zeitungstage warten und sie dann bei Zeiten zur Zensur bringen, „ohne damit wie öffters geschehen, die Censores bis in die Nacht zu überlauffen." Die Einrichtung der Zensur machte in vielen Fällen eine schnelle Berichterstattung unmöglich, hinderte in allen Fällen die Aussprache des eigenen Urteils.

Und die Zensur wurde während der Regierung Friedrichs des Großen nicht mehr abgeschafft. Das Zirkular vom 1. Juni 1772 sollte dazu dienen, das Zensuredikt vom 11. Mai 1749 zu erneuern und zu ergänzen; es vergaß die Zeitungen nicht. Kein Wort durfte ohne Wissen des Zensors oder des auswärtigen Departements in den öffentlichen Zeitungen gedruckt werden; das wurde von Neuem eingeschärft. Von Anfang an, seit ihrem ersten Erscheinen, zum Mindesten seit dem Jahre 1632, waren die Berliner Zeitungen — wie alle anderen Blätter im 17. und 18. Jahrhundert — der Zensur unterworfen. Was in dem Zirkular vom 1. Juni 1772 wieder als Grundsatz ausgesprochen war, dazu gaben weitere Verordnungen die nötigen Ausführungs-Bestimmungen. Es war Vorschrift, und wurde den Verlegern noch durch das Dekret vom 17. April 1774 zur Pflicht gemacht, die ganzen Zeitungsblätter den beiden Zensoren am Nachmittage vor dem Zeitungstage zur Unterschrift zu bringen. Trafen einige Artikel später ein, so mußten sie bis neun Uhr, spätestens bis zehn Uhr beim Zensor sein. In dieser neuen Zeitbestimmung lag ein Entgegenkommen und eine Rücksicht auf die Eigenart der Zeitungen, die keine Meldung aufschieben durften, wenn sie ihre Pflicht der schnellen Berichterstattung erfüllen wollten. Aber es wurde gefordert, daß

alle Artikel, ohne jede Ausnahme, politische oder gelehrte, Verse und Avertissements, auch wenn sie von Kollegien kamen, Meldungen von Beförderungen, von Festlichkeiten des Hofes und von Sterbefällen dem Zensor vorgelegt würden; ebenso die Artikel, die vom Kabinetts-Ministerium den Zeitungen direkt zugingen. Auch mußten die Verleger den Einsender eines Avertissements oder Inserates, den Schreiber jedes Artikels, kennen, daß man sich an ihn halten konnte. Oft hatten Leute von Rang anscheinend unschuldige Allegorien eingeschickt, die Satiren waren für den, der um die näheren Verhältnisse wußte. Eine Kontrolle der Neujahrsverse und der Gedichte zu des Königs Geburtstag war nötig. Nur in letzter Stunde hatte einmal der Zensor den Wunsch der Spenerschen Zeitung, daß der Prinz von Preußen bald zur Regierung kommen möge, bei einem Gratulationskarmen unterdrücken können. Ueberhaupt machten die Verse in den Zeitungen vielen Verdruß. So befahl das Kabinetts-Ministerium den Zeitungsverlegern bei zwölf Thaler Strafe ein für allemal, „daß sie sich nicht unterstehen sollen, ihre Zeitungen mit solchen elenden, matten und zum Theil zweydeutigen oder gar obsceenen Epigrammen und kleinen Gedichten, als man in der heutigen Zeitung und öfters vorhero gefunden, und wodurch sie ihre Zeitungen vor der ganzen Welt lächerlich machen . . . zu verunzieren, und überhaupt sich um beßere und geschicktere Zeitungsschreiber umzuthun, damit ihre Zeitungen nicht ganz und gar in Verfall gerathen.“ Diesen Rat gaben die Minister Finckenstein und Hertzberg den Zeitungen am 28. September 1776.

Das schon genannte Dekret vom 17. April 1774 befahl ferner den Zeitungen: entlehnten sie Artikel aus anderen Blättern, so sollten sie diese nicht zu sehr verändern, auch das Zeitungsblatt, aus dem sie genommen, bei der Hand haben, um es dem Zensor vorweisen zu können. Die Zeitungschreiber sollten sich auch nicht vager und vieldeutiger Ausdrücke von „gewissen Höfen“ von „großen Herren“ und dergleichen bedienen. Das Kabinetts-Ministerium, oder das Departement der auswärtigen Affairen, war für die Zensoren und die Zeitungsverleger die höhere Instanz. Es wünschte auch die zahlreichen groben Druckfehler vermieden zu sehen und erklärte in eben dem Dekret vom 1774 den Verlegern wohlmeinend: „Sie werden auch vor sich und zu dem Besten ihrer Zeitungen wohl thun, die wunderliche Rubrique, von Vermischten Nachrichten, abzuschaffen, nicht von einem Welt Theile in den

andern zu springen, Articuls die gar nicht zusammen gehören, zu verbinden, und ihre Zeitungen mehr mit Lust- und Mord Geschichten, und mit wunderbaren und lächerlichen Articuls, als mit anderen wahren ob gleich weniger für das gemeine Volck interessanten Nachrichten, die in verschiedenen auswärtigen gutgeschriebenen Zeitungen genugsam zu finden sind, anzufüllen, und nicht ihre Zeitungen verächtlich zu machen. Sie sollen auch nicht unter dem Articul einer Stadt, als von Wien, Paris, oder dergleichen etwas setzen, was nicht in denen öffentlichen privilegirten Zeitungen einer solchen Stadt gestanden, daferne sie nicht geschriebene bewährte Nachrichten darüber produciren können."

Um es mit einem Worte zu sagen: auch im Jahre 1774 sollte keine Zeitung erscheinen, wenn nicht die Unterschrift der Zensoren jeden Artikel gebilligt hätte. Und dem Kabinetts-Ministerium waren nicht die Zeitungsschreiber, sondern die Verleger verantwortlich. Denn der Gazettier, zumeist ein unvermögender Litterat, hatte kein Privileg zu verlieren.

Man könnte glauben, durch das Dekret vom 17. April 1774 hätten die Zeitungen gegenüber den Vorschriften von 1755, die Beausobre zur Instruktion dienten, einige Erleichterung erfahren. Denn sie sollten nur den Zensoren jeden Artikel vorlegen, waren also nicht verpflichtet, bei Beförderungen zuvor die Unterschrift des betreffenden Departements einzuholen. Dem war nicht so. Das Teitat der Kanzlei war auch weiterhin nötig und wurde erst erteilt, wenn die königliche Chargen- und Stempelkasse befriedigt war. Sonst konnte es vorkommen, wenn durch die Zeitung eine Ernennung bekannt wurde, daß der Beförderte sein Patent nicht mehr einlöste und die Staatskasse einen Ausfall hatte. Und als das Generaldirektorium bemerkte, daß Verordnungen in Landes- und Finanzsachen „den hiesigen Zeitungen eigenmächtig inseriret werden", sah es sich „gemüßiget", das Departement der auswärtigen Affären zu ersuchen: „die Censores gefälligst dahin zu instruiren, daß sie keine dergleichen Inserata in Landes und Finantz-Angelegenheiten fernerhin passiren lassen, wenn die Zeitungs-Expeditionen nicht von dem Departement wohin die Sache gehöret, eine Ordre oder Autorisation zur Einrückung beybringen können." So wünschte es das Generaldirektorium am 9. Februar 1785 und hielt damit an der Ansicht fest, die es zu Anfang der Regierung Friedrichs des Großen am 13. September 1740 ausgesprochen hatte.

Friedrichs des Großen Absicht bei der Zeitungs-Zensur war gewesen, daß nichts, „so auswärtigen Puissanten choquante oder Mir sonsten unanständig seyn könne“, in die Gazetten käme; das hatte seine Kabinettsordre vom 29. Januar 1755 befohlen. Den Weg zu finden, auf dem dieses Ziel erreicht werden sollte, war die Aufgabe der Minister. Die Verordnungen aber, die sie trafen, nahmen den Berliner Zeitungen die Möglichkeit mit auswärtigen Blättern, so den vielgelesenen Hamburger Zeitungen, in einen erfolgreichen Wettbewerb zu treten. Die Zeitungen von Hamburg hatten damals die weiteste Verbreitung; nicht zum wenigsten deshalb, weil eine weniger hemmende Zensur den Zeitungsschreibern größere Freiheit gab, als die Berliner Zensur den Gazetten Friedrichs des Großen. Die waren „so unschuldig — wie alle Hofzeitungen . . . und ihre Verfasser enthalten sich mit Bescheidenheit alles Raisonnements, oder übereilter Nachrichten, die irgend einen Hof beleidigen könnten.“

Was Lessing, unwillig und verstimmt, über die angebliche Freiheit zu denken und zu schreiben, die in Berlin geherrscht haben soll, sagte, das ist nicht ohne Berechtigung, wenn man auch nur an die Zeitungs-Zensur denkt. Lessings Brief an Nicolai aus Hamburg vom 25. August 1769 enthält die bitteren Worte: „sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal Einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als Dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es itzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sclavischste Land von Europa ist.“ — Später blickte man auf die Tage Friedrichs des Großen dankbar zurück. Als man sich von ihnen entfernt hatte, schienen sie besser als die Gegenwart zu sein. Nicolai wenigstens sah in der Vergangenheit die gute alte Zeit; er schrieb im Jahre 1801: „Dieß waren die Grundsätze Friedrichs des Großen. Er setzte sich zuerst über die Vorurtheile hinweg, welche ehemals re-

gierten, ließ jeden nach seinem eigenen Gutdünken alles glauben, meynen, thun, reden und schreiben was nicht dem Wohl des Staats hinderlich war. Es liegt am Tage, wie wohl sich der Preussische Staat bey dieser Freyheit befand."

Wie der Zensor Friedrichs des Großen sein Amt auffaßte, ergibt sich z. B. aus Marconnays Stellung den Artikeln von Trautenau und Breslau gegenüber, die beide Zeitungen, die Vossische wie die Spenersche, am 11. September 1781 bringen wollten. Im Artikel von Breslau war berichtet: der König habe sich bei der Revue in Schweidnitz nach den neuen Versuchen, Brot in eisernen Oefen auf Steinkohlen zu backen, erkundigt „und deshalb mit dem dortigen Backmeister Friese vor der Bäckerey umständlich gesprochen". Und im Artikel von Trautenau stand: Seine Majestät „reichten dem Herrn Prälaten von Grissau die Hand aus dem Wagen, und sprachen einige Zeit mit ihm: alsdann verlangten Sie den Kaufmann, Herrn Keller, dem Se. Maj. sagten, daß er Ihnen samt einigen andern von der Kaufmannschaft bis nach Schmiedeberg folgen sollte. An diesem letzteren Orte haben Sie eine lange Unterredung mit den Kaufleuten gehalten." Der Zensor hielt es nicht für angemessen, daß solche Einzelheiten von des Königs Reise gemeldet würden. Ursprünglich stand auch etwas von neuen Werbehäusern in den Artikeln. Das ließ Voß beim Abdruck weg; aber trotz Marconnays Verbot kamen die Artikel dennoch in die Berlinische privilegierte Zeitung. Und da Voß dem Zensor nicht gehorchte, brachte auch die Spenersche Zeitung die unpassenden Artikel. So hatte Marconnay Grund zur Beschwerde, wenn er auch schon daran gewöhnt war, daß sich die Herren Zeitungsschreiber solche Freiheiten herausnahmen, und es stets zweifelhaft war, ob sich die Gazettiers nach den Strichen des Zensors richten würden.

Es scheint, daß der Minister von Hertzberg den Berliner Blättern gern eine etwas größere Freiheit gewähren, sie zum mindesten von unnützen Chikanen befreien wollte. Denn forderte er auch, daß die Zeitungsschreiber jederzeit die Zensur des Geheimrat Marconnay beachteten, so wollte er doch, daß auch die Zeitungen jedesmal ihm selbst vorgelegt würden. Und damit war die Möglichkeit gegeben, daß Hertzberg einen bei der Zensur gestrichenen Artikel gutheißen konnte, sodaß er in dem Blatte erschien. Die Zensoren und die Zeitungen unterstanden so seit dem 16. September 1781 der besonderen Oberaufsicht Hertzbergs. Hertzbergs

Revision ersetzte in manchen Fällen überhaupt die der Zensoren; so sah Hertzberg die Meldung vom Tode des großen Königs, die den Berlinern am 19. August 1786 durch die Zeitungen bekannt wurde, selbst durch. Hatte Marconnay geklagt, die Zeitungen überschritten die festgesetzte Stunde und fänden sich mit ihren Blättern erst um sieben oder acht Uhr abends bei ihm ein, stellten die Zeitungen ihrerseits vor, daß in der schlechten Jahreszeit auch die Post später einträfe, die ihnen ihr Zeitungsmaterial brächte, sodaß dementsprechend die Zeitung erst später fertiggestellt werden könnte — Hertzberg war in seiner entgegenkommenden Art bereit, die Berliner Zeitungen zu jeder Zeit zu revidieren, wenn er auch wünschte, daß den Zensoren gegenüber die festgesetzte Stunde eingehalten würde.

Trotzdem hatte der Geheimrat Marconnay, als er am 29. Juni 1791 bat, ihn von der seit vierundzwanzig Jahren verrichteten Zensur zu dispensieren und ihm so eine Erleichterung seines Dienstes zu verschaffen, die volle Anerkennung seiner Vorgesetzten. Marconnay erhielt das Lob, daß er „seit vielen Jahren zur höchsten Zufriedenheit Sr Majestät“ die „Censur der politischen Artikel der Berlinschen Zeitungen“ verrichtet habe. Und seinem Nachfolger, den er selbst vorgeschlagen, dem Geheimen Legationsrat Renfner, wurde am 12. Juli 1791 die Zensur aufgetragen, mit dem Befehle, daß er sie „in eben der Art und Maaße, wie solches bisher von dem Geh. Leg. Rath von Marconnay geschehen, besorgen soll.“

Der Zensor, der unter dem Departement der auswärtigen Affären stand, hatte vornehmlich darauf zu sehen, daß nichts in die Zeitung käme, was dem Staate unbequem war. Er hatte die Artikel, die der politischen Auffassung der Regierung nicht entsprachen, zu streichen. Seine Tätigkeit war vorzugsweise eine verneinende; er unterdrückte ein Wort, ehe es Schaden anrichten konnte. Aber es konnte nicht genügen, daß in den Zeitungen nur nichts Schädliches gedruckt wurde; die Zeitungen sollten dem Staate nutzen. Es war nicht genug, daß keine falschen Auffassungen durch die preußischen Blätter vertreten wurden; die maßgebende Ansicht selbst sollte zum Ausdruck kommen. Der Zensor, dem jedes Zeitungsblatt ins Haus gebracht wurde, daß er sein: imprimatur darauf schriebe, vermittelte den Verkehr des Kabinetts-Ministeriums

mit den Gazetten. Und die allein maßgebende Ansicht des Königs war die, daß die schlesischen Herzogtümer zu Brandenburg gehörten.

Friedrich der Große hat diese rechtlich gegründete Ansicht siegreich mit den Waffen vertreten. Doch wurde von den Parteien nicht nur mit dem Schwerte gekämpft. Denn der moralische Sieg gehört nicht dem Stärkeren, welcher die größere Macht hat, sondern dem, der das Recht auf seiner Seite weiß und von diesem Rechte die Welt überzeugen kann. Das zu tun, war die Aufgabe der Diplomaten, der Gelehrten, des Königs eigene Sache. Auch die Feder und das gedruckte Wort sind Waffen, von denen Oesterreich und Preußen Gebrauch machen mußten. Deklarationen, Patente und Manifeste, Deduktionen, Flugschriften, Berichte und sogenannte „vertrauliche Schreiben“, Zirkular-Reskripte, Memoires und offizielle Artikel wurden auf Veranlassung des Staates gedruckt. Es fanden sich auswärtige Verleger, die um die Erlaubnis einkamen, preußische Staatsschriften auf eigene Kosten nachdrucken zu dürfen. Gern unterstützte das Kabinetts-Ministerium solche Absichten. Die preußischen Residenten selbst hatten den Auftrag, mit den Zeitungsschreibern in den Reichsstädten Fühlung zu suchen, um offiziellen Kundgebungen in auswärtigen Blättern Aufnahme zu verschaffen. Denn, war ein gering geachteter Journalist willig, so erschien er auch den Ministern als ein brauchbarer Mensch. Im Kriege bedeutete er mehr als im Frieden. Und die Arbeit wurde ihm leicht gemacht. Er sollte nichts selbst schreiben. Das hätte seine geistigen Kräfte überstiegen. Unverändert sollte er nur drucken, was ihm an Artikeln geliefert wurde. Oesterreich wie Preußen bemühten sich während des Krieges in gleicher Weise um die Gunst fremder Zeitungen. Doch welcher Partei ein Blatt zumeist diente, hing in letzter Stunde von der politischen Gesinnung der regierenden Herren in den Reichsstädten ab und von dem Urteil des jeweiligen Zensors.

Der preußische Gesandte in Hamburg ging zum präsidierenden Bürgermeister und wünschte, daß die ihm „zugefertigte Articul“ in die Hamburger Zeitungen unverändert eingesetzt würden. Der Bürgermeister machte Hecht gegenüber Schwierigkeiten, „daß er vor sich darin nichts thun könte, sondern zuförderst dem gantzen Rathe davon bei morgender Session referiret werden müste.“ Hecht berichtete am 22. November 1757: „ohne die morgende Session abzuwarten, hat man heute Vormittag den zu denen auswärtigen Affairen bestelten Syndicum Faber an mich abgeschickt, und mir

durch denselben declariren laßen, wie aus verschiedenen und politischen, und zugleich wichtigen Uhrsachen, es schlechterdings nicht möglich wäre, meinem Antrage ein Genüge zu thun, welches zu erörtern gegenwärtig viel zu weitläuftig sein würde." — Hecht hatte fast stets, wenn er etwas in die Hamburger Zeitungen setzen wollte, ein geringes Entgegenkommen beim Magistrate gefunden. Er wußte nicht, „ob diese Partheilichkeit und wiedrige Gesinnung dem Magistrat in Corpore oder nur dem zu der Censur derer Zeitungen bestelten Syndico Klefecker beizumeßen", der wegen seiner österreichischen Gesinnung bekannt war.

Der Reichspostmeister, Fürst von Thurn und Taxis, untersagte auf Kaiserlichen Befehl zu Beginn des Siebenjährigen Krieges allen Postzeitungen, die von ihm abhängig waren, preußische Memoires in die Zeitungen zu setzen. „Man vermuthet — heißt es in den Berliner Zeitungen vom 4. November 1756 — daß dieses sonderlich in der Absicht geschehen sey, damit, wo möglich, die letztens herausgekommene gegründete Anzeige des unrechtmäßigen Betragens, und der gefährlichen Anschläge und Absichten des Wienerischen und Sächsischen Hofes gegen Se. Königl. Majestät von Preussen, mit schriftlichen Urkunden erwiesen. 4to. Berlin, 1756. verborgen bleiben möchte, weil diese Schrift dem Wienerischen Hofe äusserst mißfällt."

Im Kriege mußte der Wert der Zeitungen wachsen. Seit dem Beginn der Schlesischen Kriege dienten die Berliner Zeitungen der Regierung als Publikationsmittel. Eine Fülle offizieller Artikel sollte dem Gedankengange des großen Publikums die gewünschte Richtung geben. Die amtlichen Bekanntmachungen waren gewissermaßen die politischen Leitartikel, die das Kabinetts-Ministerium selbst schrieb. Auszüge aus umfangreichen Staatsschriften wurden in den Berliner Zeitungen abgedruckt. Podewils verfaßte nach Angaben des Königs einzelne Artikel, die in die Gazetten kamen. Das Intriguenspiel Frankreichs gegen Preußen fand seine amtliche Beleuchtung in den Berliner Blättern. Nachrichten über Truppenveränderungen wurden nach des Königs Willen gedruckt, um falschen Gerüchten entgegenzutreten. Denn fremde Zeitungen brachten Sensationsartikel über den König, seine Bündnisse und Konferenzen mit anderen Mächten. Vockerodt mußte Zeitungsartikel aufsetzen. Auf Befehl des Königs wurde in den Berliner Blättern die Enthauptung des ehemals preußischen Residenten Ferber in Danzig

bekannt gemacht, den am 22. Oktober 1746 seine verdiente Strafe in Spandau ereilte. Dem Fürsten von Anhalt, dem Feldmarschall Friedrichs des Großen, konnte Podewils den Druck eines Zeitungsartikels nicht abschlagen. Ohne Bemühung der Redakteure gewannen die Berliner Zeitungen einen Inhalt, den sie vorher nicht gehabt. Allerdings waren gerade die wichtigsten Artikel ursprünglich nicht für die Gazetten geschrieben. Es waren Auszüge aus Staatsschriften, die aber noch so umfangreich blieben, daß sie in einer Zeitungsnummer nicht untergebracht werden konnten. Der Auszug aus des Kanzlers von Ludewig Rechtsgegründeten Eigenthum des Königlichen Chur-Hauses, Preußen und Brandenburg, auf die Hertzogthümer und Fürstenthümer, Jägerndorff, Liegnitz, Brieg, Wohlau, und zugehörige Herrschafften in Schlesien (1740) mußte in den deutschen Zeitungen in drei Abschnitten gedruckt werden. Im Journal de Berlin erschien gar in sieben Nummern auf des Königs Wunsch ein „Abrégé“, das auch in deutscher Rückübersetzung von den beiden anderen Zeitungen wieder gebracht wurde. Die Anschauung, daß ein politischer Artikel gerade dann die größte Wirkung hat, wenn er in sich abgeschlossen ist und keiner Fortsetzung bedarf, war damals noch nicht herrschend.

Und mancher offizielle oder offizieuse Zeitungsartikel wirkte ganz anders als er sollte. Um den lediglich defensiven Charakter seiner Rüstungen zu betonen, ließ der König vom Kabinetts-Ministerium wiederholt Zeitungsartikel schreiben. Am 15. März 1749 hieß es: verschiedene, ungewöhnliche Bewegungen und außerordentliche Kriegsrüstungen in einigen benachbarten Landen hätten den König veranlaßt: „sich ebenmäßig in solche Verfassung zu setzen, damit Dero Armee gleichfalls im Stande seyn möge, aller Gefahr, so, bey gegenwärtigen Umständen, Ihren Landen und Unterthanen unvermuthet zugezogen werden könnte, vorzubauen, und selbige abzukehren.“ Alle Welt wurde dadurch auf die preußischen Rüstungen nur noch aufmerksamer; denn jedermann wußte, wie genau der Zensor in Berlin die Veröffentlichung militärischer Angelegenheiten überwachte. In dem Artikel stand, daß gerüstet würde. An dieser Tatsache änderte die Erklärung: der König stünde mit allen seinen Nachbarn im besten Einvernehmen, nichts.

Solcher offizieusen Artikel erschienen im Jahre 1749 besonders viele in den Zeitungen. Der König benutzte die Berliner Blätter zu regelrechten Preßmanövern. Gleich auf einmal wurden drei

Artikel aufgesetzt, die an bestimmten Tagen veröffentlicht werden sollten. Der Zensor hatte die Aufgabe, für die Einrückung in die Zeitungen zu sorgen. Geheimrat Eichel übermittelte einzelne Befehle dieser Art dem Grafen Podewils. So teilte er dem Kabinetts-Minister am 28. November 1752 mit, daß Seine Majestät „nöthig fänden, um allerhand sich bereits anspinnenden ungleichen bruits, wegen derer von Ihro [Mt.] in künfftigen Jahre zu haltenden verschiedenen Revües und denen desfals zu formirenden Campements, vorzukommen, daß deshalb ein Articul in denen öffentlichen und gedruckten Zeitungen zu Berlin, jedennoch auf eine recht gute und natürliche arth und sonder, daß solches im geringsten affectiret zuseyn scheine, inseriret würde." Eichel teilte auch gleich den ungefähren Inhalt des gewünschten Artikels mit und schrieb weiter: „Da des Königs Majt. gerne sehen wollen, daß dieser articul auch so natürlich als möglich und ohne affectation in gedachte Zeitungen gebracht würde, so vermeyn Sie, daß in gedachten Zeitungen der anfang davon ohngefehr so gemachet werden könte, daß nehml. zuforderst gesetzet werde, wie, nachdem der Obrist Lieutenant von Byla, Dossowschen Regiments ohnlängst mit Tode abgegangen . . . Worauf alsdenn vorgedachter Articul wegen der revües folgen und bestmöglichst connectiret werden müste." Der König wollte, daß der Artikel in beiden Berliner Zeitungen zugleich erscheinen sollte. Podewils befahl Vockerodt, den verlangten Aufsatz in die Zeitungen zu bringen. Der Zensor übersandte ihn erst zur Prüfung dem Minister; Podewils fand nichts zu erinnern, und das Königliche Entrefilet konnten die Berliner am 30. November 1752 lesen.

Der Weg, den man gefunden hatte, durch die Zeitungen zum Publikum zu sprechen, durch bündige Erklärungen oder durch Nachrichten, die der Aufmerksamkeit des Auslandes eine falsche Richtung geben sollten, dieser Weg mußte naturgemäß während eines Krieges häufiger beschritten werden, als in Friedenszeiten. — Eine öffentliche Meinung, in der Art, wie wir sie heute haben, gab es nicht. Denn kein Privatmann durfte seine Ansicht in den öffentlichen Blättern zum Ausdruck bringen. Eine Diskussion war in den Berliner Zeitungen unmöglich. Was öffentliche Meinung sein sollte, bestimmte der König und sein Ministerium. Aber die Absicht lag nicht vor, daß jedermann wüßte, von welcher Seite der oder jener Artikel in die Zeitung gekommen. Es sollte so scheinen, als ob derartige Nachrichten von Auswärts eingegangen wären, und bei Nachfragen sollten sich die Zeitungsschreiber auf ihre Ham-

burger Korrespondenten berufen. Es war auch nicht erwünscht, wenn eine Meldung, deren Herkunft unbekannt bleiben sollte, unmittelbar hinter dem Berliner Artikel gedruckt wurde. Andere Artikel folgten mit Absicht gleich hinter den Hofnachrichten an hervorragender Stelle.

Während des Krieges gingen den Zeitungen aus dem Ministerium zahlreiche Artikel zu. Wurden deshalb die Berliner Zeitungen mehr gelesen? Die Kabinettsminister untersagten am 2. Oktober 1756 für die Dauer des Krieges das Wiener Diarium — die heutige kaiserliche Wiener Zeitung — gänzlich. Das General-Postamt verstand diesen Befehl falsch und verbot den Debit aller österreichischen Blätter in Preußen. Die Kabinettsminister dachten auch an ein Verbot des vielgelesenen Hamburgischen Korrespondenten, der aus Wiener Gazetten „die mit denen unanständigsten Schmäh Worten gegen Se. Königl. Mayt. angefülte Nachrichten seinen Zeitungen ohne die geringste Veränderungen einrücket . . . dahingegen er die hiesigen Zeitungs-Articul nach belieben verstümmelt.“ Hatten die Berliner Zeitungen durch das Verbot fremder Blätter einen größeren Absatz? — Schon am Vorabend des Krieges interessierte sich der Dichter der „Kriegslieder“ für die Politik; er wollte von seinen Freunden Nachrichten haben. Aber Kleist schrieb an Gleim (6. März 1756): „Ich soll Ihnen Neuigkeiten von hier aus melden; ich weiß aber keine. Wir erfahren, was hier Wichtiges vorgehet, erst aus der Amsterdamer oder Hamburger Zeitung.“ In einer Zeit der politischen Erwartung und während des Anfanges des Siebenjährigen Krieges selbst, war der Absatz der Berlinischen privilegierten Zeitung so kläglich, daß Voß mit dem Zeitungs-Canon für zwei Jahre im Rückstande blieb und bei dem abnehmenden Debit seiner Zeitung im September 1757 um Nachsicht bat.

Die Berliner Zeitungen wurden von österreichischer Seite im ganzen Reiche verboten. Dies Verbot beantworteten die preußischen Kabinettsminister ihrerseits dahin, daß sie nunmehr, am 12. Juni 1759, dem General-Postamt befahlen: „an alle Post-Aemter in denen gesammten Königl. Landen die gemeßene Verfügung zu erlaßen, daß selbige keine Wiener- Prager- Franckfurter- Cöllner- Regenspurger- Brüßler- noch andere Reichs-Zeitungen, (die Hamburger- und Altonaër ausgenommen,) kommen oder paßiren laßen dürfften, sondern die angekommene wieder remittiren müßen.“ Das Postamt verfügte nach diesem Antrage. Ein ähnliches Verbot

der antipreußischen Blätter erfolgte im Bayerischen Erbfolge-Kriege und wurde in der Zeitung vom 5. November 1778 bekannt gemacht. Dem Zeitungsschreiber den Absatz seines Blattes zu verringern, war ein bewährtes Mittel, auf seine Parteistellung einen Einfluß zu gewinnen; es kam häufiger zur Anwendung als die „Tracht Prügel", die Friedrich der Große dem Kölner Gazettier verschrieb. — Von der Sperre, die über die Reichszeitungen verhängt wurde, blieben die Hamburger Gazetten ausgeschlossen. Kam in ihnen auch die österreichische Partei weit häufiger zu Worte, als die Preußische — die Hamburger Zeitungen allein waren im Kriege in gewissem Sinne „unparteiische" Blätter. Zu allen Zeiten waren sie auch bemüht, in Berlin besondere Berichterstatter zu haben, die neben den ministeriellen Nachrichten, die vom Kabinetts-Ministerium oder dem preußischen Residenten den Redaktionen zugingen, Mitteilungen machen konnten, die eben nicht immer für die Oeffentlichkeit bestimmt waren. So soll im Jahre 1782 ein Kanzlist Hübner von der Kriegskanzlei der Berliner Korrespondent der Hamburger Zeitungen gewesen sein.

Daß die Kriege Friedrichs des Großen den Berliner Zeitungen einen besonderen Aufschwung gebracht hätten, ist eine irrtümliche Auffassung. Eine strenge Zensur schränkte die geringe Freiheit, die sie in Friedenszeiten gehabt, sehr erheblich ein, und ebenso war das Absatzgebiet für die Dauer von kriegerischen Verwicklungen ein geringeres, als in ruhigen Zeiten.

Im Vergleich zu den politischen Zeitungsartikeln, denen der Geschichtsforscher gern nachgeht, war es von untergeordnetem Belang, wenn der König bei einer Theateraffäre selbst zur Feder griff, um seinen davongelaufenen Balletmeister zu höhnen — war es von geringer Bedeutung, wenn der Baron von Pöllnitz vom Könige die Informationen erhielt, um einen Artikel über das Beilager des Prinzen Heinrich und die Festlichkeiten in Charlottenburg für die Zeitungen zu schreiben. Wichtiger ist der Artikel, den der König bei dem Zank seiner Philosophen selbst schrieb, als Voltaire den Streit zwischen Maupertuis und Samuel König dazu benutzte, seinen Landsmann auf das Aergste zu verspotten. Seine Absicht, Maupertuis lächerlich zu machen, hat Voltaire so trefflich erreicht, daß Friedrich der Große, um den Präsidenten seiner Akademie zu schützen, Voltaires Satire verbrennen ließ. Aber der Ausdruck seiner unbezwinglichen Spottsucht brachte Voltaire auch um den Platz an der Tafelrunde des königlichen Philosophen und seines

freigebigen Gönners. In seinem eigenen Hause wollte der König Frieden haben. Das verstand Voltaire nicht. Verstand auch nicht, nachdem des Königs eindeutiger:

„article pour
metre dans les Gazettes
on a brulé ici par le Mains du bouro un libele Infame Sous le titre de la Diatribe, on atribue cet ouvrage a Monsieur de Voltaire, il est Contre Monsieur de Mauperthius president de Notre accademie."

erschienen war (26. Dezember 1752), zu schweigen. Voltaire mußte gehen. Er hatte geglaubt, der König würde lachen, weil er das geistreiche Spiel der Satire liebte. In diesem Falle hatte sich Voltaire geirrt.

Aber doch liebte der König die Satire und freute sich über die leichtgläubige Dummheit. — Saß er an der Tafel und fragte, als der schwere Siebenjährige Krieg vorüber war und wieder Friede gekommen, was man in Berlin wohl spräche. Und er hörte, daß die Berliner glaubten, es würde wieder Krieg geben. Um da seine Berliner auf andere Gedanken zu bringen, schrieb der König einen kleinen Aufsatz von einem entsetzlichen Hagelwetter, das am 27. Februar 1767 in Potsdam gewütet. Unter Blitzen und starkem Donner sei ein Hagel niedergegangen, der einen Ochsen erschlagen, die Dächer zerschmettert und alle Fenster, die er traf, zertrümmert. „Man hat in den Strassen grosse Klumpen von Hagel wie Kürbisse angetroffen, die nicht eher als 2 Stunden, nachdem das Ungewitter aufgehöret, geschmolzen sind."

Die Meldung von diesem beispiellosen Naturereignis stand am 5. März 1767 in den Berliner Zeitungen. Ganz Berlin sprach vom Hagelwetter und nicht mehr vom drohenden Kriege. In Potsdam wußte zwar niemand von dem Unwetter. Berichtigungen wurden an die Zeitungsverleger geschickt. Doch als zurückgeschrieben wurde: „Man wisse gewiß, diese Begebenheit sey wirklich geschehen", da wurde das Hagelwetter schließlich in Potsdam selbst geglaubt, und fast alle Zeitungen Europas übernahmen die Meldung, ja, der gelehrte Professor Titius in Wittenberg schrieb eine physikalische Abhandlung über die Hagelkörner, die so groß, wie Kürbisse waren.

---

# Das religiöse Problem der Gegenwart.

Von

**Max Maurenbrecher.**

---

Es ist keine Frage, daß das Suchen und Sehnen nach Religion in unserer Generation stärker geworden ist als in der unserer Väter. Es giebt ja noch Nachzügler eines bildungssatten Philistertums, die mit der Ausbreitung naturwissenschaftlicher Erkenntnis alle Religion gestorben glauben, Reste der rein verstandesmäßigen Weltbetrachtung, die im vierten Fünftel des verflossenen Jahrhunderts bei uns an der Herrschaft war. Wir anderen aber, die wir weder im Bann der kirchlichen Ueberlieferung aufgewachsen sind, noch durch die Kultur des Intellektualismus alle unsere Bedürfnisse befriedigt fühlen, die wir einfach im Fluß der geistigen Bewegung unserer Zeit mitten drin stehen wollen, wir haben ein starkes Gefühl dafür, daß die Stelle, die im Seelenleben früherer Zeiten die Religion ausgefüllt hat, bei uns noch ziemlich leer geblieben ist.

Wir haben gelernt, die Geschichte daraufhin anzusehen, was in ihr Gefühl und Wille bedeutet haben. Wir verstehen auch den Wandel der Weltanschauungen nicht mehr als einen rein dialektischen Prozeß, der nach logischen Motiven verläuft; wir sehen überall Streben nach Selbstbehauptung, Erkämpfung von Persönlichkeitswert, Wille zum Leben. Wir führen auch Religion und sittliche Anschauungen letztlich auf den Trieb des Willens zurück, der sich selbst bei jämmerlichster äußerer Lage seines Wertes bewußt bleiben will. Kein Geringerer als Friedrich Nietzsche, der große Antireligiöse, hat uns gelehrt, die Religionsgeschichte unter diesem Gesichtspunkt zu verstehen; übrigens ist das, was Karl Marx bereits zwanzig Jahre früher darüber gesagt hat, nicht wesentlich davon verschieden.

Damit aber entsteht gerade unser Problem. Ein David Friedrich Strauß und ein Haeckel konnten noch glauben, die Frage der Religion entschieden zu haben, wenn sie nachgewiesen hatten, daß die Glaubensvorstellungen und -Begriffe, auf denen sie sich aufbaute, der modernen Welterkenntnis gegenüber nicht mehr zu halten seien. Wir aber sehen, daß auch diese Vorstellungen, die wir heute als Illusionen erkennen, zu ihrer Zeit ihren Wert für die Menschen gehabt haben, daß Selbstbehauptung, Opfermut, Hoffnung und Sehnsucht an diese Vorstellungen sich angerankt haben, daß sie für die Erhöhung des Lebens und die Ueberwindung seiner Leiden von unermeßlicher Bedeutung gewesen sind. Und dem entspricht unser eigenes Bedürfnis: wir fühlen, daß die Kultur des Intellektualismus unser Herz kalt läßt; wir suchen nach reichen und starken Gefühlen, wir wollen auch etwas haben, das uns erhebt, das uns zu Andacht, Ehrfurcht, Achtung zwingt, wollen Hoffnung, Glauben, Sehnsucht in unserer Weltanschauung wieder erleben, wollen aus der Flachheit zu vollem, tiefem Gemütsleben hindurchdringen. Wir sind gesättigt mit Darwinismus und Entwicklungslehre auf allen Gebieten; sollten wir für die eigene Entwicklung nichts mehr zu hoffen, zu ersehnen oder zu fürchten haben? Wir schreien nach Zukunftsgefühlen, nach Hoffnung, Sehnsucht, Glauben. Wir wollen wieder eine Idee haben, für die es sich lohnt, Opfer zu bringen und Entbehrungen zu tragen. Wo sind die Vorstellungen und Begriffe, an denen diese unsere Sehnsucht nach starken Gefühlen feste Gestalt gewinnen kann?

Das ist die Aufgabe, die unsere Generation auf religiösem Gebiete erlebt; aber irgend eine gemeinsame Antwort, irgend etwas, was als allgemeingültiger Bestandteil unserer übrigen Kultur sich angliedern könnte, ist noch nirgend zu sehen. Wir sind über das Tasten und Suchen noch nicht hinaus.

An manchen Stellen sehen wir eine neue Mystik entstehen, zumeist aus der modernen Naturwissenschaft heraus. Das Aufblühen des Diederichsschen Verlags in Leipzig gibt Zeugnis über die starke Verbreitung dieser Stimmung. An anderen Orten sehen wir eine neue Renaissance der liberalen Theologie: „Christliche Welt", Harnacks „Wesen des Christentums", Johannes Müllers Vorträge und Schriften, Weinels neue Versuche, nicht zuletzt Naumanns Andachten und neuerdings seine „Briefe über Religion" (Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe", 55 Seiten, 1,20 Mk.). Nachdem Ritschl und seine nächsten Schüler nur für die engeren

Kreise der Fachgenossen geschrieben haben, sehen wir jetzt ein starkes Streben nach Heraustreten an die breitere Oeffentlichkeit und ein starkes Eingehen der Gebildeten auf diese Gedanken. Der Drang nach neuer Frömmigkeit wird überall empfunden; es ist natürlich, daß man nach allem greift, was ihn befriedigen zu können glaubt. Nur so ist eine Klärung, eine Selbstverständigung über diesen Drang möglich.

Es ist nicht nur der persönliche Zusammenhang jahrelanger gemeinsamer Arbeit auf politischem Gebiet, der mich zunächst zur Auseinandersetzung mit Naumann trieb; es ist ebenso sehr die Annahme, daß auch andere, denen die persönlichen Motive fehlen, doch sich zu Naumann hingezogen fühlen, mehr als zu den anderen. Denn Naumann ist der ganzen Stimmung am verwandtesten, in der wir stehen. Er handhabt die Entwicklungslehre, durchsetzt seine Darstellung mit biologischen Ausdrücken, wie Anpassung, Vererbung, Atavismus, Art, Gattung usw.; er will modern sein in der geschichtlichen Methode, in der Ableitung der Ideen aus dem sozialen Milieu ihrer Vertreter. Dabei zeigt er eine starke Ablehnung alles Intellektualismus, alles rein verstandesmäßigen Strebens nach Einheit der Begriffe und Prinzipien; bewußte Feindschaft gegen Systeme und einheitliche Theorien: was kann es Moderneres geben in einer Zeit neu aufschießenden Gefühlslebens, die durch das lange Vorherrschen einer reinen Verstandeskultur sich bedrückt fühlt! Statt einer Architektonik der Begriffe eine Fundamentierung auf dem Satz: „ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch". Es ist sicher, daß ein solches Buch viele Leser findet.

So mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir gerade in der Auseinandersetzung mit Naumanns Briefen über Religion versuchen, das Problem, von dem wir sprachen, noch schärfer zu fassen und noch deutlicher zu formulieren; vielleicht, daß dieses Buch uns seiner Lösung näherbringt.

## I. Das Problem.

Naumann kommt nicht aus der Luft unkirchlichen Denkens und Fühlens, die sonst seit mindestens hundert, in ihren Anfängen wohl schon seit zwei- bis dreihundert Jahren unsere Kultur erfüllt. Er kommt aus kirchlichen Kreisen. Sein Großvater Ahlfeld ist einer der bekanntesten Kanzelredner der lutherischen Orthodoxie gewesen, sein Vater hat in derselben Richtung gelebt, Frank in Erlangen und Luthardt in Leipzig sind seine akademischen Lehrer gewesen, in der

Inneren Mission fand er als junger Kandidat seine erste Tätigkeit. Er hat in seiner Jugend in den Begriffen der kirchlichen Lehre wirklich gelebt, auch zu Versöhnungslehre und Opfertod Jesu hat er eine innerliche Stellung gehabt. Erst ganz langsam ist er aus diesen Bahnen des Denkens und Fühlens herausgedrängt worden, noch die Andachten des ersten Jahrgangs der „Hilfe" (1895) verraten bei allen kirchlichen Festen die alte Gebundenheit. Dann wachsende Erweichung und Durchtränkung mit den Ergebnissen der modernen Wissenschaft in Natur und Geschichte, wachsende Eingewöhnung in die Formen des unkirchlichen Lebens in Geschäft und Oeffentlichkeit, bis der heutige Standpunkt des bewußten Nebeneinander beider Gebiete erreicht ist.

Das Problem, das sein religiöses Denken beschäftigt, erhält aus dieser Lebensentwicklung seinen Charakter. Er hat Darwin und Marx kennen gelernt; Biologie und Soziologie bestimmen die Formen seiner Anschauung, daneben eine starke Dosis Welt- und Menschenkenntnis und eine immer stärker sich entfaltende Kraft ästhetischer Begabung. Wie weit kann neben all diesem neu Erworbenen die in der Jugend zuerst angenommene Form des Glaubens bestehen? Was muß fallen? was kann bleiben? Was erhält neue Kraft? Quantitativ und qualitativ, welche Metamorphose muß der christliche Glaube durchmachen, um neben dem Neugewonnenen sich zu halten?

Es ist das Problem der liberalen Theologie überhaupt. Der Schwerpunkt liegt nicht in der unkirchlich gewordenen Kultur, sondern im überlieferten Glauben. Die Frage ist nicht: welche Motive zu starken Gefühlen, zu langem Willen, zu erhebenden Zwecken bietet unsere Welterkenntnis und Lebenserfahrung? Wie können wir Zwang zu Zucht, Reinheit, Seelengröße, kurz Motive der Frömmigkeit aus der Wirklichkeit heraus erleben, die unsere wissenschaftlichen Methoden und deren Ergebnisse uns zeigen? Das ist die Frage, wie wir sie stellen, die wir seit Generationen unkirchlich erzogen sind, deren früheste Jugend nicht unter dem Einfluß alter religiöser Ueberlieferung gestanden hat. Die Frage: wie viel von der Ueberlieferung ist heute noch gültig? berührt uns nicht in erster Linie; wir wollen nachgewiesen haben, ob die alten Gedanken und Motive auch unabhängig von aller Ueberlieferung aus dem Zwang der neuen Wirklichkeit heraus sich ergeben.

Das Problem Naumanns und der liberalen Theologie überhaupt ist das Problem derer, die in der ersten Generation an der

kirchlichen Ueberlieferung irre geworden sind. Da es in jeder Generation solche gibt, so ergiebt sich die Lebenskraft und die Daseinsberechtigung dieser Betrachtungsweise von selbst. Aber es zeigt sich auch, daß sie nur ein Durchgangsstadium sein kann, keine endgültige Lösung der religiösen Fragen unserer Kultur.

Es ist merkwürdig, wie stark bei Naumann selbst das Gefühl ist, daß er in der ersten Generation alle diese Schwierigkeiten erlebt. Auf den Einwand, daß die Gefühle nicht unverändert bleiben können, wenn die Begriffe sich verschieben, an die sie gebunden waren, sagt er: „Ganz recht. Das geht aber über das hinaus, was unsere Generation eben erlebt" (Seite 17). Von denen, die auf dem Boden der modernen Naturerkenntnis stehen, sagt er: „man nennt sie heute noch modern, weil sie einen Geistesbestand haben, der noch nicht völlig Gemeingut geworden ist" (13). Tatsächlich gehen diese Erkenntnisse und jene Begriffswandlungen in direkter Linie bis ins siebzehnte Jahrhundert zurück. Alles, was sich in der Entwicklung über Kant, Laplace und Darwin an Spinozas „Substanz" angesetzt und diesen Begriff langsam verändert hat, hat grundsätzlich nichts neues dazu hinzugefügt, daß die Weltentwicklung als immanenter, aus eigenen Kräften sich entfaltender Vorgang gefaßt wurde. Dieser Begriff der Entfaltung aus innerer eigener Kraft aber, mag man nun über die Natur dieser Kraft mehr mechanisch oder mehr voluntaristisch denken, ist es, der allem modernen Denken, aller wissenschaftlichen Methode zu Grunde liegt. Er ist es, der unsere Kultur scharf von allen früheren Kulturen der Weltgeschichte trennt. Es ist objektiv falsch, aber subjektiv sehr bezeichnend, wenn Naumann sagt, daß wir in erster Generation diesen Schnitt erleben.

Damit hängt auch die merkwürdige Zurückhaltung zusammen, die Naumann an der Stelle zeigt, wo er die Erweichung der christlichen Grundbegriffe im Kreise der gebildeten Protestanten schildert (8). Das meiste, was er nennt, sind die Verflüchtigungen, die die liberale Theologie vorgenommen hat: Himmel-Jenseits, Auferstehung-Fortleben, Reich Gottes-sittliche Kulturentwicklung, Sakramente-symbolische Handlungen. Diese Begriffe aber sind ihrer Entstehung nach bereits Kompromißbegriffe zwischen altem Glauben und neuer Kultur. Sie sind durchaus nicht Primärbegriffe, die aus letzterer geflossen sind. Sie stehen daher garnicht auf derselben Stufe, wie die von Naumann im selben Atem genannten Begriffsverschiebungen: Schöpfung-Werden, Sündenfall-Naturzustand, Seele-Bewußtsein.

Das sind nicht „Erweichungen", sondern einfach Auflösungen alter Begriffe. Aus dem transzendenten Akt eines bewußten Willens, der am Anfang alles Seiens stehen und auch ferner alles Sein zusammenhalten soll, wird eine ewige Entfaltung aus eigener Kraft; aus dem bewußten abweichen von einem bekannten allgemeingültigen Gebot wird langsame, aus vielen Rückfällen und Seitenbewegungen zusammengesetzte Entfaltung höherer Motivreihen aus eigener Kraft; an die Stelle einer unsterblichen Seele, die erlöst, gerettet oder verdammt werden kann, tritt ein Komplex von Bewußtseinsvorgängen, der mit der Geburt beginnt und mit dem Tode erlischt. Die ganze alte Versöhnungs- und Erlösungslehre mit ihre Verankerung in den Begriffen: überweltlicher Gott, unsterbliche Seele, ist hier nicht nur umgedeutet und erreicht, sie ist einfach gegenstandslos geworden: sie existiert für eine immanente Entwicklungslehre nicht mehr.

Man muß diese völlige Auflösung aller alten christlichen Kernbegriffe sich so scharf vor Augen stellen, wie nur irgend möglich; man kann die Tiefe des Gegensatzes garnicht übertreiben. Nur, wer ihn in seiner ganzen Größe empfindet, kann das religiöse Problem unserer Kultur und unserer Generation, soweit sie unkirchlich herangewachsen ist, in seiner vollen Schwere und in seiner ganzen Neuheit verstehen. Bei allen liberalen Theologen, bei Ritschl und seinen Schülern so gut wie bei Pfleiderer und Lipsius will mir scheinen, daß sie diesen Gegensatz nicht grundsätzlich genug erfassen. Alle Methoden unserer Wissenschaft, die der Geschichtswissenschaft und der Psychologie nicht anders als die der Naturerklärung, und alle Methoden unseres praktischen Handelns in Staat oder Geschäft sind von dem Grundsatz durchzogen, daß wir in einer Entwicklung leben, die aus eigenen inneren Kräften und in ihr selbst liegenden Antrieben sich abspielt. Wie jede „übernatürliche" Kausalität, so ist auch jeder übernatürliche Zweck unseres Lebens oder des Weltgeschehens im ganzen uns einfach eine unvollziehbare Vorstellung. „Aus d i e s e r Erde quellen meine Freuden, Und d i e s e Sonne scheinet meinen Leiden" — das ist die Stimmung, aus der wir nicht herauskönnen, in die wir durch alle Methoden unseres Denkens und Handelns gebannt sind. Wer einige Generationen unkirchlicher Erziehung hinter sich hat, fühlt einfach den Zwang dieser Tradition, dem er sich nicht dauernd entziehen kann.

Von hieraus finden wir unsere Stellung zu dem, was

Naumann über den Zwang der Denkweise früherer Kulturzeitalter auf unser gegenwärtiges Denken und Fühlen sagt. Gewiß ist richtig, daß wir allerorten von christlichen Institutionen umgeben sind, und daß jeden Augenblick wieder jemand aus dem Drang der eingangs geschilderten Sehnsucht heraus mit wildem Entschluß mitten in den alten Glauben zurückspringt. Es mag auch sein, daß, rein zahlenmäßig betrachtet, die Anhänger des alten Glaubens noch immer stärker sind als die bewußten Vertreter unserer unkirchlich gewordenen Kultur, obgleich seit dem Abfall der großstädtischen Arbeiterbevölkerung von der Kirche diese Rechnung nicht mehr so sicher ist — die kirchlichen Kreise selber fühlen sich durchaus nicht mehr als die zahlreichsten. Aber mag das sein; in Kulturfragen entscheidet weder die Majorität, noch wirkt bei ihnen der Zwang früherer Jahrhunderte mit fatalistischer Kraft. Natürlich fühlt Naumann persönlich den Gefühlszwang zum Christentum, weil er in diesen Gefühlen in seiner Jugend noch warm und brennend gelebt hat. Natürlich ist es ihm, um in seiner Ausdrucksweise zu reden, „Atavismus", christlich zu fühlen und zu denken. Er ist ja eben erst dabei, unkirchlich zu werden. Wir anderen aber fühlen, daß der „atavistische" Zwang von ihm nicht vollständig beschrieben ist: für uns ist es Rückkehr zur Denkweise der Väter, wenn wir dem logischen Zwang unserer wissenschaftlichen Methoden uns fügen und mit Bewußtsein uns auf den Boden des immanenten Weltbildes stellen, das sie uns lehren.

Damit sind wir bereits in eine Auseinandersetzung über die Methode getreten, auf die Naumann seine Darstellung stützt. Wir haben festgestellt, daß unser religiöses Problem ein anderes ist als das, was in der liberalen Theologie und in Naumann lebt; wir müssen nun untersuchen, ob die biologische Methode Naumanns uns Fingerzeige zu unserer Lösung bietet.

## II. Die Methode.

Das ist nämlich, wie schon eingangs kurz erwähnt, die Eigenart der Naumannschen Darstellung, daß er überall biologische Begriffe zu verwenden sucht. Auf ihnen ruht der Reiz und der zunächst frappierende Eindruck seiner Worte. Wir erwähnten, wie er mit den Begriffen Vererbung, Atavismus, Zwang der Vergangenheit bei der Bildung neuer Lebensformen die Unmöglichkeit nachweisen will, daß wir von christlichem Denken und Fühlen uns lösen könnten. Er selbst ist nicht abgeneigt, diesen Zwang als

Bann, als Verhängnis zu empfinden; aber er hält ihn für undurchbrechbar, ebenso wie den Zwang, der über der Entfaltung einer Keimzelle liegt. So steht ihm das ganze geistige Leben wenigstens unserer abendländischen Kultur unter dem Bann: es kann sich von Christus nicht entfernen, Christus ist die „Zentralperson" unserer abendländischen Kultur. Die Gattung Christentum stärkt sich immer wieder an ihrem Urtypus. Es gibt keine Neuschöpfung, auf dem Boden der Weltanschauung so wenig als auf dem des Wirtschaftslebens oder der Sprache; es gibt höchstens Artenscheidung innerhalb des Christentums.

Nun ist es auf alle Fälle unrichtig, diesen Zwang der Vererbung nur für ein willkürlich herausgehobenes Glied unserer Kulturtradition geltend zu machen und nicht daneben auch die anderen Elemente dieser Tradition zu beachten, die in eine ganz andere Richtung führen. Eine alte Kultur, wie die unsere, die Motive aus allen Jahrhunderten uns übermittelt, ist nichts einheitliches, wie der Gattungscharakter eines lebenden Wesens, sie enthält auch entgegengesetzte Motive, die auf verschiedene Gruppen unserer Generation verschieden kräftige Wirkung haben. Wir deuteten das oben bereits an.

Daraus aber folgt, daß die Kulturtradition überhaupt mit den Begriffen der physiologischen Entwicklung nur unzutreffend beschrieben werden kann. Sie wirkt viel freier; denn sie beruht nicht auf physiologischen, also im letzten Grunde physikalischen und chemischen Momenten (solche kommen höchstens für die organische Unterlage des geistigen Lebens in Betracht), sondern sie beruht auf der psychologischen Funktion der Erziehung, d. h. auf komplexen Verbindungen der Erinnerung und der Assimilation. Nicht die Vergangenheit früherer Geschlechter in den dunklen Wirkungen auf die Nervensubstanz des Individuums, sondern die gleichzeitige erwachsene Generation bildet durch Uebertragung ihrer Bewußtseinsinhalte das Bewußtsein des Kindes. Natürlich führt sie ihm alle Denkgewohnheiten, alle Zwecke und alle Gefühlsverwebungen zu, die sie selber kennt, und, was sie kennt, hat sie zum größten Teil von der ihr vorausgehenden Generation erhalten. Aber doch eben nur zum größten Teil! Jedes Individuum ist eine besondere Mischung der Traditionselemente seiner Generation; aus jeder solchen besonderen Mischung ergeben sich immer bestimmte Nuancen (kein Charakter ist dem andern völlig gleich), oft direkte Neuschöpfungen geistiger Werte. Es ist das „Gesetz der schöpferischen

Synthese", wie es die Psychologie nennt, das alles geistige Leben und alle geistige Ueberlieferung und Neuaneignung beherrscht. Es gilt für die Bildung einer einfachen Raum- oder Zeitvorstellung, wie für die Entstehung höchster Leistungen in Wissenschaft, Kunst oder Religion. Auf ihm ruht aller Fortschritt der Kultur.

Das bedeutet aber für unsere Frage, daß wir durchaus nicht unentrinnbar an den Zwang früherer geistiger Erlebnisse unseres Geschlechts gebunden sind. Im Gegenteil, wir sind geschichtlich und methodisch durchaus im Recht, wenn wir uns nach neuen Gedanken, nach neuen Zwecken und Zielen strecken. Tatsächlich brauchen wir ja garnicht die Besinnung auf das psychologische Grundgesetz; wohin wir blicken, sehen wir im täglichen Leben das bewußte Streben nach Neuem. Kein Gelehrter, kein Künstler, auch kein Fabrikant oder Kaufmann denkt daran, sich mit Bewußtsein an Denkgewohnheiten und Zwecke der Vergangenheit zu binden; selbst in der Sprache streben wir nach Neuem, Eigenartigem, nach schöpferischer Synthese der Elemente der Tradition. Und in den Weltanschauungsfragen sollen wir uns bewußt den alten Bahnen überlassen? Ja, wenn wir müde geworden sind, wie die Franzosen, oder träge im Denken, wie die Angelsachsen; aber nicht, solange wir das Recht neuer Werte auf allen anderen Gebieten des Lebens preisen! —

So liegt es schließlich an einer falschen Uebertragung biologischer, d. h. naturwissenschaftlicher Begriffe auf das geistige Leben, daß Naumanns Ausführungen bezüglich der Entwicklung der Religion einen so resignierten Charakter haben. Es fehlt ihm der Mut zu den religiösen Konsequenzen der eigenen Kultur, weil ihm der psychologische Grundbegriff der schöpferischen Synthese fehlt. Aehnlich aber ist zu urteilen bei den anderen biologischen Begriffen, die Naumann einführt: sie meistern einen Tatbestand, der nur mit psychologischen Begriffen zutreffend beschrieben werden kann.

Naumann schildert die Entstehung des Christentums als Bildung einer neuen Gattung, jede Weiterentwicklung als Artenscheidung innerhalb des „neuen Wesens" Christentum; er feiert seine „Anpassungsfähigkeit" (ein Begriff, der oft vom Christentum gebraucht worden ist, seine Entstehung aber auch durchaus nur in der Entwicklungsgeschichte der lebenden Wesen hat). Die alten Religionen sind ihm im Kampf ums Dasein ausgestorbene Arten. Ja, er beschreibt sogar einmal die Entstehung einer neuen Methode der Phantasietätigkeit als Hochkommen einer neuen Lebensform im Kampf ums Dasein (Seite 20).

Der geschichtliche Vorgang, der mit den Begriffen Anpassungsfähigkeit und Artenscheidung beschrieben werden soll, ist in Wirklichkeit folgender: ein bestimmter Komplex von Vorstellungen und Motiven, Gefühlen, Hoffnungen, Tröstungen usw., dessen Entstehung wir im Augenblick nicht näher analysieren wollen, wird einer neuen, davon bisher höchstens oberflächlich berührten Menschengruppe übermittelt. Immer beobachten wir nun bei solchen Uebermittelungen, daß der Kreis, der sie empfängt, eine starke Tätigkeit entfaltet; er eignet sich bestimmte Glieder des Komplexes sofort mit Lebhaftigkeit an, andere stößt er mit energischem Widerwillen zurück, wieder andere übernimmt er als toten Bestand aus rein formalen Gründen; es ist Aneignungsmaterial für eine spätere Generation. Aber indem er sich einiges aneignet, verändert er es zugleich, der neue Stoff assimiliert sich dem bereits vorhandenen Bewußtseinsinhalt: die Vorstellungen verschmelzen, die Gefühle gleichen sich aus, die Zwecke ordnen sich einem einheitlichen Zwecksystem ein, kurz es findet, psychologisch gesprochen, eine Assimilation statt, in der der Ueberlieferungsstoff gegenüber der früheren Ordnung seiner Elemente umgeordnet und in entscheidenden Stücken auch verwandelt wird.

Die ganze Religionsgeschichte innerhalb des Christentums besteht aus solchen Assimilationsprozessen. Die „Hellenisierung" des Christentums im zweiten Jahrhundert und weiterhin hat Harnack uns oftmals geschildert; die mittelalterliche Kirchengeschichte bietet genau das entsprechende Bild: immer neue Stücke der großen Traditionsmasse, die durch die Assimilationsprozesse auf griechischem Boden entstanden war, werden angeeignet, schließlich werden die gar zu äußerlichen Elemente in der Reformation wieder abgestoßen, weil sie sich mit dem neu assimilierten Paulus-Augustin nicht mehr vertragen. Dieser Prozeß setzt sich fort, solange assimilationsfähige Elemente vorhanden sind, d. h. solange das religiöse Bedürfnis in irgendwelchen Stücken der christlichen Tradition noch seine Befriedigung findet.

Es ist deshalb nicht richtig, das Wort Anpassungsfähigkeit für diesen Tatbestand zu brauchen, von den unmöglichen Begriffen Art und Gattung ganz zu schweigen. Alle diese biologischen Begriffe passen nur auf Vorgänge, wo das Subjekt der Handlungen dasselbe bleibt: ein organisches Wesen, eine Pflanze, ein Tier, eine Menschenrasse paßt sich den veränderten klimatischen oder vegetativen Bedingungen an. Ein Gedanken- und Gefühlskomplex aber ist nie

Subjekt solcher Vorgänge, sondern nur Objekt der Aneignung durch Menschen. Aller Nachdruck ist nicht auf den Komplex zu legen, der angeeignet wird, sondern auf die wollenden und fühlenden Menschen, die eine Erhöhung ihrer Persönlichkeit darin erleben, daß sie neue Gedanken und neue Gefühle bekommen. Suchen wir nach Allgemeinbegriffen, um diese Vorgänge zu rubrizieren, und sie dadurch unserem Verständnis nahe zu bringen, so bieten sich nur die kulturgeschichtlichen Begriffe Rezeption und Renaissance zur Verwendung dar. Bestandteile der Traditionsmasse Christentum sind je und je zu neuen Rezeptionen und Renaissancen gelangt: das ist der Inhalt der Religionsgeschichte im Abendland vom Mittelalter bis jetzt.

Damit kommen wir zu der richtigen Formulierung der Stellung, die wir selbst in der Religionsgeschichte einnehmen. Unserem Bedürfnis bietet sich zur Assimilation dar zunächst der ganze schulmäßig überkommene Bestand der einzelnen Konfessionen, dann aber noch eine große Zahl anderer Formen von Frömmigkeit, die in den verschiedenen Jahrhunderten und in den verschiedenen Gegenden dem jeweiligen Bedürfnis sehnender Menschen entsprungen sind. Der ganze Reichtum unserer kirchengeschichtlichen Forschung tut sich vor uns auf. Aber nicht nur dieser: wir kennen auch in einer früher ungeahnten Deutlichkeit die anderen Religionsformen außerhalb des Christentums; wir verstehen sie genau so, wie wir die christlichen verstehen, als Produkte des Willens sehnender Menschen, die ihres Wertes gewiß bleiben oder ihre Wünsche erfüllt haben wollen. Vor allem tritt der Buddhismus zur Vergleichung neben das Christentum. Es ist kein Grund abzusehen, warum wir nicht aus ihm ebensoviel Anregung zu Gefühl und Willen schöpfen könnten, wenn er Elemente in sich hat, die unserer Kulturlage besser entsprechen als solche des Christentums. Es gibt keinen Zwang, der uns heute an das Christentum binden könnte, außer dem, der in den Assimilationsbedingungen unseres Bewußtseins liegt.

Diese ganze Fülle, größer, als daß ein individuelles Bewußtsein sie voll umspannen könnte, liegt vor uns und bietet sich uns an: welches sind aus dem Ganzen der Religionsgeschichte die Stimmungen, die Hoffnungen, die Glaubensziele und Glaubensvorstellungen, die unserer Kulturlage kongenial sind? Stehen wir vor einer Renaissance des Protestantismus oder der Aufklärungszeit? Gewinnen die Vorstellungen der altchristlichen Gnosis oder des Chiliasmus für

uns neues Leben? Hat Buddha uns heute mehr zu sagen als Christus? Gewinnt die indische Lehre von der ewigen Wiederkehr die Oberhand über die jüdische Hoffnung auf die Auferstehung der Toten oder die griechische Idee von der Unsterblichkeit der Seele? Oder finden wir in dem ganzen unübersehbaren Felde der Religionsgeschichte keine Anknüpfung mehr und müssen neue Bahnen auf eigene Gefahr uns suchen? Wer will das heute sagen? Wir sind ja erst am Anfang des Suchens, und da ist es selbstverständlich, daß jeder seinen Fund als größten preist. Was schließlich bleibend assimiliert wird, ist heute noch nicht zu sagen.

Soviel aber ist sicher, daß die religiöse Frage in dieser Art etwas weltgeschichtlich neues ist; noch keine Zeit hat das erlebt, wovor wir jetzt stehen. Unsere Situation unterscheidet sich von allen anderen Renaissancen oder Rezeptionen der Religionsgeschichte einmal durch die ins Unübersehbare gesteigerte Quantität der zur Assimilation drängenden Masse, andererseits durch die gänzlich veränderte Struktur des assimilierenden Bewußtseins. Es ist nicht mehr e i n e Religionsüberlieferung, die uns zu Gebote steht, sondern es sind, neben den abgestorbenen und noch nicht abgestorbenen Nationalreligionen mindestens drei Weltreligionen, von denen jede wieder mehr oder weniger starke Differenzierungen erfahren hat. Es ist einfach unrichtig, zu sagen, daß wir nur innerhalb der christlichen Entwicklung stehen; die Rezeption buddhistischer Elemente ist im verflossenen Jahrhundert bei uns schon eine recht starke geworden, und sicher ist sie noch nicht vollendet. Und dann: bei allen früheren Assimilationen war die Vorstellung einer transszendenten Gottheit, die Annahme „übernatürlicher" Kräfte und ihrer ständigen Eingriffe in den Kausalzusammenhang der Wirklichkeit eine Hilfe der Assimilation, weil sie gemeinsamer Bestandteil beider zusammenfließender Teile war. Sie konnte wohl modifiziert werden, aber sie brauchte nirgend erst geschaffen zu werden. Das ist bei uns, wie wir im vorigen Abschnitt sahen, total anders geworden. Alle Nöte und Schwierigkeiten, alle Aengste und Gefahren, aber auch aller Stolz und alle Kraft unserer Situation haben in dieser Verschiedenheit ihren Ursprung. In jeder Assimilation muß für uns die eigene Tätigkeit, die Aussonderung, Sichtung, Abstoßung, Aneignung viel stärker sein als je zuvor. Fast immer sind diese Vorgänge früher unbewußt geschehen, nur dem rückschauenden und vergleichenden Auge des Historikers erkennbar. Die Handelnden selber haben fast immer geglaubt, sie übernähmen die „Offenbarung"

so, wie sie wirklich gewesen ist. Diese Naivität können wir nicht mehr haben; wir wissen, wie dieselben Gedanken in verschiedenen Kulturen so ganz verschiedene Bedeutung haben; wir können nicht einfach annehmen, was unter anderen Verhältnissen vielleicht einmal eine notwendige Illusion gewesen ist. Jede Stimmung, die wir uns verwandt fühlen, müssen wir an unseren Begriff der immanenten Entwicklung angliedern, ehe sie uns stärken kann. Unser Glaube wird somit viel mehr bewußte Arbeit sein, als irgend ein Produkt der Religionsgeschichte bisher. Wer die Bedeutung der Ueberlieferung und der Gewöhnung für die Ausbildung der Frömmigkeit kennt, kann ermessen, welch unbeschreibliche, fast unermeßliche Erschwerung unseres religiösen Lebens in diesen Erkenntnissen liegt.

Damit haben wir uns freilich ziemlich weit von Naumanns Ausführungen und ihrer Kritik entfernt; aber wir haben aus der Richtigstellung seiner methodischen Begriffe neue Gesichtspunkte für die Erkenntnis unseres religiösen Problems gewonnen und für die Art der Arbeit, die uns obliegt. Wir haben all die Stimmungen, Sehnsüchte, Hoffnungen, Kämpfe, Zweifel, Nöte, Erhebungen usw. zu suchen, die unserem Weltbild entsprechen; wir haben alle Aufgaben, Ziele, Zukunftsmöglichkeiten, die es uns zeigt, in uns zu erleben, und mit diesem Material gerüstet uns in die ganze Fülle der Geschichte der Frömmigkeit zu stürzen, um Nahrung, Vertiefung, Begeisterung für diese Gefühle zu suchen, an dem Feuer alter ähnlicher Frömmigkeit unsere eigene zu stärken. Damit haben wir auch den Standpunkt gefunden, den wir gegenüber Naumanns eigenen religiösen Sätzen einzunehmen haben.

## III. Die Lösung.

Naumann empfindet Schwierigkeiten im wesentlichen nach zwei Richtungen hin, und dementsprechend hat er zwei Formeln, die dazu dienen sollen, sie, wenn auch nicht zu heben, so doch begreiflich und damit erträglich zu machen.

Er sieht, daß die alten Vorstellungen über Naturverlauf und Welt in die heutige Kultur nicht mehr passen. Die Aufgabe ist, die alten Gefühle der Naturfreude, der Dankbarkeit usw. an die neuen Vorstellungen vom Gott der Entwicklungslehre anzuranken. Dabei gibt es einen Zwischenzustand, wo die alten Vorstellungsreihen zerbrochen sind, ohne daß neue mit gleicher Selbstverständlichkeit an ihre Stelle getreten sind. Dieser Zustand der „heimatlosen Gefühle“ ist Ursache der meisten inneren Nöte im Gebiete

der Glaubenslehre; aber er wird im Laufe der Entwicklung von selbst überwunden, ist daher für den Gläubigen erträglich, weil er seine Notwendigkeit begreift.

Viel schwerer empfindet Naumann die Kluft, die zwischen der praktischen Lebensführung Jesu und den Anforderungen des modernen Lebens klafft. Er ist zu realistisch, um sich durch die Umdeutungen, die die Kirche seit dem zweiten Jahrhundert an Jesu Aussprüchen vorgenommen hat, beruhigen zu lassen. Er sieht die ganze Konsequenz der Worte: Sorget nicht, ladet die Krüppel und Bettler zu Gaste und nicht die Reichen, herrschet nicht, verkaufet alles und gebt es den Armen! Aber er wagt nicht, ihre Konsequenz für die Wirklichkeit zu ziehen. Und doch ist die Nachfolge Jesu in seinem Christentum das wichtigste Stück; die Jesusreligion ist ihm ja die neue Art, die eben gerade in unseren Tagen aus der alten Gattung sich abtrennt. So entsteht der Konflikt zwischen altem Glauben und neuer Lebenskenntnis. Alle öffentliche und geschäftliche Tätigkeit ist Machtgewinnung, Verdrängen anderer, Gewinn- und Einflußsuchen; alles öffentliche und private Leben ist heute durchsetzt von dem Gebot: „Du sollst begehren Deines Nachbarn Haus" usw. Aber der Geist Jesu ist Mitleid, Bruderliebe, Sorglosigkeit, Keuschheit: ihr sollt nicht rechnen und nicht begehren!

Hier hat Naumann keine Lösung, sondern er stellt einfach fest: unser Leben wird von verschiedenen Motivreihen beherrscht. Die Machtinstinkte legen die Grundlage aller Kultur; Staat, Militarismus, Rechtsordnung, Parteikampf, Erwerbskampf stehen vor der Schwelle des Gebietes, wo Mitleid und Bruderliebe und Zutrauen und Selbstverleugnung regieren können. Nur die freien persönlichen Betätigungen von Mensch zu Mensch, das Leben außerhalb des Berufs, können von dem Motiv der Nachfolge Jesu geleitet sein. Dies ist der Zusammenhang, indem Naumann bewußt alle Systeme, alle Einheitlichkeit der Prinzipien, alle Geschlossenheit der Theorie ablehnt. Hier ist das letzte Wort: „ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch". Und zur Rechtfertigung dieses Standpunktes beruft er sich auf den Erfahrungssatz, daß man Unausgeglichenheit der Motive und Begriffe bei allen berühmten Männern findet.

Aber es ist etwas anderes, wenn der rückschauende und zergliedernde Historiker eine solche tatsächliche Feststellung macht, als wenn das wollende Individuum mit Bewußtsein einen solchen Ausweg sucht. Es ist auch etwas anderes, ob einer einmal im Unmut augenblicklicher starker Gefühlsreibungen ausruft: ich bin

kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch! oder ob man mit Bewußtsein, Vorbedacht und Ueberschauen aller Konsequenzen diesen Satz zur entscheidenden Grundlage und Richtschnur für sein ferneres Leben nimmt. Das letztere widerspricht allen Grundbedingungen der Charakterbildung, denn Charakter bedeutet einheitliche Zwecke und von diesen gemeisterte Motive, genau, wie das logische Denken im Aufsuchen einheitlicher, d. h. widerspruchsloser Begriffe steht. Man versuche, den Naumannschen Grundsatz auf die Erziehung anzuwenden! Man sieht sofort, es ist einfach unmöglich, jede Willensbildung hört auf, wenn wir den Zögling anweisen: in dieser Stunde sollst du handeln nach Schema Bruderliebe, in der nächsten nach Schema Kampf ums Dasein. Und was für die Bildung der jungen Generation gilt, gilt auch für die Selbsterziehung des reifen Charakters. Es ist psychologisch verständlich, wenn in der Erschöpfung streitender Gedanken jemand für sich persönlich mit solchem Machtspruch den Gordischen Knoten zerhaut, aber es ist unmöglich als allgemeingiltige Formel für andere: Ermüdungssymptom, aber nicht letztes Wort des reif gewordenen Charakters.

So sind es wieder Erwägungen psychologischer Art, die uns hindern, die Naumannsche Formulierung anzunehmen. Für uns haben demnach diese Ausführungen nur den Wert, daß sie uns zeigen, wie unmöglich eine volle „Nachfolge Jesu“ in der heutigen Kulturwelt ist. Auch Naumann, unter den Lebenden der stärkste Vertreter einer reinen Jesusreligion, läßt die Anschauung fallen, als könnten wir in jeder Lebenslage handeln, wie Jesus gehandelt haben würde, wenn er heute lebte. Auch er muß anerkennen, daß die zahlreichsten und regelmäßigsten unserer Handlungen nicht unter dem Gesetze Jesu stehen können, wenn wir nicht Pflichten und Verantwortlichkeiten verletzen wollen, die wir als elementare Bindung empfinden. Das aber ist ein guter Fingerzeig für die Frage, was Jesus uns noch bedeuten kann. Wir stellen sie, wie oben ausgeführt, nicht kirchengeschichtlich, sondern religionsgeschichtlich; wir stellen Jesus neben Buddha und Plato und fragen: was ist das Spezifische, das wir gerade von ihm übernehmen können? Und haben wir danach noch ein geschichtliches Recht, uns Christen zu nennen?

In der längsten Zeit der Geschichte des Christentums sah man den spezifischen Wert Jesu überhaupt nicht in seinem Charakter und seinem Wort, sondern in seinem metaphysischen Wesen und

seiner Leistung: er war, wie immer man das auch im einzelnen ausführen mochte, Vermittler der Erlösung, Versöhnung, Rechtfertigung. Naumann bekennt, daß unsere Zeit mit diesem Gedanken nichts mehr anzufangen weiß. Der Erlösungsgedanke ist ihm eins jener „heimatlosen Gefühle“, für die eine neue Vorstellungs- oder Begriffsreihe noch nicht gefunden ist. Er führt selbst die Unmöglichkeiten an, die die Anknüpfung der Versöhnung an Jesu Opfertod für unser Gefühl hat.

Aber diese Unmöglichkeiten sind nicht erst von gestern auf heute empfunden worden. Die erste Gruppe in der christlichen Religionsgeschichte, die den alten Bestand an Glaubensvorstellungen erschüttert hat, die Aufklärungszeit, hat mit jenem Schema schon nichts mehr anzufangen gewußt. So hat sie die Bedeutung Jesu für die eigene Zeit darin gesehen, daß er sittliches Vorbild in allen Lebenslagen sei; niemand sonst sollte ihm in dieser Beziehung gleichkommen, die Einzigartigkeit seiner geschichtlichen Persönlichkeit schien noch einmal glänzend gewahrt. Aber Naumann lehnt auch diesen Begriff ab (Seite 30), und mit Recht; denn wir haben gelernt, zu sehen, wie unendlich viele Lebensbeziehungen es gibt, in denen Jesu Vorbild absolut nichts zu bedeuten hat.

Nun hat die neuere Theologie, einem Schleiermacherschen Winke folgend, aber bewußt herausgearbeitet erst seit Albrecht Ritschl, jenen rationalistischen Begriff des Vorbildes dahin erweitert, daß die Persönlichkeit Jesu in der Totalität ihres Eindruckes auf uns wirke als eine Offenbarung Gottes. Jesus ist, wie Ritschl und sein engster Schülerkreis gelehrt haben, die einzige, wie die anderen sagen, wenigstens die vernehmlichste Offenbarung Gottes, die uns gegeben ist. Ohne das Vorhandensein und die nachhaltige Wirkung dieser Person würde Gottesglaube überhaupt heute nicht mehr aufrechtzuerhalten sein. Als Schüler Ritschlscher Schüler habe ich selbst ebenso gepredigt, solange ich Theologe war.

Aber es ist nötig, auch diese großen Worte scharf zu prüfen und so nüchtern und sachlich wie möglich die einzelnen Tatsachen festzustellen, auf die dieses Urteil sich stützt. Natürlich können uns im Zusammenhang dieses Artikels nur die Ausführungen Naumanns beschäftigen, aber sie decken sich, soweit ich sehe, mit den Grundgedanken auch aller anderen hierher gehörigen Theologen.

Die Entstehung des Seelenlebens Jesu ist ein Geheimnis; es ist aus seiner Zeit und seiner Umgebung nicht abzuleiten, ein „Meteorgestein, das unvermittelt auf dem Erdenfelde seiner Tage

liegt". (Seite 24.) — Das ist das erste, was meist in dieser Richtung geltend gemacht wird.

Zwar weiß Naumann besser als manche Verfasser eines „Lebens Jesu", daß dieser Jesus, wie er nun einmal ist, nur in Galiläa, im naturalwirtschaftlichen Galiläa entstehen konnte; in Athen oder Rom oder Alexandria, in Paris, London oder Berlin würde er anders gesprochen haben als hier. Aber das trifft nach Naumann nur den Mantel seines Wesens, nur die Form seiner Worte, die Wahl seiner Bilder, nicht den Inhalt, die „Gotteskindschaft" selbst. Diese bleibt ihm ein Geheimnis; es ist nicht möglich, sie mit der Methode der modernen Soziologie zu erklären.

Aber Naumann selbst nimmt diesem Ereignis seine Einzigartigkeit; er selbst ordnet es ein in die bekannte Reihe aller menschlichen Erlebnisse, wenn er sagt: „Was aber weiß man denn bei moderner Naturerkenntnis überhaupt über geistige Neuentstehungen" (Seite 24)? Nun, man weiß eben, daß alles geistige Leben überhaupt, jede elementare Verknüpfung oder Verschmelzung sowie jedes Individuum in seiner Gesamtheit auf solchen „Neuentstehungen" beruht; wir haben das Grundgesetz psychischer Kausalität, das Gesetz der „schöpferischen Synthese" bereits erwähnt. Es bedeutet, daß wir nirgendwo im stande sind, aus den Elementen eines geistigen Vorgangs diesen Vorgang selbst von vorneherein zu konstruieren, daß es aber sehr wohl möglich ist, einen gegebenen Vorgang oder einem Komplex solcher Vorgänge in seine Elemente zu zerlegen. Auf die Geschichtsforschung angewendet heißt das: wir können nicht prophezeien, wie die Physik und die Mechanik es können; denn wir vermögen niemals vorher zu sagen, wie die Synthese gegebener Elemente in einem menschlichen Bewußtsein ausfallen wird. Wohl aber können wir in einem gegebenen Bewußtsein die Elemente nachweisen, aus denen es zureichend zu erklären ist — vorausgesetzt natürlich, daß unsere Quellen das erlauben.

Auf Jesus angewendet heißt das: wir können eine ganze Reihe der Elemente seines Seelenlebens in seiner Zeit nachweisen, und wo wir es nicht können, liegt die Schuld nicht an seiner Einzigartigkeit, sondern an der Armut unserer Quellen. Was kennen wir denn von seinem Innenleben, seinem täglichen Tun und Lassen, von der Umgebung, die die Eindrücke seiner Jugend bestimmte? Wir haben lediglich einige hundert Aphorismen und einige sehr wenig zuverlässige Notizen über seine Lebensführung,

insonderheit seinen Tod; und bei jenen Aphorismen ist bei jedem einzelnen erst zu untersuchen, ob die Form, in der die synoptischen Evangelien ihn bieten, „echt“ oder nicht vielleicht schon durch die Tradition der vorpaulinischen Urgemeinde retouchiert ist. Wie können wir bei solchem Stande der Quellen behaupten, es sei unmöglich, bei zureichender Kenntnis die Elemente seines Bewußtseins auch bei anderen nachzuweisen? Auf eine solche Behauptung kann jedenfalls niemand seinen Gottesglauben gründen.

Die zweite Gedankenreihe, die zur Anerkennung des Offenbarungscharakters Jesu führen soll, ist folgende: das starke Gottesgefühl, das ihn erfüllt, die „Gotteskindschaft“, hat fortzeugende Kraft. Wie alle starken Gefühle, wirkt es gefühlserregend auf andere, zunächst auf seine Jünger, dann weiter durch die Generationen bis auf uns! Der reine Anblick solcher Gotterfülltheit, unabhängig von ihrem Ursprung, überwältigt uns, reißt uns fort, schlägt uns in ihren Bann, zwingt auch uns, die Gottesvorstellung zu bilden und Zweck, Ziel und Sinn des Lebens von ihr aus zu beurteilen.

Auch Naumann hat diese Betrachtung, wie sie Gemeingut aller Ritschlianer ist. Aber gerade hier kommt alles darauf an, die Begriffe scharf zu fassen und keinen Nebel allgemeiner, undefinierter Stimmung zu lassen. Stimmungen sind subjektiv, wandelbar; nur klare Begriffe haben allgemeingiltigen Zwang und dauernden Bestand.

Da ist nun zunächst sicher, daß auf einzelne Worte hin, mögen sie noch so schlagend, noch so gewaltig unser Gemüt berühren, ein solcher Schluß nicht vollzogen werden kann. Nur auf Grund einer Anschauung, die so vollständig als möglich seine ganze Lebensführung, seine Auffassung von Welt und Menschen, von Freud und Leid, von Leben und Sterben umfaßt, können wir sagen: seine Autorität ist uns so stark, daß wir alles andere darüber vergessen, was wir gelernt und erkannt haben, und ihn als Herrn und Meister auch über unsere Vorstellungen und Urteile erkennen. Nur wenn wir die überwältigende Kraft seiner Persönlichkeit in allen entscheidenden Beziehungen des Lebens empfinden können und empfinden müssen, können wir mit geschichtlichem Rechte sagen: wir erleben daran eine Offenbarung.

Naumanns Absicht ist es nicht, in diesem Schriftchen eine solche erschöpfende Anschauung zu bieten; es ist auch im Rahmen dieses Artikels nicht möglich, das nachzuholen. Aber für unseren

nächsten Zweck genügt die Feststellung, daß ja Naumann selbst die absolute Verbindlichkeit, den überwältigenden Zwang für Jesu Lebensführung im ganzen abgelehnt hat. Es gehört nicht einmal eine fachmännische Kenntnis der Evangelien dazu, um zu sagen, daß in dem Wort von den Sperlingen, vom Nicht-Sorgen, Nicht-Schätze-sammeln usw. gerade die für Jesus charakteristischen Züge des Gottvertrauens liegen. Gerade diese ganze Heiterkeit, Sorglosigkeit, Unbekümmertheit um Erwerb und Nahrung, dieses fröhliche Vertrauen: Solches wird euch zufallen! diese goldene Rücksichtslosigkeit gegenüber den Vorurteilen der Gesellschaft ist das, was dem allgemeinen Begriff der Gotteskindschaft bei Jesus die Farbe, das Leben, den bestimmten geschichtlichen Charakter gibt. Und gerade diese Züge zählt Naumann zu den lokal bedingten Formen der „Gotteskindschaft in Galiläa", die anderwärts nicht nachzumachen sind. Gut; es ist keine Frage, daß Rechnen und Erwerben für uns zu den sittlichen Pflichten gehört, aber dann kann man eben nicht mehr sagen, daß dieser geschichtliche Jesus in seiner Lebensführung uns eine überwältigende Offenbarung sei.

Dasselbe gilt für die Hoffnung auf die Nähe des Weltendes und das Hereinbrechen des Reiches Gottes. Wenn eine Hoffnung zentral ist im Gedankenkreise Jesu, dann ist es diese; aus ihr fließt Glut und Kraft seines Rufes zur Umkehr, der die Grundlage seines Auftretens ist. Aber auch diesen Gedanken schiebt Naumann als unverbindlich zurück: wer wirklich sein Handeln darnach einrichten wollte, würde elementare Pflichten verletzen. Aber dann kann man wirklich nicht mehr sagen, daß man Jesu Seelenleben in seiner ganzen historischen Wirklichkeit als so mächtigen Zwang empfinde, daß es uns eine Offenbarung Gottes wird.

Damit soll die befreiende, erhebende Wirkung nicht geleugnet sein, die Jesu Stellung zum Leben und seinen Gütern unter Umständen auf uns ausüben kann. Gewiß, wir können im regelmäßigen Verlauf der Tage sie nicht nachbilden; unsere Verantwortlichkeit und unser Pflichtgefühl bindet uns an Rechnen, Erwerben, Sorgen, Kämpfen, Verdrängen, Genießen, Herrschen usw. Aber es gibt genug Situationen im Leben, und noch mehr im Verlauf der Kulturzeitalter, wo diese durch nichts zu erschütternde Sorglosigkeit und Heiterkeit, dieses fröhliche Verzichten und Wandern eine Notwendigkeit wird. Wie sollten wir Mut, Opferwilligkeit, Hingabe an die Zukunft haben, wenn wir blos rechnen

und sorgen wollten: was werden wir essen? Jeder einfache Arbeiter, der seine Existenz für seine Gewerkschaft aufs Spiel setzt, auch wenn kein Geschichtsschreiber seinen Namen festhält, braucht diese Stimmung; jeder Fortschritt in Kunst und Wissenschaft ist ein Wagnis, kostet vielleicht zunächst den guten Namen und gesellschaftliche Stellung. Wie soll es werden, wenn wir alle in Angst und Zagen an unseren Fleischtöpfen kleben! Unstreitig ist hier ein Element, das Renaissancen erleben wird, solange es Kampf, Glaube und Fortschritt gibt; auch Nietzsche hat sich der Wucht seines Eindrucks selbst im „Antichrist" nicht zu entziehen vermocht. Aber Unterlage für dauernde Lebensführung und Zwang zum Umdenken unseres Weltbildes kann es nicht sein.

Einen Zug führt Naumann besonders an, auf dem für ihn persönlich der überwältigende, bannende Eindruck Jesu beruht: sein Wandel unter den Armen, Geringen und Verkommenen! „Jesus in Nazareth", diese unendlich reiche Seele in diesem kleinen, engen, armseligen, orientalischen Winkel, in diesem Milieu von Fischern und Kleinbauern: das ist ihm noch heute die durchschlagende sittliche Kraft dieses Mannes, das zwingt noch heute Glaube an den unendlichen Wert der Schwachen und Sehnsucht ab, ein Bruder dieser Geringen zu sein. Es ist das eigentümliche Jesusbild, das Naumann früher in leuchtenden Farben geschildert („Jesus als Volksmann"), dann selbst stark verdunkelt hat („Asia"), das hier wieder durchbricht. Es ist das eigenste, was gerade seine persönliche Frömmigkeit erlebt hat.

Kein Zweifel, daß hier etwas liegt, was für die Entstehung und erste Ausbreitung des Christentums geradezu grundlegend gewesen ist und fortzeugend in den Jahrhunderten nachher gewirkt hat. Die, die von allen verachtet und getreten sind, finden hier einen Glauben, eine Selbstschätzung, einen Persönlichkeitswert, der sie weit über den Schmutz und die Jämmerlichkeit ihres äußeren Lebens erhebt. Sie finden keine äußere Hilfe, kein soziales Programm: ihre Lage war, sozial betrachtet, zu trostlos, als daß Reformgedanken und Revolutionen in ihnen entstehen konnten. Aber sie finden eine Hoffnung auf den nahen Untergang all dieses Irdischen, und dann kommt das Reich Gottes! Und ebenso ist es keine Frage, daß auch auf die, die nicht selbst zu den untersten Klassen gehören, diese Stimmung eine gewaltige Wirkung gehabt hat. Der Glaube an den Wert der unsterblichen Menschenseele auch in dem Aermsten und Niedrigsten hat seine starke Bedeutung

gehabt; und noch heute kann jede Arbeit sich an diese Stimmung anlehnen, die in dem Vertrauen auf den Entwicklungswert der Geringsten ruht. Jeder, der den Glauben hat, daß auch in der „Masse" Persönlichkeiten leben, jeder Künstler, der dort seine Stoffe sucht, jeder Politiker, der helfen will, ihr die Bahn zu reicherer Entfaltung freizumachen, jeder Lehrer, der in ihre Kinder geistiges Leben pflanzt, jeder von ihnen kann an das Stichwort „Jesus in Nazareth", Seelenreichtum in der Seelenenge, sich anlehnen. Hier ist wieder Assimilationsmaterial wenigstens für die, deren eigenes Leben in solcher Arbeit steht.

Aber so gewaltig der Zwang des Charakters Jesu in dieser Richtung empfunden werden mag, es ist geschichtlich falsch, zu sagen, daß er diese Stimmung geschaffen habe, und daß ihre Erhaltung dauernd an die Autorität seiner Person gebunden sei. Entstanden ist diese Stimmung, und ihre dauernde Quelle hat sie einfach in dem Seelenleben der unteren Klassen selbst, und dieses gibt ihr in jedem Zeitalter ihre besondere Form und ihre besonderen Ziele. Und sie wirkt auf die anderen Klassen immer wieder mit erneuter Wucht, weil sich einfach die Tatsache des persönlichen Lebens der unteren Klassen ihnen immer wieder offenbart. Wir sind nicht an Jesus allein gebunden, wenn wir nach Vorbildern auf diesem Wege suchen. Naumann selbst hat nach Liebknechts Tode über ihn den Satz geschrieben, daß die große Tat seines Lebens der Glaube war, daß in den verhungernden Webern im Erzgebirge und sonst das Material für eine neue Gestaltung der Menschheit lebe (im „Lotsen"; ich zitiere nach dem Gedächtnis). So könnte man über Tausende schreiben, von denen man nicht sagen kann, daß sie im Banne Jesu stehen.

Und andererseits muß man auch hier sagen, daß es unmöglich ist, über jene allgemeine Tendenz zu den Niederen hinaus Einzelheiten aus Jesu Leben oder Worten als Zwang für uns zu empfinden. Darüber hat Naumann selbst breit und ausführlich geschrieben. Ich möchte garnicht einmal die Stimmung Jesu verengen auf die Begriffe Mitleid und Bruderliebe, wie Naumann es tut; diese können freilich kein Menschenleben ganz erfüllen. Der Glaube an den Entwicklungswert und an die Entwicklungsmöglichkeit der Schwachen aber kann sehr wohl Triebkraft und Regulator all unseres Handelns und Denkens sein. Aber welche Zwecke im einzelnen wir daraus ableiten, entscheidet sich nach den gesellschaftlichen Zuständen unserer Kultur, nicht nach dem Vorbilde Jesu.

So ergibt sich aus keinem der von Naumann eingeführten Züge die zwingende Notwendigkeit, Jesus als Offenbarung Gottes zu verstehen. Was uns noch heute überwältigen, stärken, erhöhen, vertiefen kann, sind einzelne Worte, einzelne Wendungen, einzelne Tendenzen. Das Gesamtbild der Lebensführung, das wir deutlicher erkennen als irgend eine Generation vor uns, lehnen wir ab aus dem Zwang der andersartigen Nötigungen, die unsere Kultur uns bietet. Damit entspricht das Ergebnis dieses Abschnittes dem, was wir nach früheren Ausführungen erwarten mußten: wir verstehen Jesus nicht mehr als absolut einzigartige, unvergleichbare Ausnahme der Geschichte, sondern er rückt uns in die Reihe all der anderen Lebenskünstler, die die Religionsgeschichte kennt. Wir assimilieren unserem Bewußtsein, was wir Verwandtes in ihm finden; möglich, daß spätere Zeiten ihn wieder zusammenhängender als Ganzes erfassen, oder andere Züge ihnen näher liegen als uns. In dieser Beziehung ist seine Fähigkeit zur Renaissance sicher noch lange nicht zu Ende, so wenig es die von Buddha oder von Plato ist. Aber seine Autorität über unser Denken und Fühlen in dem Sinne, wie es die christliche Lehre voraussetzt, ist ein für allemal dahin.

Damit entscheidet sich auch die Frage, ob wir noch Christen sind. Das charakteristische Merkmal aller christlichen Religionsformen ist das, daß sie, mag ihre Stimmung und Lebensführung sonst so verschieden sein wie sie will, neben der Gottesvorstellung gemeinsam haben: die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung Jesu, die Würdigung seines Todes als Erlösung oder Versöhnung. Wer diese Merkmale nicht mehr sein eigen nennt, hat das geschichtliche Recht nicht mehr, sich zum Christentum zu zählen. Wer die ganze Religionsgeschichte als Material für seine Frömmigkeit umfaßt, steht nicht mehr innerhalb eines einzelnen Zweiges. Es ist historisch richtiger und sachlich ehrlicher, wenn wir sagen, daß wir hinter und nicht mehr in der christlichen Religionsgeschichte stehen. —

Darum nur noch wenige Worte über die Motive zur Gottesvorstellung, die Nauman geltend macht. Es sind, soweit ich sehe, drei Gedanken, die er uns in dieser Beziehung bietet, oder besser, die wir aus seinen Ausführungen heraussuchen können; die beiden Gleichungen: Gott-Entwicklung oder Leben an sich und Gott-Weltgeheimnis; und die praktischen Konsequenzen des Gefühls der Abhängigkeit. Sie haben wir noch kurz zu betrachten.

„Der Darwinist und der Gottsucher sind beide auf demselben Wege. Nur sagt der eine: ich will die Arten der lebenden Wesen als den Inhalt der Lebensgeschichte ansehen, und der andere: ich will das fassen, was hinter den Arten ist“ (Seite 20). So schildert uns Naumann den Weg, auf dem die Gottesvorstellung entsteht. Er nennt diesen Weg „Phantasie“ und findet: „Jeder Versuch, aus der Vielheit Einheit herauszusuchen, ist schöpferisches Handeln, ist Phantasie, ist Glaube.“ Als Beispiel werden genannt die Begriffe Leben, Seele, Persönlichkeit, Wirken, Schaffen, Gattung, Art. Das alles aber sind Allgemeinbegriffe, teils Subjekt-, teils Prädikatbegriffe, die auf dem Wege logischer Abstraktion gewonnen sind. Natürlich ist auch diese eine „schöpferische Tätigkeit“; denn sie beruht ebenso wie die Phantasietätigkeit, auf willkürlichen Apperzeptionsverbindungen. Aber es erschwert das Verständnis, beide Funktionen deshalb mit dem Namen Phantasie zu bezeichnen.

Es ist sehr interessant, das Zugeständnis zu sehen, daß der Gottesbegriff, sobald er einen Inhalt bekommen soll, nichts weiter ist als der oberste Allgemeinbegriff, zu dem unser abstrahierendes Denken gelangt, und daß dieser Allgemeinbegriff, philosophisch ausgedrückt, substanziiert, d. h. in ein Wesen verwandelt, einer Wirklichkeit gleichgesetzt wird, die die Welt außer uns ebenso beherrschen und zusammenfassen soll, wie dieser Begriff es mit den anderen Begriffen unseres Denkens tut. Damit ist gesagt, daß auch diese Gottesvorstellung nicht anders entstanden ist, als alle früheren, die die Geschichte kennt: durch Personifikation oder Substanziierung von Begriffen, Kräften, Bewegungen, Seelenregungen, Eigenschaften usw. Alle Gottheiten sind psychologisch dieser Quelle entsprungen. Es gab für eine primitive Kultur keine andere Möglichkeit, sich das Vorhandensein von Kräften und Bewegnngen in der Natur, von Affekten und Erregungen im Gemüt zu erklären, als durch die Wirkung von Personen. Es war eine primitive Welterklärung, an die dann alle Affekte der Furcht und des Hoffens sich anranken konnten. Nachdem aber die moderne Religionspsychologie diesen Trugschluß aufgedeckt hat, ist es für uns nicht mehr möglich, nach derselben Methode die obersten Kräfte, die unsere Weltbetrachtung uns zeigt, zu obersten Personen oder zu einem leitenden Willen umzudichten.

Dasselbe gilt für die andere Gleichung: Gott-Weltgeheimnis. „Das persönliche Verhältnis zum Weltgeheimnis, dessen einzelnen Offenbarungen jede Zeit so gut lauscht, als sie eben kann, ist und

bleibt der Gottesglaube" (Seite 18). „Wir sehen in den Naturzusammenhang hinein, soweit wir ihn erkennen, und sagen zum unendlichen Geheimnis des Daseins, das uns umgibt: von dir bin ich, zu dir gehe ich, du bist mein Tag, du bist meine Nacht, du bist die Kraft, du bist das Gesetz, du bist das Leben, du bist das Ziel" (Seite 22). Man sieht, es gehen in dem Wort Weltgeheimnis zwei Gedankenreihen zusammen: es ist einmal die Summe der ungelösten Probleme, die unser Weltbild noch hat, und die natürlich mit jeder neuen Erkenntnis sich vergrößert, weil sie uns wieder neue Sphären der Wirklichkeit öffnet, die wir bis dahin nicht kannten. In diesem Sinne ist das Wort offensichtlich nichts weiter als ein zusammenfassender Begriff für die unendliche Menge physikalischer, chemischer, biologischer, psychologischer, historischer Grundprobleme, die unsere wissenschaftliche Forschung beschäftigt. Und es ist einfach zu wiederholen, was eben über die Personifikation solcher Abstraktionen gesagt wurde. Andererseits aber denkt Naumann dabei offenbar an alle die praktischen Fragen nach Sinn, Zweck und Ziel des Menschenlebens, an alle die Sehnsucht nach Vertrauen, die Angst vor dem Zufall, die in dem Gefühl der Abhängigkeit sich zusammenfaßt. Das aber weist auf das dritte der oben genannten Motive zur Gottesvorstellung hin.

„Unser Grundverhältnis zum Leben hat sich nicht geändert. Unsere Väter waren in Gottes Hand, wir sind es auch. Sie baten ihn, wenn sie nicht weiter konnten, wir tun dasselbe. Auch hier haben sich nur Formen und Begriffe verschoben, nicht aber die Grundstimmung der Seele" (19). „Die Seele sucht Unabhängigkeit von der Welt durch Anschluß an Gott, Freiheit von der Endlichkeit durch Anklammerung an den Unendlichen" (54).

Keine Frage, daß wir mit diesen Sätzen wieder mitten im Leben der Frömmigkeit selbst sind, mehr als mit der Analyse jener Personifikationen logischer Begriffe. Keine Frage auch, daß wir hier den religiösen Trieb in Reinheit vor uns sehen. Keine Frage schließlich, daß solche Worte auch uns ergreifen, sobald wir nur überhaupt nach Frömmigkeit uns sehnen.

Aber die Sehnsucht allein schafft keine Gewißheit, unser Wünschen ist ein schlechter Berater in der Erkenntnis der Wirklichkeit. Gewiß, die großen Grunderfahrungen des Lebens: Leid, Enttäuschung, Sorge, Krankheit, Mutlosigkeit, Tod sind heute nicht anders als je zuvor. Auch wir kennen Müdigkeit, Verzweiflung, Irrewerden an aller Arbeit gegenüber der Jämmerlichkeit der

Menschen. Wir wissen, daß die Menschen, um sich in solchen Stimmungen zu behaupten, um Trost, Stärkung, Mut zu finden, die Gottesvorstellung sich bildeten und an ihr sich über die Welt erhoben, die sie umgab. Uns aber ist dieses Auskunftsmittel genommen. Wir haben nicht mehr die Harmlosigkeit, die noch den alten Kant befähigte, zu sagen: ich brauche einen Gott, folglich muß es auch einen geben. Wir wissen, daß Gemütsbedürfnisse allein noch kein zureichender Grund sind, um Urteile über Wirklichkeit oder Unwirklichkeit zu stützen. In allen Einzelwissenschaften haben wir uns gewöhnt, in der Kritik der Tatsachen hart zu werden gegen unser Herz; wir verwerfen die Geschichtschreibung, die durch Vaterlandsliebe oder religiöse oder soziale Gebundenheit sich bewegen läßt, die Dinge anders zu sehen, als sie wirklich gewesen sind. Und im höchsten und letzten sollten wir diese harte Bändigung der Affekte wieder verlieren, sollten in der Deutung des Weltzusammenhanges im ganzen das mit Bewußtsein tun, was wir jedem Einzelforscher aufs peinlichste verbieten? Wie könnten wir solchen Glaubens gewiß und froh werden!

Wir sind mit diesen Gedanken an den Ausgangspunkt unserer Betrachtung zurückgelangt. Es enthüllt sich in ihnen noch einmal die ganze Schwere des religiösen Problems, das uns Unkirchlichen gestellt ist. Wenn die Gottesvorstellung von irgend woher feststeht, der kann an sie auch alle Bedürfnisse seines Gemütes klammern; wer sie im Fluß unseres geistigen Lebens verloren hat, der kann sie auf Gemütsbedürfnisse hin allein nicht bauen. Wir dürfen die intellektuelle Rechtschaffenheit nicht verletzen, die wir als den Zwang unserer Kultur überkommen haben. In aller Religionsgeschichte ist die Gottesvorstellung selbst etwas Gegebenes, etwas Ueberliefertes gewesen. Es ist unmöglich, sie zu schaffen, wo diese Tradition gebrochen ist.

Wir sehen, wie in dem starken Streit der Gemütsbedürfnisse mit der harten Konsequenz unseres Denkens immer wieder einige den Sprung in die Bedürfnisse tun; die ganze Mystik unserer Tage und zum Teil die Renaissance der liberalen Theologie unter den Entkirchlichten haben darin ihren Ursprung. Aber damit ist uns nicht geholfen, das führt uns zurück, aber nicht weiter. Es ist unsere Angst, daß unsere Generation im Schwung der Gefühle, die sie gegenüber dem Intellektualismus neu entdeckt hat, die einfache Zucht des Denkens verliere, die jener uns als Erbteil hinterließ. Diese Zucht ist es, die wir auch in der Frömmigkeit

nicht verlieren dürfen, wenn wir vorwärtskommen wollen statt zurück.

Wir wollen garnicht verbergen, wie schwierig unsere Situation ist. Die Schrecken des sinnlosen Zufalls im Leben und Sterben sind für uns nicht überwunden. Wir können nicht an eine geheime Vernunft glauben, die in den Dingen waltet, wenn wir sie nicht sehen. Alle Beruhigung und Beschwichtigung, die die Religion dem leidenden Menschen brachte, ist uns unanwendbar. Wir stehen in einer entgotteten Welt, und unser Wille ist das einzige, was wir als sinnvoll und planvoll und zweckmäßig erkennen: das ist die Situation, in die unser Gemüt und unsere Frömmigkeit sich zu finden haben. Alles, was die Religionsgeschichte uns bietet an Hoffnungen, Wärme und Kraft, das wollen wir in uns hineinschlürfen; wir wollen nicht unfromm, oberflächlich, satt und seicht werden, wir wollen alle Motive zur Seelenvertiefung suchen, die uns nur irgend erreichbar sind. Aber letztlich bleibt es doch *unsere* Arbeit und *unser* Schaffen, was wir an lebendiger Frömmigkeit aus dem harten Gestein unserer entgotteten Kultur herausschlagen.

---

# Das Bevölkerungsproblem in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

**Harry A. Fiedler** (Newyork).

---

Nach dem letzten Zensus belief sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Amerika am 1. Juni 1900 auf 76 303 387. Darunter befanden sich nur 266 760 Indianer, die spärlichen Ueberbleibsel der einstigen Urbevölkerung. Der Rest gehört Rassen an, deren ursprüngliche Heimat in anderen Teilen der Welt war.

Allein dieser eingewanderte Rest zerfällt seinerseits wieder in 66 990 788 Weiße, 8 840 789 Neger und Mulatten und eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Mongolen, meist Chinesen und Japaner. Diese Farbigen, namentlich die Neger und Mulatten bilden so gut wie überall in den Vereinigten Staaten einen streng in sich abgeschlossenen Teil der Bevölkerung, der in kastenartiger Abhängigkeit gehalten wird. Sie vermischen sich nicht mit den Weißen, wenigstens nicht in der legitimen Form der Ehe. Und obwohl ihre Anwesenheit in der Union die Grundlage eines ernsten Problemes für sich ist, haben sie doch anderseits keinen direkten Einfluß auf die Bevölkerungsbewegung der Weißen.

Diese 66 Millionen Weißer, welche die Majorität und die herrschende Kaste im Lande darstellen, sind nun entweder selbst aus überseeischen Ländern, meist aus Europa, zugewandert, oder sie stammen von Leuten ab, welche ihrerseits den weiten Weg über den Ozean schon früher angetreten hatten. Gewöhnlich unterscheidet man jedoch in den Vereinigten Staaten zwischen Kolonisten und Einwanderern, sowie deren etwaigen Nachkommen. Die Kolonisten waren jene ersten Siedler, die das noch gänzlich wilde Land urbar machten. Von ihnen abzustammen, ist eine Art Adelstitel. Einwanderer sind die Leute gewesen, welche erst erschienen,

als bis zu einem gewissen Grade Ordnung und Gesetz im Lande herrschten.

Die ersten Europäer, welche gegen Ende des 15. Jahrhunderts in dem jetzigen Gebiete der Vereinigten Staaten landeten, kamen nicht als Siedler. Auf diese Jäger und Händler, meist französischer oder spanischer Nationalität, folgte erst am Anfang des 17. Jahrhunderts der eigentliche Strom der Kolonisten, der sich namentlich nach Virginien und nach Neu-England ergoß.

Im Süden ließen sich meist Söhne der vornehmen englischen Familien nieder. Sie eigneten sich riesige Länderstriche an und gründeten auf diesen Latifundien eine Plantagenwirtschaft großen Stils. Von den seit Anfang des 17. Jahrhunderts nach Amerika importierten Negersklaven ließen sie die zur Baumwoll- und Tabakproduktion nötige Arbeit verrichten und widmeten ihre freie Zeit all den Beschäftigungen und Interessen, welche auch die englische Aristokratie auf ihren Landsitzen anzogen. So waren sie denn später fähig, aus ihrer Mitte eine Reihe hervorragender Offiziere und Generale sowie großer Staatsmänner von weitem Blicke zu stellen.

Die weiter nördlich gelegenen Küstenstriche erhielten eine weniger vornehme Einwanderung. Nach ihnen flüchteten sich die Anhänger von allerlei Religionsgemeinschaften, auf denen in Europa die heimische Intoleranz zu schwer lastete. Puritaner und Independents an der unwirtlichen Küste Neu-Englands, Quäker, Herrnhuter, Mennoniten, Schwenckfeldianer und andere Sekten in den Wäldern Pennsylvaniens, Katholiken in Baltimore: sie alle suchten und fanden eine Heimstätte in der neuen Welt. In diesen Siedelungen durften sie nach ihrer Façon selig werden, ohne von der Engherzigkeit Andersgläubiger gestört zu sein.

Tiefe Religiosität, strenge Sittlichkeit sowie überhaupt eine ernste Lebensauffassung zeichnete diese Ankömmlinge aus. Sie kamen auch nicht als einzelne Wanderer, losgelöst von heimischer Sitte und Tradition. Ganze Gruppen waren aus dem größeren sozialen Gefüge der alten Heimat ausgeschieden und hatten, meist unter Führung ihrer Geistlichen, jetzt einen Ort gefunden, an dem ihre sittlichen und religiösen Anschauungen wieder ungestört tiefe Wurzeln schlagen konnten. Ein Geist der Arbeitsamkeit und der körperlichen wie sittlichen Reinlichkeit herrschte in diesen Siedelungen ernster Menschen, die oft durch eine schwere Schule des Lebens und des Leidens gegangen waren. Nur so gelang es ihnen auch,

dem oft kärglichen Boden ihrer neuen Heimat die Mittel zu ihrer frugalen Lebensführung abzugewinnen.

Unter ihnen befanden sich mehrere Sekten, deren Hauptsatz es war, dem Uebel nicht zu widerstreben. Auf dem Boden solches religiösen Quietismus konnten natürlich keine lebensfähigen politischen Tendenzen erwachsen. Während also die Herrnhuter, Mennoniten, Quäker und die verwandten Sekten sich freiwillig mit der bescheidenen Rolle der Stillen im Lande begnügten, zeigten die Calvinisten Neu-Englands sofort ihre politisch schöpferische Energie. Mit intoleranter Konsequenz und nicht zu ermüdender Zäheit schritten sie zur Verwirklichung ihres theokratischen Gemeinde- und Staatenideals. Dadurch wurden sie die Schöpfer und Bildner einer der beiden Verfassungsformen, die noch jetzt die Grundlage des politischen Lebens in den Vereinigten Staaten abgeben. Der ganze Norden des Landes vom Atlantischen zum Pacifischen Ozean hat die neu-englische Form der town-ships adoptiert, während im Süden, entsprechend der geringen Anzahl der herrschenden Weißen, die Organisation in counties überwiegt.

Als dann die 13 Kolonien sich gegen England erhoben, da zeigte sich, wie diese beiden Typen der südlichen und nördlichen Siedler sich vortrefflich ergänzten. Militärische Tüchtigkeit und staatsmännische Begabung der südlichen Aristokraten gab die Führer wie Washington und die neu-englische Zähigkeit und Zuverlässigkeit gab die solide Basis für die junge Republik.

Ueber die Anzahl der Einwohner in jenen kolonialen Zeiten kann man nur Vermutungen und Schätzungen aufstellen. Man nimmt an,*) daß im Jahre 1640 etwa 24 000 Weiße in den damaligen Kolonien lebten. Ihre Zahl wird im Jahre 1660 auf 80 000 geschätzt, 1689 auf 200 000, 1721 auf 500 000, 1743 auf 1 000 000, 1767 auf 2 000 000. Im Jahre 1774 schätzte der Kongreß der Kolonien die Bevölkerung auf mehr als 3 000 000, wobei er aber wahrscheinlich um 500 000 zu hoch griff. Mit dem Jahre 1790 haben wir festen Boden unter den Füßen. Damals hielt man die erste Volkszählung in den Vereinigten Staaten, um nach ihrem Ergebnisse die Einteilung des Landes in Wahlkreise vorzunehmen. Zugleich bestimmte das Gesetz, daß die Anzahl der Wahlkreise und der Abgeordneten stets entsprechend der Volksver-

*) Estimates of Population in the American Colonies, by Franklin Bowditch Dexter. Worcester. 1887.



mehrung vergrößert werden sollte; und um dem nachzukommen, wurde alle 10 Jahre eine Volkszählung im Bundesgebiete abgehalten. Diese U. S. Zensus sind die beste und sicherste Quelle für die Bewegung der amerikanischen Bevölkerung.

Es ist darum auch nicht möglich, genau festzustellen, inwiefern die Zunahme dieser ursprünglichen amerikanischen Bevölkerung auf Einwanderung oder auf natürliche Vermehrung zurückzuführen ist. Man nimmt jedoch an, daß die Anzahl der neu ankommenden Europäer in der Zeit von etwa 1650 bis 1820 höchst gering und daß der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle in Amerika sehr groß war. Da es verhältnismäßig leicht war, durch Bebauung des herrenlosen Landes eine zahlreiche Familie zu unterhalten, so verheirateten sich die Leute jung und die Ehen waren sehr fruchtbar. Man nimmt an, daß in der Zeit von 1790 bis 1800 bei einer Bevölkerung von 3 929 214 (1790) nur 50 000 Menschen einwanderten. Für 1800 bis 1810 setzt man die Einwanderung auf 70 000 an (Bevölkerung 5 308 483. 1800), für 1810 bis 1820 auf 114 000 (Bevölkerung 7 239 881. 1810). Vom Jahre 1820 liegen genaue Statistiken auch für die Einwanderung vor. Danach belief sich die Einwanderung in der Zeit von 1820 bis 1830 auf 143 439 (Bevölkerung 9 633 822. 1820).

In dem darauf folgenden Jahrzehnt wächst die Zahl der Einwanderer schon beträchtlich. 1831 bis 1840 belief sie sich auf 599 125 (Bevölkerung 12 866 020. 1830). Und in der Zeit von 1841 bis 1850 stieg sie auf 1 713 251 (Bevölkerung 17 069 453. 1840) und 1851 bis 1860 gar auf 2 598 214 (Bevölkerung 23 191 876. 1850).

Der Hauptschwarm dieser Europamüden kam zunächst aus Irland. Die wirtschaftliche und politische Unterdrückung von seiten Englands hatte auf der grünen Insel zu Hungersnöten geführt und die irische Bauernschaft flüchtete nach der großen transatlantischen Republik. In der Zeit von 1841 bis 1861 ist die Zahl dieser Irländer größer als die der Einwanderer irgend einer anderen Nationalität. Und nach dem letzten Zensus befanden sich am 1. Juni 1900 in den Vereinigten Staaten 1 619 469 Personen, die in Irland geboren waren. 4 001 461 Amerikaner hatten Eltern, welche beide in Irland das Licht der Welt erblickt hatten. 614 444 Amerikaner hatten irische Väter und amerikanische Mütter, 362 454 hatten amerikanische Väter und irische Mütter.

Die Anzahl der Einwanderer nach Jahrzehnten und nach den Hauptnationalitäten ist folgende:

| | 1821-1830 | 1831-1840 | 1841-1850 | 1851-1860 | 1861-1870 | 1871-1880 |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Gesamtsumme | 143 439 | 599 125 | 1 713 251 | 2 598 214 | 2 314 824 | 2 812 191 |
| England u. Wales. . . . | 22 167 | 73 143 | 263 332 | 385 643 | 568 128 | 460 479 |
| Schottland . . | 2 912 | 2 667 | 3 712 | 38 331 | 38 768 | 87 564 |
| Irland . . . . | 50 724 | 207 381 | 780 719 | 914 119 | 435 778 | 436 871 |
| Deutschland . | 6 761 | 152 454 | 434 626 | 951 667 | 787 468 | 718 182 |
| Britisch Nord-Amerika . . . | 2 277 | 13 624 | 41 723 | 59 309 | 153 871 | 383 269 |
| Schweden u. Norwegen . . | 91 | 1 201 | 13 903 | 20 931 | 109 298 | 211 245 |
| Oesterreich-Ungarn . . . | — | — | — | — | 7 800 | 72 969 |
| Italien . . . . | 408 | 2 253 | 1 870 | 9 231 | 11 728 | 55 759 |
| Frankreich . . | 8 497 | 45 575 | 77 262 | 76 358 | 35 984 | 72 206 |
| Rußland u. Polen . . . . | 91 | 646 | 656 | 1 621 | 4 536 | 52 254 |
| China . . . . | 2 | 8 | 35 | 41 397 | 64 301 | 123 201 |
| Schweiz . . . | 3 226 | 4 821 | 4 644 | 25 011 | 23 286 | 28 293 |
| Dänemark . . | 169 | 1 063 | 539 | 3 749 | 17 094 | 31 771 |
| Niederlande . | 1 078 | 1 412 | 8 251 | 10 789 | 9 102 | 16 541 |
| Andere Länder | 45 036 | 92 877 | 81 979 | 60 058 | 47 682 | 61 587 |

| | 1881-1890 | 1891-1900 | 1901 **) | 1902 **) | 1903 **) |
|---|---|---|---|---|---|
| Gesamtsumme | 5 246 613 | 3 687 564 | 487 918 | 648 743 | 857 046 |
| England u. Wales. . . . | 657 488 | 228 596 | 12 915 | 14 338 | 27 494 |
| Schottland . . | 149 869 | 44 181 | 2 070 | 2 560 | 6 143 |
| Irland . . . . | 655 482 | 388 965 | 30 561 | 29 138 | 35 310 |
| Deutschland . | 1 452 970 | 505 152 | 21 561 | 28 304 | 40 086 |
| Britisch Nord-Amerika . . . | *) 392 802 | — | — | — | — |
| Schweden u. Norwegen . . | 568 362 | 321 281 | 35 579 | 48 378 | 70 489 |
| Oesterreich-Ungarn . . . | 353 719 | 529 707 | 113 390 | 171 989 | 206 011 |
| Italien . . . . | 307 309 | 651 893 | 135 996 | 178 375 | 230 622 |
| Frankreich . . | 50 464 | 30 770 | 3 150 | 3 117 | 5 578 |
| Rußland u. Polen . . . . | 265 088 | 602 010 | 85 257 | 107 347 | 136 093 |
| China . . . . | 61 711 | 17 527 | 2 459 | 1 649 | 2 209 |
| Schweiz . . . | 81 988 | 31 179 | 2 201 | 2 344 | 3 983 |
| Dänemark . . | 88 132 | 50 231 | 3 655 | 5 660 | 7 158 |
| Niederlande . | 53 701 | 26 758 | 2 349 | 2 284 | 3 998 |
| Andere Länder | 107 528 | 196 314 | 36 685 | 53 260 | 81 872 |

*) 1881—1885. Seitdem werden keine Ziffern mehr für diese Rubrik gegeben.
**) Vom 1. Juli 1900 bis zum 30. Juni 1901 u. s. w.

Die irischen Einwanderer fühlten sich sofort im Lande heimisch, dessen Sprache ja auch die ihre war. Sie zeigten nicht die geringste Sehnsucht, zu den traurigen Zuständen der alten Heimat zurückzukehren. Darum waren sie gern bereit, ihre englische Staatsangehörigkeit gegen die amerikanische zu vertauschen. Nach einer statistischen Studie über die Bevölkerung Bostons*) waren im Jahre 1900 von der aus Irland dorthin eingewanderten Bevölkerung bereits 83,22 Prozent naturalisiert. Ihr Eifer bei der Teilnahme am politischen Leben der neuen Heimat geht sogar überall soweit und nimmt solche Formen an, daß er sich oft recht unangenehm fühlbar macht.

Wie alle keltischen Rassen besitzen die Iren nämlich eine große natürliche Beredsamkeit, geistige Regsamkeit und Witzigkeit, die sie zu politischen Führern vorzüglich geeignet macht. Sie haben aber auch ein volles Maß der keltischen Nationalschwächen und Laster: Unzuverlässigkeit, Wankelmut, leichte Erregbarkeit, Zanksucht und Neigung zum Trunk. Hierdurch wurden die von Irländern geleiteten politischen Organisationen nur zu leicht auf ein höchst niedriges Niveau herabgedrückt. Da die Massen der irischen Bevölkerung in Amerika auch im zweiten und dritten Gliede einen geradezu fanatischen irischen Rassen-Patriotismus bewahrt haben, so fehlte es diesen irischen Führern nie an Gefolgschaft unter ihren Stammesgenossen. Damit wurden aber die Iren zur Hauptstütze der amerikanischen Wahl- und Beamtenkorruption. Und man braucht nur die Namen der Dick Croker, Mike Murphy, Sullivan und Konsorten zu hören, um zuzugeben, daß allerdings das irische Element die berüchtigtsten „Bosses" hervorgebracht hat. Diese Vorliebe der Irländer für „politics" und „political offices" läßt sich statistisch nachweisen. In Boston**) waren nach Bushee von den 26 907 erwerbstätigen Irländern 579 „Beamte", während auf 4423 erwerbstätige Deutsche nur 58 „Beamte" kamen.

Auch im wirtschaftlichen Leben verleugneten die Irländer ihre Schwäche nicht. Zwar gelang es einer immerhin beträchtlichen Anzahl von ihnen, sich in leidlich gute Verhältnisse emporzuarbeiten. Einige kamen sogar zu Reichtum durch Tüchtigkeit auf dem Gebiete des Handels und der Industrie; und einer kleinen Elite öffneten

---

*) Dr. Frederic A. Bushee. Ethnic Factors in the Population of Boston (Publications of the American Economic Association. May. 1903) p. 122.

**) S. 64.

sich auch die Tore der guten Gesellschaft. Aber die große Masse der Iren blieb, was sie in Irland gewesen war, eine proletarische Klasse. Sie waren als ungelernte Arbeiter eingewandert und hatten bei ihrer Ankunft in Amerika über nur geringe Mittel verfügt. Die vom 1. Juli 1901 bis zum 30. Juni 1902 eingewanderten Irländer brachten z. B. nur 17,7 Dollars pro Kopf mit sich, während die Deutschen durchschnittlich 27 Dollars hatten.

Diese unglücklichen irischen Einwanderer blieben nun zum größten Teile in den Städten. Im Jahre 1900 wohnten 62 Prozent der in Irland geborenen Bevölkerung Amerikas in Städten von wenigstens 25 000 Einwohnern*). Hier drängten sich die irischen Proletarier in einzelnen Vierteln eng zusammen und füllten die Mietskasernen, die sogenannten slums. In diesen Höhlen der Armut und oft auch des Lasters konnte man bald alle die Szenen sich abspielen sehen, die die Irländer in einen so schlechten Ruf brachten: Arbeitsscheu, Trunksucht bei Männern und Frauen und, als Folge davon, eine ununterbrochene Reihe von Familienprügeleien oder nächtlichen Ruhestörungen, bei denen zerbrochenes Geschirr, eiserne Kochtöpfe, der unvermeidliche Whiskey und blaugeschlagene Augen eine Hauptrolle spielten. Die Statistik gibt ein anschauliches Bild davon, wie dieser Teil der irischen Einwanderung sofort einen Stand degenerierter Proletarier, eine Klasse von „paupers“ bildete, deren Nachkommen sich fast nie über das sittliche und wirtschaftliche Niveau der Eltern erhoben. Die Anzahl der Geburten ist unter dieser irischen Bevölkerung sehr hoch; aber ebenso ist die Anzahl der Sterbefälle unverhältnismäßig groß. Unter den Insassen der Armenhäuser, der Korrektionsanstalten, unter den Krüppeln und den Personen, welche Armenunterstützung erhalten, finden sich verhältnismäßig mehr Iren als Leute irgend einer der anderen Nationalitäten, die in den Vereinigten Staaten wohnen. Und obwohl die Iren wenig schwere Verbrecher unter sich haben, ist die Zahl der wegen kleiner Vergehen Bestraften sehr groß.

Deshalb sollten jedoch die guten Seiten der irischen Einwanderung nicht übersehen werden. Sie sind ein heiteres Volk, das viel dazu beigetragen hat, dem ursprünglichen amerikanischen Leben seine pedantische Monotonie zu nehmen. Und ihre Mildtätigkeit und Gutherzigkeit bildete ein vortreffliches Gegengewicht gegen puritanische Selbstgerechtigkeit. Von größter Wichtigkeit für

*) Census. v. I. p. CLXXVI.



die Vereinigten Staaten waren aber die Iren darum, weil sie stets ein großes englisch redendes Kontingent der Einwanderung bildeten, welches gegenüber den fremdsprachigen Elementen im gewissen Sinne die Einheit der englischen Sprache und Kultur festigte und durch seinen emotionellen Patriotismus die anderen Einwohner schneller zu Amerikanern umwandeln half.

Einen in vielen Hinsichten besseren Charakter hatte die deutsche Einwanderung, welche unmittelbar nach der irischen einsetzte und ihren Höhepunkt in den Jahren 1851 bis 1890 erreichte. Nach dem Zensus von 1900 waren 2 666 990 der Einwohner Amerikas in Deutschland geboren, 6 244 799 stammten von Eltern ab, welche beide in Deutschland geboren waren, 1 178 505 hatten wenigstens deutsche Väter und 407 060 deutsche Mütter.

Unter den Deutschen fanden sich von jeher viele gelernte Arbeiter, namentlich Handwerker. Und wenn man die Firmenschilder in amerikanischen Städten aufmerksam liest, kann man viele deutsche Namen über den Türen der Bäckereien, Schlächtereien, Konditoreien und Bierbrauereien lesen. Noch im Jahre 1902 waren, nach dem Bericht des Commissioner General of Immigration, von den 51 686 einwandernden Deutschen 9273 gelernte Arbeiter, 293 gehörten den gebildeten Berufsständen an und 18 611 waren nicht erwerbstätig, d. h. meist Frauen und Kinder.

Dem entspricht denn auch die Stellung der Bevölkerung deutschen Ursprunges. Zwar kann man nicht behaupten, daß die Deutschen als solche gesellschaftlich in den Vereinigten Staaten irgend wie in Betracht kommen, noch daß sie, außer bei unmittelbar bevorstehenden Wahlen, sich besonderer Achtung und Popularität erfreuten. Allein sie bilden einen höchst achtbaren, fleißigen Mittelstand. Ihre Tugenden sind Sparsamkeit und Strebsamkeit, wie sie denn überhaupt einen durchaus kleinbürgerlichen Charakter zeigen. Während sie bald nach ihrer Ankunft geschäftlich eng mit ihrer neuen Heimat verwachsen, zeigen sie einen Trieb, sich in ihrem sonstigen Leben für sich zu halten. Teils schließen sie sich zu religiösen Organisationen zusammen, wie denn deutsche Katholiken und Lutheraner stets viel Wert auf die Pflege ihrer Muttersprache gelegt haben. Zum Teil sind auch, gemäß der Bildungsstufe der meisten Deutsch-Amerikaner, die Gesangvereine, Männerchöre, Liederkränze usw., die Turnvereine und die Schützenvereine das Zentrum der Geselligkeit. Trotzdem werden sie schnell Bürger des neuen Landes, in das sie mit der Absicht gekommen sind, dort zu

bleiben. Der Grund hierfür ist wohl hauptsächlich, daß die deutsche Militärpflicht ihnen eine Reihe von Ausgaben, Scherereien und Beschwerlichkeiten auferlegt, für die ihre ernsten, aber meist persönlich sentimentalen Interessen an der alten Heimat nicht stark genug sind. Die eingeborenen Amerikaner sehen jedoch diese neuen Mitbürger nicht gern als voll an; namentlich stößt der Mangel an Manieren bei dieser Klasse Deutscher ab. Man sagt von ihnen, daß sie es darin zu einer unglaublichen Geschicklichkeit gebracht haben, alle möglichen und unmöglichen Gerichte mit dem Messer ohne Benutzung der Gabel zu essen. Als Bürger gehören sie zu den weniger glänzenden als soliden, staatserhaltenden Elementen der Bevölkerung. Ihre Kinder, spätestens ihre Enkel, sind ganz in der eingeborenen Bevölkerung aufgegangen und ziehen sich ostentativ von allen spezifisch „deutsch-amerikanischen" Veranstaltungen zurück.

Jedenfalls sind die Deutschen diejenige Rasse, welche am wenigsten zur Bildung eines Proletariats beigetragen hat. Der Prozentsatz Deutscher, die in Boston in „tenements" wohnen, ist geringer als der irgend eines anderen Teils der Einwohnerschaft, selbst als der der eingeborenen Amerikaner. Ihre Geburtenziffer ist sehr groß, wie die der Irländer, übertrifft dagegen die Anzahl der Sterbefälle um ein beträchtliches. Ihre Beschäftigung finden sie meist in den besseren Berufen, namentlich im Handwerk. Sie stellen verschwindend geringe Kontingente zu der Bevölkerung der Gefängnisse und Armenhäuser. Krüppel, Verbrecher, Leute, die Armenunterstützung erhalten, sind nicht zahlreich unter ihnen. Nur in einer Hinsicht unterscheiden sie sich merkwürdigerweise zu ihren Ungunsten von den anderen Rassen. Unter den Deutschen findet sich der höchste Prozentsatz an Irrsinnigen.

Zu dieser irischen und deutschen Einwanderung kam eine solche von geringerem Umfange aus den anderen europäischen Kulturstaaten, wie namentlich England, Schottland und Wales, sowie Schweden und Norwegen. Die Briten, welche sich nach den Vereinigten Staaten wandten, bestanden aus zwei sozial ganz verschiedenen Gruppen. Von ihnen entstammte die eine ganz offenbar den allerelendesten und miserabelsten Schichten der Bevölkerung des Inselreiches. Sie sind daran schuld, daß verhältnismäßig viele Briten sich in Armenhäusern und Gefängnissen finden.*) Der andere Teil der britischen Einwanderung hatte wahrscheinlich ein

*) A. Bushee S. 96.



höheres geistiges und sittliches Niveau als irgend eine andere einwandernde Nationalität. Unter den 16 134 Briten, die in der Zeit vom 1. Juli 1901 bis zum 30. Juni 1902 einwanderten, waren 636 Angehörige der gebildeteren Berufe, wie Aerzte, Rechtsanwälte, Schauspieler usw., 5284 waren gelernte Arbeiter und 6955 waren nicht erwerbstätig, d. h. waren Frauen und Kinder. Damit bleiben also 3259 Einwanderer übrig, welche Dienstboten, Krämer, Landwirte, Landarbeiter und ungelernte Arbeiter sind. Als ungelernte Arbeiter im eigentlichen Sinne führt die Statistik des eben erwähnten Jahres auf: 1654 Engländer, 253 Schotten und 63 Personen aus Wales, also zusammen nur 1970. Von dieser ganz vorzüglichen Einwanderung waren im Jahre 1900 im Lande 843 491 Engländer, 234 699 Schotten und 93 744, die in Wales geboren waren. Außerdem waren beide Eltern von 566 695 Amerikanern in England, von 164 536 in Schottland und von 87 000 in Wales geboren. Diese 1 990 165 reiner Briten enthalten einen Teil der amerikanischen Bevölkerung, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Nicht nur ist englisch ihre Muttersprache, eine Eigenschaft, die sie ja mit den Iren gemein haben. Aber die wichtigsten amerikanischen Einrichtungen, die politische Verfassung, das Rechtssystem, die gesellschaftlichen und sittlichen Anschauungen sind fast ausnahmslos britischen Ursprungs. Die britische Einwanderung dient also im höchsten Maße dazu, den ursprünglichen Nationalcharakter des Volkes zu festigen. Und wenn auch die Briten sich fast nie naturalisieren lassen, so gehen ihre Kinder doch stets in der Bevölkerung ganz und gar auf und gehören in ihr meist sofort zu den gesellschaftlich hoch stehenden Klassen.

Die Schweden und Norweger sowie Dänen und Holländer sind den Deutschen in den meisten Beziehungen ähnlich, wie ja denn auch eine enge Stammverwandtschaft diese Rassen miteinander verbindet. Die anderen Nationalitäten waren von jeher nur schwach vertreten und haben sich von je mit der eingeborenen Bevölkerung vermischt. Nur die Chinesen machen davon eine Ausnahme und sie sind den Amerikanern auch aus anderen Gründen so verhaßt, daß ihre Einwanderung seit dem Jahre 1882 strikt verboten ist.

Einige dieser Wanderer kamen noch aus idealen Gründen nach Amerika. Namentlich hatten unter den Deutschen die sogenannten Achtundvierziger gewähnt, in der transatlantischen Republik die Verwirklichung ihrer kühnen Träume zu finden. Aber die weitaus überwiegende Mehrzahl hat wohl die Wanderung aus rein

wirtschaftlichen Gründen angetreten. Dieser Charakter tritt namentlich seit dem Bürgerkriege immer deutlicher in der Einwanderung zu Tage. Im Jahre 1847 hatte die damalige amerikanische Wirtschaftskrisis noch keinen Einfluß auf die Zahl der Einwanderer gehabt.*) Seit dem Jahre 1868 läßt sich aber die Beziehung zwischen der Stärke der Einwanderung und der Höhe der wirtschaftlichen Konjunktur statistisch belegen. Von 1869 bis 1872 war eine Periode des wirtschaftlichen Aufschwungs. Die Preise stiegen um 13 Prozent und die Einwanderung um 30,3 Prozent, von 352 768 (1869) auf 459 803 (1873). In der Zeit der Stagnation von 1872 bis 1879 fielen die Preise um 24 Prozent und die Einwanderung um 69,8 Prozent, auf 138 469 (1878). Genau so spiegelten sich der Preissturz des Jahres 1886 sowie der Aufschwung in den Jahren 1892 und 1897 in den Zahlen der Einwanderung.

Es ist leicht verständlich, daß die eingeborenen Amerikaner sich für besser hielten als diese Immigranten, welche ihre Nationalität aus Gewinnsucht änderten. Die Amerikaner waren auch stets der Ansicht, daß die Einwanderer aus Ländern kamen, welche wirtschaftlich und politisch den Vereinigten Staaten in keiner Weise ebenbürtig waren und in denen die überlebten politischen Formen mittelalterlicher Tyrannei das Leben fast unmöglich machten. Dieses amerikanische Selbstbewußtsein gegenüber den einwandernden „paupers" wuchs natürlich ins Ungemessene, als seit den Jahren 1880—1884 die niedriger stehenden Rassen Europas und auch Asiens nach den Vereinigten Staaten zu strömen begannen. Seit den Jahren 1895—1899 übertrifft die Einwanderung aus Oesterreich-Ungarn, Italien und Rußland sogar die aus dem ganzen übrigen Europa um ein Beträchtliches.**) Und obwohl diese weniger zivilisierten Rassen erst seit kurzem sich nach der Union gewandt hatten, so waren doch am 1. Juni 1900 bereits im Lande: 276 702 Oesterreicher, meist slavischer Rasse, 156 999 Tschechen, 8655 Griechen, 145 815 Ungarn, 484 703 Italiener, meist aus Süditalien und Sizilien, 363 159 Polen, aus den drei hierfür in Frage kommenden Staaten, 37 144 Portugiesen, 15 043 Rumänen, 424 372 Russen und schließlich 9949 Türken, sowie 81 590 Japaner. Die frühere Animosität der Amerikaner gegen die Einwanderer hatte zum Teil darauf beruht, daß die im Lande Geborenen nicht die natürlichen Schätze und Reichtumsquellen des Landes mit den

*) cf. Report of the Industrial Commission v. XV p. 305.
**) Siehe die Statistik Seite 280.



später Ankommenden teilen wollten. Es war ungefähr dasselbe, was geschieht, wenn in Deutschland zur Zulassung zu einem Berufe höhere Examensbedingungen gestellt werden und diejenigen am lautesten diese Erschwerung herbeiwünschen, welche noch auf Grund der leichteren Bedingungen zugelassen sind. Jetzt lagen die Dinge aber in Amerika anders. Diese Hunnen und Dagos, wie man die Ungarn und Italiener verächtlich nennt, sind vielfach Analphabeten. Ihre sittlichen Anschauungen, ihr Volkscharakter, ihr nationales Temperament, ihre Begriffe von Freiheit und Gehorsam sind andere als die der europäischen Herrenvölker. Das zeigt sich in dem Benehmen der neuen Mitbürger. Die Italiener zeigen kein Interesse am politischen Leben; es fehlt ihnen an Verständnis für die gewaltige Bedeutung des allgemeinen Stimmrechts. Dafür neigen sie zu Gewalttätigkeiten und lieben es, geheime Verbrecher-Organisationen zu bilden. In Newyork besteht eine wohlgeordnete Maffia, die bereits mehrere Morde begangen hat; und in anderen Großstädten ist es kaum anders. Von den Italienern, welche in Boston während der Jahre 1894, 1895 und 1896 im Gefängnis waren, hatten 76,9 Prozent sich Verbrechen gegen die Person, nur 7,7 Prozent Verbrechen gegen das Eigentum und 15,4 Prozent Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung zu Schulden kommen lassen.*) Nur die Russen, d. h. meistens die russischen Juden, sind seltene Gäste in den Gefängnissen und Armenhäusern. Aber sie haben sich wieder durch ihren Rassenfanatismus und ihre Geschäfts-Prinzipien überall, auch bei den amerikanischen und deutschen Juden, verhaßt gemacht. Alles in allem kann man erwarten, daß die Einwanderer der letzten Jahre noch mehr, als einst die Iren, dazu neigen werden, ein Proletariat zu bilden, dessen unruhiger, gewalttätiger Geist und dessen krasse Ignoranz nicht ohne Gefahren sein dürften. Darum hat denn auch die schon sehr alte Agitation für die Erschwerung der Einwanderung stark zugenommen.

Die wichtigste Einwanderungs-Beschränkung ist das Verbot der Einfuhr von ausländischen Arbeitern unter Arbeitskontrakt. Die amerikanischen Gewerkschaften haben durch den Erlaß dieses Gesetzes vom 26. Februar 1885 einen großen Sieg erfochten; denn hierdurch ist es ihnen möglich gemacht, ausländische Streikbrecher dem Lande fernzuhalten. Bis zu welchem Grade überhaupt die ganze Einwanderungsfrage mit der Arbeiterfrage zusammen-

*) Bushee S. 105.



hängt, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß der jetzige Commissioner General of Immigration, Herr Frank P. Sargent, aus der Stellung als Großmeister der Brotherhood of Locomotive Firemen, also als Präsident einer Gewerkschaft, auf seinen Regierungsposten berufen wurde. Im übrigen ist die Einwanderung verboten worden für „alle Idioten, Wahnsinnige, Epileptiker und Personen, die während der letzten fünf Jahre wahnsinnig gewesen sind; Personen, die früher überhaupt zwei Anfälle von Wahnsinn gehabt haben; Personen die geeignet sind, der öffentlichen Wohltätigkeit zur Last zu fallen; gewerbsmäßige Bettler; Personen, die mit ekelhaften oder gefährlichen ansteckenden Krankheiten behaftet sind; Personen, welche wegen schwerer Verbrechen (felony) oder anderer ehrenrühriger Vergehen verurteilt sind; Polygamisten, Anarchisten oder Personen, welche für die gewaltsame Vernichtung der Regierung der Vereinigten Staaten oder aller Regierung oder für die Ermordung von Beamten sind oder solche Anschauungen verteidigen; Prostituierte und Personen, welche Prostituierte oder Frauen zum Zwecke der Prostitution importieren oder zu importieren suchen".*) In seinem letzten Report für das mit dem 30. Juni 1903 endende Geschäftsjahr schlägt der Commissioner General of Immigration vor,**) des weiteren von der Einwanderung auszuschließen „alle die Ausländer, die 60 Jahre alt oder älter sind, außer wenn sie Kinder haben, die in Amerika leben und für sie sorgen können". Außerdem wünscht er, daß nur die zugelassen werden, welche zum mindesten eine gewisse elementare Bildung haben (a primary mental training).

* * *

Es sind also im ganzen vom Jahre 1820 bis 1903 in den Vereinigten Staaten eingewandert 21 092 614 Menschen.***) Und nach der Volkszählung von 1900 waren von den 66 990 788 weißen Amerikanern nur 41 053 417 im Lande von einheimischen Eltern geboren. 15 687 322 waren zwar im Lande geboren, stammten aber von Eltern ab, von denen beide oder wenigstens eins im Auslande geboren waren. 10 241 140 Weiße sind eingewanderte Ausländer und 8909 waren im Auslande von amerikanischen Eltern geboren.†)

*) Immigration Laws and Regulations. August 1903. Washington. p. 24.

**) S. 120.

***) Annual Report of the Commissioner General of Immigration for the Fiscal Year ending June 30. 1903. Chart. No. 7.

†) Twelfth Census of the United States. v. II p. XVIII.

Von der Gesamtbevölkerung, also mit Einschluß der Farbigen, sind 10 460 085 im Ausland geboren, und wenn man die Einwohner von Hawaii und Alaska nicht mitrechnet, sind es 10 356 644*). Die 210 036 zugewanderten Farbigen sind also ein sehr geringer Bruchteil der zugewanderten Bevölkerung, welche sich in folgender Weise auf die einzelnen Ursprungsländer verteilt:

| Ursprungsland | Anzahl | Prozentsatz |
|---|---|---|
| Gesamtsumme . . . | 10 356 644 | 100 |
| Oesterreich . . . . . | 276 249 | 2,7 |
| Böhmen . . . . . | 156 991 | 1,5 |
| Kanada (Englisch) . . | 758 958 | 7,6 |
| Kanada (Französ.) . . | 395 297 | 3,8 |
| Dänemark . . . . . | 154 284 | 1,5 |
| England . . . . . | 842 078 | 8,1 |
| Frankreich . . . . . | 104 341 | 1,0 |
| Deutsches Reich . . . | 2 666 990 | 25,8 |
| Holland . . . . . | 105 049 | 1,0 |
| Ungarn . . . . . | 145 802 | 1,4 |
| Irland . . . . . . | 1 618 567 | 15,6 |
| Italien . . . . . | 484 207 | 4,7 |
| Mexiko . . . . . | 103 410 | 1,0 |
| Norwegen . . . . . | 336 985 | 3,3 |
| Polen . . . . . . | 383 510 | 3,7 |
| Rußland . . . . . | 424 096 | 4,1 |
| Schottland . . . . | 233 977 | 2,3 |
| Schweden . . . . . | 573 040 | 5,5 |
| Schweiz . . . . . | 115 851 | 1,1 |
| Wales . . . . . . | 93 682 | 0,9 |
| Andere Länder . . . | 356 280 | 3,4 |

Von den 15 687 322 Amerikanern fremder Abstammung hatten 9 600 310 Eltern, die in demselben fremden Lande geboren waren, 1 059 602 hatten Eltern, die aus je verschiedenen Ländern stammten, und bei 5 029 410 war der Vater oder die Mutter einheimisch.**) Die Bedeutung dieser Ziffern wird jedoch durch mehrere Umstände beeinträchtigt. Kinder, welche im zartesten Alter von einwandernden Eltern mitgebracht sind, werden genau wie ihre Eltern als Zugewanderte gezählt. Kinder, welche von einwandernden Ehepaaren nach ihrer Ankunft im Lande geboren werden, gelten ebenso als Einheimische von fremden Eltern, als die, deren Eltern sich erst nach längerem Aufenthalte in den Vereinigten Staaten kennen gelernt und verheiratet haben. Schließlich ist das auch ein Uebelstand, daß bereits die zweite im Lande geborene Generation einfach unter die Einheimischen gerechnet wird. Diese Einschränkung trifft namentlich zu für die folgende Statistik der von fremden Eltern innerhalb der Union geborenen weißen Amerikaner.***)

*) Twelfth Census. v. I p. CLXX.
**) Twelfth Census. v. I p. CLXXXV.
***) Twelfth Census. v. I p. CXCI.

| Geburtsland der Eltern | Gesamtzahl | Beide Eltern fremd | Vater od. Mutter einheimisch |
|---|---|---|---|
| Gesamtzahl | 15 687 322 | 10 659 912 | 5 027 410 |
| Oesterreich | 160 055 | 133 774 | 26 281 |
| Böhmen | 199 811 | 168 449 | 31 362 |
| Kanada (Englisch) | 861 156 | 261 146 | 600 010 |
| Kanada (Französ.) | 436 232 | 266 155 | 170 077 |
| Dänemark | 156 690 | 115 292 | 41 398 |
| England | 1 337 430 | 566 695 | 770 735 |
| Frankreich | 164 821 | 71 445 | 93 376 |
| Deutsches Reich | 5 155 283 | 3 574 409 | 1 580 874 |
| Ungarn | 72 758 | 66 727 | 6 031 |
| Irland | 3 220 110 | 2 249 962 | 970 148 |
| Italien | 243 986 | 218 810 | 25 176 |
| Norwegen | 452 896 | 349 611 | 103 285 |
| Polen | 309 918 | 290 912 | 19 060 |
| Rußland | 262 913 | 247 672 | 15 241 |
| Schottland | 362 155 | 164 536 | 197 619 |
| Schweden | 500 883 | 415 121 | 85 762 |
| Schweiz | 142 036 | 75 047 | 66 989 |
| Wales | 159 715 | 87 009 | 72 706 |
| Andere Länder | 428 872 | 277 538 | 151 334 |
| Eltern beide Ausländer, aber beide aus verschied. Ländern | 1 059 602 | 1 059 602 | — |

Es ist selbstverständlich, daß diese ungeheuren Menschenmassen ausländischen Ursprungs einen starken Einfluß auf die Gestaltung des Charakters und die Geschicke der amerikanischen Nation haben mußten. Und dieser Einfluß war umso stärker, als die Ankunft des Immigrantenheeres in eine Zeit fiel, in der zwei große wirtschaftliche Umwälzungen mächtige innere Wanderungen in den Vereinigten Staaten hervorgerufen hatten. Die Erschließung des Landes westlich der Rocky Mountains hatte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts den Zug nach Westen, und die Entstehung der Großindustrie hatte den Zug nach der Stadt zur Folge gehabt. Im Jahre 1846 wurde das Oregon Territorium amerikanisch und ihm folgte im Jahre 1848 das Mexikanische Territorium mit Kalifornien. Damit waren die Vereinigten Staaten ein Gebiet, das sich quer über den amerikanischen Kontinent vom pazifischen zum atlantischen Ozean erstreckte. Im Jahre 1869 wurde die erste transkontinentale Eisenbahn beendigt und hierdurch erfuhr die Besiedelung des fernen Westens eine starke Beschleunigung. Neue Staaten entstanden in schneller Reihenfolge: 1850 California, 1859 Oregon, 1861 Kansas, 1864 Nevada, 1867 Nebraska, 1876 Colorado, 1889 South Dakotah, North Dakotah, Montana und Washington, 1890 Idaho und Wyoming, 1896 Utah; und augenblicklich verlangen drei Territorien, Arizona, Neu-Mexiko und das Indian Territory zu der Union als vollberechtigte Staaten zugelassen zu werden.

Bevölkert aber wurden diese neuen Gebiete durch die kombinierte Wanderung von Amerikanern aus den älteren Staaten und von europäischen Immigranten. Die folgende Statistik zeigt, welches Verhältnis zwischen diesen beiden Arten von Wanderern sowie zwischen ihnen und den schon in den betreffenden Staaten Geborenen besteht:

| | Weiße Bevölkerung | Bevölkerungsdichtigkeit pro □ Meile | Zunahme d. Weißen seit 1890 in Proz. | Davon sind zugewanderte weiße Amerikaner | Davon sind im bewohnten Staate geborene Weiße | Davon sind zugewanderte Ausländer (Weiße) | In Amerika von ausländisch. Eltern geborene Weiße | Prozentsatz der (in Amerika sowie im Ausland) von ausländischen Eltern geborenen Weißen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| California . . . | 1 402 727 | 9,5 | 26,2 | 448 856 | 637 366 | 316 062 | 441 794 | 51,0 |
| Oregon . . . . | 394 582 | 4,4 | 30,7 | 181 201 | 159 520 | 53 784 | 84 596 | 33,5 |
| Kansas . . . . | 1 416 319 | 18,0 | 2,9 | 682 120 | 607 622 | 126 437 | 276 087 | 27,4 |
| Nevada . . . . | 35 405 | 0,4 | —9,5 | 13 876 | 12 948 | 8 562 | 11 713 | 47,9 |
| Nebraska . . . | 1 056 526 | 13,9 | 0,9 | 422 014 | 457 395 | 177 014 | 325 885 | 47,2 |
| Colorado . . . | 529 046 | 5,2 | 30,8 | 289 303 | 149 268 | 90 290 | 127 236 | 40,3 |
| South Dakotah | 380 714 | 5,2 | 16,1 | 146 753 | 145 632 | 88 232 | 156 194 | 60,9 |
| North Dakotah | 311 712 | 4,5 | 70,9 | 95 904 | 103 218 | 112 514 | 133 311 | 77,0 |
| Montana . . . | 226 283 | 1,7 | 77,2 | 110 408 | 53 502 | 62 284 | 70 973 | 54,8 |
| Washington . . | 496 304 | 7,7 | 45,6 | 271 242 | 122 937 | 102 014 | 129 111 | 44,6 |
| Idaho . . . . . | 154 495 | 1,9 | 88,1 | 87 809 | 44 796 | 21 859 | 42 754 | 39,9 |
| Wyoming . . . | 89 051 | 0,9 | 50,1 | 54 579 | 17 890 | 16 569 | 24 487 | 44,4 |
| Utah . . . . . | 272 465 | 3,4 | 32,3 | 39 626 | 180 035 | 52 760 | 115 635 | 60,8 |
| Arizona . . . . | 92 903 | 1,1 | 66,7 | 43 646 | 26 862 | 22 390 | 25 678 | 39,1 |
| Neu-Mexiko . . | 180 207 | 1,6 | 26,1 | 36 764 | 130 182 | 13 229 | 17 917 | 15;9 |
| Indian Territory . . | 302 680 | 12,6 | 174,5 | 227 880 | 70 014 | 4 776 | 10 247 | 3,8 |

Die Brauchbarkeit dieser Ziffern ist zwar aus den schon oben erwähnten Gründen eine beschränkte. Dennoch geht aus ihnen deutlich hervor, welch bedeutenden Anteil die Immigranten an der Besiedelung des Westens genommen haben. Teils haben sie sich direkt nach den neuen Staaten gewandt und haben sich dort niedergelassen. Ihre Kinder sind bereits unter den „im Staate Geborenen" der Statistik mitgezählt. Teils sind die Kinder von Einwanderern, die andere Teile der Union bewohnt haben, nach dem Westen gewandert. Und während der Prozentsatz der amerikanischen Weißen, welche ausländische Eltern haben, für die ganze Union nur 34,0 beträgt, so ist er im Westen fast stets weit höher. Die einzige wichtige Ausnahme bildet nur Kansas; denn unter den langansässigen Weißen Neu-Mexikos befinden sich außerordentlich viele Mexikaner, welche spanisch sprechen und kaum zur „amerikanischen" Bevölkerung gerechnet werden können.

Die Lücken in den älteren Staaten, welche durch die Wanderung nach Westen entstanden, wurden nun oft durch überseeische Einwanderer ausgefüllt. Die Statistik gibt auch hier sehr deutliche Belege für diese Bewegung. In den folgenden Ziffern ist der Kürze wegen die offizielle Einteilung des Landes beibehalten, in North Atlantic, South Atlantic, North Central, South Central und Western Division:

| | Weiße Bevölkerung | Bevölkerungsdichtigkeit, pro □ Meile | Zunahme der weißen Bevölkerung seit 1890 in Prozenten | Davon sind zugewanderte weiße Amerikaner | Davon sind im bewohnten Staate geborene Weiße | Davon sind zugewanderte weiße Ausländer | In Amerika von ausländischen Eltern geboren |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| North Atlantic Division . . . | 20 637 888 | 129,8 | 20,5 | 2 031 595 | 13 867 305 | 4 736 823 | [illegible] |
| South Atlantic Division . . . | 6 706 058 | 38,9 | 19,9 | 789 513 | 5 707 662 | 208 569 | [illegible] |
| North Central Division . . . | 25 775 870 | 34,9 | 17,6 | 5 612 491 | 16 011 977 | 4 146 621 | [illegible] |
| South Central Division . . . | 9 815 912 | 23,1 | 29,1 | 2 315 897 | 7 146 323 | 353 147 | [illegible] |
| Western Division | 3 873 468 | 3,5 | 34,9 | 1 577 310 | 1 535 306 | 759 893 | [illegible] |
| Verein. Staaten zusammen . . | 66 990 788 | 25,6 | 21,4 | 12 351 923 | 44 319 306 | 10 241 140 | [illegible] |

Die Staaten der North Atlantic Division sind: Maine, New Hampshire, [illegible] Staaten der South Atlantic Division: Delaware, Maryland, District of Co[illegible] Central Division: Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, Minnesota, [illegible] Tennessee, Alabama, Mississippi, Lousiana, Texas, Oklahoma, Arkansas; der [illegible] Washington, Oregon, California.

Aus diesen Zahlen geht zunächst mit überzeugender Klarheit hervor, daß der ganze Süden der Union eine verhältnismäßig sehr geringe überseeische Einwanderung erhalten hat und erhält. In den alten Staaten der South Atlantic Division finden wir eine im hohen Grade ansässige, mit dem Boden verwachsene Bevölkerung. Die Zahl der dorthin gewanderten Amerikaner aus anderen Teilen der Union ist sehr gering und bleibt weit zurück hinter der Zahl derer, die aus der South Atlantic Division ausgewandert sind. Fast die Hälfte dieser letzten Wanderer haben sich nach der South Central Division gewandt, in der eine Anzahl junger Staaten bezw. Territorien sich finden. Andere Siedler in diesen sich etwas langsamer entwickelnden Staaten sind aus der North Central Division, d. h. den nördlichen Nachbardistrikten gekommen.

In allen drei nördlichen Teilen der Union findet sich ein starkes ausländisches Element, und zwar ist es am zahlreichsten im Osten, in der North Atlantic Division. Diese Immigranten haben offenbar die Plätze derjenigen eingenommen, welche nun westwärts in die anderen beiden nördlichen Divisionen gewandert sind. Vielleicht haben die Immigranten die Eingeborenen verdrängt, vielleicht hat die Wanderung der Eingeborenen Lücken offen gelassen.

| Prozentsatz der (in Amerika und im Ausland) von ausländischen Eltern Geborenen | Anzahl der außer ihrem Geburtsstaate Lebenden | Davon leben in einem Staate derselben Division | Davon leben in einer anderen Division | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | in der North Atlantic | in der South Atlantic | in der North Central | in der South Central | in der Western |
| 50,9 | 3 471 344 | 1 532 454 | — | 180 774 | 1 354 636 | 77 953 | 325 527 |
| 5,7 | 2 052 672 | 680 486 | 333 860 | — | 324 779 | 651 259 | 62 288 |
| 44,1 | 5 280 520 | 3 415 961 | 243 416 | 101 039 | — | 661 684 | 858 420 |
| 7,5 | 2 408 831 | 1 512 822 | 35 046 | 136 073 | 602 168 | — | 122 722 |
| 45,3 | 298 361 | 204 908 | 19 653 | 3 742 | 56 143 | 13 915 | — |
| 34,0 | 13 511 728 | 7 346 631 | 631 975 | 421 628 | 2 337 726 | 1 404 811 | 1 368 957 |

Massachusets, Rhode Island, Connecticut, Newyork, New Jersey, Pennsylvania, die
Virginia, West Virginia, North Carolina, South Carolina, Georgia, Florida; der North
Missouri, North Dakotah, Nebraska, Kansas; der South Central Division: Kentucky,
Division: Montana, Wyoming, Colorado, New Mexico, Arizona, Utah, Nevada, Idaho,

in welche die Immigranten getreten sind. Die Wanderer aus dem Osten blieben aber ihrerseits meist in der North Central Division sozusagen auf halbem Wege stehen. Und aus dieser North Central Division ergoß sich nun ein reicher Strom nach dem Westen. Fast die Hälfte der nach dem Westen gewanderten Amerikaner stammt aus der North Central Division und ungefähr ein Fünftel ist aus dem überseeischen Auslande zugewandert.

Es ist nun bemerkenswert, daß die Landesteile, in denen die kombinierte Wanderung der Einheimischen und Immigranten stattfand, grade sich am besten entwickelt haben. Sie sind die Träger dessen, was man Amerikanismus nennt, wie sie auch die Stätten der industriellen Entwicklung sind. Dementsprechend befinden sich denn auch die großen Städte und sonstigen Industriezentren fast ausnahmslos in diesen Landesteilen. Es ist nun interessant, zu sehen, inwiefern die überseeische Wanderung zur Entwicklung der Städte beigetragen hat.

Die industrielle Entwicklung der Vereinigten Staaten während der letzten Jahrzehnte ist bekanntlich sehr schnell vor sich gegangen. Im Jahre 1880 waren noch nur 2 790 272 606 Dollar in Industrien angelegt, im Jahre 1890 waren es 6 525 156 486 Dollar

und im Jahre 1900 9 817 434 799 Dollar, eine Zunahme (1890 bis 1900) von 50,5 Prozent.*) Die Anzahl der industriellen Unternehmungen wuchs vom Jahre 1890 bis zum Jahre 1900 von 355 415 auf 512 254, d. h. um 44,1 Prozent. Die Anzahl der darin um Lohn Arbeitenden stieg von 4 251 613 auf 5 308 406, also um 24,9 Prozent und die ihnen gezahlten Gesamt-Löhne von 1 891 228 321 Dollar auf 2 322 333 877 Dollar, also um 22,8 Prozent. Ueberhaupt stieg in den Vereinigten Staaten der durchschnittliche Arbeitslohn in den Jahren von 1880 bis 1890 von 346,91 auf 444,83 Dollar jährlich, um dann bis zum Jahre 1900 wieder leicht zu sinken bis auf 437,96 Dollar.

Betrachtet man aber die einzelnen Teile der Union getrennt, so ergeben sich recht verschiedene Ziffern. Es sei gestattet, als typische Beispiele die Angaben für folgende Staaten zu wählen: Newyork, den wichtigsten Industriestaat, Pennsylvania, den Hauptsitz der Kohlen- und Eisenproduktion, den zweiten Industriestaat Amerikas, Massachusets, den dritten Staat in dieser Reihe, Hauptsitz der Textilindustrie, Virginia, einen typischen Staat aus der South Central Division mit beginnender Industrie, Nebraska, einen typischen Agrar-Staat des Westens, Ohio, als Repräsentanten der North Central Division, und schließlich California für die pazifische Küste. Die betreffenden durchschnittlichen Jahreslöhne sind dann folgende.**)

| Staat | 1880 Doll. | 1890 Doll. | 1900 Doll. |
|---|---|---|---|
| Newyork . . . . . | 373,70 | 492,48 | 481,54 |
| Pennsylvania . . . | 346,33 | 461,48 | 452,52 |
| Massachusetts . . . | 364,27 | 460,22 | 458,82 |
| Virginia . . . . . | 184,78 | 295,28 | 308,74 |
| Ohio . . . . . . | 338,24 | 438,41 | 445,13 |
| Nebraska . . . . | 363,51 | 502,27 | 473,30 |
| California . . . . | 482,13 | 566,37 | 520,89 |

Die Höhe der Löhne im Westen beruht auf verhältnismäßigem Mangel an Arbeitskräften. Es ist sonst aber sehr merklich, wie Virginia, der Südstaat, offenbar eine andere Lohnskala hat als alle anderen Staaten. Die Durchschnittszahlen für die Staaten der South Atlantic und der South Central Division zusammen sind für dieselben Jahre:

| Doll. | Doll. | Doll. |
|---|---|---|
| 237,66 | 328,23 | 300,81 |

*) Twelfth Census. v. VII, p. XCVII. p. CXIII.
**) Twelfth Census. v. VII. p. CXV.

Wendet man sich nun zur Betrachtung der Anzahl der beschäftigten Lohnarbeiter und des Wertes der Industrieprodukte, so erhält man folgende Ziffern für dieselben Staaten:*)

| Staat | | Anzahl der Arbeiter | Angelegtes Kapital Doll. | Wert der Produkte Doll. |
|---|---|---|---|---|
| Newyork . . | 1900 | 849 056 | 1 651 210 220 | 2 175 726 900 |
| | 1890 | 752 066 | 1 130 161 195 | 1 711 577 671 |
| | 1880 | 531 533 | 514 246 575 | 1 080 696 596 |
| | 1870 | 351 800 | 366 994 320 | 785 194 651 |
| Pennsylvania . | 1900 | 733 834 | 1 551 548 712 | 1 834 790 860 |
| | 1890 | 570 393 | 991 243 115 | 1 331 794 901 |
| | 1880 | 387 072 | 474 510 993 | 744 818 445 |
| | 1870 | 319 487 | 406 821 845 | 711 894 344 |
| Massachusets . | 1900 | 497 448 | 823 264 287 | 1 035 198 989 |
| | 1890 | 447 270 | 630 032 341 | 888 160 403 |
| | 1880 | 352 255 | 303 806 185 | 631 135 284 |
| | 1870 | 279 380 | 231 677 862 | 553 912 568 |
| Virginia . . | 1900 | 72 702 | 103 670 988 | 132 172 910 |
| | 1890 | 53 566 | 63 456 799 | 88 363 824 |
| | 1880 | 40 184 | 26 968 990 | 51 780 992 |
| | 1870 | 26 974 | 18 455 400 | 38 364 322 |
| Ohio . . . | 1900 | 345 869 | 605 792 266 | 832 438 113 |
| | 1890 | 292 982 | 402 793 019 | 641 688 064 |
| | 1880 | 183 609 | 188 939 614 | 348 298 390 |
| | 1870 | 137 202 | 141 923 964 | 269 713 610 |
| Nebraska . . | 1900 | 24 461 | 71 982 127 | 143 990 102 |
| | 1890 | 20 450 | 37 569 508 | 93 037 794 |
| | 1880 | 4 793 | 4 881 150 | 12 627 336 |
| | 1870 | 2 665 | 2 169 963 | 5 738 512 |
| California . . | 1900 | 91 047 | 205 395 025 | 302 874 761 |
| | 1890 | 72 696 | 146 797 102 | 213 403 996 |
| | 1880 | 43 693 | 61 243 784 | 116 218 973 |
| | 1870 | 25 392 | 39 728 202 | 66 594 556 |
| Alle Südstaaten | 1900 | 763 726 | 1 167 931 354 | 1 529 460 082 |
| | 1890 | 521 709 | 785 537 922 | 1 002 700 551 |
| | 1880 | 281 544 | 260 729 898 | 496 659 803 |
| | 1870 | 245 883 | 214 916 243 | 475 879 308 |
| Die Vereinigt. Staaten . . | 1900 | 5 314 539 | 9 831 486 500 | 13 010 036 514 |
| | 1890 | 4 251 535 | 6 525 050 759 | 9 372 378 843 |
| | 1880 | 2 732 595 | 2 790 272 606 | 5 369 579 191 |
| | 1870 | 2 053 996 | 2 118 208 769 | 4 232 325 442 |

Während also die Südstaaten sich zwar bedeutend entwickelt haben, so ist die Entwicklung des Westens eine viel rapidere ge-

*) Twelfth Census v. VII. p. CXXIX

wesen. Aber auch in den absoluten Ziffern bleibt der Süden weit zurück. Seine Industrieprodukte haben weniger Wert als die des Staates Newyork allein. Das Auffallendste aber ist, wie viel größer die Anzahl der Arbeiter im Verhältnis zu dem Werte der Produkte im Süden als im Norden ist. Was man als die spezifisch amerikanische Produktionsweise betrachtet: wenige aber gute Arbeiter mit vorzüglichen Maschinen, das findet man offenbar nicht so viel in dem rein amerikanischen Süden als in dem von europäischer Einwanderung gefüllten und befruchteten Norden.

Genau dieselben Resultate erhält man, wenn man die hauptsächlichste Folge dieses Uebergangs vom Ackerbau- zum Großindustrie-Staat betrachtet, die Konzentration der Bevölkerung in den Städten. Der Prozentsatz der Amerikaner, welche in Städten mit 8000 oder mehr Einwohnern ihr Heim haben, wächst seit der Zeit, in der die überseeische Einwanderung eingetreten ist, wie die folgenden Ziffern zeigen, rapid:

| | Proz. | | Proz. | | Proz. |
|---|---|---|---|---|---|
| 1790 | 3,4 | 1830 | 6,7 | 1870 | 20,9 |
| 1800 | 4,0 | 1840 | 8,5 | 1880 | 22,6 |
| 1810 | 4,9 | 1850 | 12,5 | 1890 | 29,2 |
| 1820 | 4,9 | 1860 | 16,1 | 1900 | 33,1 |

Im Jahre 1900 wohnten 19 757 618 Amerikaner in Städten von 25 000 oder mehr, und 11 759 809 in Städten von 200 000 oder mehr Einwohnern.

Zu dieser riesigen Vermehrung der Stadtbevölkerung haben nun die Immigranten ganz unverhältnismäßig beigetragen. 49,2 Prozent von ihnen wohnen in Städten und 50,8 Prozent auf dem Lande, während für die in Amerika Geborenen die betreffenden Ziffern sich auf 25,9 Prozent und 74,1 Prozent stellen. Im Süden zeigt sich wieder, daß die Mehrzahl der Bevölkerung noch mit Ackerbau beschäftigt ist:

| | Proz. der städtischen Bevölkerung (Städte mit 8000 Einwohnern oder mehr) |
|---|---|
| North Atlantic Division . . . . | 58,6 |
| South Atlantic Division . . . . | 16,0 |
| North Central Division . . . . . | 25,9 |
| South Central Division . . . . | 10,3 |
| Western Division . . . . . . . . | 17,2 |

Namentlich sind die Europäer zahlreich in jenen Millionenstädten, deren Hasten und Jagen nach Glück und Geld als typisch amerikanisch gilt. Von den 3 437 202 Einwohnern Newyorks waren im Jahre

1900 im Ausland geboren 1 260 639 Weiße = 36,7 Prozent, und 1 371 503 waren im Lande von ausländischen Eltern geboren. Nur 737 477 Weiße waren im Lande geboren und hatten einheimische Eltern. Das heißt also, daß 76,6 Prozent der Einwohner Newyorks aus Eingewanderten in der ersten oder zweiten Generation bestehen. Noch größer ist der Prozentsatz in Chicago, das keine Hafenstadt ist, in der die Einwanderer sich etwa auf Zeit als in einem Durchgangspunkt aufhalten. Von den 1 698 575 Einwohnern Chicagos sind 585 254 Weiße im Ausland geboren (= 34,5 Prozent), und 727 341 Weiße (= 42,8 Prozent) haben Ausländer zu Eltern. Also 77,3 Prozent der weißen Bevölkerung Chicagos sind fremdländischen Ursprungs. Noch höher sind diese Sätze in relativ kleineren Orten, welche eine rein industrielle Arbeiterbevölkerung haben, wie Fall River (von 104 863 : 86 Prozent Fremder), Woonsocket (von 28 204 : 83,5 Prozent), Holyoke (von 45 712 : 83 Prozent), Lawrence (von 62 529 : 83 Prozent), Allegheny (60,7 Prozent), Erie (63,5 Prozent), Pittsburgh (63,7 Prozent), Scranton (72,7 Prozent) und Wilkesbarre (63,6 Prozent). Ebenso wie diese Sitze der amerikanischen Textil- und Eisenindustrie und des Anthracitbaues, zeigen schnell aufstrebende Städte, wie Buffalo (73,8 Prozent), stets einen großen Prozentsatz in Amerika oder noch im Ausland geborener Fremder.

Leider enthält die letzte amerikanische Volkszählung keine Ziffern über die Beschäftigungsarten der Fremden. Wir sind deshalb auf die für das Jahr 1890 gegebenen Resultate angewiesen. Danach verteilten sich die drei Elemente der weißen Bevölkerung in folgender Weise:

| Beruf | Eingeborene von eingeborenen Eltern Prozent | Eingeborene von ausländischen Eltern Prozent | Im Ausland von Ausländern Geborene Prozent |
|---|---|---|---|
| Farmer und Pflanzer . . . | 35,03 | 15,52 | 17,16 |
| Landarbeiter . . . . . . | 13,76 | 9,46 | 5,63 |
| Arbeiter ohne nähere Angabe | 6,59 | 8,51 | 15,35 |
| Kaufleute . . . . . . . | 3,86 | 4,05 | 4,01 |
| Stellmacher und Tischler . . | 3,68 | 2,87 | 3,67 |
| Bureaubeamte . . . . . | 2,94 | 5,34 | 2,17 |
| Eisenbahnbeamte . . . . . | 2,32 | 2,80 | 2,59 |
| Kutscher. . . . . . . . | 1,63 | 2,97 | — |
| Eisen- u. andere Metallarbeiter | 1,26 | 3,73 | 2,99 |
| Verkäufer . . . . . . . | 1,23 | — | — |
| Bergleute und Steinbrecher . | — | 2,23 | 4,35 |
| Baumwoll- u. Textilarbeiter . | — | — | 2,27 |

Während also die Eingewanderten sich weniger mit Ackerbau beschäftigen, sind sie entweder ungelernte Arbeiter oder aber sie wenden sich denjenigen gelernten Beschäftigungen zu, welche zur industriellen Bedeutung des Landes beitragen. Dem entspricht denn auch die folgende Statistik, welche die Zahl der im Ausland geborenen Fremden nach Berufen gibt:

| | Zahl | Prozentsatz aller Arbeiter |
|---|---|---|
| Landarbeiter . . . . . . . . . | 243 947 | 9,54 |
| Bergleute und Steinbrecher . . | 188 436 | 48,71 |
| Bureaubeamte . . . . . . . | 72 893 | 14,43 |
| Kutscher . . . . . . . . . | 87 541 | 23,77 |
| Kaufleute . . . . . . . . . | 176 200 | 26,46 |
| Verkäufer . . . . . . . . . | 34 039 | 16,53 |
| Eisenbahnangestellte . . . . | 112 132 | 24,33 |
| Baumwoll- und Textilarbeiter . | 98 496 | 46,05 |
| Eisen- u. andere Metallarbeiter | 129 670 | 36,05 |
| Arbeiter ohne nähere Angabe . | 664 614 | 35,76 |

Ueberhaupt hat die Einwanderung gelernter Arbeiter eine große Rolle bei der außerordentlichen Entwicklung der amerikanischen Industrie gespielt. Es gab eine Zeit, in der man kaum andere als ausländische gelernte Arbeiter in den Eisen- und Textilfabriken traf. Amerikanische Werke berufen fortwährend bedeutende Techniker und Ingenieure aus Europa, wie das z. B. auf dem Gebiete der Glasschleiferei zu wissenschaftlichen Zwecken sich in individuellen Fällen nachweisen läßt. Die berühmte Brooklyn Bridge ist von einem deutschen Ingenieur namens Röbling gebaut. Viele Besitzer von Seidenwebereien sind frühere europäische Seidenweber, die ihr Handwerk in der alten Welt gelernt haben. Ueberhaupt ist diese Auswanderung gelernter Arbeiter aus Europa nach Amerika genau so wie die Anlage von Zweigniederlassungen europäischer Fabriken in Amerika, eine der indirekten, aber um so wichtigeren Folgen des amerikanischen Schutzzollsystems. Europäische Industrien, die im Export nach den Vereinigten Staaten durch den Tarif behindert wurden, verlegten ihren Sitz in die neue Welt, und die so brotlos gewordenen Arbeiter mußten dem Beispiele des Fabrikherrn ganz von selbst folgen. Man kauft jetzt in Amerika Fabersche Bleistifte und Liebigschen Fleischextrakt, die durch keine Zollbehörde mehr zu gehen brauchen, da sie im Lande produziert sind. Ja, in vielen Fällen exportieren diese neuen amerikanischen Industrien bereits nach ihrer früheren Heimat. Und dabei hat die Erziehung dieses

Arbeiterstammes, sowie oft auch der Fabrikanten, dem amerikanischen Volke keinen Pfennig gekostet, sondern ist von den Nationen bezahlt worden, gegen welche sich diese neue Konkurrenz richtet.

* * *

Diese beispiellose dreifache Wanderung vollzog sich nun in einem Lande, in dem feste Traditionen eben angefangen hatten sich zu bilden. Die plötzlichen Umwälzungen brachen daher über die Nation herein wie eine Sturmflut, deren Weg weder durch Deiche noch durch Dämme aufgehalten wird. Denn es fehlte in den Vereinigten Staaten an Einrichtungen und Bevölkerungsklassen, welche unabhängig genug gestellt waren, gegen die Zerstörung der nationalen Ueberlieferungen Widerstand zu leisten. In dem damals noch wirklich demokratischen Lande gab es kaum Klassenunterschiede; eine Aristokratie fehlte ganz, welche irgend welchen privilegierten Einfluß auf die Leitung der Geschäfte der Nation gehabt hätte und so die Hüterin des Volksgeistes hätte werden können. Die amerikanische Armee zieht zwar in ihren Offizieren ein ausgesprochenes Standesbewußtsein groß; aber sie ist zu winzig und steht zu sehr unter der Herrschaft der Zivilbehörden, als daß sie großen Einfluß haben könnte. Eine Beamtenschaft im kontinentalen Sinne fehlte, da alle Beamten durch Volksabstimmung direkt oder indirekt gewählt wurden. Die verschiedenen Kirchen konnten kaum konservativ sein, wenn sie nicht, wie das die Quäker getan haben, alle Fühlung mit den breiten Massen des Volkes verlieren wollten. Andere Kirchen, welche die Fremden aufnahmen, mußten ihnen das Stimmrecht bei der Wahl der Geistlichen einräumen. Und so waren denn Geistliche wie Beamte lediglich die Angestellten der Majoritäten. Sie hatten ihre Posten auf Zeit inne und wurden nicht wieder gewählt, wenn sie nicht allen Wünschen ihrer Arbeitgeber und Brotherren nachkamen. Die Behörden und die Kirchen konnten also das Volk nicht leiten, sondern wurden von ihm geleitet. So gut wie niemand konnte damals und kann jetzt in Amerika auf sein gutes Recht vertrauen und auf das, was man öffentliche Meinung nennt, pfeifen.

In der öffentlichen Meinung spielten aber bald Leute eine große Rolle, welche mit der traditionellen Sitte und Sittlichkeit ihres Wohnorts nichts zu tun hatten und nichts zu tun haben wollten. Die puritanische Engherzigkeit und Sittenstrenge der Puritaner, die altfränkische Schlichtheit der Quäker und Mennoniten

verschwand vor dem regen Treiben des lärmenden Marktes und zog sich in ruhige und entlegene Winkel zurück. Hier, auf stillen Dörfern und in friedlichen Landstädten kann man noch jetzt sie hin und wieder rein finden unter Bauern und Bürgern, die ganz wie ihre europäischen Standesgenossen eng mit dem Boden verwachsen sind, auf dem sie seit Generationen sitzen und wo sie in der Gebundenheit lokaler und religiöser Traditionen ein gesundes und glückliches Leben führen.

Anders die buntscheckige Menge der Wanderer, welche die großen Heerstraßen des Nordens erfüllte und die großen Städte bevölkerte. Menschen aus aller Herren Ländern kamen hier zusammen; und was dem einen heilig war, galt dem anderen für profan. Diese Leute hatten sich oft nie vorher gesehen und in dem sich ewig ändernden Bilde des Großstadtlebens wußten sie, daß sie nicht lange nebeneinander wohnen würden. Es bestand zwischen ihnen nicht jenes feste Band unzerreißbarer Sympathie, das sich so leicht unter Menschen einstellt, deren Vorväter schon zusammen gelebt und gelitten haben. Zwar war jeder hier gern bereit, seinem Nachbar bei plötzlichen Unglücksfällen beizustehen. Aber sonst betrachteten die Leute einander mit absoluter Toleranz, meist sogar mit deutlicher Indifferenz. Jeder war willkommen, der sich anständig kleidete und dessen Benehmen kein unangenehmes Aufsehen erregte. Alles, was der andere nicht öffentlich tut, sagt oder denkt, geht nur ihn selbst an, ist seine Privatsache; und seine Nachbarn werden sich nie der Mühe unterziehen, sich um andere als ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern.

In dem Norden der Vereinigten Staaten findet sich also eine Bevölkerung, die im Guten wie im Schlechten alle Eigenschaften der Einwohner einer industriellen Großstadt besitzt. Ja, sie zeigen diese Eigenschaften sozusagen in Reinkulturen. Losgelöst von dem Leben ihres Heimatsortes, ihres Heimatsstaates und oft ihres Vaterlandes, erfreuen sich diese Menschen einer größeren sozialen Ungebundenheit als Leute, welche im Lande ihrer Väter wohnen und von deren Traditionen in Sitten und Denkweise beeinflußt werden. In solchen Gemeinwesen mit historischem Charakter haben die Anschauungsweisen der Bevölkerung eine feste Form angenommen, welche sich nur langsam verändert. Der Bau des Hauses, die Form der Gefäße, der Geräte, der Werkzeuge ist mehr oder weniger traditionell, und Jahrhunderte alte Sitte hat in Gestalt der Volksbräuche diesen Dingen den Reiz der Ehrwürdigkeit verliehen.

Ein Lebensideal hat sich ausgebildet, dem alle unbewußt nachleben: gewisse Laster werden mit gutgearteter Milde verziehen, andere werden mit unnachsichtlichem gesellschaftlichem Ostrakismus bestraft. Darum kann man denn auch in Orten mit alteingesessener Bevölkerung mit größerer Sicherheit das wahrscheinliche Benehmen eines Durchschnittsmenschen in jedem gegebenen Falle vorher berechnen. Das alles fehlt im Norden der Vereinigten Staaten. Die ungeheure Rassenmischung hat in den meisten Angelegenheiten des Daseins noch keinen positiven neuen Charakter hervorgebracht, der sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit bei den meisten einzelnen Individuen der Bevölkerung wiederfindet. Die privaten Sitten der Amerikaner, ihre Familienbräuche, sind darum noch uneinheitlich und die einzelnen Menschen sind noch unberechenbar. Nur ein Zug hat sich wenigstens teilweise aus der Vergangenheit bewahrt, die amerikanische Ritterlichkeit Frauen gegenüber. Sonst zeigen die Bewohner der Union nur negative Züge gemeinsam, Mangel an gewissen Anschauungen und Sitten, die man sonst in der Welt findet. Es fehlt ihnen namentlich an Respekt vor irgend einer Person oder Einrichtung; und es fehlt ihnen natürlich auch an den äußeren Zeichen des Respekts, der Höflichkeit. Diese Menschen, die ihre Heimat verlassen haben, von denen die Hälfte die Sitten und die Sprache ihrer Eltern verachtet und verlacht, zeigen auch keinen Respekt vor dem Alter. Und oft hört man Amerikaner aus der alten Schule über den Untergang der früheren Höflichkeit klagen. Nur noch im Süden, wo die Einheimischen überwiegen, findet man die einstigen guten Umgangsformen. Jetzt bemüht sich der Neuling, der nach den Nordstaaten kommt, oft nur, die ihm daheim anerzogene Höflichkeit zu vergessen. Bei seiner Ankunft hat er noch die lächerliche Angewohnheit, den Hut abzunehmen, wenn er in ein Zimmer tritt, guten Tag, danke und bitte zu sagen. Bald aber hat er sich das Tabakkauen, jenes Wahrzeichen freien amerikanischen Bürgerstolzes, angewöhnt; und damit ist auch der letzte Rest seiner einstigen Manierlichkeit von ihm gewichen.

Aber eins hat diese bunt zusammengewürfelte Masse gemeinsam, sie wollen alle Geld verdienen. Darum sind sie ja aus ihrem schwäbischen Städtchen oder aus dem reinlichen Hause neben dem village-green des Neu-England-Dörfchens ausgewandert. Die Arbeit, das Geschäft, der Handel hält diese Menschen zusammen und gibt ihnen die nötige soziale Kohäsion. Und in diesem Punkte hat die Kristallisation eines neuen Volkscharakters auch angesetzt.

Das do, ut des-Prinzip des Geschäftsmannes, der Mangel an Sentimentalität auch außerhalb des rein geschäftlichen Lebens ist ein allgemeiner Charakterzug des amerikanischen Nordens. Im Handel wird das persönliche Element des menschlichen Verkehrs fast ganz unterdrückt; es wird auf den Intensitätsgrad des Erwerbstriebs und der Findigkeit reduziert. Persönliche Pflichten, Standes- und Berufsetikette, Höflichkeit, Moral, alles verschwindet hier vor der unerbittlichen Gewalt von Angebot und Nachfrage, und die unpersönlichste aller Waren, das Geld, der allmächtige Dollar, regiert die Herzen aller. Jede Veranstaltung, jede Einrichtung wird auf ihren Wert nach kaufmännischen Prinzipien geprüft. Nur das ist gut, was sich bezahlt macht; und um etwas gut zu besorgen, muß man es so einrichten, daß es sich bezahlt macht. Man gesteht jedem nur so viel Rechte zu, als er durch Gegenleistung verdient; und man gesteht ihm überhaupt nur das zu, was er verlangt und dessen Leistung er erzwingen kann. Von anderen erwartet man aber nur dann eine Leistung, wenn sie in deren eigenem Interesse liegt. Will man eines Menschen in irgend einer Handlung sicher sein, so appelliert man nicht an sein Pflichtgefühl, sondern man bezahlt ihm dafür den vollen Preis, one makes it worth his while. Und da Geld bekanntlich die Eigenschaft hat, die Art seiner Herkunft nicht durch seinen Geruch zu verraten, so betet man den Erfolg an.

Diese babylonische Sittenverwirrung in einem absolut kommerziellen Lande hat es für den Amerikaner einfach unmöglich gemacht, in treuherziger Vertrauensseligkeit dahin zu dämmern. Er muß seine Augen offen halten und bei dem brutalen Kampfe ums Dasein stets auf alles gefaßt sein. Wide awake, smart so bezeichnet er sich mit Stolz; und die größte Beleidigung fügt man ihm zu, wenn man ihn slow nennt. Menschen, die ihre Pflicht auch ungezwungen und gegen ihr eigenes Interesse tun und die auch im Geschäftsleben Prinzipien haben, findet er hochkomisch; meist macht er sich gleich daran, mit herablassender Verachtung sie als Lasttiere auszunutzen. Ueberhaupt ist der Typus eines guten Amerikaners der eines Menschen, der das Leben für einen Kampf hält und der darum toujours en vedette ist.

Hand in Hand mit der zähen, aggressiven Kampfeslust des Amerikaners geht seine Findigkeit und Erfindsamkeit. Auch hier hat ihn die Tradition nicht eingeschläfert, indem sie für ihn dachte. Für fast jedes Instrument, das er brauchte, hatte der

Amerikaner eine Reihe der verschiedensten Formen vor Augen, unter denen er wählen oder die er weiter bilden konnte. Und da ihn die Natur in ein Land mit überreichen Hilfsquellen für industriellen Betrieb gestellt hatte, so schuf er hier aus dem Vollen. Amerikanische Maschinen sind meist dadurch charakterisiert, daß sie den mechanischen Prozeß, den sie besorgen, sehr vereinfachen, daß sie in ihrer Gestalt sich an keine Ueberlieferung oder ästhetische Beschränktheit halten und daß sie es nötig machen, mit dem Rohmaterial nicht gerade ängstlich und kleinlich umzugehen.

Der Amerikaner denkt eben nie daran, sich selbst oder das Rohmaterial zu schonen. Er hat keine Zeit dazu, sich gehen zu lassen, da er sonst nur zu schnell von Anderen über Bord gedrängt würde. Daß das amerikanische Leben aber deshalb recht ungemütlich ist, kann man sich wohl denken. Schlimmer noch ist jedoch eine andere Folgeerscheinung des durch keine traditionellen Schranken gebundenen Kommerzialismus: die öffentliche Korruption. Von ihrer Ausdehnung kann man sich in Deutschland kaum einen Begriff machen. Oeffentliche Beamte, Volksvertreter, Vertreter der Gewerkschaften sind käuflich und lassen sich von Interessenten gern zum Mißbrauch ihrer Amtsgewalt oder ihres Vertrauenspostens bestechen. Ein Beispiel kann am besten illustrieren, welche unglaublichen Zustände auf diesem Gebiete in den Vereinigten Staaten herrschen. Ein Fabrikant bekam plötzlich große Aufträge, zu deren Befriedigung er die Nacht hindurch arbeiten lassen mußte. Da seine Fabrik innerhalb der Stadt lag, so beschwerten sich die Anwohner bei der Ortsbehörde über die fortwährende nächtliche Ruhestörung, welche die mechanischen Webstühle verursachten. Da der Fabrikant aber stets große Beiträge zum Agitationsfonds der regierenden Partei gezahlt hatte, so teilte ihm die Polizei zunächst die Namen der Leute mit, die sich beschwert hatten. Einige von ihnen hingen wirtschaftlich von dem Fabrikanten ab und erhielten umgehend ihren Lohn. Sodann erkundigte sich die Polizei danach, wie lange er noch die Nacht hindurch arbeiten lassen wolle. Auf Grund seiner Angabe wurde dann die Verfolgung der ganzen Angelegenheit so läßlich betrieben, durch möglichst verlangsamte Einziehung von Erkundigungen usw. so in die Länge gezogen, daß der Fabrikant Zeit hatte, die gewünschten Gewebe herzustellen, ehe die Polizei ihm befahl, den Nachtbetrieb zu unterlassen. Das ist ein Beispiel von Schwindeleien, wie sie täglich zu Tausenden in den Vereinigten Staaten vorkommen.

Es wäre nun grundfalsch, anzunehmen, daß jeder Amerikaner gewissenlos ist. Aber Ehrlichkeit ist noch nicht das Attribut irgend eines Berufs als solchen geworden und die Oeffentlichkeit behandelt Fragen der Ehrlichkeit noch zu oft als Privatsachen, d. h. kümmert sich nicht um sie und schweigt sie tot. Da aber nun in jedem Beruf eine Anzahl gewissenloser Menschen sich in gesetzwidriger Weise ungestraft bereichert haben und noch bereichern, so ist dadurch ein böses Beispiel gegeben. Jedenfalls kann man ruhig behaupten, daß nur wenige große amerikanische Vermögen ohne ungestraft gebliebene Verletzung der Landesgesetze erworben sind. Dadurch aber ist die offizielle Geschäftsmoral dem Gesetze gegenüber nicht gerade auf ein höheres Niveau gebracht. Und selbst die Besten zeigen oft eine merkwürdige Neigung, in ihren Handlungen von der Moralität abzusehen und sich mit der Legalität zufrieden zu stellen. Die Grenzen der Legalität aber sucht man in jedem Falle mit kasuistischer Advokatenschlauheit möglichst weit zu ziehen. In den Beziehungen der Menschen zu einander aber, unter den Personen, welche den verschiedenen Organisationen angehören, ist es Sitte geworden, sich mit gegenseitiger Loyalität zufrieden zu geben und nicht nach Ueberzeugungstreue zu fragen. Nur so ist es zu erklären, daß so viele grundehrliche Amerikaner es über sich bringen können, mit genialen Verbrechern treu zusammenzuhalten.

* * *

Unter solchen Umständen ist es klar, daß eine geradezu aufreibende Nervenanspannung nötig ist, um in dem wilden Kampfe nur zu den Ueberlebenden zu gehören. Und in der Tat altert der Mensch schnell in der Hast dieses Lebens, in der rücksichtslosen Jagd nach dem Dollar mit allen ihren unberechenbaren Zwischenfällen. Junge Greise, Leute von 30 bis 40 Jahren mit schneeweißem Haar sind in Amerika nichts seltenes.

Ueberhaupt darf man nicht den Fehler begehen, die Amerikaner für eine „junge Rasse“ zu halten. Zum Mindesten sind sie es nicht in demselben Sinne wie z. B. die Russen. Es fehlt den Amerikanern jener stammelnde Kindheitszug, der die große slavische Nation auszeichnet. Der einzelne Amerikaner ist vielmehr frühreif und altklug, frei von jeder romantischen Tradition, er erinnert vielmehr an jene Epoche, von der Hesiod spricht und in der die Kinder mit grauem Haar auf die Welt kommen. Die Bewohner sind ja auch die Abkömmlinge der alten europäischen Kulturvölker.

welche in der neuen Welt gewisse europäische „Vorurteile“, wie Soldaten ihren Tornister, abgelegt haben, um sich im rücksichtslosesten aller Daseinskämpfe nicht behindert zu fühlen. Aber sie haben ebensowenig als ihre europäischen Brüder die ungebrochene Kraft jungen Volkstums in sich. Im Gegenteil, das amerikanische Leben braucht die Menschen mit rasender Eile auf. Will man dieses Land des entfesselten, schrankenlosen Individualismus mit irgend einer anderen historischen Erscheinung vergleichen, so denkt man unwillkürlich an die italienische Renaissance, wie sie Burckhardt beschrieben hat. Allerdings fehlt die Entwicklung der Kunst und Literatur gänzlich in Amerika. An ihre Stelle ist die Groß-Industrie getreten.

Dieser Mangel an jugendlicher Naivität und an unverbrauchter, roher Volkskraft macht Amerika zu dem Lande der Neuropathen. Nirgends in der Welt, mit der einzigen Ausnahme von Paris vielleicht, gibt es so viel Leute, deren Nervensystem absolut Schiffbruch gelitten hat als hier. Darum finden denn allerlei schwindelhafte oder verrückte Sektengründungen stets Erfolg. Augenblicklich ist ein Mensch Namens Dowie damit beschäftigt, der Welt weiß zu machen, daß er eine Reinkarnation des Elisa sei. Daraufhin hat er eine Stadt gegründet, in der er absoluter Herrscher ist und die Steuern einkassiert. Spiritisten, Telepathen, Gesundbeter, Adventisten, Mental Scientist und wie sie alle heißen, treiben in Amerika ein stets blühendes Geschäft mit dem Handel von neuen Sensationen für ein nervös überreiztes Publikum.

Aber noch eine andere Folge hat die Intensität des amerikanischen Kampfes ums Dasein gezeitigt, eine Folge, welche chronisch in der Presse besprochen und für die dann gewöhnlich die Einwanderung verantwortlich gemacht wird.

Schon im Jahre 1891 machte Francis A. Walker*), der Superintendent of the Censuses of 1870 and 1880, darauf aufmerksam, daß die starke Einwanderung eigentlich keine Vermehrung der Bevölkerung, sondern eine Verdrängung der Eingeborenen durch die Eingewanderten bedeute. Er legte dabei seinen Betrachtungen die Schätzungen unter, welche ein gewisser Elkanah Watson um das Jahr 1815 gemacht hatte. Nach den Ergebnissen der drei ersten Volkszählungen von 1790, 1800 und 1810 hatte die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten um 35,1 Prozent bezw. 36,38 Prozent

*) The Forum. 1891. p. 407 and 634.

zugenommen. Da die Einwanderung damals minimal war, so ist dieser Zuwachs so gut wie ausschließlich auf natürliche Vermehrung zurückzuführen. Daraufhin schloß Watson nun auf die wahrscheinlichen Bevölkerungsziffern bei den künftigen Volkszählungen. Er konnte natürlich nichts von der riesigen Einwanderung ahnen, die um das Jahr 1830 begann. Seine Schätzung setzt lediglich natürliche Vermehrung voraus. Das Ueberraschende ist nun, daß Watsons Ziffern bis zum Jahre 1860 mit denen der Volkszählungen trotz der großen Einwanderung stimmen und für die darauf folgende Zeit auf einen noch größeren Zuwachs rechneten, als Einwanderung und Vermehrung zusammen hervorgebracht haben:

| | Watsons Schätzung | Zensus | Watsons Irrtum |
|---|---|---|---|
| 1820 . . . . | 9 625 734 | 9 633 822 | — 8 088 |
| 1830 . . . . | 12 833 645 | 12 866 020 | — 32 375 |
| 1840 . . . . | 17 116 526 | 17 069 453 | + 47 073 |
| 1850 . . . . | 23 185 368 | 23 191 876 | — 6 508 |
| 1860 . . . . | 31 753 824 | 31 443 321 | + 310 503 |
| 1870 . . . . | 42 328 432 | 38 558 371 | + 3 770 061 |
| 1880 . . . . | 56 450 241 | 50 155 783 | + 6 294 458 |
| 1890 . . . . | 77 266 989 | 62 622 250 | + 14 644 739 |
| 1900 . . . . | 100 235 985 | 76 303 387 | + 23 932 598 |

Mit anderen Worten: die Geschwindigkeit der Bevölkerungszunahme hat sich seit dem Beginn der Einwanderung verringert. Ob die Einwanderung nun daran Schuld ist, läßt sich nicht ohne weiteres sagen. Jedenfalls muß aber die Fruchtbarkeit der einheimischen Bevölkerung zurückgegangen sein. Diese Vermutung wird nun durch die Statistik bestätigt. Die eingeborenen Amerikaner aus einheimischen Familien nehmen sogar ab. Nach den Berechnungen von Dr. R. Kuczynski*) haben die eingeborenen Amerikaner sich in der Zeit von 1890 bis 1900 um 15,1 Prozent, die Fremden

*) Die Einwanderungspolititik und die Bevölkerungsfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin 1903. — Derselbe. The Fecundity of the Native and Foreign Born Population in Massachusets. The Quarterly Journal of Economics. Andere Werke über dieses Thema sind: Billings. The Diminishing Birth Rate in the United States. The Forum. June 1893. — Edson. American Life and Physical Deterioration North American Review. October 1893. — Andrews, Are there Too Many of Us. North American Review. November 1892. — J L Brownell. The Significance of a Decreasing Birth-rate. (Publication of the American Academy of Political and Social Science. No. 124.) — Die Diskussion in dem Popular Science Monthly: The Decrease in the Size of American Families Prof. E. L. Thorndike May 1903; Education not the Cause of Race Decline. Dr. G. J. Engelmann. June 1903; The Declining Birth Rate and its Cause. Dr. F. A. Bushee. August 1903 und andere.

dagegen um 55,1 Prozent durch Einwanderung und natürliche Fruchtbarkeit der Eingewanderten vermehrt. Nach den Berechnungen desselben Statistikers ist die Geburtenziffer der Eingeborenen in den Staaten Massachusets und Rhode Island 142,5 und 138,4 auf 1000 Ehefrauen unter 50 Jahren, während die der Fremden in denselben Staaten 251,8 und 237,1 ist. Die Ziffer für Frankreich ist 143,1, also noch höher als die der eingeborenen Amerikaner. Damit stimmen die Berechnungen der amerikanischen Zensusbehörden überein. Nach ihnen*) ergeben sich folgende Resultate, wenn man von der Zunahme der Gesamtbevölkerung die Zunahme der Fremden eliminiert:

| | Im Lande geborene Weiße | | Zunahme von 1890 bis 1900 | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | Im ganzen | | Unter Ausschluß der Kinder, deren beide Eltern Fremde sind | |
| | 1900 | 1890 | Anzahl | % | Anzahl | % |
| Die Vereinigten Staaten | 56 595 379 | 45 979 391 | 10 615 988 | 23,1 | 7 379 192 | 16,0 |
| North Atlantic Division . | 15 898 900 | 13 247 119 | 2 651 781 | 20,0 | 1 261 598 | 9,5 |
| South Atlantic Division . | 6 497 175 | 5 389 833 | 1 107 342 | 20,5 | 1 053 869 | 19,6 |
| North Central Division . | 21 624 468 | 17 860 356 | 3 764 112 | 21,1 | 2 278 581 | 12,8 |
| South Central Division . | 9 462 220 | 7 282 725 | 2 179 495 | 29,9 | 2 071 009 | 28,4 |
| Western Division . . . . . | 3 112 616 | 2 199 358 | 913 258 | 41,5 | 714 135 | 32,5 |

Diese Ziffern würden offenbar noch ungünstiger für die Eingeborenen ausfallen, wenn auch die Kinder mit berücksichtigt wären, die nur zum Teil von Fremden abstammen. Noch bedauerlicher aber ist, daß man nicht feststellen kann, seit wie viel Generationen die einzelnen Teilgruppen der im Lande von Eingeborenen Abstammenden in Amerika schon sind.

Es wäre nun falsch, anzunehmen, daß es den länger in Amerika ansässigen Familien an Lebenskraft und Gesundheit fehle, um sich fortzupflanzen. Dagegen sprechen die Ziffern der Südstaaten. Fast scheint es, als hätten die recht, welche behaupten, daß die Einwanderer dem Eingeborenen das Brot nehmen. Denn die eingeborene Bevölkerung vermehrt sich da am geringsten, wo die größte Zahl Fremder sich findet. Allein die Anzahl der Fremden

*) Twelfth Census. v. II. p. LVIII.

in den verschiedenen Landesteilen fiel stets mit dem Grade der industriellen Entwicklung, mit der Konzentration der Menschen in den Städten, mit der Bevölkerungsdichtigkeit und mit anderen Zeichen komplizierterer Zivilisationsformen zusammen. Genau denselben Zusammenhang mit diesen Faktoren zeigt nun auch die Anzahl der Sterbefälle, die von solchen Krankheiten herrühren, welche auf geistige Ueberanstrengung und nervöse Erschöpfung zurückzuführen sind. Im III. Bande des 12. Zensus findet sich*) eine Statistik der Todesfälle, die im Jahre 1900 von Erkrankungen des Nervensystems herrührten. Diese Nervenkrankheiten zerfallen nach dem Zensus in Apoplexie, Paralyse, Tetanus, Trismus nascentium und Krämpfe (Convulsions). Sie geben also im allgemeinen einen gewissen Maßstab für die Intensität des Lebens in den verschiedenen Teilen des Landes. Bei den folgenden Angaben ist nun nicht die alte Einteilung in fünf geographische Divisions beibehalten. Zu der North Atlantic Division gehören aber im großen und ganzen die Gruppen unter 1, 5 und 6. Teils hierzu, teils zur South Atlantic Division gehören Gruppe 2 und 7. In der Hauptsache zur South Atlantic Division sind zu rechnen Gruppe 3, 4, 9 und 11, während Gruppe 10 nur zum Teil hierher und zum anderen Teil zur North Central Division gehören. Gruppe 7 und 16 liegen im Gebiet der North Central Division und Gruppe 13, 15, 17, 18 und 19 gehören halb hierher, halb zur South Central Division. Letztere besteht aus Gruppe 12 und 14; und Gruppe 20 und 21 bilden die Western Division.

Zahl der Todesfälle von Erkrankungen des Nervensystems pro 1000 Todesfälle aus bekannten Ursachen:

| | | |
|---|---|---|
| 1. | North Atlantic Coast region | 126,7 |
| 2. | Middle Atlantic Coast region | 108,3 |
| 3. | South Atlantic Coast region | 91,9 |
| 4. | Golf Coast region | 102,9 |
| 5. | Northeastern hills and plateaus | 136,8 |
| 6. | Cental Appalachian region | 156,0 |
| 7. | Region of the Great Northern Lakes | 123,4 |
| 8. | Interior plateaus | 134,9 |
| 9. | Southern Central Appalachian region | 94,0 |
| 10. | Ohio River belt | 134,7 |
| 11. | Southern Interior plateau | 81,1 |
| 12. | South Mississippi River Belt | 75,3 |
| 13. | North Mississippi River Belt | 123,3 |

*) p. CXCV.

| | | |
|---|---|---|
| 14. | Southwest Central region . . . . . . . | 93,6 |
| 15. | Central region — plains and prairies . . . | 126,9 |
| 16. | Prairie region . . . . . . . . . . . . | 130,1 |
| 17. | Missouri River belt . . . . . . . . . . | 118,0 |
| 18. | Region of the Western plains . . . . . | 98,7 |
| 19. | Heavily timbered region of the Northwest . | 127,7 |
| 20. | Cordilleran region . . . . . . . . . . . | 99,6 |
| 21. | Pacific Coast region . . . . . . . . . . | 116,3 |

Die Gruppen 3, 4, 9, 11, 12 und 14 in dieser Liste gehören vollständig in die beiden südlichen Divisions und wieder zeigen sie sich vom Reste der Vereinigten Staaten verschieden. Wieder zeigt fast der ganze Norden sich als eine Einheit.

Man kann also die Schuld für die Abnahme der eingeborenen Bevölkerung im Norden nicht einfach auf die Einwanderung schieben, ebensowenig als man der Einwanderung das ganze Verdienst an der industriellen Entwicklung dieses Landesteiles anrechnen kann. Vielmehr liegt hier eine Reihe von wirtschaftlichen und ethnischen Prozessen vor, die untereinander in Wechselwirkung stehen. Ein agrarisches Land ist zum Großindustrie-Betrieb übergegangen. Dasselbe Land hat zur gleichen Zeit die Besiedelung seiner westlichen ungeheuren Marken unternommen. Und zu derselben Zeit ist nach demselben Lande eine überseeische Völkerwanderung eingetreten, die nach Millionen zählt. Sie hat mit der vollständigen Vernichtung einer Rasse, der Indianer, geendet und wie vor Jahrtausenden, während der großen Völkerwanderungen, die in das graue Zwielicht der Vorzeit gehüllt sind, hat die siegreiche Rasse sich in dem eroberten Lande der Erschlagenen bequem eingerichtet. Alle diese welthistorischen Vorgänge aber sind das Resultat individueller Wanderungen gewesen und haben ein Land zum Schauplatz gehabt, dessen Verfassung und dessen Sitten bereits dem extremen Individualismus huldigten. Es ist kein Wunder, daß das atomistische Staats- und Wirtschaftsideal darum in den Vereinigten Staaten zur Wirklichkeit geworden ist.

Aber diese reine Geldwirtschaft hat mit den Reichtümern des Bodens genau so wie mit der Lebenskraft der Menschen gewüstet. Das Land und die Nation sind erschöpft durch den Raubbau. Nicht als ob die Abnahme der eingeborenen Bevölkerung auf eine Abnahme ihrer physischen Lebensfähigkeit zurückzuführen sei. Aber die Zustände sind so, daß die Eingeborenen sich zu freiwilliger Unfruchtbarkeit verurteilen, oder, wie Präsident Roosevelt in einem oft angeführten Briefe sagt, „Rassen-Selbstmord“ begehen.

Einer der Gründe hierfür ist die Launenhaftigkeit des amerikanischen Wirtschaftslebens. Perioden des Aufschwunges sind in den Vereinigten Staaten enthusiastischer und gewaltiger als in der alten Welt. Aber die Zeiten der wirtschaftlichen Stagnation greifen tiefer ein in das Dasein aller Schichten der Bevölkerung. Namentlich fehlt es für den amerikanischen Mittelstand ganz und gar an dem, was man in Deutschland Lebensstellungen nennt. Die Beamten der Staaten, der Städte, des Bundes, in der Verwaltung, der Justiz, der Post, die Geistlichen, die Lehrer, sie alle sind nicht fest angestellt, haben keine Pensionsberechtigung, noch können sie etwa auf Wittwen- und Waisenpensionen rechnen. Sie sind sämtlich kaufmännische Angestellte, kontraktlich und auf Kündigung engagiert. Statt eine „Versorgung“ zu haben, die sie vor den Wechselfällen des kaufmännischen Daseins schützt, müssen sie in Amerika jeden Augenblick darauf gefaßt sein, ihren Posten zu verlieren und damit sich dem Nichts gegenüber zu finden. Ein Rechtsanwalt oder Arzt mit guter Praxis hat in Amerika eine weitaus sicherere Stellung als diese Personen des gebildeten Mittelstandes. Die größte Sicherheit bieten Anstellungen bei riesigen Aktiengesellschaften, namentlich bei den Eisenbahnen. Im Grunde also hängt jeder von seinem Gehalt lebende Mensch von den Schwankungen der politischen und wirtschaftlichen Konjunktur ab. Es ist unter diesen Umständen leicht verständlich warum verhältnismäßig nur wenig Leute die Verantwortlichkeit und die Last auf sich laden wollen, welche eine zahlreiche Familie mit sich bringt.

Dazu kommt, daß die reine Geldwirtschaft und der extreme wirtschaftliche Individualismus in Amerika Verhältnisse zersetzt haben, in denen in Deutschland ein urwüchsiger Kommunismus oder Naturalwirtschaft herrschen. Namentlich tritt das in den Familienbeziehungen hervor, welche durch die Frauenbewegung stetig gelockert werden. Die amerikanische Frau will immer mehr vom Manne und von der Familie überhaupt unabhängig sein. Sie gehört einem Frauenklub an, in dem Männer nicht zugelassen werden. Sie will ihr Geld bei der Bank auf ihren eigenen Namen deponieren und von den anderen Familienmitgliedern getrennt Buch führen. Sie hält es namentlich für unter ihrer Würde, in der Wirtschaft tätig zu sein. Nun ist es aber schwer, Dienstboten zu finden, da die amerikanischen Mädchen niederen Standes sich nicht der alten Form der Abhängigkeit von der Familie unterwerfen wollen und lieber als freie Arbeiterinnen, d. h. rein geldwirtschaft-

lich in der Fabrik ihren Unterhalt verdienen. So kommt es, daß in den Staaten des Nordens man jetzt für ein einfaches „Mädchen für alles", das nichts besonderes gelernt hat, durchschnittlich 4 Dollar = 16 Mark Wochenlohn, nebst freier Wohnung uud Kost bezahlt. Kann sie kochen, so verlangt sie wenigstens 5 Dollar = 20 Mark wöchentlich. Die Frau wird darum für den Amerikaner der gebildeten Mittelstände, so weit er nicht von Haus aus Vermögen hat, ein Luxusartikel. Und mehr und mehr zieht man es vor, sich garnicht zu verheiraten oder wenigstens mit der Heirat so lange zu warten, bis man einen Notpfennig für die Fälle der Stellenlosigkeit zurückgelegt hat. Unendlich viele aber aus diesen Kreisen richten ihr Familienleben gleich nach der Heirat ostentativ so ein, daß sie es nur als kinderloses Ehepaar weiter führen können.

Denn die täglichen Ausgaben für eine Familie sind hohe. Das Schulgeld ist für Leute mit vielen Kindern unerschwinglich.*) Durchschnittlich 100 Dollar = 400 Mark jährlich pro Kind zu bezahlen, kann sich niemand erlauben, der fünf Kinder in die Schule schickt, 300 bis 400 Dollar jährlich Miete zahlt, und sagen wir 1000 bis 2000 Dollar jährlich verdient. Die Lebensmittel, die Wohnungsmieten alles steigt in den großen Städten fortwährend im Preise und der amerikanische Mittelstand steht jetzt vor der Alternative, entweder auf seine gewohnte Lebensführung oder auf das Familienleben zu verzichten. Er hat in den meisten Fällen das letztere getan.

Aber mit der zunehmenden Besiedelung und der fortschreitenden Industrie-Entwicklung werden diese Verhältnisse sich nur noch schärfer zuspitzen. Beide Vorgänge haben zur Folge, die zum Leben notwendigen Rohmaterialien relativ seltener und damit teurer zu machen. Der Amerikaner wird also seinen gewohnten Raubbau, sein Wüsten mit dem Rohmaterial aufgeben müssen. Es ist für den Europäer haarsträubend mit anzusehen, wie wenig der Amerikaner Sparsamkeit kennt und achtet. Mit unglaublicher Verachtung und Verschwendung benutzt er die Nahrungsmittel, die Rohmaterialien. Seine Grundüberzeugung ist, daß für ihn stets genug Luft, Licht Erde, Nahrung usw. zum Leben da sein wird. Was in einem Haushalte an Ueberresten von den Mahlzeiten, und bis vor Kurzem in den Fabriken an „unbrauchbaren" Abfällen weggeworfen wird kann garnicht beschrieben werden.

*) Im Osten gehen nur Kinder des Lohnarbeiterstandes in die öffentlichen, unentgeltlichen Schulen. Alle anderen besuchen Privatschulen.

Das muß aber anders werden. Die Amerikaner werden, genau wie die Völker der alten Welt, Wasser in ihren Wein gießen müssen. Statt weiter rücksichtslos aus dem Vollen zu schöpfen, werden sie Sparsamkeit und Andacht für das Kleine lernen müssen. Das hat sich zuerst bei dem gebildeten Mittelstande gezeigt, der standesgemäß auftreten will und dabei in ein glänzendes Elend geraten ist. Denn anders kann man das Leben jener Leute nicht bezeichnen, welche als verheiratete Paare in Pensionen zusammen ein Zimmer bewohnen*), um auf diese Weise in einem standesgemäßen Stadtviertel leben und sich standesgemäß kleiden zu können.

Unter dem gebildeten Mittelstande sind aber die eingeborenen Amerikaner in der Mehrzahl. Daher kommt die Abnahme der einheimischen Bevölkerung, welche offenbar entschlossen ist, lieber unterzugehen als ihre alte auf Vergeudung und Luxus begründete Lebensweise aufzugeben.

Allerdings werden es dann die Immigranten sein, welche in die leer gewordenen Plätze aufrücken und mit ihren bescheideneren Ansprüchen in ihnen glücklich sein werden. Wie das im einzelnen vor sich gehen wird, kann man natürlich nicht vorher wissen. Aber eine Vermutung ist immerhin zulässig.

Von den europäischen Immigranten, die im Geschäftsjahre 1903 nach Amerika kamen, gehörten nur 203 689 den Rassen an, welche die europäische Kultur repräsentieren. 610 813 kamen aus Süditalien, Rußland, den Balkanstaaten, der Türkei und anderen Ländern Südwesteuropas. Diese beiden Gruppen, wenn man von Mongolen und Negern absieht, verteilten sich in folgender Weise über die Vereinigten Staaten:

| | Nordwest-Europäer | Südost-Europäer**) |
|---|---|---|
| North Atlantic Division . . . | 80 270 | 444 970 |
| South Atlantic Division . . . | 1 536 | 11 089 |
| North Central Division . . . | 81 734 | 95 717 |
| South Central Division . . . | 2 714 | 8 204 |
| Western Division . . . . . | 16 516 | 16 359 |

Daraus geht also hervor, daß die weniger hochstehenden Rassen eine auffallende Vorliebe für den Osten zeigen, wo die Industrie und die Bevölkerungs-Dichtigkeit groß, die natürliche Vermehrung der Einheimischen und die ländliche Bevölkerung dagegen gering

*) In Boston wuchs die Zahl der Bewohner der „boarding-houses“ in den Jahren von 1891 bis 1895 von 27 512 auf 54 442. (Bushee, Ethnic Factors, p. 34).

**) Hierzu sind auch die Iren, Syrier und Armenier gerechnet.



sind. Die gesunden, meist germanischen Rassen, wie Schweden, Norweger, Deutsche, Engländer und Holländer gehen nach den westlicheren Teilen des Nordens, zum Teil in die Ackerbau treibenden Gebiete.

Noch deutlicher wird die Bedeutung dieser Zahlen, wenn man nach der zwölften Volkszählung die Zahl der Eingewanderten betrachtet, die in den 160 amerikanischen Städten mit 25 000 oder mehr Einwohnern sich aufhalten:

| | In den Vereinigt. Staaten | In den 160 Städten | Prozent in den Städten |
|---|---|---|---|
| Oesterreich | 276 249 | 147 730 | 53,5 |
| Böhmen | 156 991 | 85 287 | 54,3 |
| Kanada (Englisch) | 785 958 | 314 540 | 40,0 |
| Kanada (Französ.) | 395 297 | 148 992 | 37,7 |
| Dänemark | 154 284 | 43 350 | 28,1 |
| England | 842 078 | 389 895 | 46,3 |
| Frankreich | 104 341 | 51 597 | 49,5 |
| Deutschland | 2 666 990 | 1 339 351 | 50,2 |
| Holland | 105 049 | 46 312 | 44,1 |
| Ungarn | 145 802 | 77 879 | 53,4 |
| Irland | 1 618 567 | 1 003 810 | 62,0 |
| Italien | 484 207 | 302 324 | 62,4 |
| Mexiko | 103 410 | 7 365 | 7,1 |
| Norwegen | 336 985 | 75 499 | 22,4 |
| Polen (Deutsches) | 150 232 | 103 270 | 68,7 |
| Polen (Oesterreich) | 58 503 | 29 426 | 50,3 |
| Polen (Rußland) | 154 424 | 96 897 | 62,7 |
| Polen (sonstig) | 20 351 | 10 353 | 50,9 |
| Rußland | 424 096 | 317 798 | 74,9 |
| Schottland | 233 977 | 107 671 | 46,0 |
| Schweden | 573 040 | 208 035 | 36,3 |
| Schweiz | 115 851 | 40 950 | 35,3 |
| Wales | 93 682 | 30 222 | 32,3 |
| Andere Länder | 356 280 | 151 728 | 42,6 |
| Zusammen | 10 356 644 | 5 130 281 | 49,5 |

Die Mexikaner sind meist Einwohner von Neu-Mexiko und gehören dem romanisch-amerikanischen Typus an. Sonst sind namentlich auf dem Lande zu finden: Dänen und Norweger. Auch die Schweden, Schweizer, Kanadier, Holländer sind vielfach von den Städten ferngeblieben. Die Deutschen haben sich fast gleichmäßig auf Stadt und Land verteilt. Sie alle werden einen gesunden Bauernstand für Amerika unter Umständen abgeben können.

Von der „wünschenswerten" Einwanderung sind nur die Deutschen in den Städten zahlreicher vertreten. Fast vollzählig

aber drängen in die Städte die Iren, Italiener, Russen, Polen und teils auch die Ungarn. Also alle die Rassen tragen zur Vermehrung der städtischen Bevölkerung, namentlich des Ostens, bei, deren Ignoranz, gewalttätiges Temperament und politische Unreife sie von vornherein zu Rekruten des Proletariats prädestinieren. Nur die Juden*) machen davon eine Ausnahme, sind aber wegen ihres übermäßig entwickelten Erwerbssinn auch nicht gern gesehen. Kein Wunder, daß den eingeborenen Amerikaner ein gelindes Gruseln überkommt, wenn er an die Zukunft dieser stets anwachsenden Stadtbevölkerung denkt und daß er auf Mittel sinnt, wie er sich diese „Bedientenvölker" vom Leibe halten kann.

Das ist um so dringender wünschenswert, vom amerikanischen Standpunkt aus, als zugleich mit der Einwanderung dieser letzten Jahre, welche ja meist an Charakter den auch in Deutschland bekannten Sachsengängern und italienischen Erdarbeitern gleich ist, bereits eine wenn auch quantitativ geringe Auswanderung der unternehmungslustigsten Amerikaner angefangen hat. Noch sind die drei oben beschriebenen Wanderungen auf amerikanischem Boden lange nicht zum Abschluß gekommen und schon tritt neben den Zug über die See, den Zug nach Westen und den Zug zur Stadt der Zug nach dem Ausland oder den Kolonien. Amerika, das vor einigen Jahrzehnten noch vollständig den Charakter einer Kolonie hatte und noch jetzt Kolonisten braucht, sendet anderseits Kolonisten aus und kolonisiert. Es ist in Gefahr einfach Durchgangsstation für energische Pioniere zu werden. In Hawaii wohnten nach der Volkszählung vom 28. Dezember 1890 60 628 Weiße, die wohl zum großen Teil aus den Vereinigten Staaten gekommen waren. Porto Rico und namentlich die Philippinen ziehen eine Reihe junger Leute an, die ihr Glück machen wollen. Und in den ackerbautreibenden Staaten des Westens finden die Pioniere, welche das jungfräuliche Land ausgesogen haben, nicht mehr genug Neuland für ihren Raubbau. Sie fangen an nach Norden über die kanadische Grenze zu gehen, wo noch unbebautes Land zu Spottpreisen käuflich ist. Man schätzt die Anzahl der amerikanischen Farmer, die seit dem Jahre 1890 aus Nord- und Süd-Dakotah, Minnesota, Illinois, Wisconsin und Utah ausgewandert sind, auf 135 000 und nimmt an, daß sie für mehr als 70 000 000 Dollar an Geräten und Vieh mit sich nach Manitoba, Alberta, Assiniboia und Saskatchewan genommen haben.

*) Sie sind meist als Russen, seltener als Polen oder Oesterreicher aufgeführt.

An ihre Stelle und an Stelle des von ihnen oft betriebenen Raubbausystems müssen neue Siedler treten, Bauern im eigentlichen Sinne des Wortes, nicht Nomaden, die den Boden aussaugen und ihn dann als wertlos verschleudern. Geschieht das nicht, so werden lediglich die Mut- und Kraftlosen in den früher blühenden Distrikten übrig bleiben. Das ist namentlich im Osten der Vereinigten Staaten nur zu oft auf dem Lande schon eingetreten. Durch die westliche Konkurrenz ging der Ackerbau in den alten Staaten der North Atlantic Division zurück. Die Energischen, Unternehmenden und Kapitalkräftigen unter den Landbewohnern gingen teils in die Stadt, teils nach dem fernen Westen. Was zurückblieb waren die Armen, die Dummen, die Trägen, die sittlich Verkommenen. Fortwährend erzählen Kenner der Neu-England Staaten, wie dort zwischen den von ihren einstigen Besitzern verlassenen Farmen jetzt ein Geschlecht wohnt, dessen wirtschaftliches und moralisches Dasein nichts als Stagnation und entsetzlichste Fäulnis ist.

Wenn es den Amerikanern erspart bleibt, daß solche Zustände allgemeiner werden, dann muß namentlich die Einwanderung germanischer Rasse aus Europa helfen. Schon jetzt tragen die Deutschen vor allem dazu bei, daß neben der aussterbenden altamerikanischen Bevölkerung und den mehr oder weniger proletarischen Südost-Europäern in den Städten ein gesundes Kleinbürgertum sich befestigt. Nichts liefert hierfür einen besseren Beweis, als die von Bushee (S. 48) zusammengestellte Statistik der Geburts- und Sterbefälle für die verschiedenen Rassen, die die Gesamtbevölkerung Bostons ausmachen:

| | Geburtsfälle pro Tausend | Sterbefälle pro Tausend | Unterschied | | Zunahme der in Amerika von fremden Eltern Geborenen in Prozenten |
|---|---|---|---|---|---|
| Amerikaner . . . | 16,40 | 17,20 | — 0,80 | | — 3,67 |
| Iren . . . . . | 45,60 | 25,20 | 20,40 | | 4,37 |
| Franzosen . . . | 34,80 | — | — | | 6,90 |
| Britisch Amerikaner | 42,40 | 17,40 | 25,00 | | 6,39 |
| Schotten . . . . | 40,30 | 15,70 | 24,60 | 25,40 | 7,31 |
| Engländer . . . | 41,00 | 14,70 | 26,30 | | |
| Deutsche . . . . | 48,00 | 15,00 | 33,00 | | 7,03 |
| Schweden . . . | 52,00 | — | — | | 10,85 |
| Russen . . . . | 94,60 | 15,90 | 78,70 | | 25,05 |
| Italiener. . . . | 104,60 | 25,30 | 79,30 | | 21,25*) |

*) Die Ziffern für die Sterbefälle unter den Franzosen und Schweden fehlen. Die geringe Vermehrung der Deutschen in der zweiten Generation führt

Auf dem Lande werden die Norweger, Schweden, Dänen und teilweise auch Deutschen gutes Material für einen soliden Kleinbauernstand abgeben. Und das Ende vom Liede wird sein, daß der deutsche Michel und seine skandinavischen Brüder wieder einmal ihren mächtigsten Rivalen gestärkt und dort gesäet haben, wo andere ernten werden.

---

Bushee darauf zurück, daß die Kinder der deutschen Einwanderer sich stark an der Wanderung nach Westen beteiligen. Die Russen, d. h. Juden zeigen eine große natürliche Fruchtbarkeit. Die Ziffern sind jedoch bei ihnen und namentlich bei den Italienern so hoch, weil diese Rassen erst seit kürzerer Zeit einwandern und die Kinder und Greise unter den Einwanderern stets sehr wenig zahlreich sind. Beide diese Altersklassen haben aber stets die höchste Mortalität.

# Die stammesgeschichtliche Entwicklung der mehrzelligen Organismen.

Von

**Eduard von Hartmann.**

---

Der größte Schritt innerhalb der organischen Natur ist der vom einzelligen zum mehrzelligen Organismus. Dieser Schritt ist weder durch direkte Anpassung im Lamarckschen Sinne, noch durch indirekte Anpassung oder Selektion im Darwinschen Sinne erklärbar. Denn die einzelligen Organismen haben als solche die denkbar größte Anpassungsfähigkeit, sodaß sie sich an jedem Orte und zu jeder Zeit behauptet haben. Sie hatten weder einen Grund, um der besseren Anpassung willen zum mehrzelligen Typus überzugehen, noch haben die mehrzelligen Organismen irgendwo und irgendwann vermocht, die einzelligen im Kampf ums Dasein zu verdrängen, sondern haben sich damit begnügen müssen, sich neben ihnen einen Platz zu erobern. Trotzdem ist es unzweifelhaft, daß die einzelligen Organismen älter sind als die mehrzelligen und daß die letzteren stammesgeschichtlich aus den ersteren entsprungen sind. Da wir von der tatsächlichen Entstehungsgeschichte der Mehrzelligen nichts wissen und niemals etwas erfahren werden, so hat es ein um so größeres Interesse, die noch jetzt vorhandenen Uebergangsstufen zwischen ein- und mehrzelligen zu betrachten, die uns veranschaulichen können, welcher Art etwa die wirklichen, genetischen Uebergangsstufen gewesen sein können, die beide Gebiete der organischen Natur verknüpfen.

Diese Uebergangsformen sind doppelter Art. Einerseits gibt es einzellige Organismen, die den äußeren Typus mehrzelliger vorspiegeln und deren wichtigste Formbestandteile (Wurzeln, Stengel, Blätter) vorwegnehmen; andererseits gibt es losere und engere Zellverbände, sodaß alle Grade der Verknüpfung vertreten scheinen.

Die einzelligen Wasseralgen, die in manchen Arten (z. B. Caulerpa) meterlange, wohlgegliederte Pflanzen darstellen, rechnet man gewöhnlich nicht zu den Uebergangsformen; man sieht in der mannigfachen Differenzierung der Teile der einen Riesenzelle nur eine ähnliche Anpassungserscheinung wie in der Differenzierung der Zellen bei mehrzelligen Organismen oder in der Differenzierung der Einzelindividuen (Personen) bei Stöcken und folgert daraus nur, daß es relativ gleichgültig für die adaptive Differenzierung ist, ob die sich anpassenden Teile die morphologische Bedeutung von Zellteilen, Zellen, Geweben oder Personen haben. Neuerdings hat sich jedoch auch eine etwas abweichende Auffassung geltend gemacht.

Die einzelligen Organismen, die sich auf solche Weise differenzieren, sind weder einkernige Zellen, noch sind sie vielkernig im Sinne einer typischen, festen, engbegrenzten Kernzahl, sondern haben eine unbestimmte, mit dem Wachstum zunehmende Kernzahl. Eine solche einzellige Alge unterscheidet sich von einer ähnlich gebauten vielzelligen grundsätzlich nur durch das Fehlen der Zellwände. Nun sind aber die Zellhüllen etwas relativ Gleichgültiges im Verhältnis zu den Kernen, Zentralkörperchen und Farbträgern, deren die eine Riesenzelle nicht weniger zu haben braucht als eine gleich große mehrzellige Pflanze. Von den Kernen, Zentralkörperchen und Farbträgern gehen alle wichtigeren Funktionen des Organismus aus, während die Zellwände nur Stützgerüste und mehr oder minder durchlässige Abschlußschichten des Zellinhalts darstellen. Es scheint demnach, als ob die Cellulartheorie, die alles Gewicht auf die Zusammensetzung aus abgeschlossenen Zellen legt, einer Nebensache zu großes Gewicht beigelegt hat, und diese Ansicht findet darin eine Stütze, daß bei vielzelligen Organismen die Verbindung der Zellen durch Plasmafäden, die die Zellwände durchbrechen, immer deutlicher wird. Auch der mehrzellige Organismus stellt sich nämlich als ein zusammenhängendes Plasmagebilde dar ebensogut wie die eine Riesenzelle. Gewiß hat die Teilung durch Zwischenwände ihren physiologischen Nutzen, da sie bei allen höheren Organismen durchgeführt ist (ähnlich wie die Schotten bei den modernen Schiffskolossen); aber das Entscheidende ist doch, daß der mehrzellige wie der einzellige Organismus eine Plasmaeinheit ist, durch die sich Reize zwischen den Teilen fortpflanzen können, und daß ihre Gliederung durch die Vielheit der Kerne, Zentralkörperchen und Farbträger bestimmt ist.

Die ursprüngliche Cellulartheorie faßte den mehrzelligen Organismus wie ein Zellengefängnis auf, dessen Zelleninsassen sich nur durch die massiven Wände hindurch verständigen können. Die Riesenzelle einer Caulerpa entspricht dagen einem großen Bau mit verschiedenartig ausgestalteten Gebrauchsräumen und Korridoren, zwischen denen jede Teilungswand fehlt. Die mehrzellige Pflanze endlich gleicht einem Gebäude, dessen Räume zwar durch Teilungswände geschieden sind, aber durch Teilungswände, die mit Durchgangsöffnungen versehen sind und den Verkehr durch sie unbehindert lassen. Wie der Faden der Ariadne durch ihres Vaters Labyrinth, so zieht sich die Einheit des Plasma durch alle verbundenen Gemächer, in denen die Arbeiter (Kerne usw.) verteilt sind und ihren Leistungen obliegen. Nur da wird die Durchbrechung der seitlichen Zellwände von Plasmafäden überflüssig, wo entweder ein Gewebe keine aktiven Leistungen mehr für den Gesamtorganismus zu vollbringen hat, oder wo infolge der Meldungs- und Befehls-Zentralisation nur noch eine Reizleitung in bestimmter Richtung (zum und vom Zentrum) stattfindet, also nach allen anderen Seiten hin der Abschluß vollständig sein kann.

Läßt man diese Auffassung gelten, so gewinnt die differenzierte Riesenzelle des einzelligen Organismus eine erhöhte Bedeutung. Sie nimmt dann nicht bloß den äußeren Aufbau der Pflanze nach Wurzeln, Stengeln, Blättern und Vegetationspunkten vorweg, sondern auch ihren inneren Bau, was die Verteilung der Kerne usw. betrifft. In den Organen der Zelle, nicht mehr in der Zelle selbst, sind dann die zusammengehörigen Lebenseinheiten zu sehen, die durch ihre Teilung das Wachstum des Organismus bewirken. Wie in jeder Zellteilung die Kernteilung die Hauptsache, die nachfolgende Abschnürung der Zellhülle aber Nebensache ist, so erscheint es relativ gleichgültig, daß bei der Kernteilung der vielkernigen Zelle die nachherige Abschnürung unterbleibt. Das Wachstum hat in der Hauptsache in beiden Fällen denselben Charakter, mag es mit Abschnürung der Plasmahüllen der abgespaltenen Kerne verbunden sein oder nicht, und die adaptive Differenzierung der so erwachsenen Teile rückt sich nunmehr in den beiden Fällen viel näher als unter dem Gesichtspunkt der Cellulartheorie. Die einzellige Alge vollzieht denselben Lebenslauf ohne Zwischenwände, wie die vielzellige mit solchen; deshalb liegt der Gedanke nahe, daß auch die inneren treibenden Formprinzipien die gleichen sind bis auf den Unterschied der von Verbindungstüren durchbrochenen

Zwischenwände. Die niederen Lebenseinheiten sind in beiden die Kerne nebst Zubehör; die höhere Lebenseinheit ist in beiden das kontinuierliche Plasma, das sich mit oder ohne Einschnürungen durch den ganzen Organismus hindurchzieht.

Trotz dieses wesentlich gleichen Formprinzips ist doch nicht anzunehmen, daß mehrzellige Organismen aus differenzierten Riesenzellen durch nachträgliche Bildung von Zwischenwänden entstanden seien. Die differenzierten Riesenzellen sind ein besonderer Seitenzweig in der Entwicklung der einzelligen Organismen, der von dem Wege zu den mehrzelligen abführt. Die Tendenz zur Bildung von Zwischenwänden durch Einschnürung der Zellhülle muß während des Wachstums von der ersten Kernteilung an auftreten und sich bei jeder wiederholen, kann aber nicht nachträglich am fertigen Organismus hervortreten. Deshalb ist der Vergleich loserer und engerer Zellverbände für das Verständnis der Entstehung mehrzelliger Organismen noch wichtiger als der Vergleich differenzierter Riesenzellen mit ähnlichen mehrzelligen Organismen.

Nägeli hat folgende drei Gesetze für den Uebergang zu mehrzelligen Organismen aufgestellt, die zugleich drei Stufen in der Engigkeit des Zellverbandes darstellen: 1. Die Teilungsprodukte einer einzelligen Pflanze bleiben verbunden, statt sich räumlich zu trennen; 2. durch Sprossung entstehende geschlechtslose Fortpflanzungszellen werden, statt sich von der Mutterpflanze abzulösen, zu gegliederten Zellfäden oder Zellästen; 3. die durch Verzweigung entstandenen Teile einer mehrzelligen Pflanze, die auf niederer Stufe (z. B. bei konfervenartigen Algen) freibleiben, legen sich auf höherer Stufe (z. B. bei Pilzen und Flechten) zu einem Geflecht oder Gewebe zusammen, das zuerst bloß durch eine verbindende Gallerte lose zusammengehalten wird, weiterhin aber zu einem dichten Gewebe verwächst. Nach den beiden ersten Gesetzen bleibt auf der höheren stammesgeschichtlichen Stufe die endgültige räumliche Trennung der Teilungs- und Fortpflanzungsprodukte aus, die auf den niederen erfolgt; nach dem dritten Gesetz verwachsen auf der höheren Stufe Zellfäden oder Zelläste ihrer ganzen Länge nach mit einander, die auf der niederen Stufe nur mittelbar durch ihre Ursprungsstellen und durch deren gemeinsamen Zellfaden miteinander verbunden sind. Uebrigens können nur ungeschlechtliche Keimzellen den Organismus durch Sprossung nach dem [zweite]n Gesetz unmittelbar vergrößern, während geschlechtliche, d. h.

ungleichartige Keimzellen bei etwaigem Weiterwachsen nur zu Fortpflanzungsorganen führen.

Die Uebergänge von losen zu festen Zellverbänden sind ebenso fließend wie die zwischen losen und festen Personverbänden zu Stöcken. Vielkernige Zellen und Zellverbände von ebensoviel Zellen und gleicher Gesamtgröße gehen in manchen Erscheinungen der Entwicklungsgeschichte fließend ineinander über, so z. B. in der Kernteiluug der Insekteneier in Hunderte von Kernen und ihrem plötzlichen Zerfall in ebensoviel Zellen. Auch ein vielkerniges Plasmodium einer Myxomycete ist, trotzdem es sich als einheitliche schleimige Masse darstellt, doch der Potenz nach in sich vielzellig; dies tritt zu Tage, wenn es bei der Umwandlung zu einem Fruchtkörper in soviel Sporen zerfällt, als Kerne in ihm enthalten sind. Die Nostochaceen, Oscillariaceen und Chroococcaceen führen uns Stufen der loseren und festeren Zellverbindung vor, bei denen man teilweise zweifelhaft sein kann, ob man es mit einem zufällig zusammengeballten Haufen einzelliger Pflanzen oder mit einer mehrzelligen Pflanze zu tun hat. Ebenso zeigen Anhäufungen einzelliger Organismen (z. B. Weinhefe) bei ihrem Wachstum oft ganz ähnliche baumartig verzweigte Formen wie gewisse mehrzellige (z. B. konfervenartige Algen) oder vielkernige einzellige; während aber bei den beiden letzteren diese Formen bleibend sind, stellen sie bei den ersteren nur eine Uebergangsformation vor dem Zerfall der Zellhaufen in Einzelzellen dar.

Warum trennen sich dort die Teilungsprodukte und bleiben hier beisammen? Warum zerfällt im einen Fall die vielkernige Zelle in so viel Zellen, als sie Kerne hat, im anderen Falle nicht? Wir sehen, daß die artgleichen Zellen bald ein Streben nach Trennung aus verbundener Lage, bald nach Verwachsung aus getrennter Lage, die artgleichen Kerne derselben Zelle bald ein Streben nach Zerfall in einkernige Zellen haben, bald dessen ermangeln, je nachdem durch die stammesgeschichtliche Entwicklung ererbte Anlagen zu der einen oder der anderen Verhaltungsweise in ihnen niedergelegt sind. In den einzelligen Organismen, die zum ersten Male auf Trennung verzichteten und sich zum Zusammenbleiben entschlossen, bestand jedoch nicht nur keine erbliche Anlage zu solcher Verwachsung, sondern es bestand im Gegenteil die erbliche Anlage zur Trennung der Teilungsprodukte, und diese ererbte Trennungstendenz mußte überwunden werden. Wir sehen zwar, daß Stücke artgleicher Gewebe mehrzelliger Organismen im

Allgemeinen eine Neigung haben, miteinander zu verwachsen, wenn sie in enge Berührung gebracht werden; aber diese Neigung rührt eben von der ererbten Anlage des Keimplasmas der mehrzelligen Organismen her. Es wäre also ganz irrtümlich, diese Neigung auch auf gleichartige Zellen einzelliger Organismen zu übertragen, weil diesen nicht nur jene ererbte Anlage fehlt, sondern sogar die entgegengesetzte innewohnt. Wir haben es also offenbar bei dem Uebergang von der einzelligen zu der mehrzelligen Lebensweise mit einer der größten Umwandlungen der Lebensgewohnheiten im Widerspruch mit den erblichen Anlagen zu tun, vielleicht mit dem größten Umschlag, der sich überhaupt in der stammesgeschichtlichen Entwicklung vollzogen hat. Und diese Umkehrung der erblichen Anlagen ist um so merkwürdiger, weil sie so ungeheuer folgenschwer für die gesamte Entwicklung des organischen Lebens geworden ist.

Daß die Tendenz zur Trennung der Vermehrungsprodukte von einander das Ursprüngliche war, sehen wir noch heute an jedem mehrzelligen Organismus in dem Verhalten seiner Fortpflanzungszellen. Das Keimplasma hat die Neigung bewahrt, sich einzellig abzuschließen und in einzelliger Gestalt auszuwandern, trotzdem es allen seinen übrigen Teilungsprodukten die erbliche Anlage zum Zusammenbleiben und zur Verwachsung übermittelt. Wie verborgen die Fortpflanzungszellen auch im Schoße eines mehrzelligen Organismus ruhen mögen, sie wissen doch ihre Auswanderung zu bewerkstelligen, wenn ihre Reifezeit gekommen ist, und alle die wunderbaren Vorkehrungen zur Ermöglichung dieser Auswanderung sind wie die Fortpflanzungsorgane überhaupt nur indirekte Wachstumsprodukte der primitiven (embryonalen) Fortpflanzungszellen, in denen ihre Auswanderungstendenz ihren mechanisierten Ausdruck findet. Die Verwachsungstendenz hat sich also in den einzelligen Organismen entwickeln müssen nicht nur im Kampfe mit der ererbten Trennungstendenz, sondern sogar trotz deren Fortdauer für das Keimplasma in Bezug auf die Fortpflanzungszellen. —

Die losesten Zellverbände sind der Zellhaufen und die Zellkolonie, die noch wenig oder gar keine Arbeitsteilung, und demgemäß auch wenig oder gar keine Differenzierung der Zellen für besondere Leistungen zeigen. Sie gelangen über bescheidene Abmessungen nicht hinaus und entbehren jeder Zentralisation; die Reaktion auf Reize geht von den Einzelzellen aus, deren harmonisches Zusammenwirken um so wunderbarer erscheint. Größere

Formen und reichere Arbeitsteilung werden erst bei einem engeren Zellverband, der „Person“ erreicht, die Stützgerüste und innere Oberflächen ausbilden kann. Bei den Pflanzen wirkt das Bedürfnis nach viel Licht und Luft einschränkend auf die Verwachsungen und die Bildung innerer Oberflächen, weil alles auf Vergrößerung der äußeren Oberfläche abzielt. Für die Tiere dagegen, die den Energiestrom nicht wie die Pflanzen aus der Sonnenstrahlung, sondern aus den Nahrungsmitteln entnehmen, ist die Bildung innerer Oberflächen wichtig zur Erleichterung der Verdauung und bei Lufttieren auch für die Atmung. Die Tiere bestehen deshalb aus mindestens zwei verschiedenen Zellschichten (Keimblättern), deren eine die äußere, deren andere die innere Oberfläche (den Urmagen oder Urdarm) bildet. Die erstere heißt auch das Hautsinnesblatt, die letztere das Darmdrüsenblatt. Aus dieser einfachsten Stufe (Gastrulastufe) entwickeln die Tiere sich weiter, indem sich zwischen die zwei Keimblätter ein drittes einschiebt und die Zwischenräume zwischen den Keimblättern sich mit Gallerte ausfüllen. In diese Gallerte können dann frei gewordene Zellen aus einem der Keimblätter einwandern oder Einstülpungen hineinwachsen, die nachher abgeschnürt werden. So können die mannigfachsten Gewebearten für bestimmte Verrichtungen entstehen, teils unter dem Einfluß funktioneller Reize, teils auf Grund ererbter Anlagen. Denn „Gewebe“ bedeutet eine Vielheit von Zellen, die zu gemeinsamer Funktion zusammengeordnet sind.

Vermittelst solcher Gewebe gliedern die Tiere sich in zunächst gleichwertige Gegenstücke (Antimeren oder Personellen) oder Folgestücke (Metameren). Der Gegenstücke können zwei oder mehrere sein; im ersteren Falle gehören die Tierpersonen dem bilateralen (z. B. Wirbeltiere), im zweiten Falle dem radiären Typus (Strahltiere) an. Durch funktionelle Anpassung können in beiden Typen die ursprünglich gleichwertigen Seitenstücke ungleichwertig, also der Typus unsymmetrisch werden (z. B. Seeigel, Schnecken). Im metameren Typus nimmt mit der Organisationshöhe die Zahl der Folgestücke vom hinteren Ende her ab (z. B. Vielfüßer, Kruster, Spinnen, Insekten) und differenzieren sich die Folgestücke mehr und mehr gegeneinander, während sie auf den untersten Stufen annähernd gleich sind.

Tierpersonen können sich zu einem Stock zusammensetzen. Bei lockerer Verbindung der Personen gestattet der Stock nur geringe Differenzierung, so daß die Personen sich mehr oder minder gleich

sehen (z. B. Korallenstöcke, Hydroidpolypenstöcke). Nur bei festerer Verbindung wird eine reichere Differenzierung möglich. Die Personen sehen dann ganz verschieden aus, weil sie ganz verschiedenen Funktionen angepaßt sind, und werden zu Organen des Stockes (z. B. Siphonophorenstöcke). Bei höheren Tieren, wo die Durchbildung der Personen schon zu weit vorgeschritten ist, als daß sie noch zu bloßen Organen eines Stockes herabgesetzt werden könnten, kommt deshalb auch keine Stockbildung mehr vor; dieselbe stellt vielmehr gerade ein Hilfsmittel dar, durch das niedere Tierarten mit einer noch auf tiefer Stufe stehen gebliebenen Personentwicklung doch zur Ausbildung reich differenzierter Individuen höherer Stufe gelangen können, auch ohne den weiten stammesgeschichtlichen Weg zur Entwicklung höherer Tierarten mit höheren Personen zurückzulegen. Die Person ist die günstigste Stufe für eine höhere Entwicklung, weil die Differenzierung ihrer Zellengruppen oder Gewebe zu mannigfachen fein durchgebildeten Organen hier fast unbegrenzte Möglichkeiten eröffnet, während bei den einzelligen Organismen die Möglichkeit, Zellteile zu Organen auszubilden, doch ebenso beschränkt ist wie bei einem Stock.

Eine besondere Art der Zellverbindung zeigt die Symbiose (Lebensgemeinschaft). Sie betrifft artungleiche Individuen, während alle bisher angeführten Zellverbände artgleiche Individuen betrafen. Während der Parasitismus nur einem der beiden artungleichen Individuen zum Nutzen, dem anderen aber meistens zum Schaden gereicht und niemals ein Individuum höherer Ordnung hervorbringt, der Kommensalismus oder die Tischgemeinschaft sich aber nur auf die Nahrung bezieht, ist die Symbiose beiden artungleichen Individuen nützlich, dient mannigfachen Lebensbedürfnissen beider und führt in gewissen Fällen zu einer Individualität höherer Ordnung. Gewisse Einsiedlerkrebse (Paguren) setzen auf die Schneckenschale, in der sie wohnen, mit ihrer großen Schere soviel Seerosen (Aktinien) hinauf, wie darauf Platz haben, und suchen die ihnen abgenommenen wieder auf. Die Seerosen erlangen durch den Krebs Ortsveränderung im Wasser und schützen ihre Wirte durch ihre mit Nesselkapseln besetzten Fäden gegen Feinde, wenden aber ihre Waffen nicht gegen ihre Wirte an, lassen sich auch von ihnen willig von ihrem Standort abheben, während sie sonst sich eher in Stücke reißen lassen. Ein bei Neapel lebender Einsiedlerkrebs (Eupagurus Prideauxii), trägt eine Kolonie von Polypen (Podocoryne carnea) auf seiner Schneckenschale, deren

Rand ganz mit Wehrpolypen besetzt ist; diese verteidigen ähnlich wie die Nesselfäden der Seerosen ihren Wirt gegen seine Feinde. Ein Nesselwald von Seerosen-Tentakeln dient einem kleinen bunten Fisch der Gattung Trachichthys zum Schutz gegen seine Feinde. Die Seerosen tun ihm nichts, weil er sie mit Fleisch füttert, das er sich von ihnen zum Abbeißen halten läßt. Ameisen in einer Blattlauskolonie dienen dieser zum Schutz gegen ihre Feinde, und dafür bieten die Blattläuse den Ameisen ihre flüssigen Exkremente willig zum Genuß dar, ohne von dem klebrigen Saft ihrer Honigröhren gegen sie Gebrauch zu machen, mit dem sie ihren Gegnern die Augen blenden. Der südamerikanische Armleuchterbaum schützt sich dadurch gegen die Blattschneiderameise, daß er einer anderen Ameisenart (Azteca instabilis) in seinem hohlen, gekammerten Stamm Obdach und in einem ausgeschwitzten braunen Saft und weißen Kölbchen Nahrung gibt. Diese Einwohner verteidigen dann ihre Heimat gegen jeden Ueberfall der Blattschneiderameisen. In manchen niederen Tierarten finden sich ständig einzellige niedere Algen, die ihren Wirten durch Abgabe von Sauerstoff und überschüssigem Zucker nützen, während sie selbst von der Kohlensäure und den sonstigen Abfallsprodukten des tierischen Haushalts leben. Wenngleich die Regelmäßigkeit ihres Vorkommens in den Wirten auf eine ständige Verbindung beider schließen läßt, so entsteht in allen bisher aufgeführten Beispielen doch keine Individualität höherer Ordnung. Dies ist aber der Fall bei der Vereinigung von Pilzen und Algen zu Flechten.

Diese bilden neue einheitliche Gesamtformen, die weder mit den Pilzen noch mit den Algen Aehnlichkeit haben. Nur die Fortpflanzung muß jeder Bestandteil selbständig ausüben, und erst aus dem Zusammentreffen der beiderseitigen Fortpflanzungsprodukte entsteht eine neue Flechte. Der Gesamtorganismus sorgt aber durch periodische Ausbildung von gemeinsamen Fortpflanzungskörpern (Soredien) dafür, daß auch die Keime beider Bestandteile verbunden vom Winde an neue Ansatzpunkte fortgetragen werden. Die chlorophyllhaltige Alge liefert dem Pilz Kohlenwasserstoffe und dieser der Alge Kohlensäure und gelöste Mineralbestandteile. Jeder Teil könnte das, was der andere ihm liefert, sonst nur aus den sich zersetzenden Resten abgestorbener anderer Organismen schöpfen. Die Alge kann durch ihr Chlorophyll Kohlenwasserstoffe aus der Luft gewinnen, der Pilz vermag wiederum Mineralien seines Standorts aufzulösen. So schafft ihre Vereinigung beiden

Teilen größere Unabhängigkeit des Standorts, indem sie sich im Kleinsten fördern und ergänzen wie das Tierreich und Pflanzenreich im großen Naturhaushalt oder in einem Aquarium. Die Flechten sind die erste Vegetation, die den nackten Fels überzieht und selbst auf kristallinischem Gestein fortkommen kann; sie erst muß die Humusschicht für weitere Vegetation hervorbringen. —

In der Regel beschränkt man jetzt den biologischen Individualitätsbegriff auf die drei Stufen: Zelle, Person und Stock, wozu als vierte die Symbiose im engeren Sinne hinzutreten müßte. Man trägt Bedenken, das Gegenstück oder Folgestück eines Tieres als Individuum gelten zu lassen, weil keine seinem Formwert entsprechende Individuen als selbständig lebende angetroffen werden und ihre künstliche Ablösung keine dauernd lebensfähigen Organismen liefert. Wenn aber ein Gegenstück oder Folgestück nicht nur alle wesentlichen Organe des Tieres in sich vereinigt, sondern auch die Fähigkeit besitzt, das ganze Tier wieder aus sich hervorzubringen, so erscheint es doch als ein unwesentlicher Nebenumstand, ob Individuen gleichen Formwerts auch als frei lebende existieren, und ob die Lebensdauer des abgelösten Teils kürzer oder länger ist, falls seine Wiederergänzung verhindert wird oder ausbleibt. Die Natur ist nicht verpflichtet, alle Möglichkeiten zu verwirklichen und wenn ein Gebilde alle Merkmale der Individualität in sich vereinigt, so tut es seiner Individualität keinen Eintrag, daß es nicht auf dauerndes selbständiges Leben, sondern auf ein Vereinsleben eingerichtet und nur für ein solches mit erblichen Anlagen ausgerüstet ist.

Das Gleiche gilt für die Teile und Organe der Zelle; wir müssen ihnen eine Individualität niederer Stufe zuschreiben, gleichviel ob gleichwertige Formelemente selbständig leben können oder nicht. Es mag sein, daß gewisse Bakterien nicht mehr den Formwert einer Zelle, sondern nur noch den eines Zellkernes oder einer einzelnen Kernschleife haben, also das gesuchte frei lebende Analogon des Kernes und der Kernschleife darstellen. Wir müssen aber auch die einzelnen Chromatinkörnchen, aus denen sie sich zusammensetzen, als Individuen niederer Stufe ansehen. An den Bestrebungen vieler moderner Biologen, hypothetische submikroskopische Lebenseinheiten aufzustellen, ist gewiß soviel als richtig festzuhalten, daß die spezifisch organischen Individualitätsstufen mit den Chromatinkörnchen, die die Kernschleifen zusammensetzen, noch lange nicht erschöpft sind, und daß sich zwischen sie und die unorganischen

Moleküle der chemischen Verbindungen (Phosphorproteïne) noch viele Stufen organischer Individualität einschieben. —

Aller Fortschritt beruht auf Differenzierung der Teile, die sich durch ungleiches Wachstum vollziehen muß. Voraneilendes Wachstum einer einzelnen Zellengruppe führt durch ihre Oberflächenvergrößerung zu einer Faltung, die an der äußeren Fläche als Ausstülpung, an der inneren als Einstülpung erscheint. Gewöhnlich wird nur die räumliche Differenzierung gleichzeitiger Teile beachtet; es gibt aber auch eine zeitliche Differenzierung, bei welcher dieselben Teile in verschiedenen Lebensperioden sich auf ganz verschiedene Funktionen einstellen. Die Differenzierung besteht in einer Anpassung bestimmter Teile an bestimmte Verrichtungen, d. h. in der Organisation der Arbeitsteilung. So lange jeder Teil alle für das Leben erforderlichen Verrichtungen versehen kann, vermag jeder Teil den anderen zu ersetzen, ist also jeder Teil von allen übrigen bis zu einem gewissen Grade unabhängig, wie in der Zellkolonie. Sobald dagegen jeder Teil nur auf gewisse Verrichtungen eingerichtet ist und die anderen ebenfalls für das Leben unentbehrlichen Leistungen garnicht mehr oder doch nur mangelhaft vollbringen kann, wird jeder Teil von allen übrigen abhängig, die das leisten, was er nicht kann, und was doch für den Fortbestand des Ganzen erforderlich ist. So können z. B. einzellige Pflanzen, abgesehen von Schmarotzern, das Blattgrün oder einen ähnlichen Stoff nicht entbehren, während in mehrzelligen Pflanzen die inneren, vom Licht nicht getroffenen Teile es sehr wohl entbehren können, weil das Blattgrün der belichteten äußeren Zellen für sie mitarbeitet. In einem zusammengesetzten Organismus werden einige Zellengruppen besonders empfindlich für bestimmte Reizarten, andere kontraktil, andere zu Ausscheidungsorganen, wieder andere zu Stützen, Schutzdecken, Transportmitteln für Nahrungssäfte und Reize, zu Fortpflanzungsorganen, Verteidigungs- und Angriffsmitteln usw.

Soll die Differenzierung für das Ganze nützlich sein, so muß sie harmonisch fortschreiten, d. h. die Differenzierung aller Teile muß jederzeit im Gleichgewicht stehen, damit alle unentbehrlichen Leistungen stets in gleicher Vollkommenheit und im rechten Verhältnis zu einander vollzogen werden. Jede Differenzierung eines Teiles ist vervollkommnete Anpassung an die Außenwelt in Bezug auf die Lösung bestimmter Aufgaben; das Gleichgewicht aller gleichzeitigen Differenzierungen in den Teilen des Organismus ist ver-

vollkommnete Anpassung der Teile an einander. Die Differenzierung muß, um dem Ganzen zu dienen, mit der Integration, die physiologische Arbeitsteilung mit der Vergliedlichung der Zellgruppen zu Organen, die äußere Anpassung mit der inneren Hand in Hand gehen. Jede der beiden Seiten dieses Vorganges zeigt dasselbe Problem von einer anderen Seite. Die Fähigkeit der funktionellen Anpassung reagiert dort auf äußere, hier auf innere Reize; die reaktive Anpassung jedes Teiles steht stets im Dienste des Ganzen, indem sie dort die einseitige Leistungsfähigkeit der Teile steigert, hier das Gleichgewicht zwischen diesen Einzelsteigerungen aufrecht erhält. Immer dient sie dem Individualzweck höherer Ordnung, sowohl indem sie die Verschiedenheit der Individuen niederer Ordnung steigert, als auch indem sie die Harmonie in den funktionellen Wirkungen dieser Differenzierung wahrt. Der Gesamterfolg ist die Steigerung der Organisationsvollkommenheit auf Grundlage des ohne Rücksichten auf Anpassung einmal gewählten organisatorischen Haupttypus.

Für die Erklärung einer solchen Anpassung stehen vier Wege zu Gebot: prästabilierte Harmonie (makrokosmisches Präformations- oder Einschachtelungssystem), Selektion, bewußte Intelligenz und unbewußte finale Reaktivität. Die Selektion leistet in keiner ihrer Formen, was sie zu leisten verspricht, nämlich eine wirkliche Erklärung der Vorgänge*), die bewußte Intelligenz kann nur bei höheren Tieren eine mitwirkende Rolle spielen, scheidet aber bei den Pflanzen, den niederen Tieren und den der Willkür nicht unterworfenen Funktionen der höheren Tiere ganz aus. Es bleibt also nur die Alternative zwischen prästabilierter Harmonie nnd unbewußt finaler Reaktivität. Das Präformations- oder Einschachtelungssystem ist für den Makrokosmos (das gesamte Weltgeschehen seit der Anfangskonstellation) noch ungeheuerlicher als für den Mikrokosmos (den ersten Urorganismus als Schachtelzelle für alle aus ihr entspringende Organismenreihen). Die prästabilierte Harmonie war von jeher nur eine den Spott herausfordernde Verlegenheitsauskunft für diejenigen, die vor der stetig fortgeführten Harmonisierung und immer aufs Neue stabilierten Harmonie aus irgend welchen Vorurteilen scheu zurückwichen. Die in jedem Augenblick neu gesetzte Harmonie oder kontinuierliche Harmoniesierung ist aber selbst nur ein anderes Wort für die beständige unbewußte

*) Vergl. meine Abhandlung „Die Abstammungslehre seit Darwin“ in den „Annalen der Naturphilosophie“ 1903 S. 285—355.



finale Reaktivität aller Teile der Welt gegen einander oder für die allgemeine wechselseitige zweckmäßige Anpassung oder universelle Teleologie, die da am deutlichsten sich offenbart, wo sie durch keine bewußte Zwecksetzung im einseitigen Interesse bestimmter Individuen gestört wird.

Wir gelangten oben zu dem Ergebnis, daß der Uebergang von Einzelzellen zu Zellverbänden nicht durch Anpassung erfolgt sein könne, weil das einzellige Leben sich allen Lebensbedingungen auf das Leichteste und Vollkommenste anzupassen vermag und darum garnicht nötig hat, seinen ererbten Trennungstendenzen zum Trotz die Zellteilungsprodukte anpassungshalber zusammenzuhalten. Es wäre immerhin möglich, daß diese Ansicht nicht zutreffend wäre, daß es doch Lebensbedingungen gäbe, unter denen das Zusammenbleiben der Zellteilungsprodukte vorübergehend oder dauernd gewisse Vorteile für diese Individualitätsstufen gegenüber der Trennung darböte. Freilich wissen wir solche nicht anzugeben, könnten auch nicht erklären, warum dann nicht die einzelligen Organismen durch die Zellverbände unter solchen Lebensumständen gänzlich verdrängt und ausgerottet sind. Aber selbst wenn die Anpassung bei diesem Uebergang mitgespielt hätte, so würde sie doch bei ihm nicht anders aufzufassen sein wie bei den späteren Vervollkommnungen der Organisation; d. h. sie müßte bei jenem wie bei diesen als unbewußte Zwecktätigkeit gedeutet werden.

Nun kennen wir aber zahlreiche Fälle, in denen anscheinend nutzlose und gleichgültige Organisationsveränderungen eintreten, die erst in viel späteren Entwicklungsstufen sich als wertvolle Grundlagen für äußerst nützliche Anpassungen ausweisen. Die Biologie hat es bisher geliebt, solches Zusammentreffen indifferenter Vorbereitungsstufen mit später aus ihnen hervorgehenden nützlichen Anpassungen als ein zufälliges aufzufassen, weil sie alle direkte und indirekte Anpassung im Sinne der mechanischen Weltanschauung als ein Entstehen zweckmäßiger Resultate ohne jede Zwecktätigkeit aus rein mechanischen Vorgängen zu deuten suchte. Sobald aber die Anpassung der Organismen einmal als unbewußt finale Reaktivität anerkannt wird, liegt kein Hindernis mehr vor, die unbewußte Finalität auch auf solche vorbereitende Schritte auszudehnen, die selbst noch keine Anpassung darstellen, sondern nur eine zweckmäßigere Operationsbasis für künftige Anpassungen schaffen. Dies paßt in hervorragendem Maße auf den Uebergang der einzelligen Organismen zu Zellverbänden; denn während die Differenzierung

der Zellorgane in die engsten Grenzen eingeschlossen ist, gewährt die Entwicklung der Zellverbände zu Personen den denkbar günstigsten Boden für die reichste Differenzierung der Teile und damit für die Steigerung der Organisationsvollkommenheit. Mag also bei diesem Uebergange Anpassung mit im Spiele gewesen sein oder nicht, jedenfalls fordert seine Deutung eine finale Auffassung, die im ersteren Falle derjenigen bei sonstigen direkten Anpassungen entspricht, im letzteren Falle aber noch über solche hinausragt. Denn es ist ein noch sichereres Merkmal obwaltender Zwecktätigkeit, wenn die Mittel für einen Zweck von langer Hand vorbereitet werden, als wenn bloß das augenblicklich Nützliche geschieht.

---

# Redepause und Interpunktion.

Von

Professor **Dr. Ad. Matthaei.**

---

Eine goldene Regel, die nur leider wie so manche ähnliche wenig befolgt wird, lautet: Schreib wie du sprichst. Wenn wir auch das Kapitel der Stilsünden ganz beiseite lassen, von denen nicht wenige der Mißachtung dieses Grundsatzes entspringen, so hat auf orthographischem Gebiete noch kein Volk der Gegenwart — oder man müßte schon an das Völkchen der Sonderlinge und die internationale Verbrüderung der Volapükisten denken — den ernstlichen Versuch unternommen, ihn folgerichtig durchzuführen. Mit unserer deutschen Rechtschreibung ist es darin noch gar nicht einmal am schlechtesten bestellt; man werfe nur einen Blick auf die englische, um zu erkennen, wie ungeheuer sich im Laufe der Jahrhunderte die Kluft zwischen geschriebenem und gesprochenem Wort erweitern kann. Dem natürlichen Rechte, welches das gesprochene Wort auf eine seinen Lauten entsprechende Schreibung hat, steht hier immer das historische Recht des geschriebenen Wortes gegenüber, seinen Besitzstand an Buchstaben zu wahren, auch wenn die unaufhaltsame Entwicklung der Sprache längst darüber hinweggeeilt ist.

Aber die Rede setzt sich nicht nur aus Lauten der verschiedensten Art zusammen — eine Sprechmaschine müßte sonst Ersatz für den redenden Menschen geben können — bedeutsam fallen vielmehr Höhe, Stärke und Dauer des Klanges, sowie die wellenförmige Auf- und Abbewegung desselben im Satze, daneben ins Gewicht. Hier kann nun von einer Verwirklichung der zu Anfang aufgestellten Forderung keine Rede sein; nur die mit Recht so genannten Satztonzeichen, nämlich Frage- und Ausrufungszeichen, sind ein schwacher Versuch, nebenbei auch etwas von diesen Verhältnissen in der Schrift darzustellen.

Doch bleibt noch ein Gebiet übrig, auf welchem es der Schrift vielleicht besser gelingen könnte, der lebendigen Rede zu folgen. Außer den schon erwähnten Faktoren nämlich spielt für die Rede eine keineswegs geringzuschätzende Rolle auch — das Schweigen, d. h. die Unterbrechung der Rede durch Zwischenräume, welche Laut- und Gedankengruppen von einander trennen sollen. Solche Zwischenräume lassen wir, ohne für gewöhnlich darauf aufmerksam zu werden, schon zwischen den einzelnen Wörtern. Dies kann man sehr deutlich mittels des Edisonschen Phonographen beobachten, den man sonst nur als belustigendes Spielzeug zu betrachten pflegt. Selbst wenn die Wörter beim Sprechen ganz gleichmäßig dahinzufluten schienen, zeigt nämlich die Staniolplatte (oder der Wachszylinder), auf welcher der Stift des Phonographen schreibt, zwischen den Lautbildern, die den einzelnen Wörtern entsprechen, sehr augenfällige Lücken, welche nicht selten die Sprechdauer einer Silbe übertreffen. Wenn also die Schrift, die sich bis ins Mittelalter hinein fortsetzende Weise der klassischen Völker, die Buchstaben fortdauernd, ohne Andeutung der Wortgrenzen, zu schreiben, lange überwunden hat, so ist das nicht nur durch das Bedürfnis der Deutlichkeit gerechtfertigt, sondern ebenso sehr durch die Forderung, die Schrift zu einem möglichst vollkommenen Abbild der mündlichen Rede zu machen.

Von weit bedeutenderer Länge sind aber die Pausen, welche, zum teil gleichzeitig dem Atemholen dienend, beim Sprechen die Grenzen der enger unter sich zusammenhängenden Wort- und Satzgruppen kennzeichnen. Würde die Schrift, wie es ja abgesehen von einigen rühmlichen Ausnahmen im Altertum und noch im Mittelalter der Fall war, darauf verzichten, solche Stellen der Rede irgendwie anzudeuten, so würde sie dem gesprochenen Wort gegenüber in einen weiteren Nachteil geraten, und manche Sätze würden wieder zu „rätselhaften Inschriften“ werden.

Daß nun den von der Schrift ausgebildeten Interpunktionszeichen diese Aufgabe zufällt, daß sie also den Redepausen parallel laufen und wie diese als Grenzsteine Wörter und Sätze scheiden, das ist bei den neuern Interpunktionslehrern die ziemlich allgemeine, wenn auch zuweilen mit Vorbehalt vorgetragene Ueberzeugung, zu deren Einbürgerung vermutlich Vielings lehrreiches Buch über „Das Prinzip der deutschen Interpunktion“ viel beigetragen hat. Allerdings weiß Vieling sehr wohl, daß diese Weisheit nicht ganz neu ist; denn er beruft sich für die von ihm aus-

führlich begründete Auffassung auf eine lange Reihe von Gewährs-männern, unter denen der alte Grammatiker Aristophanes und H. Freyer, der Verfasser der im Jahre 1722 erschienenen „Teut-schen Orthographie“, besonders gewichtige Plätze einnehmen. Diesen Zeugen möchte ich noch den trefflichen Diderot hinzufügen, der in seiner Encyklopädie den Artikel „Ponctuation“ mit der bündigen und für die französische Interpunktion maßgeblichen Erklärung ein-leitet: „Ponctuation, c'est l'art d'indiquer dans l'écriture, par les signes reçus, la proportion des pauses que l'on doit faire en parlant.“

Hier scheint es also, als ob wir das Gebiet entdeckt haben, wo Ernst gemacht wird mit der Regel: Schreib wie du sprichst. Aber ob die Korrespondenz zwischen Redepausen und Interpunktions-zeichen wirklich eine vollständige ist, das dürfte immerhin noch der Untersuchung wert sein.

Sehen wir uns in dem System der Signale, mit denen wir es hier zu tun haben, etwas genauer um, so kann kein Zweifel darüber auftauchen, daß die sogenannten schwereren Interpunktions-zeichen ebensoviele Stationen für die Stimme ankündigen. Das weiß am besten der Stenograph zu würdigen, dessen fieberhaft arbeitender Stift in solchen Augenblicken sich einer hochwillkommenen Rast erfreut oder den Vorsprung wieder einholt, den der Redner vor ihm gewonnen hatte. Außerordentlich verschieden wie die Geschwindigkeit des Sprechens ist auch die Dauer dieser Pausen, je nach der Beschaffenheit der Sprachwerkzeuge, der geistigen Indi-vidualität des Redenden und des Kraftaufwandes der Stimme. Doch kann man annehmen, daß die Stimme am längsten an den Stationen des Kolons und des Fragezeichens verweilt; bei jenem, um angeführte Worte eines andern sich deutlich von den eigenen abheben zu lassen, bei diesem zum Ausdruck der durch die Frage hervorgerufenen Erwartung. An diesen Hauptstationen pflegt, wie der Durchschnitt der von mir angestellten Beobachtungen ergibt, der Aufenthalt die Dauer einer Sekunde ein wenig zu übersteigen, während Ausrufungszeichen und Punkt nur eine Rast von etwas weniger als einer Sekunde gestatten. Die gleiche Dauer ist für das Semikolon anzugeben, das sich vom Punkt mehr dadurch unterscheidet, daß die Stimme vor demselben nicht bis zum tiefsten Ton herabsinkt.

Wir sehen also, daß diesen höheren Offizieren in dem Heere der Interpunktionszeichen die Stimme sich widerspruchlos fügt; es handelt sich darum, ob auch die Gemeinen, die Kommata, sich eben

solchen Respekt zu verschaffen wissen. Meint man nur das Komma zwischen Hauptsätzen, wie in dem Beispiel:

Der Mensch denkt's, Gott lenkt's,

so ist die Antwort leicht. Genauere Messung würde eine Pausenlänge von etwa 1/3 Sekunde nachweisen. Aber die Verwendung des Kommas ist sehr mannigfach, und die Zahl der kleineren Pausen im Satze ist viel größer, als man gewöhnlich denkt. Läßt sich hier nun behaupten, daß stets der Pause ein Interpunktionszeichen und dem Interpunktionszeichen eine Pause entspricht?

Um die erste Frage zunächst der Entscheidung näher zu führen, lese man sich beispielsweise den folgenden Satz aus Schillers Dreißigjährigem Krieg laut vor:

> Soviel Nachgiebigkeit von seiten der Stände war von seiten Schwedens einer Erkenntlichkeit wert,

so wird man bemerken, daß die Stimme, bemüht nicht mehr zusammenzufassen, als das geistige Auge bequem auf einmal überblickt, nach dem mit längerem Attribut verbundenen Subjekt ein wenig innehält, obwohl das Komma ausbleibt. Ein zweites Beispiel findet sich ebendaselbst:

> Nach so wohl getroffenen Anstalten konnte man mit Ehren im Felde erscheinen.

Auch hier wird für die meisten Leser die Länge der vorausgeschickten adverbialen Bestimmung eine kleine Pause herbeiführen, ohne daß unsere deutschen Regeln die Erlaubnis erteilen, nach „Anstalten" ein Komma zu setzen. Bekanntlich ist dies ein Fall, wo die Engländer, und mit noch weiter gehender Neigung die gegen jede Abweichung von der regelmäßigen Wortstellung äußerst empfindlichen Franzosen, unserm Gebrauch entgegen das Komma zur Anwendung bringen, wie folgende Beispiele zeigen:

> From the ridge a little way to the e a s t, o n e can easily trace the windings of the river.
>
> Le l e n d e m a i n, O s w a l d et Corinne furent embarassés l'un et l'autre en se voyant.

Aehnlich erklärt sich das Komma, das ebenfalls bei den Franzosen und Engländern gebraucht wird, um die Ellipse des Verbums oder eines andern Satzteils anzuzeigen, z. B.:

> L'on a toujours raison; le d e s t i n, t o u j o u r s tort.
>
> London is the capital of England; P a r i s, o f France; B e r l i n, o f Germany.

Wenn man sich diese Beispiele übersetzt, so wird klar, daß das zunächst für unser Auge hier befremdliche Komma durchaus auf richtiger Beobachtung beruht, und daß auch wir Deutsche an solchen Stellen einen merkbaren Einschnitt machen. Damit nicht entgegengehalten werden kann, daß wohl nur der Gebrauch der fremden Sprache verführerisch wirkt, mag noch ein deutsches Beispiel hinzugefügt werden:

> Jetzt sollen alle weichlichen Bengel Diplomaten und alle rohen Forstleute werden.

Vergleichen möge man ferner den aus dem Vicar of Wakefield entnommenen Satz:

> We soon got over the uneasiness caused by such accidents, and usually in three or four days began to wonder how they vexed us,

mit seiner deutschen Uebersetzung:

> Wir kamen über das durch solche Vorfälle verursachte Unbehagen bald hinaus und begannen in drei oder vier Tagen uns zu wundern usw.

Der englische und der deutsche Leser gliedern den Satz sicher in der gleichen Weise durch eine Einkerbung vor der Konjunktion (and-und), nur daß dem deutschen Drucker die eigensinnige Regel, welche die Zeichensetzung nur bei absoluter Vollständigkeit des nachfolgenden Satzes zuläßt, es verwehrt, diese Gliederung auch in der Schrift darzustellen.

Auf einen andern Fall, wo die Pause dem Verständnis zu Hilfe kommen muß, ohne daß wir jedoch interpungieren, macht gelegentlich Palleske aufmerksam. Es handelt sich um den Anfang von Bürgers „Lenore“:

> Lenore fuhr ums Morgenrot
> Empor aus schweren Träumen.

Mit Recht warnt jener Meister des Vortrags davor, diesen Satz in einem Fluß zu sprechen, wodurch die komische Vorstellung entstehen würde, als ob Lenore ums Morgenrot herumgefahren wäre, und empfiehlt, vor und nach den Worten „ums Morgenrot“ eine kleine Pause zu machen. Manche Mißverständnisse würden durch Ausnutzung dieses von Palleske gegebenen Winkes vermieden werden. So wird der Anfang des bekannten Kirchenliedes:

> Nun danket alle Gott



meist ohne sinngemäße Gruppierung der Wörter gesprochen, so daß es den Anschein gewinnt, als gehöre das Wort „alle" irgendwie als Attribut zu „Gott". Umgekehrt kann eine übel angebrachte Pause eine Verschiebung des Gedankens verursachen. So muß man ohne Unterbrechung bis zum Komma lesen:

> Wenn nun die Schuldfrage nach Mord mit Ueberlegung bejaht wird, so kann auch die Schuldfrage bezüglich des Raubes nicht zweifelhaft sein.

Würde der Staatsanwalt bei diesen Worten nach „Mord" nur ein wenig absetzen, so würde darin die unschickliche Mahnung an die Geschworenen liegen, ihren Wahrspruch mit Ueberlegung abzugeben. Ebenso spreche man mit Vermeidung aller Pausen:

> So weit die deutsche Zunge klingt
> Und Gott im Himmel Lieder singt.

Es könnte sonst der unsinnige Gedanke geweckt werden, als ob „Gott" im zweiten Satze Subjekt wäre.

Während diese letzten Beispiele nur die Wichtigkeit der Pause haben dartun sollen, haben die vorher angeführten gelehrt, daß die Zahl der Redepausen ungleich größer ist als die der Interpunktionen. Während die Verbindung des Attributs mit seinem Substantiv und, läßt sich wohl hinzufügen, des Objektes mit seinem Verbum sehr enge ist, treten nicht selten zwischen den andern Satzteilen Zwischenräume ein. Es hat sich zugleich ergeben, daß die Verschiedenheit der Kommasetzung, welche ein Vergleich unseres Gebrauches mit dem der Engländer und Franzosen aufzeigt, zum teil wenigstens auf der Auswahl derjenigen kürzeren Haltestellen beruht, welche für würdig gelten, durch Schriftzeichen signalisiert zu werden. Da hierbei, wie weiter unten zur Sprache kommen wird, verschiedene Gesichtspunkte obwalten können, so wird auch abgesehen von der größeren oder geringeren Bestimmtheit der Regeln, welche eine Sprache für die Wortfolge im Satz ausgebildet hat, und der darauf beruhenden ungleichen Aufmerksamkeit auf Einschiebsel jeder Art, eine Uebereinstimmung zwischen den verschiedenen Völkern in den Interpunktionsregeln nie erwartet werden können.

Um jedoch auf das uns nächst angehende Ergebnis zu blicken, so hat unsere anfängliche Annahme einer durchgeführten Parallelität zwischen Redepausen und Interpunktionszeichen schon eine Ermäßigung erfahren; denn manche Haltepunkte der Rede müssen

sich von der Schrift die Behandlung gefallen lassen, wie minder wichtige Stationen, an denen der Schnellzug achtlos vorüberfährt.

Diese Sparsamkeit der Schrift in der Verwendung der Zeichen hat ihren triftigen Grund in der Befürchtung, daß das Auge nur verwirrt werden würde, wenn es ihnen auf Schritt und Tritt begegnete. Umsomehr erwartet man, daß umgekehrt das Komma nirgends anders steht, als wo die Stimme seinem Halteruf zu folgen Anlaß hat. Davon ist auch Vieling, dessen Schrift oben mit Anerkennung erwähnt wurde, fest überzeugt, wenn er (S. 54) sagt: „Es ist sicher, daß im Munde eines guten Redners, vorzüglich beim langsamen Sprechen hörbar, einem jeden in der Schrift gesetzten Komma oder anderen Interpunktionszeichen eine wenn auch noch so geringe Pause im Flusse der Rede entspricht.“ Vielleicht wird diese Ueberzeugung etwas erschüttert werden durch eine Erwägung, zu welcher folgende bekannte Bibelstelle leiten kann:

Eure Rede sei ja, ja; nein, nein.

Läßt man beim Sprechen, dem Komma folgend, zwischen dem zweifachen „ja“ und dem zweifachen „nein“ eine Fuge, so erhält das zweite „ja“ und das zweite „nein“ gegenüber dem ersten die Geltung eines Nachsatzes, und es entsteht der Sinn, den einige ältere Erklärer auch wirklich fordern: Wenn die an euch gerichtete Frage Bejahung verlangt, so genüge ein einfaches Ja, im andern Falle ein einfaches Nein. Nun lese man aber dieselben Worte noch einmal, und zwar so, daß man der gewöhnlichen Auffassung folgt, nach welcher ein verdoppeltes Ja oder Nein die angelegentliche Entschiedenheit der Versicherung bekunden soll. Der landläufigen Regel zufolge, der Wustmann freilich in seinen „Sprachdummheiten“ für diesen besonderen Fall der Verdoppelung zu Leibe geht, ändert sich dann in der Interpunktion nichts; aber die vorher sehr vernehmbaren Pausen schrumpfen derartig zusammen, daß sehr zweifelhaft ist, ob irgend etwas davon übrig bleibt, außer natürlich an der Stelle des Semikolons. Aehnlich ist es überall bei Verdoppelungen, wenn nicht der Redner etwa durch Verweilen eine besondere Wirkung erzielen will.

Betrachten wir jetzt ein andersartiges Beispiel. Klärchen fragt im „Egmont“:

Meinst du, ich sei ein Kind„?

Hier setzen wir zwar der Regel gemäß nach dem Hauptsatz ein Komma, allein gesprochen wird es nicht, da die Stimme, an-

statt sich aufzuhalten, vielmehr zum Nebensatz hinübereilt, der das notwendig geforderte Objekt bildet. Man glaube aber nicht, daß das Fehlen der Konjunktion hier den engen Anschluß bedingt. Mir wenigstens ist es nicht gelungen, vor dem Nebensatze eine Pause herauszuhören, wenn ich andere ungezwungen Sätze lesen ließ wie die folgenden:

> Wer glaubte, daß du so unglücklich als unschuldig bist? Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist.

Oder sollten bei lautem, langsamem Sprechen dennoch Pausen zu Gehör kommen? Gewiß; aber dann klaffen ebensowohl die kleinen Fugen zwischen den Satzteilen, sogar zwischen Verbum und Objekt, auseinander, von deren Abtrennung durch Kommata niemand etwas wissen will. Es kann daher nur eine sonderbare Selbsttäuschung sein, wenn Vieling meint, daß sich auch hier alles seinem einheitlichen Prinzip der Redepause aufs schönste fügt.

Man muß vielmehr dem Zweifel noch größeren Spielraum verstatten. Auch andere Nebensätze, und besonders ist hier an gewisse Relativsätze zu denken, zieht man vor, dem Hauptsatze ohne jedes Zögern anzuschließen. Sonst hat sich oft genug die Sprache zu ihrem Schaden von der Schrift beeinflussen lassen; hier will sie sich einen das richtige Verhältnis auf den Kopf stellenden Grundsatz: „Sprich, wie du schreibst“, durchaus nicht aufdringen lassen und hüpft respektlos über ein durch Jahrhunderte langen Gebrauch geheiligtes Komma hinweg.

Der sachkundige Leser wird bei den letzten Bemerkungen wieder an die Interpunktion der Engländer und Franzosen erinnert worden sein, deren augenfälligste Abweichung von der unsern gerade die Fortlassung des Kommas vor Objekt- und vor einem Teil der Relativsätze ist. Dadurch daß wir Deutsche vor jedes Relativum das Komma setzen, geht uns ganz die feine Unterscheidung zwischen explikativen (parenthetischen) und determinativen (attributiven) Relativsätzen verloren, von denen jene Sprachen nur den ersteren das Komma vorausschicken. Man vergegenwärtige sich die Bedeutung dieses Unterschiedes an einem französischen Beispiel:

> Les élèves de notre école qui sont appliqués seront récompensés.

Ist dieser Relativsatz ein determinativer, d. h. soll von der

Gesamtheit der Schüler nur eine gewisse Art, die der fleißigen, verstanden werden, so sprechen auch wir trotz des uns von der Regel aufgezwungenen Kommas in ununterbrochener Folge:

Die Schüler unserer Anstalt, welche fleißig sind, werden belohnt werden. Einen ganz anderen Sinn erhält man, wenn die Satzverbindung gelockert wird, wenn der Franzose also das Komma anwendet; dann würde es sich um eine wahrhaft beneidenswerte Musterschule handeln, deren Schüler sämtlich fleißig sind, und von denen daher keiner unbelohnt bleiben soll. Weil aber die meisten Relativsätze attributiven Charakter haben, so schließen sie sich gewöhnlich lückenlos an, wie ein Attribut seinem Substantiv; und das vermag ebensowenig wie beim Objektsatz das Strichlein zu verwehren, welches sich der hergebrachten deutschen Regel getreu einstellt, um ein neues grammatisch (aber nicht logisch) selbständiges Glied anzukündigen.

Wie es also Pausen gibt, um die sich die deutsche Interpunktion nicht im geringsten kümmert, so wird auch an Stellen interpungiert, wo die Pause geradezu fehlerhaft wäre. Sollten wir uns denn doch wohl mit der Annahme ganz auf dem Holzwege befunden haben, daß das Prinzip der Redepause die Interpunktion beherrschen müsse? Da möchte ich Zweifler noch auf eine Autorität verweisen, die keineswegs so verächtlich ist, wie es zuerst aussieht; ich meine die Leichtfüße unter den Schülern, welche, mit souveräner Verachtung gegen die Regel ausgerüstet, man könnte fast sagen durch keinerlei Sachkenntnis beirrt, den Instinkt frei walten lassen. Nun werden Sachverständige mir bezeugen, daß bei solchen in gewisser Weise glücklichen Naturen die folgenden Fehler, die uns übrigens nur an schon besprochene Fälle erinnern, schier unausrottbar sind:

1. Komma nach dem Artikel oder Pronomen vor langem Attribut: Beispiel:

   Sein ganzes Wesen hatte den, ihnen bei einem seines Gleichen sehr ungewohnten Eindruck eines wahrhaften Wohlwollens gemacht (So tatsächlich, wohl durch Schuld des Setzers, in J. Wolf, das schwarze Weib, S. 101).

2. Komma vor „und", wenn es einen unvollständigen Satz anfügt. Beispiel:

   Unterdessen ging ich zu der, bei dem Bauernmeister Beck Mehrer, schon versammelten Dünsbacher Gemeinde,

> und tat hier meinem erhaltenen hohen Auftrag weiteres Genüge (So in einem amtlichen Bericht aus dem Jahre 1803, s. „Pr. Jahrb. CXIII S. 493).

3. Komma nach längerer, vorausgeschickter adverbialer Bestimmung. Beispiel:

> Nach diesem ersten etwas wunderlichen Empfang, ward sogleich die Unterredung frei und heiter.

4. Fortlassung des Kommas vor den nicht durch Konjunktion eingeleiteten Objektsätzen. Beispiel:

> Mich dünkt ich hör' ein ganzes Chor von hunderttausend Narren sprechen.

In dem ersten dieser Fälle soll der Strich nach dem Artikel das Kommando „Stoppen" bedeuten, weil der Redende an dieser Stelle eine kleine Respirationspause macht, um nicht bei der keine Unterbrechung duldenden Verbindung des langen Attributes mit seinem Substantiv ganz außer Atem zu kommen. Auch der zweite und der dritte Fehler verdanken ihre Entstehung dem richtigen Gefühl, daß hier beim Sprechen eine kleine Pause nicht schaden könnte, während im vierten Beispiel das Komma ohne jegliche Gewissensbisse fortgelassen wird, weil nichts an seine Notwendigkeit mahnt, weder die Pause, von der nichts zu merken ist, noch die Konjunktion, die sonst das natürliche Gewissen ersetzen muß.

Man wird verstehen, was dieser halb scherzhafte Hinweis auf Schülerfehler sagen will: Das Prinzip der Redepause ist kein künstlich erfundenes; es wird, wenn es auch Anfänger zu falschen Folgerungen verleiten kann, selbst ohne Kenntnis einer Theorie und ohne Reflexion vorausgesetzt, denn es gründet sich gewissermaßen auf ein Naturrecht, nach welchem der Rede der Vorrang vor der Schrift zusteht.

Und doch wird, wer unter dem Druck des angelernten Vorurteils steht, vielleicht einwenden, es möge zwar bedauerlich sein, daß die deutsche Interpunktion sich diesem natürlichen Rechte nicht füge; es sei aber die Hauptsache, ein einheitliches Prinzip zu besitzen, und das sei für uns einmal im Gegensatz zu fremdländischer Weise das grammatische. Die Widerlegung kann kurz sein. Nach den herkömmlichen Regeln schreibt man:

> Der große Schweiger Moltke. Aber: Moltke, der große Schweiger.

Die Wölbung, hoch und breit. Aber: Die hohe und breite Wölbung.

Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet; doch den Verzagten holt er ein. Aber: Dem Tod entrinnt der Furchtlose, den Verzagten holt er ein.

In diesen Beispielspaaren ist das grammatische Verhältnis der Glieder ganz dasselbe; verschieden aber ist die Interpunktion, die es hier nicht fertig bringen kann, die Pause oder deren Dauer zu mißachten. Grammatisch betrachtet fehlt ebenfalls jeder Unterschied, ob es heißt: „Jakob der Erste", oder ob Rosegger eine bekannte Erzählung überschreibt: „Jakob, der Letzte". Nur in jenem Fall soll die Apposition Bestandteil des Namens sein; in diesem dagegen ein das Schicksal des Helden andeutender Zusatz, ein durch die Pause, bezw. durch ihr Fehlen, angezeigter innerer Unterschied, auf den die Interpunktion doch nicht umhin kann Rücksicht zu nehmen. Wie sehr man mit einem rein grammatischen Prinzip in die Brüche kommt, merkt man vor allem bei dem Infinitiv. Selbst wenn man entscheiden wollte, daß der einfache Infinitiv mit „zu" einen Satzteil, daß aber der erweiterte oder mit „um zu", „ohne zu", „anstatt zu" verbundene einen Nebensatz vertritt, ist man keineswegs aller Verlegenheit enthoben. Denn ich wüßte nicht, wer etwas dagegen einwenden wollte, wenn, der Pause zu Liebe, in den Klassikerausgaben interpungiert wird:

Er wagt es, nicht zu kommen (Goethe, Egmont).
Schwer ist's, ihr Zutrauen zu verdienen; leicht, zu erhalten (ebendort).
Bereitet oder nicht, zu gehen (Schiller, Tell).

Und nun noch ein letztes Beispiel:

Sagt nur nichts halb: ergänzen, welche Pein!

Welcher grammatische Grund sollte denn hier das Komma nach „ergänzen" zur Existenz berechtigen? Lange bevor man sich über diese Frage klar geworden ist, auf die man auch bei den Interpunktionsgelehrten schwerlich Antwort finden würde, ist einem das Komma in die Feder geflossen. Auch hier hat die Abgrenzung der Wörter beim Sprechen den Ausschlag gegeben, während das grammatische Prinzip versagt.

Wie sich also herausgestellt hat, bleibt das Komma aus grammatischem Gesichtspunkt oft aus, wo die Rede sehr bemerk-

liche Einschnitte zeigt; es wird ebenfalls aus grammatischen Gründen an manchen Stellen gesetzt, wo der Fluß der Rede gleichmäßig fortschreitet; in wieder anderen Fällen ordnet sich dennoch die Grammatik dem Gebote der Stimme unter. Dieser heillose Zustand, welcher eine Unsumme von Inkonsequenzen in sich birgt, wird der Doppelheit des Prinzips verdankt und entspringt in weiterer Linie der schulmeisterlichen Neigung der Deutschen, die dazu verführt, die Interpunktionslehre zu einem Tummelplatze grammatischer Uebungen oder gar Tifteleien zu machen. Es wird Zeit, daß die deutsche Interpunktion, die sich weit mehr als die französische und englische von der Natur entfernt hat, wieder anfängt sich einzig und allein von der lebendigen Rede ihre Richtlinie anweisen zu lassen.

Wo die Einsicht in diese Notwendigkeit einmal gewonnen ist, scheint die Ausführung sich von selbst zu machen. Allein ganz so einfach liegt die Sache nicht. Es ist doch nicht angängig, die Pausen, wie der Phonograph es allerdings ermöglicht, mit dem Centimetermaß zu messen und die längsten für die Ehre auszuwählen, in der Schrift durch ein Komma angemerkt zu werden. Es gilt vielmehr, ehe sich daraus ein brauchbares Prinzip gewinnen läßt, die Natur der Redepausen und ihre Bedeutung für das Verständnis des Wortes genauer zu untersuchen, eine Aufgabe, deren Lösung hier nur in allgemeinen Umrissen angedeutet werden kann. Hilfe bietet sich dazu von einer für die Interpunktionslehre wohl noch kaum beachteten Seite. Es sind neuere Lehrmeister des Vortrages oder der Metrik, welche drei Arten der Pause unterscheiden:

1. die grammatische (nicht zu verwechseln mit dem keineswegs immer eine Pause bedingenden grammatischen Interpunktionszeichen). Beispiel: Nun danket alle Gott — mit Herzen, Mund und Händen;
2. die logische. Beispiel: Gesagt — getan;
3. die physiologische. Beispiel: Heute kommen an — auch für dieses Gebiet bedeutsamen — Werken zur allgemeinen Geschichte die folgenden hinzu (So mit doppeltem Komma bei Hagenbach-Nippolt, Vorlesungen zur Kirchengeschichte, S. 664).

Dazu füge ich noch zwei Nebenarten hinzu, die aber nur entstehen, wo einer der unter 1 und 2 angeführten Fälle die Vorbedingung bildet:

4. die rhetorische. Beispiel: In seinen Armen das Kind — war tot;
5. die explikative (dem Verständnis zu Hilfe kommende). Beispiel: Man fürchtete sich — zu verletzen (Goethe, Wahlverwandtschaften).

Von diesen Pausen scheiden für die Berücksichtigung bei der Zeichensetzung die physiologische und die rhetorische ohne weiteres aus; jene, weil das Atembedürfnis sich schon von selbst durchsetzen wird, und weil man es Asthmatikern doch nicht recht machen kann; diese, weil ihr Eintreten allzu sehr von der Subjektivität des Sprechenden und von der Gattung des Vortrages abhängt, je nachdem es sich um Rede, Deklamation, Vorlesung usw. handelt. Die grammatische Pause ferner, soweit sie sich nicht mit der logischen deckt, kommt nur für die Cäsur im Verse, für den Versschluß, für die langsame Rede oder für das Diktat in Betracht; sie darf, wo es sich um allgemeinere Zwecke handelt, ebensowenig Beachtung beanspruchen. Es bleiben also nur die logische und die explikative Pause übrig. Bei der logischen Pause ist nun nicht etwa an irgend welche besondere, verwickelte logische Verhältnisse zu denken; sondern gemeint sind die Zwischenräume, durch welche sich logisch zusammenhängende Wort- oder Satzgruppen von einander abheben. Aber wenn die Interpunktion überhaupt den Zweck der Sinnerklärung verfolgt, so darf auch die explikative Pause nicht unberücksichtigt bleiben. Was dieselbe, oder auch ihr Fortbleiben bedeutet, davon überzeuge man sich noch durch ein Beispiel. Man interpungiert nach der schulmäßigen Regel:

> Läßt man die Tauben aus einem Sacke heraus, in den sie gesteckt wurden, um ihren Augen die Gegenstände umher zu entziehen, so umkreisen sie zunächst die Stelle, wo sie in Freiheit gesetzt worden sind.

Der richtige Sinn aber, der die enge Verbindung der Zweckbestimmung mit den Worten „gesteckt wurden“ (nicht mit „läßt heraus“) verlangt, springt erst deutlich heraus, wenn vor „um“ jede Pause vermieden wird.

Aber, wird man sagen, so kehrt denn doch eine Doppelheit des Prinzipes wieder? Darüber möge man sich beruhigen; denn die explikative Pause tritt bloß ein zwischen logisch getrennten Gruppen, deren geringer Umfang nur unter gewöhnlichen Umständen eine Abgrenzung entbehren läßt.

Damit dürfte die Richtung gezeigt sein, in welcher sich, zugleich in Annäherung an die der Engländer und besonders an die der Franzosen, eine Neugestaltung der deutschen Interpunktion bewegen müßte. Und wie sich die praktische Durchführung solcher Grundsätze ausnehmen würde? Kurz vor Abschluß dieses Aufsatzes ist mir eine kleine Schrift*) in die Hände gefallen, welche für unser Gebiet das Morgenrot einer neuen Zeit anzukündigen scheint. Der Verfasser, Direktor Schuberth in Großenhain, behauptet nicht zu viel, wenn er sagt, daß er zum ersten Male den Versuch gemacht hat, eine einheitliche Lehre vom Gebrauch des Kommas, das er treffend mit „Satzkerbe" verdeutscht, aufzustellen. Sein einheitliches Prinzip ist das der „logischen Mehrheit", was nur ein anderer Ausdruck ist für die oben so genannte logisch zusammenhängende Wort- und Satzgruppe. Zu erinnern hätte ich dabei nur, daß nicht auch ausdrücklich dem explikativen Prinzip daneben ein Platz eingeräumt wird. Wohin Schuberth strebt, werden einige Beispiele rasch verdeutlichen. Es soll geschrieben werden:

> *Derjenige welcher* lügt, stiehlt auch (S. 51).
> Gib, daß ich's tue bald, zu der *Zeit da* ich soll (S. 43).
> *Umsonst daß* trocknes Sinnen hier die heilgen Zeichen dir erklärt (S. 43).
> *Froh daß* es fortgezogen, sprang übers ganze Heideland der junge Regenbogen (S. 46).
> Jedoch der schrecklichste der *Schrecken das* ist der Mensch in seinem Wahn (S. 26).
> Er war ein *reicher, und* geiziger Mann (S. 38).
> Zwischen Menschen, *Göttern, und* Heroen knüpfte Amor einen schönen Bund (S. 37).

Doch schreitet Schuberth noch zu weiteren Folgerungen fort, nur daß er die folgenden Beispiele noch nicht in das „Regelwerk" aufzunehmen wagt:

> Ich *fühl's du* schwebst um mich, erflehter Geist (S. 48).
> Bemerkst *du wie* im Schneckenkreise er um uns her und immer näher jagt? (S. 48).
> Damit ihr *seht daß* ich eurer Pein will förderlich und dienstlich sein (S. 48).
> Er wirket *weiter weil* er muß (S. 49).
> Und froh *ist wenn* er Regenwürmer findet (S. 47).

*) G. Schuberth, Einheitliche Lehre vom Gebrauch der Satzkerbe, Beilage zum Osterbericht der Realschule mit Progymn., Großenhain 1903.

Ueber diese revolutionäre Kerbentheorie wird mancher, auch wenn ihm die über das Regelwerk hinausgehenden äußersten Konsequenzen nicht zugemutet werden, bedenklich den Kopf schütteln und meinen, daß sie sich noch einer erheblichen Mauserung unterziehen müsse, um regierungsfähig zu werden. In der Tat reicht es nicht aus, daß einzelne Drucke, besonders gelehrter Werke, schon bisher ähnlichen Grundsätzen gefolgt sind; es entscheidet auch nicht einmal der Vorgang Schillers und Goethes, welche im Gegensatz zu ihren Druckern sich einer naturwüchsigeren Interpunktion befleißigt haben. Ehe sich die Schule zu so erheblichen Abweichungen von dem Herkömmlichen entschließen kann, müßten doch erst die Massen der Gebildeten revolutioniert sein.

Bis dahin wird noch viel Druckerschwärze fließen. Was aber kann inzwischen innerhalb des Rahmens der bestehenden Kommaordnung geschehen? Gewarnt werden muß vor dem Wege, den Wustmann,*) der sonst so feinsinnige Beobachter der Sprache und ihrer Verirrungen, und der seinen Spuren folgende Glöde**) einschlagen. Wustmann hat ja vollkommen Recht, wenn er für unsere Interpunktion, wie sich einmal herausgebildet hat, zwei verschiedene Zwecke angibt: „erstens die Satzgliederung zu unterstützen und die Uebersicht über den Satzbau zu erleichtern (grammatisches Prinzip), zweitens die Pausen und die Betonung der lebendigen Sprache in der Schrift auszudrücken (Pausenprinzip).

Aber anstatt wenigstens da, wo der Gebrauch noch Freiheit läßt, nach einheitlichem Grundsatz zu verfahren, ist Wustmann reaktionär genug, Unterwerfung unter die Doppelherrschaft der Prinzipien zu empfehlen, denen er im Grunde noch einen dritten Tyrannen hinzugesellt.

Man sehe selbst, wie Wustmann in zweifelhaften Fällen seine Entscheidungen trifft. Wenn die von ihm aufgeworfene Frage bejaht, ob vor „und" mit nachfolgendem selbständigen Satze auch in dem Falle das Komma einzutreten hat, daß das Subjekt des vorausgehenden Satzes durch ein Fürwort (er, dieser) nur erneuert wird, so entscheidet er nach dem grammatischen Prinzip, da er selbst zugibt, daß nur grammatisch, aber nicht logisch betrachtet, das Subjekt ein anderes geworden ist. Ebenfalls bei der Besprechung der Konjunktion „und" empfiehlt er zu schreiben:

In Leipzig, wo man so viel, und so viel gute Musik hören kann.

*) Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten, S. 305—311, Leipzig 1891.
**) Glöde, Die Deutsche Interpunktionslehre, Wismar 1893, und in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" VIII S. 6—22.

Hier kommt die Beobachtung der Redepause, entgegen dem grammatischen Prinzip, zur Geltung. Nun achte man aber noch auf die eigentümliche Begründung, mit welcher die Interpungierung des Infinitivs festgelegt wird. Wir werden auf ein den uns schon bekannten vergleichbares Beispiel verwiesen:

Auch der gewöhnliche Mann lernte feineren Ton und die Kunst, zu genießen.

Dazu wird die richtige Bemerkung gemacht, daß das Komma hier einer nicht beabsichtigten Verbindung wehren muß, aber die bedenkliche Folgerung daraus hergeleitet, daß es ratsam sei, überhaupt den Infinitiv, auch den nicht erweiterten, durch Komma abzutrennen. Hier wird also weder das grammatische noch das Pausenprinzip, welche vielmehr in vielen Fällen Einsprache erheben würden, geltend gemacht, sondern eine Art des explikativen Prinzips. Das ist jedoch nicht das von mir aufgestellte, das sich damit begnügt, im einzelnen Falle, wo Gefahr des Mißverständnisses vorliegt, das Zeichen zu fordern; sondern die Zeichensetzung soll für eine ganze Gruppe von Fällen zur Regel erhoben werden, weil in wenigen, seltenen Fällen die Deutlichkeit gefährdet ist! Das heißt denn doch die Vielheit der Prinzipien und die dadurch bedingte Verwirrung in Permanenz erklären!

Indem ich trotz aller Dankbarkeit, die jeder gute Deutsche Wustmann für seine sonstigen trefflichen Winke schuldet, diesen Weg entschieden ablehne, möchte ich, damit eine Abstellung der Gebrechen, an denen die deutsche Interpunktion leidet, sich allmählich vorbereite, mit drei Ratschlägen schließen:

1. Man höre auf, überhaupt die Nase zu rümpfen, wenn Fragen der Interpunktion erörtert werden. Es wird nicht häufig ein fehlerhaftes Komma einen Schaden von 400 000 Pfund Sterling anrichten, wie die Vereinigten Staaten ihn, wenn man der Angabe einer australischen Zeitung glauben kann, vor 20 Jahren erlitten haben, als in einem Zolltarifgesetz ein Zeichen versehentlich ausgefallen war. Aber es lohnt sich doch, auch einmal der Interpunktion ernsthaftes Nachdenken zu widmen.

2. Man hüte sich, für die Schulen das Regelwerk über das Maß dessen auszudehnen, was nach allgemeinem, unzweifelhaftem Brauch feststeht.

3. In allen Fällen schwankenden Gebrauches folge man einem einzigen Prinzip und achte auf die Pausen im richtig gesprochenen Satze, damit für die Interpunktion zunächst in diesem beschränkten Umfang die Regel durchgeführt werde: Schreib wie du sprichst.

# Notizen und Besprechungen.

## Geschichte.

Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Von v. Caemmerer, Generalleutnant z. D. Berlin 1904. Wilhelm Baensch. 213 S.

Das Buch ist bestimmt, nicht bloß für Militärs, sondern auch für „solche Leser, die entweder mit Rücksicht auf ihre Berufsaufgaben oder aus reiner Neigung zur Wissenschaft sich auf dem allerdramatischsten Gebiet des Völkerverkehrs, auf dem Gebiet des Krieges näher umschauen wollen". Dieser Doppelaufgabe ist der Verfasser in einer vorzüglichen Weise gerecht geworden. Das Buch ist eine hervorragende wissenschaftliche Leistung auf dem Gebiet der Theorie der Strategie und zugleich so geschrieben, daß auch jeder Laie zu folgen vermag. Die klare Logik des Verfassers, die den wissenschaftlichen Wert seiner Untersuchung bedingt, und das bewußte Streben nach einer guten Formgebung haben sich gegenseitig gestützt und gehoben, um ein Schmuckstück sowohl für die exakte Wissenschaft, wie für die Literatur zu schaffen.

Es sei mir gestattet, einige Bemerkungen hinzuzufügen, teils um eine Abweichung zu markieren, teils eine Ergänzung zu geben. Vor 20 Jahren habe ich mit dem Verfasser einmal eine kleine Kontroverse gehabt, wobei auch die Frage aufgeworfen wurde, ob Clausewitz sein Werk geschrieben habe für die Praxis, für Kriegsleute und Staatsmänner der Gegenwart und Zukunft (so Caemmerer) oder ob er den Begriff des Krieges dialektisch entwickeln wollte, so daß auch alle früher einmal gültigen Formen dabei hätten zu Tage treten müssen (so ich). Caemmerer führt nun Stellen an, (S. 80, 81) wonach Clausewitz bestimmt den ersteren Zweck im Auge hatte. Ich muß mich also in diesem Punkt als geschlagen bekennen. Vielleicht könnten wir uns aber auf die Formel einigen, daß Clausewitzens Zweck in der Tat auf die Praxis der Gegenwart und Zukunft gerichtet war, daß aber das **Mittel**, das er anwandte, nämlich die dialektische Entwicklung des Kriegsbegriffs und seiner Elemente an der Hand der historischen Erfahrung, ihn allmählich dazu führte, auch die ehedem einmal gültigen Formen in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. Wenn das richtig ist, so ist damit, glaube ich, auch eine gewisse innere Inkohärenz

des Werkes, die nicht bloß auf die äußere Unfertigkeit zurückgeht und die Caemmerer jetzt stark hervorgehoben hat, erklärt. Der Mann, der das Auge fest auf die Praxis der Gegenwart und ihre Bedürfnisse gerichtet hat, hat naturgemäß keine Sympathie für Formen, die er als falsch und gefährlich bekämpft, auch wenn er findet, daß sie historisch einmal berechtigt waren. Die historische Vertiefung ist auch für die Praktiker gewiß höchst wertvoll, aber auch gefährlich, weil sie so vieles als bloß relativ berechtigt erscheinen läßt, was der Praktiker sich zum absoluten Gesetz macht und machen muß, um die volle Sicherheit und Festigkeit der Anschauung für das Handeln zu erlangen. Aus diesem Grunde dürfte sich auch eine gewisse dauernde Spannung zwischen Militär-Schriftstellern und Historikern zum Teil erklären. Clausewitz wäre ganz gewiß der Mann gewesen, diese Spannung in sich zu überwinden. Wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen und seine Arbeit zu Ende geführt worden wäre, so wäre er fähig gewesen, mit der ganzen Wucht seiner Logik und seines Wortes zu sagen und zu beweisen: das gilt jetzt und nichts anders; ebenso bestimmt aber auch für frühere Epochen andere Gesetze zuzulassen.

Die Kontroverse, um die es sich hierbei praktisch handelt, ist hauptsächlich die Strategie Friedrichs des Großen. Auch Caemmerer (S. 75) will den Satz, daß Friedrichs Ueberlegenheit über seine Zeitgenossen nicht sowohl in einer eigenartigen und der Zeit vorauseilenden Erkenntnis vom Wesen des Krieges, als vielmehr in der größeren Macht seines Charakters gelegen habe, jetzt annehmen. Damit ist im Grunde alles gesagt, und es scheint mir nur ein zufällig stehen gebliebener Rest früherer Anschauung, wenn der Verfasser trotzdem glaubt, in der Auffassung Dauns zwischen sich und mir noch eine Differenz konstatieren zu können. Es ist nie meine Meinung gewesen, Dauns Verfahren für durchaus gerechtfertigt erklären zu wollen (wie C. meint S. 71), sondern ich unterschreibe mit voller Zustimmung den Satz (S. 75), daß Daun und alle anderen an ihrer Vorliebe für das Manöver krankten. Das lag aber nicht an Dauns Methode, die ja Friedrich selbst in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges für unzweifelhaft gut erklärt hat, sondern eben an der geringeren Macht des Charakters, des Selbstvertrauens, der Aufmerksamkeit, der Schnelligkeit, der Kühnheit in der Handhabung der Methode.

Standen Friedrich und seine Gegner prinzipiell auf demselben Boden strategischer Anschauung, so fällt damit natürlich auch die Vorstellung, daß des Königs Verhalten zu erklären sei dadurch, daß er in die Verteidigung gedrängt war, und es ist ja auch leicht nachzuweisen, daß es tatsächlich nicht so gewesen ist. Auch wo Friedrich in der Offensive war, hat er immer sehr sorgfältig erwogen, ob er eine Schlacht liefern solle oder nicht, und sich vielfach für das Manöver entschieden, wo ein neuerer Feldherr die Schlacht suchen würde. 1741 hat er monatelang mit 60 000 Mann dem bei Mollwitz geschlagenen Neipperg, der nur 25 000 Mann hatte, gegenübergestanden, ohne die Schlacht zu erzwingen. 1742 hat er den

Vorschlag der Franzosen, die Oesterreicher konzentrisch in Südböhmen anzugreifen, abgelehnt und statt dessen einen Manöver-Feldzug nach Mähren gemacht. 1744 hat er sich von Traun aus Böhmen herausmanövrieren lassen, ohne durch eine Schlacht die Sperren, die ihm die Oesterreicher vorlegten, zu zerreißen*). 1745 hat er trotz des glänzenden Sieges von Hohenfriedberg doch nach wenigen Märschen schon wieder Halt gemacht und monatelang mit den Oesterreichern hin und her manövriert**). 1756 hat er die allerglänzendste Gelegenheit zu einem vielleicht vernichtenden Schlage nicht benutzt. Selbst 1757 hat er, wie noch neuerdings nachgewiesen worden ist***), den Feldzugsplan nicht auf eine Entscheidungsschlacht angelegt.

Den Höhepunkt des Caemmererschen Buches bildet die Behandlung des Problems, ob Moltke die Strategie Napoleons einfach fortgesetzt oder zu einer neuen Stufe fortgebildet habe. Ich habe über diese interessante Streitfrage unsere Leser bereits in meinem Aufsatz über Moltke †) informiert. Der Unterschied ist auf keinen Fall ein fundamentaler, wie zwischen Friedrich und Napoleon. Der Geist der Strategie Moltkes ist unzweifelhaft ganz derselbe wie der Napoleons; es handelt sich nur darum, ob Napoleon seine Schlacht-Entscheidung prinzipiell auf Zusammenhalten und Zusammenballen der Masse, Moltke auf ein von weither angesetztes Umfassen, einen Anmarsch aus verschiedenen Fronten basiert hat. Die ungeheure Wirkung der modernen Waffen und die Größe der zu bewegenden Massen erzwingt die zweite Methode, und die Erfindung des Telegraphen und in den Kulturländern die Verbesserung der Wege und Karten ermöglicht sie, weil durch diese Hilfsmittel auch die entfernteren Truppenteile in der Hand des Feldherrn bleiben und zum Zusammenwirken geleitet werden können. Die Frage, wie weit deshalb die zweite Methode die vorzuziehende sei, ist für die zukünftige Kriegführung von entscheidender Wichtigkeit. Der natürliche Trieb der Führer und die Manöver-Gewohnheit leiten zum Zusammenhalten der Truppen an; die Ueberlegung, wie ungeheuer stark mit den modernen Waffen heute die taktische Defensive ist, zur Ausbreitung, natürlich nicht im Sinne eines Schemas, von dem nie abgewichen werden dürfe, sondern nur einer prinzipiellen Betrachtung, die durch die besonderen Umstände auch außer Kraft gesetzt werden kann. Caemmerer legt (S. 205)

*) Leitzke, Neue Beiträge zur Geschichte der preußischen Politik und Kriegsführung im Jahre 1744. Heidelberger Dissert. 1898.

**) Oscar Schulz, Der Feldzug Friedrichs des Großen nach der Schlacht bei Hohenfriedberg. Heidelberger Dissert. 1901.

***) Die Entwicklung des preußischen Feldzugplanes im Frühjahr 1757 von Carl Grawe. Berlin, M. Driesner. 1903.

Bei dieser Gelegenheit mache ich auch auf die vorzügliche Untersuchung aufmerksam von Otto Herrmann „Böhmen oder Mähren? Ein Beitrag zur Strategie Friedrichs des Großen" in den „Jahrbüchern für Armee und Marine". Band 121, Oktober- und November-Heft 1901.

†) Oktoberheft 1900. Wieder abgedruckt in den „Erinnerungen, Aufsätzen und Reden".

im Anschluß an den bedeutendsten Vertreter dieser Lehre, den General von Schlichting, dar, daß eigentlich das ganze Unglück der Engländer im Burenkriege daher gekommen sei, weil sie noch zu sehr in der alten Lehre befangen waren und sich deshalb bei Ladysmith konzentrierten. Wäre General White statt dessen in breiter Front weiter und weiter, und sei es auch bis zur Küste, zurückgewichen, so hätte General Buller nachher nicht die Entsatzschlachten am Tugela zu schlagen brauchen, bei denen die Engländer unterlagen.

Eine andere Frage als die der zukünftigen praktischen Strategie ist natürlich die, wie sich historisch Napoleon und Moltke zu dem Gegensatz zusammenzufassender oder auszubreitender Truppen gestellt haben. Die Streitfrage ist, wie sie Caemmerer jetzt formuliert, nur noch von geringem Umfang; er bestreitet nicht, daß bei beiden Feldherren beides vorkommt, aber was bei dem einen Ausnahme war, sei für den andern Regel gewesen; was bei dem einen Regel war, sei für den andern die Ausnahme. Der Gegensatz ist also nur noch ein relativer: dennoch wird wohl noch mancherlei darüber geschrieben werden, denn merkwürdigerweise ist sowohl bei Napoleon wie bei Moltke zwischen den theoretischen Aeußerungen und der praktischen Strategie ein gewisser Widerspruch. Die Stellen, in denen sich Napoleon in der stärksten Weise für das Zusammenfassen aller Truppen vor der Schlacht ausspricht, sind zusammengestellt in einer vorzüglichen Untersuchung von Major Balck*), wo gleichzeitig dargelegt ist, wie oft Napoleon in der Praxis von diesem Grundsatz abgewichen ist. Umgekehrt hat Moltke in einer „Instruktion für die höheren Truppenführer" vom Jahre 1869**) ausführlich dargelegt und begründet, wie vorteilhaft es sei, „wenn am Schlachttage die Streitkräfte von getrennten Punkten aus gegen das Schlachtfeld selbst konzentriert werden können; wenn die Operationen also derartig geleitet werden, daß von verschiedenen Seiten aus ein letzter kurzer Marsch gleichzeitig gegen Front und Flanke des Gegners führt." In vollem Gegensatz aber zu dieser Theorie hat Moltke seinen konzentrischen Einmarsch in Böhmen selber nicht als ihre Erfüllung, sondern als eine Art leidiger Notwendigkeit, als Abhilfe in einer ungünstigen Situation bezeichnet, und als er 1867—1870 seine Pläne für den Einmarsch in Frankreich entwarf, sind sie auf das engste Zusammenhalten der Armeekorps beim Vormarsch basiert. „In engerer Konzentration vermag auch der Gegner nicht vorzurücken", hebt er lobend an seinem Entwurf hervor***).

So stark der Widerspruch scheint, so läßt er sich, glaube ich doch, psychologisch auflösen und erklären. Moltke war, wie auch Napoleon, wie auch Friedrich ein denkender Feldherr, der das, was er tat, sich auch be-

---

*) Napoleonische Schlachtenanlage und Schlachtenleitung. Beih. z. Mil.-Wochenbl. 2. Heft 1901. S. 106.

**) Publiziert im Jahre 1900 in Moltkes „Taktisch-strategischen Aufsätzen". Moltkes Mil. Werke. II, 2 S. 171.

***) Diese Entwürfe sind gedruckt in „Moltkes Militärischer Korrespondenz" III. Teil, 1. Abteilung.



grifflich klarzumachen bestrebt war. Aber er war kein Dogmatiker. Hätte er eine sozusagen professorale Anlage gehabt, so hätte er allerdings jene Kriegspläne gegen Frankreich einleiten müssen mit einem Satz, etwa: „an sich ist zwar bei den heutigen Waffen und Massen der möglichst breite Aufmarsch das beste, aber in vorliegendem Falle müssen wir aus dem folgenden besonderen Grunde doch möglichst konzentriert vorgehen". Hätte er so geschrieben, so wäre der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis gelöst. Er hat aber nicht so geschrieben, weil er seiner Geistesanlage und seiner Gewohnheit als Praktiker entsprechend nie von dem allgemeinen Lehrsatz, sondern von der Lage ausging. Die Lage aber bei dem Einmarsch in Frankreich war die, daß Moltke annahm, man werde die französische Hauptarmee südlich von Metz treffen; er hielt es aber auch nicht für ausgeschlossen, daß sie nördlich, verdeckt hinter der Mosel zwischen Metz und Diedenhofen stehe, von wo sie den Deutschen hätte in die Flanke fallen können. Wegen dieser Möglichkeit, weil die Stellung des Feindes nicht vorauszusehen war, mußten die Korps konzentriert sein, um nach allen Seiten Front machen zu können. Die eigentümliche Konstruktion einer ungewöhnlich starken Avantgarde mit vier Kavallerie-Divisionen sollte, wie General v. Schlichting treffend hervorgehoben hat, die Möglichkeit gewähren, für die Schlacht die Truppen doch noch umfassend anzusetzen.

Aus demselben anschaulichen, nicht dialektischem Denken erklärt sich psychologisch auch das Urteil über den Einmarsch in Böhmen. Es ist ausgesprochen in einer Selbstverteidigung*) gegen eine in Oesterreich erschienene abfällige Beurteilung der preußischen Strategie, in der hatte bewiesen werden sollen, daß der getrennte Einmarsch ein Fehler und nur durch Zufall mit Erfolg gekrönt worden sei. Wir Nachlebenden stellen solchem Mißurteil sofort den prinzipiellen Satz entgegen, daß der Angriff aus zwei Fronten freilich seine Gefahren, aber auch unter den modernen Verhältnissen ganz besondere Vorteile habe und daß Moltkes Plan als Realisation seiner theoretischen Einsicht, die kühn genug die Gefahr auf sich nimmt, uns das höchste Zeugnis seines strategischen Genius sei.

Der Handelnde selber sah auch noch nachträglich die Gefahr, durch die er hatte durchgehen müssen, das Mißliche der Situation, die es zu überwinden galt, so stark, daß er hiervon seinen Ausgang nahm und die Vorteile des doppelten Anmarsches wohl einleuchtend entwickelt, aber doch nur ganz bescheiden als „Abhilfe einer ungünstigen Situation" einleitet.

So, meine ich, ist der anscheinende Widerspruch in den Kundgebungen Moltkes gelöst, und die historische Auffassung, daß Moltke als Schüler Napoleons und Clausewitz' selbsttätig schöpferisch die Strategie zu den von den veränderten Verhältnissen gebotenen Formen fortgebildet habe, ist richtig.

Delbrück.

*) Ursprünglich im Militär-Wochenblatt vom 17. April 1867. Wieder abgedruckt in „Taktisch-strategische Aufsätze" S. 280.



## Philosophie.

**Wilhelm Stern: „Das Wesen des Mitleids". — Berlin 1903 F. Dümmler.**

Unter den philosophischen Schriftstellern der Gegenwart hat sich Wilhelm Stern bereits durch sein größeres Werk: „Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft" einen geachteten Namen erworben. Die vorliegende Schrift über: „Das Wesen des Mitleids" ist nun eine weitere Ausführung der in jenem Werk zum Ausdruck gebrachten Ansicht über das Mitleid; insbesondere hat dieses Problem hier eine weitere Erforschung nach der Seite hin erfahren, inwiefern es auch für die ästhetischen Untersuchungen in Betracht gezogen werden muß.

Der Verfasser gehört zu denjenigen Forschern, welche das Problem der Sittlichkeit noch immer unter dem einseitigen Gegensatz von Egoismus und Altruismus zu fassen suchen. Er selbst ist konsequenter Altruist, und er verwirft daher alle auf den Egoismus gegründeten Systeme als unethisch. In diesem Punkte wird ihm jeder wahrhafte Denker zustimmen. Als Altruist unterscheidet sich Stern ferner in sehr vorteilhafter Weise von dem landläufigen Altruismus der englischen und deutschen Ethiker dieser Art. Das Ziel, das er im Auge hat, ist nicht schlechthin das Wohl aller oder der möglichst großen Anzahl ohne Rücksicht auf das Eigenwohl, sondern die Erhaltung des Psychischen der Gesamtheit mit Einschluß des eigenen. Dasjenige Moment, welches eine Handlung erst zu einer ethischen Tat stempelt, ist einerseits ein Gefühl, andererseits ein Trieb. Das Gefühlsmoment ist das aus dem gemeinsamen, von außen kommenden Leiden aller beseelten Wesen entspringende Gefühl der Zusammengehörigkeit; das Triebmoment ist der sich zu jenem Gefühl gesellende objektive Trieb zur Abwehr aller schädlichen Eingriffe der sowohl unbeseelten, als auch beseelten objektiven Außenwelt ins psychische Leben. „So wurde dieser Trieb zuletzt zum objektiven, d. h. gegen ein Drittes, Unpersönliches, Sachliches und Allgemeines gerichteten sittlichen Trieb zur Erhaltung des Psychischen in seinen verschiedenen Erscheinungsformen durch Abwehr aller schädlichen Eingriffe in dasselbe, welcher das Wesen der Sittlichkeit, das zu den sittlichen Handlungen Treibende, das pricipium moveus der sittlichen Handlungen oder das Fundament oder wirkliche Grundprinzip der Ethik ist." Dieser objektive Trieb ist also nach Stern die eigentliche und im strengen Sinne allein sittliche Instanz. In bezug hierauf wird nun die ethische Bedeutung des Mitleids bestimmt, und dieses ist nichts anderes als jenes „allmählich im Laufe sehr vieler Jahrtausende entstandene verletzte Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen anderen beseelten Wesen gegenüber den schädlichen Eingriffen der objektiven Außenwelt ins psychische Leben." Das Mitleid ist danach nie die Triebfeder oder eigentliche Ursache der sittlichen Handlungen, sondern immer nur die erste innere Anregung zu einem Teil derselben.

Der Verfasser gibt sich uns ebenso wie in seiner Ethik, so auch hier in dieser Abhandlung über das Mitleid als kritischer Positivist zu erkennen. Als Grundlage seiner Untersuchung läßt er nichts gelten, als die Tatsachen der Wahrnehmung, Gefühle, Triebe und der daraus induktiv abgeleiteten und objektiv abgezweckten Bestimmungen. Seine Bedeutung hat dieser Positivismus einerseits darin, daß er jene anthropologischen Instanzen einer eingehenden Untersuchung inbezug auf ihre Verwendung als sittliche Werkzeuge unterwirft, andererseits darin, daß dadurch die seichten Erörterungen Schopenhauers widerlegt werden, der ja das Mitleid zur Fundamentalinstanz aller Ethik machen wollte.

Diesem positivistischen Verfahren steht aber dasjenige der klassischen deutschen Philosophie gegenüber, wie es von Kant begründet und schließlich von Hegel systematisch entwickelt worden ist. Es war der große Gedanke dieser gewaltigen Köpfe, die Wissenschaft endlich einmal aus jenen empirischen, subjektiven, psychologischen Schlingen zu befreien und sie auf dasjenige Fundament zu stellen, auf dem ihr Bau allein sicher begründet werden kann. Sie brachten damit die Bewegung zu einem gewissen Abschluß, die von Heraklit und Parmenides, von Plato und Aristoteles in Aktion gesetzt wurde, ohne daß aber bis auf den heutigen Tag die Vertreter der Sonderwissenschaften dieses die Wissenschaft endgiltig konstituierende Gedankensystem zu verstehen und damit zu arbeiten sich allgemein angeschickt haben. Jene Fundierung ist nun keine andere als die Beantwortung der Frage: welches ist die Einheit und Allgemeinbestimmtheit alles Daseins, des ganzen gegebenen Erfahrungszusammenhanges, des äußeren wie des inneren? Die Antwort darauf lautet aber dahin, daß die ganze Welt mit allem ihren Inhalt, mit Himmel und Erde, mit Steinen und Bäumen, Tieren und Menschen, einen einzigen und einheitlichen g e i s t i g e n Zusammenhang bildet, so daß alles Besondere nur beschränkende Besonderungen des all- einen und allumfassenden Geistes darstellt. In dieser seiner universellen Einheit erfaßt sich aber der Geist als denkender Geist, denn Denken nennen wir jene Potenz, durch welche die schlechthin allgemeine Einheit sich selbst zur Erkenntnis kommt. Alle besonderen Geistesprozesse wie: empfinden, wahrnehmen, anschauen, fühlen usw., können daher auch nur als beschränkte Denkbewegungen bestimmt werden, und erst, indem sie so bestimmt werden, werden sie wie auch ihre objektiven und subjektiven Inhalte zureichend erkannt. Soll daher Wissenschaft möglich sein, so muß zunächst und vor allen Dingen erst einmal ermittelt sein, wie sich der Begriff des Denkens rein an sich selbst in bezug auf seine immanente Bewegung bestimmt, ehe die speziellen Erscheinungszusammenhänge eine begründete Erklärung gewinnen können. Wer dies nicht denkkräftig genug ist einzusehen, der möge an das Beispiel der Naturwissenschaft erinnert sein. Denn auch die objektive Naturerkenntnis ist im strengen Sinne nur soweit Wissenschaft, als sie mathematisch bestimmt ist. Was heißt das aber anders, als daß diejenige Allgemeinbestimmtheit, durch

welche alle Objekte durchgehends bestimmt werden, nämlich der Raum samt seinen Konstruktionsbewegungen, Maß-, Lage- und Zahlbestimmungen das alleinige Fundament abgibt, von dem aus die einzelnen Naturerscheinungen als besondere, spezifisch einschränkende Raumbestimmungen denkend begründet werden. Wie aber der Raumbegriff der die Welt der Objekte bestimmende untergeordnete Denkbegriff ist, so ist das reine Denken der oberste, die äußere und innere Welt zugleich konstituierende Begriff, von dem aus alle wissenschaftlichen Bestimmungen überhaupt ihre Begründung erhalten müssen. Und wie darum die Wissenschaft von allem äußeren Dasein aus dem mathematischen Denken begründet werden muß, so diejenige von allem Sein zusammengenommen aus dem Denken schlechthin. Für die Ethik aber bedeutet das, daß alle Trieb-, Begehrungs-, Willensbewegung wissenschaftlich ebenfalls nur als eine besondere Sphäre der reinen Denkbewegung fundamental bestimmt werden kann. Denn ebenso wie die Empfindungs-, Wahrnehmungsprozesse usw. nur erkannt zu werden vermögen, sofern sie beschränkte Prozesse des erkennenden Denkens sind, so auch die Trieb- und Willensbewegungen nur, sofern sie beschränkte Vorgänge des wollenden Denkens sind; aber nicht des subjektiven Denkens, sondern des reinen Denkens oder der geistigen Einheit und Allgemeinbestimmtheit überhaupt. Und in derselben Weise wie aus dem allgemeinen Raumbegriff die besonderen Möglichkeiten der Raumbestimmung deduziert werden, so müssen in analoger Weise aus dem reinen Denkbegriff die besonderen Fundamentalbestimmungen des Erkennens und Wollens ebenso ohne Rücksicht auf die besondere Erfahrung erst einmal als allgemeingültig konstituierend entwickelt werden, ehe so etwas wie eine wissenschaftliche Ethik möglich ist. Das ist der grandiose Gedanke, um den sich die Philosophie von den Joniern und Eleaten ab bemüht hat, und der in der deutschen Philosophie durch Kant und Hegel zum Abschluß gebracht worden ist. Und nun könnte man Tränen der schmerzlichsten Erbitterung vergießen, wenn man sieht, daß die herrschende Richtung der gegenwärtigen Philosophie trotz jener klassischen Erhebung des deutschen Denkens wieder in einen Empirismus der allerseichtesten Art zurückgesunken ist, der unsere ganze Geisteesernte zu vernichten droht. Man würde laut auflachen, wenn jemand die Differenzial- und Integralrechnung aus der Beobachtung und induktiven Verallgemeinerung empirischer Naturerscheinungen ableiten wollte, aber das gilt heut gleichwohl als ausgemachte Weisheit, daß die reinen Denkbestimmungen, welche noch allgemeiner sind als die der Mathematik, aus psychologischen Wahrnehmungsprozessen induziert werden sollen. Dieser psychologische Empirismus ist in Wahrheit der Totengräber aller geistigen Kulturerrungenschaften, und die Grube, in die er alles höhere und umfassende Geistesleben für immer hinabzustürzen bemüht ist, das ist der psychologische Subjektivismus und Relativismus. Die Sittlichkeit ein subjektiv-psychologisches Gebilde, die Religion ein psychologisches Phantasma, die Wissenschaft samt der Mathematik ein Produkt

des Relativismus und der Wahrscheinlichkeit: Das ist das stolze Ergebnis dieses blinden Psychologismus. Solch Treiben aber muß bald in sein Gegenteil umschlagen, und schon mehrt sich das Häuflein derer, welche die Bahnen Platos und Aristoteles, Kants und Hegels weiter zu verfolgen gewillt sind. Die Abhandlung Sterns aber zeigt ebenfalls, daß der Verfasser auf diese Bahn zusteuert.

Charlottenburg. Ferdinand Jakob Schmidt.

Nietzsches Philosophie, von Prof. Dr. Arthur Drews, Heidelberg, Carl Winter, 1904, VIII und 558 S.

Drews' umfangreiche und hervorragende Werke „Die deutsche spekulative Philosophie seit Kant" (1893), „Kants Naturphilosophie" (1894), „E. v. Hartmanns philosophisches System" (1902) ließen von vornherein das Vertrauen berechtigt erscheinen, daß dieser Schriftsteller von festem, eigenem, in den untersten Tiefen fundiertem Urteil und von wunderbarer Gabe, fremde Systeme zu durchdringen und in seiner Darstellung auf ihren wesentlichen Gehalt zurückzuführen, auch ein großes dazu beitragen könnte, den genialen, aber überaus bedenklichen Rattenfänger der Geister und Seelen unseres Zeitalters endgültig in sein wahres Licht zu stellen. Er hat in seinem neuen großen Buche diese Erwartung erfüllt und noch übertroffen. Man konnte verlangen, daß er die Nietzscheschen Lehren aus ihrer weit ausgeführten literarischen Vermittlung durch ihren Urheber klar und bestimmt auf ihren Kern herausschälen und dann nach ihrer Folgerichtigkeit, vor allem aber aus der Erfahrung und der Vernunft auf ihre etwa dauernde Wahrheit hin beurteilen würde. In der Tat hat Arthur Drews auch diese Hauptaufgabe keineswegs vernachlässigt, ja sie mit solcher Ueberlegenheit und Sicherheit gelöst, daß jetzt jeder, der sehen will, endlich mit Bestimmtheit wissen kann, wie man mit den Nietzscheschen Leistungen daran ist. Drews hat sich aber noch vor dieser Hauptaufgabe die andere gesetzt, den Ursprung der Nietzscheschen Philosophie aus der persönlichen Eigenart des Mannes und ihren fortschreitenden Entwicklungen zu erklären und damit zugleich eine Biographie von der höchsten Innerlichkeit und den intimsten psychologischen Reizen geliefert. Hatte er in der weiten Nietzscheliteratur auch gute Vorarbeiten, so hat er dennoch durch seine eindringliche Ausführlichkeit die meisten, durch seine ganz überlegene philosophische Bildung und die Hoheit der Warte, von der sein eigener philosophischer Blick herabsieht, alle weit hinter sich gelassen.

Die Philosophie hat von jeher allgemein gültige Ueberzeugung angestrebt, und das ist so sehr ein Eigenmerkmal ihres Wesens, im Unterschiede gegen Poesie und Kunst, die das individuelle Verhalten ihrer Träger gegen Welt und Leben in ihren Werken zum Ausdruck bringen dürfen

und sollen, daß die überall dennoch beteiligte Persönlichkeit der Denker, so sehr sie andererseits der höchste Reiz der Systeme ist, an der eigentlichen Aufgabe der Philosophie, das absolut wahre Bild des Seienden ans Licht zu bringen, gemessen als ein Rest der menschlichen Unvollkommenheit erscheinen muß. So fragen wir denn in philosophischem Interesse auch hinsichtlich Nietzsches zuerst — nicht, wie sich etwa die Sphinx dieser Person enträtselt, sondern inwiefern er die Erkenntnis gefördert hat. Das ist um so schwerer, als sich bei ihm in den so auseinandergehenden Perioden seines Denkens bekanntlich „zu jedem Ja auch ein Nein" findet. Aber es ist ja sachlich gleichgültig, was Nietzsche selbst festgehalten oder was er später als das Richtigere hingestellt hat; vielleicht könnten sich ja seine Leistungen gerade in dem finden, was er selber später hat fallen lassen. Da stellt sich nun nach Drews' überzeugender Kritik heraus, daß Nietzsche weder die Philosophie im Prinzip gefördert, noch in einer ihrer Disziplinen neue große und haltbare Resultate ans Licht gebracht. Sein Prinzip, als er endlich zu einem solchen gelangt ist, besteht in dem blinden Willen zur Macht, der über sich keine objektive und verpflichtende Vernunft kennt. Damit wäre alles Licht der Vergangenheit ausgelöscht und die Hoffnung der Zukunft auf die einzelnen großen Exemplare übermenschlichen Menschentums gestellt, in denen sich der Wille zur Macht so konzentriert, daß der übrige Stoff des Lebens, die durch ihn entrechteten Personen eingeschlossen, ihm zum Spielball wird. Die Vernunft der Menschheit wird diesem schauerlichen Zukunftsbild gegenüber daran festhalten, daß auch das Größte der Menschheit seine wahre Größe in ihrem Dienst, und nicht im Despotismus über sie hat. — Moral ist ohne Maßstab der Vernunft nicht möglich. Nietzsches Aesthetik ist in seiner ersten Periode wesentlich die mit den handgreiflichen Mängeln behaftete metaphysische Schopenhauers, die „kritische" seiner zweiten, positivistischen Periode ist rein negativ und nur durch die Fülle seiner, die Schwächen des enthusiastischen Aesthetisierens aufdeckende Einzelbemerkungen bedeutend, die „physiologische" seiner dritten Periode ist in bunten Anläufen, zum teil unvereinbarer Art, befangen und steht schon unter dem Einflusse der ihre Schatten vorauswerfenden Geisteserkrankung des unglücklichen Genies. Als Psychologe steht Nietzsche mit der Fülle und geistreichen Fassung glänzender und treffender Einzelaperçus den ersten Schriftstellern dieser Art gleich, aber eine wissenschaftliche Psychologie hat er nicht ausgebaut. Ebensowenig eine solche Logik und Erkenntnistheorie. Seine in seinen verschiedenen Lebenszeiten sehr schwankenden Urteile über den Wert des Lebens und der Lebensgüter sind immer von seiner Person und Stimmung sehr abhängig. Die beiden Hauptlehren, an deren Entdeckung und Inhalt sich Nietzsche selbst mit bebender Bewunderung und überschwenglichem Stolz berauschte, die von der ewigen Wiederkunft aller Dinge und die vom Uebermenschen, sind nach Drews „wissenschaftlich undiskutierbar". Ich füge hinzu, daß, wenn in Weltäonen alle Dinge in

völliger Gleichheit zu sich und untereinander wiederkehren müßten, auch jetzt schon der bestehende Weltzustand und sein Verlauf den Fall einer solchen Wiederkehr darstellen würde, ohne daß doch ein Mensch davon etwas hat, wenn er der Wirklichkeit einmal in Gedanken diesen Zettel anhängt; da wäre vielmehr der indische Gedanke, daß jeder in seiner Eigenart sein „Karma“, und so das Ergebnis seiner früheren Existenzen an sich trüge und auf Grund seines zuletzt erreichten Grades von Vollkommenheit oder Unvollkommenheit in seinem neuen Leben weitergeführt würde, noch viel erhebender und motivationskräftiger. Hinsichtlich des Uebermenschen aber reißt dem Nietzsche jedesmal der Faden ab, wenn er bestimmt vorstellbar machen sollte, wie er sich aus den früheren Typen der Schöpfung erheben und in welcher Gestalt er erscheinen wird; und daß andererseits die ganze Menschheit bis auf einige wenige Naturen — Cäsar Borgia und namentlich Napoleon I. galten Nietzsche für seine prachtvollsten Antizipationen — nur mit Grauen an eine dem Uebermenschen unterworfene Erde denken könnte, haben wir schon gesagt.

Was steckt denn nun dahinter, wenn dennoch Nietzsche seit Schopenhauer der auch im Auslande gefeiertste deutsche Schriftsteller ist? Jedenfalls der stilistische Glanz der Nietzscheschen Darstellung und vor allem der nie dagewesene Affekt des ganzen Menschen, mit dem Nietzsche seine Gedanken vorträgt, der vulkanische Krater von Leidenschaft, der sich da ausspeit. Aber die Sache hat doch ihr Bedenkliches. Der Nietzsche-Enthusiasmus ermangelt der Einsicht, daß als höchste Tugend gerade der Philosophie zu gelten hat: Ruhe, Nüchternheit, schlichteste Ehrlichkeit und das sich gleichbleibende Ethos lauterster Wahrheitsliebe, die sich auch über zufällige Liebe und Haß der eigenen Persönlichkeit des Philosophen erhebt: das in der Glut aller Farben lodernde Pathos bietet ja ein grandioses Schauspiel, aber leuchtet nicht auf dem einfachen Wege des Richtigen vor. Auch ist nicht zu leugnen, daß Nietzsches Diktion mit der Zeit immer gespreizter, manirierter, überladener wurde; und selbst Männer, die früher Hauptfreunde Nietzsches gewesen waren, wie Rée und Rohde, sind doch mit dem Geständnis herausgerückt, daß der Mann eigentlich reicher an Esprit als an Gedanken, oder gar haltbaren Gedanken sei, daß er mehr blende als leuchte. Arthur Drews findet doch noch einen tieferen Grund für die ungeheuere Wirkung, die Nietzsche in den letzten anderthalb Jahrzehnten geübt hat. Nietzsche hat die tiefe Kluft erkannt, die zwischen dem satten Genügen an den großartigen Errungenschaften bloßer Zivilisation und dem beglückten Geistesfrieden einer wirklichen Kultur gähnt. Er hat dadurch die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden mächtig aufgerissen und ist sogar ein Gewissensschärfer hinsichtlich der Wertschätzung der Persönlichkeitsgüter geworden; auch ganz außerhalb der Wahnbilder vom Uebermenschen hat er das Recht und das zu erstrebende Ziel großen und freien Persönlichkeitslebens mächtig verkündet. Daß auch für dieses ein für alle gültiger Hintergrund nicht fehlen darf, das hat Nietzsche zugleich erkannt

und, sofern er den individuellen Willen zur Macht als diesen Hintergrund behandelte — doch wieder verleugnet.

Drews hat aber also auch das Problem der Nietzscheschen Persönlichkeit zu lösen gesucht. Ein philosophisches Problem ist dieses nimmermehr, denn diese sind ewiger und allgemeiner Art. Aber für den Geist unserer Zeit ist es fast noch anziehender als die Beurteilung der Nietzscheschen Lehren; diese ergibt sich dem gesunden Verstande nicht so schwer, aber jene Persönlichkeit in ihrem wundersamen Entwicklungsgange ist ein wahres Bündel verwickelter und ganz singulärer genialer Eigenart. Drews ist unzweifelhaft an das Spezialstudium Nietzsches mit der Gewißheit herangegangen, daß er von dem Bau seines Systems — wenn von einem solchen die Rede sein könnte — keinen Stein auf den anderen lassen würde; denn er war schon zu fest in seinen eigenen philosophischen Ueberzeugungen und kannte aus seiner vorläufigen Kenntnis Nietzsches zur Genüge die völlige Unvereinbarkeit der Nietzscheschen systematischen Anläufe mit dem kritischen Verstande und mit E. von Hartmanns Philosophie, deren begeisterter Jünger er ist. Daher überrascht Drews in der Vorrede durch das Bekenntnis, daß er Nietzsches Persönlichkeit in allen ihren Phasen „liebevoll“ nachgegangen sei. Es mußte offenbar einer so edlen Natur wie der Drewsschen ein Bedürfnis sein, wenn er als Götzenbildzertrümmerer auftrat, dies wieder gut zu machen durch möglichst hingebungsvolles und entgegenkommendes Verständnis des Menschen Nietzsche. Dieses aus edlen Elementen der Seelenverfassung seines doch zu entthronenden Helden aufzubauen, ist ihm glänzend gelungen. Ueberall, und ganz besonders in den Uebergangsstadien schöpft er die Erklärung der geistigen Leistungen Nietzsches aus den Seelenzuständen und inneren Erlebnissen ihres Urhebers. Und in dieser Erklärung läßt er eigentlich keinen Rest des Unbegreiflichen und erweist sich an Feinheit und Tiefe als einen individuellen Psychologen ersten Ranges und als einen vollendeten Kenner der Zeiten und Umstände. Am meisten von allgemeinem Interesse wird darin wohl die Behandlung des Verhältnisses Nietzsches zu Richard Wagner sein, das sich bekanntlich auch von Extrem zu Extrem bewegt hat. Das Entscheidende für Nietzsches Abfall von der glühenden Begeisterung für den Künstler und der innigen Freundschaft mit dem Menschen Richard Wagner ist doch wohl das Bayreuther Treiben bei dem erstmaligen Festspiel gewesen: Nietzsche nahte ihm in heiligem Ernst als der großen künstlerischen Kulthandlung neuer Religion, und siehe da, es war ein Fest der Plutokratie, der Eitelkeit und eines mehr sinnlichen Schwelgens in rein Musikalischem. Nietzsche war entgeistert und bestürzt von dem Siege des Allzumenschlichen. Wie kann man sich freilich auch Religion in dieser Weise inszeniert denken! — Daß Drews in der psychologischen Würdigung Nietzsches ihm auch die Tugend lauterer Wahrhaftigkeit zugesteht, will mir aber doch nicht eingehen. Ja, Nietzsche stürmte immer fort zu tieferer Aufdeckung seines eigenen Ich, das er zu erfassen sucht, und sah dabei den Abgründen, die sich

hinter Abgründen öffneten, mutig und klar ins Auge, hatte auch den Mut zum Eingeständnisse des Unerhörtesten und Frechsten: insofern war er wahrhaftig. Aber die Wahrheitsliebe des echt philosophischen Gemüts trägt in sich auch das Korrektiv der Leidenschaften des zufälligen Menschen, der mit dem philosophischen Gemüt in Personalunion ist, sie erträgt auch alte Wahrheit, mit deren Bekenntnis nicht Ruhm der Originalität zu erringen ist, und wir besitzen wirklich — „Das Wahre war schon längst gefunden, Hat edle Geisterschaft verbunden, Das alte Wahre, faß es an!" (Goethe) — viel alte Wahrheit, deren wir uns nicht schämen und überdrüssig werden sollen. Nietzsche dagegen legte es immer mehr darauf an, durch die betäubendsten und unerhörtesten Behauptungen, auf die in reiner Wahrheitsliebe niemand verfallen kann, der überreizten und blasierten Teilnahmlosigkeit seiner Zeitgenossen doch noch Interesse für seine vorher wirkungslos gebliebene Produktion abzutrotzen. So bin ich in der Frage, ob Fr. Nietzsche eine lautere philosophische Wahrheitsliebe zuzugestehen sei, mit Arthur Drews doch nicht ganz derselben Ansicht.

Max Schneidewin.

---

## Kunst.

### Bücher über Böcklin.

Gustav Flörke, Zehn Jahre mit Böcklin. Zweite vermehrte Auflage. München, Verlagsanstalt Bruckmann 1902. 269 S. Mk. 6.

Ein ausgezeichnetes und sehr eigentümliches Buch. Wir haben das Tagebuch von Herrn von Chantelou über Berninis Aufenthalt in Paris, wir haben die Bücher von Alfred Sensier über Rousseau und Millet, wir haben, was Ernst Förster über Cornelius geschrieben hat; aber diese Bücher sind entweder trocken protokollarisch oder zurückhaltend oder gläubig-feierlich. Dieses hier aber ist höchst leidenschaftlich und temperamentvoll, reißt den Leser (den, den die Kunstprobleme wirklich interessieren) mitten in die Debatte und läßt ihn nicht los. Man weiß, daß bildende Künstler selten des Wortes recht mächtig sind (wenn sie es sind, kann man fast an ihre Bedeutung ein Fragezeichen setzen). Welches Glück, wenn einer nahe genug dabei war, und nun nicht etwa das, was der Meister mehr oder minder glücklich in Worten ausgedrückt hat, stenographiert, sondern das halb Ausgedrückte errät, ergänzt, in Zusammenhang bringt und das Wesen des Künstlers aus voller Intimität heraus analysiert! Es ist das Aufregende an diesem Buch, daß die so gewonnene Anschauung nicht auf Flaschen ruhiger Ueberlegung gezogen ist, sondern daß der dramatische Ursprung all dieser Aeußerungen gewahrt geblieben ist. Man sieht förmlich, wie da mit einem unsichtbaren Gegner disputiert wird, wie der Widerspruch zu Uebertreibungen reizt, wie man immer schärfer pointierend zum Extrem kommt oder auch, wie je nach den Eigenschaften des Opponenten die Front

gewechselt wird und allerhand Widersprüche stehen bleiben. Mit einem Wort: ein sehr lebendiges Buch.

Der Verfasser hat von ungefähr 1880—90 Böcklin mehr oder minder nahe gestanden, hat seine Eindrücke bald zufällig, bald absichtlich aphoristisch (denn der Zeitgenosse Nietzsches kennt die Verführung dieser literarischen Form) aufgezeichnet, um sie in eine Monographie zu verarbeiten. Dann ist er 1898 gestorben, und der Sohn hat dieses wertvolle Material, ohne allzu viel an der improvisierten Form zu ändern, herausgegeben. Hier eine Probe der unretuschierten Konversationsfrische. Es kommt auf den Niobidensaal in Florenz die Rede, an dessen Wand zwei der schönsten Rubens hängen und meist nicht gesehen werden. „Der eine Fehler sind die Niobiden, die auf Gott weiß welcher Gartenmauer gestanden haben mögen, und, diesen Bildern gegenüber, besser ständen. Die Niobiden sind, scheint es, fertig; die Rubens nicht. Ergo! Die Niobiden sind antik, die Rubens nicht. Jene sind berühmt, diese nicht (weil sie in Florenz hängen). Punktum für das Galerievolk. Alles für das Volk! Die Kunst für alle! Aus dem Volk für das Volk! evviva! Referendum in Kunstsachen!“

Soviel über Form und Stil. Aus dem Inhalt können an dieser Stelle nur einige Hauptsachen herausgehoben werden. Zuerst: die Kunst, die hier gepredigt wird, ist schroffer Idealismus, das hohe Lied des Idealismus. Wie ganz wurzelt doch Böcklin in den Frühzeiten des 19. Jahrhunderts, wie feindlich hat er sich gegen Leibl, Pleinair usw. gestellt, die doch nicht ganz mit dem Schlagwort: „französischer Import“ zu erledigen sind! Die künstlerische Vorstellung soll ausschließlich herrschen, das Modell wird verdammt. „Das ist mir ein schöner Künstler, Schöpfer. Wenn er einen kleinen Finger braucht, muß er warten, bis die Lina Zeit hat. Kommen Sie morjen früh wieder! Ja, mit Eurer Modellmalerei. Ich bestelle mir morgen einen Wald ins Atelier.“ Diese Anschauung geht durch und findet besonders heftigen Ausdruck in dem Abschnitt: Urteile über Andere und Moderne Malerei. Diese Urteile über andere Maler sind immer in erster Linie Zeugnisse über Böcklin selbst und die natürliche Ausschließlichkeit seiner künstlerischen Anschauung. Deshalb braucht man sie auch nicht so tragisch zu nehmen, wie manche Leser getan haben. Ueberhaupt will ein derartiges Buch genommen sein; für Anfänger ist es nicht. Tatsächlich treffen aber die Böcklinschen Zensuren doch manchmal den Nagel auf den Kopf, woneben dann offenbare Ungerechtigkeiten begegnen. Wenn der Tiermaler Koller zu Böcklin sagt: Faune, Nymphen und Centauren sind an sich noch nicht malerischer als Geisbuben und Kühe. Es gibt keine Rangliste für den Maler — hat er da nicht recht? — Wie sollte man denn Paul Potter beurteilen?

In den achtziger Jahren hatte Böcklin die Vorstellung, auf die Höhe gekommen zu sein. Flörke datiert diese Epoche seit 1873 und bezeichnet das Schacksche Bild Meeresidylle (mit der großen, prachtvoll gemusterten Seeschlange) als das erste Bild der neuen Richtung. Die übrigen Bilder

bei Schack und überhaupt alles vor jener Epoche sei mehr poetisch als malerisch, d. h. sie quälten die Ausdrucksmittel in den Dienst einer poetischen Konzeption. „Die Genußfähigkeit Böcklins graste noch sozusagen herum, freilich bereits die besten Kräuter mit beneidenswerter Gourmandise erschnuppernd.“ Nachher aber sei ihm die lächelnde Bewußtheit gekommen und er habe die Farbenkunst als die eigentlich malerische Malerei entdeckt und ausgebildet. Nun habe er jeden Rest novellistischer Spannung getilgt, alles, was nur als ein Nacheinander erklärt wird; die Gleichzeitigkeit des dichterischen und Formproblems sei sein Ziel geworden; der späte Böcklin, das sei reine Formenkunst. Liest man diese langen Tiraden, wie da der spätere Böcklin gegen den früheren ausgespielt wird, so mag man wohl zugeben, daß etwas Wahres daran ist. Denn man ist gegen seine eigene Vergangenheit, sobald man die nächste Stufe erklommen hat, allemal am ungerechtesten. Aber im Grunde hat hier Flörke zweifellos übertrieben, weil er zu tief in die Spekulationen Hans von Marées' geraten war. Er schwankt in seinen Anschauungen zwischen Marées und Böcklin und meint, vielleicht habe sich Böcklin nicht genug mit Marées beschäftigt. Daher ist man ganz überrascht, während man den späteren Böcklin unter Flörkes Händen so ganz allmählich zu Marées hesperidisch inhaltsloser Formenkunst, zum „rein Malerischen“ hinüberstilisiert findet, in demselben Text den authentischsten Spuren zu begegnen, in denen sich Böcklin gegen diese Interpretation seiner selbst aufbäumt. Das rein Malerische ist ihm zu wenig. „Einen bunten Lappen um seiner selbst willen malen, kann nur ein Münchener“. Vor den drei Grazien von Marées sagt Böcklin: was ist mir Hekuba! Vor Hildebrand und Marées hat er doch ein innerliches Grauen, ihn fröstelt. Und weiter stehen hier die ausdrücklichsten Zeugnisse, wie wenig Böcklin Italiener und alte italienische Kunst geliebt hat. Die formale Virtuosität ödete ihn an; er nennt es Eitelkeit, Pose, Frechheit, Pfuscherei (gegenüber den Niederländern Eyckscher Schule). Nimmt man das alles zusammen, so will uns der Unterschied zwischen dem Böcklin der Schackschen Zeit und dem Nachschackschen Böcklin zwar auffällig, aber keineswegs radikal erscheinen. Hierüber ist noch lange nicht das letzte Wort gesprochen.

Noch möchte ich die Aufmerksamkeit auf einen Abschnitt: Unsere Zeit, Mode, Publikum lenken, ein Kapitel B. als Erzieher. Vernehmlich erklingt hier auch ein sonst gehörter Ton, der der Rebellion des Künstlers gegen den Gelehrten und seine angemaßte Diktatur, die Witterung und der Wunsch nach einer Zeit, die Können und Kunst höher, Wissen und Spezialismus niederer einschätzt. Mehren sich derartige Stimmungen und Aeußerungen, so mag die Wissenschaft immerhin einsehen, daß sie dem Leben ferner gerückt ist als nötig, daß bei ihr etwas nicht in Ordnung, und eine solche Einsicht möchte wertvoller und verständiger sein als der selbstzufriedene, die Probleme nicht in ihrem Vollgewicht fassende Ton der Rede selbst eines Sekretärs der Berliner Akademie.

Eine Schlußbemerkung an die Adresse des Herrn Verlegers. Wenn man das Buch aufschlägt, stehen als Titelbilder eine Photographie Gustav Flörkes und das Bild Böcklins nach dem Selbstportrait mit dem Glas Wein in der Hand sich gegenüber. Dies ist — nicht nur für meine persönliche Empfindung, eine böse Dissonanz. Diese festen, sicheren Formen der Erscheinung des Malers und das nervöse Aussehen des Schriftstellers. Aus der Lektüre des Buches erwartet man sich eine vollere Persönlichkeit, nicht aber solch einen — sei es denn gesagt, friseurmäßigen Zuschnitt. Es wäre für den Verfasser eines Buches, dem wir so sehr dankbar sind, ein anderes Konterfei, und nicht eben an einer Stelle Schulter an Schulter mit Böcklin zu wünschen.

* * *

Adolf Frey, Arnold Böcklin. Nach den Erinnerungen seiner Zürcher Freunde. Cottas Nachfolger 1903. 272 S. Mk. 4,50.

Ein Schweizer Dichter und Schriftsteller, dazu der Nachfolger Jakob Bächtolds auf dem Lehrstuhl der Literaturgeschichte, hat den Gedanken gehabt, solang es noch Zeit sei, die Zürcher mündliche Ueberlieferung aus den Tagen, da Böcklin in Zürich gelebt hat, zu sammeln. Es sind wohl über fünfzig Namen, denen solchermaßen Beiträge zur Charakteristik Böcklins verdankt werden. Dieses buntfarbige Mosaik von Notizen ist von reichlich geübter Hand gruppiert und zu wirksamer Darstellung gebracht worden. Es ist da nicht der erste beste, der schreibt, sondern einer, der das Schreiben versteht, und dessen wohlgeprägte Ausdrücke und Sätze man mit Vergnügen liest. Das spürt man schon an der Schilderung der Juralandschaft im zweiten Kapitel und dann weiter durch das ganze Buch. Die Besonderheiten der schweizer-deutschen Ausdrucksweise geben, ohne daß das Lokalkolorit sie forderte — denn Böcklin war weniger Schweizer als etwa Gottfried Keller und fühlte sich, was der Verfasser selbst sagt, ebenso als Deutscher wie als Schweizer —, aber jene Dialektanklänge geben doch der Sprache etwas angenehm Saftiges.

Böcklin hat sieben Jahre, 1885—92, in Zürich gelebt. Er war damals ungefähr 60 Jahre alt. Von den bekannteren Bildern gehört der Centaur in der Schmiede, die Berner Meeresstille mit den Möven, das vita somnium breve, die Heimkehr und die Gartenlaube mit den Alten und den Tulpen dieser Schaffensperiode an. Das Zürcher Atelier, die Gepflogenheiten und Aeußerungen dieser Jahre bilden den Kern des Buches. Der Mensch und der Künstler, sodann die Interessen, die über die Malerei hinausgreifen (Kapitel: Nebensonnen), der Freundeskreis und die Geselligkeit werden geschildert. Als Exkurs schiebt sich die Entstehung der Gottfried Keller-Medaille und die unglückliche Geschichte einer zweiten Medaille dazwischen, sehr lehrreich, um die Grenzen der Begabung festzustellen, besonders wichtig für die Erkenntnis des Porträtisten Böcklin.

Endlich, zur Abrundung ein Eingangskapitel, aus den Erinnerungen des Malers Koller zusammengestellt, welches über den jungen Böcklin Aufschluß gibt, Düsseldorf, Brüssel, Paris und die Februarrevolution, an der Böcklin, wie sich nun ergibt, doch nicht aktiv teilgenommen hat. Wichtig ist die Feststellung Kollers, daß in Brüssel Böcklin sich noch nicht für die Niederländer des 15. Jahrhunderts interessiert habe, sondern für Rubens und van Dyck. Ein von Koller gemaltes Jugendbild Böcklins von 1846/47 ist beigegeben. Die charakteristische Ueberschneidung der Augen durch die Lider fehlt ihm noch. Ein zweites Eingangskapitel sucht frühe Basler Erinnerungen festzuhalten, die physische und geistige Physiognomie des Künstlers festzustellen und seinen menschlichen Charakter zu schildern. In diesen Kapiteln wartet man immer auf das, was kommt. — Und es kommt allerdings manches.

Sehr befriedigt hat mich die Feststellung, wie spät doch Böcklin er selbst geworden ist. Dies hat ja viele Gründe und Erklärungen. Soweit freilich herabgehen wie der Herr Verfasser (hierin wohl stark von Flörke beeinflußt) und sagen, erst seit seinem 45. Jahr datiere der wahre Böcklin, d. h. ungefähr seit 1871, möchte ich doch nicht. So gar individuelle Sachen wie die Villa am Meer und die Frau mit dem Veilchenstrauß liegen doch zeitlich weit früher. — Es ist neuerdings Mode geworden, wenn man als Kenner gelten will, ein Breites und Langes von Böcklins Farbenschmerzen zu reden. Auch dieses Buch serviert uns die ganze Palette und ein gut Teil Laboratorium des Meisters. Viele interessante und wichtige Mitteilungen sind dabei. Man muß sich aber sagen, daß, was auch vom Herrn Verfasser erzählt wird, das Bild fertig im Kopf des Künstlers stand, wenn er mit dem Malen anfing. Kamen dann die Nöte, seine innere Vision auf die Tafel zu übersetzen, und die Sorgen der Technik, so redete Böcklin ganz ausführlich von diesen Anstrengungen. Dieselbe Beobachtung kann man bei den meisten Malern machen. Sie sprechen einem von ihren technischen Schwierigkeiten, von der Wahl der Bindemittel u. dergl., und man könnte glauben, die ganze Kunst stecke darin und in nichts anderem. Was ihnen mehr unbewußt kommt, davon sprechen sie nicht, und doch sind diese Teile der geistigen Vorarbeit vielleicht die künstlerisch wichtigeren, während die technischen Sorgen im engeren Sinn den Künstlern deshalb so unüberwindlich vorkommen, weil unsere Maltechnik noch im Argen liegt. Man verschiebt sich also mit dem ewigen Reden von Farbenrezepten und -Experimenten leicht die richtige Perspektive der künstlerischen Konzeption.

Sehr zustimmen möchte ich der Verteidigung des Grafen Schack als Mäzens (S. 227). Ich habe in meinem „Kampf um die neue Kunst" S. 34 ff. genau denselben Standpunkt eingenommen, und es liegt mir daran, hierüber kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, nachdem die soeben von mir herausgegebene neue Feuerbach-Biographie Allgeyers in so schroffer Weise das Mäzenatentum Schacks angegriffen hat. Als Heraus-

geber des nachgelassenen Werkes meines verstorbenen Freundes Julius Allgeyer hatte ich gebundene Hände; ich durfte nicht seinen Auffassungen die meinigen unterschieben, und so kann ich nur eben feststellen, daß ich seine Angriffe gegen Schack, obzwar als Unterlage derselben die Briefe des Grafen an Frau Feuerbach im Anhang des zweiten Bandes der Feuerbach-Biographie von mir mitgeteilt worden sind, in keiner Weise billige.

Da übrigens von Feuerbach die Rede ist, so will ich hinzufügen, daß die Vermutungen des Herrn Verfassers, als habe Feuerbach früh eine Verstimmung gegen Böcklin gehegt (S. 218 f.), in die Irre gehen. Abgesehen von dem, was die genannte neue Ausgabe der Allgeyerschen Biographie jetzt an neuem Material bringt, habe ich noch unveröffentlichte Dokumente in Händen, die den fast leidenschaftlichen Anteil des Künstlers an Böcklin bezeugen. Erst später glaubte er, daß die mangelnde Pflege von Modell und Naturstudie sich empfindlich an Böcklin räche. Die Wege gingen dann so auseinander, daß bei der natürlichen Ungerechtigkeit des schaffenden Künstlers ein gegenseitiges Verstehen unmöglich ward. Von diesem Gesichtspunkt wollen dann auch die ganz und gar abfälligen Urteile Böcklins über den Genossen der frühen römischen Jahre genommen sein. — Die Trennung zwischen Böcklin und Jakob Burckhardt als den natürlichen Gegensatz des Künstlers und Kunstgelehrten auffassen, geht wirklich nicht an. Burckhardt war eine stark künstlerisch veranlagte Persönlichkeit, und mit welchem Recht soll man ihm das Künstler- und Menschenrecht bestreiten, seine kräftigen Sympathien und Antipathien gehabt zu haben? Der ausgewachsene Böcklin lag ihm nicht, wie ihm vieles und viele nicht lagen. Dagegen ist das Freysche Urteil über Burckhardts „Behutsamkeit" sehr richtig. Es hat aber mit Böcklin nichts zu tun. Burckhardt mochte auch Donatello und Bernini nicht leiden (um nur Künstler zu nennen).

Ich falle in die übliche Sünde des Rezensenten, kleine Meinungsverschiedenheiten zu konstatieren, statt Uebereinstimmung und Dank für die Leistung als Ganzes zu bekunden. Es ist ein sehr lesenswertes Buch. Besonders gefallen hat mir eine Stelle S. 134, wo von der gründlichen Beobachtungsweise des Malers die Rede ist: „In der Münchener Pinakothek kam er manchmal in drei, vier Stunden eine Saalwand weit. Er sog das Betrachtete in kleinen Schlücken gleichsam in sich hinein."

* * *

Otto Lasius, Arnold Böcklin. Aus den Tagbüchern herausgegeben von Maria Lina Lasius. Berlin. Egon Fleischel & Co. 1903. 141 S. Mk. 3.

Der junge Maler, von dem diese Aufzeichnungen herrühren, ist der Sohn des Architekten, der 1884 in Florenz mit Böcklin die Pläne für das künftige Zürcher Atelier besprach und dieses Atelier nachher auch gebaut

hat. Die Familie Lasius wurde in Zürich Hausnachbar Böcklins. Es gab gemeinsame Spaziergänge, Besuche. Otto Lasius hatte, als Schüler des Zürcher Polytechnikums und der Karlsruher Kunstschule, immer wieder Gelegenheit, Böcklin seine eigenen Malwerke vorzulegen, kurz, Anlaß genug, den Meister zu beobachten und sich äußern zu hören. Was er darüber aufgezeichnet hat, erstreckt sich auf die Jahre 1884 bis 1889, sind also Materialien ganz in der Art der von Frey benutzten, nur daß sie eben selbständig in Buchform erscheinen. Manches hat denn auch das Freysche Buch aus Lasius herübergenommen und zur Ergänzung entlehnt. Wir erhalten eine Menge interessanter Züge, Urteile und Beobachtungen. Viele der Bilder jener Jahre hat Lasius auf der Staffelei entstehen sehen. So erfährt man protokollarisch, aus welchen Anregungen etwa die Heylsche Heimkehr, das Basler vita somnium breve, die Zürcher Gartenlaube zusammengewachsen sind. Zwischen so wichtigen Daten stopft sich dann wohl auch Ueberflüssiges, auch längere Reden Böcklins, die vielleicht nicht immer deutlich ausdrückten, was der Künstler meinte, oder nicht ganz verstanden worden sind. Sehr merkwürdig ist die Art, wie Böcklin als Pädagoge auftritt, wie er dem jungen Mann Methoden, die nur auf seine eigene Natur passen, oktroyieren will. Meister dieses Wuchses sind für Anfänger gefährlich. In buntem Wechsel, wenig geordnet, begegnen uns Figuren, Kritiken, Lehren, Anekdoten. Unter diesen sind die von Atelierbesuchern und angeblichen „Kunstgelehrten" reichlich dumm. Die albernen Kritiken, die diese Sorte Kunstfreunde, und dazu in Gegenwart Böcklins übt, hätten nicht das Aufbewahren durch den Druck verdient. Im ganzen aber tritt aus den Blättern dieses Buchs doch des Meisters Sonderart mit imponierender Deutlichkeit heraus. Wir würden manches ungern missen, wenn diese Aufzeichnungen nicht mitgeteilt worden wären. Hier drei Zitate aus dem Buch. Eins über (gegen) Hans von Marées: „Die Bilder sollen sagen, was man denkt und fühlt, nicht der Künstler." Zweitens eine Kritik des Ferdinand Kellerschen Kolorismus vom Standpunkt der Böcklinschen Farbenwahl: „sie (in Karlsruhe) schlagen eine Farbe mit der anderen tot". Zum Schluß über die Erfindung halbtierischer Mischwesen: „Man muß sich seelisch in die Centauren hineinleben. Akte mit Ziegenbeinen sind keine Satyrn."

* * *

Henri Mendelsohn, Böcklin. (Sammlung Geisteshelden, Band 40.) Berlin, E. Hofmann & Co., 1901. 265 S. Mk. 2,40.

Wenn die soeben besprochenen Bücher gutenteils Sammlungen von Aussprüchen und Reden Böcklins geben, so kann man leicht eine falsche Vorstellung vom Meister gewinnen, könnte es auch für ungerecht halten, daß er so ausfällig über Marées' Beredsamkeit sich geäußert hat. Wirklich ist aber diese Meinung irrig, und das Goethesche Wort: Bilde, Künstler,

rede nicht! wird in Böcklins Natur bestätigt. Da ist es denn sehr am Platz, wenn in einem Buch, das mit großem Fleiß zerstreuten Quellen und Daten zur Lebensgeschichte des Künstlers nachgegangen ist, auf den Eindruck hingewiesen wird, den die schweigsame Art Böcklins auf Paul Heyse gemacht hat, und von dem die folgenden Verse Kunde geben:

„Kein schwärmend Wort von Deinem Mund entsprüht,
Doch tief im Innern sammelnd alle Gluten
Des schönsten Abends, brannte Dein Gemüt.

Indes auf Farb' und Form die Augen ruhten,
Sog still der Geist das Mark der Schöpfung ein
Und stählte sich im Bad der Schönheitsfluten.

Kunst ist ein Schatz und Geister hüten sein,
Wer glaubt und schweigt, kann ihn heraufbeschwören,
Wer spricht, den wird der Zauber nicht gedeih'n."

Das wortlose, ja verzückte und entrückte Wesen Böcklins in den Stunden da er am Werk war, ist von mehr als einem beobachtet worden, und so mag man angesichts der rein poetischen Welt, in der Böcklins wahre Heimat und Seelenluft war, fragen, was es bedeuten könne, die Spuren des Erdenwallens, der diesseitigen Nöte, Lustgefühle und Schmerzen mit peinlichem Suchen zu verfolgen. Auch drängt sich jedem leicht die Bemerkung auf, die das vorliegende Buch in dem Satz ausdrückt: die Bilder sind niemals bei Böcklin ein menschliches, sondern stets ein künstlerisches Bekenntnis. Wie dem nun sei, auch der Dienst der irdischen Reliquien pflegt seine Bekenner zu finden, und wir wollen dankbar anerkennen, daß von der Hausbibel des Vaters Böcklin an, in die die Geburt der Kinder verzeichnet wurde, bis zur Baseler Jugendliebe und bis zum Garten von San Domenico manch neuer Zug entdeckt, manch verlorenes Perlchen entdeckt, eingereiht und festgehalten worden ist. Die Hauptsache ist aber, daß in diesem Versuch, die Gesamtentwicklung des Künstlers zu überschauen, ein sehr sachverständiger Beurteiler zu uns spricht (eine Malerin, wie wir berichtet sind), und daß die künstlerischen Probleme, die im Schaffen des Malers doch mancherlei Abwandlungen erfahren haben, mit genügender Schärfe und Deutlichkeit herausgearbeitet worden sind. Besonders die dekorativen Absichten des Künstlers, und wie ihnen allmählich immer stärker Linien- und Farbenkomposition dienstbar gemacht wird, erfahren eingehende Würdigung. In diesem Sinn werden die Entwürfe für das Schlesische Museum in Breslau, und nachdem die Aussichten, große Wände zur Bemalung zu erhalten, sich zerschlagen, die Versuche, in mehrteiligen Bildern dekorativ-architektonische Ideen zu verkörpern, eingehend beurteilt. Eine ausgebreitete Kenntnis der Originale steht der Verfasserin zur Verfügung. Die Etappen des künstlerischen Weges finden sich gesondert. „Mit der Villa am Meer", heißt es S. 77, „erhebt sich Böcklin auf einmal riesengroß über das Niveau der zeitgenössischen Landschaftsmalerei." Vielleicht aber

wäre zu wünschen, daß, statt von Bild zu Bild zu gehen, zusammenfassende Stilanalysen für die einzelnen Perioden versucht würden. Gegenüber der Wertung künstlerischer Probleme tritt das Kulturhistorische zurück; auch ist das Buch in diesen Partien weniger glücklich. Wir wollen die historischen Konstruktionen, Analogien u. dergl. nicht weiter kritisieren, obwohl sie etwas sententiös auftreten. Für das aber, was davon abgesehen das Buch leistet, bedurfte es des Mutes. Es ist noch nicht leicht, die Kurven dieses großen Lebens zu übersehen, wie denn anhaltend neues Material unserer Wißbegierde zugeführt wird. Versuche dieser Art sind gleichwohl höchst dankenswert; denn sie kommen jedem weiteren Bemühen zugute. Dem Band sind drei photographische Bildnisse des Künstlers, von 1870, 1897 und 1900 beigegeben. Von dem ältesten meint Frey in dem besprochenen Buch S. 31, es müsse retuschiert oder sonst verändert sein. Es macht in der Tat diesen Eindruck.

Göttingen. Carl Neumann.

## Staatswissenschaften.

Studien zur Sozialpolitik und Wirtschaftspolitik Ungarns. Von Dr. Julius Bunzel. Leipzig, Duncker & Humblot 1902. VI und 231 S.

Ungarn erfreut sich in der öffentlichen Meinung im allgemeinen eines guten Rufes. Zweifellos nur auf Grund höchst mangelhafter Kenntnisse seiner ökonomischen und sozialen Verhältnisse. Die reichen Mittel der Budapester Finanzwelt und der ungarischen Magnaten sowie die glänzende Phrase von der „ungarischen Kornkammer“ haben etwas obenhin bestechendes. Ueberdies macht wohl, wenn man nicht gerade den einen oder anderen Balkanstaat nennen will, kaum ein Land eine so geschickte Reklame in Presse und Literatur wie das edle Magyarenland, und daß diese Reklame Eindruck macht, verdankt man wohl nicht zum wenigsten der Sprache des Landes, die in der Regel in Westeuropa kein Mensch versteht.

Umso dankenswerter sind die kleinen Studien, welche Bunzel hier veröffentlicht, sie werfen ein Licht auf Ungarn, welches freilich wenig günstig ist, das aber rosiger wohl nur durch falsche statistische Zahlen werden könnte.

Die Verhältnisse der ungarischen Landarbeiter, welche Bunzel in erster Linie behandelt, sind geradezu bejammernswürdig. Die landwirtschaftlichen Arbeiter machen im eigentlichen Ungarn nahezu die Hälfte der in der Landwirtschaft Beschäftigten aus. Sie gliedern sich in Gesinde, Monatsarbeiter und Tagelöhner. Die Löhne sind nicht nur an sich niedrig, sondern werden auch dadurch, daß meistens die Verpflegung auf den Lohn angerechnet wird, künstlich herabgesetzt. Auch das Robotsystem herrscht noch in Ungarn, d. h. die Verakkordierung unentgeltlicher Arbeitsleistung in

der Dauer bis zu 40 Tagen, die oft gerade in die Erntezeit gelegt werden. Es ist derartiges nur möglich durch das große Arbeiterangebot. Von ländlichem Arbeiterschutz ist keine Rede. Die unteren Gerichte sind völlig in den Händen der Grundbesitzer. Die Wohnungen sind überaus dürftig. Die Ernährung ist eine völlig ungenügende. Die einzelnen Daten, welche Bunzel dafür anführt, sind erschreckend. In großen Teilen des Trentschiner-komitats nährt sich die Bevölkerung ausschließlich von Kartoffeln in Essig ohne Fett und Fleisch. So ist es kein Wunder, daß ein großer Teil, ja die Bevölkerung ganzer Gegenden degeniert. Hungertyphus und andere Krankheiten sind an der Tagesordnung.

Man sollte glauben, daß eine solche Bevölkerung für einen Kampf um die Verbesserung der sozialen Lage kaum die nötigen physischen und geistigen Kräfte finden könnte, und doch ist in den letzten 10 bis 15 Jahren eine starke soziale, größtenteils sozialistische Bewegung unter den ungarischen Feldarbeitern entstanden. Ende der 90er Jahre kam es verschiedentlich zu Exzessen und Revolten. Indes muß man der ungarischen Regierung den zweifelhaften Ruhm lassen, daß sie mit drakonischer Strenge diese Bewegung nicht nur niederzuhalten, sondern selbst zu vernichten verstanden hat. Das Versammlungs- und Vereinsrecht wurde der polizeilichen Willkür ausgeliefert. Hausdurchsuchungen bei den sozialistischen Führern wurden in Massen abgehalten. 77 an sich zum Teil gänzlich unbescholtene Sozialdemokraten wurden für das Verbrecheralbum photographiert, und schließlich zahlreiche Massenverurteilungen wegen Preßvergehens, aufsässiger Reden u. dergl. vorgenommen. Was Wunder, daß in den eigentlich magyarischen Gegenden die Bevölkerung seit dem Ende der 80er Jahre konsequent sinkt und das ohnehin schon dünn bevölkerte Land im Laufe eines Jahrzehnts über $^1/_4$ Million Arbeiter durch Auswanderung verloren hat!

Einzelne Versuche der Regierung zur Besserung der Lage der Feldarbeiter z. B. die Beseitigung, bezw. Milderung des Trucksystems, haben nur sehr mangelhaften Erfolg gehabt. Eine energische Gesetzgebung, wie sie Bunzel zunächst nur im notwendigsten Maße vorschlägt, wird wohl noch etwas auf sich warten lassen. Eine weitergehende Agrarpolitik zur Förderung des kleinen Bauerntums wird in noch weiterem Felde stehen.

Als nicht viel besser schildert Bunzel die Lage der gewerblichen Arbeiter Ungarns, die allerdings nur rund 400 000 gegenüber $1^3/_4$ Millionen landwirtschaftlichen Arbeitern ausmachen. Für die Schilderung der gewerblichen Verhältnisse fehlen insbesondere aber die zuverlässigen statistischen Unterlagen, da die meisten Angaben nur auf den Aussagen der Unternehmer beruhen und allerdings der Gewerbepolitik, was die sozialen und kulturellen Zustände der Arbeiterschaft anlangt, nur eine sehr geteilte Aufmerksamkeit seitens der ungarischen Regierung entgegengebracht wird, während man sich allerdings krampfhaft bemüht, die Ausbreitung der gewerblichen Unternehmungen selbst zu fördern. Der Bildungsgrad der gewerblichen Arbeiter Ungarns, wie überhaupt der niedrigen Bevölkerungsklasse ist deshalb auch

ein erschreckend geringer. Gegenüber 1631 staatlichen und 1774 Gemeindeschulen stehen über 13 000 Schulen unter kirchlichem Einfluß. Noch im Jahre 1890 waren über 2000 Gemeinden ohne Schulen, und von den bestehenden Schulen bleiben 700 leer. Von nahezu 3 Millionen Schulpflichtigen genießt rund $^1/_5$ überhaupt keinen Unterricht. Wie weit an einem solchen Zustande die Magyarisierungstendenz schuld ist, dafür führt Bunzel nur die Tatsache an, daß der magyarischen Bevölkerung (49 Prozent der Gesamtbevölkerung) rund 60 Prozent der Volksschulen zur Verfügung stehen, der nicht magyarischen Bevölkerung dagegen 20 Prozent, während die restlichen 20 Prozent gemischtsprachige Schulen sind. Von 100 schulpflichtigen Kindern wurden trotz dessen im Jahre 1898/99 bei den Deutschen 92 eingeschult, bei den Magyaren 85. Die Zahl der Analphabeten unter der ungarischen Bevölkerung überhaupt im Alter von über sechs Jahren betrug bei den Männern nicht weniger als 41 Prozent, im gesegneten Budapest, der „reichen" Hauptstadt des Landes, gab es nicht weniger als 26,5 Prozent Analphabeten. Fast muß es wundernehmen, daß ein echter Magyar, E. v. Egan, den Mut hat, das Urteil über diese ökonomischen und kulturellen Zustände Ungarns in folgende Worte zu fassen: „Wir wissen sehr wohl, daß eine geputzte Menschenmenge auf asphaltierten Straßen einiger weniger Städte, hohe Dividenden einiger Bankinstitute, daß Luxus- und Blitzzüge unserer Bahnen, kostspielige Ausstellungen oder pompöse Festlichkeiten nicht im Stande sind, hinwegzutäuschen über die Tatsache der erschreckenden Anzahl von Analphabeten auf dem flachen Lande, dem erbarmungswürdigen Ernährungszustande und der geistigen Verkommenheit unserer Bergbevölkerung. Mit einem Worte, wir sind uns dessen voll bewußt (?), daß wir in dem, was man in des Wortes wahrer und ethischer Bedeutung Kultur nennt, heute erst am Anfang des Strebens, am Fuße eines Hochgebirges stehen."

H. Schacht.

---

Die Akkordarbeit in Deutschland. Von Dr. Ludwig Bernhard. Privatdozent an der Universität Berlin. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot 1903. X und 237 S. Preis 5 Mark.

Das vorliegende Thema ist in der ökonomischen Literatur eingehender nur wenig behandelt. Die Bernhardsche Monographie ist deshalb sehr dankenswert. Es darf gleich vorausgeschickt werden, daß sie gut ist und deshalb einige Kritik wohl verträgt. Legt man doch an wissenschaftliche Arbeiten stets einen um so strengeren Maßstab, je besser sie sind. Zunächst der Inhalt: Das Buch zerfällt in die Abschnitte: Die Entwicklung der Akkordarbeit im 19. Jahrhundert; die Stellungnahme der Arbeiter zur Akkordarbeit; die wirtschaftliche Ordnung der Akkordarbeit; schließlich juristisch ergänzende Betrachtungen.

So dankenswert nun das Dargebotene in jeder Beziehung ist, so möchte man doch von dem Verfasser, der das Thema an sich beherrscht, gern

noch etwas mehr haben, als in dem Buche drin steht, und das ist vor allem etwas mehr tatsächliches, statistische Daten enthaltendes Material. Die Arbeit ist als Ganzes ein wenig zu literarisch gehalten. So ist die Entwicklung der Akkordarbeit im 19. Jahrhundert im wesentlichen an den Aeußerungen der nationalökonomischen theoretischen Schriftsteller entwickelt und lediglich über die engliche Textilindustrie und die deutschen Eisenbahnbauarbeiter werden eine Reihe tatsächlicher Daten mitgeteilt.

In gleicher Weise bringt der zweite Abschnitt mit Umsicht und Kenntnis zusammengestellte Meinungsäußerungen der sozialistischen Schriftsteller und der publizistischen Gewerkschaftsorgane für und gegen die Akkordarbeit. Selbst wo die Stellungnahme der einzelnen Gewerbe zur Akkordlöhnung mitgeteilt wird, beschränkt sich der Verfasser in der Regel auf die Schilderung der allgemeinen Verhältnisse und die Mitteilung von Auslassungen für oder gegen Akkordarbeit. Zweifellos gewinnt das Buch durch diese mehr allgemein zusammenfassende Darstellung an Lesbarkeit, und auch die Resultate, welche der Verfasser aus seinen Darlegungen zieht, erscheinen durchaus wohl begründet.

Während zeitweilig es so aussah, als ob die Akkordarbeit überhaupt von der deutschen und ausländischen Arbeiterschaft abfällig beurteilt und bekämpft würde, steht doch in der Praxis heute die Tatsache so, daß die Akkordmethode in der deutschen Großindustrie gegenwärtig die herrschende Lohnform ist und daß der Akkordlohn überall in der Welt die Grundlage der höheren Lohnform geworden ist, so daß die Entwicklung der Lohnsysteme überhaupt wesentlich von der Entwicklung abhängt, welche die Akkordmethode nimmt. So ist denn auch die zeitweilige Agitation gegen die Akkordarbeit in einer großen Reihe von Gewerben zur Ruhe gekommen, und das Streben richtet sich nicht mehr gegen Beseitigung des Akkordlohns überhaupt, sondern nur darauf, ihn den verschiedenen Interessen und der mannigfachen Struktur der einzelnen Gewerbe anzupassen. Wohl gemerkt ist die Beurteilung wie auch die Anwendungsmöglichkeit des Akkordlohns in den einzelnen Gewerben durchaus verschieden. Die Untersuchung des Verfassers bezüglich der einzelnen Industrien ergibt, daß die Beseitigung der Akkordarbeit überall da verlangt wird, wo jeder Ansporn auf beschleunigte Tätigkeit die Gefahr für Leib und Leben des Arbeiters erhöht In allen Industrien, wo lebensgefährliche oder gesundheitsgefährdende Arbeiten unvermeidlich sind, erhöht aber das Akkordlohnsystem die Gefahr, weil sie den Arbeiter zu beschleunigter Tätigkeit anspornt und ihn leicht zu Unvorsichtigkeiten und zur Außerachtlassung von Sicherheitsmaßregeln veranlaßt. Unter die Arbeiten, bei welchen deshalb die Beseitigung der Akkordlöhnung gefordert wird, gehören insbesondere lebensgefährliche Arbeiten im Maurergewerbe, z. B. Turmarbeiten, ferner im Dachdeckergewerbe, in den Steinbrüchen und die Arbeiten an den gefährlichen Holzbearbeitungsmaschinen. Für eine große Zahl anderer Industrien hingegen wird das Akkordsystem als Grundlage auch von den Arbeitern befürwortet und

lediglich eine sinngemäße Regelung desselben gefordert. Diese ist umso notwendiger, als die Akkordlöhnung, d. h. die Entlöhnung nicht nach der Dauer, sondern nach dem Erfolg der Arbeit, viele Willkürlichkeiten bei der Berechnung zuläßt, sei es nun, daß die Berechnung erfolgt nach dem Stück oder nach einzelnen Einheiten, in welche sich der Arbeitsprozeß zerlegen läßt, oder nach den Elementen, aus welchen das Arbeitsprodukt zusammengesetzt ist. Welche dieser drei Methoden auf ein Gewerbe Anwendung findet, das hängt von der Individualität der Arbeit ab. Kompliziert zusammengesetzte Arbeiten werden nicht nach dem Stück berechnet werden können, sondern nach Einheiten oder Elementen.

Die Art, wie die Regelung der Akkordlöhnung geschieht, ist die gemeinsame Aufstellung von Akkordlohntarifen, die zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vereinbart werden und welche die genauen Sätze enthalten, die für das Stück, für die Einheiten oder Elemente in Frage kommen. Von diesen Tarifen teilt der Verfasser einiges mit. Die Schwierigkeiten ihrer Aufstellung liegen auf der Hand, sie wachsen, je komplizierter die Arbeiten eines Gewerbes sind. Die Tatsache liegt nach Bernhard nun so, daß die ungenaue Akkordbehandlung in vielen Gewerben üblich und geradezu typisch ist. Als Bestätigung hierfür weist er auf die Gewerbeinspektionsberichte hin und führt einige Aeußerungen von Gewerbeinspektoren, welche dieses Gebiet behandeln, an. Hier ist besonders ein Punkt, wo man gern reichlicheres Material wünschen würde.

Der Verfasser beschränkt sich in seinen Ausführungen darauf, Analysen der verschiedenen Akkordmethoden zu geben und auf die Wichtigkeit hinzuweisen, welche eine genaue Berechnung der Akkordlöhne hat. Er betont nachdrücklich, daß die komplizierteren höheren Lohnsysteme fast durchweg auf der Akkordlöhnung beruhen, so die Gruppensysteme, die verschiedenen Arten der Gewinnbeteiligung u. dergl.

Das Bestreben des Verfassers, zunächst die Grundlagen einer gerechten Akkordberechnung festzustellen, ist ein sehr berechtigtes und bedeutsames, und zweifellos liegt in der richtigen Lösung der Probleme, welche die Akkordberechnung bietet, ein gewichtiges Moment für die Lösung der Lohnfrage und damit der sozialen Frage überhaupt. Welche Wege zu beschreiten sind, um diese Lösung in der Praxis herbeizuführen, versagt sich der Verfasser zu erörtern, indem er sich auf die Darlegung bestehender Verhältnisse beschränkt.

Das Buch ist zweifellos wertvoll und gerade die präzise Darstellung des Gebotenen ist es, welche den Wunsch in dem Leser aufkommen läßt, von dem Verfasser noch mehr über diese Frage zu hören, dieselbe weiter von ihm gefördert zu sehen. H. Schacht.

Andrew Carnegie: Empire of Business. Autorisierte Uebersetzung von Dr. E. Lehmann, Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn, 1903, XXIII und 320 S.

Der deutsche Titel drückt nicht das aus, was der englische sagen will. Geschäft regiert die Welt, das ist es, was der amerikanische Stahlkönig hat ausdrücken wollen, und bei aller Bewunderung, die man vor diesem Mann haben muß, prägt sich doch in diesem „Empire of Business“ auch der ganze Mangel eines gewissen Etwas aus, was eben das Busineß niemals bringen kann. Bei Carnegie wird selbst das sozial-ethische Empfinden, wo und soweit es vorhanden ist, diktiert vom Busineß.

Vor einiger Zeit haben wir uns an dieser Stelle mit der Ehrenbergschen Schrift über die Entstehung großer Vermögen beschäftigt. Neben den damals besprochenen Fugger, Rothschild und Siemens bildet Carnegie ein interessantes Beispiel für die in jenem Buche Ehrenbergs behandelte Frage nach der Entstehung großer Vermögen. Ja, Carnegie ist, soweit die Jetztzeit in Frage kommt, geradezu ein typisches Beispiel, und zwar ein Beispiel, welches eine offene Antwort auf die gestellte Frage enthält.

Carnegie kommt als Sohn eines absolut armen Webers nach Amerika und tritt mit 12 Jahren als Klöppeljunge für 5 Shilling Wochenlohn ins Geschäft. Er wird später Dampfkesselheizer, sodann Telegraphist, tritt als solcher bei der Verwaltung der Pennsylvania-Eisenbahn ein, lenkt überall, wo er bis dahin gewesen ist, die Aufmerksamkeit seiner Chefs durch besondere Tüchtigkeit und Fähigkeit auf sich, wird im Bürgerkrieg mit der Ueberwachung der Transporte von Truppen und Lebensmitteln sämmtlicher Pennsylvaniabahnen betraut und kommt so zunächst zu einem größeren Gehalt. Zufällig zeigt ihm jemand das Modell eines Eisenbahnschlafwagens, den er bei der Pennsylvania-Eisenbahn zur Einführung empfiehlt. So ist der Anfang zur Kapitalsbildung gemacht und nun arbeitet das Kapital, getrieben von Arbeit und Geist, weiter. Er gräbt Oel, baut eiserne Brücken an Stelle der hölzernen (sein zweiter großer Coup), und schwingt sich zum Stahlkönig der Vereinigten Staaten auf.

Carnegie wird in Umgang und Charakter als durch und durch ehrenhaft und edeldenkend bezeichnet. Seinen Reichtum verwendet er in generöser Weise zur Förderung von Bildungsinstituten und dergleichen.

Das vorliegende Buch besteht aus einer Reihe von Aufsätzen über alle möglichen Fragen, die das tägliche Leben des Geschäftsmannes und die wirtschaftliche Entwicklung mit sich bringt. Seine dabei geäußerten Grundsätze sind in gewissem Sinne und in vielen Dingen wirklich bedeutsam, und doch läßt sich bei vielem wiederum eine gewisse — ich finde kein anderes Wort — Plattheit nicht verbergen. Eine Ansprache an junge Kaufleute über den Weg zum geschäftlichen Erfolg enthält z. B. folgende, sicherlich in jedem Punkt richtigen Grundsätze:

„Strebe nach dem Höchsten; betritt niemals einen öffentlichen Ausschank; trinke keine Spirituosen oder höchstens nur zu den Mahlzeiten. Spekuliere niemals und übernimm Bürgschaften niemals höher, als deine freie Kasse tragen kann. Kehre dich nicht an die hergebrachte Routine, sobald es im Interesse deines Prinzipals liegt; konzentriere deine Kräfte, tue alles, was du hast, in einen einzigen Topf und wache über den Topf; Ausgaben seien stets geringer als Einnahmen, und endlich, verliere die Geduld nicht."

Carnegie verleugnet niemals den Unternehmer. Während er in anderem Zusammenhang von dem Kampf zwischen Arbeit und Kapital als von etwas ganz natürlichem spricht, hält er eine Ansprache an seine Arbeiter über das gemeinsame Interesse von Arbeit und Kapital, die zweifellos beachtenswerte Gedanken enthält. Der Großbetrieb, so führt er darin aus, hat die Arbeiter für ihre Meister mehr zu menschlichen Maschinen und den Arbeitgeber für seine Arbeiter mehr und mehr zu einer Mythe gemacht. Wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht jede Fühlung miteinander verlieren sollen, so muß der Arbeitgeber seinem Interesse für seine Arbeiter eine andere Form geben und seine Fürsorge für ihr Wohlergehen, auf deren Arbeit doch sein eigener Erfolg beruht, dadurch zeigen, daß er einen Teil seines Verdienstes auf Wohlfahrtseinrichtungen für seine Angestellten verwendet. Carnegie schaut dann nach einem Plane aus, der es ermöglicht, den Arbeitern stets dann hohe Löhne zu bewilligen, wenn ihre Arbeitgeber hohe Preise für ihre Erzeugnisse und damit auch größeren Nutzen ernten. Andererseits, wenn die Arbeitgeber nur niedrige Preise für ihre Erzeugnisse und damit auch nur einen kleinen oder garkeinen Gewinn ernten, müßten die Arbeiter auch mit einem niedrigeren Lohn zufrieden sein. Er empfiehlt damit, entsprechend der Konjunktur, eine gleitende Lohnskala.

Mit einer gewissen Vorliebe ironisiert Carnegie die humanistische Bildung, welche die Kräfte mit Griechisch- und Lateinisch-Lernen vergeudet, auch hier mischt er Falsches und Richtiges, auch gar zu Richtiges durcheinander.

„Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Spezialisten." „Es gibt gewisse unvergänglich große Gesetze, das Gesetz von Angebot und Nachfrage, das Gesetz des Wettbewerbs, sowie das Gesetz der Löhne und des Gewinnes."

Solche Gesetze empfiehlt Carnegie seinen Arbeitern im Gedächtnis festzuhalten.

Dort, wo Carnegie über die wirtschaftlichen Verhältnisse spricht, die unmittelbar auf dem Gebiet seiner Spezialkenntnis liegen, bringt er Interessantes bei.

Alles in allem ist das Buch nicht uninteressant, wenn man auch vielleicht von einem Carnegie etwas mehr erwartet hat. Aber ein Carnegie der Technik und des Geldes ist nicht immer auch ein Carnegie geistiger Bildung und historischen Verständnisses.

Die Uebersetzung von Dr. Lehmann ist geschickt und liest sich flüssig. Das Vorwort enthält eine teilweise Kritik der Carnegieschen Darlegungen, die besser fortgeblieben wäre. Daß der Uebersetzer sich entgegen Carnegie in gewissem Sinne für die Doppelwährung ausspricht, war überflüssig.

H. Schacht.

---

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Beobachtungen über das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten von Amerika von Ludwig Max Goldberger. Berlin, Leipzig. F. Fontane & Co. 1903. (Dritte Auflage.)

Man kennt die alte Geschichte von dem Engländer, dem Franzosen und dem Deutschen, welche alle drei ein Kamel zeichnen sollten. Der Engländer reiste zu diesem Zwecke in die Sahara, der Franzose machte am Sonntag Morgen einen Spaziergang nach dem Zoologischen Garten, und der Deutsche schloß sich in sein Kämmerlein ein, wo er metaphysisch das Bild des gewünschten Vierfüßlers konstruierte.

Die Zeiten haben sich geändert und Werke wie das vorliegende sind der beste Beweis für den Wandel. Ein praktischer Kaufmann, mit offenem Blick für die Wirklichkeit, ohne theoretisierende oder sentimentalisierende Scheuklappen ist in die Welt hinausgezogen, um sich das Kamel, das dieses Mal aber mehr einem Löwen ähnlich ist, aus der Nähe anzusehen. Er hat seine Eindrücke wiedergegeben, wie sie gekommen sind. Aber gerade diese scheinbare Planlosigkeit des Werkes ist es, die ein so frisches, naturgetreues und überzeugendes Bild von dem bunten Treiben des amerikanischen Wirtschaftslebens gibt. Die Beschreibung der Union Iron Works in San Francisco, die Schilderung des Diners, das dem Prinzen Heinrich in New York von den amerikanischen „Captains of Industry" gegeben wurde, die Liste der amerikanischen Trusts, der Abdruck des Gedichts mit dem Titel „It's Morgan's", alles das sind Stimmungsbilder, welche typische Szenen und Tatsachen rein wahrheitsgetreu schildern und gerade darum geeignet sind, über die wirklichen amerikanischen Zustände zu informieren. Auch sonst läßt sich kaum irgendwo an der Beschreibung der amerikanischen Betriebe und ihrer unbureaukratischen Organisation, an der Darstellung der leitenden Persönlichkeiten und ihres Einflusses etwas aussetzen. Die Charakteristik des Präsidenten (S. 87) mit ihrem leichten Anflug von Humor ist vorzüglich gelungen, wie auch die Angaben über die amerikanische Rechtspflege, das Steuerwesen, die Arbeiterfrage und anderes stets zutreffend und trotz ihrer Kürze belehrend sind. Und auch die gelegentlich eingestreuten Bemerkungen über deutsche Zustände, wie z. B. in der Kritik der deutschen Konsulate, sind nur zu wahr, wie jeder im Ausland lebende Deutsche zu seinem Schmerze oft genug selbst erfahren hat.

Der Verfasser steht nicht an, die seiner Ansicht nach vorhandenen Schwächen des amerikanischen Lebens bloßzustellen. Aber glücklicherweise besteht sein Werk nicht aus einer giftigen Aufzählung dieser Schwächen, sondern er geizt mit dem Beifall und der Bewunderung nicht, die eine so tatkräftige und erfolgreich arbeitende Nation wie die amerikanische im reichsten Maße verdient. Erfreulicherweise ist dieser sympathische Ton Amerika gegenüber jetzt in Deutschland häufiger geworden. Gewöhnlich informieren sich die Leute über Zustände und Vorgänge des Auslandes in der Presse der extremsten Opposition der betreffenden Nationen. So kommt es, daß für eine gewisse Art von Zeitungen fast in der ganzen Welt Herr Bebel und der Vorwärts die größte Autorität über Deutschland sind. Wenn man diese Hetzblätter liest, so scheint es, als ob es im lieben Deutschen Reiche nichts als Majestätsbeleidigungsprozesse und Soldatenmißhandlungen gibt. Wie verzerrt und einseitig dieses Bild ist, sieht wohl jeder ein. Aber genau so verzerrt und einseitig ist das Bild, welches gewisse deutsche Organe von den Vereinigten Staaten geben. Wenn sie in ihnen nur ein Land der politischen Korruption, des krassesten Materialismus und der plattesten Vulgarität erblicken.

Auch in Amerika wissen die Gebildeten ganz genau, wie hoch die deutsche Kultur und die deutsche Wirtschaft stehen. Aber die Massen lesen und glauben die Preßlügen. Es lohnte sich wirklich der Mühe, Wege und Mittel zu finden, diesen Verleumdungen ein wirksames Gegengift entgegenzusetzen. Dabei dürfte es sich jedoch nie darum handeln, daß die Deutschen sich durch plumpes Selbstlob lächerlich machten. Aber Deutschland hat genug für den Fortschritt und die Kultur der Menschheit getan, sodaß wir nicht zu fürchten brauchen, daß man unsere Irrtümer und unsere Leistungen, unsere Fehler und unsere Vorzüge in der ganzen Welt kennen lernt. Was wir fürchten müssen, ist böswillige Entstellung und Unterdrückung aller Information, welche Deutschland günstig ist. Und es gibt genug Kräfte, die darauf hinarbeiten und die es fertig gebracht haben, daß Länder wie Amerika über wirkliche Zustände in Deutschland kaum oder falsch unterrichtet sind. Namen wie Storm, oder, auf dem Gebiete der bildenden Künste, wie Böcklin sind selbst in hochgebildeten amerikanischen Kreisen einfach unbekannt. Herr Goldberger hofft, daß die Ausstellung in St. Louis hier Gelegenheit gibt, für deutsche Kunst und Kultur Propaganda zu machen. Leider sieht es aber nicht so aus, als ob seine Erwartungen in Erfüllung gehen könnten. Denn wenn den Repräsentanten der akademischen Tradition das Feld ausschließlich überlassen bleibt, dann dürfte bei dem an Pariser Vorbildern geschulten Geschmacke des amerikanischen Publikums der Respekt vor der deutschen Kunst hier kaum steigen.

New York. Harry A. Fiedler.

---

## Literatur.

### Zur Frage „Uebersetzung und Original“.

Von A. Döring.

Die von Herrn Dr. Martens im Novemberheft 1903 geistvoll erörterte Frage nach dem Werte der Uebersetzungen hat eine praktische und aktuelle Seite von großer Bedeutung, die eine Beleuchtung auch von etwas anderer Seite gerechtfertigt erscheinen lassen möchte. Die Frage ist speziell in Beziehung auf die antike Literatur geradezu eine brennende.

Die modernen Sprachen und Literaturen stehen heute entfernt nicht in dem Maße in Gefahr, dem Gesichtskreis der Gebildeten entrückt zu werden, wie die antiken. Und dabei sind jene in Bezug auf die Leichtigkeit der Kenntnisnahme viel günstiger gestellt als diese. Infolge der viel größeren Gleichartigkeit der modernen Kulturen untereinander ist das Sichhineinlesen in die modernen Werke im Urtext viel leichter, und auch Uebersetzungen, die den Originalen einigermaßen gerecht werden, sind hier mit weniger Schwierigkeit herzustellen, während in Bezug auf die alten Sprachen beides, das Sichhineinlesen und das Uebersetzen, mit sehr viel größerer Schwierigkeit verbunden ist.

Will man daher nicht einfach die antiken Literaturen als eine abgetane Sache betrachten, so wird die Frage nach der Möglichkeit zulänglicher Uebersetzungen gerade aus ihnen eine in hohem Grade aktuelle. Dies findet z. B. darin seinen Ausdruck, daß Lehrer an Oberrealschulen vielfach auf der Suche nicht nur nach den für ihre Schüler wertvollsten Stücken der antiken Literatur, sondern auch nach geeigneten Uebersetzungen solcher angetroffen werden. Und selbst für die humanistischen Gymnasien wird, wie Herr Dr. Martens selbst anführt, eine reichlichere Einführung in die alte Literatur durch das Mittel der Uebersetzungen aufs nachdrücklichste befürwortet.

So hat gerade für die antiken Literaturen die Frage nach der Leistungsfähigkeit der Uebersetzerkunst ein hohes Interesse für die Gegenwart.

Soll nun da der höchste Maßstab angelegt werden, so muß man ja freilich den Martensschen Ausführungen uneingeschränkt beitreten. Schon das beim Uebersetzen unwiderruflich verloren gehende Bestandstück des Originals, die Ursprache, ist nicht ein beliebiges Kleidungsstück, das man ohne Einbuße mit einem anderen austauschen kann. Auch die beste Uebersetzung ferner läßt eine nicht zu durchdringende Scheidewand zwischen Leser und Autor bestehen. Auch die beste Uebersetzung ist eine Subtraktion und Addition in Einem. Subtrahiert wird ein gutes Stück von der Individualität des Autors, addiert ein Stück von der des Uebersetzers. Auch die schöne Uebersetzerregel: sic aliter dicere, ut non dicas alia, räumt das aliter dicere als unumgängliche Voraussetzung ein.

Und doch kann man auf Grund dieser unbestrittenen Tatsachen in der

Bewertung der Uebersetzung leicht in eine gewisse Einseitigkeit verfallen und Herr Dr. Martens ist, wie mir scheint, der Gefahr dieser Einseitigkeit nicht ganz entgangen.

Worin besteht diese Einseitigkeit?

Ehe ich die Frage beantworte, möchte ich auf einige Beispiele bedeutender kultureller Wirkungen der bloßen Uebersetzung hinweisen, die den Eindruck hervorzurufen geeignet sind, daß es mit der Sache der Uebersetzungen doch nicht ganz so schlimm stehen kann. Sie sind zum Teil von Herrn Dr. Martens selbst angeführt und könnten jedenfalls mannigfach vermehrt werden.

Das alte Testament ist der mittelalterlichen Kulturwelt nur in griechischen und lateinischen Uebersetzungen zugänglich gewesen. Und doch welche Wirkungen! Die Worte Jesu besitzen wir nur in griechischer Uebersetzung. Für das reformatorische Prinzip des allgemeinen Priestertums, d. h. der religiös-sittlichen Selbstverantwortung des Individuums, war die Zugänglichmachung der gesamten Bibel für alle eine Lebensfrage. Nur durch Uebertragung in die Landessprachen konnte dies bewerkstelligt werden. Und mit welchem durchschlagenden Erfolge ist dies geschehen! Selbstverständlich steht hier die große sprachschöpferische Tat Luthers an der Spitze. Und was die Antike betrifft, so besaß Friedrich der Große eine nicht zu unterschätzende Fühlung mit bedeutenden Partien der alten Literaturen. Er las aber die Alten nur in französischen Uebersetzungen. Nicht viel anders liegt der Fall bei Schiller. Und welche mächtige Wirkung hat Johann Heinrich Vossens „Odüße" von 1781, die mit Recht unlängst durch einen Neudruck wieder zugänglich gemachte Urform seiner Uebersetzung, auf ihre Zeit geübt!

Doch nun die Einseitigkeit! Ein Literaturwerk kann im allgemeinen unter dem doppelten Gesichtspunkte des Inhalts und der Form betrachtet werden. Den Inhalt bildet in erster Linie der Gedanken- oder Tatsachengehalt. Auch ein gutes Teil der zum Ausdruck gelangenden geistigen Eigenart des Autors muß zum Inhalt geschlagen werden. Zur Form gehört die Anordnung des Stoffes, die Komposition (diese z. B. bei einem Dialog oder Drama von ausschlaggebender Bedeutung) und erst in letzter Linie, wenn auch keineswegs als das Letzte dem Range nach, die sprachliche Einkleidung. Gewiß liegen in dieser mit die intimsten Reize des großen Literaturwerks; gewiß bildet sie für den wahren Uebersetzer das Gebiet des heißesten Ringens; gewiß geht gerade von den auf ihr beruhenden Wirkungen des Originals auch in der besten Uebersetzung — trotz bewundernswerter Leistungen, die auch auf diesem Felde die Uebersetzerkunst aufzuweisen hat — ein erheblicher Teil unumgänglich verloren.

Mit einer sich sehr leicht einstellenden unwillkürlichen Verengerung des Gesichtsfeldes hat Herr Dr. Martens in seinen Ausführungen weit überwiegend diese Seite der Frage ins Auge gefaßt. Aber sollen wir denn wie hypnotisiert den Blick immer nur auf diesen einen Punkt richten und

von ihm aus immer wieder und wieder die Anklage gegen die Uebersetzung richten, daß sie nicht alles und jedes zu leisten imstande ist? Ist eine Wiedergabe des wesentlichen Gedankengehalts einschließlich des persönlichen Elements, der seelischen Eigenart des Autors, eine Wiedergabe ferner der künstlerischen Gestaltung des Stoffes etwas so ganz Minderwertiges, zumal wenn der Uebersetzer, was er sein soll, auch Sprachkünstler ist und in weitgehendem Maße auch die sprachlichen Reize des Originals nachzubilden vermag? Soll ferner der Vorteil des kleineren Kraftmaßes, das bei der Aneignung eines Geisteswerkes im Vergleich mit dem Original die Uebersetzung erfordert, der Vorteil auch der leichteren Ueberschau des Ganzen nach Inhalt und Aufbau ganz und gar für nichts gelten?

Besitzen wir denn aber außer Vossens „Odüße" Uebersetzungen antiker Literaturwerke, die an Wirkungsfähigkeit dem Schlegelschen Shakspere an die Seite gesetzt werden könnten? Zur Beantwortung dieser Frage ihrem ganzen Umfange nach wäre eine sehr umfassende Kenntnis des betreffenden Literaturgebietes erforderlich. Ich kann nur einiges beispielsweise anführen, das freilich leider fast ganz nach der negativen Seite in die Wagschale fällt.

Bekannt ist im allgemeinen gerade bei Uebersetzungen aus der alten Literatur der Uebersetzerjargon. Die Uebersetzer haben zu wenig mit dem Genius der eigenen Sprache Zwiesprache gehalten, um ein wirklich deutsches Gewand schaffen zu können, durch dessen Ritzen nicht überall das fremde Idiom verräterisch durchblickt. Kommt dann noch der Mangel an Feingefühl auch für die feineren Nüancen des zu übertragenden Originals hinzu, so ist das Unglück fertig. Wir besitzen zwei große Uebersetzungsserien antiker Autoren, die eine unter der Leitung von Osiander und Schwab in Verlag von Kerler in Ulm erschienen, aus 749 Bändchen bestehend, die andere ursprünglich bei Krais & Hoffmann in Stuttgart erschienen, zur Zeit dem Langenscheidtschen Verlage in Berlin angehörig. Beide Serien bestehen wohl großenteils, was den sprachlichen und literarischen Wert anbetrifft, aus minderwertiger Fabrikware. Eine der letztgenannten Serie angehörige Uebersetzung des platonischen Staats von Prantl ist beispielsweise in einem oft geradezu heidnischen Deutsch verfaßt. Ein hübscher Gedanke liegt den handlichen Bändchen der W. Engelmannschen Serie zu Grunde, in denen links der griechische Text, rechts die deutsche Uebersetzung steht. Außerdem ließen sich noch manche Einzelarbeiten anführen. Jedenfalls ist hinsichtlich der Quantität kein Mangel, wenn nur die Qualität entsprechend wäre. Was alles auf diesem Gebiete möglich ist, beweist eine vor mir liegende, mit Liebe und Sorgfalt gefertigte Uebersetzung des Epiktet von K. Enk (Wien, Gerold 1866). Da wird in einer — griechisch abgefaßten — Anmerkung (I, S. 8) das Geständnis abgelegt, daß derbere Stellen des Originals im Interesse der lieben Jugend einfach ausgelassen worden sind! Im allgemeinen haben sich diese Uebersetzungen offenbar, abgesehen von der Verwendung als Eselsbrücken,

kaum einen erheblichen Leserkreis verschafft, und das beweist allein schon, daß sie nicht auf der Höhe des Schlegelschen Shakspere stehen.

Es wäre gewiß in hohem Grade wünschenswert, wenn — nach Wilamowitz' Vorgange — in verständiger Auswahl und Beschränkung und unter voller Berücksichtigung der heutigen Textkritik und Auslegungskunst — berufene Uebersetzer immer aufs neue versuchten, nicht nur, wie fast im Uebermaß geschehen, die antiken Dichter, sondern auch die Philosophen, Geschichtsschreiber und Redner so zu übertragen, daß sie wirklich, ohne ihre Eigenart einzubüßen, dem modernen Geistesleben nahegebracht würden. Für Plato, Herodot, Thukydides, Demosthenes, Cäsar, Livius, Tacitus, Cicero gilt nicht nur der Imperativ, daß sie dem Bewußtsein der Kulturmenschheit nicht entschwinden dürfen: es gilt auch das Werturteil, daß sie sich, in richtiger Auswahl und Gestaltung dargeboten, immer aufs neue als ein geistiger Jungbrunnen unserer Literatur und unseres Geisteslebens erweisen werden.

---

Paul Ernst: Der schmale Weg zum Glück. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart und Leipzig 1904.

Die Dichtung ist ein moderner Bildungsroman, der die seltene Freude eines künstlerischen Genusses gewährt. Seine künstlerische Eigenart besteht in der innigen Verschmelzung eines durchaus modernen und durchaus deutschen Inhalts mit der klassischen Form der Prosaerzählung, dem Stil der Novellisten der italienischen Renaissance. Von der Freude des Verfassers an diesem Stil legen die beiden Bände altitalienischer Novellen Zeugnis ab, die er übersetzt hat.*) Daß es ihm gelungen ist, das innerste Wesen dieses Stils zu erfassen, so daß sich jedes seiner Merkmale als die notwendige äußere Offenbarung ein und desselben Stilgefühls darstellt, man also den Eindruck seiner organischen Einheitlichkeit empfängt, beweist er in dem Roman.

Dieser Stil zeigt sich zunächst in dem feinen Zug ins Repräsentative, der Scheu vor dem Sichgehnlassen: ein Zug, der — weil er spezifisch italienisch ist — von dem naiven deutschen Leser wohl zuerst empfunden wird und ihm als ein leiser Stich ins Altfränkische zum Bewußtsein kommt — etwa wie die Bilder Ghirlandajos auf uns wirken, der aus demselben Stilgefühl schafft wie die Novellisten und den Stil italienischer Frührenaissance vielleicht am reinsten darstellt, weil er keine starke persönliche Eigenart hat. — Der Stil zeigt sich ferner in dem fast ausschließlichen Interesse für Menschen und Menschenschicksal — ein Zug, der in der Malerei dazu führt, daß der jugendliche Michelangelo in einem seiner Bilder Gruppen nackter Menschen, die ohne irgend welche Beziehung zum

*) Altitalienische Novellen, ausgewählt und übersetzt von Paul Ernst. Leipzig im Insel-Verlag 1902



Inhalt des Gemäldes sind, zur Belebung des Hintergrundes verwendet. — Dem klassischen Stil entspricht die gesunde Natürlichkeit in der Behandlung des Verhältnisses von Mann und Weib, die von falscher Prüderie ebenso weit entfernt ist wie von schwüler Sinnlichkeit. — Er zeigt sich in der Meidung alles Ueberflüssigen bei der Wahl der Kunstmittel: so spricht hier im Gegensatz zu moderner Heimatkunst die Natur nur ganz leise mit: zweimal nur wird mit wenigen zarten Linien eine Frühlingslandschaft gegeben — wie sie auch die italienischen Maler jener alten Zeit, Perugino, der junge Raffael, gern zeigen, weil ihr Formenreichtum, ihre klare Luft dem herrschenden Stilgefühl entspricht. — Der Stil der italienischen Novellisten zeigt sich ferner in der strengen Wahrung des epischen Stils: es wird erzählt, und darum gibt es keine lang ausgeführten Dialoge; es gibt keine stärkere Spannung, die die epische Ruhe beeinträchtigen würde, kein plötzliches Abbrechen, keinen sprunghaften Uebergang. Jede der kleineren epischen Einheiten, aus denen sich das Ganze zusammensetzt, ist in sich abgerundet. — Das Streben nach Einfachheit und Klarheit, das die Komposition im Großen kennzeichnet, kommt auch in der Sprache zur Geltung. Dem italienischen Stil entspricht es, daß alle Personen eine Sprache, die des Erzählers, reden, was dem Ganzen einen sehr einheitlichen Ton verleiht. Italienischem Sprachgefühl entspricht die Aneinanderfügung mehrerer kurzer, einfacher Sätze, die bevorzugte Stellung des Verbs, die Unterdrückung pronominaler Subjekte, die sich mühelos aus dem Sinn ergeben, die Verbindung attributiver Adjektive durch und. Im Satzbau und in der Wahl des Ausdrucks ist eine solche Schlichtheit erreicht, daß die wörtliche Einfügung einer alttestamentlichen Erzählung, eines biblischen Gleichnisses nicht als stilwidrig empfunden wird. Die künstlerische Möglichkeit dieser Einfügung zeigt zugleich, daß die Sprache, trotzdem der Kundige romanische Eigentümlichkeiten in ihr entdeckt, neben Luthers Sprache doch nicht undeutsch wirkt.

Der Inhalt, der sich mit dieser einfachen Form verbindet, ist ein durchaus deutscher — nicht bloß weil die Charaktere deutsch sind, sondern weil der eine Kampf, den der Held auszufechten hat und der im Ringen all derer, die ihn umgeben, sein Widerspiel findet, der Kampf um eine gesunde und kraftvolle Lebensauffassung ist, die dem Menschen festen Halt, seinem Streben Inhalt und Ziel zu geben vermag, und weil dieser wichtige Kampf auch von einfachen Leuten mit tüchtigem Ernste durchgerungen wird.

Das ausgesprochen Moderne liegt darin, daß die Kreise, in denen der Held seine Lebensauffassung gewinnt, sich einerseits aus jungen Studenten und Literaten zusammensetzen, die, voller Begeisterung für Uebermenschentum, doch nicht die nötige Klarheit und Kraft zur Verwirklichung ihrer hochfliegenden Ideen haben, andrerseits aus tüchtigen Arbeitern bestehen, die nach wirtschaftlicher Selbständigkeit und geistiger Freiheit ringen. — Modern in ästhetisch-psychologischer Beziehung ist die gesamte Behandlung des Stoffes, sofern in ihr ein starkes Streben nach Verinnerlichung herrscht.

Die Marksteine des äußeren Lebens bedeuten wenig. Herausgegriffen werden die Augenblicke, wo die stillen Wasser des innern Lebens die sonst leise in der Tiefe rauschen, einmal auf kurze Zeit zu Tage treten, wo Fragen auftauchen, auf die wir lange die Antwort suchen müssen, wo wir Rätsel verstehen, die uns lange gequält haben. Mit feinster Beobachtungsgabe schildert der Dichter diese Augenblicke, in denen sich der Schleier lüftet, der sonst das Leben der Seele verhüllt — aber er weiß, daß das Geheimnis nicht restlos erkannt wird, und so meidet er psychologische Zerfaserungen, die nur zu leicht in leere Konstruktionen ausarten. Und wir glauben ihm seine Menschen und Menschenschicksale. Gestalten wie die der alten treuen Dorrel, des weißhaarigen Pfarrers, der selbst bei dem bösen Hinkeding noch eine gute Tat herausfindet, die ihm das Himmelreich aufschließt. Erzählungen wie die von Luisens Kinderstreich, von dem Weihnachtsabend bei den Schusterleuten reihen sich dem Besten an, was die moderne Erzählerkunst geschaffen hat.

Weil Einfachheit und Klarheit ihre wesentlichen Merkmale sind, hat die aus der Fremde übernommene Form, die dem Werke seine künstlerische Eigenart gibt, den Vorzug, daß sie auch von naiven Leserkreisen nicht als etwas empfunden werden wird, was durch seine Fremdartigkeit den Genuß beeinträchtigt. So ist das Buch bei all seiner künstlerischen Feinheit auch geeignet, ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes zu werden.

Margarete Plath.

# Theater-Korrespondenz.

Elektra. Tragödie in 1 Aufzug von Hugo von Hofmannsthal.

Nachtasyl. Szenen aus der Tiefe in 4 Akten von Maxim Gorki.

Das Kleine Theater brachte in künstlerisch bedeutender Ausstattung und entsprechender Darstellung ein Stück, welches die alte Königstragödie von Mykene in eine moderne Nervenschauerorgie verwandelt hat: die „Elektra" von Hugo von Hofmannsthal. Das Ganze wirkt wie ein stellenweise ja wunderschönes, aber doch beängstigendes, ja wüstes Traumbild einer fieberwachen Nacht; denn es ist da der Versuch gemacht worden, die furchtbare Katastrophe, den Muttermord durch den rächenden Orest, allein durch die aufs äußerste gespannte Willens- und Gedankenkraft der Elektra herbeigeführt vorzustellen. Wenn der klassisch Gebildete ein Gefühl des Grauens vor dieser modernen Vergewaltigung des uns ehrwürdigen, herb und heilig tragischen Stoffes überwunden hat, wenn er gleichsam in seinem Innern eine Schutzmauer gebaut hat, hinter welcher ihm die Antike unangetastet bleibt — verfolgt er als moderner Mensch diesen Versuch mit Interesse. Unsere Zeit ist überreich an psychologischen Abnormitäten und psychologischen Entdeckungen, an wirklichen Erfahrungen über mystische Kräfte und an Phantastereien und Mystizismus. Halb in das Gebiet der psychischen Entdeckungen und Abnormitäten, halb in das des phantastischen Mystizismus gehört dieser Versuch. Fürchterlich, grausig ist dies krankhafte innere Gespanntsein des dämonischen Weibes auf das eine Ziel: dies Wühlen in aufstachelnden, bis zum Wahnsinn aufreizenden Erinnerungen — und wie aus ihrem Willen die Träume kommen, die die Mutter Nacht für Nacht ängstigen — und wie sie die Schwester lockend zwingen will zu dem grausigen Mord, da sie vernommen, daß Orest starb — und selbst Orest, als er vor ihr steht, muß noch vor ihr zu dem, wovor ihm schaudert — — „Schwester, ob die Mutter Dir ähnlich sieht? — —" mit lockenden Bildern und zwingenden Vorstellungen hypnotisiert werden. Darnach die fürchterliche Reaktion; sie will sich freuen, jauchzen

„Ob ich nicht höre? Ob ich die
Musik nicht höre? sie kommt doch aus mir
Heraus".

Ueber ihr aber liegt der Ozean, der ungeheure.

„Der zwanzigfache Ozean begräbt
Mir jedes Glied mit seiner Wucht, ich kann mich
Nicht heben“

und wie sie dann sich doch erhebt, wird es ein namenloser Tanz:

„Wer glücklich ist, wie wir, dem ziemt nur eins: schweigen und
tanzen“ —

so stürzt sie zusammen. — Was ist das alles unheimlich; was ist das interessant; und wie läßt das kalt! So viel Grausen, und es erschüttert nicht einmal, ergreift nicht. Eine „Tragödie“ nennt der Dichter sein Stück? Keine Spur von tragischer Wirkung ist darin! Verwundertes Staunen und kopfschüttelndes Interesse waren das, was blieb. Man ging durch die bunte, aufgeregte, fiebernde, nächtliche Friedrichstadt und begriff vollständig, daß unsere Zeit eine solche Dichtung hervorbringen mußte — und freute sich, daß sie auch ganz, ganz andere Dinge hervorbringen muß aus ihrem innersten Wesen heraus. —

Wie schade, daß Gertrud Eysoldts wundervolles Talent sich so viel in der Darstellung von grauenvollen Dekadenceweibern erproben muß. Sie spielt sie meisterhaft. Aber die Eigenart ihres Talentes ist nicht das Dekadente, sondern das Vergeistigte, Zarte, Sensitive, ganz Verinnerlichte, aus tiefstem Willensschacht unmittelbar emporquellend. Gesunde Frauennaturen dieser Art — und die gibt es! es sind die auf den höchsten Höhen der Menschheit! — — würde sie noch viel zwingender spielen. Sie **wird** es. **Einst.** Wenn das Faulfieber der Dekadence, das unsere Zeit noch durchrast, ausgetobt haben wird.

Auf demselben Theater übt noch immer Gorkis „Nachtasyl“ seine große ehrliche Wirkung aus. Es ist eine Dichtung, die die Seele des Volkes in sich aufgenommen hat. Sie ist nicht etwa nur Mode geworden; Tausende von Menschen, in Berlin und weit draußen in der Provinz in kleinen Städten und auf dem Lande, sind durch diese eigenartige Dichtung angeregt und geweckt, und heilig gefördert worden. Für eine andere Seite des überreichen Lebens unserer Zeit ist diese Dichtung auslösend, für eine starke, mächtige, hoffnungsreiche, gesundheitschaffende Strömung in derselben. „Szenen aus der Tiefe des Lebens!“ Die Wogen der Disharmonie, der Not, des Elends gehen in unserer Zeit so hoch, daß der Schrei derer, die in der Tiefe ringen, hinaufklingt bis in die friedlichen Häuser derer, die in geordneten Verhältnissen behaglich wohnen. Und die Tiefe — das ist das Bedeutsame — bekam eine Stimme: Gorki selber ist solch eine Stimme der Tiefe, und nicht zum kleinsten Teil deswegen, weil man weiß, daß er selbst dort gerungen, schlägt das, was er sagt, an das Herz. Und die in den friedlichen Häusern lernten aufhorchen, nicht aus Furcht allein, sondern mitleidend in dem jung erwachten Gefühl menschlicher Gemeinsamkeit. Unsere ringende Zeit! Wir fangen an, Dinge zu schauen, die die Menschheit früher nicht geschaut, zu leiden unter Zuständen, die die Menschheit früher für selbstverständlich hielt. Was früher

für recht galt, bekommt ein anderes Antlitz. Wir lernen entdecken, wie unvollkommen unsere Welt noch ist, und daß das am Menschen liegt, und daß es anders werden kann. Wir lernen ahnen, wie dumpf wir noch sind, wie unbewußt uns alles ist, was uns betrifft. Und riesengroß über uns ragt das Weltgeheimnis, gänzlich unerkannt. Aber wir entdecken in uns neu eine Zuversicht und eine Freude. „Die Menschen suchen immer und suchen — wer redlich sucht, der findet — man muß nur Achtung vor den Menschen haben".

Die menschliche Dumpfheit ist es, die in diesen Bildern der Not vor uns aufsteht. Dies geistige Elend erscheint viel bedeutsamer als das äußere. Schon das ist es, was den düstern Bildern einen so hohen Adel verleiht und sie hoch hinaushebt über die eigentlich naturalistische Dichtung.

Wie sie in billigem Nachtasyl, im höhlenartigen Kellerraum bei einander wohnen, diese Elenden — aus verschiedenen Ständen, verschiedenen Bildungsgraden, verschiedenen Erfahrungsgebieten, sind sie zusammengeworfen und haben alle ihr großes Schicksal gehabt: das reibt! das lehrt sehen! und dennoch sind sie noch in Dumpfheit ganz gefangen — wie sie darbend, zankend und höhnend, stehlend und das Gestohlene verschenkend, voll Leichtsinn, Galgenhumor und Bitterkeit dumpf bei einander wohnen, tritt der seltsame Alte zu ihnen und spricht wundersame Worte, bei denen sie aufhorchen. „Ei ei, meine Lieben, wenn ich's mir so ansehe, euer Leben hier" — er macht ihnen ihr Elend bewußt, erweckt in ihnen Erinnerung an einstige bessere Tage, löst ihnen die Zunge, läßt sie erzählen: „Wie bist du denn abgekommen von deinem Wege?" Er weckt die Frage nach den Ursachen; und er weckt Sehnsucht; die Möglichkeit dämmert auf, sich herauszuarbeiten; der Wille erwacht. Und er verallgemeinert ihnen ihr Schicksal. Die große Frage nach dem Sinn des Lebens dämmert auf Und ihr elendes Einzeldasein wird ihnen beleuchtet mit einem Licht aus ewigen harmonievollen Zusammenhängen.

Wundervoll ist es, wie der Dichter, der sehr differenziert zu schauen vermag, in seinen eigenartigen Nüancen die Wirkung zeichnet, die der Alte auf die verschiedenen Menschen dieser seltsamen Welt ausübt. Der heruntergekommene Baron starrt mit Entsetzen seine Dumpfheit an. Er muß nicht allzu dumm aufgefaßt werden, dieser Baron! Wem schon bewußt wird, wie unbewußt sein ganzes Leben ist, der ist so dumm nicht! Das junge Ding, das nie seine Eltern gekannt und „so Eine" geworden ist, fängt an, mit seinen Romanvorstellungen und -ausdrücken ein rührendes Bild von einer großen reinen, selbstlosen, unglücklichen Liebe zu phantasieren, labt sich herzlich an dieser erträumten höheren Welt und wird wild, wenn die Anderen lachen. Geflissentlich gibt der Dichter dem Wirken des alten Luka äußerlich keine günstigen Folgen. So hatte er sich z. B. mit ganz besonderer Liebe um den jungen Pepel bemüht, den liebenswürdigen, gesunden schönen Menschen, der ein Dieb geworden war, weil sein Vater ein Dieb war, und weil man ihn schon als Kind den Spitzbubenjungen

nannte — und um das ehrbare, tüchtige junge Mädchen, die Nataſcha; er hatte gehofft, dieſe beiden aus dem Elend noch herausretten zu können. Die Szene, in der er das verſucht (S. 86 ff.), iſt ein Meiſterſtück gütiger Erzieherweisheit. Erſt fällt das Wort „das Land der Gerechten". Da ſollen die Leute aufhorchen. Dann erzählt er von einem, der auf das Land der Gerechten hoffte, ſein Leben lang,' und es zu erreichen ſtrebte. Da ſchildert er das Land und weckt Sehnſucht. Und erzählt dann, wie der Menſch von einem Gelehrten erfuhr, daß auf ſeinen Plänen, auf denen alle Länder aufgezeichnet ſind, ein Land der Gerechten nirgends zu finden ſei. Er weckt äußerſte Spannung — und erzählt, wie da der enttäuſchte Mann dem Gelehrten „eins über den Schädel gab, und noch eins und nach Hauſe ging und ſich aufhängte" — ſo erſchüttert er ſie mit dem Gefühl davon, wie furchtbar das iſt, daß es ein Land der Gerechten auf Erden nicht gibt. Dann ſcheint er gleichmütig von etwas anderem zu reden: daß er ſie nun bald verlaſſen wolle; nach Kleinrußland wolle er gehen, wo ein neuer Glaube aufgekommen ſein ſoll. „Die Menſchen ſuchen und ſuchen, wollen immer was Beſſeres finden; Gott gebe ihnen nur Geduld." So weckt er die Frage, ob ſie wohl etwas finden werden — und wieder ſcheinbar ganz gleichmütig antwortet er: „Wer — die Menſchen? Gewiß werden ſie's finden!" und dann ſiegend gewiß: „Wer den rechten Willen hat, der findet! Wer eifrig ſucht, der findet". Da klagt in der jungen Nataſcha die Sehnſucht auf: „Wenn ſie doch etwas finden möchten! etwas recht Schönes müßten ſie ausfindig machen!" und er lenkt dieſe ganz unbeſtimmte Sehnſucht: „Man muß ihnen nur helfen, meine Tochter". Aktiv werden, das iſt's! Wer untätig iſt, der wird immer peſſimiſtiſch am Erfolg des Guten zweifeln; wer kräftig dafür wirkt, der glaubt. „Man muß ſie reſpektieren" — das hilft den Menſchen.

So hebt er ſie hinauf in eine reinere Atmoſphäre; in eine Atmoſphäre des Erſehnens und Glaubens und Helfens. Da fängt der junge Pepel an, bittend zu Nataſcha gewendet. Und obgleich ſie ihm, dem Dieb, zuerſt ſcharf und ſpottend antwortet — treuherzig eifrig redet er weiter und ſtellt ihr vor, daß er laſſen will vom Diebsgewerbe. Daß er nach Sibirien gehen will, dort redlich arbeiten, ein neues Leben anfangen, ſie ſolle mit ihm kommen. Denn — ob er auch Reue nicht ſpürt und an kein Gewiſſen glaubt, eins fühlt er: er muß anders leben, beſſer muß er leben! So muß er leben, daß er ſich ſelber achten kann! So ringt er nach Bewußtſein über das Neue, Lebendige, das in ihm erwacht und ihn vorwärts drängt. —

Im vierten Akt iſt der alte Luka fort; er ging eilig, als die Polizei unvermutet ins Haus kam. Die Polizei kam, weil Pepel einen Menſchen erſchlagen hat. Er tat es, weil Nataſcha von der eiferſüchtigen Schweſter und ihrem Manne bis zum Tode mißhandelt wurde; und über die junge Braut iſt dann noch in ihren Qualen ein furchtbares Mißverſtändnis gekommen, durch das ſie die Tat des Geliebten dem Poliziſten gegenüber ganz ungeheuer belaſtet. O Menſchendumpfheit!

Die armen Elenden haben sich oft bei Spiel und Trunk ein wehmütiges Lied gesungen: ihr Lieblingslied, das Lied eines Gefangenen. Wie es ihrer Lage entspricht, der Wahrhaft-Gebundenen: „Ich kann die Ketten nicht zersprengen, kann diesen Mauern nicht entfliehn!"

Keinerlei äußere günstige Folgen hat das Wirken des alten Luka, ja unheilvolle scheint es zu haben. Der arme Schauspieler, der rührend klagt, daß er seine Seele vertrunken habe, und in dem der Alte die Vorstellung geweckt, daß auch solchen Menschen noch zu helfen sei; der davon träumt, daß er ein neues, reines Leben anfangen werde — als der Alte so plötzlich davon ist und er sich wieder zurücksinken sieht in das Elend voll Dumpfheit und Laster, erträgt er's nicht. Er geht hin und erhängt sich.

Der Alte hat scheinbar garnicht geholfen. Und hat doch so namenlos viel geholfen! Die Dumpfheit ist gebrochen! Dies unbewußte, menschenunwürdige Hintrotten ist für immer vorüber! Diese Menschen sind alle innerlich lebendiger geworden! In bescheidenem Maßstab ist ein Stück Weltschöpferarbeit geleistet. In dem großen Zweck des Weltprozesses, der Selbsterkennungsarbeit des Lebens, in der Vergeistigung des Stoffes ein heilig Stück Heilandsarbeit vollbracht.

Eine seltsame, eine wundervolle Gestalt, dieser Alte! Er spricht ganz ohne Pathos; scheinbar ganz nebenher sagt er seine Worte tiefster Weisheit. In Wirklichkeit nützt er jede Gelegenheit, um solch ein Wort einzustreuen, das sie weckt. Als zwei streiten und der eine zürnend sagt: „Was tu ich dir Böses?" und der andere frech antwortet: „Was tust du mir Gutes?" da schiebt der Alte sogleich ein: „Das meine ich auch; wenn ein Mensch dem andern nichts Gutes thut, dann handelt er eben schlecht an ihm." „Ich liebe die Toten nicht", sagt einer. Und Luka: „Warum sollte man auch die Toten lieben? Die Lebenden muß man lieben, die Lebenden!" Aber wenn diese Einfachen gewöhnt sind, gute und schlechte Menschen zu unterscheiden — und sich zu den schlechten zu zählen, versteht sich — so kennen sie sich nicht aus mit ihm! Ist er ein guter Mensch oder ein schlechter? In Sibirien ist er gewesen, das ist gewiß! Einen Paß hat er nicht und vor der Polizei entflieht er. War er ein Verbrecher? Einmal scheint er anzudeuten, er habe einst im Jähzorn einen Menschen erschlagen: er thut wenigstens so verständnisvoll, als er den jungen Pepel davor warnt. Er thut sogar so, als ob sein Haupt kahl geworden sei vom liederlichen Leben; er habe mehr Weiber gekannt, als er Haare auf dem Haupte gehabt habe.

In Wahrheit stellt er sich scheinbar ganz auf das Niveau der Tiefgesunkenen, denen er helfen will, um ihnen Vertrauen zu geben! Er will nicht mehr scheinen als sie! Er thut so, als ob er das Ertrinken kenne, um sie, die armen Ertrinkenden, emporheben zu können.

Er sollte auf der Bühne nicht zu nüchtern dargestellt werden, dieser Alte! Bei der so vortrefflichen Aufführung in Berlin geschah es. Wenn dem Tone dieses Mannes jegliches Pathos mangelt, in seinem Leben,

welch ein unendliches Pathos! In Sibirien ist er gewesen. Was mag er hinter sich haben! Und auf die friedliche Sicherheit des bürgerlich geborgenen Daseins zu verzichten, so ganz leicht ist es ja auch nicht — Wenn **der** nun seine Worte tiefster weltüberschauender Güte so anspruchslos, so einfach dahinspricht, so muß doch immer etwas davon zu spüren sein, daß in tiefer Erschütterung der Seele diese Weisheit errungen ist, die ihm nun so leicht von den Lippen fließt. Es muß wirken wie der leichte Schaum auf weltentiefer, wogender See.

Zugleich ist dieser harmlose Ton aber feinste Berechnung weiser Güte. Er will ja erziehen! Das dürfen sie ja nicht merken! Sie würden es sich nicht gefallen lassen! So vermeidet er sorgfältig jeden erhöhten Ton. Er predigt nicht, er braucht nicht moralisierende oder gar religiös festgelegte Worte. Damit würde er sie abschrecken! Er spricht geflissentlich im Alltagston, nüchtern, manchmal ein wenig drastisch. Was hülfen ihnen hohe Reden. Sie würden sie nicht verstehen und würden darüber spotten. Aber „ein Mensch, der kann dich das Gute lehren“, das ist in ihrer Welt, in ihrer Sprache eine überwältigende Neuigkeit. Das verstehen sie, das wirft sie ganz um.

Er verhüllt sich mit Bewußtsein. Sie kommen nicht einmal dahinter, ob er etwas glaubt oder nicht. Und gerade weil sie das nicht wissen und doch von ihm in ihrem Innern so seltsam umgewühlt werden, da fängt der junge Pepel schen an: „Hör mal, — Alter, gibt's einen Gott?“ Wie der kluge Alte diese Frage aus dem jungen Gemüt genossen haben wird! Er schweigt und lächelt. Und läßt erst den Mützenmacher auf seine Weise philosophieren: „Die Menschen sind wie die Späne, die der Strom wegträgt“, und hebt dann an: „Wenn du an ihn glaubst, gibt's einen. Glaubst du nicht, dann gibt's keinen. Woran du glaubst, das gibt's eben.“

Glaubt Luka einen Gott —? Luka steht weit, weit jenseits von dieser Kinderfrage —

Seine unendlich tiefe Antwort freilich mußte dem Pepel ganz unverständlich sein! Gerade so aber würde sie fruchtbar für ihn werden! Gerade so würde sie nie aufhören, ihn zu bewegen. Das wird in ihm graben: ob er denn eigentlich einen Glauben in sich findet oder nicht? Dann wird er schon finden! Wer in sich gräbt — die Quelle ist da! in jedem Menschen rinnt sie lebendig. Sie sollen nicht glauben, weil Luka sagt, es gäbe einen Gott! „Man muß den Menschen respektieren.“ Er weckt die seelische Selbstthätigkeit in ihnen. Aus der Dumpfheit des Nichtglaubens in die andere Dumpfheit des Autoritätsglaubens sie führen, nein! Sie sollen das Heiligtum in sich selbst entdecken. Man muß den Menschen nur lebendig machen, ans Licht kommt er dann schon von selbst — Eine gute Art, zu Religion zu erziehen.

Luka selbst ist ein Christ. Zu Natascha, die ihn am besten versteht, redet er von einer hehren Gestalt, von der er's gelernt habe, dieses Er-

barmen-Ueben: „Christus hatte Erbarmen mit allen und hat's auch uns so befohlen." Gleich aber fällt er wieder in seinen biedern Alltagston: „Zur rechten Zeit Erbarmen haben, glaube mir, es ist immer gut." Und fängt gar an, zur Erläuterung eine Geschichte zu erzählen von zwei Dieben, mit denen er einmal Erbarmen gehabt und das sei ihm und ihnen so überaus gut bekommen. Aber als der Alte sich über den Pepel so ungemein freut, bricht's unvermutet aus ihm heraus: „Der Herr sei mit dir, Christus mag dir helfen!" und über der Toten betet er: „Jesus Christus, Allgütiger, nimm die Seele deiner soeben verstorbenen Magd Anna gütig zu dir!" Oder ob Luka da nur als griechischer Katholik leere Formen braucht? Der braucht doch nicht leere Formen?! Er ist ein Christ. Aber er lernte jenseits aller Formen die Quelle des Lebens entdecken und vermag das Leben umzuschaffen in immer neue Formen, je nach der Seele zu der er spricht, zu einem jeden in der Sprache seiner Möglichkeiten und seiner Bedürfnisse redend.

Was die Weltanschauung anbetrifft, welche aus dem Stück leuchtet — die wichtigsten Worte in dieser Beziehung werden ja nicht von Luka selbst gesprochen, sondern nach seinem Weggang von denen, die durch ihn geweckt und lebendig gemacht worden sind —, was die Weltanschauung des Stückes anbetrifft, so ist sehr auffallend, daß viele philosophische Gedanken ausgesprochen werden, Grundlinien der modernen Weltanschauung, die als Kampfesworte gegen alte Religion und alten Idealismus gebraucht zu werden pflegten und die hier umgeprägt sind. „Der Mensch kann glauben oder nicht glauben, das ist seine Sache! Der Mensch ist frei. Er hat selbst für alles aufzukommen: für seinen Glauben, seinen Unglauben, seine Liebe, seine Vernunft . . . Der Mensch ist die Wahrheit. Nur der Mensch allein existiert; alles übrige ist das Werk seiner Hände und seines Gehirns." Wie negativ das klingt, — aber welche seltsame Stimmung liegt in dieser Dichtung darüber! Es macht ja nicht arm, es macht reich. Die Bedeutung des Menschen hebt sich bei diesen Betrachtungen ins Riesengroße, Wunderbare, Heilige, Ewigwertvolle hinein. Auf den Menschen kommt es an. Nicht durch Mitleid soll man ihn erniedrigen. Respektieren soll man ihn. Nicht den Menschen in ihm beleidigen. Und scheint ein Leben wertlos — es hat seinen Sinn in einem höheren Zusammenhang. Die Menschen bilden eine Einheit untereinander. Um des Tüchtigsten willen leben sie, der sie alle vorwärtsbringt.

Es wird nie direkt ausgesprochen; aber über dem Ganzen schwebt die Vorstellung von einer still und sicher wirkenden Harmoniekraft ganz im Inneren des Lebens, so daß jenes Wort „der Mensch ist die Wahrheit" sich vertieft zu der Vorstellung, daß nicht etwa ein lebendiger Urgrund des Daseins fehle und das arme Menschengehirn das allein Eigentliche sei — nein, sondern von dem lebendigen Urgrund des Daseins wird der Mensch nur so viel ahnen, als sein armes Gehirn zu spiegeln vermag. Die Wahrheit ist da, uns aber ein unendliches Geheimnis. Wir

haben nur, was der Mensch zu fassen vermag. Unsere Wahrheit ist der Mensch. Darum kommt es uns auf den Menschen an — den gilt es zu veredeln, den zu erhöhen —

Das wird nicht direkt ausgesprochen. Es liegt als Stimmung über dem Ganzen; es wird verkörpert in der rührenden Gestalt des Alten, der einfach und still geht, den Menschen zu helfen, nicht indem er ihnen die äußere Not zu lindern sich bemüht, sondern indem er sie das Gute lehrt. Indem er ihnen ein Lichtträger wird, der ihnen ihr Dasein mit einem inneren Licht, einem Ewigkeitslicht erleuchtet.

So wird die Dichtung auslösend für eine ganze reiche Seite des Innenlebens unserer überreichen Zeit; Not, Elend, Verbrechen, Dumpfheit als Symptom der ganzen Unvollkommenheit der heutigen Zustände schildert sie ungeschminkt mit der großen Wahrhaftigkeit, die dem modernen Menschen Bedürfnis ist: Unsere Welt ist unvollkommen. Aber hinein leuchtet immer wundersam eine Zuversicht, ein Glaube: Das ist alles erst ein Werden — „Die Menschen suchen und suchen — wer eifrig sucht, der findet — man muß ihnen nur helfen" —

Eine Märzenwelt, graufeuchtes Chaos voll Unerquicklichkeit, leise durchduftet von schaffendem Frühlingsbrodem: das ist Gorkis Nachtasyl.

Gertrud Prellwitz.

---

# Politische Korrespondenz.

Rußland, Japan und England. Russische Polizei in Deutschland. Crimmitschau und die Sozialdemokratie. Die Wahlreform in Preußen.

Ein sicheres Urteil, ob die lange Hinzögerung der russisch-japanischen Krisis bloß bedeutet, daß die Streitenden noch weiter rüsten wollen, oder der Krieg wirklich vermieden werden wird, ist immer noch nicht zu gewinnen. Der Anschein aber spricht für den Frieden. Die Russen haben nachgegeben; wie weit und worin sie nachgegeben haben, ist aber noch nicht ersichtlich, wie ja überhaupt nicht einmal das eigentliche Streitobjekt klar geworden ist. Ist es Korea? Was ist es in Korea? Ist es die Mandschurei? Haben die Russen den oder die Konflikte über die koreanischen Angelegenheiten nur provoziert, um durch Nachgiebigkeit an dieser Stelle für ihre Position in der Mandschurei Verbesserungen zu gewinnen? Ueber mehr oder weniger wahrscheinliche Vermutungen kommt man bei all' diesen Fragen nicht hinaus; nur soviel ist klar, daß die Japaner, indem sie den Russen die volle Herrschaft über die Mandschurei streitig machen, sich dabei nicht bloß einer Rückenstärkung durch die Engländer, sondern auch durch die Amerikaner erfreuen. Wollen die Russen es also wirklich nicht auf einen Krieg ankommen lassen, so werden sie wohl in ihren Konzessionen ziemlich weit gehen müssen, respektive mit ihrem Vorstoß nur wenig gewinnen.

Das deutsche Interesse ist zweifellos, daß es womöglich nicht zum Kriege komme, denn, was auch der Ausgang sei, er kann für uns nichts Gutes bringen. Sollten die Japaner wirklich aus eigener Kraft die russische Macht am Stillen Ozean überwältigen, so werden alle Europäer in jenen Regionen darunter zu leiden haben; sollten aber die Russen siegen, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Engländer sich einmischen würden. Pressen diese dann, ohne daß es zum Kampf kommt, wie im Jahre 1878 nach dem Siege der Russen über die Türken, den Sieger wieder zurück, so wäre eine solche Demütigung der brutalen Moskowiter zwar für uns an sich nicht unerfreulich, aber die Wirkung auf dem anderen Ende, die abermals gesteigerte Superiorität Englands dafür um so drückender. Immerhin wäre das für uns doch noch der beste Ausgang: ganz schlimm aber wäre es, wenn England und Japan gemeinschaftlich Rußland in einem großen Kriege niederkämpften.

Das eigentliche Rußland ist ja für England unangreifbar. Sperren die englischen Schiffe die russischen Häfen, so schädigen sie dadurch den englischen Handel wohl kaum weniger als den russischen, und der russische Export geht über die deutschen und österreichischen Eisenbahnen. Die neue Stellung der Russen aber in der Mandschurei bietet für ein englisch-japanisches Bündnis ein Angriffsfeld, wie es garnicht günstiger gedacht werden kann. Die Verbündeten würden unzweifelhaft nach Wegfegung der russischen Kriegsschiffe ein großes Heer auf Liautung landen und Port Arthur belagern. Die Russen müssen dann entweder diesen mit so großem Aufwand angelegten Kriegshafen und alle übrigen Seestädte, d. h. ihre ganze Stellung dort aufgeben oder einen Krieg führen, der ganz analog dem Krim-Krieg erscheinen und sicherlich auch denselben Ausgang haben würde. Die Russen haben sich 1855 an Sebastopol verblutet, weil der Landweg, den sie durch ihr ganzes Reich bis dahin zurückzulegen hatten, viel schwieriger und kostspieliger war als der Seeweg, über den ihre Gegner verfügten. Mit all seiner ungeheuren Heeresmacht wurde Rußland dennoch im eigenen Lande geschlagen, weil seine materiellen Mittel nicht ausreichten, die Entfernungen zu überwinden. Die Russen haben ja 1813 und 1814 noch viel größe Entfernungen überwunden, aber sie konnten es nur deshalb, weil die englischen Subsidien die Bewegung unausgesetzt im Gang erhielten. Von welcher Bedeutung diese Subsidien waren, erkennt man gerade daran, daß vierzig Jahr später, auf ihre eigenen Mittel angewiesen die Russen binnen kurzem den Atem verloren. Was lag denn an sich an der einen Grenzfestung Sebastopol und an den hunderttausend Mann, die man dort begraben hatte? Was konnten denn die Engländer und Franzosen den Russen weiter tun? Dennoch mußte das Zarenreich Frieden schließen, weil es bankerott war. Ganz ähnlich würde die strategisch-politische Lage der Russen jetzt werden. Ihre Landmacht ist ja zehnfach so groß als die englisch-japanische zusammengenommen. Aber diese Macht in die Mandschurei zu bringen, reicht die eine sibirische Bahnlinie nicht aus. Sobald eine gewisse Masse versammelt ist und dort Krieg führt, würde sie vollständig in Anspruch genommen sein durch die nötige Nachsendung der Verpflegung, Munition usw. und keine Truppen mehr nachschaffen können.

Die Frage ist, ob die Russen nicht ihrerseits die Engländer packen können, indem sie sie in Ostindien angreifen; ist doch nicht bloß Alexander der Große, sondern oft genug ein reines Barbarenheer über den Himalaja gekommen, warum nicht die Russen? Sie können es nicht, vorläufig und auf lange noch nicht, weil die Massenheere, die durch die moderne Kultur-Technik geschaffen worden sind, von all' den Gegenden ausgeschlossen bleiben müssen, wo diese Kultur-Technik noch nicht hingedrungen ist. Alexander der Große hat einst am Hydaspes den Porus mit elftausend Mann besiegt; wie groß sein ganzes Heer gewesen ist, wissen wir nicht (die überlieferte Zahl ist unglaubwürdig), aber jedenfalls war es, da für den Hauptschlag jene elftausend Mann genügten, nicht so sehr erheblich,

und der Macedonier konnte sich überdies beim Ueberschreiten des Gebirges Zeit lassen; er war bereits seit länger als einem Jahr im indischen Grenzgebiet, ehe es zur Schlacht kam. Das ist jetzt alles anders. Um in Indien auftreten zu können, um auch nur die Indier zu einer Erhebung gegen die Engländer zu encouragieren, müßten die Russen mit wenigstens 200000 Mann über den Himalaja kommen. Dazu sind sie nicht imstande; die transkaspische Bahn, eingleisig, reicht nur bis Kuschk (Herat), und von da bis zum Eingang des Passes bei Kabul sind noch 700 Kilometer zu marschieren. Dies Ziel wäre nur durch ein langsames, wenigstens ein Jahr in Anspruch nehmendes Vorschieben zu erreichen, und dann würde der eigentliche Kampf erst beginnen. Die Engländer sind, wie der Burenkrieg gelehrt hat, in der Lage, an jedem Punkt über See mit 250000 Mann vorzüglicher, europäischer Landtruppen auftreten zu können, dazu kommen die indischen Truppen, die von manchen recht gering eingeschätzt, von anderen aber sehr gerühmt werden. Die Engländer könnten also ruhig zunächst einen Teil ihrer Landarmee zur Belagerung von Port Arthur im Verein mit den Japanern verwenden, um sie dann doch noch rechtzeitig am Himalaja zu haben, ehe die Russen von den Pässen herniedersteigen. Wenn es aber so weit ist, sind die Russen mit ihren ökonomischen Kräften bereits am Ende.

Es kann nach alledem nicht wohl einem Zweifel unterliegen, daß die Engländer-Japaner den Russen weit überlegen sind. Was aber würde geschehen, wenn andere Mächte sich einmischten? Wir wollen auf die mannigfachen Möglichkeiten, die sich hier ergeben, heute nicht eingehen; es genügt, zunächst sich klar zu machen, daß Rußland allein, trotz seiner riesenhaften Landmacht, England-Japan bei weitem nicht gewachsen ist.

* * *

Als Rußland sich im Krim-Krieg geschlagen gab, obgleich es nur an einem nichts entscheidenden Punkte besiegt war, geschah es wegen seiner ökonomischen Erschöpfung — aber das ist doch nicht eigentlich der letzte Grund. Ein Volk, welches kämpfen *will*, bringt ganz andere Opfer, als das bischen Krim-Krieg den Russen auferlegte. Der letzte Grund des Friedens-Schlusses ist, daß das russische Volk selber nur mit geteilten Herzen bei diesem Kriege war: gewiß hätte man gern den Halbmond auf der Hagia Sophia durch das griechische Kreuz ersetzt, aber die russische Gesellschaft, die führende Schicht des Volkes, fürchtete diesen Sieg noch mehr als sie ihn wünschte: man schmachtete unter einem unerträglichen Despotismus, wußte, daß äußerer Erfolg die Ketten dieser Herrschaft noch schwerer und unzerreißbarer machen würde, und hoffte, daß die äußere Niederlage für die inneren Zustände Erleichterung bringen würde. Das ist ja auch tatsächlich eingetreten. Das liberale Regiment Alexanders II. ist die unmittelbare Folge der Demütigung Rußlands im Pariser Frieden. Ganz

auf denselben Ton ist die russische Volksseele heute wieder gestimmt: man kann diese Herrschaft von Autokratie und Kirche, Pobedonoszew und Plehwe nicht länger ertragen und sieht die einzige Rettung in einer auswärtigen Niederlage. So vorzüglich, qualitativ und quantitativ zu den höchsten Leistungen befähigt, die russische Armee auch zweifellos heute noch ist und heute mehr ist als je, so muß doch bei der Einschätzung Rußlands als politische Macht, neben der wirtschaftlichen Schwäche auch diese innere Abkehr der Intelligenz vom Staate nie außer Augen gelassen werden.

* * *

Diese Betrachtung leitet uns über zu der jüngsten Verhandlung im Deutschen Reichstage über die russische Polizei.

Als nach den entsetzlichen anarchistischen Verbrechen der allgemeine Ruf sich erhob, daß die Regierungen der Kulturstaaten sich zusammentun sollten, um die Fortpflanzung dieser Wahnideen zu unterdrücken, und der von ihnen ausgehenden Propaganda der Tat vorzubeugen, da stellte sich bald heraus, daß eine gemeinsame Organisation zu diesem Zwecke unmöglich sei: die Polizei in den Einzelstaaten mußte wie bisher mit dieser Aufgabe betraut bleiben und konnte sich nur gegenseitig Unterstützung zusagen. In diesem Zusammenhang wurde auch der russischen Polizei von der deutschen Reichsregierung gestattet, das Treiben der Nihilisten auf unserm Boden zu beobachten, und man half ihr dabei, wie mit Recht die Kulturstaaten in der Verfolgung von Verbrechen und der Abwehr von Epidemien sich gegenseitig unterstützen.

Nichts scheint billiger, gerechter, notwendiger zu sein als dieses Vorgehen, und doch hat es die widerwärtigsten, unerhörtesten Folgen gehabt. Kulturstaaten müssen zu den bezeichneten Aufgaben zusammenwirken — Rußland aber ist kein Kulturstaat. Sofort wie man das Russentum zu uns hereingelassen hat, hat sich wieder herausgestellt, daß in dem europäischen Anzug noch immer der Barbar steckt. Schon die Agenten, die die preußische geheime Polizei verwendet, hat der Chef unserer Polizei selber, der Minister des Inneren, einmal als Nicht-Gentlemen bezeichnen müssen — was für ausgebackene Halunken werden erst die entsprechenden Russen sein! Nur mit der tiefsten Beschämung konnte ein deutscher Patriot die Reichstagsverhandlungen darüber lesen, daß diese russischen Spitzel auf unserem Gebiet geradezu Verbrechen haben begehen können, daß sie mit den Anarchisten zugleich die russischen Idealisten und Liberalen verfolgen, daß sie nicht bloß Russen, sondern auch deutsche Staatsangehörige beobachten und denunzieren und daß deutsche Behörden ihnen willfährig gewesen sind.

Kulturstaaten sind diejenigen, in denen gleiche Kultur-, Rechts-, Ehr- und Bildungsbegriffe gelten. Was in Frankreich ein Anarchist ist, das ist auch in Deutschland ein Anarchist. In den Augen des russischen Staates aber und namentlich der russischen Polizei ist ein Anarchist ein Mann, der

Opposition macht; gerade die Träger des europäischen Lebens in Rußland, die Vertreter höherer Gesittung und Bildung sind es, die dort als Revolutionäre verfolgt und unterdrückt werden. Da ihnen in Rußland der Mund verschlossen ist, so haben sie sich in Deutschland ein Organ geschaffen, die in Stuttgart von Herrn von Struve herausgegebene „Befreiung“, die für Rußland eine konstitutionelle Verfassung erstrebt und deren Programm wir seinerzeit auch unseren Lesern mitgeteilt haben. Nur im verschlossenen Brief kann dies Blatt seinen Lesern in Rußland zugehen. Da hat die deutsche Polizei sich dazu hergegeben, bei Herrn von Struve Haussuchung zu halten, seine Adressenliste zu konfiszieren und sie der russischen Polizei auszuliefern.

Die deutsche Polizei hat Russen, die von den russischen Spitzeln denunziert waren, ohne Weiteres den russischen Behörden ausgeliefert, indem sie sie angeblich bloß auswies, sie aber dabei zwang, über die russische Grenze zu gehen. Ein Mann, den man nicht „auslieferte“, sondern bloß „auswies“, hatte nur zehn Minuten bis an die österreichische Grenze zu gehen: man zwang ihn, den Weg nach Rußland zu wählen, wo ihn die Gendarmen in Empfang nahmen.

Ein deutsches Gericht hat deutsche Staatsangehörige wegen Beihilfe zum Hochverrat gegen den Zaren in Haft genommen, ohne daß auch nur ein russischer Strafantrag vorlag, und wie gerechtfertigt diese Haft war, zeigte sich, indem man die Leute, nachdem sie volle zehn Wochen im Gefängnis hatten zubringen müssen, einfach wieder freiließ! Auf Denunziationen russischer „Nicht-Gentlemen“!

Es hat Zeiten gegeben, unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV., wo man Preußen höhnisch als eine russische Satrapie bezeichnete. Aber eine so tiefe Erniedrigung, wie heute unter der Verantwortung des Reichskanzlers Grafen Bülow hat Preußen doch selbst in jenen Jahren niemals auf sich genommen.

Praktische Staatsmänner pflegen die idealistischen Begriffe von Ehre, Recht, nationaler Würde gegenüber den realen Vorteilen in der Politik gering einzuschätzen, aber die Weltgeschichte weiß auch, wie sehr und wie oft diese Geringschätzung sich gerächt hat. Ohne Zweifel ist es für die deutsche Politik wichtig und notwendig, sich mit dem Zaren gut zu stehen und ihm gefällig zu sein, wo es ohne Schaden geschehen kann. Aber es gibt Grenzen, die man nicht überschreiten darf, und hier ist bereits ein schwer verwindlicher Schade geschehen. Das ganze Treiben und Unwesen der russischen Spitzel-Wirtschaft ist an den Tag gebracht und aufgedeckt durch die Sozialdemokraten. Der Wortführer der Anklage im Reichstag war der Abgeordnete Bebel; der durchschlagende Satz in seiner Rede war, als er dem Grafen Limburg-Stirum zurief, daß auch der Herr Graf, wenn er seine Ansichten in Rußland vortrüge, dort die Aussicht auf Sibirien habe. Wie kommt die deutsche Regierung dazu, Rußland im Kampfe gegen die europäische Bildung zu unterstützen? Die Empörung

über die Erklärungen der Regierung, die der Staatssekretär v. Richthofen verlas, ist allgemein, in allen Parteien und in allen Kreisen, und der sozialdemokratische Redner hat dagestanden als der Kämpfer für Kultur, Recht und nationale Ehre.

Sollte eine umsichtige Regierung derartige Rückwirkungen nicht auch in Rechnung zu ziehen haben? Sollte neben dem Bundesverhältnis zu Rußland nicht auch das Verhältnis zu dem eigenen Volk ins Gewicht fallen? Ich stehe nicht an, die große Rede des Grafen Bülow gegen die Sozialdemokratie in jeder Beziehung als meisterhaft anzuerkennen: was aber nützen alle solche Reden, wenn unmittelbar darauf der Sozialdemokratie gestattet wird, als Wortführerin des nationalen Gewissens aufzutreten?

* * *

Man kann ohne jeden Zwang das Ergebnis dieser russischen Spitzel-Debatte mit der Wirkung zusammenstellen, den der Crimmitschauer Streik hinterlassen hat. Nicht der Streik an sich und nicht der Gegenstand des Konflikts ist es, der ein so ungeheures Aufsehn erregt hat, sondern allein die Parteinahme der sächsischen Behörden. Es kann keine größere Selbsttäuschung geben, als daß die Sozialdemokratie hier eine Niederlage erlitten habe, weil der Streik von ihr angezettelt worden und schließlich verloren sei. So wäre es vielleicht, wenn die Arbeitgeber aus eigener Kraft gesiegt hätten. Da sie nun aber mit Hilfe der Polizei gesiegt haben, so ist nichts sicherer, als daß die gesamte deutsche Arbeiterschaft sich von neuem in dem Glauben gestärkt hat, daß der bestehende Staat ein bloßer Klassenstaat und ihr Feind sei. Das ist für die Sozialdemokratie ein viel größerer Erfolg, als wenn in einem vereinzelten Fabrikstädtchen einmal ein Streik gewonnen worden wäre. Ja man kann sagen, daß wir es durch unsre Politik glücklich dahin gebracht haben, daß die Sozi notwendig bei jedem Streik gewinnen müssen: geht der Streik verloren, so geben die Arbeiter in all ihrer Drangsal doch nicht ihren Führern die Schuld, sondern dem Staat und befestigen sich im Klassenhaß; wird der Streik gewonnen, so ist es die Partei, die das Verdienst hat. Das ist die Folge davon, daß man den Arbeitern nicht gestattet hat, sich gewerkschaftlich frei zu entwickeln: nun blieb ihre einzige Zuflucht eine politische Partei, die sozialdemokratische. Organisiert eine Gewerkschaft einen Streik, so hat das keine weitere politische Wirkung; die gewerkschaftlichen Arbeiter in England sind ja zum sehr großen Teil konservativ. Macht aber eine politische Partei einen Streik und bringt es glücklich dahin, daß die Behörden sich einmischen, so gewinnt sie unter allen Umständen, nämlich entweder den Streik oder die Steigerung des politischen Hasses und der politischen Leidenschaft.

Völlig verfehlt ist die Ausrede, die Behörden hätten eingreifen müssen, weil die Streikenden bloß eine Machtprobe hätten machen wollen. Erstens ist es nicht wahr: ein elfstündiger Arbeitstag, namentlich für verheiratete

Frauen, ist so überaus hart und der zehnstündige ein so großer sozialer Fortschritt, daß ganz gewiß den Crimmitschauer Arbeitern und namentlich den Arbeiterinnen unendlich viel an ihrer sachlichen Forderung lag. Auch haben sie ja erklärt, daß sie schon mit einer halbstündigen Verkürzung jetzt zufrieden sein würden. Zweitens aber, selbst wenn es eine Machtprobe war, was ging es die Behörden an? Haben die Arbeiter nicht ebensogut ein Recht auf Macht wie die Arbeitgeber?

So ist, fürchte ich, durch das Verhalten der sächsischen Regierung in Crimmitschau und durch die Aufdeckung der Verbindung der Reichsregierung mit der russischen Polizei die Wirkung des Dresdener Parteitages und des Rede-Sieges des Grafen Bülow über Herrn Bebel im Reichstag vollständig wieder aufgehoben. Die Sozialdemokratie ist wieder obenauf, und der Reichskanzler kann die Ausgabe seiner Rede, die in Masse im Volke verbreitet werden sollte und es auch verdiente verbreitet zu werden, wieder einstampfen lassen, sie wird keine Wirkung mehr tun.

Taten gilt es zu tun, Taten, die beweisen, daß in Deutschland ein Kulturvolk wohnt, das Deutsche Reich ein Rechtsstaat ist und die deutschen Staatsbürger gleich sind vor dem Gesetz.

Noch ist es vielleicht möglich, die verhängnisvollen Nachwirkungen von Crimmitschau wieder wettzumachen, wenn der zehnstündige Normal-Arbeitstag für Frauen in den Fabriken jetzt sofort gesetzlich eingeführt wird. Auch die Fabrikanten haben ja erkärt, daß sie damit einverstanden sein würden, also weshalb nicht?

* * *

Die Aufnahme, die mein Aufsatz über Reform des Landtags-Wahlrechts in Preußen bei den Parteien und in der Presse gefunden hat, ist auf den ersten Anblick geeignet, jede Hoffnung auf Besserung an dieser verknöcherten Stelle in unserem Staatsorganismus zu ertöten. Zwar zeigte sich die weite Verbreitung des Bewußtseins von der Reformbedürftigkeit des Wahlrechts darin, daß ganz besonders viele kleine Provinzialblätter die Vorschläge abgedruckt haben. Die Parteiblätter der Linken aber haben die Idee des Pluralsystems als ganz reaktionär, eher eine Verschlechterung als eine Verbesserung verworfen, die „Kreuzzeitung“ sah darin eine Art Umsturz, und die Blätter der Mittelparteien, soweit sie die Publikation überhaupt erwähnten, legten ihr nur einen akademischen Wert bei. Trotzdem wird die Sache in Fluß kommen. Der Führer der freikonservativen Partei, Freiherr von Zedlitz, ist in einem ausführlichen Artikel im „Tag“ (Nr. 33 vom 21. Januar) auf das Problem der Wahlreform eingegangen und hat seinerseits einige Vorschläge gemacht, die, sobald sie einmal praktisch zur Verhandlung stehen — und diese Verhandlung ist schlechterdings nicht mehr zu umgehen —, bei günstigem Winde leicht noch etwas weiter führen könnten.

Herr von Zedlitz macht gegen meinen Aufsatz zunächst einen Einwand, den ich anerkennen muß. Ich bin davon ausgegangen, daß es ein Widersinn sei, eine Volksvertretung zu haben, in der eine so kolossale Partei wie die sozialdemokratische vermöge des künstlich verschränkten Wahlsystems keinen einzigen Sitz erlangen konnte. Hiergegen wendet Herr von Zedlitz ein, daß es garnicht das Wahlsystem gewesen sei, welches die Sozialdemokratie vom Abgeordnetenhause ausgeschlossen hat, sondern die Natur der sozialdemokratischen Partei selber, die als bloße Klassenpartei nicht bündnisfähig ist: hätten die beiden freisinnigen Gruppen sich entschlossen, mit den Sozi ein Bündnis einzugehen, so hätten sie zusammen eine ganze Anzahl Mandate erlangen können. Einige Führer wollten ja auch aus taktischen Gründen ein solches Bündnis, aber das natürliche Gefühl ihrer eigenen Wähler widerstrebte und ließ das Bündnis nicht zustande kommen. Sollte also die Sozialdemokratie ihre Natur einmal soweit ändern, daß sie den reinen proletarischen Klassenstandpunkt aufgibt, so kann der industrielle Arbeiterstand als solcher sehr wohl auch bei dem bestehenden Wahlrecht zu einer gewissen Vertretung gelangen.

Diese Betrachtung charakterisiert den bestehenden Zustand und die Stellung der sozialdemokratischen Partei auf das treffendste und würde auch meine Argumentation völlig aus dem Sattel heben, wenn es sich darum handelte, die Sozi um ihretwillen in den Landtag zu bringen: dann könnte man sie einfach darauf verweisen, sich für irgend eine der anderen Parteien durch ein anderes Betragen bündnisfähig zu machen. Aber wir wünschen sie im Landtag zu sehen nicht um ihretwillen, sondern um unsertwillen: um des Staates willen, dessen Organismus deshalb mit einer Volksvertretung versehen ist, damit er mit den Volksstimmungen und Volksströmungen in steter Fühlung bleibt, und der deshalb notwendig auf falsche und gefährliche Bahnen geraten muß, wenn in seiner Volksvertretung eine so ungeheuere Potenz wie die heutige Sozialdemokratie vollständig fehlt. Gewiß ist die Bildung einer reinen Klassenpartei etwas höchst Verkehrtes und Schädliches, aber da uns unser historisches Werden einmal diese Mißbildung beschert hat, wäre es ganz falsch, zu sagen, daß sie zur Strafe ausgeschlossen werden soll, bis sie sich ändert. Denn das ist das sicherste Mittel, daß sie sich nicht ändert, während umgekehrt das sicherste Mittel, sie zu einer Aenderung zu erziehen, darin besteht, daß man sie in die Gesamtheit des praktischen politischen Lebens, also auch in den Landtag hineinnimmt.

Daß gerade das notwendig geschehen muß, hat jetzt sogar, und das will doch etwas sagen, die sächsische Regierung eingesehen. So grundverkehrt der Wahlrechtsvorschlag, den sie eingebracht hat, auch konstruiert ist, so ist ihm doch das eigentümlich, daß sechzehn Sitze von vornherein einer Wählerschaft überlassen sind, die man rundweg als die sozialdemokratische bezeichnen kann. Auch in Preußen müssen wir es deshalb als eine unerläßliche Bedingung ansehen, daß die Wahlreform so konstruiert wird, daß

auch die Sozi eine gewisse beschränkte Aussicht haben, aus eigener Kraft Vertreter in den Landtag zu bringen.

Die positiven Vorschläge des Freiherrn von Zedlitz sind folgende: erstens die bestehende Einteilung der Wahlkreise in schonender Weise derart zu ändern, daß unter geringer Vermehrung der Zahl der Abgeordneten den Verschiebungen der Bevölkerung eine gewisse Rechnung getragen wird. Das ist im Prinzip acceptabel; es kommt nur darauf an, daß die praktischen Aenderungen einigermaßen den Anforderungen der natürlichen Billigkeit entsprechen.

Zweitens will Herr von Zedlitz die jetzige Klassenabgrenzung, die in jedem einzelnen der kleinen Urwahlbezirke vorgenommen wird, so daß der Zufall die barocksten Verzerrungen produziert und diesmal den Reichskanzler mit seinem Kutscher in dieselbe Klasse spediert hat, abschaffen: statt dessen soll die rationellere Durchteilung durch die ganze Gemeinde stattfinden, und weil das wiederum plutokratisch wirken würde, so sollen alle Wähler mit akademischer Bildung in die erste Abteilung, alle Wähler mit dem Einjährig-Freiwilligen-Examen in die zweite Abteilung eingeordnet werden, wie es auch in Sachsen vorgeschlagen ist. Dieser Vorschlag kommt zwar einem auch von mir geäußerten Gedanken entgegen, aber doch in ganz unzureichender Weise. Der Erfolg des Zedlitzschen Vorschlages würde sein, daß in sehr vielen Bezirken die Mehrzahl der Wähler der oberen Klassen aus Beamten bestehen würde, Lehrern, Richtern, Pastoren, Kassenärzten, Verwaltungs-, Post- und Eisenbahn-Beamten. Bei dem Pluralsystem, wie ich es vorgeschlagen habe, würde die Privilegierung der Intelligenz diese Wirkung nicht haben, da ja die Zuteilung einer oder selbst einiger Wahlstimmen mehr bei der großen Masse der Wähler wenig ausmacht: bei der Klasseneinteilung aber, wo die erste und zweite Klasse zusammen zwei Drittel aller Wahlmänner wählen, und zwar öffentlich, da würde die Einrichtung nicht als eine Privilegierung der Intelligenz, sondern als eine Verstärkung des Einflusses der Regierung erscheinen, und diese Ueberlegung dürfte selbst viele Konservative hindern, dem Vorschlag zuzustimmen. (In Sachsen liegt die Sache etwas anders, da hier die Klassen nach festen Sätzen eingeteilt werden und jede Klasse ihren eigenen Abgeordneten wählen soll.)

Der Zedlitzsche Plan scheint mir deshalb von unserem Standpunkt aus unannehmbar, und ich glaube auch nicht, daß sich im Abgeordnetenhause dafür eine Majorität finden würde. Das Zentrum ist natürlich von vornherein dagegen.

Das Wichtigste in der Kundgebung des Freiherrn von Zedlitz ist aber nicht sowohl der konkrete Vorschlag, als das prinzipielle Zugeständnis, daß das System des reinen Kapitalismus im preußischen Landtag auf die Dauer nicht haltbar sei. Ja, der Verfasser gibt sogar rundweg zu, daß das Ende wohl eine Art Pluralsystem sein werde und müsse, und es ist nur ein taktischer Grund, der ihn verhindert, damit sofort vorzugehen: er

möchte die Einführung dieses Systems in Preußen als Kompensationsobjekt benutzen für die Abschaffung des gleichen Wahlrechts im Reich und Ersetzung durch dasselbe Pluralsystem.

Das ist ein Gedanke, der gewiß von vornherein vielen, auch unter unseren Lesern, gefallen wird. Wir haben die widerwärtigen Ergebnisse des allgemeinen gleichen Wahlrechts zur Genüge kennen gelernt. Wenn wir es durch Einfügung eines Pluralsystems mäßigen und gleichzeitig das versteinerte Klassensystem in Preußen in der entgegengesetzten Richtung modernisieren — sollten wir da nicht zu erfreulicheren parlamentarischen Verhältnissen hüben und drüben gelangen?

Trotzdem muß ich mich dagegen erklären.

Man will das gleiche Stimmrecht zum Reichstag beseitigen, um dadurch die Sozialdemokratie unschädlich zu machen. Was haben wir aber erreicht, wenn wir sie von der Oberfläche verdrängen und in der Tiefe lebt sie fort? Der reinreaktionäre Gedanke des Herrn von Kröcher, die Sozialdemokratie nur als Objekt, nicht als Subjekt der Gesetzgebung anzusehen, ist zwar falsch und undurchführbar, hat aber doch seine innere Konsequenz: man kann zwar nicht hoffen, sich doch aber wenigstens einbilden, daß, wenn man die Sozi völlig unterdrückt, ihnen den Mund verbietet, sie durch Wahlreformen aus allen Parlamenten vollständig vertreibt, dann auch ihr Einfluß über die Gemüter im Volk allmählich absterben werde. Geht man aber nicht so weit wie Herr von Kröcher, sondern läßt, vermöge des Pluralsystems, den Sozi eine Anzahl Sitze im Reichstag, so hat man garnichts erreicht, sondern nur übel ärger gemacht. Ob die „Genossen" 40 oder 80 oder 100 Sitze im Reichstag haben, ist ziemlich gleichgültig, denn auch 100 haben immer noch eine Majorität von Dreivierteln gegen sich. Die Gefahr steckt nicht hier, sondern in der Masse der Wähler, der Volksgenossen, die, den nationalen Idealen abwendig gemacht, von grimmigem Haß gegen das Reich und die bestehende Rechtsordnung erfüllt sind. Nicht unterdrückt, sondern überwunden muß die Sozialdemokratie werden, und das geschieht ganz gewiß nicht, wenn die höheren Klassen durch ein künstliches Wahlsystem über den wahren Zustand im Volke getäuscht und eingeschläfert werden. Das allgemeine gleiche Stimmrecht hat sehr viel beigetragen, die Sozi großzuziehen, aber nur im allgemeinen gleichen Stimmrecht können sie nun auch bekämpft werden. Jedes Rütteln an diesem Stimmrecht, und gar jede Beschränkung vermindert nicht ihre Macht, sondern vermehrt sie. Alle solche Bestrebungen sind sachlich und prinzipiell auf falschem Wege.

Auch praktisch aber ist der Zedlitzsche Vorschlag nicht durchführbar. Es ist im Reichstag für ihn keine Majorität zu erlangen. Würde er durchgeführt, so gäbe es im Reichstag wieder eine konservativ-national-liberale Majorität und das Zentrum wäre nicht mehr „Trumpf" im Kartenspiel der Politik. Niemals wird das Zentrum deshalb solchen Reformen zustimmen — und ohne das Zentrum keine Majorität.

Die Verkoppelung einer durchgreifenden Wahlreform in Preußen mit einer entgegengesetzten im Reich ist also unmöglich; der Plan, die preußische Reform als Kompensation für die deutsche zu reservieren, unausführbar. Da aber die sachliche Notwendigkeit der Reform in Preußen zugestanden ist, so ist auch nicht weiter zu warten, sondern zur Tat zu schreiten.

23. 1. 04. D.

---

**Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:**

**Bethge, Hans.** — Totenspiele in Versen. M. 3.—. Stuttgart, Axel Juncker.
**Birth, Th.** — Gedichte. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50. München, C. H. Beck.
**Blicher-Clausen, J.** — Kjeld. Die Geschichte eines Strassenmalers. M. 2.50. Stuttgart, Axel Juncker.
**Brandt, Dr.** — Kaufmännischer Fachunterricht in den Mittelschulen oder niedere Handelsschulen? (Sonderabdruck aus „Zeitschrift für das gesamte Fortbildungsschulwesen in Preussen." I. Jahrgang, Heft 3.) Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.
**Consentius, Ernst.** — Die Berliner Zeitungen bis zur Regierung Friedrichs des Grossen. 127 S. Berlin, Haude & Spener.
**Crohns, Dr. Hjalmar.** — Die Summa Theologica des Antonin von Florenz und Die Schätzung des Weibes im Hexenhammer. 23 S. Helsingfors, Druckerei der Finnischen Literatur-Gesellschaft.
**Dennert, E.** — Glauben und Wissen. Volkstümliche Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Weltbildes. II. Jahrg., 1. Heft. Stuttgart, Max Kielmann.
**Deussen, Dr. Paul.** — Erinnerungen an Indien. Mit einer Karte, 16 Abbildungen und einem Anhange. 256 S. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.
**Festschrift** zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Römisch-Germanischen Zentralmuseums zu Mainz. Mainz, Philipp von Zabern.
**Frauentrost.** — Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen. 4. Abdruck. Cart. M. 1.80. München, C. H. Beck.
**Freie Reichstagswahl!** Beleidigungsprozess der Kgl. Bergwerks-Direktion Saarbrücken gegen L. Lehnen, Redakteur der Neunkichener Zeitung vom 30. und 31. Oktober 1903. 62 S. Trier, Paulinus-Druckerei.
**Fueter, Dr. Eduard.** — Religion und Kirche in England im 15. Jahrhundert. M. 2,—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
**Gnauck-Kühne, Elisabeth.** — Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statistische Studie zur Frauenfrage. M. 3.50. Berlin, Otto Liebmann.
**Goethes sämtliche Werke.** Jubiläums-Ausgabe. 21. Band. M. 1.20. Stuttgart, J. G. Cotta.
**Haas, Dr. Hippolyt.** — Der Vulkan. Die Natur und das Wesen der Feuerberge im Lichte der neueren Anschauungen für die Gebildeten aller Stände in gemeinfasslicher Weise dargestellt. Mit 63 Abbildungen. M. 4.—. Berlin, Alfred Schall.
**Haller, J.** — Papsttum und Kirchenreform. Vier Kapitel zur Geschichte des ausgehenden Mittelalters. M. 12.— Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.
**Hartmann, Dr. Georg.** — Die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas. Beitrag zur Besiedelungs- und Eingeborenenfrage. Preis 75 Pf. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
**Haushofer, Dr. M.** — Bevölkerungslehre. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 50. Bändchen.) Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
**Herrmann, Dr. Alfred.** — Marengo. Mit zwei Karten und einem bibliographischen Anhang. M. 6.—. Münster i. W., Aschendorff'sche Buchhandlung.
**Kalthoff, Albert.** — Die Entstehung des Christentums. Neue Beiträge zum Christusproblem. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Leipzig, Eugen Diederichs.
**Kautzsch, Dr. Rudolf.** — Die deutsche Illustration. Mit zahlreichen Abbildungen. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 44. Bändchen.) M. 1.—, geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
**Krueckmeyer, Dr.** — Die Mischehe in Theorie und Praxis speciell in Preussen. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren. Bd. 23, Heft 4 und 5). Einzelpreis pro Heft 50 Pf., Preis pro Band (12 Hefte) M. 4.—. Hamm i. W., Breer & Thiemann.
**Liman, Paul.** — Der Kaiser. Ein Charakterbild Wilhelms II. Mit einem Bildnis in Photogravüre. Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.50. Berlin, Schwetschke & Sohn.
**Lippe, A. von der.** — Andere Zeiten — andere Wege. Betrachtungen eines alten Offiziers über militärisch-politische Dinge. M. 1.—. Berlin, Otto Salle.
**Loisy, Alfred.** — Evangelium und Kirche. Autorisierte Uebersetzung nach der zweiten, vermehrten bisher unveröffentlichten Ausgabe des Originals von Joh. Griere-Becker. München, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung.

---

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW. Lindenstr. 3.



# Cobden.

Von

**Emil Daniels.**

---

„The political writings of Richard Cobden in two volumes. London. T. Fisher Unwin. 1903."

John Morley: „The life of Richard Cobden. London. Chapman and Hall. Abridged edition. 1902."

Als Fürst Bismarck die überlieferte preußische Handelspolitik umstürzte, warf er seinen Gegnern im Reichstage vor, sie befänden sich in ungebührlicher Abhängigkeit von den Tendenzen des Engländers Cobden. Heute versucht in England Chamberlain das Gleiche, was Bismarck im Jahre 1879 für Deutschland inaugurierte, und wiederum schweben über dem Kampfe die Manen Cobdens. Chamberlain behauptet, Cobden würde denken wie er, wenn er heute lebte, die Freihändler antworten darauf zuversichtlich mit einem Neuabdruck von Cobdens Schriften. Schon vorher hatten sie gegen den Imperialismus nichts Wirksameres tun zu können geglaubt, als die ausgezeichnete Cobden-Biographie des liberalen Parteiführers Morley in einer abgekürzten und verbilligten Ausgabe erscheinen zu lassen. Und nicht allein in Deutschlands und Englands öffentliches Leben hat Cobdens Geist kräftig eingegriffen, sondern weit über die Grenzen der beiden genannten Länder hinaus ist er mit dem größten Erfolge vorgedrungen. Ja, noch immer wirkt die Macht von Cobdens Persönlichkeit fort, wie jüngst wieder der englisch-französische Schiedsgerichtsvertrag gezeigt hat. Die folgende Skizze seines Lebens ist meines Wissens die erste in deutscher Sprache, welche Cobden nicht überwiegend unter nationalökonomischen Gesichtspunkten auffaßt*), sondern die Persönlichkeit des englischen Politikers historisch zu begreifen versucht.

---

*) So tut es die im übrigen wertvolle Arbeit von Walcker: „Richard Cobdens volkswirtschaftliche und politische Ansichten. Hamburg 1885." Der meisterhaft geschriebene Essay von A. Held: „Richard Cobden, der Vater des Freihandels" (Preußische Jahrbücher 38, Jahrgang 1876) ist infolge des Erscheinens der Morleychen Biographie veraltet.





Richard Cobden (geboren 1804) stammte aus der südlich von London gelegenen Grafschaft Sussex, wo sein Vater ein Pachtgut bewirtschaftete und die Familie schon im Jahre 1670 in bäuerlicher Lebensstellung nachzuweisen ist. Der „Manchestermann" Richard Cobden hat auf die Bodenständigkeit seiner Familie immer mit starkem Selbstgefühl zurückgeblickt. Zu Wohlstand hatte die alte Herkunft freilich nicht geführt. Während der britische Pächterstand zur Zeit der napoleonischen Kriege im allgemeinen prosperierte, befanden sich die Eltern Cobdens in sehr dürftigen Verhältnissen. Zwar war die Mutter eine sehr kluge Frau, aber dafür entbehrte der Vater jeder Geschäftstüchtigkeit; obendrein waren nicht weniger als elf Kinder zu ernähren. Verwandte sprangen ein; für den kleinen Richard erbot sich der Schwager seiner Mutter zu sorgen, ein Kaufmann in London. Dieser brachte den zehnjährigen Knaben, der auf seines Vaters Farm die Schafe hütete, nach einer Schule in Yorkshire. Von den fünf Jahren, die Cobden in dem genannten Erziehungsinstitut zubrachte, mochte er in seinem späteren Leben niemals wieder sprechen; mit einer so furchtbaren Roheit wurde er dort behandelt. Auch bot die Schule keine Gelegenheit, etwas Nennenswertes zu lernen. In den Augen von Cobdens Onkel und Wohltäter war das freilich kein Fehler, denn nach dessen Begriffen verdarb Bücherwissen den Kaufmann. Ungern genug sah er, wie sein Neffe, der mit fünfzehn Jahren bei ihm ins Geschäft trat, französisch lernte und sich von seinem kümmerlichen Taschengelde so „unnütze" Sachen anschaffte, wie Lord Broughams Schrift über Volkserziehung, Franklins Essays und Lord Byrons Child Harold. Mit der Zeit indessen vermochte sich der Onkel der Erkenntnis nicht zu entziehen, daß er in Richard Cobden einen geschäftlich außerordentlich brauchbaren Angestellten gewonnen habe. Um ihm ein Zeichen seines Vertrauens zu geben, übertrug er Richard die Bereisung der englischen Provinzkundschaft. Die Erlangung der Position eines Kommis Voyageurs in Calicos und Musselinen erfüllte den Einundzwanzigjährigen mit einem Selbstgefühl, das er so nie wieder empfunden hat, als er in seiner späteren Laufbahn von den Kaisern und Königen des Kontinents zur Tafel gezogen wurde, und die stolzen Lords des Inselreiches sich herbeilassen mußten, dem gehaßten Emporkömmling einen Platz an ihrer Seite im Kabinette anzutragen.

Nur ein bitterer Tropfen vergällte dem jungen Manne sein Glück, die Erkenntnis von den gewaltigen Lücken in seiner Bildung.

Als er auf seiner Tour nach Shrewsbury kam und die berühmte Abtei besuchte, sagte er zu seinem Bruder: „O! hätte ich doch Geld, um mich tief einweihen zu lassen in die Geheimnisse der Kreuzfenster und Architrave anstatt der schwarzen und roten und gemusterten Dessins! Ach! wie glücklich würde ich sein!" Als „überwallend von Entzücken" beschreibt er sich beim Anblick der Geburtsstätte von Robert Burns: „Es ist eine Art von Befriedigung, die sich nicht beschreiben läßt", so drückte sich der junge Enthusiast aus, „wenn man das Bewußtsein hat, daß man auf dasselbe Fleckchen Erde tritt, die gleichen umgebenden Gegenstände sieht und von demselben Dache geschützt wird wie Einer, der die Welt gleichermaßen in Erstaunen versetzte und beseligte".

Die nationale Prosperität, welche nach der Ueberwindung der ungeheuren Handelskrisis von 1825 einsetzte, brachte den kühnen, energischen Cobden rasch in die Höhe. Auf seine Tüchtigkeit hin erhielt der Mittellose Kredit und konnte sich selbständig machen. Zu London begann er mit zwei gleichfalls vermögenslosen Partnern einen Engros-Handel in gedruckten Kattunen. Cobden war die Seele des Geschäftes. Binnen zwei Jahren war seine Firma der Fabrik in Manchester, von der die Ware bezogen wurde, 40 000 Pfund schuldig. Der obwaltende wirtschaftliche Aufschwung gab den Darleihern den Mut, so große Kredite ohne Sicherheit einzuräumen, und Debitoren vom Schlage Cobdens die Gelegenheit, von dem anvertrauten Kapital einen guten Gebrauch zu machen. Ein paar Jahre später beschloß Cobden, den Handel mit der Fabrikation zu verbinden, indem er selber zu Sabden in Lancashire eine Kattundruckerei übernahm, während seine Partner das Handelsgeschäft in London fortsetzten. Die glänzenden geschäftlichen Erfolge erfüllten Cobden, der den ständigen Wohnsitz in Manchester genommen hatte, mit einem Vertrauen zu seinem kommerziellen Talent, das, wie seine späteren Schicksale zeigten, nicht durchaus gerechtfertigt war, vielmehr war das rasche Emporkommen des jungen Kaufmanns größtenteils nur eine Folge der günstigen Konjunktur. Einstweilen jedoch erfüllte ihn ein Glaube an seinen Stern, der, wie er selber sagte, „bonapartische" Dimensionen angenommen hatte. Heftiger Ehrgeiz fing an, ihn zu verzehren. Zuvor hatte er die Sorge für seine ganze so zahlreiche Familie auf sich genommen und erfüllte die Pflichten des Sohnes und Bruders mit seltener Aufopferung, aber so nötig er den Erwerb brauchte, er befriedigte ihn nicht: „Meine geschäftlichen Bestrebungen",

schrieb er, „sind für die Gegenwart gediegen begründet, und, was noch besser ist, sie eröffnen meinen Blicken einen fast unbegrenzten Gesichtskreis von Hoffnungen und Plänen. Ich bekenne, daß ich dieser Art von Empfindungen manchmal einen quälenden und aufregenden Einfluß einräume. Sie beunruhigen mich in der Nacht wie am Tage; sie nagen an meinen Eingeweiden (wahrhaftig! es ist so); und doch, wenn ich frage, was ist all dies Sehnen? so kann ich kaum eine mich befriedigende Antwort geben. Sicher nicht das Geld; ich fühle eine Geringschätzung dafür. Der Besitz von Millionen, glaube ich, würde mein Ausgabebedürfnis nicht wesentlich vermehren."

Schon als junger Handlungsreisender hatte Cobden den politischen Verhältnissen der Landschaften, in welche er kam, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, speziell „der Armut, Unwissenheit und Mißregierung in Irland. Indem er als Fabrikherr aus geschäftlichen Gründen eine Schweizerreise unternahm, schrieb er seinem Bruder, die Schönheit der Alpennatur wäre ihm in überwältigender Pracht aufgegangen, aber noch besser hätte ihm der Umgang mit wohlunterrichteten Leuten behagt, durch die ihm Leben und Institutionen des Landes bekannt geworden seien. Der politische Zug in Cobdens Charakter prägte sich mit den Dreißigern, in welches Lebensalter er nunmehr eintrat, immer schärfer aus und drängte stürmisch auf Betätigung hin. Seinen Geist hatte er gepflegt, soweit das Geschäft dem von banalen Vergnügungen vollständig Abgewendeten Zeit dazu ließ, indem er autodidaktisch Mathematik und Geschichte studierte und Cervantes, Le Sage, Spenser, Burke las. Naturgemäß blieb die auf solche Art erworbene Bildung eine sehr lückenhafte, aber die geistige Kraft Cobdens war eine so außerordentlich starke, daß er aus dem bescheidensten Wissensvorrat die erstaunlichste Menge von Gedanken und Argumenten zu ziehen vermochte.

Er zeigte diese Fähigkeiten zum ersten Male, als er (1835 und 1836) unter dem Pseudonym eines Manufakturisten von Manchester zwei von den Engländern zu den Meisterwerken ihres Prosastiles gerechnete Flugschriften veröffentlichte, welche gegen eine Broschüre des berühmten Russophoben David Urquhart gerichtet waren.*) Urquharts Veröffentlichung beruhte auf dem Grundgedanken, um seiner Selbsterhaltung willen müsse Großbritannien die Türkei gegen

*) Die Cobdenschen Flugschriften sind betitelt: „England, Ireland and America" und „Russia".



Rußland beschützen und eine Regenerierung des osmanischen Reiches betreiben. Im Gegensatz zu dieser Auffassung verfocht Cobden die Anschauung, welche allmählich in England die herrschende geworden ist, daß der osmanische Staat nicht regenerationsfähig und sein Verschwinden im wahren Interesse Englands wie der ganzen Menschheit gelegen sei. Es könne garnichts Vorteilhafteres für den britischen Handel sowie für Gesittung und echte Religion geben, führt Cobden aus, als die Ersetzung der brutalisierenden Herrschaft des Islam über die noch immer gesegneten Heimatstätten der antiken Kultur durch ein christliches Regiment. Freilich sei die russische Kirche nur ein verkommener Zweig der christlichen Religion mit einem götzendienerischen Ritus, der lediglich entwürdigte und unwissende Geister betören könne: „aber wir antworten, man gebe einem Mann die Bibel in die Hand anstatt des Korans, man dränge die Religion Muhammeds zu Gunsten derer des Jesus Christus zurück, und die menschliche Vernunft, unterstützt durch die Druckerpresse und den Welthandel, wird unfehlbar die Irrtümer beseitigen, welche Zeit, Barbarentum oder die Verschlagenheit einer Priesterkaste dem Christentum aufgepfropft haben".

Daß die Eroberung der Türkei durch die Russen die englische Herrschaft in Indien zu gefährden vermöge, will Cobden nicht gelten lassen. Für Menschenalter, meint er, würde Rußland im Besitze Konstantinopels zu tun haben, um das zweite Polen, welches es sich aufgeladen habe, einigermaßen mit den übrigen Staaten des Zaren zu verschmelzen. Es ist dieses ein Gesichtspunkt, der heute in der ganzen Welt stark hervorgehoben wird, wenn von den levantinischen Eroberungsplänen Rußlands die Rede ist. Auch die „Gedanken und Erinnerungen" Bismarcks betonen, daß die Schwierigkeiten für Rußland erst anfangen würden, nachdem es Konstantinopel an sich gerissen habe. Cobden sah aber gar keinen Grund, warum die britische Staatskunst das Vorwärtsdrängen Rußlands bekämpfen sollte, das die durch türkische Eifersucht verschlossene Donaumündung mit ihren zukunftsreichen Getreidelandschaften dem Weltverkehr erschlossen und überhaupt auf dem vorher toten Schwarzen Meere kommerzielles Leben geschaffen habe. Unter der Herrschaft türkischer Gewaltsamkeit dagegen, so fährt der Manufakturist von Manchester fort, werden die Aufgaben der Landwirtschaft und des Handels in gleicher Weise vernachlässigt, in Gegenden die einstmals den Stapelplatz und das Getreidemagazin der Welt bildeten. Niemals hat man einen türkischen Hafen ein Schiff ver-

lassen sehen, das, mit türkischen Seeleuten bemannt, friedlichen Handelszwecken im Warenaustausch mit fremden Völkern nachgegangen wäre. Auf dem Ozean wie auf dem Lande ist dieses wilde Volk immer eine Geißel der Menschheit gewesen, ein Hemmschuh, angelegt dem Fortschritt des Handels und der Zivilisation. Wie können sich Smyrna, das die Alten die Zierde Asiens nannten, und Konstantinopel, einst ein Sitz der Weltherrschaft ohnegleichen, in türkischen Händen gesunken und fast immer pestverseucht, mit dem Aufschwung von Petersburg und Odessa vergleichen!

Welches Interesse hat also England, fragt Cobden weiter, durch Verteidigung der Integrität der Türkei die wirtschaftliche Knechtschaft der dem Sultan gehörenden wundervollen Länder zu verewigen, zumal die Russen nicht die antikommerzielle Nation sind, für die sie gelten? Deutsche Historiker und Nationalökonomen, welche, in den Vorurteilen des Beamten- und Militärstaats befangen, aus der Manchesterschule eine Karikatur gemacht haben, behaupten, Cobden sei der Ansicht gewesen, es wäre dringend zu wünschen, daß Konstantinopel russische Provinzialstadt würde, weil es dann mehr britische Baumwollwaren aufnehmen könne. Das ist doch eine starke Vergröberung. Cobden brach über den russischen Despotismus den Stab, indem er sagte: „Die staunenswerte Größe des russischen Reiches hat die Bewunderung und den Lärm ängstlicher Schriftsteller hervorgerufen, die vergessen, daß eine große und mächtige Nation ausgemacht wird durch die Identität der Sprache, der Sitten und des Charakters, und nicht durch den Boden und den Namen eines Herrn . . . Diejenigen, welche sprachlos dastehen vor der grenzenlosen Ausdehnung von Rußlands fruchtbaren aber unkultivierten Steppen, vor seinen Millionen Leibeigenen und seinen Städten, in denen die Armut und der Schmutz wohnen, wissen nichts von dem wahren Ursprung nationaler Macht und Größe in modernen und zukünftigen Zeiten." Diese Geringschätzung des Moskowitertums hielt Cobden nicht ab, an Rußland das Gute zu lassen, was an ihm war. Während ganz England die russische Tyrannei in Polen verfluchte, hob Cobden, obgleich er den Abscheu gegen Nikolaus I. teilte, unbefangen die Tatsache hervor, daß die Russenherrschaft dem Weichsellande auch Vorteile gebracht hatte. Cobden ist der Erste, welcher auf die beginnende Industrialisierung von Russisch-Polen hingewiesen hat. Von hundert auf sechstausend, konstatiert er, sind zwischen 1815 und 1830 die Webstühle im Königreich Polen an Zahl gewachsen. Der Manufakturist von

Manchester war der erste bedeutende Liberale in ganz Europa, dessen Stärke in detaillierter volkswirtschaftlicher Sachkenntnis bestand. Aber auch aus seiner bescheidenen geschichtlichen Bildung wußte er Nutzen genug zu ziehen. Sehr richtig wies er die Russophoben auf die gewaltigen Anstrengungen hin, welche das übermäßig gefürchtete Zarenreich hatte machen müssen, um gegen verhältnismäßig so schwache Feinde wie Türken, Perser und Polen Waffenerfolge zu erzielen. Allerdings, so führt Cobden aus, waren den Zaren und Zarinnen unzählige Krieger untertänig, aber die Finanzminister vermochten niemals das Geld zu schaffen, welches nötig gewesen wäre, um jene Menge von Waffenfähigen zu konzentrieren, zu ernähren, zu kleiden, zu bewaffnen und zu bewegen. Wegen der Schwäche seiner Finanzen, seiner Volkswirtschaft und Gesittung ist Rußland für keine kulturell hochstehende Großmacht ein übermächtiger Offensivgegner, nicht einmal für das kleine Preußen, geschweige denn für England.

Die Cobdenschen Schriften bildeten das Schatzhaus, aus welchen die russenfeindlichen Liberalen der ganzen Welt jahrzehntelang ihre besten Argumente entnahmen, um die Hinfälligkeit des „Kolosses auf tönernen Füßen" zu erweisen. Weniger beachteten sie die Lobsprüche, welche Cobden den Russen wegen ihrer zivilisatorischen Verdienste um das südöstliche Europa erteilte. Was nun die Cobdenschen Zukunftswünsche für Konstantinopel anbelangt und für die Länder, deren Metropole es ist, so gingen diese auf eine osmanische wie moskovitische Tyrannei ausschließende Entwicklung der Levante. Diese konnte nach Cobdens Auffassung durch eine innere Umbildung des Russentums herbeigeführt werden. Mit einem Ahnungsvermögen, von welchem die Zukunft hoffentlich sagen wird, es sei genial gewesen, träumte Cobden indessen auch von anderen historischen Kräften, als von den zu erwartenden Regeneratoren des Morgenlandes: „Wir wollen", so sagte er, „einen Augenblick unserer Phantasie die Zügel schießen lassen und die Ergebnisse schildern, die folgen würden, wenn man annimmt, die Bevölkerung der Vereinigten Staaten könnte aus ihrer gegenwärtigen Position auf der Erdoberfläche entfernt und in einem Moment an die Stelle der Bewohner der Türkei gesetzt werden. Die sehr geringe Differenz im Breitengrade erleichtert die fernere Annahme, daß die verschiedenen Paschaliks, in Freistaaten verwandelt, mit den Bewohnern solcher Distrikte der neuen Welt bevölkert werden, welche die vollständigste Anpassung an die

früheren Arbeitsgewohnheiten ermöglichen. Jetzt, laßt uns dieses Reich malen, nachdem es bloß für fünfzig Jahre den Gesetzen, der Religion und der Industrie solch eines Volkes unterworfen gewesen ist.

Konstantinopel kann man sich vergegenwärtigen, als Newyork überflügelnd, mit einer Million freier Bürger, der Herd des gesamten Handels von Osteuropa. Laßt uns heraufbeschwören die tausende Meilen von Eisenbahnen, die bis zu den äußersten Enden dieses Reiches nicht den blutigen Satrapen befördern, sondern die Ware und die geschäftigen Händler eines freien Staates, die überbringen nicht den Firman eines wilden Sultans, der den zitternden Sklaven zum Tode verurteilt, sondern die Millionen Zeitungen und Briefe, welche die Unternehmungslust eines erleuchteten Volkes anstacheln und seinen Patriotismus erregen. Stellen wir uns den Bosporus und das Marmarameer vor, wimmelnd von Dampfbooten, die Europa und Asien durch stündliche Abfahrten und Ankünfte verbinden, oder von den Dardanellen ausgehen, um die hundert Inseln des Archipelagus noch einmal mit Leben und Fruchtbarkeit zn erfüllen; oder man denke sich die reichen Gestade des Schwarzen Meeres in der Gewalt des Neuengländers und die Donau, wie sie aus den Ebenen der Moldau und der Wallachei, die jetzt dem Pfluge des harten Kentuckymannes unterworfen sind, die Produkte flußabwärts führt. Vergegenwärtigen wir uns die Leute aus Carolina, Virginien und Georgien, wie sie an die Küsten Kleinasiens verpflanzt sind, und schauen wir auf seine Hunderte von Städten, die wiederaufblühen aus dem Grab der Zeiten, um Religion und Zivilisation zurückzurufen an den Platz, von dem aus sie sich zuerst über die Welt verbreitet haben. Ach! Daß dies nur eine Täuschung der Einbildungskraft ist!“

Cobden hatte sich damals noch kein Urteil darüber gebildet, welches Volk die Erneuerung des Morgenlandes wirklich in die Hand nehmen könnte. Als er später die Levante durch den Augenschein kennen lernte, fing er an, auf die Griechen zu hoffen, um dann später auch den Balkanslaven einen Teil jener zivilisatorischen Mission zuzugedenken. Daß Rußland die Türkei erobern und festhalten würde, hörte er auf, zu glauben, nachdem er das Zarenreich bereist hatte. Hoffen wir, daß Deutsche die harten Kentuckymänner und Virginier Anatoliens sein werden, welche die Vision des Manufakturisten aus Manchester im Traume vorgeschaut hat!

Die Türkei und Rußland in ihrem gegenwärtigen barbarischen Zustande, so spinnt Cobden sein Räsonnement weiter, brauchen uns wenig Sorge zu machen, aber von einer anderen Weltgegend her, welche unsere offizielle Diplomatie wenig beachtet, droht England die Gefahr der Ueberflügelung. Amerika wird Großbritannien beiseite schieben, wie Großbritannien Holland beiseite geschoben hat, wenn nicht die feudale Gesetzgebung beseitigt wird, welche die wirtschaftliche Tatkraft des englischen Volkes niederhält, speziell der Kornzoll. Nach Anführung reichlichen statistischen Materials illustrierte Cobden seine These durch ein prächtiges Bild: „Wer von unseren Lesern sich noch der Londoner Kaufleute vor dreißig Jahren erinnert, der kann sich auch noch die gepuderte Perücke ins Gedächnis zurückrufen und den Zopf, die zierlichen Schnallenschuhe, die faltenlosen seidenen Strümpfe und die engen Beinkleider, die den Ladenbesitzer der alten Schule charakterisierten. Wenn diese stattliche Persönlichkeit ausging, vergaß sie nie, wie dringlich oder wichtig das Geschäft auch sein mochte, den würdevollen Schritt der Vorfahren; während nichts die Selbstgefälligkeit des Mannes mehr befriedigte, als wenn er seinen Stock mit goldenem Knopf in die Hand nahm und, den eigenen Laden sich selbst überlassend, die ärmeren Nachbarn besuchte, die er dann, um ihnen seine Autorität zu zeigen, nach ihren Angelegenheiten fragte, ihre Streitigkeiten schlichtete, sie zwang anständig zu sein und ihren Laden nach seiner Anschauung zu führen. Sein eigenes Etablissement wurde streng in den Formen der Vergangenheit verwaltet. Seine Kommis, Ladendiener und Hausknechte hatten sämtlich ihre bestimmte Tracht, und der Verkehr mit ihrem Chef oder mit einander war gemäß den überlieferten Gesetzen der Etikette geregelt. Der Laden dieses Kaufmanns von der alten Schule enthielt sämtliche Sonderbarkeiten und Unbequemlichkeiten früherer Generationen; seine Schaufenster zeigten keine prunkenden Waren, um die vulgäre Laufkundschaft anzulocken. Das waren einige von den feierlichen Eigentümlichkeiten der letzten Generation von Ladenbesitzern.

Das gegenwärtige Zeitalter brachte eine neue Schule von Kaufleuten hervor, deren erste Neuerung war, die Perücke wegzuwerfen und dem Barbier mit seinem Pomadenbüchschen die Tür zu weisen, durch welchen Schritt eine Stunde an der täglichen Toilette gespart wurde. Die nächste Neuerung war die Ablegung der Schuhe und der prallen Unaussprechlichen, deren verwickelte Details mit den Schnallen und Gurten und deren enge Anlegung noch eine

Viertelstunde verschlangen. Dafür traten Stiefel und Pantalons ein, die im Nu übergezogen wurden und die den persönlichen Bewegungen den ganzen Tag über Freiheit verliehen, wenn auch vielleicht auf Kosten der Würde. So angezogen, eilten oder flogen diese geschmeidigen Geschäftsleute, je nachdem die augenblickliche geschäftliche Inanspruchnahme mehr oder weniger dringlich war, während sie in ihre eigenen Interessen so vertieft waren, daß sie kaum die Namen ihrer nächsten Nachbarn kannten und sich nicht darum bekümmerten, ob die im Frieden lebten oder nicht, solange sie nicht kamen, ihnen die Fenster einzuwerfen.

Und hier hatte der Geist der Neuerung noch kein Ende, denn die Läden dieses neuen Schlages von Kaufleuten erfuhren eine ebenso große Verwandlung wie die Eigentümer. Die Schaufenster wurden aus Spiegelglas gemacht; sie reichten vom Straßenpflaster bis zur Decke und schimmerten mit allem verführerischen Tand des Tages.

Wir kennen Alle das Resultat, das sich aus diesem ungleichen Wettstreit ergab. Einer nach dem anderen erlagen die alten und ruhigen Befolger der väterlichen Gewohnheiten vor dem tätigeren Wettbewerb ihrer rührigeren Nachbarn. Einige wenige von den minder orthodoxen Anhängern der alten Schule nahmen das neue System an, aber alle, die den Strom zu hemmen versuchten, wurden weggerissen; denn mit Bedauern fügen wir hinzu, daß die allerletzten unter diesen hoch interessanten Typen der alten Zeit, die als Bindeglieder zwischen zwei Generationen von Londoner Ladenbesitzern übrig geblieben waren und deren Läden mit ihren unreformierten Fenstern das Gemüt jedes Tory-Spaziergängers in Fleet Street zu erfreuen pflegten, schließlich auch verschwunden sind, indem ihre Namen jüngst in den Zeitungen unter den Konkursnachrichten zu finden waren.

Das was der Ladenbesitzer der Gegenwart im Verhältnis zu dem der vergangenen Epoche ist, das ist, wenn man große Dinge mit kleinen vergleichen darf, die kommerzielle Position Amerikas, verglichen mit der Großbritanniens im gegenwärtigen Augenblick."

Cobden war der erste englische Politiker, welcher eine richtige Vorstellung von dem reißenden Anwachsen der wirtschaftlichen Macht der Vereinigten Staaten besaß, und welcher die von dorther drohende Konkurrenzgefahr zu würdigen wußte. Dieses Verdienst ist umso höher anzuschlagen, als es zur Zeit der Veröffentlichung der Cobdenschen Flugschrift erst etwa zwanzig Jahre her

war, daß ein britisches Heer Washington erobert und das Kapitol verbrannt hatte. Diese historische Tatsache beherrschte noch immer das Urteil, welches die öffentliche Meinung Englands über die Union hegte. Nordamerika zählte damals übrigens erst 13 Millionen Einwohner und seine Bevölkerungszahl stand hinter der Großbritanniens, welche es heute so weit überholt hat, noch außerordentlich zurück, Cobden aber sagte diese Ueberflügelung voraus.

Im übrigen verwahrte sich Cobden entschieden gegen die Auffassung, daß er den ökonomischen Kampf gegen die neue Welt für aussichtslos hielte; ein feiger Politiker, sagte er, würde er sein, wenn er an der Zähigkeit des englischen Stammes und an seiner erfolgreichen Gegenwehr wider den jungen, rührigen Konkurrenten verzweifeln wollte. Aber England müsse Kniehosen und Schnallenschuhe, Zopf und Perücke ablegen, wenn es nicht bankerott gehen wolle wie seine veralteten Ladenbesitzer. Unter jenen bildlichen Ausdrücken verstand Cobden insbesondere die Kornzölle, die hohen Militär- und Marineetats und die Kolonien. Die letzteren wollte er kurzweg aufgegeben wissen; den in Indien, Südafrika und sonstwo überseeisch ansässigen Engländern sollte überlassen bleiben, sich gegen die Eingeborenen und die auswärtigen Mächte aus eigener Kraft zu behaupten. In diesem Punkte ist der Widerspruch zwischen der Cobdenschen Weltanschauung und den heute in England herrschenden Ansichten am schroffsten und schon der großen Mehrzahl der damaligen Briten erschien der Standpunkt Cobdens mit Recht als sehr extrem. Um ihn zu verstehen, muß man bedenken, daß die radikale Auffassung Cobdens eine Reaktion bedeutet gegen eine Ueberschätzung kolonialen Besitzes, wie sie bis 1815 obgewaltet hatte. Das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch waren Engländer und Franzosen in schrecklichen Kriegen begriffen gewesen, welche der Herrschaft über außereuropäische Länder gegolten hatten. Den Franzosen waren schließlich auf dem Wiener Kongresse fast alle Kolonien verloren gegangen, und siehe da: Frankreich blühte wirtschaftlich auf wie nie zuvor. Nationen ohne jeden Kolonialbesitz wie Deutschland und Belgien und sogar ohne Meeresküste wie die Schweiz entwickelten eine mechanische Industrie, deren Konkurrenz sich dem englischen Gewerbefleiß um so unangenehmer fühlbar machte, als, dank den exorbitanten Kornzöllen, Brod in England 50—150 Prozent teurer war als in den konkurrierenden Ländern. Die ungeheure Wichtigkeit, welche der Güteraustausch innerhalb Europas plötzlich annahm, verführte Cobden zu dem

voreiligen Schlusse, die britischen Kolonien seien die Staatsschuld nicht wert, welche zu ihrer Eroberung habe aufgenommen werden müssen, und welche das englische Volk dem amerikanischen gegenüber in seiner freien wirtschaftlichen Bewegung hemme wie den Londoner Ladenbesitzer von 1805 die eng anliegenden Kniehosen, verglichen mit modernen Pantalons. In unserer Zeit trägt kein Land seine Staatsschuld leichter als das britische, aber in der Epoche der Reformbill war England nicht die von wirtschaftlichem Wohlbehagen überströmende Nation wie heute, sondern glich in seinen ökonomischen und fiskalischen Verhältnissen dem modernen Italien. Millionen hatten nicht trockenes Brod genug, um sich satt zu essen, sahen sich auf Kartoffeln angewiesen und vermochten manchmal auch diese kümmerliche Nahrung nicht in genügender Menge zu erlangen. Trotz harten Steuerdrucks brachten die Abgaben so wenig ein, daß man in vollem Ernste die Frage des Staatsbankerottes erörterte. Unter den bezeichneten ungesunden Verhältnissen war es, daß Cobden kurzer Hand die Reduktion des Marine- und Militäretats auf die Hälfte forderte. Er erklärte, Krieg wäre nur gerecht, wenn er zur Verteidigung der britischen Ehre oder der britischen Inseln geführt würde, unzulässig aber sei es, daß die englische Politik sich in die England nicht berührenden Händel des Kontinents mische, um Indien zu verteidigen. In diesem Zusammenhange hob er einen Gesichtspunkt hervor, den sich der deutsche bürgerliche Radikalismus angeeignet hat. Im Deutschen Reich behaupten die Demokraten bei jeder neuen Militär- und Marineforderung, sie gehe großenteils aus dem Bestreben hervor, den aristokratischen Klassen behufs Versorgung ihrer Söhne neue Offizierstellen zur Verfügung zu stellen. Cobden war überzeugt, daß die Ursache des größeren Teils der militärischen und maritimen Friedensausgaben in England die „Patronage“ sei. Nun gehört ja Patronage auf englischem Boden in noch höherem Maße zu den integrierenden Bestandteilen der Verfassung, als das der menschlichen Natur zufolge auch in Deutschland der Fall sein muß, aber Cobden, der die herrschenden Klassen seines Vaterlandes mit dem mißtrauischen Auge des Plebejers ansah, unterschätzte doch die Beweggründe ihrer äußeren und inneren Politik.

Niemals aber hat er, zum Unterschiede von den Cleon-Naturen in der Geschichte der Demokratie, in der öffentlichen Polemik einen groben persönlichen Ton angeschlagen und die verschiedenen sozialen Schichten gegen einander gehetzt. Vielmehr blieb es bis zum Ende

sein Stolz, daß er, der Massenführer, in einem der größten wirtschaftlichen Kämpfe des Jahrhunderts, vorsätzlich nicht nur niemals einen Menschen beleidigt habe, sondern ebensowenig jemals einen Stand. Trotzdem der Kampf gegen die Prätentionen der Großgrundbesitzer ihm als seine Lebensaufgabe erschien, war er sich der Vorzüge des historischen Adels vor der Plutokratie vollkommen bewußt, auch redete er sich bei seinem klaren, tapferen Wesen niemals ein, daß die fortgeschrittene Gesinnung der Kreise, in denen er sich bewegte, die des englischen Volkes wäre: „Die Demokratie", schrieb er, „bildet keinen Bestandteil der Materialien des englischen Charakters. Ein Engländer ist vom Mutterleib an Aristokrat. Welchen Rang oder welche Geburt ihm das Schicksal angewiesen haben mag, welches Vermögen, welchen Handel, welche Profession, er ist oder wünscht oder hofft zu sein ein Aristokrat. Die unersättliche Liebe zur Kaste, die in England wie in Hindostan an allen Herzen frißt, beschränkt sich nicht auf einzelne soziale Schichten, sondern durchdringt jeden Grad vom höchsten zum niedrigsten. Von welchem greifbaren Nutzen würde es also sein, die erhabenen Patrizier niederzuschlagen, die von den Tagen der Normannen und Plantagenets bis auf uns gekommen sind, wenn wir von der Mittelklasse, die wir mehr als andere die Sklaven dieser Leidenschaft sind, bereit erscheinen, aus unserer eigenen Mitte einen reinen Geldadel emporzuheben, nicht weniger hart, nicht weniger selbstsüchtig, nur weniger edel als der abgesetzte."

Solche Empfindungen und Ansichten, wie sie hier der Einunddreißigjährige äußert, sind ihm während seiner ganzen Laufbahn geblieben. Die scharfe Kritik, die er an dem Offizierkorps der Land- und Seestreitmacht übte, wenn sie in Siam oder in einem anderen exotischen Lande durch eigenmächtiges Vorgehen die englische Politik zu engagieren schienen, oder wenn sie aus einem anderen Grunde bei den Radikalen Anstoß erregten, zog dem Führer des englischen Fortschrittlertums in militärischen Kreisen nicht wenig Abneigung zu. Ein Admiral, den Cobden als überflüssigen und fiskalisch lästigen Spazierfahrer im schönen, sonnigen Mittelmeer verspottet hatte, forderte wütend den unverschämten Tadler auf Pistolen. Dieser, der den Zweikampf natürlich als feudale Barbarei verwarf, ließ sich durch dergleichen Ausbrüche sozialer Leidenschaft in seinem ruhigen, freundlichen Wesen niemals beirren. Abgesehen von der „Times", die er als perfide Feindin zeitlebens ingrimmig haßte, folgte er dem Prinzip, immer das

Beste von den Menschen und ihrer Natur zu glauben, mit einem Optimismus, der manchmal geradezu ins Extreme verfiel. Jedenfalls sicherte er sich aber durch die würdige und maßvolle Form, in der er den politischen Kampf führte, in immer steigendem Grade die Achtung und die Sympathie seiner Gegner. Hätte eine weniger gewissenhafte und friedfertige Persönlichkeit an der Spitze der Freihändler gestanden, so würde die Aufhebung der Kornzölle wohl kaum ohne stärkere Erschütterungen gelungen sein. Im übrigen hat niemals ein Freihändler aus städtischen Kreisen weniger den Vorwurf der Feindseligkeit gegen die Landwirtschaft verdient als Cobden. Er bemerkt über den bezeichneten Punkt in seiner Flugschrift: „Wir hören das Geschrei, wir wollten England in eine einzige ungeheure Fabrik verwandeln, wir verträten die Sonderinteressen unseres Standes und so fort. Weit entfernt, solchen esprit de corps zu nähren, gehen unsere Neigungen geradezu nach der entgegengesetzten Richtung. Wir sind geboren und aufgewachsen unter den Reizen der Flur von Südengland und wir bekennen uns zu einer solchen Anhänglichkeit an den Beruf unserer Vorfahren, daß, hätten wir die Rollen aller Schauspieler auf der Weltbühne zu bestimmen, wir wahrscheinlich keiner einzigen Baumwollspinnerei oder Fabrik einen Platz darauf anweisen würden. Ein System, welches die Kinder aus dem Hause nimmt, weg aus der Gesellschaft der Eltern, weg aus der heilsamen Beschränkung durch die Verschiedenheit der Jahre, dem von der Natur selber gezogenen Schutzwall häuslichen Lebens — um sie nach dem Prinzip der Gleichheit des Lebensalters in Fabriken zusammenzuhäufen, halten wir für Laster erzeugend. Aber das Fabriksystem, welches den Entdeckungen im Maschinenwesen entsprang, ist bei allen zivilisierten Nationen der Welt angenommen worden, und es wäre vergebens, wenn wir seiner Anwendung in unserem Lande entgegenarbeiten wollten; es handelt sich für uns lediglich darum, so weit wie möglich die Uebel zu mildern, die mit diesem neuen Bestandteil der Gesellschaft vielleicht nicht untrennbar verknüpft sind."

Die Cobdenschen Broschüren machten auf das entschieden liberale Bürgertum Englands den stärksten Eindruck, denn sie bewiesen, daß nach durchgesetzter Reformbill sich innerhalb der Mittelklassen geistige Kräfte zu regen anfingen, welche die kleineren Gewerbetreibenden von der unwillig ertragenen Führerschaft des liberalen Whigadels zu emanzipieren versprachen. In wenig mehr als einem Jahre erlebten die Flugschriften fünf Auflagen, und für

die nächsten Wahlen zum Hause der Gemeinen durfte Cobden seine Aufstellung als radikaler Kandidat mit Sicherheit erwarten. Inzwischen wollte er sich durch Reisen bilden, wie vorher durch Bücherstudium. Unbekümmert um das Mißvergnügen seiner Kompagnons, die ihn im Geschäft nicht entbehren zu können glaubten, bereiste er die Vereinigten Staaten. Sein Körper, der sehr schwächlich war, wurde durch die Reisestrapazen heftig angegriffen. Hat er doch die Seekrankheit niemals zu überwinden gelernt, was ihn freilich zeitlebens nicht hinderte, die Reisen zu unternehmen, welche er zu seiner Ausbildung oder zur Förderung politischer Zwecke für erforderlich hielt. Die Zustände in den Vereinigten Staaten überzeugten ihn durch den Augenschein, daß er in seiner Broschüre die Aussichten der neuen Welt nicht zu günstig dargestellt hatte, aber der Hochmut der Yankees brachte sein britisches Blut in Wallung. Denn dieser Manchestermann besaß ein ausgeprägtes Nationalgefühl; so oft er aus Frankreich nach England zurückkehrte, sagte er, mache ihn immer von neuem die Wahrnehmung stolz, um wieviel hübscher doch die Engländerinnen seien als die Französinnen, trotz der bestechenden Eleganz der Pariser Toiletten. Was die englischen Männer betraf, so zweifelte Cobden nicht daran, daß sie geeignet wären, allen anderen Nationen den Rang abzulaufen, sobald nur durch Verbesserung der Volksbildung das schreckliche Nationallaster der Trunksucht gebändigt wäre.

Die Selbstberäucherung der Nordamerikaner machte sich Cobden auf seiner Reise so unangenehm fühlbar, daß er schließlich nicht mehr an sich halten konnte, und in einer distinguierten Gesellschaft, „die Pulver und Blei wert war," dem Uebermut der Nativisten eine beißende Zurückweisung zu teil werden ließ. Er war begeistert für die Idee des ewigen Friedens und hoffte eine starke praktische Annäherung der Menschheit an jenes Ideal noch zu erleben; als es nun aber galt, die Yankees abzufertigen, konnte er es seinem britischen Nationalstolz doch nicht versagen, die Vertreter der jungen, unreifen Nation vor ihm daran zu erinnern, daß erst vor ein paar Jahrzehnten ein englisches Heer seinen Fuß auf die nordamerikanische Hauptstadt gesetzt hatte: „Warten Sie das Gottesurteil der Kriege ab," so redete er die Amerikaner an, „die Prüfung durch Kalamität und durch Prosperität (die gefährlichste von allen), welche Jahrhunderte der nationalen Existenz ihrem Lande sicher bringen werden. Das sind die Proben, und wenn viele Generationen später Ihre Nachkommen nur im Stande sein werden,

soviel von ihrem Vaterlande zu sagen, wie ich jetzt berechtigt bin, von dem meinigen zu sagen, daß wir siebenhundert Jahre als Nation bestanden haben, unter beharrlichem Fortschreiten in Freiheit. Reichtum und Verfeinerung, hochhaltend die Fackeln der Wissenschaft und der wahren Religion vor der ganzen Welt, im Geschworenengericht die Menschheit mit der größesten der menschlichen Institutionen beschenkend, und daß wir das einzige moderne Volk sind, in dessen Hauptstadt niemals ein ausländischer Feind seinen Fuß setzte, es sei denn als Gefangener, — wenn viele Jahrhunderte später Ihre Nachkommen etwas diesem ebenbürtiges zu sagen berechtigt sein werden, dann, und früher nicht, werden Sie auch zu jener Krone des Ruhmes berechtigt sein, welche nur der Geschichtschreiber von Jahrhunderten zu verleihen legitimiert ist."

Kurz nach seiner Rückkehr in das Vaterland und an den Sitz seines Geschäftes machte sich Cobden, den die Begierde nach Erweiterung seiner Länder- und Völkerkenntnis nicht wieder loslassen wollte, auf, um das osmanische Reich mit eigenen Augen zu sehen. Er fand die Türken noch scheußlicher als er sie sich gedacht hatte, eingeschlossen den viel gepriesenen Khedive von Aegypten, Mehemed Ali, trotzdem dieser sich eine Stunde lang mit ihm über die Baumwollbranche unterhielt und mit erstaunlicher Raschheit und Richtigkeit mit $2^1/_2$ Prozent und 20 Prozent und so fort zu kalkulieren verstand. Ueber die monumentalen Ueberreste des alten Aegypten urteilte Cobden sehr nüchtern: „Sechs Millionen Tonnen Steine", schrieb er nach dem Besuche der Pyramiden, „alle mit Intelligenz geformt und bearbeitet, „sind hier in einer nutzlosen Form aufgehäuft. Ein Drittel dieses Gewichtes an Material und weniger als der zehnte Teil der Arbeit genügten, um ein so nützliches öffentliches Werk in England zu errichten wie den Wellenbrecher in Plymouth. Dagegen verstand er sehr wohl, was echte Kunst war, als er in Athen die Akropolis sah: „Ich bin überzeugt", so gab er die an der erhabenen Stätte empfangenen Eindrücke wieder, „daß jetzt nichts existiert, was sich an Schönheit des Entwurfs, meisterhafter Ausführung und köstlicher Lage mit jenem Schauspiel der Größe und Erhabenheit vergleichen kann, das die öffentlichen Tempel des alten Athen vor zweitausend Jahren geboten haben. Was für ein Genie und was für einen Geschmack hatten diese Leute!" Bei der Gelegenheit will ich einen Ausspruch aus Cobdens reiferen Jahren erörtern, der von Gegnern seiner Weltanschauung oft dazu ausgebeutet worden ist, ihn zu diskreditieren. Ich meine

die Aeußerung, daß in einer Nummer der „Times“ mehr nützliche Information enthalten sei als in sämtlichen Büchern des Thucydides. Selbstverständlich war Thucydides keine geeignete Lektüre für den realistisch gerichteten Autodidakten Cobden, aber sein Biograph John Morley bemerkt mit Recht, die Leute, welche dem Manufakturisten von Manchester, Unkenntnis eines so besonders schwierigen Historikers spöttisch vorhielten, würden wohl meistenteils auch nicht in die innersten Schächte thucydideischer Tiefe eingedrungen sein. Im übrigen verliert die Cobdensche Aeußerung viel von ihrer anscheinenden Seichtigkeit, wenn man den Zusammenhang bedenkt, in dem sie gefallen ist. Cobden drückte sich nämlich auf einer Versammlung im Athenäum zu Manchester folgendermaßen aus: „Ich nehme für die Regel, daß in diesen geschäftigen Tagen erwachsene Männer wenig anderes lesen als Zeitungen. Ich glaube, das Lesen von Büchern ist fast die Ausnahme, und der Mann, der im Laufe eines Jahres 400—500 Zeitungen zwischen seinen Fingern hat, das heißt täglich und wöchentlich Zeitungen, und der dabei ziemlich angestrengt im Geschäft oder im politischen und öffentlichen Leben tätig ist — verlassen Sie sich darauf, was er sagen oder wünschen mag, daß es von ihm gedacht werde, er liest in der Regel sehr wenig anderes als periodische Literatur. Ich zweifle auch, ob ein Mann mit beschränkter Zeit sonst etwas lesen könnte, das viel nützlicher für ihn sein könnte. Ich glaube, es ist gesagt worden, daß eine Nummer der „Times“ mehr nützliche Information enthalte als alle historischen Bücher des Thucydides, und ich bin sehr geneigt, zu denken, daß dies für einen Engländer oder Amerikaner vom heutigen Tage die strikte Wahrheit ist.“

Wie man sieht, ist es Cobden garnicht eingefallen, über den Bildungswert des Thucydides an sich ein absprechendes Urteil zu fällen. Daß der genannte Geschichtsschreiber keine geeignete Lektüre für die Mußestunden eines Durchschnittsgeschäftsmannes ist, läßt sich so wenig in Abrede stellen, wie daß Konstantinopel in russischen Händen der Zivilisation weiter aufgeschlossen sein würde als in türkischen. Ebensowenig wie Cobden aber gewünscht hat, die Kosaken in den Ländern herrschen zu sehen, über welchen sich die Ruinen der Akropolis erheben, ist es ihm eingefallen, den klassischen Unterricht verdrängen zu wollen. Nur ergänzt wollte er ihn sehen durch realistisches Wissen, ein schulpolitisches Problem, mit dem die Engländer ja heutigen Tages noch ringen. Ueberhaupt muß man sich hüten, Cobden für seicht und trivial zu halten, weil er

in der Wirtschaftspolitik radikaler Individualist und in der auswärtigen Politik Vorkämpfer des ewigen Friedens und der Schiedsgerichte gewesen ist. Mag man über diese Doktrinen urteilen wie man will — Cobden hat zu ihrer Verteidigung nie ein oberflächliches oder banales Wort gesprochen; alles an seiner geistigen Organisation war Muskel, Nerv und Strammheit. Der gesamte deutsche Individualismus, so ausgezeichnete Vertreter wie Bamberger und Eugen Richter eingeschlossen, geht direkt oder indirekt auf Cobden zurück. Bismarcks Haß gegen die Cobdenklubs war seinem Kerne nach wohlberechtigt; der bürgerliche Radikalismus in Deutschland hat sich zwar nicht mit englischem Geld genährt, wohl aber stark an Cobdenschen Ideen.

Interessant ist es übrigens, zu beobachten, wie Cobden über Deutschland urteilte, das er im Jahre 1838 auf ein paar Wochen besuchte. Cobden war auf seinen Reisen von einer Wißbegier, die keine Rücksicht auf die Nerven kannte. An einem Berliner Sonntag ging er, als korrekt kirchlicher Anglikaner, zunächst in den Dom, dann fuhr er nach Charlottenburg zum Mausoleum, wo er die Statue der Königin Louise etwas steif fand. Nach einem Spaziergang im Tiergarten, der ihm gut gefiel, und nach hastiger Verzehrung des Mittagsmahls ging es in ein Gartenlokal am Kreuzberg, wo die Abwesenheit von Roheit und Trunkenheit, welche die unteren Klassen des englischen Volkes so entstellen, den besten Eindruck auf ihn machte. Nach Absolvierung des Kreuzbergs folgten am Abend das Opern- und Schauspielhaus, wo Cobden von der Sprache ebensowenig verstand wie von der Predigt im Dom. Aber er wollte auch weiter nichts als einen allgemeinen völkerpsychologischen Eindruck, und der fiel für unsere Großväter und Großmütter sehr günstig aus. Der Engländer rühmte in einem Briefe an seine Schwester das schlichte, zwanglose, gesittete und gemütreiche Wesen des Berliner Familienlebens. Diese wohlwollende Auffassung deutscher Art erwuchs nicht daraus, daß Cobden mit den Augen des Turisten sah, der alles schöner als daheim findet. Vielmehr war es der die deutsche und speziell die Berliner Gesellschaft beherrschende kleinbürgerliche Zug, der ihm Gefallen einflößte. Er hatte sich in Manchester geschäftlich und politisch schon soweit emporgearbeitet, daß er den adelsfreundlichen Gewohnheiten des besitzenden englischen Bürgertums gemäß hätte anfangen müssen, sich den Sitten der Aristokratie zu konformieren. Das war ihm aber nicht möglich; er hatte jenen bürgerlichen

Standesstolz, der garnichts höheres werden möchte als ein Bürger, eine in England viel seltener als in Deutschland vorkommende Empfindung. Die Abneigung gegen adliges Wesen ist Cobden zeitlebens eigen geblieben. Als er, an die Spitze der kleinen demokratischen Gruppe im Unterhause gelangt, dort das Zünglein an der Wage bildete und Ministerien erhob oder stürzte, wurde der unscheinbare Mann mit der nachlässigen Kleidung von der vornehmen Gesellschaft des Königreichs mit Einladungen überschüttet. Obgleich er die in den bezeichneten gesellschaftlichen Kreisen unerläßliche Kunst, sich mit Anstand zu langweilen niemals lernte, folgte er jenen Aufforderungen, da es seine politischen Zwecke verlangten, aber die Hand stockte ihm, wenn er zum Diner die weiße Krawatte umband, gegen deren Steifheit er einen zähen Widerwillen empfand. Mit Genugtuung hörte er an der Spree, daß König Friedrich Wilhelm III. um zwei Uhr zu Mittag speise, denn dies war auch seine kleinbürgerliche Essensstunde. Die Stellung Cobdens zu den leiblichen Genüssen des Lebens war eine höchst puritanische: Er machte sich garnichts aus den Freuden der Tafel, rauchte nicht und wurde mit der Zeit zu einem radikalen Abstinenzler.

Objektiv, wie er zu urteilen sich bestrebte, erkannte er an, daß in der Geselligkeit der feinen englischen Kreise ein edler, verführerischer Reiz liege. Aber er wollte um keinen Preis in sozialen Schichten aufgehen, deren politische und wirtschaftliche Ansprüche er für den Krebsschaden des Vaterlandes ansah, und die er gelegentlich in der resolutesten Ausdrucksweise nicht bloß als Gegner, sondern direkt als F e i n d e bezeichnete. Aus dieser, dem Adel seines Landes feindlichen Gesinnung, zusammen mit dem außerordentlichen kosmopolitischen Scharfblick Cobdens erklärt sich seine überraschende Auffassung der politischen Zustände Preußens unter Friedrich Wilhelm III: „Preußen“, sagte er, „muß als ein aufsteigender Staat angesehen werden, dessen Größe auf dem Zollverein beruhen wird. Die Wirkung des Zollvereins muß unvermeidlich sein, den vorwiegenden Einfluß über 30 Millionen Menschen in die Hände des Kabinetts von Berlin zu legen . . . Was soll diese ganze Familie mit einer Sprache und im Besitze vollständiger Verkehrsfreiheit daran hindern, in eine Nation zusammenzuschmelzen? In der Tat sind sie dem Wesen nach schon eine Nation, und die noch bestehenden Trennungen werden nach und nach imaginär werden; und schließlich werden einige Radikale

vorschlagen, . . . die veralteten Grenzen von Hessen, Oldenburg und so weiter abzuschaffen und das Ganze unter eine gemeinsame Volksvertretung zu stellen. Es gibt Köpfe in Berlin, die sorgfältig hierüber nachgedacht haben, und ihre Maßregeln werden ihr Land nicht enttäuschen.

Ich vermute sehr stark, daß für die große Masse des Volkes Preußen gegenwärtig die beste Regierung in Europa besitzt. Ich würde freudig meine Neigung aufgeben, über Politik zu sprechen, wenn ich einen solchen Stand der Dinge für England erreichen könnte. Hätte unser Volk solch einfache und sparsame Regierung, so tief durchdrungen von der Pflicht der Gerechtigkeit gegen alle, und so beharrlich bestrebt, das Volk geistig und moralisch zu heben, wieviel besser würde es sein für die zwölf bis fünfzehn Millionen im britischen Reich, die kein Wahlrecht besitzen und doch freie Bürger zu sein glauben, und die in die Vorstellung, sie seien keine Leibeigene hineingeläuscht worden sind durch jenes große Gaukelspiel der englischen Verfassung — ein Ding aus Monopolen und Pfaffenlist und Sinekuren, Hokuspokus mit Wappenschildern, Fideikommissen und hohlem Prunk. Die preußische Regierung ist die mildeste jemals vorgekommene Erscheinungsform des Absolutismus. Der König, ein guter und gerechter Mann, hat durch systematische Pflege der Volksbildung das Zepter des Despotismus in seiner eigenen Hand zerbrochen und seine Nachfolger für immer verhindert, die Stücke wieder zusammenzusetzen. In England wundert man sich manchmal, was aus den tausenden von studierten Leuten wird, die beständig aus den deutschen Universitäten hervorgehen, während doch so wenige in merkantile Berufe eintreten. Solche Leute bekleiden sämtliche Amts- und Regierungsstellen, und sie brauchen nicht 1000 Pfund Jahresgehalt, um in Preußen respectable or respected (unübersetzbar) zu sein. Der herausfordernde Aufwand ist dort nicht respectable."

So erschien dem englischen Radikalen die preußische Monarchie zehn Jahre vor dem Ausbruch der Märzrevolution, welche den tiefen Haß des preußischen Volkes gegen seine Beherrscher offenbarte. Der Hauptstachel in Cobdens Seele, welcher ihn anreizte, über die einheimischen Verhältnisse so unfreundlich und ungerecht zu urteilen, waren die britischen Kornzölle. Die anscheinende Aussichtslosigkeit ihrer Beseitigung versetzte Cobden in eine so verzweifelte Stimmung, daß ihn die Lust anwandelte, den preußischen Militär- und Polizeistaat in den Kauf zu nehmen, wenn das

englische Volk nur von der Brotverteuerung befreit würde. Um diese abnorme Geistesverfassung eines so freiheitliebenden und scharfblickenden Mannes zu verstehen, müssen wir uns klar machen, daß die englischen Getreidezölle etwas ganz anderes bedeuteten als die modernen in unserem Vaterlande. Der Weltmarktpreis für Getreide stand damals sehr viel höher als heute. An unserer Börse pflegt heute gewöhnlich die Tonne Weizen einschließlich des Zolles 160 bis höchstens 170 Mark zu kosten, in dem England von 1838 hielt man es für einen niedrigen Preis, wenn die Tonne unverzollt 302 Mark kostete. Hatte das Getreide diesen Preis, so belegte es die gleitende Skala mit rund 102 Mark Zoll. Bei uns trägt es nach den Handelsverträgen 35 Mark, die nach dem neuen Tarif bis auf 55 Mark gesteigert werden sollen. Zollfrei, oder vielmehr gegen einen Zoll von 50 Pfennigen, ließ die gleitende Skala das Korn erst herein, wenn der Preis auf 361,50 Mark die Tonne stand. (Bei uns ist der Preis mit Zoll, wie gesagt, 160 bis 170 Mark.)

Die britischen Kornzölle stellten also in der Tat einen agrarischen Brotwucher dar. Andererseits hatten unleugbar fast alle die Männer, mit denen Cobden, aus Preußen zurückgekehrt, die berühmte Antikorngesetzliga bildete (1838), an der Ermäßigung der Brotpreise ein geschäftliches Interesse. Der Sitz der Liga war Manchester; an der Spitze der Fabrikanten dieses Industriebezirks erhob Cobden die Fahne des Widerstandes gegen die agrarische Wirtschaftspolitik. Was ihn selber aber betraf, so war er weit entfernt davon, bloß der Führer einer wenn auch noch so achtungswerten Interessengruppe zu sein, vielmehr hat es niemals einen idealistischeren Wirtschaftspolitiker gegeben als diesen Manchestermann. Dem Bruder, welchem er das eigene Geschäft überließ, indem er, für Stockport ins Parlament gewählt (1841), fortan alle seine Kräfte der Politik widmete, schrieb er, er habe sich überzeugt, daß der Kornzollfrage ein moralischer und sogar ein religiöser Sinn eingeimpft werden könne, und daß, wenn man sie in derselben Weise wie die alte Frage der Sklaverei angriffe, die Wirkung unwiderstehlich sein würde. Ganz überwiegend von uneigennützigen Beweggründen wurde auch geleitet der nach Cobden bedeutendste Agitator der Antikorngesetzliga, der begüterte Baumwollwarenfabrikant John Bright aus Rochdale in Lancashire. Cobden warb den 31jährigen Quäker, dessen demokratische und humanitäre Gesinnung er kannte, für den Kampf gegen die Kornzölle, als im

Jahre 1841 eine schwere wirtschaftliche Depression die von den unerschwinglichen Brotpreisen ausgehenden Leiden des Volkes ganz außerordentlich verschärfte. Lassen wir dem Quäker selber das Wort, uns zu erzählen, wie die beiden politischen Dioskuren sich im Dienste der großen und guten Sache zusammenfanden: „Es war im September 1841", so äußerte sich John Bright, „die Leiden überall im Lande waren furchtbar. Ich persönlich befand mich im tiefsten Kummer, um nicht zu sagen in Verzweiflung, denn das Licht und der Sonnenschein meines Hauses war erloschen. Alles, was auf Erden geblieben war von meiner jungen Frau, ausgenommen das Andenken eines geheiligten Lebens und eines zu kurzen Glücks, lag still und kalt in der Kammer über uns. Cobden besuchte mich als Freund und sprach Worte des Beileids zu mir. Nach einiger Zeit sah er auf und sagte: „In diesem Augenblick gibt es Tausende von Häusern in England, wo Frauen, Mütter und Kinder vor Hunger sterben. Also! Wenn die erste Heftigkeit Ihres Schmerzes sich ausgetobt hat, dann rate ich Ihnen, gehen Sie mit mir, und wir wollen uns keine Ruhe gönnen, bis das Korngesetz widerrufen ist. Ich wußte, daß die Beschreibung, welche er von dem Heim von Tausenden gegeben hatte, keine übertriebene Beschreibung war. Ich fühlte in meinem Gewissen, daß es sich um ein Werk handelte, das irgend Jemand tun mußte, und deshalb folgte ich seiner Aufforderung, und von jener Zeit an hörten wir niemals auf, hart zu arbeiten auf Grund des Entschlusses, den wir gefaßt hatten."

Es entwickelte sich nun in ganz Großbritannien eine Agitation, wie sie die Weltgeschichte in dieser Art noch nicht hervorgebracht hatte, und die ganz Europa mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte. Bisher waren alle großen Erfolge der europäischen Bourgeoisie mit Gewalt und Blutvergießen errungen worden, denn anderswo als auf dem revolutionär unterwühlten französischen und belgischen Boden hatte das Bürgertum des Weltteiles aus eigener Kraft noch nicht zu siegen vermocht. Es hatte in der englischen Reformbill von 1832 gesiegt, aber nicht aus eigener Kraft, sondern unter der Führung einer Adelspartei, der Whigs. Jetzt wurden Whigs und Tories angegriffen und in den Wurzeln ihrer materiellen Existenz bedroht von einem kleinen Bourgeois, einem ehemaligen Handelsreisenden. Die 1832 in den Besitz des Wahlrechts gelangten, aber zunächst unter der Vormundschaft der aristokratischen Politiker gebliebenen Bevölkerungsklassen erhielten durch Cobden

eine selbständige Organisation demokratischen Charakters. Die Demokratie der Antikorngesetzliga war nach unseren Begriffen sehr gemäßigt, indem sie sich nur aus den Inhabern des Zensuswahlrechts zusammensetzte und das Proletariat nicht mit umfaßte, aber für die damaligen Verhältnisse bedeutete es schon einen sehr großen Schritt nach vorwärts, daß die Aristokratie anfing, von den Mittelklassen nicht bloß formell, wie durch die Reformbill, sondern in höchst materieller Weise bei Seite geschoben zu werden. Wie ganz anders lehrte doch Cobden seine Standesgenossen, den Sieg von 1832 auszubeuten, als die entsprechenden Klassen Frankreichs von ihren Thiers' und Guizots den Sieg von 1830 zu gebrauchen gelehrt wurden! Der Liberalismus der Julimonarchie setzte sich in der inneren Politik keine positiven Ziele; das ganze öffentliche Leben ging auf in den oratorischen Ringkämpfen der parlamentarischen Häuptlinge um den Glanz und den Genuß der Macht. Als schließlich inmitten der unfruchtbaren persönlichen Streitigkeiten ein positives Programm auftauchte, die Wahlreform, vermochte die Verfassung die Wucht der Agitation nicht zu ertragen und wurde das Opfer der Anarchie und des Despotismus.

Die Agitation Cobdens dagegen zeigte zum erstenmal den bewundernden festländischen Liberalen, welche Methoden im freien Staate angewendet werden müssen, um ohne Gewaltsamkeit mächtige reaktionäre Interessen zu überwinden. Das Räder- und Federwerk einer so kolossalen demokratischen Maschinerie, wie die Antikorngesetzliga war, hatte sich auch auf englischem Boden noch niemals in Bewegung gesetzt. Sie war geboren aus dem spezifischen Geist des Zeitalters wie die Dampfmaschine und die Eisenbahn. Die Antikorngesetzliga überschwemmte das ganze Land mit Wanderrednern, die gelegentliche körperliche Mißhandlungen durch die Knechte der Grundherren oder auch von Seiten der junkerlichen Cambridger Studenten nicht scheuen durften. Die freihändlerischen Flugschriften wurden den Wählermassen paketweise ins Haus geschickt und als Gegengewicht gegen die trockene Lektüre Teegesellschaften mit Damen veranstaltet. Die ganze Bewegung war in der Geschichte Europas original und in sämtlichen Details geeignet, Epoche zu machen.

Cobden, in dessen Händen alle Fäden zusammenliefen, durchzog mit Bright das Land nach allen Richtungen und bearbeitete die öffentliche Meinung durch feurige Reden sowie durch Diskussionen mit den Gegnern. Zweimal wagte so leicht kein Agrarier,

Cobden in einer Volksversammlung entgegenzutreten, so schlagend widerlegte der Manufakturist von Manchester alle Einwände und riß die Zuhörer hin, auch wenn es Farmer waren. Seine Beredsamkeit war eine ganz andere als die Brights. Der Letztere sah die Kornzollfrage unter Gesichtspunkten des Gemüts an; er haßte die Landlords als grausame Ausbeuter des Volkes und war herb und verletzend wie ein alttestamentarischer Prophet. Cobden dagegen, gestützt auf ein außerordentliches volkswissenschaftliches Wissen, blieb immer die Sachlichkeit selber; er verletzte nie einen Gegner persönlich und griff weniger die Selbstsucht der Schutzzöllner an als ihre schlechte Beweisführung. Indem er oft an einem Tage zwei öffentliche Meetings unter freiem Himmel abhielt, mußte er seinen in den besten Jahren befindlichen, aber von Natur zarten Körper aufs heftigste anstrengen; schließlich gingen die Strapazen über seine Kräfte und er zog sich ein Leiden der Atmungsorgane zu, welches wesentlich dazu beigetragen hat, ihn früh ins Grab zu bringen. Im Hinblick auf seine Schwächlichkeit ist Cobden immer des Glaubens gewesen, daß er nicht alt werden würde: „Laß uns aber daran denken", schrieb er dem gleichfalls kränklichen Bruder, „daß nützlich leben viel besser ist als lange leben. Und wenigstens wollen wir uns nicht der Genugthuung berauben, eine Genugthuung, welche die Selbstsüchtigen niemals haben, daß wir uns nicht unser ganzes Leben mit dem Aufhäufen von Geld verbittert, sondern einen Teil unserer Zeit auf vernünftigere und würdigere Beschäftigungen verwendet haben."

Im Unterhause, dessen beide große Parteien ihm feindlich gesinnt waren, errang sich Cobden bald die allgemeine Achtung, indem er seine demokratischen und freihändlerischen Grundsätze auf vertrauenerweckende geschäftliche Art vortrug und Fakten und Zahlen als Waffen benutzte, ebenbürtig seinem Hauptgegner, dem konservativen Premierminister Sir Robert Peel. Es war zwar grundverkehrt, in Cobden den Vertreter eines selbstsüchtigen wirtschaftlichen Sonderinteresses zu sehen, wie die fanatischen Schutzzöllner den uneigennützigen Mann auffaßten, aber einen besonderen Stand repräsentierte er im Parlament ohne Zweifel. War er doch der erste Fabrikant, welcher im Unterhause saß. Macaulay stammte auch aus einer bürgerlichen Familie, aber er hatte studiert, und akademische Bildung adelt in den Augen dieser von Cobden so streng beurteilten Aristokratie. Zudem hielt sich Macaulay bei allem Freisinn zu den Whigs. Grote war wie Cobden Radikaler

und Gegner der Kornzölle, aber er besaß klassische Bildung und war Bankier. Die großen Bankiers jedoch galten nicht mehr als Plebejer, zumal soeben Alexander Baring als Baron von Ashburton ins Oberhaus versetzt worden war. Dagegen traf der ganze Haß und Hohn des Adels die Industriellen, denen „Morning Post“ zurief, wenn ihnen die Wirtschaftspolitik des Königreichs nicht passe, möchten sie auswandern. Mit glühender Leidenschaft und dem allerreizbarsten Standesstolz, wenn auch in maßvollen Formen, trat Cobden jenen Prätentionen entgegen. In seinen Reden und Schriften begegnet häufig ein Wort, welches im modernen Englisch in Beziehung auf weltliche Tagesangelegenheiten sonst selten vorzukommen pflegt. Cobden redet häufig von „my order“, „meinem Stande“, während der Unterschied in der Lebensstellung moderner britischer Menschen sonst gewöhnlich mit „class“ wiedergegeben zu werden pflegt. Nichts schmerzte Cobden tiefer, als daß er seinen Berufsgenossen nicht das ständische Selbstgefühl einzuflößen vermochte, welches ihm bei den erwerbenden sozialen Schichten in Deutschland so angenehm aufgefallen war: „Wenn unsere Landsleute nur ein bißchen von dem Geist besäßen“, rief er aus, „der die Kaufleute und Fabrikanten in Frankfurt, Chemnitz, Elberfeld usw. erfüllt, würden sie die de Medicis, Fuggers und de Witts von England werden, anstatt die Trabanten eines tölpelhaften, nur ihnen selber an Intelligenz nachstehenden Adels zu sein.“

Einen Städtebund wie die Hansa nannte Cobden mit berechtigtem Stolze seine Liga; als einen furchtbaren Bund bezeichnete sie voller Sorgen der konservative Premier wenige Jahre nach ihrer Begründung. Zu bedauern war nur, daß die Arbeiter, der Führung der Chartisten folgend, der Liga „der Lohndrücker“ fernblieben. Nach dem, was wir jüngst bei den preußischen Landtagswahlen erlebt haben, wird die bezeichnete Erscheinung jedem ohne besondere Erklärung verständlich sein. Indessen wollen wir bei dieser Gelegenheit ein Wort über die Stellung Cobdens zu den Arbeiterfragen sagen. Er war Gegner des Arbeiterschutzes durch staatlichen Zwang und hat dieses Vorurteil niemals aufgegeben, obgleich die britische Gesetzgebung noch bei seinen Lebzeiten andere Bahnen einschlug. Eine zweite sozialpolitische Einseitigkeit von ihm beeinflußt noch heute die öffentlichen Verhältnisse, zwar nicht Englands wohl aber Deutschlands. Denn großenteils seinem geistigen Einflusse ist es zu verdanken, daß die Gewerkvereine noch immer nicht die rechtliche Stellung haben, welche ihnen trotz aller

ihrer Gebrechen um der Gerechtigkeit willen nicht vorenthalten werden darf: „Gewerkvereine", sagte er, „sind auf den Prinzipien der brutalen Tyrannei und des Monopols gegründet. Ich möchte lieber unter dem Dey von Algier leben als unter einem Arbeiterausschuß." Wenn Cobden also in der Arbeiterpolitik nicht immer das Richtige traf, so ging er doch in vieler Beziehung über die engherzigen Klassengesichtspunkte der Bourgeoisie hinaus. „Ich setze unbegrenztes Vertrauen in das Volk", äußerte er bei Beginn seiner politischen Laufbahn, „und würde lieber morgen allgemeines Stimmrecht verlangen als das heutige Wahlrecht beibehalten." Als die Chartisten Nordenglands nächtliche Fackelschein-Meetings veranstalteten, ihre Ultras Ausschreitungen gegen Person und Eigentum begingen und unter den liberalen Arbeitgebern von Lancashire das Angstgeschrei erscholl, man müsse konservativ werden, hielt Cobden nicht allein die Fahne des Liberalismus hoch, sondern wagte auch die Chartisten zu entschuldigen: „Sie sind vorlaut und anmaßend", schrieb er, „oder vielleicht auch bloß unwissend, aber sind die regierenden Parteien nicht noch schlimmer? Sind nicht Selbstsucht oder Plünderung von oben oder politische Gaunerei ebenso hassenswürdig wie die Schnitzer der Demokratie? Wir müssen wählen zwischen der Partei, welche auf Grund des Prinzips der Sonderinteressen regiert und dem Volke, das, vielleicht blind, das Wohl der ungeheuren Mehrheit sucht." So ehrlich demokratisch dachte Cobden als junger hoffnungsvoller Politiker; wenige Jahre vor seinem Tode, als lebensmüder Greis, urteilte er noch mit der gleichen feurigen Entschiedenheit zu Gunsten der politischen Emanzipation der Massen. Im Zorn über den Palmerstonschen kapitalistischen Liberalismus, der das Wahlrecht nicht erweitern wollte, rief er aus: „Ich wundere mich, daß die Arbeiter so ruhig sind unter den ihnen gebotenen Verhöhnungen und Beschimpfungen. Haben Sie keinen Spartakus unter sich, um eine Revolte der Sklavenklasse gegen ihre politischen Quäler anzuführen? Solange fünf Millionen Männer unter ihrer Entrechtung schweigen, ist es ganz unmöglich für ein paar Parlamentsmitglieder aus den Mittelklassen ihnen Freiheit zu geben." Indem Cobden für das Household suffrage eintrat, erhob er sich weit über den Durchschnitt seiner Standesgenossen. Durch Einräumung der vollen politischen Gleichberechtigung hoffte er, die Arbeiter dazu zu erziehen, daß sie den kriegerischen Neigungen der aristokratischen Klassen einen nachdrücklichen Widerstand entgegensetzten, einen erfolgreicheren Wider-

stand, als die Mittelklassen zu leisten vermochten. Landete jedoch ein fremder Eroberer an der englischen Küste, so hegte er die Vorstellung, daß die britische Arbeiterschaft dann unter der Führung der Fabrikanten ins Feld ziehen solle: „Für die Selbstverteidigung im eigenen Lande", meinte er, „schafft eine industrielle Wirtschaftsverfassung wahrscheinlich günstigere Möglichkeiten als irgend ein anderer Zustand der Gesellschaft; denn da die Leute, so zu sagen, schon in Regimenter und Kompagnien eingeteilt und ihren Arbeitgebern bekannt sind, so können die Hilfsquellen der Kapitalisten und die Dienste der Arbeiter mit Präzision und Sparsamkeit zu sofortigem und höchst ausgedehntem Zusammenwirken gebracht werden. Wir lesen, daß Jack von Newbury auf eigene Kosten 100 Tuchmacher nach Flodden Field*) führte, und wenn der Geist des Patriotismus durch den Angriff eines auswärtigen Feindes in Erregung gebracht werden würde, so zweifle ich nicht, wir würden unsere großen industriellen Kapitalisten wetteifern sehen um die Ehre, die größte Zahl von Leuten auszurüsten und zu bezahlen, bis unsere Gestade von der Gegenwart des Eindringlings befreit wären."

Ich lasse die militärische Seite dieser Aeußerung, obgleich sie interessant genug ist, unerörtert und stelle nur fest, daß sie sozialpolitisch auf der Anschauung des natürlichen Führerrechts der Arbeitgeber gegenüber den Arbeitnehmern beruhte. Die genannte Auffassung begann Cobden gegen das Ende seines Lebens hin aufzugeben. Er glaubte, erkannt zu haben, daß Arbeiter nur Führern aus dem eigenen Stande Vertrauen schenkten und zog die ihm an sich selbstredend unwillkommene Bildung einer besonderen Arbeiterpartei dem ewigen Stillstand vor, zu welchem ihm das öffentliche Leben Englands verurteilt schien, wenn die Arbeiter nicht den Mittelklassen zu Hilfe kamen und mit ihrer Fünfmillionenkraft, wie er sich ausdrückte, die Schultern an das Rad der politischen Maschine legten.

Cobden zeigte sich also in den wichtigsten Arbeiterfragen, als welche in allen Ländern immer die politischen und nicht die sozialen zu gelten haben, entwicklungsfähig, aber für seinen Kampf gegen die Kornzölle kam ihm das nicht zu Gute. Die Chartisten vermochten kein Vertrauen zu ihm zu fassen, weil er ein Bourgeois war und den Bourgeois, wenn sie auch behufs Beseitigung der industriefeindlichen Agrarzölle seiner Führung folgten, kam er viel zu radikal vor. Der geschäftlichen Depression war Prosperität gefolgt,

*) Schlachtfeld in Northumberland; Schauplatz einer englisch-schottischen Aktion im Jahre 1513.

und mit Widerwillen beobachtete Cobden, mit welcher rasenden Schnelligkeit sich seine Berufsgenossen, sobald sie ein Vermögen gemacht hatten, in feudal gesinnte Konservative verwandelten und für ihre ältesten Söhne Entails begründeten. Die wirtschafts-politischen Ansichten Cobdens griffen allerdings immer weiter um sich und machten auch in den Reihen der Konservativen zahlreiche Proselyten. Denn die von Cobden so gehaßten Tories hatten vor der Beharrungspartei anderer Länder den Vorzug, daß sie nicht in einseitiger Weise die agrarischen Interessen pflegten, sondern auch in den Städten ihre Wurzeln haben wollten. Der Führer der Tory-Partei und erste Rat der Krone, Sir Robert Peel, durchdrang sich mehr und mehr mit der Ueberzeugung, daß die Kornzölle für die verwandelte englische Wirtschaftsverfassung nicht mehr paßten und früher oder später abgeschafft werden müßten. Wann aber der Zeitpunkt zur endgültigen Lösung des Problems kommen würde, blieb auch nach siebenjähriger Agitation der Antikorngesetzliga noch zweifelhaft.

In diesem Stadium drohte der Bewegung ein Schlag, der sie um Jahre zurückwerfen konnte. Es handelte sich um die Privatangelegenheiten Cobdens. Als er an die Spitze der Liga trat, hatte er sich von seinen Kompagnons separiert und ein eigenes Geschäft gegründet, um dessen Leitung er sich indessen nicht bekümmern konnte, da seine Zeit in der Agitation aufging. Sein Bruder Friedrich, dem das Geschäft überlassen blieb, war untüchtig, und so ging es denn mit Cobdens Verhältnissen immer weiter rückwärts. Schließlich stand er vor großen Wechselverbindlichkeiten, denen er nicht gerecht werden konnte. Wie durfte nun ein Mann, welcher dem Anschein nach der Leitung des eigenen Geschäftes nicht gewachsen war, sich vermessen, die Handelspolitik Englands reformieren zu wollen.

Ein paar ihm befreundete Kaufleute seiner Branche, die er eines Winterabends in sein Geschäftslokal gebeten hatte, um ihm mit Rat zur Seite zu stehen, fanden Cobden, im Dunkeln sitzend, die Füße gegen das Gitter des Kamins gestemmt, düster in die verlöschenden Flammen starrend. Er bot ein Bild der Verzweiflung. Die Herren drängten ihn, er möge keinen Tag verlieren, sein Mandat niederlegen und sich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen. Diese Schritte seien die Vorbedingung der Rettung, und er wäre sie Frau und Kindern schuldig. Cobden bekämpfte in schrecklicher Aufregung eine Entscheidung, die ihm wie ein Todes-

urteil vorkam. Seine Aufgabe wäre so bedeutungsvoll, wendete er ein, und der Erfolg vielleicht so nahe: „Aber Cobden", fragte ihn einer der Manufakturisten, „wie konnten Sie bei solchen Sorgen agitieren und, vor Allem, wie konnten Sie dabei schlafen?" „O!" versetzte Cobden, „wenn ich bei den öffentlichen Angelegenheiten bin, denke ich niemals daran; es rührt mich dann nicht; ich schlafe in dem Augenblick, wo mein Kopf auf dem Kissen liegt."

Die Hilfe kam von John Bright, dessen Vermögensverhältnisse ein Einspringen erlaubten. Ueberzeugt, daß der geschäftliche und politische Zusammenbruch Cobdens die Auflösung der Liga nach sich ziehen mußte, brachte der parteieifrige Quäker große persönliche Opfer und bewog zwei reiche freihändlerische Gesinnungsgenossen, das Gleiche zu tun. So wurde Cobden für den Augenblick wieder flott.

Es war der entscheidende Augenblick (Herbst 1845). Seit Wochen regnete es unaufhörlich Tag und Nacht, und bald stand der Eintritt einer schweren Mißernte fest. Sir Robert Peel erkannte, daß die Kornzölle, wenn nicht aufgehoben, so zum mindesten suspendiert werden müßten. Er beschloß, die Gelegenheit zu ergreifen und die veraltete Einrichtung gleich für immer aufzuheben. Ein paar Jahre meinte er, würde es wohl noch möglich sein, der Liga Widerstand zu leisten, aber wozu diente dieser Widerstand anders als zur Stärkung des Chartismus? Da der leitende Staatsmann durch seinen weisen Entschluß in Gegensatz zu einem großen Teile der eigenen Partei geriet, so wurde die Session von 1846 eine überaus stürmische. Ohne daß ich auf Einzelheiten eingehe, wird man sich vorzustellen vermögen, welche gewaltige Position der Präsident der Antikorngesetzliga jetzt im Lande einnahm; mit einem Schlage erhob sich der bis dahin von der Gesellschaft mit Geringschätzung und Argwohn Betrachtete zu einer nationalen Zelebrität. Nachdem die Aufhebung der Kornzölle durch das Parlament gebracht worden war (26. Juni 1846), wurde Cobdens Ruf geradezu ein europäischer. Cobden selber war sich keineswegs von Anfang an bewußt gewesen, welcher Machtentwicklung seine Agitation fähig war, vielmehr hatte er zur Zeit der Begründung der Liga geglaubt, nur Steuerverweigerung würde den Fall der Kornzölle herbeizuführen vermögen. Jetzt war durch Abschaffung der wirtschaftlichen Privilegien des Adels nicht bloß die Handelspolitik des Inselreiches, sondern der Sache nach auch die englische Verfassung geändert worden, ohne daß die Anwendung jenes äußersten unter den unblutigen Mitteln erforderlich gewesen wäre.

Ein Schatten fiel auf das Glück Cobdens, als seine Freunde sich nun nicht länger zu enthalten imstande waren, der Nation seine privaten Verhältnisse zu offenbaren und zu einer Sammlung aufzufordern. Gewiß lag auf der Hand, daß Cobden sich für die Sache des englischen Gewerbfleißes ruiniert hatte, nachdem er auf dem besten Wege gewesen war, ein reicher Mann zu werden. Gleichwohl nahm er nur mit Widerstreben die achtzigtausend Pfund, welche für ihn zusammenkamen, denn er verbarg sich nicht, daß sein Ansehn bei der großen Masse leiden würde. Das ihm zufließende Kapital verwendete Cobden zum größeren Teile dazu, das Manufakturgeschäft in Manchester zu liquidieren; der Zinsertrag des Restes sollte ihm dazu dienen, daß er fortan in pekuniärer Unabhängigkeit der Politik leben konnte. Den Wohnsitz nahm er, Manchester verlassend, in seinem kleinen Geburtsort Dunford, von wo aus die Reichshauptstadt leicht zu erreichen war. Er erwarb das Gütchen, welches sein Vater nicht zu halten vermocht hatte, und ersetzte das alte Bauernhaus durch eine bescheidene Villa. Als er vor einem Meeting in Aylesbury redete und von dem Verhältnis zwischen Grundherrn und Pächtern sprach, bezog er sich des Beispiels wegen auf sein eigenes kleines Besitztum. Da unterbrach ihn Einer aus der Menge und fragte ihn, wie er zu seinem Eigentum gekommen wäre: „Ich verdanke es", versetzte Cobden mit Würde, „der Güte meiner Landsleute. Es war der Schauplatz meiner Geburt und meiner Kindheit; es war das Eigentum meiner Vorfahren, und durch die Freigiebigkeit meiner Landsleute ist nun dies kleine Gut, das meinem Vater durch die Not entrissen worden ist, aufs neue in meine Hände gekommen, sodaß ich den Herd meines Vaters wieder anzünden konnte. Ich sage, daß kein herzoglicher Krieger, der durch das Votum des Parlaments eine große Domäne besitzt (Wellington), einen ehrenhafteren Rechtsanspruch auf sein Eigentum hat als ich."

Die Volksversammlung zollte dem standesbewußten bürgerlichen Redner rauschenden Beifall.

Nach der Beseitigung der Kornzölle schritt Cobden an die zweite große Arbeit, welche er für seine Lebensaufgabe hielt, die Herabsetzung der Ausgaben für Heer und Flotte. Im Unterhause beantragte er kurzab, den Militär- und Marineetat von $18^1/_2$ Millionen Pfund auf 10 Millionen Pfund zu reduzieren, also an den sogenannten unproduktiven Ausgaben mit einem Schlage 170 Millionen Mark zu ersparen, die zu Steuererleichterungen Verwendung finden

sollten. Das englische Volk ist ihm auf diesem Wege nicht gefolgt, trotzdem er noch beinahe zwanzig Jahre mit Leidenschaft für seine Ideale tätig gewesen ist. Nach dem Tode Peels wurde nicht Cobden der leitende Staatsmann in Großbritannien, sondern Palmerston, zu dessen Grundsätzen es gehörte, den martialischen Instinkten des englischen Volkes zu schmeicheln und bis zu einem gewissen Grade die Zügel schießen zu lassen. Der moderne Deutsche, der in die Schule ungeheuerer nationaler Erlebnisse gegangen ist, weiß, daß Cobdens Abrüstungsbestrebungen Fehler gewesen sind. Jedoch befand er sich im guten Glauben, wenn er die englische Flotte für größer erklärte, als ihr Zweck, die Verteidigung britischer Ehre und Macht, erfordere. Er beteuerte, sie nicht reduzieren, sondern ungezählte Millionen Pfund zu ihrer Vermehrung bewilligen zu wollen, wenn man ihm nachweise, daß sie zur Behauptung der Seeherrschaft nicht mehr stark genug sei. Was das Landheer betraf, so wollte er nach der Art der Nordamerikaner nur einen kleinen „Kern" haben, an den sich im Falle der Invasion der britischen Inseln das Aufgebot des ganzen Volkes angliedern sollte. Indessen hielt er bei der Stärke der englischen Marine die Gefahr einer Invasion für sehr gering. Auch auf dem Gebiete des Kriegswesens sind einzelne Cobdensche Bemerkungen überaus gescheidt. Was der Dienst im Frieden für die Kriegstüchtigkeit einer modernen Armee bedeutet, ist Cobden auch ohne den Besitz gründlicher kriegsgeschichtlicher Bildung klar geworden, zum mindesten muß man sagen, daß der geistreiche Mann die richtige Erkenntnis nahe genug gestreift hat. Zur Zeit des Krimkrieges schrieb er: „Große bewegungsfähige Heere sind immer aus der agrarischen Klasse ausgehoben worden. Zwei Hindernisse stehen im Wege, wenn man große bewegungsfähige Heere für den Felddienst unter der städtischen Bevölkerung ausheben will, eins physisch, das andere wirtschaftlich. Leute, die an ein Stubenleben gewöhnt sind, und die vielleicht niemals außerhalb eines warmen und trockenen Bettes geschlafen haben, würden, wie robust sie auch sein mögen, zusammenbrechen unter den ersten Prüfungen der Witterungseinflüsse und des Ungemachs, die vom Lagerleben untrennbar sind. Ihre ganze körperliche Erziehung bedeutet Disqualifikation für derartige Leistungen.

Ich habe den Ausdruck „bewegungsfähiges" Heer gebraucht, weil ich unterscheiden wollte zwischen der Unfähigkeit, die Entbehrung jener Bequemlichkeit zu ertragen, welche allein die Ge-

wohnheit für die Gesundheit des Städters notwendig gemacht hat, und dem Mangel an Entschlossenheit oder Mut, im Kampfe seinen Mann zu stehen. Nicht wenig konventionelle Heuchelei ist verbreitet über die entnervenden Wirkungen des städtischen Lebens. Dessen moralische Tendenz ist genau die entgegengesetzte. Der entschlossenste Teil der Bevölkerung jedes Landes wird immer in den Städten gefunden. Von der Zeit an, wo zu dem Herzeleid des alten Froissart die Weber von Gent die Reiterei des 14. Jahrhunderts schlugen bis herunter zu dem heldenmütigen Widerstand Saragossas, Venedigs und Roms in den neuesten Zeiten haben wir unzählige Beispiele dafür. Wir wissen Alle, daß die Bürgermiliz von London zu den bestfechtenden Männern ihrer Zeit gehörte. Aber wir wissen auch, daß sie einen großen Widerwillen hatten, sich weiter von ihren Betten zu befinden als Blackheath oder Brentford . . . . . . . ."

Da wir heute erleben, daß Chamberlain behauptet, Cobden würde in der Gegenwart Imperialist sein, so wird der angeführte Passus aus der Cobdenschen Flugschrift: „What next and next" (1856) am Ende noch einmal dafür ins Feld geführt werden, daß der Verfasser eigentlich ein Anhänger der militärischen Erziehung der Nation im Frieden gewesen sei. Jedenfalls lebte er der festen Ueberzeugung, daß die Menschheit in ein Stadium ihrer Entwicklung getreten sei, in welcher sich eine ganz außerordentliche Verminderung der Zahl der Kriege ergeben würde. Die blutige Erschütterung von 1848 und das zweite französische Kaiserreich beirrten ihn in der bezeichneten Ansicht nicht, denn er hatte die Chancen der Friedensbewegung immer nüchtern genug aufgefaßt, um nur eine allmähliche Verwirklichung jenes Ideals für möglich zu halten. Eines der stärksten Hindernisse für die Zurückdrängung der Institution des Krieges erblickte Cobden im englischen Nationalcharakter. Um dessen Veredelung in die Wege zu leiten, veröffentlichte Cobden die Broschüre „1793 and 1853". Sie erschien am Vorabend des Krimkrieges, aber zu einem Zeitpunkt, wo weder der Verfasser noch die öffentliche Meinung eine Ahnung von dem bevorstehenden Zusammenstoß mit Rußland hatten: „Die Friedenspartei", führte Cobden aus, „wird niemals das Gewissen des Volkes packen, solange sie ihm erlaubt, der angenehmen Selbsttäuschung nachzuhängen, sie wären eine friedliebende Nation. Wir sind das kampflustigste und aggressivste Gemeinwesen seit den Tagen des römischen Reiches. Seit der Revolution von 1688 haben wir

mehr als 1500 Millionen in barem Gelde für Kriege ausgegeben, von denen nicht einer auf unserem eigenen Gestade gewesen ist oder in Verteidigung unserer Herde und Familien. Diese streitlustige Neigung enthüllt sich in unseren historischen Lieblingsgestalten, in der Popularität des tollen Richard, Heinrichs von Azincourt, des kriegführenden Chatham und jener Monarchen und Staatsmänner, die für ihre Kriegstaten besonders berühmt sind. Sie entfaltet sich in unserem leidenschaftlichen Drange nach der Errichtung von Monumenten für Krieger, sogar an den Toren unserer Börsenhallen, in den häufigen Verewigungen unserer Schlachten durch die Namen von Brücken, Straßen und Omnibussen, aber vor allem in dem Schauspiel, welches die öffentliche Meinung in unserer hauptstädtischen Kathedrale duldet, deren Wände dekoriert sind mit Bas-Reliefs von Schlachtszenen, von Städteerstürmungen und Bajonnetangriffen, wo Pferde und Reiter, Schiffe, Kanonen und Musketen in einem christlichen Gotteshause abwechselnd das wilde Ringen der Belagerung und das des Schlachtfeldes wiedergeben. Ich habe, glaube ich, alle großen christlichen Tempel in den Hauptstädten Europas besucht, aber meine Erinnerung verläßt mich, wenn ich etwas Vergleichbares gesehen habe. Herr Layard hat uns einige sehr ähnliche Kunstwerke aus Ninive gebracht, aber er hat uns nicht gelehrt, daß sie in christlichen Kirchen gefunden wären.

Auch dürfen wir nicht das ganze Unrecht unserer Kriege auf die Aristokratie werfen. Eine Aristokratie regiert nie ein Volk durch Widerstand gegen seine stärksten Instinkte. In Athen ließ sich eine lebhafte und gewählte Einbildungskraft durch den Reiz der Kunst befriedigen. In Genua und Venedig, wo die Bevölkerung zunächst kein Landgebiet hatte, und folglich der Handel die einzige Hilfsquelle war, ging der Weg zur Macht über das Deck der Handelsschiffe oder über die Börse. In England, wo ein Volk mit einer mächtigen physischen Organisation und einer unvergleichlichen Charakterstärke zu verwegenen Unternehmungen bereit war, gab die aristokratische Regierung diesen Eigenschaften die mißbräuchliche Richtung auf ein Jahrhundert beharrlich wiederkehrender Kriege. Die Friedenspartei unserer Tage muß dahin streben, eben diese Energie sich zu Nutze zu machen. Weit entfernt von dem Wunsche nach Zerstörung der Energie oder auch nur der Kampflust, welche uns zu so geeigneten Werkzeugen auf dem Schlachtfeld gemacht hat, werden wir vielmehr an diese Eigenschaften appellieren.

um den Geist des Krieges niederzuschlagen und die zahllosen moralischen Uebel zu beseitigen, an denen die Gesellschaft leidet. Ist unser Volk nicht unterrichtslos, sind nicht die jugendlichen Verbrecher verwahrlost. Taumelt nicht die Trunksucht noch durch unsere Straßen. Haben wir nicht Schlachten zu schlagen wider Laster und Verbrechen in jeder Form und ihre Mutter, die Unwissenheit? Und kann nicht auch Liebestätigkeit ebensoviel Energie und Mut entfalten im Retten von Menschenleben wie vorher betätigt wurde in ihrer Zerstörung?'

In unseren Tagen herrschen ganz andere Ideenströmungen als diejenigen, welche die beredten, schönen Worte Cobdens durchdringen; die providentielle Bedeutung des Krieges wird in der Gegenwart fast allgemein anerkannt. Die Friedensapostel, welche unter uns auftreten, sind an Zahl nicht groß und an Begabung höchstens mittleren Ranges. Cobden jedoch wird niemand ein souveränes Talent absprechen können. Wie er der erste moderne Liberale gewesen ist, welcher die Friedensbestrebungen verfochten hat, so ist er auch der größte unter den Männern und Frauen der bezeichneten Richtung geblieben. Es ist heutzutage, wo die Wahrheit auf der Straße liegt, leicht, die Ideen der Friedens- und Abrüstungsfreunde zu verspotten, aber diese Art von starken Geistern versteht oft vom Wesen der Geschichte nicht viel mehr als jene andere Kategorie der Verhöhner Cobdens vom Thucydides. Es gibt nichts Verkehrteres, als diesem bewährten Politiker die staatsmännische Befähigung deshalb abzusprechen, weil er ein Friedens- und Abrüstungsschwärmer war.

Seine politische Voraussicht, von der wir so viele Proben gegeben haben, erstreckte sich auch auf den wahren Charakter der russischen Finanzen. Er war einer der ersten Liberalen, vielleicht der allererste, welcher die Kreditwürdigkeit Rußlands nicht mit bloßen Schlagworten angriff, sondern mit detaillierter Sachkenntnis. Obgleich es gar kein auf eigenen Füßen stehendes Bankwesen in Rußland gibt, führte Cobden aus, vielmehr der Zar der „Credit mobilier", und der „Credit foncier" des Reiches ist, wird doch so getan, als ob der Gold- und Silberschatz auf der Peter-Paulsfestung nicht ausschließlich von der Willkür der russischen Regierung abhinge. Diese hat Kommissionen des Adels, der Kaufmannschaft und sogar des ausländischen Konsularkorps an der Verwaltung des Schatzes beteiligt, aber das alles ist nur Blendwerk, ausgehend von einer Regierung, welche weiß, daß sie des Betruges für fähig gilt.

In sehr schweren Kriegszeiten, wenn Rußland sich nicht anders zu helfen weiß, wird es die gesamte metallene Unterlage für den Notenumlauf konfiszzieren. Wenn sich die üblen Wirkungen eines solchen Gewaltaktes auf die auswärtigen Inhaber der russischen Staatspapiere erstrecken, welche unter dem trügerischen Namen von Eisenbahnanleihen oder auf andere Art in England, Holland, Frankreich und Deutschland aufgenommen worden sind, so sei jenen Opfern goldener Illusionen folgendes vorgeschlagen. Da sie ihr Geld Rußland als einem „reichen" Lande geliehen haben, so mögen sie sich die fünf Sechstel des russischen Reiches verpfänden lassen, welche einstweilen mit Wäldern, Steppen und Sümpfen bedeckt sind: „Solch' ein Ding wie ein gedrucktes Budget in unserem Sinne des Wortes hat kein menschliches Auge je erblickt. Diese Tatsache zeigt, mit welcher Bereitwilligkeit die Leute ihr Geld hergeben, wenn der Borger nur einen hinreichend selbstbewußten und gebieterischen Anspruch an ihr Vertrauen stellt. Ehe jemand seine Ersparnisse in Aktien anlegt, erkundigt er sich nach dem Charakter der Direktoren und verlangt eine jährliche oder halbjährliche Bilanz. Aber hier ist eine Regierung, die sich nicht herabläßt, uns die Höhe ihrer Einnahmen und Ausgaben mitzuteilen. Zu gleicher Zeit wurde diese Regierung angeklagt, sie mache von dem geborgten Geld den denkbar schlechtesten Gebrauch, indem sie in Friedenszeiten enorme und drohende Rüstungen aufrechterhalte, sich gegen die Freiheiten Westeuropas verschwöre und Spione und Agenten unterhalte, um überall einer guten Regierungstätigkeit entgegenzuarbeiten. Wahrlich! Wenn diese Anklagen wahr sind, dann waren die Kapitalisten, welche der russischen Regierung Geldmittel vorstreckten, niedrig genug, die Werkzeuge zu ihrer eigenen Korrumpierung und Knechtung zu liefern."

Wie man aus den angeführten Schlußworten erkennt, hatte der Feldzug Cobdens gegen die russischen Werte einen politisch-ethischen Hintergrund. In der Tat unternahm dieser „Materialist", den sittlichen Maßstab der Friedens- und Freiheitspartei an das Londoner Börsengeschäft zu legen. Seine vernichtende Kritik des russischen Finanzwesens bildete den Bestandteil einer zornigen Opposition wider die Auflegung jener russischen und österreichischen Anleihen an der Londoner Börse, welche den genannten Regierungen die Unkosten der Niederwerfung der ungarischen Revolution (1849) wieder einbringen sollten.

Ein in seinen teuersten Gefühlen verletzter Citymann fragte

Cobden vorwurfsvoll, ob die Grundsätze des Freihandels ihn nicht vollauf berechtigten, Kapital auf dem teuersten Markte auszuleihen und auf dem billigsten zu borgen: „Nun!" erwiderte Cobden, „wir wollen einmal annehmen, jemand kommt zu Ihnen, um Geld für den Bau von Häusern zu leihen, und Sie wissen, es wird verlangt, um verrufene Häuser zu bauen. Würden Sie berechtigt sein, das Geld herzugeben?" „Aber gewiß!" antwortete der in seinen teuersten Gefühlen Gekränkte." Darauf versetzte Cobden: „Dann will ich mit Ihnen nicht diskutieren; Sie sind ein Mann für die Polizeiaufsicht; denn wenn Sie Geld leihen würden, um verrufene Häuser zu bauen, dann würden Sie sehr wahrscheinlich auch selbst welche bauen, wenn Sie zehn Prozent Zinsen bekommen könnten."

Die Logik dieser derben Abfertigung mag nicht ganz stichhaltig sein; die Reinheit der Gesinnung indessen erscheint als vollkommen zweifellos, wenn sich ihr Träger auch den Dank der Londoner Börse mit nichten verdiente. Ein Erzeugnis des lautersten Idealismus war auch Cobdens unentwegt fortgeführte Propaganda für die Friedensidee. Der Vorwurf unenglischer Gesinnung erschütterte ihn nicht in der Ueberzeugung, daß die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts ihren persönlichen Mut in rühmlicherer Art zu betätigen vermöchten, als auf den Schlachtfeldern eines Eroberungskrieges. Damals floß aus seiner Feder die schönste Stelle, welche in der gesamten modernen Friedensliteratur zu finden ist. Die herrlichen Worte lauten:

„Eine Hungersnot befiel beinahe die Hälfte einer großen Nation. Die ganze Welt beeilte sich, Geld und Lebensmittel beizusteuern. Aber ein paar beherzte Männer verließen ihr Heim in Middlesex und Surrey und drangen ein in die entlegensten Winkel und Nester der Westküste des geschlagenen Eilands (Irlands), um mit eigenen Händen Linderung zu bringen. Zu sagen, sie hätten sich im Tale der Schatten des Todes befunden, würde nur ein unvollkommenes Bild sein; sie waren in der Leichenkammer einer Nation. Niemals seit dem elften Jahrhundert sammelte die Pestilenz, die hagere Handlangerin der Hungersnot, solche Ernte ein. Inmitten einer Szene, welcher kein Schlachtfeld je an Gefährlichkeit gleichkam in der Zahl der Erschlagenen oder den Leiden der Ueberlebenden bewegten sich diese tapferen Männer ebenso ruhig und unerschrocken, wie wenn sie in ihren eigenen Häusern gewesen wären. Die Bevölkerung schmolz so rasch zusammen, daß

die Lebenden die Toten nicht begraben konnten. Halb eingescharrte Körper ragten aus den gähnenden Gräbern. Oft starb die Frau inmitten der verhungernden Kinder, während der Gatte als verwesender Leichnam an ihrer Seite lag. In die Mitte dieser Gräuel drangen unsere Helden vor, sonderten die Toten von den Lebenden mit ihren eigenen Händen, hoben das Haupt der verhungernden Kindheit empor und flößten Nahrung in glühende Lippen, welche Fieberflammen schossen, tötlicher als eine Musketensalve. Hier war Mut! Keine Musik reizte die Nerven, kein Rauch verdunkelte die drohende Gefahr, kein Kanonendonner stumpfte die Sinne ab. Es war kalte Selbstbeherrschung und entschlossener Wille, kalkuliertes Risiko und heroische Entsagung. Und wer waren diese tapferen Männer? Zu welchem „schneidigen" Truppenteil gehörten sie? Waren sie von der Kavallerie, der Infanterie oder der Artillerie? Es waren Quäker aus Clapham und Kingston! Wenn einer wissen will, welche heroische Taten sie vollbrachten, muß er die fragen, welche sie mit angesehen haben. Man findet sie nicht aufgeschrieben in dem Bande der Berichte, den sie selber veröffentlicht haben, denn Quäker schreiben nicht die Bulletins ihrer Siege."

Gegen die Beweiskraft dieser Ausführung läßt sich wieder manches einwenden. Die Ruhmestaten der Quäker gegenüber der irischen Hungersnot von 1847 in Ehren, aber die Hilfe, welche sie bringen konnten, bedeutete doch nur den Tropfen auf den heißen Stein. Wodurch ist die Wiederkehr solcher Katastrophen unmöglich gemacht worden? Durch die gesicherte Massenzufuhr von Zerealien aus den exotischen Ländern, also aus Kolonialgebieten, welche Europa mit dem Schwerte der Gesittung eröffnet hat. Indessen ist die Kolonialpolitik zeitlebens Cobdens Achillesferse geblieben. Er machte Opposition, als England, mit Frankreich verbündet, den Chinesen den Krieg erklärte (i. J. 1857) und auch der gewaltsamen Erschließung Japans hat er sich widersetzt. Seine Bekämpfung des chinesischen Krieges kostete ihn vorübergehend die Volksgunst und das parlamentarische Mandat, eine Prüfung, welche der tapfere Mann mit Würde ertrug. Die gleiche Selbstachtung bewies er, nachdem sich ihm das Wohlwollen der öffentlichen Meinung wieder zugewendet hatte, gegenüber dem Anerbieten Palmerstons, als Präsident des Handelsamts einen Sitz im Kabinett einzunehmen. Hätte Cobden sich bereit gezeigt, so würde er die Mitverantwortung für die Ausgaben haben übernehmen müssen, welche die Politik von „Lord Feuerbrand" nach sich zog. Ein solches Sacrificio del

intelletto mochte er nicht bringen. Wenn nach seinem Tode sein Gesinnungsgenosse John Bright in das Ministerium eintrat, so war das eine andere Sache. Cobdens Saaten waren inzwischen aufgegangen, soweit ihnen das auf englischem Boden überhaupt bestimmt war. Palmerstons Nachfolger, Gladstone, tat alles, was er mit der Staatsraison irgend in Einklang zu bringen vermochte, um dem politischen Optimismus der Manchestermänner zu genügen.

Den übertriebenen Optimismus der bezeichneten Richtung betätigte Cobden nicht allein in den öffentlichen Verhältnissen, sondern, zum Unterschiede von der Mehrzahl seiner Genossen, fortdauernd auch in den privaten Geschäften. Als junger Geschäftsmann hatte Cobden in Manchester Terrains zu spekulativen Zwecken erworben, aber ein Spekulant muß sich in dem Element der Zeit mit richtigem Instinkt zu bewegen wissen, und dazu war Cobden als optimistischer Enthusiast nicht angelegt. Heute sind jene Baustellen ausgenutzt und repräsentieren gewaltige Reichtümer, Cobden aber hingen sie als wüste Plätze zeitlebens am Halse, und die Pacht fraß die Rente seines Kapitalvermögens. Um sich zu befreien, wagte er eine zweite Spekulation, wiederholte jedoch in unbelehrbarem Optimismus den alten Fehler. Im Vertrauen auf die grenzenlose Zukunft der Vereinigten Staaten machte er Geschäfte in den Aktien einer Eisenbahn, die sich später gut entwickelte, bei Cobdens Lebzeiten aber die gehegten Erwartungen nicht erfüllte. Vergebens hatten ihn Freunde, die bessere Kaufleute waren als er, gewarnt, „nicht alle Eier in einen Korb zu legen". Cobden verlor den ganzen ihm gebliebenen Ertrag der nationalen Sammlung: „Mein Haar ist jüngst grau geworden," mußte er gestehen, „über den Gedanken, was aus meinen Kindern werden soll". Aber in Manchester gab es Leute genug, die anerkannten, daß sie Cobden die Ansammlung großer Vermögen verdankten, und die den Schimpf der Undankbarkeit nicht über ihren Stand kommen lassen wollten. Nach mehreren vorangegangenen Unterstützungen kleineren Betrages ergab noch einmal eine Sammlung 40 000 Pfund.

Cobden revanchierte sich gegenüber den Industriellen Englands mit so vielen Tonnen Goldes, wie kein König als Gegengeschenk zu bieten gehabt haben würde. Von der großbritannischen Regierung nach Paris entsendet und mit außerordentlichen Vollmachten bekleidet, schloß er mit Napoleon III. den berühmten englisch-französischen Handelsvertrag von 1860. Da der Kaiser der Franzosen sich vor der Macht der prohibitionistischen Partei fürchtete,

so waren Cobdens persönliche Gaben unentbehrlich, um Napoleon zu überzeugen und zu überreden. Kein anderer Mann als Cobden würde einen Handelsvertrag mit dem hochschutzzöllnerischen Frankreich zu stande gebracht haben. Nach dem Falle des zweiten Kaiserreichs entledigten sich die Franzosen der liberalen Wirtschaftspolitik, welche ihnen Napoleon III. aufgedrängt hatte, aber unterdessen waren zwischen England und Frankreich so viele ökonomische Fäden angesponnen worden, daß eine sehr starke politische Nebenwirkung nicht ausbleiben konnte. Wenn heute das traditionelle Einverständnis der Westmächte trotz Faschoda nicht unterbrochen ist, so schweben auch über den englisch-französischen Beziehungen die Manen Cobdens, in dem Schiedsgerichtsvertrag bis zur Greifbarkeit verkörpert.

An einem rauhen Märztage des Jahres 1865 fuhr Cobden, trotzdem seine Gesundheit besorgniserregend angegriffen war, von seinem Gute nach der Stadt, um an den Debatten der parlamentarischen Session teilzunehmen. Neben ihm im Wagen saß seine Frau, deren Gemüt durch die Geldsorgen, den Verlust eines Sohnes sowie zuletzt durch ihres Gatten sich beständig verschlechterndes körperliches Befinden stark mitgenommen worden war. In ihrer verdüsterten Stimmung sagte Frau Cobden zu ihm: „Ich denke manchmal, daß nach all dem Guten, das du getan hast, und trotz des Ruhmes und der großen Stellung es besser für uns Beide gewesen wäre, wenn wir uns nach unserer Verheiratung in den Hinterwäldern von Kanada angesiedelt hätten.“ Trübe und gedankenvoll schaute Cobden durch das Kutschenfenster in die Winterlandschaft hinaus. Dann erwiderte er: „Du hast vielleicht nur zu recht.“ Was ihm sein Leben als in der Hauptsache verfehlt erscheinen ließ, war, daß er bloß wirtschaftspolitische Erfolge errungen hatte, während im Kampfe gegen die Aristokratie der spezifisch politische Sieg ausgeblieben war. Nun hatte er, der viel geschmähte Materialist, die materielle Wohlfahrt der Nation nur deshalb so nachdrücklich erstrebt, weil er in ihr die Basis des sittlichen und geistigen Fortschritts erblickte. Aber was mußte er erleben! Nicht in der Richtung auf die Quäker von Clapham und Kingston schritt das immer reicher werdende englische Volk fort, sondern mehr als je warfen sich sehr große Teile der Nation den Bestrebungen in die Arme, welche Cobden Feudalismus nannte, und die heute Imperialismus heißen. Seine Atmungsorgane waren schon halb aufgerieben, aber gegen eine so gemein-

schädliche Vorlage wie die kanadische Befestigungsbill, wollte er doch noch sprechen und die öffentliche Meinung dafür zu gewinnen suchen, daß England nicht nur keine Militärausgaben für Kanada mehr machte sondern im Gegenteil das politische Band zwischen dem Mutterlande und der Kolonie möglichst bald durchschnitt. Er sollte nicht mehr zu Worte kommen. Bevor er in die Debatte einzugreifen vermochte, wurde Cobden von Bronchitis befallen und starb, auf seine Art auch als Soldat.

Cobdens Wesen ist zu einfach, in Vorzügen und Mängeln zu leicht zu durchschauen, als daß ich noch eine zusammenfassende Würdigung zu geben nötig hätte. Der Neuabdruck seiner Schriften, welcher für mich der Anstoß zu dieser Skizze geworden ist, verfolgt den Zweck, eine Waffe im Kampfe der englischen Parteien abzugeben. Mir hat bei dem obigen Lebensbilde jede Tendenz ferngelegen; ich wollte nur dem Leser zu einer objektiven Anschauung verhelfen von dem edlen, gescheidten Politiker, welcher dem bürgerlichen Radikalismus des ganzen germanischen Europa den Stempel seiner Individualität aufgeprägt hat.

---

# Blumenthal vor Paris.

Von

**W. v. Blume,**
General der Infanterie z. D.

---

Die Frage der Beschießung von Paris will nicht zur Ruhe kommen. Die schweren Anschuldigungen, die in den Versailler Tagen von keinen Geringeren als von Bismarck und Roon in leidenschaftlicher Weise gegen die Heeresleitung erhoben und von Ersterem in seinen „Gedanken und Erinnerungen" aufrecht erhalten worden sind, beeinträchtigen in ungewöhnlichem Maße die Unbefangenheit des Urteils über die Ereignisse jener Zeit. Besonders übt diese Wirkung der von Beiden ausgesprochene Verdacht aus, daß der Einfluß hoher, im Banne fremdländischer Anschauungen stehender Frauen den Angriff auf Paris verzögert hätte. König Wilhelm und der Kronprinz, Moltke und Blumenthal sollen pflichtvergessen, in schwächlicher Nachgiebigkeit gegen derartige Einflüsse, der feindlichen Hauptstadt gegenüber anders gehandelt haben, als durch die Rücksicht auf den Erfolg des Krieges und das Wohl des deutschen Heeres, also auf die höchsten vaterländischen Interessen geboten gewesen wäre.

Man sollte meinen, daß so schwer Beschuldigte, ganz abgesehen von ihrer Ehrfurcht gebietenden Persönlichkeit, wohl Anspruch auf den Schutz des Rechtsgrundsatzes hätten, daß niemand auf unerwiesene Anschuldigungen hin verurteilt werden darf. Aber trotz der Proteste der Beschuldigten, und obgleich in keiner Weise erwiesen ist, daß Beeinflussungen der in Rede stehenden Art auch nur versucht worden wären, geschweige denn irgend eine Tatsache angeführt werden kann, die auf den Erfolg solcher Einwirkungen schließen ließe,*) wohl aber bereits aktenmäßige Aufklärungen über

*) General v. Blumenthal hat in seinem Tagebuche am 4. Januar 1871 vermerkt: „Beim Diner war Prinz Adalbert, der mir nun auch sagte, es hieße allgemein, ich wolle nicht schießen, und deutete dabei auf Einfluß der Kronprinzeß. Das brachte mich förmlich in Wut und erklärte ich ihm, wer ihm das gesagt habe, der wäre ein Lügner, er möchte es ihm wiedersagen. Was die Menschen dabei haben, so infame Lügen zu verbreiten, ist mir unerklärlich." Vergl. auch seine Tagebuchnotizen vom 12. und 14. Dez. 70.



die wahren Ursachen der Verzögerung des Angriffs auf Paris vorliegen, an denen jeder Versuch eines Indizienbeweises scheitern müßte, — trotz alledem gibt es noch heute, selbst unter den Gebildeten, Leute, die sich der suggestiven Wirkung der ausgesprochenen Verdächtigungen nicht zu entziehen vermögen! Die Geschichtsschreibung der Zukunft wird gerechter sein, sie wird um so sicherer jene Verdächtigungen einmütig zurückweisen, je reicheres Material zur Beurteilung der Tatsachen ihr zur Verfügung gestellt wird.

Wertvolle Beiträge hierfür hat neuerdings der im Jahre 1901 herausgegebene vierte, die Artillerie-Angriffe auf Paris behandelnde Band des vom Generalleutnant v. Müller verfaßten bedeutsamen Werkes über die Tätigkeit der deutschen Festungsartillerie im Kriege 1870/71 und das soeben (1904) erschienene Ergänzungsheft dazu: „Zur Beschießung von Paris", von demselben Verfasser, geliefert. Das letztere verdankt seine Entstehung einigen in der Zwischenzeit veröffentlichten Schriften, namentlich dem Tagebuche des Generalfeldmarschalls Graf v. Blumenthal, das Veranlassung zu erneuerten, zum Teil unzutreffenden Erörterungen der Versailler Vorgänge in einer Anzahl von Zeitschriften und Zeitungen gegeben hat.

Der Generalleutnant v. Müller hat während seiner militärischen Dienstzeit der Artillerie als einer der hervorragendsten Offiziere dieser Waffe angehört. Im Jahre 1870, als Hauptmann, dem Stabe des Kommandeurs der Belagerungsartillerie auf der Südfront von Paris, Oberst v. Rieff, zugeteilt, war er dessen Hauptgehilfe und hatte dadurch reiche Gelegenheit, Einblick in die Vorbereitungen für den artilleristischen Angriff gegen die Südfront und in dessen Ausführung zu gewinnen. In dem reichhaltigen Material, das er zur Beurteilung jener, vorwiegend dem technischen Gebiet angehörenden Vorgänge unter Benutzung amtlicher Quellen und mancher bisher ungedruckter Aufzeichnungen Nächstbeteiligter, wie des damaligen General-Inspekteurs der Artillerie, v. Hindersin, des Oberst v. Rieff u. a. beigebracht hat, liegt der Hauptwert seines Werks. Dessen Inhalt beschränkt sich aber keineswegs auf Darstellung und Beleuchtung der technischartilleristischen Vorgänge, sondern es schildert diese im Rahmen der kriegerischen Gesamthandlung, unter kritischer Betrachtung aller Verhältnisse und persönlichen Einflüsse, die fördernd oder hemmend auf die Vorbereitung und Ausführung des artilleristischen Angriffs eingewirkt haben.

Auch in dieser Hinsicht finden wir in dem Müllerschen Werk

und dem Ergänzungsheft zu ihm manches Neue und viel Beachtenswertes, Anderes aber auch, was nicht ohne Widerspruch hingenommen werden kann.

Die Haltung, die König Wilhelm beobachtet hat, namentlich sein schließliches tatkräftiges Eingreifen in die Verhältnisse hebt der Herr Verfasser zwar mit gebührender Anerkennung hervor. Auch von Moltke spricht er nur mit höchster Achtung und weist namentlich nach, daß er die Gedanken, die ihn bei den Anordnungen für die Einschließung der feindlichen Hauptstadt und für die Heranziehung eines Belagerungstrains geleitet haben, während der ganzen Aktion vor Paris festgehalten hat (s. u. a. S. 11 o., 28, 50 u. s. w.)*) Auf einzelne Anführungen und Betrachtungen, die gleichwohl zu Ungunsten der obersten Heeresleitung ausgelegt werden könnten, wird im nachfolgenden einzugehen sein. Das Urteil über das Eingreifen Bismarcks und Roons wird in zutreffender Weise zusammengefaßt wie folgt (S. 64):

> „Unbedingt traten General v. Roon und Graf Bismarck für eine schleunige Verwendung der Artillerie ein, wobei sie den Hauptwert auf die Beschießung der Stadt legten und die Feuereröffnung nicht von dem Vorhandensein einer bestimmten Munitionsmenge abhängig machen wollten.
>
> Bismarck stützte sein Verlangen auf falsche Mitteilungen, die ihm über den Stand der Artillerie gemacht waren, und berief sich in unzutreffender Weise auf die Belagerung von Straßburg. Der Stand der Munitionsangelegenheit gestattete im November keine Feuereröffnung. Das Feuer hätte mit den Geschützen, die in den Kampf treten sollten, höchstens sechs Tage unterhalten werden können. Der Ruf nach sofortiger Feuereröffnung konnte also kein Gehör finden."

Die volle Schale seines Zornes schüttet dagegen der Verfasser über das mit den Vorbereitungen für den Angriff gegen die Südfront von Paris beauftragte Ober-Kommando der dritten Armee, insbesondere über deren Generalstabschef, Blumenthal, aus. Das geschieht schon in dem Hauptwerke, mehr aber noch in dem Ergänzungsheft. Wer die bezüglichen Ausführungen ohne Nachprüfung liest, kann den Eindruck gewinnen, daß Blumenthal ein ganz haltloser Mensch gewesen sei, der eigentlich gar nicht wußte,

*) Seitenzahlen, auf die ohne nähere Bezeichnung hingewiesen wird, beziehen sich auf das Müllersche Hauptwerk.



was er wollte und aus reinem Eigensinn nicht tat, was er sollte. Diesen Eindruck macht namentlich die Gegenüberstellung mancher widerspruchsvollen Aeußerungen, die sich in seinem Tagebuch finden, z. B. über den Zeitpunkt, an welchem er erwartet, daß Paris wegen Hungers kapitulieren wird. Ja, du lieber Himmel, wer kann sich wohl rühmen, hierüber ein zutreffendes Urteil gehabt und ohne Schwanken festgehalten zu haben? v. Müller führt selbst an, daß von Trochu im Oktober die Mitte des November, von Jules Favre am 26. November der 15. Dezember, von Thiers am 1. November das Ende desselben Monats, vom Gouvernement von Paris am 16. November der 8. Januar als der Zeitpunkt angegeben sei, an dem die Vorräte der Hauptstadt erschöpft sein würden (S. 7 u. 62). Kann da einem Außenstehenden ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er in seinen Annahmen hierüber geschwankt und geirrt hat?

Das Endziel der Unternehmung gegen Paris war zwar unveränderlich dasselbe: Erzwingung der Unterwerfung. Aber der Wege, die zu solchem Ziele führen, gibt es verschiedene, und in der langen Zeit der Einschließung der Hauptstadt erschien das Bild der Kriegslage im Einzelnen natürlich in wechselndem Licht. Wenn da ein Mann in der Stellung, in der Blumenthal sich befand, Tag für Tag seine Eindrücke, Gedanken und Empfindungen niederschreibt, so wird man immer leicht auf scheinbare Widersprüche stoßen, falls man Aeußerungen, die er zu verschiedenen Zeiten getan hat, unvermittelt nebeneinander stellt. Man darf aber überdies beim Lesen und Beurteilen eines solchen Tagebuchs auch die Eigenart des Verfassers nicht aus dem Auge lassen. Blumenthal war sanguinisch und reizbar, von lebhaftem, beweglichem Geist, nahm jeden Eindruck schnell in sich auf, urteilte schnell und sprach oder schrieb jederzeit frisch von der Leber weg, was er im Augenblick dachte oder empfand. Dadurch hat er sich Manchen zum Feinde gemacht, und seine Tagebuchsblätter mit ihren wechselnden Augenblicksbildern und bisweilen scharfen Ausfällen fordern hier und da zum Widerspruch heraus, bieten übelwollender Kritik manche Blöße. Der Billigdenkende aber wird stets dessen eingedenk bleiben, daß Blumenthal sich in drei Feldzügen den wohlverdienten Ruf eines militärischen Genies erworben hat und deshalb verdient daß man kleine Mängel seines Wesens, von denen niemand frei ist, mit Wohlwollen behandelt, nicht aber sie in den Vordergrund des Urteils rückt. Unter allen, auch den schwierigsten Verhältnissen

hat er eine ungewöhnliche Schärfe, Sicherheit und Voraussicht in Beurteilung der Kriegslage, Treffsicherheit und Kühnheit in der Wahl der Mittel und Wege zum Erfolge und ebenso große Konsequenz und Entschlossenheit in der Verfolgung der erfaßten Hauptziele wie Anpassungsfähigkeit an die wechselnden Situationen bei der Ausführung im einzelnen bekundet.

War er vor Paris etwa ein anderer geworden? General v. Müller behauptet dies; er sagt von ihm (Ergänzungsheft, S. 6): „Seine körperliche Leistungsfähigkeit hatte offenbar nachgelassen, und der energische Wille war geschwächt.“ Er habe das dringende Verlangen nach Beendigung des Krieges gehabt. Was die Angabe über Verminderung seiner körperlichen Leistungsfähigkeit betrifft, so findet sie eine scheinbare Bestätigung in den Klagen, die er öfters in seinem Tagebuch über Kopfschmerzen und andere kleine Leiden führt. Er war dagegen immer sehr empfindlich, ließ sich auch zuweilen dadurch in seiner Stimmung beeinflussen. Aber das war nur ganz vorübergehend der Fall; von Natur zart, war er doch überaus zähe, und viele andere werden so wenig wie ich in Versailles eine Verminderung seiner körperlichen Leistungsfähigkeit wahrgenommen haben. Dasselbe gilt von der angeblich geschwächten Energie seines Willens. Die Lebhaftigkeit und Nachhaltigkeit, womit er für seine Ansicht kämpfte, deuten nicht auf verminderte Willenskraft. Und wenn seine Friedenssehnsucht so besonders groß und andererseits er nicht so fest von der Unzweckmäßigkeit des artilleristischen Angriffs und namentlich des Stadtbombardements überzeugt gewesen wäre, so hätte er ja in dem Kampf der Meinungen sich konsequenterweise auf die Seite von Bismarck und Roon stellen müssen.

Nein, das Verhalten Blumenthals vor Paris findet seine alleinige und ausreichende Erklärung darin, daß er von Hause aus am entschiedensten von der Erfolglosigkeit des Bombardements der feindlichen Hauptstadt sowohl wie — im Hinblick auf die Unzulänglichkeit der verfügbaren Mittel — von der Undurchführbarkeit des förmlichen Angriffs gegen sie und besonders von der Unzweckmäßigkeit eines artilleristischen Angriffs mit beschränktem Ziel überzeugt gewesen ist, deshalb in dem Aushungerungsverfahren das geeignetste Mittel zum Zweck erblickt und am konsequentesten hieran festgehalten hat.*) Inwieweit er darin Recht oder Unrecht hatte,

*) Generalleutnant v. Müller behauptet (Ergänzungsheft S. 20 u.), ich hätte in dem Artikel des Milit. Wochenblatts von 1902, Nr. 2, S. 39, gewisse



das ist die Hauptfrage, von der das Urteil über sein Verhalten vor Paris abhängig gemacht werden muß, wozu dann noch die zweite kommt, ob er Befehlen und Absichten der Oberleitung, die seinen Anschauungen nicht entsprachen, zuwider gehandelt oder doch sie nicht mit Eifer und Umsicht ausgeführt hat.

Ich möchte die letztere Frage vorwegnehmen, zu der ich mich — worauf Müller sich beruft — in der 1899 von mir veröffentlichten Schrift „Die Beschießung von Paris 1870/71 und die Ursachen ihrer Verzögerung" dahin geäußerst habe: man könne nicht behaupten, daß das Ober-Kommando der III. Armee alles getan habe, was in seinen Kräften stand, um die ihm aufgetragenen Vorbereitungen für den Angriff zu beschleunigen. Ich halte diese Ansicht aufrecht, bin aber andererseits auch sowohl durch das Tagebuch Blumenthals wie durch die ausführlichen Mitteilungen v. Müllers über die Schwierigkeiten, auf die der Transport der Munition auf dem 100 km langen Wege von Nanteuil, der letzten damals erreichbaren Eisenbahnstation vor Paris, bis zum Belagerungs-Park von Villacoublay tatsächlich gestoßen ist, in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß das Ober-Kommando, bei dem die Angelegenheit in Blumenthals Hand lag, nicht etwa bewußt und absichtlich den Munitionstransport verzögert hat, um dadurch den artilleristischen Angriff zu hintertreiben, sondern daß ihm nur vorgeworfen werden kann, den erhaltenen Auftrag nicht mit der erforderlichen Umsicht und Tatkraft ausgeführt zu haben. Die Wagen und Gespanne für den Munitionstransport, deren Beitreibung der Etappen-Inspektion, den General-Gouvernements, den Kavallerie-Divisionen usw. aufgetragen wurde, trafen in so unzureichender Zahl und so elender Verfassung ein,*) die gleichfalls zwangsweise aus dem Lande herbeigeschafften Fuhrleute erwiesen sich als so unzuverlässig, daß mit diesen Hilfsmitteln die Aufgabe, die

Aeußerungen Blumenthals dahin gedeutet, daß er nicht gegen die Beschießung gewesen sei. Ich habe aber dort nur ausgesprochen, jene Aeußerungen bestätigten, „daß er (Blumenthal) nicht durch falsche Humanität davon zurückgehalten ist, dem „„Mecka der Zivilisation"" so fest zuleibe zu gehn, wie es der Kriegszweck erheischte." Wie dieser Satz, der nur gemeint sein kann, die vorstehende Auslegung finden konnte, ist mir um so weniger erkennbar, als ich in der vorausgehenden Spalte des langen und breiten ausgeführt habe, daß und aus welchen Gründen Blumenthal der entschiedenste und konsequenteste Gegner des artilleristischen Angriffs, besonders aber der voreiligen Ausführung eines solchen gewesen ist.

*) Blumenthal klagt in seinem Tagebuch am 17. November 1870: „Mit dem Heranschaffen der Munition geht es erschrecklich langsam. Wir haben erst 600 Wagen im Park und brauchen 1700."

gewaltigen, für einen Angriff erforderlichen Mengen schwerer Artilleriemunition herbeizuschaffen, nicht gelöst werden konnte. Auch durch Ausführung des Vorschlages, den der General-Inspekteur der Artillerie, v. Hindersin, anfangs Oktober machte (s. Müller, S. 48), aus beigetriebenen Fahrzeugen und Gespannen militärisch organisierte Transport-Kolonnen herzustellen, wäre bei dem unbefriedigenden Ergebnis der Beitreibungen wenig gewonnen worden. Die Nichtberücksichtigung dieses Vorschlags kann daher kaum einen Vorwurf begründen, der übrigens nicht Blumenthal, sondern Moltke treffen würde. Wirksame Abhilfe war nur durch Bildung militärisch organisierter, leistungsfähiger Fuhrparks in der Heimat und deren Heranziehung nach Paris zu schaffen.*) Leider war aus Mangel an Erfahrung und richtiger Beurteilung der Schwierigkeiten, mit denen der Landtransport eines großen Belagerungstrains verbunden ist,**) versäumt worden, mit dem Befehl zur Sendung schwerer Geschütze dem Kriegsministerium in Berlin gleichzeitig die Aufstellung und Sendung solcher Fuhrparks aufzugeben. Die Schuld hieran trifft nicht das Ober-Kommando der III. Armee. Doch hätte Blumenthal aus den Schwierigkeiten, auf die der Landtransport stieß, das Bedürfnis, das Versäumte nachzuholen, frühzeitig erkennen und demgemäß seine Anträge stellen müssen. Er beantragte aber erst am Schluß des Monats November die Ermietung von 500 bis 1000 bespannten Fuhrwerken in der Heimat, und diesem, von Moltke befürworteten Antrage folgte am 4. Dezember der weitere des Ober-Kommandos auf Formation eines militärisch-organisierten Transportkorps. Auch dieser Antrag wurde von Moltke unterstützt. Der Kriegsminister, in dessen Geschäftsbereich die Aufstellung militärisch-organisierter Fuhrparks in der Heimat und ihre Absendung nach dem Kriegsschauplatz fiel,

*) Die in v. Müllers „Ergänzungsheft" auf S. 11 unten enthaltene Angabe, General v. Hindersin hätte bereits anfangs Oktober die Bildung militärisch organisierter Fuhrparks in der Heimat beantragt, beruht augenscheinlich auf einer Verwechselung mit dem oben erwähnten, anders lautenden Vorschlage desselben.

**) Wie sehr es an Erfahrung auf dem Gebiete des Belagerungswesens fehlte, ersieht man u. a. daraus, daß der am 9. September aus dem großen Hauptquartier an das Kriegsministerium in Berlin erlassene Befehl zur Sendung des Belagerungstrains die Weisung enthielt, diesen von Toul ab, wo die Festung die Eisenbahn sperrte, auf dem Landwege weiter befördern zu lassen. Erst als das Kriegsministerium erwiderte, daß hierfür 10000 Zugpferde und 4250 Fahrzeuge erforderlich wären, deren Beschaffung aber unmöglich sein würde, wurde die Weisung zurückgezogen und die Absendung des Belagerungstrains verschoben, bis die Bahn durch Einnahme von Toul bis vor Paris frei werden würde (v. Müller, S. 31).

machte anfänglich Schwierigkeiten; aber als nach deren Ueberwindung die Maßnahme zur Ausführung gelangte, bewährte sie sich trefflich. Viel Zeit war freilich verloren gegangen, und von dem Verschulden daran kann Blumenthal nicht frei gesprochen werden. Die Frage, wie die Ereignisse verlaufen sein würden, wenn es ermöglicht worden wäre, mit dem artilleristischen Angriff früher zu beginnen, wird demnächst noch zu erörtern sein. Hier handelte es sich nur darum, wie das Ober-Kommando der III. Armee den am 9. Oktober erhaltenen Auftrag, den artilleristischen Angriff gegen die Südfront von Paris vorzubereiten, ausgeführt hat.

Wenn, wie ich für nicht unwahrscheinlich halte, die beim Ober-Kommando der III. Armee bestehende Ueberzeugung von der Unzweckmäßigkeit eines artilleristischen Angriffs auf Paris von lähmendem Einfluß auf die Vorbereitungen für diesen gewesen ist, so ist dies, zumal im Hinblick auf die Eigenart Blumenthals, psychologisch erklärlich, kann aber angesichts des bestimmten, dem Ober-Kommando erteilten Auftrages nicht zur Rechtfertigung Blumenthals dienen. Unbenommen war ihm, seine Bedenken gegen den erhaltenen Auftrag und die diesem zugrunde liegenden Absichten dem Großen Hauptquartier gegenüber mit allem Nachdruck geltend zu machen, wie er es auch tat; ja, bei der großen Bedeutung der Sache war dies für einen General in seiner Stellung sogar Pflicht; aber so lange der Auftrag bestand, mußte alle Kraft an seine Ausführung gesetzt werden. Doch gebe ich nochmals der Ueberzeugung Ausdruck, daß hiergegen nicht bewußt, nicht mit pflichtwidriger Absichtlichkeit gefehlt worden ist.

Die Beantwortung der anderen Hauptfrage, inwieweit Blumenthals Bedenken gegen den artilleristischen Angriff und die Hoffnungen, die er auf das Aushungerungsverfahren setzte, begründet waren, ergibt sich in der Haupsache aus dem, was ich hierüber vom Standpunkte der obersten Heeresleitung in meiner bereits erwähnten Schrift „Die Beschießung von Paris und die Ursachen ihrer Verzögerung" ausgeführt habe. Das dort Gesagte wird durch die seitdem eröffneten Quellennachrichten in allen wesentlichen Punkten lediglich bestätigt. Doch geben mir die neueren Publikationen zu folgenden Ergänzungen und Betrachtungen Veranlassung.

Generalleutnant v. Müller beruft sich (Ergänzungsheft, S. 34 und 35) auf folgenden von mir getanen Ausspruch: „Wäre es möglich gewesen, den förmlichen Angriff schon Ende des Monats Oktober *mit ausreichenden Mitteln zu eröffnen und*

ohne Unterbrechung energisch durchzuführen, so wäre vermutlich der Fall von Paris und vielleicht selbst der Friedensschluß um vier bis sechs Wochen früher erreicht worden." In eingehender Prüfung dieser Frage gelangt er zu dem Ergebnis, daß bei energischer Betreibung des Munitionstransports das angegebene Ziel zwar nicht Ende Oktober, wohl aber Mitte November, vielleicht sogar noch etwas früher, erreichbar gewesen wäre.

Dem ist zunächst entgegenzuhalten, daß der Unterschied von vierzehn Tagen im vorliegenden Falle schon recht schwer wiegt. Ende Oktober würde der Angriff unter dem frischen Eindruck der Kapitulation von Metz, Mitte November unter dem des Erfolges der französischen Loire-Armee bei Coulmiers begonnen haben. Und was die materielle Widerstandsfähigkeit der Festung betrifft, so führt General v. Müller in seinem Hauptwerke (S. 58) aus, die Verteidiger hätten ihre Zeit hierfür gut ausgenützt, und fügt hinzu: „Der Verteidiger war in seinen artilleristischen Vorbereitungen bis Ende November so weit gekommen, daß er mit Ueberlegenheit gegen einen Angriff auftreten konnte". Hiernach und nach anderen Nachrichten ist kaum anzunehmen, daß Mitte November, wie es in dem Ergänzungsheft (S. 35) heißt, die Forts, die Zwischenbatterien und die Hauptenceinte nur „sehr notdürftig kampfbereit und zu einem dauernden Kampfe nicht fähig" gewesen wären.

Aber selbst wenn man in dieser Hinsicht die für uns günstigsten Annahmen macht, muß es doch in hohem Grade überraschen, daß General v. Müller meint, Mitte November würden 110 Geschütze — 52 15 cm-, 52 12 cm-Kanonen und 6 21 cm-Mörser — mit je 500 Granaten genügt haben, um den Angriff auf die feindliche Hauptstadt zu unternehmen und sie innerhalb vier Wochen zu erstürmen oder zur Kapitulation zu zwingen. Auf dieser Grundlage beruhen v. Müllers Berechnungen. Mehr als die 28 500 Zentner wiegende Munition für 110 Geschütze hätte nach seiner Berechnung bei zweckmäßigster Verwendung der Transportmittel, die vorhanden waren und vor dem angegebenen Zeitpunkt noch beschafft werden konnten, bis zu diesem nicht zur Stelle gebracht werden können.

Nun hatten aber doch schon die Ende September und in den ersten Tagen des Oktober, — also zu einer Zeit, wo wohl niemand daran dachte, daß die Vorbereitungen für den Beginn des Angriffs sich über Gebühr verzögern würden — stattgehabten Erwägungen der berufenen Fachmänner zu der allseitigen Ueberzeugung geführt,

daß man mit weniger als 244 schweren Geschützen und 500 Schüssen für jedes von ihnen den gegen die Südfront geplanten Hauptangriff nicht beginnen könne. Danach wurde denn auch der Belagerungstrain bemessen. General v. Müller sagt hierüber auf S. 34 seines Hauptwerkes: „Wenn die Zahl von 244 Geschützen auf den Laien Eindruck machte, so war dies nicht bei den Artilleristen der Fall, die nur mit den Kampfgeschützen (168) rechneten. Wenn General v. Hindersin Anfang Oktober den Train für ausreichend gehalten hatte, so lag dies in der damaligen Unkenntnis über die starke Geschützausrüstung von Paris.*) Hätte er diese gekannt, so würde er den Angriff mit dem vorhandenen Train wahrscheinlich für vermessen erklärt haben" (S. 34).

Da würde der Gedanke, mit 110 Geschützen in den Kampf einzutreten, wohl bei den artilleristischen Fachmännern keine Zustimmung gefunden haben. Er würde überdies aber auch an der Unmöglichkeit gescheitert sein, die für die Durchführung des Angriffs, sowohl des förmlichen wie des abgekürzten, in der Stärke von mindestens 30 000 Mann erforderliche Infanterie aufzubringen. Woher sollte sie genommen werden? Die Einschließungslinie durfte nicht dünner sein als sie schon war, und die zu ihrem Rückenschutz verwendeten Truppen reichten hierfür, zumal Mitte November, knapp aus. Ueber diese Schwierigkeit geht v. Müller mit Stillschweigen hinweg. Ich betone sie aber umsomehr, als sie während der ganzen Dauer der Einschließung von Paris fortbestand und in den bisherigen Erörterungen der Frage des Angriffs auf die feindliche Haupstadt nicht die ihr gebührende Beachtung gefunden hat.

Die Heranführung des ganzen Belagerungstrains von 244 Geschützen nebst der ersten Munitionsrate von 500 Schüssen für jedes Geschütz nach Villacoublay hätte bei größtmöglicher Beschleunigung vielleicht anfangs Dezember beendet, und dann auch die rechtzeitige Ergänzung der verschossenen Munition sicher gestellt sein können, dies alles jedoch nur unter der Voraussetzung, daß zugleich mit den ersten Munitionssendungen in Nanteuil 24 leistungsfähige, militärisch organisierte Fuhrparks von je 100 Wagen eingetroffen wären.

Ich kann den Zweifel, ob der Beginn des Angriffs Ende Oktober oder auch Mitte November möglich war, hiermit wohl als erledigt betrachten und gehe zur Prüfung einiger anderer Fragen

*) Nach v. Müller (S. 5) bestand sie zur Zeit der Einschließung aus 2697 Geschützen mit 300 bis 500 Schüssen für jedes Geschütz!

über, die für die Beurteilung der von Blumenthal vertretenen Ansichten von unmittelbarer Bedeutung sind.

Da möchte ich zunächst einen Punkt erwähnen, der zu den letzten Ausführungen in einer gewissen Beziehung steht. Blumenthal hat in seinem Tagebuch am 21. Oktober flüchtig den Gedanken hingeworfen, daß es zweckmäßig sein würde, die Einschließungsarmee im Rücken durch eine Kontravallationslinie zu decken. v. Müller verwirft diesen Gedanken mit Recht. Er war zu jener Zeit schon deshalb nicht ausführbar, weil die Kräfte zur Herstellung und Verteidigung einer solchen Linie fehlten. In einer neueren Besprechung der Vorgänge bei Paris*) wird jedoch der Ansicht Ausdruck gegeben, daß es sich im November empfohlen haben würde, die II. Armee — und wohl auch die Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg? —, statt sie gegen die Loire und le Mans vorzuschieben, mit der Ausführung und Verteidigung einer Kontravallationslinie zu beauftragen. Dabei werden aber doch die Schwierigkeiten und Gefahren unterschätzt, die mit der Versammlung so großer Truppenmassen auf dem langen und schmalen, nur einen Ausgang in der Richtung nach der Heimat bietenden Raume verbunden gewesen wären, ebenso die Vorteile, die der Einschließungsarmee die größere Bewegungsfreiheit in ihrem Rücken gewährte, und die für die Gesamtlage aus der Beherrschung weiter Strecken des feindlichen Gebiets erwuchsen. Endlich hätten für die Verteidigung der, viele Meilen langen Kontravallationslinie, mit schmalem Raume hinter sich, auf jedem Punkte jederzeit so starke Kräfte bereit sein müssen, daß für den Angriff auf Paris durch die Maßnahme keine Kräfte frei geworden sein würden. Wie überall, so war für den Starken auch hier der Hieb die beste Abwehr. —

Die optimistische Hoffnung, die man in den beiden ersten Dritteln des Monats September im großen Hauptquartier gehegt hatte, das schwere Geschütz so früh vor Paris eintreffen zu sehen, daß man mit seiner Hilfe über die, durch das Erscheinen der siegreichen deutschen Heere vor ihren Toren bestürzte und zur Verteidigung noch wenig vorbereitete feindliche Hauptstadt einen schnellen und billigen Erfolg erzielen könnte, diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Es wurden nun die zum großen Hauptquartier gehörenden General-Inspekteure der Artillerie und des Ingenieur-Korps, v. Hindersin und v. Kleist, beauftragt, auf Grund vorzunehmender

*) In den Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine, Jahrgang 1903, S. 611.

Erkundungen Vorschläge für das weiterhin einzuschlagende Verfahren zu machen. Durch das v. Müllersche Werk lernen wir ihre Gutachten kennen. Der Eingang des schon am 30. September vom General v. Hindersin im Einverständnis mit General v. Kleist dem Könige erstatteten Berichts lautet:

„Die Beschießung einer größeren Festung führt, wie noch die jüngsten Beispiele gelehrt haben, einer tatkräftigen Verteidigung gegenüber selten zur Uebergabe. Der Erfolg wird um so zweifelhafter, wenn, wie bei Paris, ein Gürtel von Forts die Anlage von Batterien in genügender Nähe der Stadt ausschließt und, selbst nach Wegnahme einiger Forts, wegen der Ausdehnung der Stadt nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Beschießung ausgesetzt ist. Man wird daher von Hause aus zum förmlichen Angriff schreiten müssen."

Daran wird der motivierte Vorschlag geknüpft, den Hauptangriff gegen den westlichen Teil der Südfront — zunächst gegen die dortigen Forts und, nach deren Wegnahme, gegen den Hauptwall — zu richten und ihn durch einen Nebenangriff gegen die Nordwestfront zu unterstützen (S. 20 bis 22). Der Geschützbedarf für beide Angriffe wird auf 300 schwere Kanonen und 100 schwere Mörser berechnet. Der Schwierigkeit des Materialtransports nach den vorgeschlagenen Angriffsfronten geschieht in dem Bericht keine Erwähnung. Man ahnte sie an keiner Stelle.

In eingehenden Besprechungen mit den beiden technischen Autoritäten über diese Vorschläge erklärte Moltke, daß ein besonderes Belagerungskorps wegen Mangels der dazu erforderlichen Truppen nicht gebildet werden könne, man sich nach Lage der Verhältnisse auch mit den bewilligten 244 Geschützen begnügen müsse. Der Angriff müsse deshalb auf das Notwendigste beschränkt, der Nebenangriff auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Nach Angabe Hindersins (s. v. Müller, S. 276) soll er bei dieser Gelegenheit geäußert haben, „man glaube, daß, wenn zwei bis drei Forts genommen wären und dann die Stadt bombardiert würde, diese kapitulieren würde."

Mit den sich hieraus ergebenden Vorbehalten trat Moltke den Vorschlägen der General-Inspekteure bei. Seinem demgemäß gehaltenen Vortrage stimmte der König zu und befahl am 9. Oktober, daß das Ober-Kommando der III. Armee die Einleitung und Ausführung des Angriffs auf die Südfront, das Ober-Kommando der Maas-Armee seinerzeit die obere Leitung des Angriffs gegen

die Nordfront übernehmen sollte. Den Generalen v. Hindersin und v. Kleist wurde durch dieselbe Ordre des Königs aufgetragen, den Fortgang der Arbeiten unausgesetzt zu überwachen und in Gemeinschaft mit dem Chef des Generalstabes der Armee dem Könige die nötigen Vorschläge in Betreff der den beiden Ober-Kommandos zu gebenden Direktiven zu machen.

Die letztgedachte Bestimmung des Königs ist bei Prüfung der Verantwortlichkeiten für die Ereignisse der nachfolgenden Zeit bisher unbeachtet gelassen worden. Sie blieb in Kraft, bis in den letzten Tagen des Dezember auf Betreiben Roons die Generale Prinz Kraft zu Hohenlohe und v. Kameke berufen wurden, um, dem Könige unmittelbar unterstellt, die technische Oberleitung des Angriffs zu übernehmen, wodurch ebenso wie die beiden General-Inspekteure, auch das Ober-Kommando der III. Armee ausgeschaltet wurde.

Am 10. Oktober schrieb Hindersin an Moltke (v. Müller S. 23): „Das vollständige Eintreffen des reichlich zu dotierenden Belagerungstrains muß dem Beginne des Feuers vorangehn, da nur ein überraschendes und massenhaftes Feuer die Chancen des Erfolges in sich schließen, ein vereinzeltes Auftreten von Geschützen aber von nur zweifelhafter Wirkung sein kann und dazu beitragen dürfte, das moralische Element des Verteidigers zu erhöhen.“

Moltke erklärte sich hiermit einverstanden.

Am 16. Oktober gab Hindersin dem General v. Moltke gegenüber einer etwas veränderten Auffassung bezüglich der beim Angriff zu verfolgenden Ziele Ausdruck, indem er vorschlug, sobald die Forts genommen seien, Batterien zur Beschießung der Stadt zu bauen. „Bei der Menge der neuformierten Truppen und dem unruhigen und aufgeregten Charakter der Pariser Bevölkerung schien ihm eine Umstimmung des vermeintlichen Heroismus des Verteidigers sehr leicht möglich und eine vorzeitige Uebergabe denkbar. Der förmliche Angriff gegen die Enceinte dürfe aber nicht ausgeschlossen werden.“ (Ergänzungsheft S. 4.) Gleichzeitig beantragte Hindersin nochmals in dringendster Weise die Vermehrung der Geschützzahl für den Südangriff um 40 und die Bewilligung von 70 Geschützen nebst fünf Artillerie-Kompagnien für den Nordangriff. Diesem Antrage vermochte Moltke indeß auch jetzt keine Folge zu geben; mehr schwere Geschütze als die heranbeorderten 244 waren damals nicht verfügbar.

Bei all' diesen Erörterungen muß man im Auge behalten, daß sie in die erste Hälfte des Oktober fallen, wo man sich berechtigt glauben durfte, die Widerstandskraft von Paris noch gering einzuschätzen, und andererseits hoffte, den Angriff sehr bald, in einigen Wochen, beginnen zu können. Infolge der unvorhergesehenen Verzögerungen, die der Materialtransport erlitt, rückte jedoch der Zeitpunkt für den möglichen Beginn des Angriffs in immer weitere Ferne, während beim Gegner eine Zunahme der Widerstandskraft sich in Steigerung des Artilleriefeuers und verstärkten Ausfällen mehr und mehr bemerkbar machte. Da infolgedessen auch ein schneller Erfolg des Angriffs nicht erwartet werden konnte, gewann in den leitenden militärischen Kreisen zusehends die Ansicht an Boden, daß Paris durch Hunger zur Kapitulation gezwungen sein würde, ehe dieses Ziel durch den Angriff erreicht werden könne, und daß unter dieser Voraussetzung die mit dem Angriff unvermeidlich verbundenen Opfer zwecklos gebracht werden würden. Zahlreiche, von Moltke, Blumenthal u. a. in diesem Sinne getane Aeußerungen sind bereits bekannt. Durch v. Müllers Werk (S. 276) erfahren wir, daß auch Hindersin am 9. November auf gelegentliches Befragen des Königs sich gegen diesen dahin geäußert hat, „daß bei der großen Verzögerung des Heranschaffens der Belagerungsmittel wohl der Hunger mit unseren ersten Schüssen zusammenfallen würde.“

Gleichwohl nahmen die Vorbereitungen für den Angriff ihren, aus den bekannten Gründen zwar langsamen, aber ununterbrochenen Fortgang. Bei der Ungewißheit darüber, bis zu welchem Zeitpunkte die Lebensmittelvorräte in Paris noch hinreichten, wollte man sich für alle denkbaren Fälle die Möglichkeit offen halten, die Uebergabe durch Gewalt zu erzwingen. Denkbar war namentlich, daß ein sichtbares Ermatten der Widerstandskraft beim Gegner eintreten und zu der Hoffnung berechtigen könnte, schon durch die Eröffnung eines starken Artillerieangriffs in kurzer Zeit, ohne daß der Angriff bis zum äußersten durchgeführt zu werden brauchte, den Entschluß zur Kapitulation in Paris zur Reife zu bringen.

In dieser Auffassung stimmten alle an der Kriegsleitung im großen Hauptquartier beteiligten Militärs mit Moltke überein, was freilich nicht verhindern konnte, daß je nach den Nachrichten, die man aus Paris und über die Kriegslage in den Provinzen erhielt, die Meinungen auch fernerhin darüber schwankten, ob es überhaupt

noch zum Angriff kommen, oder ob Paris, ohne ihn abzuwarten, wegen Erschöpfung seiner Hilfsmittel kapitulieren würde. Volle Uebereinstimmung herrschte unter den genannten Militärs auch andauernd darüber, daß ein Angriff nicht früher begonnen werden dürfe, als nach Bereitstellung aller zu seiner energischen Durchführung erforderlichen Mittel, sowie daß von einem Bombardement der ausgedehnten Stadt, zumal mit den geringen dafür verwendbaren Mitteln, und gar wenn es aus noch weit von den Forts entfernten Stellungen unternommen würde, ein durchschlagender Erfolg nicht zu erwarten sei. Diese Ansichten vertritt auch Generalleutnant v. Müller in seinem Werke und teilt (S. 79 o.) eine Aeußerung v. Rieffs mit, aus der hervorgeht, daß dieser über das Bombardement seinerzeit ebenso urteilte. Wie wir gesehen haben und noch sehen werden, sprach sich der General-Inspekteur der Artillerie, v. Hindersin, in gleichem Sinne aus. Nur einem aus näherer Entfernung, nach Wegnahme der Forts auszuführenden Bombardement zeigten sich die Artilleristen weniger abgeneigt.

Ich kann nun die abweichenden Auffassungen, denen Bismarck und Roon Geltung zu verschaffen suchten, und den ernsten Konflikt, der darüber im Hauptquartier des Königs entstand, als bekannt voraussetzen. Hierüber, sowie über die vom Könige getroffenen Entscheidungen ist einiges Neue nur dadurch bekannt geworden, daß Generalleutnant v. Müller in der Lage gewesen ist, die Aufzeichnungen mitzuteilen, die der Oberst v. Rieff, der der Konferenz beim Könige am 17. Dezember beiwohnte, unmittelbar danach über deren Verlauf gemacht hat, und die, wie v. Müller sagt, mit denen des Generals v. Hindersin übereinstimmen. Es handelte sich in dieser Konferenz um Feststellung der Aufgaben des Angriffs, dessen beschleunigten Beginn der König am 2. Dezember befohlen hatte. Nach v. Rieff haben in jener Konferenz der Kronprinz und Blumenthal sich wegen Unzulänglichkeit der Mittel „gegen die Beschießung" ausgesprochen. Moltke erklärte, er sei von Hause aus „Gegner der Beschießung von Paris" gewesen. Die Anwesenheit des Belagerungstrains habe sich zeitweise als bedenkliche Fessel fühlbar gemacht. „Infolge der günstigen Ereignisse der letzten Wochen hat sich das geändert, und gegenwärtig halte ich das artilleristische Vorgehen gegen Paris zur Herbeiführung einer raschen Entscheidung für notwendig. Ueberdies sind wir in den Augen von ganz Europa gewissermaßen engagiert und dürfen ein so lange geplantes und vielfach besprochenes Unter-

nehmen nicht aufgeben. Hat man aber erst die Notwendigkeit einer Sache erkannt, so finden sich auch immer die Mittel, sie auszuführen; je rascher dies geschehen kann, um so besser." Der König schloß sich dieser Auffassung unbedingt an. Darauf stellte General v. Roon — Bismarck nahm an den militärischen Vorträgen bekanntlich nicht teil — den Antrag, die Beschießung „von Paris", also wohl des Stadtinneren, selbst mit nur sechs bis acht Geschützen, vor Ankunft der ersten Munitionsrate von 500 Schüssen, zu beginnen. General v. Hindersin bekämpfte — nach seinen eigenen Aufzeichnungen — die Ansicht des Kriegsministers, schon aus den jetzigen Batterien auf so weite Entfernungen Paris zu bombardieren, und nannte dies einen bloßen Bombardementskitzel, mit dem man sich der Lächerlichkeit aussetze. Er beantragte, erst die Forts zum Schweigen zu bringen und dann Batteriestellungen zu schaffen, 2000 bis 3000 Schritt näher an der Stadt. Der König lehnte hierauf den Antrag Roons ab. — Ueber die Frage eines förmlichen Angriffs auf die Forts Issy und Vanves bis zur Erstürmung waren die Ansichten geteilt. Die Mehrzahl wollte, wenn möglich, den Sturm vermeiden. Der vom Kronprinzen beantragte Nordwestangriff wurde vom General v. Moltke unter den augenblicklichen Verhältnissen für unmöglich erklärt.*)

In Blumenthals Tagebuch befinden sich über den Verlauf der Konferenz (auf S. 195) noch folgende Angaben: „Das Resultat war, da die Munition noch nicht heran ist, so muß abgewartet werden, bis sie zur Stelle ist, dann soll erst, je nach den Umständen, entschieden werden. Eine förmliche Belagerung soll jedenfalls nicht stattfinden, da dazu die Mittel fehlen. — Zu dem ganz einfachen und durch die Verhältnisse gebotenen Entschluß, sich allein auf die Aushungerung zu beschränken, die jedenfalls ein sicheres Resultat verspricht, und die schweren Geschütze zur Befestigung unserer Stellung zu benutzen, kam man nicht, ja er wurde nicht einmal angedeutet; ich selbst konnte darüber nichts sagen, da man mir sonst gewiß vorgeworfen hätte, ich wolle alle denkbaren Mittel benutzen, um nur die Beschießung zu hintertreiben . . . . Die Fachmänner sprachen alle gegen die wahrschein-

*) Er konnte aus verschiedenen, hier nicht näher zu erörternden Gründen erst wenige Tage vor der Kapitulation eröffnet werden, wurde zwar mit hervorragender Energie und Einsicht betrieben, vermochte aber doch eine Einwirkung auf die Entscheidung nicht mehr auszuüben.

lich ganz resultatlose fähnrichsmäßige Beschießung; nur der Kriegsminister allein war dafür .... Wie selten ist es doch, daß Menschen bei solchen Gelegenheiten ganz offen und frei und ohne jede Rücksicht sprechen. Ich habe mich wenigstens bemüht, es zu tun."

Soweit die Aufzeichnungen über die Konferenz vom 17. Dezember und die vom Könige in ihr getroffenen Entscheidungen. Ergänzt wurden die letzteren durch folgende, auf Befehl des Königs von Moltke am 29. Dezember erlassene Verfügung: „Die erste Aufgabe der Belagerungsartillerie ist das Niederkämpfen der Forts und, unter Verzicht auf die Wegnahme der Forts Issy und Vanves, die Gewinnung näherer Stellungen zur Einleitung einer kräftigen Beschießung der Stadt: Ein regelrechter Angriff soll wegen Mangel an Material und Truppen unterbleiben."

Bei dem gemeinschaftlichen Vortrage, den die Generale Prinz Hohenlohe und v. Kameke am 31. Dezember dem Könige hielten, entwickelte Kameke, zur Ausführung des förmlichen Angriffs auf die Forts seien drei Divisionen (30 000 bis 40 000 Mann) nötig, die nicht vorhanden seien. Darauf entschied der König nochmals, es solle nur die Beschießung der Forts, nicht ihre Wegnahme, behufs Gewinnung näherer Stellungen zum Bombardement, stattfinden (v. Müller, S. 82).

„So" — sagt General v. Müller — „sollte die ursprüngliche Auffassung des Generals v. Moltke, die Belagerungsartillerie als letztes Mittel zum Niederwerfen des feindlichen Widerstandes zu benutzen, verwirklicht werden."

In dem Kampf der Meinungen, der den vorstehenden Entscheidungen des Königs vorherging, trat Blumenthal mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit für die Ansichten ein, von denen sich bis dahin auch Moltke leiten ließ. Gegen ihn richtete sich daher auch besonders der Zorn der „Bombardeure", und nur um so heftiger trat er ihnen entgegen. Bekannt ist sein Schreiben an Moltke vom 21. November 1870, in dem er in unwiderleglicher Weise die gegen das Bombardement von Paris sprechenden Gründe ausführte. General v. Müller schreibt (S. 85): „Ueber den Wirkungsbereich und die Leistungsfähigkeit der gezogenen Kanonen für Bombardementszwecke herrschte große Unklarheit. Die mit den 15 cm-Kanonen bei $20^1/_2$ ° Erhöhung erreichbare Schußweite betrug 5600 m. Nur Wenige wußten das und waren darüber klar, daß damit aus den ersten Batterien nur ein ganz kleiner Teil der Stadt beschossen

werden konnte, wobei die treffbare Fläche dennoch für die geringe Schußzahl recht groß war. General v. Blumenthal war hierüber gut orientiert. Er hatte Pläne fertigen lassen, auf denen in Kreisbogen der Wirkungsbereich der in Betracht kommenden Batterien bezeichnet war."

In dem erwähnten Schreiben, an dessen Rande sich von Moltkes Hand der Vermerk „Mündlich einverstanden erklärt" befindet, sprach Blumenthal auch die Ueberzeugung aus, daß Paris noch vor Ende des Jahres, vom Hunger getrieben, kapitulieren werde. Für den Fall indessen, daß diese Erwartung nicht in Erfüllung gehen sollte, hielt er, in der Annahme, daß alsdann dafür ausreichende Mittel bereit sein würden, die Eröffnung der förmlichen, systematisch vorwärtszuführenden Belagerung für angezeigt, ließ jedoch diesen Gedanken sogleich wieder fallen, als er überzeugt wurde, daß die dafür erforderlichen Mittel nicht beschafft werden könnten. Von da an war sein leitender Gedanke wieder, daß man lediglich die Wirkung des Aushungerungsverfahrens abwarten müsse. Unter keinen Umständen wollte er von halben Maßregeln etwas wissen. „Wenn", sagt er in dem mehrerwähnten Schreiben: „überhaupt jede Halbheit im Leben zu keinem erwünschten Resultat führen kann, so gilt dies ganz besonders von militärischen Operationen, wobei der Mensch alles einsetzen muß, um Großes zu gewinnen, und wo ein Stehenbleiben auf halbem Wege nur Verderben, aber keinen Vorteil bringt. Ein bloßes Beschießen der Festungswerke und eines Teiles der Stadt, ohne die Aussicht, die errungenen Vorteile auch weiter verfolgen zu können, ist eine solche Halbheit und kann nur zu Situationen führen, die abgesehen davon, daß sie unnötige Verlegenheiten bereiten, dem Feinde nur den erwünschten Vorwand geben, seine ganze, ihm noch verbleibende Kraft in der Verteidigung zu konzentrieren und dabei den Gegner zu verhöhnen, der da augenscheinlich will, aber nicht kann."

An diesen Anschauungen hielt Blumenthal mit einer Beharrlichkeit fest, die jeden in ihm sich regenden Zweifel schnell überwand und umsomehr Anerkennung verdient, als er im Dezember und Januar, außer beim Kronprinzen, nirgends mehr volle offene Zustimmung fand. So lesen wir in seinem Tagebuche unterm 10. Dezember 1870: „Ich kann mich nun einmal nicht von dem Gedanken losmachen, daß die Beschießung ohne genügendes Material zur regelmäßigen Belagerung eine Torheit sein würde, die einem

erprobten und erfahrenen Führer niemals verziehen werden kann."

Und am 29. Dezember schrieb er ebenda: „Kameke, der gestern angekommen ist, scheint ganz meine Ansicht von der Sachlage zu teilen. Er findet auch, daß wir zu einer Belagerung nicht halb das Material haben und daß wir uns auf Einschießen der beiden Forts beschränken müssen, die der König nun mal beschossen haben will; er will dann von Notre Dame de Clamart eine Art Bombardement versuchen, kann aber auch nicht leugnen, daß die Ochsen am Berge stehen werden, wenn es keinen Erfolg hat. Niemand will es sich klar machen, welche Blamage es für uns ist, wenn wir ein paar Schritte vorwärtsgehen und dann erklären müssen, daß wir nicht weiter können. Alle rechnen auf den Hunger und scheinen zu glauben, daß die Pariser durch den Schreck noch hungriger werden und sich ergeben; ich fürchte aber, gerade durch das Schießen werden sie auf einige Tage den Hunger vergessen. Ich werde mich aber freuen, wenn ich Unrecht habe."

Unterm 26. Dezember findet sich in seinem Tagebuche wieder folgender Ausspruch: „Ich komme immer mehr zu der Ueberzeugung, daß meine Ansicht über das Bezwingen von Paris bloß durch Hunger die richtige ist. Das Argument, daß dies zu lange dauern würde, kann ich nicht gelten lassen, da eine Beschießung oder gar eine Belagerung mit förmlichem Angriff uns gewiß nicht früher zum Ziele führen würde; auch kann ich darin kein Unglück sehen, daß es hier lange dauert."

Wie wir sehen, hat er auch in dem Vortrage beim Könige am 17. Dezember seine Ansichten nicht verleugnet. Er geriet durch sie innerlich in Gegensatz zu den Entscheidungen, die im Dezember vom Könige im Einverständnis mit Moltke getroffen wurden. Daraus machte er auch gelegentlich kein Hehl, handelte aber gleichwohl, wie es seine Pflicht war, gewissenhaft nach den Befehlen des Königs, indem er namentlich nunmehr die Vorbereitungen für den angeordneten Angriff mit beschränktem Ziele aufs eifrigste förderte.

Durch die Gründe, mit denen Bismarck und Roon seit dem November die Bedenken gegen einen übereilten Beginn der Beschießung von Paris bekämpften, und durch deren Geltendmachung sie auch auf die im Dezember gefaßten Entschlüsse einen wesentlichen Einfluß ausübten, ließ sich Blumenthal in seiner Ueberzeugung nicht beirren. Jene Gründe waren:

Die Ungeduld, mit der die Truppen der Einschließungsarmee den Augenblick ersehnten, wo sie durch den Beginn des Angriffs von der beständigen Beunruhigung durch das feindliche Feuer entlastet würden;

der anerkennenswerte Wunsch der Artilleristen, den Kameraden diese Hilfe zu gewähren, überhaupt an den Ruhmestaten des Heeres teilzunehmen;

die Ungeduld, mit der man in der Heimat, und die Spannung, mit der man im Auslande die Nachricht vom Beginn des Artillerie-Angriffs erwartete, da die Heranziehung zahlreicher schwerer Artillerie nach Paris allgemein bekannt war;

die Gefahr, daß durch längeres Zögern der gute Geist der Truppen, die freudige Opferwilligkeit in der Heimat und unser Ansehen im Auslande leiden könnten, indem Zweifel entstehen würden, ob die Mittel Deutschlands ausreichten und bei der Heeresleitung noch der bisher bekundete entschlossene Wille bestände, den Krieg zu glücklichem Ende zu führen;

die Besorgnis, daß unter solchen Umständen bei neutralen Mächten die Neigung zu mindestens lästigen Interventionsversuchen erwachen könnte; endlich

der ermutigende Eindruck, den es auf die Besatzung und Bevölkerung von Paris, denen gleichfalls das Eintreffen des Belagerungsparks nicht unbekannt geblieben sein konnte, machen müßte, wenn das von Tag zu Tag erwartete Feuer der schweren Geschütze nicht erfolgte.

Alle diese Gründe hatten mehr oder weniger Berechtigung, am wenigsten die Besorgnis vor einer Einmischung des Auslandes, die, wenn überhaupt Neigung dazu bestand, wohl ebenso leicht durch ein Bombardement von Paris, wie durch eine Verzögerung des Angriffs provoziert werden konnte. In Betracht gezogen werden mußten sie alle bei den Erwägungen und Entscheidungen ob, wann und wie Paris anzugreifen sei. Das ist auch zweifellos von Blumenthal geschehen; haben doch Bismarck und Roon wiederholt persönlich auf ihn in ihrem Sinne einzuwirken gesucht.

Man hat wohl gesagt, Blumenthal habe kein Herz für die Leiden und Verluste der Truppen der Einschließungsarmee gehabt. Die Antwort darauf finden wir in seinem Tagebuche, in das er am 14. Dezember schrieb: „Man wirft uns die vielen Opfer vor, die schon gefallen sind, aber man berechnet nicht, was wir noch

werden opfern müssen, wenn wir wirklich zu Bombardement oder Angriff schreiten müssen."

Die in der Heimat herrschende Ungeduld war ihm vollkommen bekannt. Aber er sagt darüber auf demselben Blatte seines Tagebuches: „Soviel ist mir klar, wenn wir nun wirklich nachgeben sollten, so kommen wir in französische Zustände und fallen in die von 1848 zurück. Wenn wir durch die sogenannte von den Zeitungen repräsentierte Volksstimmung uns treiben lassen zu Maßregeln, die jeder Vernunft und militärischen Einsicht widersprechen, so ist es aus mit unserer Feldherrnkunst."

Aehnliche Beweise dafür, daß Blumenthal auch die Gründe gekannt und reiflich erwogen hat, die von anderen Seiten in den Vordergrund gestellt wurden, ließen sich noch mehr beibringen, wenn es dessen bei einem Manne von seiner oft bewährten Einsicht bedürfte. Aber er ist bei ihrer Prüfung zu dem Ergebnis gekommen, daß sie an Bedeutung zurückständen hinter den militärischen Erwägungen, die einen Erfolg von einem Angriff mit beschränktem Ziele und dem Bombardement nicht erhoffen ließen und daher darauf hinwiesen, sich auf Durchführung des sicher, wahrscheinlich sogar bald zum Ziele führenden Aushungerungsverfahrens zu beschränken. Und in der Tat: welcher von den angeführten Gegengründen hätte ihm zur Rechtfertigung dienen können, wenn er für Angriff und Bombardement eingetreten wäre, obgleich er überzeugt war, daß die Anwendung dieser Mittel zu einem Mißerfolge führen würde? Hätte dies der von den Gegnern in den Vordergrund gestellten Rücksichtnahme auf den Geist unserer Truppen, auf die Stimmung in der Heimat, auf das Urteil des Auslandes usw. entsprochen? Was konnte den Mut und die Ausdauer der Verteidiger und der Bevölkerung von Paris mehr beleben als ein mißlungener oder auch nur ins Stocken geratender Angriff der Deutschen und ein Bombardement ohne erschütternde Wirkung? — Entscheidend mußte das militärische Urteil darüber bleiben, welche Mittel unter den obwaltenden Verhältnissen die geeignetsten zur Unterwerfung von Paris waren, zumal die allgemeine Kriegslage Freiheit ließ, nur in diesem Sinne zu handeln, und die politischen Interessen durch nichts so sehr geschädigt werden konnten als durch einen militärischen Mißerfolg.

Das war der Standpunkt, den Blumenthal vertrat. Aber es fragt sich nun noch, ob er die militärische Lage bei Paris richtig beurteilte, indem er den Angriff mit Beschränkung des Zieles auf

Niederkämpfung zweier Forts und auf das Stadtbombardement verwarf und, in Anbetracht der Unmöglichkeit, mit den vorhandenen Mitteln den förmlichen Angriff durchzuführen, lediglich die Wirkung des Hungers abzuwarten empfahl.

Die Antwort hierauf ergibt sich aus den weiteren Ereignissen, die ja in ihren Hauptzügen bisher schon bekannt waren, zu deren näherer Kenntnis aber das Werk des Generalleutnants v. Müller manchen wertvollen Beitrag geliefert hat. Vergegenwärtigen wir uns in Kürze den Verlauf. —

Trotz äußerster Beschleunigung der Vorbereitungen für den Angriff kam der 4. Januar heran, ehe sie beendet waren; und da starker Nebel an diesem Tage das Schießen unmöglich machte, konnte das Feuer erst am 5. Januar eröffnet werden. Der Angreifer hatte 110 gezogene Geschütze feuerbereit in Batterien, von denen eine bei St. Cloud, die anderen auf dem den Forts der Südfront gegenüberliegenden Höhenzuge, von Meudon über Clamart nach Fontenay, errichtet waren. Außer den Forts d'Issy und de Vanves mußte der, St. Cloud gegenüber aus der Hauptumwallung vorspringende Point du jour und auch das Fort de Montrouge beschossen sowie die vorgeschobene feindliche Schanze les hautes Bruyères beschäftigt werden. Die Entfernungen betrugen auf den Flügeln 2800 bis 3500 m, in der Mitte aber nur 1900 bis 2200 m. Der Verteidiger brachte am ersten Tage 140 bis 150 Geschütze ins Feuer und erwies sich auch bezüglich des Kalibers überlegen.

Der heftigste Kampf, der zwischen den beiderseitigen Artillerien am 5. Januar entbrannte, setzte sich in gleicher Weise in den folgenden Tagen fort und ruhte auch in den Nächten nicht ganz. Die deutschen Batterien hatten der feindlichen Uebermacht gegenüber anfänglich einen schweren Stand, gleichwohl gelang es ihnen, das Feuer der Forts schon nach einigen Tagen so weit zu dämpfen, daß es möglich wurde, in der Zeit vom 8. bis 13. Januar mit fünf neuen Batterien etwa 600 m weiter, auf 1400 bis 1700 m Entfernung an die Forts heranzurücken. In den nachfolgenden Tagen wurden die Forts Issy und Vanves so zusammengeschossen, daß sie nach und nach nahezu ganz verstummten. Dagegen setzten die Zwischenbatterien und das Fort Montrouge den Kampf, in den auch der Mont Valérien (gegen die Batterie bei St. Cloud) eingriff, heftig fort, und auf dem Hauptwall, der anfänglich nur am Point du jour in Tätigkeit trat, entwickelte sich nach und nach

mit Hilfe der unerschöpflichen Artillerieausrüstung von Paris eine so überlegene Geschützmasse, daß der Angreifer bei der Unzulänglichkeit seiner Mittel an ein weiteres Vorwärtstreiben des Angriffs nicht denken durfte, vielmehr schon von Mitte Januar an sich im wesentlichen darauf beschränken mußte, den Kampf hinhaltend zu führen. Der Angriff war zum Stehen gekommen.

Ueber das Endergebnis des Artilleriekampfes berichtet General v. Müller (S. 124 u.): „Die Verteidigungskraft der drei Forts war am 26. Januar auf ein so geringes Maß zurückgeführt, daß sie dem weiteren Vorgehen des Angriffs keinen nennenswerten Widerstand hätten entgegensetzen können. In etwas höherem Maße konnten dies noch einige Zwischenbatterien. Die Kraft der Enceinie war ungeschwächt, ihre Niederwerfung hätte einen sehr starken Angriff verlangt."

An demselben Tage wie der artilleristische Angriff auf die Forts (5. Januar) begann auch die Beschießung der Stadt. Man hatte noch in den letzten Tagen des Dezember ein Mittel ersonnen, die größte Schußweite der 15 cm-Geschütze, die bis dahin auf 5600 m angenommen wurde, bis auf 7300 m zu erweitern, und entschloß sich infolgedessen, das Bombardement schon aus der ersten Batteriestellung zu eröffnen. Die Anforderungen, die der Kampf an die Menschenkräfte und an das Material stellte, zogen freilich der Ausführung des Bombardements sehr enge Grenzen. Es zeigte sich überdies sehr bald, daß das neue Verfahren, durch das man größere Schußweiten erreichte, das Material in bedenklicher Weise angriff, sodaß man sich auch in dieser Hinsicht Beschränkungen auferlegen mußte. So begnügte man sich denn, in den ersten Nächten aus einer am Plateaurande von Châtillon gelegenen Batterie je 50 bis 60 Granaten in die Stadt zu werfen. Vom 9. bezw. 10. Januar an nahmen noch zwei der weiter vorgeschobenen Batterien an dem Bombardement teil, und die Zahl der von nun an allnächtlich in die Stadt geworfenen Granaten erhöhte sich auf 150 bis 200. Im ganzen wurden auf die Stadt in den 21 Tagen bis zum 26. Januar etwa 5000 Schüsse abgegeben. Die Geschosse verteilten sich auf eine Fläche von einer Quadratmeile Ausdehnung, deren nördliche Grenzlinie auf dem linken Seineufer lag und vom Champ de Mars über das Panthéon nach dem Jardin des Plantes zur Seine lief. Die Verteilung war aber sehr ungleich. Bei der Anwendung von zwei verschiedenen Ladungen und einer gewissen Beschränkung in der Seitenrichtung

bildeten sich zwei dichte Schußgruppen, deren hauptsächliche die Gegend des Panthéon, Luxembourg und Jardin des Plantes, deren andere die Stadtteile Vaurigard und Grenelle umfaßte. Es entstanden nur 30 Brände und etwa 500 Gebäude wurden beschädigt, die meisten nur leicht, während auf ein paar von ihnen das Feuer sich so konzentrierte, daß auf sie 31, 47, 75, auf eines sogar 137 Granaten niederfielen. Der Verlust der Zivilbevölkerung soll 111 Tote und 142 Verwundete (nach Duquet), nach anderen Angaben mehr betragen haben.

Was die moralische Wirkung des Bombardements betrifft, so empfing man in Paris die ersten Granaten mit ungläubigem Kopfschütteln, weil man es nicht für möglich hielt, daß die Deutschen es wagen würden, die Stadt zu beschießen. Am zweiten Tage ging das Erstaunen in Entrüstung über. Unruhe und Unsicherheit bemächtigte sich der Bevölkerung. Zunächst wurden die oberen Stockwerke geräumt und die Keller bezogen; dann verließen die Bewohner der Stadtteile des linken Seineufers mehr und mehr ihre Wohnungen und flohen aus dem Bereiche der Granaten, größtenteils auf das linke Seineufer. Dort machte die Unterbringung der Flüchtlinge und die Verteilung der Lebensmittel zwar Schwierigkeiten, doch wurden diese überwunden. Und nunmehr hätten die Granaten auf dem linken Seineufer in der bisherigen Weise und selbst in viel größerer Zahl noch lange einschlagen können, ohne einen lähmenden Einfluß von Belang auf die Verteidigung auszuüben.

Daß das Bombardement Neigung zur Kapitulation hervorgerufen habe, wird von keiner Seite berichtet; Trochu versichert sogar, es habe die Pariser hartnäckiger denn je gemacht.

Paris kapitulierte am 26. Januar, lediglich durch Erschöpfung der Lebensmittel dazu gezwungen. Der Angriff und das Bombardement haben nichts dazu beigetragen; auch wenn sie unterblieben wären, hätte Paris nicht einen Tag länger widerstehen können. Der Angriff war in größerer Ferne von den Forts, als man geplant hatte, zum Stehen gekommen. Die peinliche Lage, in die die Belagerer dadurch gerieten, war zum Glück von kurzer Dauer; sie würde anderenfalls zu einem in die Augen springenden Mißerfolg ausgewachsen sein. Allerdings hatte einige Tage vor der Kapitulation auch der gegen die Nordwestfront geplante Nebenangriff begonnen werden können, und zwar mit so glänzendem Er-

folge, daß durch ihn vielleicht bald eine Entlastung des Südangriffs und die Möglichkeit herbeigeführt worden wäre, Bombardementsbatterien auch gegen die nördlichen Vorstädte von Paris zu errichten. Immerhin würden darüber noch Wochen vergangen sein, und vielleicht hätte Paris auch diesem Angriff, dem ja durch die Beschränktheit der Mittel gleichfalls enge Grenzen gesetzt waren, noch standgehalten. Weit mißlicher wäre die Situation geworden, wenn der Südangriff, wie man in den ersten Tagen des Dezembers fast allgemein zu ermöglichen hoffte, schon Mitte dieses Monats, oder, wie Bismarck und Roon wollten, gar schon im November begonnen hätte. Ein schwerer Mißerfolg wäre um so sicherer die Folge gewesen, als der Beginn des Nordangriffs nicht beschleunigt werden konnte, ein Mißerfolg, unter dem die Siegeszuversicht im deutschen Heerlager, die Opferfreudigkeit in der Heimat und das Ansehen Deutschlands im Auslande ebenso gelitten haben, wie sich Mut und Hoffnung in Frankreich gehoben haben würden.

Da die Krisis zum Glück frühzeitig durch die Kapitulation ihren Abschluß fand, so ist sie während des Krieges und selbst seitdem in weiteren Kreisen wenig beachtet worden. Großen Anteil daran hat die Tatsache, deren Bedeutung ich keineswegs unterschätze, daß der Donner der schweren Geschütze vor Paris von den Truppen wie in der Heimat mit Jubel begrüßt wurde, und daß diese Stimmung — zumal die erhoffte Entlastung der Truppen in der Einschließungslinie tatsächlich eintrat und andauerte — vorhielt, bis die Nachrichten von der Einleitung und dem Abschluß der Kapitulationsverhandlungen zu neuen Freudenausbrüchen Anlaß gaben. Wenn wir aber heute einen kritischen Rückblick auf die Ereignisse jener Zeit werfen, so müssen wir uns auch vergegenwärtigen, mit welchen Opfern die Entlastung der Einschließungstruppen erkauft wurde. Die Belagerungs-Artillerie verlor in der Zeit vom 5. bis 26. Januar durch Tod und Verwundung 31 Offiziere und 367 Mann. Das ist mehr, als die Einschließungstruppen, von Ausfallgefechten abgesehen, in gleichen Zeiträumen durch das feindliche Geschütz- und Gewehrfeuer einbüßten.*) Und Ver-

*) In der Zeit vom 6. bis 31. Dezember waren dies beispielsweise 14 Offiziere und 307 Mann. — In dem bereits erwähnten Artikel der Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine wird (auf S. 472 des Jahrgangs 1903) der Meinung Ausdruck gegeben, man müsse bei einem Vergleich der hier in Rede stehenden Art den Verlusten der Einschließungs-Armee auch die von ihr in Ausfallgefechten erlittenen hinzurechnen. Das wäre ganz richtig, wenn durch den artilleristischen Angriff Ausfälle verhindert worden wären.

wahrung muß gegen Darstellungen eingelegt werden, die geeignet sind, Zweifel zu erwecken, ob nicht Grund zu der Besorgnis vorlag, daß die Einschließungstruppen ohne die Hilfe der Belagerungs-Artillerie möglicherweise nicht stand gehalten haben würden. Wie hohe Anforderungen auch in dem langen Stillstand der Operationen vor Paris an ihre Nerven und ihre sittliche Kraft gestellt wurden, so ist doch nicht der leiseste Zweifel gestattet, daß sie auch ohne die ermutigende Wirkung des Geschützdonners mit immer gleicher Hingebung und Ausdauer und unerschütterlichem Mute die Einschließung der feindlichen Hauptstadt bis zu deren Kapitulation aufrecht erhalten haben würden, gleichviel wie lange dies dauerte.

Freuen kann man sich darüber, daß den eitlen Schichten der Pariser Bevölkerung für immer der Glauben an die Unverletzlichkeit ihrer befestigten Stadt genommen worden ist. Selbst Blumenthal schrieb am 21. Januar 1871 in sein Tagebuch, er sei jetzt eigentlich ganz zufrieden, die Franzosen könnten nun wenigstens später nicht sagen, daß wir es nicht gewagt hätten, ihre berühmte Weltstadt zu beschießen. Freilich setzt er gleich wieder hinzu: „Zum Kapitulieren werden sie aber durch das Schießen nie gebracht werden."

Als erfreulich ist es auch zu bezeichnen, daß die Festungsartillerie nicht in die für eine brave Truppe schmerzliche Lage gekommen ist, den Kriegsschauplatz mit dem Belagerungstrain nach mühevoller Arbeit ohne Befriedigung ihres Tatendranges wieder verlassen zu müssen.

Aber wie berechtigt an sich und wie troftreich auch alle diese Erwägungen sind, so können sie doch die Tatsache nicht verschleiern, daß der auf Niederkämpfung einiger Forts und Beschießung der Stadt planmäßig beschränkte Angriff den erstrebten Erfolg, die Entscheidung zu beschleunigen*), nicht hatte, vielmehr für den An-

---

Daß dies nicht der Fall war, beweist unwiderleglich die Ausfallschlacht am Mont Valérien, die bekanntlich am 19. Januar, 14 Tage nach Beginn des Artillerieangriffs, stattfand.

Bei dieser Gelegenheit sei beiläufig erwähnt, daß an Geschützmaterial beim Südangriff, teils durch das feindliche, teils durch das eigene Feuer zerstört oder zeitweise unbrauchbar wurden: 46 Rohre, 38 Laffetten, 31 Räder, 5 Richtmaschinen.

*) General v. Müller sagt zwar (Ergänzungsheft, S. 21 oben): „Die Verwendung der Artillerie hatte nicht den Zweck, die Kapitulation herbeizuführen, und kaum jemand glaubte an diese Möglichkeit." Das Unzutreffende dieser Behauptung ergibt sich aus dem oben im Wortlaut mitgeteilten Gutachten Moltkes in der Konferenz beim Könige am 17. Dezember, worin es heißt: „Gegenwärtig halte ich das artilleristische Vorgehen gegen Paris zur Herbeiführung einer raschen Entscheidung für notwendig." Dieses Gutachten gab bekanntlich den Ausschlag.

greifer eine peinliche Lage herbeiführte, die einem empfindlichen Mißerfolge gleichgekommen sein würde, wenn ihr nicht bald durch Erschöpfung der Lebensmittel in Paris und die dadurch bedingte Kapitulation ein Ende bereitet worden wäre.

Blumenthal gereicht es aber zu unbestreitbarem Ruhme, die Verhältnisse richtig erkannt, die Folgen des geplanten Vorgehens völlig zutreffend vorausgesagt und an der gewonnenen Ueberzeugung, unbeirrt durch mächtige Gegeneinflüsse und beständig warnend, bis zuletzt, selbst dann noch festgehalten zu haben, als alle, die bisher einer Meinung mit ihm gewesen waren, Moltke nicht ausgenommen, dem Drängen Bismarcks und Roons nachgaben.

Was könnte wohl Veranlassung zu dem Versuch geben, diesen jetzt klar vorliegenden Sachverhalt zu verdunkeln? Der Ruhm der deutschen Heeresleitung im Kriege von 1870/71 ist so groß und so fest begründet, daß er nicht darunter leiden kann, wenn einzelne Irrtümer und Fehler, die vorgekommen sind wie bei allem Menschenwerk, offen besprochen werden. Wie wollen wir aus der Geschichte lernen, wenn sie uns nicht die volle Wahrheit bietet? Und wie könnte die Geschichte ohne volle Wahrheit gerecht sein? Auch Blumenthal hat Anspruch darauf, daß ihm Gerechtigkeit werde, wie manche Sympathie er auch in seinem Leben dadurch verscherzt haben mag, daß er mit seiner wahren Meinung niemals zurückhielt, ihr vielmehr gelegentlich schroffen Ausdruck gab.

Zum Schluß noch ein Wort, das vielleicht geeignet ist, Mißverständnissen zu begegnen. Wenn die Tätigkeit der Belagerungsartillerie vor Paris nicht zu dem erstrebten Ziele führte, so liegt die Schuld nicht an ihr, sondern daran, daß ihr eine unerfüllbare Aufgabe gestellt wurde. Die Truppen der Belagerungsartillerie vor Paris und ihre Führer haben sich mit Ruhm bedeckt wie die aller andern Waffen. Sie haben die außerordentlichen Schwierigkeiten, die sich ihnen vor und nach Beginn des Kampfes entgegenstellten, mit bewundernswerter Selbstverleugnung und Ausdauer überwunden, mit unerschütterlicher Tapferkeit gekämpft und durch ihr Feuer Wirkungen erzielt, die alle Erwartungen übertrafen. Zu der hochangesehenen Stellung, die die Fußartillerie gegenwärtig im deutschen Heere einnimmt, hat die Festungsartillerie im Kriege 1870/71, und nicht am wenigsten vor Paris, den Grund gelegt.

---

# Luthers Humor ein Stück seiner Religion.

Von

**Ernst Rolffs.***)

In zwei Persönlichkeiten verkörpert sich gegenwärtig für das protestantische Deutschland die Ehrfurcht gebietende Kraft und Größe des deutschen Nationalcharakters: in Luther und Bismarck. Man mag darüber streiten, wer von beiden größer gewesen ist und dem deutschen Volke Größeres gegeben hat. Man kann nicht darüber streiten, wer uns menschlich näher steht. Wie die hohe Backsteinmauer um den Herrensitz in Friedrichsruh dem profanum vulgus jeden Einblick in des großen Kanzlers Häuslichkeit verwehrte, so trägt seine Größe einen Zug aristokratischer Strenge, durch den der gewöhnliche Sterbliche in respektvoller Entfernung von seiner Persönlichkeit gehalten wird. So sehr sie zu begeisterter Verehrung auffordern mag, so entschieden verbietet sie vertrauliche Annäherung. Dagegen macht das ehrwürdige Augustinerkloster in Wittenberg auf jeden Deutschen — er sei denn ein „Papist" oder ein „Schwarmgeist" — den Eindruck, als ob er ohne weiteres eintreten dürfte und im Kreise der Tischgenossen des Reformators einen Platz finden würde, ohne sich durch die heroische Größe des Hausherrn gedrückt und beengt zu fühlen. Obgleich Luthers prophetisches Selbstbewußtsein durchaus nicht geringer war als Bismarcks aristokratischer Herrscherwille, gestattet es doch dem Durchschnittsmenschen, bei der Berührung mit seiner Persönlichkeit des eignen Nichts durchbohrendes Gefühl zu vergessen. Das macht Luthers Wesen ist verklärt von einem Humor, wie er Bismarck versagt geblieben ist. Nicht als ob dieser von jeder humoristischen Anwandlung frei wäre und nicht manches treffende Witzwort geprägt

*) Vortrag, gehalten im Zweigverein des Evangelischen Bundes zu Hannover bei der Lutherfeier am 10. November 1903.

hätte. Es finden sich besonders in seinen Briefen Perlen echten Humors. Aber für den großen Realpolitiker, der durch Blut und Eisen der deutschen Nation die staatliche Einheit schuf, war der Humor mehr Arabeske, äußerliche Beigabe, während er bei dem gewaltigen Idealisten, der durch das Wort allein die Welt aus den Angeln heben wollte, ein notwendiger Ausfluß seiner Weltanschauung war. Luthers Humor ist ein Stück seiner Religion. Daraus erklärt sich seine centrale Stellung im Leben des Reformators; daraus erklärt sich vor allem die Eigenart des deutschen Humors im Unterschied etwa von dem englischen oder französischen Humor. Gerade die Humoristen, die dem deutschen Volk am meisten aus der Seele gesprochen haben, Männer wie Fritz Reuter, Wilhelm Raabe, Heinrich Seydel u. a. wären auf katholischem oder auch nur auf kalvinischem Boden undenkbar. In ihrem Humor wirkt die Stimmung Luthers nach. Eine Beschäftigung mit Luthers Humor führt daher zugleich hinein in das Wesen des deutschen Humors.

1.

Der Sinn für Humor hat Luther wohl niemals ganz gefehlt. Er ist nach Mathesius' bekanntem Wort „ein hurtiger und fröhlicher junger Gesell“ gewesen, als er die Erfurter Universität bezog. War der natürliche Frohsinn der Jugend bei ihm im Kindesalter niedergehalten durch die harte Zucht des Elternhauses und der Schule, die einen verschüchterten Knaben aus ihm gemacht hatte, so konnte er sich um so frischer entfalten in den drei Jahren, die der Jüngling im freundlichen Hause der Frau Cotta in Eisenach verleben durfte. In Erfurt verschloß er sich dann nicht dem heitern Treiben der jungen Humanisten, deren übermütige Laune helle Funken scharfen Witzes sprühte über die Rückständigkeit und Beschränktheit der Mönche und Pfaffen. Seine Vorliebe für die römischen Satiriker und Lustspieldichter wie Plautus, Horaz, Terenz, Juvenal, die aus dieser Zeit stammt, beweist zur Genüge, daß er von jeher eine humoristische Ader gehabt hat. Aber er hatte bei seiner übermütig-harmlosen Lebensfreude kein gutes Gewissen. Die gebeugten, von Wachen und Fasten vor der Zeit gealterten Gestalten der durch die Straßen Erfurts wandelnden Karthäuser sorgten dafür, daß im Kreise der lebensfrohen Humanisten das sittliche Ideal mönchischen Lebens, das ihm durch den kirchlichen Unterricht in Fleisch und Blut übergegangen war, seine Macht über ihn nicht verlor. Diesen

„Heiligen“ gegenüber kam er sich vor als ein in die Nichtigkeiten der gottentfremdeten Welt verstrickter Mensch, über dessen Haupt drohend die Wolke des göttlichen Zornes hing. Bei einer solchen Gemütsstimmung mußte sein Humor immer etwas Gezwungenes behalten.

Noch weniger konnte er selbstverständlich gedeihen in den Jahren, in denen der Mönch seine furchtbaren Gewissenskämpfe zu bestehen hatte und dem jungen Wittenberger Professor bei seiner Wirksamkeit als Distriktsvikar des Augustinerordens mit Schrecken und Entrüstung die Augen aufgingen für die tiefen Schäden seiner Kirche. Luther konnte nicht mitlachen, als 1515 das ganze Abendland lachte über die Epistolae obscurorum virorum, in denen der gesunde, fröhliche Menschenverstand gegen Scholastik und Bettelmönche kämpfte mit den Waffen des Spottes und beißender Satire. Die Sache war ihm viel zu ernst. Wie ihm in den Jahren bis 1518 zu Mute war, mag man aus dem Herzenserguß schließen, der sich in einem nach seinem Verhör vor Cajetan in Augsburg an Staupitz gerichteten Briefe findet: „Eins ist nur noch übrig: ein schwaches und durch fortwährende Mühsale ermattetes Körperchen; wenn sie mir das durch List und Gewalt entreißen wollen, so werden sie mich vielleicht um eine oder zwei Stunden meines Lebens ärmer machen.“*) Das ist nicht die Stimmung, in der der Humor gedeiht.

Diese Stimmung ändert sich erst merklich seit 1519. Was sich bis dahin an humoristisch gefärbten Aeußerungen in seinen Schriften aufspüren läßt, zeigt nur, daß seine Anlage zum Humor nicht ganz verdorrt ist. So wenn er in einem Brief an Friedrich den Weisen vom Jahre 1517, in dem er seinen Fürsten an das Versprechen erinnert, ihm ein neues Kleid schenken zu wollen, von dessen Kommissar Pfeffinger bemerkt: „Er kann fast gute Worte spinnen, wird aber nit gut Tuch daraus,**) oder an Karlstadt höchst despektierlich über Cajetan schreibt: „Er ist diese Sach zu richten, erkennen und urteilen ebenso geschickt, als ein Esel zu der Harfen.“***) Es ist sehr charakteristisch, daß es zwei deutsche Briefe sind, in denen diese ersten Spuren Lutherschen Humors sich finden. Denn Luthers Humor und Luthers Deutsch gehören zusammen. Aller-

*) de Wette, Dr. M. Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken. Berlin 1825. I. S. 118. Der Brief ist lateinisch.
**) de Wette I. S. 77.
***) de Wette I. S. 160.



dings hat er manchen scherzhaften lateinischen Brief geschrieben, und in seinen lateinischen Werken findet sich manche gesalzene Satire. Das hat er in der Schule der Humanisten gelernt. Aber wenn sein eigenständiger, urwüchsiger Humor durchbricht, ebenso wie wenn sein religiöses Pathos ihn fortreißt, so fällt er oft unvermittelt aus der lateinischen in die deutsche Sprache. Für das eine hat man die klassischen Denkmäler in den gewaltigen Briefen vom 27., 29. und 30. Juni 1530,*) in denen der einsame Held auf der Koburg ringt mit dem Kleinmut Melanchthons auf dem Reichstag zu Augsburg. Für das andere ist u. a. ein Brief von 1532 bezeichnend, der den mit seiner Lage in Nürnberg unzufriedenen Osiander zur Geduld ermahnt: „Durate et vosmet rebus servate iucundis. Es kann also nicht bleiben. Mali mores parient bonas leges. Es ist ein Uebergang, sprach der Fuchs; es muß der Vogel sich einmal mausen, so kriegt er wieder schöne Federn.**) Das macht: so viel Luther auch lateinisch gesprochen und geschrieben hat, empfunden und gedacht hat er immer deutsch. Daher kann sich sein Humor literarisch erst entfalten, als sich der Schwerpunkt seiner schriftstellerischen Tätigkeit von seinen lateinischen Gelehrtenarbeiten auf das Gebiet deutscher Publizistik verschiebt. Diese Wendung trat ein in dem Moment, wo er sich genötigt sah, seine Sache dem Forum der Theologen zu entziehen und an sein deutsches Volk zu appellieren. Wie Luther den ganzen Reichtum seiner Persönlichkeit in fortgesetztem inneren und äußeren Protest gegen das römische Kirchentum entwickelt, so ist auch sein eigentümlicher Humor im Kampf gegen Rom geboren und groß geworden. Seine frühesten Dokumente sind des Reformators deutsche Kampfschriften gegen Rom.

2.

Den Kampf gegen Rom in deutschen Schriften aufzunehmen, dazu wurde er gedrängt durch die Leipziger Disputation im Juli 1519. Sie bildet den entscheidenden Wendepunkt in der Stellung Luthers zur römischen Kirche. Als Eck ihn zu der Konsequenz gedrängt hatte, die Unfehlbarkeit der Konzilien zu bestreiten, hatte er sich innerlich von der Kirche losgerungen. Er hatte die Souveränität des Gewissens proklamiert und sein eigenes Verständnis der heil. Schrift über die Autorität der Kirche gestellt. Der Refor-

*) de Wette IV. S. 49 ff.
**) ibid. S. 402.

mator Luther ist fertig. Er ist bereit und entschlossen, die Festigkeit und Sicherheit der von ihm gewonnenen Position gegenüber jedem Angriff vor aller Welt zu erproben. Die Gelegenheit dazu bot ihm sehr bald der Barfüßermönch Alveld in Leipzig, der sein ursprünglich lateinisch geschriebenes Buch „über den apostolischen Stuhl", in dem Luther wegen seiner Leipziger Aeußerungen angegriffen war, durch eine deutsche Ausgabe popularisierte. Ihm antwortet Luther unter dem die Ironie verratenden Titel: „Vom Papsttum zu Rom wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig"*) und zeichnet gleich in der Vorrede ein komisches Bild „der tapferen Helden zu Leipzig", „die sich nicht allein wollen ansehen lassen, sondern auch jedermann mit Streit bestehen": „Sie sind sehr wohl gerüstet, daß mir dergleichen noch nicht vorgekommen sind. Die Eisenhüte haben sie an den Füßen, das Schwert auf dem Kopfe, Schild und Krebs hängen auf dem Rücken, die Spieße halten sie bei der Schneide, und steht ihnen der ganze Harnisch gar fein an wie einem Reitersmann auf diese neue Manier." Der gleiche Ton wird dann schon bedeutend kräftiger angeschlagen in den Streitschriften gegen den Gelehrten Hieronymus Emser, mit dem er ebenfalls durch die Leipziger Disputation in eine Fehde verwickelt war. Da Emsers Broschüre mit seinem Wappen geziert war, einem Steinbock mit der Umschrift „Hüt' dich, ich stoß dich," so schreibt Luther ihm in Form eines offenen Briefes: „An den Bock zu Leipzig;"**) darüber dürfe sich Emser nicht beklagen, führt er im Vorwort aus, da er sich selbst als Bock ausdrücklich gekennzeichnet habe, obgleich das gar nicht nötig gewesen wäre, da man es seinem ganzen Wesen schon ansähe. Dann beginnt er: „Hast du nie gehört die Fabel, da der Esel mit dem Löwen um die Wette schrie und etliche Tiere vor seinem Geschrei flohen, daß sich der Löwe zu ihm wandte und sprach: Wenn ich nicht wüßte, daß du ein Esel wärst, ich hätte mich wohl selber vor dir gefürchtet. Du siehst täglich, daß ich mich vor denen nicht fürchte, die mehr Kunst und Verstand in einem Haar haben, denn du an Leib und Seele; dennoch unterstehst du dich, mich zu trotzen und zu schrecken. Damit du stark beweisest, daß du die Vernunft mit Unvernunft verwechselt und aus einem Menschen ein Bock geworden bist."

*) Ich zitiere nach der kleinen Braunschweiger Lutherausgabe, „Luthers Werke für das christliche Haus" 1889, da dieselbe am ehesten zugänglich sein dürfte. I. S. 114. In derselben (Bd. 8) finden sich auch die meisten der zitierten Briefe.

**) Br. A. IV. S. 6.

Auf Emsers wütende Replik „An den Stier zu Wittenberg“ erschien prompt Luthers Erwiderung: „Auf des Bocks zu Leipzig Antwort,“ die er Emser selbst widmet, indem er ihn in dem kurzen Vorwort als einen Freund behandelt, der ihm dessen Schrift zugeschickt habe: „Dem festen und gestrengen H. E., meinem besonders günstigen Herrn und Freund, D. Martinus, mein gutes Vermögen.“ Unter dieser Maske teilt er ihm mit, er wolle trotz des Abratens seiner Freunde Emsers Lügenschrift beantworten, „daß der Sau der Bauch nicht zu groß würde.“*)

An diesen Proben aus seinen frühesten deutschen Kampfschriften lassen sich schon alle charakteristischen Merkmale seines polemischen Humors beobachten. Es ist in erster Linie die drastische Ausdrucksweise, bei der alles ins Konkrete übersetzt wird. Luther denkt nicht in Begriffen, sondern in Vorstellungen, wie sie ihm durch das Volksleben geboten werden. Diese wirken um so erheiternder, je höher die Persönlichkeiten stehen, auf die er sie anwendet, z. B. wenn er dem Kanzler Brück mit Bezug auf den Erzbischof von Mainz schreibt, daß er „ihm gedenke, die Nasen aufzuspunden, die er so fest zugespundet hat, und nicht riechen will, wie er stinkt, auf daß ers riechen müsse.“**) Damit hängt das andere Merkmal zusammen: die reichliche Benutzung von Fabeln, Sprichwörtern, Gleichnissen, durch die entweder das menschliche Handeln unter einem Bilde aus dem Tierleben dargestellt wird, wie bei Emser, oder das Planen und Tun der Großen auf eine Stufe mit dem Treiben der Geringen gerückt wird. So eröffnet er eine seiner bedeutendsten Schriften; „Von den Konziliis und Kirchen***) mit folgender Darstellung der päpstlichen Diplomatie: „Ich habe oft selbst mitgelacht, wo ich gesehen, daß man den Hunden an dem Messer einen Bissen Brot geboten, und wenn sie darnach geschnappt, mit dem Heft auf die Schnauze geschlagen, daß die armen Hunde nicht allein den Schaden, sondern auch den Schmerz dazu haben mußten und ist ein feines Gelächter.“ Geradeso macht es der Papst mit dem Konzil: er hat „immer vertröstet und verzogen und dem Kaiser als einem Hunde den Bissen Brots immer geboten, bis er seine Zeit ersehen: da schlägt er ihn über die Schnauze und spottet seiner dazu als eines Narren und Gaukelmännleins.“ Als es der päpstlichen Diplomatie gelungen war, das geforderte freie, deutsche

*) Br. A. IV. S. 13.
**) de Wette V. S. 35.
***) Br. A. II. S. 5.

christliche Konzil mit Kautelen zu belasten, durch die das Gegenteil von „frei, deutsch, christlich“ daraus werden mußte, schildert er sie in seiner letzten leidenschaftlichsten Schrift „Wider das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet“*) durch ein anderes ebenso treffendes Bild: „Gleichwie ein Gaukler den albernen Leuten ins Maul Gulden gaukelt, aber wenn sie es aufthun, so haben sie Pferdedreck drinnen, so tut auch dieser schändliche Lecker Paulus Tertius, schreibt nun schier zum fünften Mal aus ein Konzilium, daß wer die Worte hört, muß denken es sei sein Ernst, aber ehe wir uns umsehen, so hat er uns Pferdedreck ins Maul gegaukelt.“

Als drittes Merkmal von Luthers polemischem Humor — der übrigens besonders in seinen späteren Jahren nicht frei ist von starken Geschmacksverirrungen, so wenn er in der eben genannten Schrift aus „Se. Heiligkeit“ beständig „Seine Höllischkeit“ und aus „Dekretalien“ mit Vorliebe „Dreckétalien“ macht — darf man die vernichtende Ironie ansehen, die in der Regel so derb und drastisch ist, daß sie dem Leser kaum je ein Rätsel aufgiebt. So wenig sie daher geeignet ist, auf den modernen Geschmack vorbildlich zu wirken, so dürfte es im Hinblick auf gewisse Vorgänge des letzten Katholikentages doch nicht unzeitgemäß sein, den „Spottzettel“**) wieder auszugraben, mit dem Luther 1542 die Ueberführung der Halleschen Reliquien nach Mainz begleitete. Nachdem er berichtet hat, Se. Kurfürstl. Gnaden hätten „aus merklichen Ursachen und Eingeben des heiligen Geistes die Reliquien von Halle nach Mainz transstuliert, auf daß die lieben Rheinländer den armen entblößten Knochen wieder helfen wollten zu neuen Kleidern“, fährt er fort: „Man sagt auch beständiglich, daß Seine Kurfürstl. Gnaden viel merklicher Partikel dazu gebracht habe, die man zuvor nicht gehört, — — — als 1. ein schönes Stück vom linken Horn Mosis, 2. drei Flammen vom Busch Mosis auf dem Berge Sinai, 3. zwei Federn und ein Ei vom heiligen Geist, 4. ein ganzer Zipfel von der Fahne, damit Christus die Hölle aufstieß, 5. auch eine große Locke vom Bart Beelzebubs, der an derselben Fahne kleben blieb, 6. ein halber Flügel von S. Gabriel dem Erzengel, 7. ein ganzes Pfund von dem Winde, der vor Elias überrauschte in der Höhle am Berg Horeb, 8. zwei Ellen von dem Ton der Posaune auf dem Berge

*) Br. A. IV. 123.
**) Br. A. VIII. 450.



Sinai, 9. dreißig Bombart von der Pauke Mirjams, der Schwester Mosis, am Roten Meer gehört, 10. ein groß schwer Stück vom Geschrei der Kinder Israel, damit sie die Mauern Jerichos niederwarfen, 11. fünf schöne helle Saiten von der Harfe Davids, 12. drei schöne Lockhaare des Absalom, damit er an der Eiche hangen blieb. Doch dies weist man nicht für Heiligtum, sondern zum Wunder, wie zu Rom Judas' Strick in S. Peters Kirche gewiesen wird." Diesen „Spottzettel" hatte Luther anonym erscheinen lassen als „Neue Zeitung vom Rhein", aber nicht um unerkannt zu bleiben, sondern um sich von allen sofort erraten zu lassen. „Ich habs also gemacht", schreibt er an Justus Jonas, „daß ich habe wollen gemerkt sein. Und wer es liest und jemals meine Feder und Gedanken gesehen, muß sagen: das ist der Luther."

Luther ist sich also selbst darüber klar, daß sein polemischer Humor für seine Schreibweise charakteristisch ist. In der Tat braucht man ihn nur einmal mit den berühmten Satirikern seiner Zeit Sebastian Brant und Thomas Murner zu vergleichen, um die eigenartige Wucht seines grimmigen Humors zu empfinden, neben der die oft sehr feine und witzige Satire der beiden anderen Dichter sich matt und schattenhaft ausnimmt wie eine Federzeichnung neben einem Oelgemälde. Ihnen fehlt keineswegs seine Beobachtungsgabe und Gestaltungskraft, wohl aber das religiöse Pathos, aus dem sein Humor geboren ist. Als er zum erstenmal gegen Alveld zur Waffe der Satire greift, bittet er „einen jeglichen frommen Christenmenschen, daß er seine Worte also aufnehmen wolle, ob sie vielleicht auch spöttisch oder spitzig sein würden, als aus einem Herzen gesprochen, daß sich mit großem Wehe hat brechen müssen und Ernst in Spott verwandeln". — „Weil denn mein Herr Christus und sein heil. Wort, so teuer mit seinem Blut erkauft, für Spott und Narrenrede geachtet wird, muß ich den Ernst fahren lassen und versuchen, ob ich auch narren und spotten gelernt habe."*) Sein Spott entquillt dem heiligen Zorn eines tief religiösen Gemütes über die Entweihung der Religion durch die, die sich anmaßen, ihre Hüter und Schützer zu sein. Ihnen schneidet er die Narrenkappe, um sie der Verachtung der Mit- und Nachwelt preiszugeben. „Ich spotte allein darum mit meinem schwachen Spotten, daß die, so jetzt leben und nach uns kommen,

*) Br. A. I. 114

wissen sollen, was ich von dem Papst, dem verfluchten Antichrist, gehalten habe, und wer ein Christ sein will, sich vor solchem Greuel lasse vermahnen."*) Zugleich aber ist dieser polemische Humor ein Zeugnis von seinem „beständigen, hochgemuten, unerschrockenen Geist", wie er seine Stimmung Emser gegenüber beschreibt, indem er ihm zugleich versichert: „Ich will euch trotzen und verachten als die unverständigen, blinden Köpfe und vergifteten Lügner, und wollte, daß deine häßigen Augen müßten sehen meinen täglichen, fröhlichen Mut."**) In seinem streitbaren Humor offenbart sich das trotzige Bewußtsein der Ueberlegenheit über seine papistischen Gegner, die ihm sein befreiender Glaube verleiht. Er freut sich, wenn sie ihm wie etwa Herzog Heinrich II. von Braunschweig durch ihre thörichten Büchlein Gelegenheit geben, sie mit Spott und Schande heimzuschicken. „Es tut mir nicht allein im Herzen, sondern auch in der Kniekehle und den Fersen sanft, wenn ich merke, daß durch mich armen, elenden Menschen Gott der Herr beide, die höllischen und weltlichen Fürsten also erbittert und unsinnig macht, daß sie vor Bosheit sich zerreißen und zerbersten wollen, und ich dieweil unter des Glaubens und Vater-Unsers Schatten sitze und lache des Teufels und seiner Schuppen in ihrem großen Zorn, Plerren und Zerren, damit sie doch nichts ausrichten, nur daß sie ihre Sache täglich ärger und meine, das ist Gottes Sache fördern und besser machen," — so bekennt er in seiner Schrift „Wider Hans Worst",***) wie er den Herzog von Braunschweig tituliert. In seiner unter schweren Kämpfen errungenen Glaubensüberzeugung hat er den archimedischen Punkt, von dem aus er eine Umwertung der alten Werte vollziehen kann. Was seine Zeit als heilig und göttlich ansah, das lehrt er sie als menschlich, als allzu menschlich ansehen. Als Mittel dazu braucht er seinen polemischen Humor. Er stellt ihn in den Dienst der neuen, höheren Religion, durch die sein Gewissen frei geworden ist von der knechtenden Herrschaft der Kirche, — um seinem Volke zu derselben Freiheit zu helfen.

3.

Seit dem Reichstage zu Worms treibt dieser polemische Humor einen Seitenschößling, der, anfangs lediglich eine Variante des-

*) Br. A. IV. S. 134.
**) Br. A. IV. S. 17.
***) Br. A. IV. S. 257.

selben, mit den Jahren sich zu einer selbständigen Art bei Luther entwickelt: der heroische Humor. Auf der Reise nach Worms tut er den bekannten Ausspruch: „Ich will hineinziehen, wenngleich so viel Teufel darin wären als Ziegel auf den Dächern.“ Dem todesmutigen Trotz dieses Wortes fühlt man's ab, wie schwer ihm der Entschluß gegenüber den Abmahnungen der Freunde geworden ist. Das Wort ist in bitterstem Ernst gesprochen. Als er gebannt und geächtet, jedem preisgegeben, der sich seiner bemächtigen will, hart an den Grenzen der Herrschaft seines grimmigsten Feindes, des Herzogs Georg von Sachsen, von der Wartburg nach Wittenberg reitet, um die Bilderstürmer zur Ruhe zu bringen, da schreibt er seinem Kurfürsten auf dessen wohlgemeinte Abmahnungen von Borna aus in dem berühmten Brief vom 5. März 1522: „Das weiß ich ja von mir wohl, wenn diese Sach zu Leipzig also stände wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hineinreiten, wenn's gleich (E. K. F. G. verzeihe mir mein närrisch Reden) neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein jeglicher wäre neunfach wütender denn dieser ist.“*) Dieses groteske Bild hat er sicher nicht konzipiert, ohne daß ein spöttisch überlegenes Lächeln über seine Züge geglitten wäre. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie er zwei Tage vorher im „Schwarzen Bären“ von Jena die bekannte Begegnung mit den beiden Schweizern gehabt hatte, die der unbekannte Reitersmann durch sein freundlich heiteres Wesen bezauberte, um sich klar darüber zu werden, daß der trotzige Ausspruch einer Stimmung entsprungen ist, in der er dieselbe Gefahr leicht nahm, die er vor dem Reichstag zu Worms sehr ernst genommen hatte. Was er in Worms erlebt hat, hat seinen Glauben an sich selbst, an seinen prophetischen Beruf mächtig gesteigert. Er hat den Kampf mit den Fürsten und Großen der Erde gewagt und gewonnen. Die gewaltige Spannung seiner Seele hat sich gelöst; seine Freiheit und Sicherheit gegenüber der Welt ist über alle inneren Schranken hinausgewachsen; er weiß jetzt, daß die Fürsten auch nur Menschen sind, und glaubt nicht mehr an ihre Macht, ihm zu schaden oder ihn zu schützen. Das sagt er im Zusammenhang mit jener Aeußerung über Herzog Georg seinem Kurfürsten mit den klassischen Worten: „Ich hab's auch nicht im Sinn von E. K. Gn. Schutz begehren. Ja, ich halt, ich wolle E. K. F. G. mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. — — Wer am

*) de Wette II. S. 139.

meisten glaubt, der wird hie am meisten schützen. Dieweil ich denn nu spüre, daß E. K. F. G. gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerleiwege E. K. F. G. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte."*) Ganz in demselben Tone hat er ihm schon einige Tage früher von der Wartburg aus geschrieben, um ihn über die in Wittenberg ausgebrochenen Unruhen zu trösten; mit einer freundlich ironischen Anspielung auf Friedrichs des Weisen frühere Vorliebe für wertvolle Reliquien heißt es da: „Ew. F. Gn. hat nu lange Jahr nach Heiligtum in alle Land bewerben lassen; aber nu hat Gott E. F. G. Begierd erhöret und heimgeschickt ohn alle Kost und Mühe ein ganzes Kreuz mit Nägeln, Speeren und Geißeln. Ich sage abermal Gnade und Glück zum neuen Heiligtum; E. F. G. erschreck nur nich, ja strecke die Arme getrost aus und laß die Nägel tief eingehen, ja danke und sei fröhlich: also muß und soll es gehen, wer Gottes Wort haben will, daß auch nicht allein Hannas und Kaiphas toben, sondern auch Judas unter den Aposteln sei und Satanas unter den Kindern Gottes."**)

Dieser heroische Humor bricht immer dann am gewaltigsten hervor, wenn er sich im Kampf mit Rom besonders ernsten Gefahren gegenübersieht. Seine schönsten Dokumente stammen aus Luthers Aufenthalt auf der Koburg 1530. Welch einen grandiosen Humor verrät der eine kurze Satz, der sich mitten in einem lateinischen Briefe an den kleinmütigen Melanchthon findet: „Was kann denn der Teufel mehr thun, denn daß er uns erwürge?"***) Geradezu erhebend aber wirkt dieser Humor in einem Brief an den Kanzler Brück, wo er, mit Luthers dichterischer Kraft vermählt, zu einem wunderbaren Zeugnis seines Gottvertrauens wird: Zwei Wunder hat er kürzlich gesehen. Das eine ist das mächtige Himmelsgewölbe, das feststeht, ohne daß einer stützende Pfeiler wahrnähme. „Nu sind etliche, die suchen solche Pfeiler und wollten sie gern greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus keiner andern Ursachen, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen." Das andere sind die großen dicken Wolken, einem Meer vergleichbar, die über der Erde schweben, ohne daß Dach oder Kufen zu sehen wären, von denen sie getragen würden; sie ruhen nur auf dem Regenbogen, der doch nichts weiter ist als ein

*) de Wette II. S. 140.
**) de Wette II. S. 136.
***) de Wette IV. S. 49.

ohnmächtiger Schemen. „Noch sind etliche, die des Wassers und der Wolken dicke und schwere Last mehr ansehen, achten und fürchten, denn diesen dünnen, schmalen und leichten Schemen; denn sie wollen gern fühlen die Kraft solches Schemens; weil sie das nicht können, fürchten sie, die Wolken werden ein ewige Sündflut anrichten."*) In diesem Humor, ebenso kindlich wie tiefsinnig, lächelt ein heldenhaftes Gottvertrauen über die Thorheit der Menschenkinder, die mit ihrem Sinnen und Sorgen dem allmächtigen Gott ins Handwerk pfuschen wollen. Solcher Humor ist Religion. Das leuchtet ohne weiteres ein. Ja, es sind geradezu die Höhepunkte in Luthers Religion, wo sein Gottvertrauen zum Humor wird, — zu dem heroischen Humor, der leicht zu nehmen vermag, was die anderen erdrücken will, und für gering achtet, was ihnen Angst und Sorge macht.

Ein Ausdruck seines Gottvertrauens bleibt dieser Humor immer, auch wenn er sich von dem Boden loslöst, auf dem er ursprünglich gewachsen ist, von der Siegeszuversicht im Kampf mit Rom, und sich auf andere Lebensgebiete überträgt, wo er leichtere Formen annimmt. Allerdings liegt dieses Gottvertrauen dann mehr im Hintergrunde, wenn Luther z. B. 1535 seinen Kurfürsten beruhigt über das Gerücht vom Ausbruch der Pest in Wittenberg: „Mein gewisser Wetterhahn ist der Landvogt Hans Metzsch, welcher bisher eine ganz nüchterne Geiersnase gehabt auf die Pestilenz, und wo sie fünf Ellen unter der Erden wäre, würde er sie wohl riechen. Weil derselbe hie bleibt, kann ich nicht glauben, daß eine Pestilenz allhie sei." Es seien zwar einige verdächtige Todesfälle vorgekommen; aber die Luft sei noch nicht vergiftet. Trotzdem sei er damit einverstanden, daß die Schulen geschlossen wären, damit die jungen Knaben umherspazieren könnten und „ihre Gedanken gestillt würden". „Ich merke aber, daß derselben Jugend viel solch Geschrei der Pestilenz gern gehört; denn etliche den Schwären auf dem Schubsack, etliche den Grind an den Federn, etliche die Gicht am Papier kriegen. Vielen ist die Dinten schimlicht worden; so haben auch sonst etliche die Mutterbrief gefressen, daran sie das Herzweh und Sehnsucht zum Vaterland gewonnen, und mögen vielleicht dergleichen Schwächlichkeit mehr sein denn ich erzählen kann."**) Mit derselben großartigen Sorglosigkeit, wie sie in diesem köstlichen Humor als Ausfluß verborgenen Gottvertrauens erscheint,

*) de Wette IV. S. 128, s. auch Br. A. VIII. S. 419 f.
**) de Wette IV. S. 611.



behandelt er z. B. auch die Fragen der kirchlichen Organisation oder der liturgischen Ausgestaltung der Gottesdienste, die anderen viel Kopfzerbrechen machten und heute noch machen. Als 1539 Joachim II. von Brandenburg bei der Einführung der Reformation manches Katholische beibehalten wollte, wie Chorröcke, Prozessionen, Responserien u. a., schreibt Luther an den Propst von Berlin, Georg Buchholzer: Wenn der Kurfürst die Predigt des Evangeliums und die rechte Verwaltung der Sakramente freigeben, dagegen die Anbetung der Heiligen, das Umtragen des Sakraments, Totenmessen u. a. fallen lassen wolle, „so gehet in Gottes Namen mit herum und traget ein silbern oder gülden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock von Sammet, Seide oder Leinwand. Und hat Euer Herr, der Kurfürst, an Einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, die Ihr anziehet, so ziehet derer dreie an, wie Aaron der Hohepriester drei Röcke übereinander anzog, die herrlich und schön waren, daher man die Kirchenkleider im Papsttum Ornata genannt hat. Haben auch Ihre Kurfürstliche Gnaden nicht genug an einem Circuitu oder Prozession, daß Ihr umher gehet, klingt und singt, so geht siebenmal mit herum, wie Josua mit den Kindern von Israel um Jericho gingen, machten ein Feldgeschrei und bliesen mit Posaunen. Und hat Euer Herr, der Markgraf, ja Lust dazu, mögen Ihre Kurf. Gnaden vorher springen und tanzen mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that, da sie in die Stadt Jerusalem gebracht ward, bin damit sehr wohl zufrieden."*) Wenn es auch auf den ersten Blick nicht so scheinen möchte, auch dies ist heroischer Humor, entsprungen aus dem felsenfesten Glauben an die Macht des Evangeliums, der alle äußeren Formen leicht nimmt in der Gewißheit, daß Gott der Wahrheit zum Siege hilft. Auch durch seinen heroischen Humor vollzieht Luther eine Umwertung geltender Werte im Dienste seiner Religion: er entwertet der Menschen eignes Sorgen und Planen, ihre stolze Klugheit und Vorsicht, um den Wert des Vertrauens auf die Macht und Vorsehung Gottes zu steigern.

4.

Seit seiner Verheiratung im Jahre 1525 entwickelt sich bei Luther eine neue Art des Humors, der idyllische Humor, dessen mannigfache Verwandtschaft mit dem heroischen Humor nicht zu

*) Br. A. VIII. S. 442 f.

verkennen ist. Wie sein polemischer Humor durch die Leipziger Disputation und sein heroischer Humor durch den Reichstag zu Worms entbunden ist, so war es gleichfalls eine reformatorische Tat, aus der sein idyllischer Humor entsprang. Das Jahr 1525 ist das tragische Verhängnis seines Lebens. Als aus seinem Evangelium von der Freiheit des Christenmenschen der Geist des Aufruhrs Nahrung sog, der die gedrückten und geschundenen Bauern erregte, sich unter Mord und Brand ein menschenwürdiges Dasein zu erkämpfen, da verstand er sein deutsches Volk nicht mehr. Und als er dann sein fürchterliches Buch gegen „die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern“ schrieb, da verstand ihn sein deutsches Volk nicht mehr. Um des Gewissens willen hatte er die Fesseln zerbrochen, mit denen Rom sein Volk gebunden hielt, und war dadurch zum gefeierten Nationalhelden geworden. Um des Gewissens willen trat er auf gegen den Geist der Empörung und Zuchtlosigkeit, der die unter Höllenqualen errungene Freiheit verdarb, und verlor dadurch das Herz seines Volkes; er wurde gehaßt von denen, die ihn angebetet hatten. In diese schwere, trübe Zeit fällt seine Hochzeit. In welcher Stimmung er den Schritt in den Ehestand gethan hat, enthüllt uns ein Brief an mehrere Freunde, die er zur Hochzeitsfeier einladet: „Welch ein Zetergeschrei, lieben Herren, hab ich angerichtet mit dem Büchlein wider die Bauern! Nu ist alles vergessen, was Gott der Welt durch mich getan hat. Nun sind Herrn, Pfaffen, Bauern, alles wider mich, und dräuen mir den Tod. Wohlan, weil sie denn toll und töricht sind, will ich mich auch schicken, daß ich für meinem Ende im Stande, von Gott erschaffen, gefunden, und nichts meines papistischen Lebens an mir behalten werde, so viel ich kann, und sie noch toller und törichter machen, und das alles zur Letze und Ade.“ *) Trotzdem er sich bewußt ist, daß der gesteigerte Haß gegen ihn aus seiner Vermählung unerschöpflichen Stoff zu den schändlichsten Nachreden ziehen wird, hat er den folgenschweren Entschluß gefaßt, weil er ihn als ein Tatbekenntnis ansieht, das er der Welt vor seinem Tode schuldig ist. Alle seine hohen und schönen Worte über die Würde des Ehestandes hätten das tief eingewurzelte mittelalterliche Vorurteil von der Heiligkeit des ehelosen Lebens nicht überwunden, wenn er selbst unbeweibt gestorben wäre. Darin sah er tiefer und klarer als seine nächsten Freunde, die über die

*) Br. A. VIII. S. 402, de Wette III. S. I.

Folgen seiner Verheiratung für sein Werk äußerst pessimistisch urteilten. Ihren Bedenken gegenüber war seine Verheiratung eine reformatorische Tat, zu der kaum weniger moralischer Mut gehörte, als er bei der Leipziger Disputation und auf dem Reichstage zu Worms bewiesen hatte. Es ist daher ein Zeugnis für die in Gott gegründete Freiheit und Sicherheit seines Gewissens, es ist heroischer Humor, wenn er über ihre Sorgen scherzen kann, wie er es in einem Briefe an den Marschalk Dolzig tut, den er um ein Wildpret zum Hochzeitsschmaus bittet: „Es ist ohn Zweifel mein abenteuerlich Geschrei für Euch kommen, als sollt ich ein Ehemann worden sein. Wie wohl mir aber dasselbige fast seltsam ist und selbst kaum glaube, so sind doch die Zeugen so stark, daß ichs denselben zu Dienst und Ehren glauben muß."*) Er hat mit seinem Humor recht behalten gegenüber den Sorgen der Kleinmütigen. Seine Verheiratung erwies sich wirklich als eine reformatorische Tat und erschloß ihm eine neue Quelle reinsten Humors.

In den Tischreden wird erzählt: Als einst eines seiner Kinder heftig geschrieen und sich nicht habe stillen lassen wollen, habe Luther tief bekümmert gesagt: „Das ist die Unlust und Beschwerung im Ehestande, um welcher willen jedermann sich davor scheut, entsetzt und will nicht ehelich werden. Wir fürchten uns allzumal vor der Weiber wunderlichem Sinn, der Kinder Heulen und Schreien, Sorge vor großer Unkost und bösen Nachbarn. — — — Daher auch keiner von den (Kirchen-)Vätern etwas Merkliches und sonderlich Gutes vom Ehestand geschrieben hat."**) Gewiß ist die Verachtung des ehelichen Lebens von seiten der Mönche und Nonnen zum guten Teil darin begründet gewesen, daß es uns in ein unentwirrbares Netz von Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten verstrickt, die zu groß sind, um nicht das beschauliche Leben mystischer Versenkung in die Gottheit zu stören, und zu geringfügig, um den Anspruch auf eine Märtyrerkrone zu gewähren. Luther hatte mit seiner Religion die Ueberzeugung gewonnen, daß es gottlos sei, um solcher Plagen willen Gottes Ordnung im Ehestande zu verachten. Er hat in seinem Humor das Mittel gefunden, sich mit „der Weiber wunderlichen Sinn, der Kinder Geschrei, der Sorge vor großer Unkost" abzufinden. Es ist der idyllische Humor, der sich in seinem Familienleben entwickelt.

*) de Wette III. S. 11.
**) Br. A. VIII. S. 252.



Bei seiner großartigen Sorglosigkeit in allen Geldangelegenheiten gehörte es für ihn zu „der Weiber wunderlichem Sinn," wenn Frau Käthe energisch darauf drang, daß der Haushalt auf eine solide finanzielle Grundlage gestellt würde. Er muß sich ihr notgedrungen fügen und erkennt ihre Herrschaft auf diesem Gebiet an, indem er sie gern „Herr Käthe" tituliert. In den Ueberschriften seiner Briefe kehrt dieser Scherz in mehrfachen Variationen wieder: „Meinem lieben Herrn Frau Katharin Lutherin zu Wittenberg zu Handen", schreibt er ihr von Augsburg aus; in andern Briefen lautet die Anrede: „Lieber Herr Käth." Als er sich später, wahrscheinlich auf ihre Veranlassung, das Gut Zulsdorf zwischen Leipzig und Borna gekauft hatte, wo sie Ackerwirtschaft und Viehzucht trieb, nicht ohne sich dadurch unendliche Mühen und Sorgen aufzuladen, erhält sie Briefe unter Adressen wie: „Meiner gnädigen Jungfer Katharin Lutherin von Bora und Zulsdorf gen Wittenberg, meinem Liebchen", „der reichen Frauen zu Zulsdorf, Frauen Doktorin Katharin Lutherin, zu Wittenberg leiblich wohnhaftig und zu Zulsdorf geistlich wandelnd", „Meiner herzlieben Hausfrauen Katharin Lutherin Doktorin, Zulsdorferin, Säumärkterin und was sie mehr sein kann." Wie die meisten Hausfrauen, scheint sie ihre Sorge um ihres Mannes leibliches Wohl für wichtiger gehalten zu haben als seine Sorgen um die geistigen und geistlichen Interessen seines Volkes. Als ironische Anspielung darauf wird man es zu deuten haben, wenn er immer gewissenhaft berichtet, daß er gut zu essen und zu trinken habe, so von Eisenach aus 1540: „Ew. Gnaden sollen wissen, daß wir hie, Gottlob, frisch und gesund sind, fressen wie die Böhmen (doch nicht sehr), saufen wie die Deutschen (doch nicht viel); sind aber fröhlich."*) In gleichem Sinne wird es gemeint sein, wenn er bei der Schilderung seiner letzten Reise nach Eisleben, wo er durch die ausgetretene Saale gezwungen wurde, in Halle „zwischen den Wassern stille zu liegen", hervorhebt: „Nicht daß uns darnach durstete zu trinken, sondern nahmen gut torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür, damit labeten und trösteten wir uns dieweil, ob die Saale wollte wieder auszürnen."**) In demselben Brief findet sich eine schalkhafte Bemerkung, aus der man schließen kann, daß sie sich dann und wann mit etwas vorwitzigen Ratschlägen in Dinge mischte, die außerhalb ihrer wirtschaftlichen Kompetenzen lagen. Sie hätten die Reise unterbrochen,

*) de Wette V. S. 298.
**) de Wette V. S. 780.

schreibt Luther, weil sie Gott nicht hätten versuchen wollen und „ist ohne Not, daß wir dem Papst samt seinen Schuppen eine Narrenfreude machen sollten.“ „Ich halte, wärest du hie gewesen, so hättest du uns auch also zu thun geraten, so hätten wir deinem Rate auch einmal gefolgt.“ Sie muß sich wohl über die Ereignisse ihre eignen Gedanken gemacht haben, deren Naivität den gutmütigen Spott ihres Mannes herausforderte; er glaubt ihre Art genügend zu kennen, um ihre Ansichten aus der Ferne erraten zu können; daraufhin schreibt er ihr von Eisleben aus: „Ich bin ja schwach gewest auf dem Wege hart für Eisleben; das war meine Schuld. Aber wenn du wärest da gewesen, so hättest du gesagt, es wäre der Juden oder ihres Gottes Schuld gewest. Denn wir mußten durch ein Dorf hart für Eisleben, da viel Juden inne wohnten; vielleicht haben sie mich so hart angeblasen.“*) Noch in seinem letzten Brief an sie vom 14. Februar scherzt er über ihren weiblichen Vorwitz: „Hie ist das Gerücht herkommen, daß D. Martinus sei weggeführt, wie man zu Leipzig und zu Magdeburg redet. Solches erdichten die Naseweisen, deine Landsleute.“**) Wie eng dieser scheinbar leichte Humor mit Luthers Religion zusammenhängt, erkennt man aus dem Brief vom 10. Februar 1546 mit der Adresse: „Der heiligen, sorgfältigen Frauen, Katharin Lutherin, D., Zulsdorferin zu Wittenberg, meiner gnädigen lieben Hausfrauen.“ Er lautet: „Allerheiligste Frau Doktorin! Wir danken uns gar freundlich für eure große Sorge, dafür ihr nicht schlafen könnt; denn seit der Zeit ihr für uns gesorget habt, wollt uns das Feuer verzehrt haben in unserer Herberge, hart vor meiner Stubentür; und gestern, ohn Zweifel aus Kraft eurer Sorge, hat uns schier ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetscht, wie in einer Mäusfallen. — — — Ich sorge, wo du nicht aufhörest zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen, und alle Element verfolgen. Lehrest du also den Katechismum und den Glauben? Bete du und laß Gott sorgen!“***) Hier wird der idyllische zum heroischen Humor; aus der leichten Neckerei wird eine heilige Ironie, durch die der sich mit Sorgen quälenden Gattin zum Bewußtsein gebracht werden soll, daß ihre Sorge Sünde ist. Darin haben wir den Schlüssel zum Verständnis von Luthers Humor im Verkehr mit seinem Weibe. Wenn er sie

*) de Wette V. S. 783.
**) de Wette V. S. 792.
***) de Wette V. S. 789.

ironisch „Herr Käthe" tituliert, so liegt darin die freundliche Mahnung, nicht zu vergessen, daß sie nach Gottes Ordnung ihrem Manne unterthan sein soll. Wenn er sie mit ihren ökonomischen Unternehmungen aufzieht, so will er sie daran erinnern, daß ihre Haushaltungssorgen sie in Gefahr bringen. in den irdischen Geschäften auf- und unterzugehen. Sein Humor steht gänzlich im Dienste seiner Religion, um „der Weiber wunderlichen Sinn" zu überwinden.

Zartere und duftigere Blüten treibt Luthers idyllischer Humor im Verkehr mit seinen Kindern. Allgemein bekannt ist der köstliche Brief, den er von der Koburg aus an sein vierjähriges Hänschen schreibt. Liegt der goldene Humor dieses Briefes darin, daß der gewaltige Mann ganz aus der Seele und im Tone eines Kindes zu sprechen weiß, so sind umgekehrt uns in den Tischreden Aussprüche von ihm aufbewahrt, die dadurch humoristisches Gepräge gewinnen, daß ihm das Leben der Kleinen zum Spiegel für das Wesen der Großen wird. Im Kinderleben schaut er sein eigenes Bild: „Schrei flugs und wehre dich", spricht er zu seinem Kinde, das gewickelt werden soll, „mich hatte der Papst auch gebunden, aber ich habe mich aus seinen Banden befreit." Als sein Sohn Martin einst sich abmüht, den Haushund als Reitpferd zu benutzen, scherzt der Vater: „Dieser Knabe predigt Gottes Wort mit der That und im Werk, da Gott spricht: Herrscht über die Fische im Meer und Tiere auf Erden; denn der Hund leidet alles von den Kindlein." Sein Töchterlein soll einem Besucher ein Lied vorsingen und ist trotz des Treibens der Mutter nicht dazu zu bringen, das wird ihm sofort zu einer trefflichen Illustration seiner Theologie: „Aus den Werken des Gesetzes geschieht doch nichts Gutes, wenn nicht die Gnade dazu kommt; was man gezwungen thun muß, da geht doch nichts von Herzen, ist auch nicht angenehm; denn unter Moses murrt man allein und will ihn allewege steinigen; man ist ihm doch nicht hold." In diesem Humor fühlt man ohne weiteres den lebendigen Pulsschlag der Religion.

Zu Luthers Familie durften sich außer Kindern und Gesinde die Studenten rechnen, die als Kostgänger seiner Frau an seinem Tische speisten. Im Verkehr mit der studierenden Jugend empfing sein Humor weitere Anregungen. Er legte ihrer ausgelassenen Fröhlichkeit keine Zügel an, sondern beförderte sie durch manches leichte und manches derbe Scherzwort. Bezeichnend für den harmlosen und heitern Ton in dieser Tafelrunde ist die launige Schilderung

des Reichstages der Krähen und Dohlen, mit der Luther die Tischgenossen in einem Brief von der Koburg aus erfreut. Da beschreibt er ihnen mit meisterhafter Naturbeobachtung und köstlicher Frische, wie die Vögel unter seinem Fenster Reichstag halten, „wie sie schweben und schwänzen vor seinen Augen, der Adel und die großen Hansen", „alle gleich schwarz gekleidet und alle gleich grauaugig", wie „sie alle gleich einen Gesang singen, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und Alten, Großen und Kleinen". „Sie haben einen großen Zug und Streit vor wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide". „Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einen Zaunstecken gespießet wären. Ich halte aber, es sei nichts anders, denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf einen Haufen, also vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden ist, und dafür zu kecken für die lange Weil".*) Der Belustigung desselben Kreises wird die „Klageschrift der Vögel an Lutherum über seinen Diener Wolfgang Sieberger" gedient haben, die Luther verfaßte, „seinen Diener Wolfgang damit zu plagen und zu spotten", als dieser sich einen Vogelherd angelegt hatte. Darin beschweren sich die Vögel bei Luther über seinen Diener, „der ihnen nach ihrem Leib und Leben stehe, so sie doch gegen ihn gar nichts verschuldet" hätten, und bitten ihn, dem Vogelsteller seinen „Turst" zu verweisen, oder ihn anzuhalten, „daß er abends zuvor streue Körner auf den Herd, und morgens vor 8 Uhr nicht aufstehe und auf den Herd gehe". Andernfalls drohen sie, Gott zu bitten, daß er „ihm steure, und er des Tages auf dem Herde Frösche, Heuschrecken und Schnecken an unserer Statt fange und zu Nacht von Mäusen, Flöhen, Läusen, Wanzen überzogen werde, damit er unser vergesse und den freien Flug uns nicht wehre".**)

Das kann zugleich als Probe von Luthers humorvoller Naturbetrachtung dienen, wie sie sich in steigendem Maße bei ihm findet, seitdem er durch sein Familienleben in lebendigere Beziehung zu Feld und Garten tritt. Die religiöse Tendenz dieses Humors

*) Br. A. VIII. S. 407.
**) Br. A. VIII. S. 464.

läßt sich nicht verkennen, wenn man beachtet, daß die „Klageschrift der Vögel“ schließt mit dem Worte Jesu: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuer, und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr als sie?“ Sein Humor soll dem etwas beschränkten Diener das Ohr öffnen für die Predigt der Vögel, die er selbst sich mit den köstlichen Worten deutet: „Da fliegen die Vöglein vor unsern Augen vorüber, uns zu kleinen Ehren, daß wir wohl möchten unser Hütlein vor ihnen abtun und sagen: Mein lieber Herr Doktor, ich muß ja bekennen, daß ich die Kunst nicht kann, die du kannst. Du schläfst die Nacht über in deinem Nestlein ohne alle Sorge. Des Morgens stehst du wieder auf, bist fröhlich und guter Dinge, setzest dich auf ein Bäumlein und singst, lobst und dankst Gott; danach suchst du deine Nahrung und findest sie. Pfui, was habe ich alter Narr gelernt, daß ichs nicht auch tue, der ich doch soviel Ursache dazu habe!“ Wie auf der einen Seite sein Humor zur Religion hinführen soll, so wird hier wieder seine Religion zum Humor. Was Jesus an den Vögeln beobachtet hat, die sonnige Sorglosigkeit, die er selbst besaß und darum in vollem Ernst von den andern Menschen fordern konnte, — sie wird Luther zur Bußpredigt, die ihm zum Bewußtsein bringt, was ihm noch fehlt. Aber anstatt sich durch seine Unvollkommenheit gedrückt zu fühlen, kann er darüber scherzen, weil er einen Gott hat, den er dadurch am höchsten ehrt, daß er ihm Geduld und Nachsicht zutraut mit seiner Torheit.

Aber selbst wo der religiöse Hintergrund nicht so stark durch seinen Humor hindurchschimmert, ist seine oft in leichten und derben Scherzen übersprudelnde Fröhlichkeit ein Stück seiner Religion. Das entdeckt er uns in einem Brief an den zur Schwermut geneigten Fürsten Joachim von Anhalt: „Freude und guter Mut in Ehren und Züchten ist die beste Arznei eines jungen Menschen, ja aller Menschen. Ich, der ich mein Leben mit Trauern und Sauersehen zugebracht habe, suche jetzt und nehme Freude an, wo ich kann. Ist doch jetzt, Gottlob, so viel Erkenntnis, daß wir mit gutem Gewissen können fröhlich sein und mit Danksagung seiner Gaben brauchen, dazu er sie geschaffen und Wohlgefallen dran hat.“ Vielleicht ginge es dem Fürsten so, wie es ihm oft gegangen sei und noch zuweilen geschehe, daß er Fröhlichsein für Sünde halte. „Wahr ists Freude in Sünden ist der Teufel, aber Freude mit guten frommen Leuten in Gottesfurcht, Zucht und Ehren, obgleich

ein Wort oder Zötlein zu viel ist, gefällt Gott wohl."*) Traurigkeit wäre Undankbarkeit gegen Gott; „er hat seines eingeborenen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?" Wer fröhlich zu scherzen und zu singen vermag, der bezeugt, daß er sich dankbar bewußt ist, was er an seinem reichen Gott hat. Zuletzt ist auch Luthers idyllischer Humor eine Umwertung alter Werte, nur daß hier negative Werte in positive umgesetzt werden. Was der Katholizismus als Soll gebucht hatte, das bucht er als Haben. Was dort als Sünde verurteilt wurde, wird hier als immer mehr verschwindende Unvollkommenheit belächelt, und was dort religiös und sittlich indifferent war, wird hier zum Zeugnis göttlicher Freundlichkeit.

Luthers Humor, sei er polemisch oder heroisch oder idyllisch, hat immer die gleiche Wurzel: es ist der gewaltige Optimismus des christlichen Glaubens, der niemals ernstlich trauern und sorgen kann, weil er an allen Dingen ein gutes Ende sieht; es ist das unerschütterliche Vertrauen zu dem Gott und Vater Jesu Christi, dessen guter und gnädiger Wille weder durch die Bosheit seiner Feinde durchkreuzt noch durch die Torheit seiner Freunde gehindert werden kann. Wer im Glauben an ihn ein gutes Gewissen gewonnen hat, der darf keine Furcht und Sorge kennen; er muß spotten können über die Wut der Schlechten, wie der Herr im Himmel ihrer lacht, und muß lächeln können über die Torheit der Guten, wie der himmlische Vater lächelnd die Fehler seiner Kinder zum Guten wendet. Luthers Humor ist der breite, helle Streifen spielenden Sonnenlichtes auf dem starken, tiefen Strom des Gottvertrauens, der bald in wildem Sturz über die Felsen schäumend, bald in majestätischer Ruhe zwischen freundlichen Ufern dahingleitend das Leben unsers deutschen Propheten durchzieht.

*) Br. A. VIII. S. 425.

# Eine magyarische Kassandra.

Von

**Edmund Steinacker.**

Zu einer Zeit, in der der Nationalismus, diese Uebertreibung und Verzerrung eines geläuterten Nationalgefühls, je nach den Beziehungen auf innere oder äußere Politik unter der Benennung von Nativismus, Jingoismus, Chauvinismus, Imperialismus &c. mehr oder weniger fast bei allen Völkern heimisch geworden ist, und die Errungenschaften einer fortschreitenden Kultur vielfach zu entwerten droht, vermindert sich fortwährend die Zahl warmfühlender und klardenkender Männer des öffentlichen Lebens, die sich der herrschenden Strömung entgegenzustellen wagen. Das Prinzip: right or wrong, my country, von der politischen auf die ethnographische Gemeinschaft übertragen, läßt jedes Unrecht, wenn es nur im wirklichen oder vermeintlichen Interesse des eigenen Volkes begangen wird, leichte Entschuldigung, ja selbst rückhaltlose Billigung finden. Daß solch nationale Ueberreizung bei kleineren, in ihrer Existenz weniger gesicherten Völkern und in stark polyglotten Ländern besonders heftig auftritt, ist sehr begreiflich. Und da sich im nationalen Kampfe die Grenzen berechtigter Selbstverteidigung und zulässiger Propaganda einerseits und aggressiver Beeinträchtigung fremder Rechte andererseits sehr schwer auseinanderhalten lassen, wird auch ein vollkommen objektives Urteil über Recht und Unrecht bei nationalen Reibungen selten möglich sein.

Unter den Staaten, die derzeit von nationalen Kämpfen am intensivsten heimgesucht sind, stehen zweifellos Oesterreich und Ungarn mit an erster Stelle. Daß staatsrechtliche Gegensätze mit hineinspielen, macht diese Kämpfe, an denen das Deutschtum hervorragend beteiligt ist, zu noch erbitterteren. Der heute scheinbar noch feststehende Dreibund macht auch die politische Rückwirkung der sich kreuzenden deutsch-slavisch-magyarisch-romanischen Natio-

nalitätenkonflikte im Reiche der Habsburger auf Deutschland verständlich. Während aber der deutsch-tschechische Sprachenstreit das näherliegende Interesse absorbiert, ist Ungarn ein weit lehrreicheres Schulbeispiel des Ueberwucherns der nationalistischen Tendenz im Staatsleben. Weit früher als in Oesterreich hat in Ungarn der Nationalitätenkampf begonnen und sich schon vor mehr als einem halben Jahrhundert auf zahlreichen Schlachtfeldern abgespielt. Die blutigen Lehren der Jahre 1848 und 1849 scheinen aber für viele Politiker und vollends für die nationalen Fanatiker der Gegenwart völlig verloren zu sein. Insbesondere das Magyarentum scheint von neuem den Beweis liefern zu wollen, daß Völker aus der Geschichte nichts lernen. Und das ist um so erstaunlicher, als es nach der Revolution nicht an Männern gefehlt hat, welche ihren Stammesgenossen die von ihnen begangenen Fehler deutlich vor die Augen führten und mit vollem Ernst an das in Oesterreich-Ungarn besonders schwierige Problem der Nationalitätenfrage herangetreten sind. Aus der Generation von Politikern, welche sich in Ungarn mit dieser Lebensfrage des einen wie des andern Staates der Monarchie noch vor und ebenso auch nach der Einführung des Dualismus in eminenter Weise beschäftigt haben, lebt nun, zwar hoch in Jahren, aber noch in voller körperlicher und geistiger Frische nur noch *ein* Mann, der gewesene langjährige Abgeordnete *Ludwig Mocsáry*.

Weit weniger als er es verdient, ist dieser Name außerhalb Ungarns bekannt geworden, während doch sein Träger nicht bloß der Typus des magyarischen Politikers im allerbesten Sinne ist, sondern auch für Prinzipien gekämpft hat, deren Anerkennung und Betätigung jedem national gemischten Staatswesen unserer Erde zu Heil und Segen gereichen würde.

Je tiefer die Kluft ist, die den Schreiber dieses Aufsatzes in staatsrechtlicher und rein politischer und selbstverständlich auch in nationaler Beziehung von Ludwig Mocsáry trennt, desto unbefangener und objektiver glaubt er die eine Seite seiner literarischen und parlamentarischen Wirksamkeit würdigen zu können, in welcher er ihn als Gesinnungsgenossen und parlamentarischen Mitstreiter begrüßen durfte, und desto mehr fühlt er die Verpflichtung, im Interesse der Sache, die auch heute noch sowohl in seinem Vaterlande Ungarn wie westwärts der Leitha der Gegenstand heftigster Kämpfe ist, eine Gestalt in helles Licht rücken zu sollen, die unter persönlichen Opfern und ungeachtet schonungsloser Verfolgung,

Patriotismus, Stammesliebe, Staatsklugheit und Gerechtigkeit in harmonischem Einklang zu vereinigen bestrebt war und der idealen Auffassung von den Pflichten eines wahrhaft patriotischen Politikers trotz alledem und alledem nicht untreu geworden ist.

Als Sprosse einer im Heveser Komitat nächst der erzbischöflichen Stadt Erlau begüterten reformierten Gentryfamilie im Jahre 1826 geboren und in den Traditionen des begeistert den Fahnen Rákóczys „pro patria et libertate" sowie später den zündenden Reden Ludwig Kossuths folgenden Landadels erzogen, schöpfte Ludwig Mocsáry als Jüngling seine patriotische Begeisterung aus den poetischen Werken Berzsenyis, der beiden Kisfaludy und Vörösmartys, dann aus den Büchern des — nach dem Ausspruche seines Gegners Ludwig Kossuth — größten Ungarn, Grafen Stefan Széchenyi und aus der Tätigkeit Franz Deáks. Ein in seinem 17. Jahre auftretendes, 7 Jahre dauerndes und nie vollständig behobenes Fußleiden, das ihn über 3 Jahre auf Krücken zu gehen zwang, hinderte ihn, „im 1848/49er Freiheitskampfe seine Pflicht zu tun". Die auf die Revolution folgenden Jahre lebte er seiner Familie und seiner Wirtschaft in voller materieller Unabhängigkeit.

Noch in der Zeit des drückendsten absolutistischen Regimes im Jahre 1855 trat der junge Landedelmann mit einem die politischen Verhältnisse nur leise streifenden Werk über das ungarische gesellschaftliche Leben an die Oeffentlichkeit, das vom Publikum wärmstens aufgenommen, eine zweite Auflage erlebte und ihm von dem im Exil lebenden Bertholomäus Szemere das Kompliment eintrug: „Vous avez débuté avec éclat, je l'ai avalé d'un coup comme une friandise."

Als sich auf der glatten Oberfläche des absolutistischen Systems politische Wellen zu kräuseln begannen, behandelte Mocsáry das neben dem künftigen Verhältnis zu Oesterreich wichtigste Problem des im Jahre 1849 niedergeschlagenen Magyarentums, die Nationalitätenfrage zuerst im Jahre 1858 in der Flugschrift „Nationalität", dann im Jahre 1860 bei dem Erscheinen des Oktoberdiploms, gewissermaßen in Vorahnung dieser Wendung, in seinem „Programm in Angelegenheit der (ungarischen) Nationalität und der (nichtmagyarischen) Nationalitäten". Diesen Werken ist neben den Schriften von Baron Josef Eötvös, Baron Gabriel Kemény und Anton Zichy, der gleich Mocsáry „kein Graf, sondern nur ein einfacher Landedelmann" war, die konziliante Stimmung zu danken, die zwölf

Jahre nach den furchtbaren Rassenkämpfen der Revolutionszeit, in den der Krönung vorangegangenen Lustren zwischen der herrschenden Rasse — eine Bezeichnung, die Mocsáry verpönt — und den übrigen Nationalitäten Ungarns tatsächlich zu Tage trat und das große Werk Deáks wesentlich erleichterte.

Und obwohl, insbesondere in dem zweiten der angeführten Werke, der Verfasser den seinen Stammesgenossen lobenswerter-Weise allgemein eigentümlichen glühenden Eifer für die Erhaltung ihrer Muttersprache und ihres Volkstums ebenfalls auf das eindringlichste betätigt, hält er ihnen doch einen getreuen Spiegel ihrer Fehler und Schwächen, insbesondere, wie dies auch Graf Stefan Széchenyi in einer berühmten Akademierede getan, ihrer nationalen Herrschsucht und Intoleranz vor. Am treffendsten illustriert die strenge Objektivität, den Gerechtigkeitssinn und die staatsmännische Einsicht Mocsárys der Satz: „Wenn ich auch die moralische Superiorität des Magyarentums in Ungarn aufrecht erhalten will, so verlange ich doch für dasselbe kein Vorrecht, wie es ein solches vor dem Gesetz auch nie besessen hat; ich erkläre direkt für falsch die Behauptung, daß die magyarische Sprache als Sprache besondere Rechte besitzt; ich bestreite den Magyaren jedes Recht, ihre Sprache irgend jemandem aufzuzwingen, ja, ich halte für eine krankhafte Gefühlsduselei selbst den Wunsch und jedes daraus fließende Streben, auf Kosten der übrigen einheimischen Sprachen die Grenzen der magyarischen Sprache zu erweitern." Diese, dem heutigen Chauvinismus diametral entgegenstehende Anschauung verdichtete Mocsáry zu einem Programm des friedlichen Zusammenlebens und der gegenseitigen Rechtsachtung des allerdings eine gewisse Hegemonie aus triftigen Gründen beanspruchenden Magyarentums mit den auch nur bis zu einem gewissen Grade gleichberechtigten übrigen Nationalitäten, das er in folgende, detailliert begründete vier Punkte faßte:

1. die Verhandlungssprache des Reichstages ist die magyarische;
2. in den Komitatsversammlungen dürfen gleichmäßig alle im Komitat üblichen Sprachen gesprochen werden;
3. die Sprache der Regierung und Verwaltung sind alle lebenden Sprachen des Landes;
4. jede Nationalität hat ihre eigenen Schulen.

Es würde viel zu weit führen, die vortreffliche Begründung der Notwendigkeit und Durchführbarkeit dieses natürlich nach der

Zeit seiner Entstehung zu beurteilenden und doch heute noch in vielen Einzelheiten aktuellen Programms hier darzulegen. Der Adel der Gesinnung und der staatsmännische, um nicht zu sagen prophetische Blick, der aus den Ausführungen des Werkes dem Leser des Werkes entgegenstrahlt, läßt bedauern, daß es nicht auch in deutscher Uebersetzung vorliegt.

Im Hinblick auf die Aufregung, welche in jüngster Zeit in chauvinistischen Kreisen zu Tage getreten ist, weil die Magyaren ebenso wie die Deutschen, Tschechen und Polen vom gemeinsamen Kriegsminister F. M. L. Pitreich als Nationalitäten bezeichnet worden sind, muß besonders betont werden, daß Mocsáry ebenso in seinen genannten, wie in seinen späteren Werken, ebenso für das Magyarentum wie für die übrigen das Königreich Ungarn bewohnenden Völker den Ausdruck Nationalität gebraucht, während auch von ihm der Ausdruck Nation für die Gesamtheit der gleichberechten Landesbewohner, für die politische ungarische Nation benützt wird, wie es logisch und staatsrechtlich begründet ist. Die in den deutschsprachigen Blättern leider noch immer übliche Identifizierung von ungarisch und magyarisch ist vielfach mit Schuld an der Verwechslung von magyarischer Nationalität und ungarischer Nation und an den daraus gezogenen falschen Folgerungen. Ministerpräsident Graf Tisza ist genötigt gewesen, den über den gemeinsamen Kriegsminister außer Rand und Band geratenen Obstruktionisten darzulegen, daß die deutsche Sprache die Unterscheidung zwischen Nation und Nationalität, die sich das Magyarentum zur Hervorhebung seiner Suprematie konstruiert und dann zu seinen Zwecken weiter ausgebildet hat, nicht kennt, sondern einen Unterschied zwischen „Volk" und „Nation" macht, wobei erstere Bezeichnung einen vorwiegend staatlichen, politischen Sinn hat. Der nationale Hochmut der Magyaren, den Mocsáry so verdienstvoll bekämpfte, obwohl er seiner Nationalität mit Leib und Seele anhängt, ist in besonders drastischer Weise in der maßlosen Entrüstung über den Armeebefehl von Chlopy zum Ausdruck gekommen, weil darin die Magyaren als „Volksstamm" bezeichnet, „somit auf dieselbe Stufe mit Slovenen oder Ruthenen gestellt" waren. Das war eben ein Verbrechen an der zum herrschenden Schlagwort gewordenen „Einheitlichkeit der Nation", an dem einheitlichen ungarischen, d. h. in der Phantasie der Chauvinisten magyarischen Nationalstaat, dessen „Ausbau" aber nach dem eigenen Geständnis der glühendsten Patrioten noch unendlich viel zu wünschen übrig

läßt, wie gefügig sich ihm auch die offizielle Statistik erweisen mag. Die erwähnten Schlagworte, welche heute das politische Leben in Ungarn beherrschen, hat Mocsáry stets zurückgewiesen, resp. auf ihren wahren Wert zurückzuführen getrachtet.

Nach dem Zusammenbruch des Absolutismus stürzte sich Mocsáry in das lange vermißte politische Leben, zuerst im Komitat und in der Presse, bald auch im Reichstage. Er hat wohl mehr als ein volles Tausend von Leitartikeln für zahlreiche Blätter geschrieben. Im Jahre 1861 schloß er sich der Adreßpartei Franz Deáks an und hielt auch noch 1865 zu ihr, verließ sie aber, als stets nur seiner Ueberzeugung folgender Politiker, als Deák eine konziliantere Richtung einschlug als er billigte, und wurde Mitglied des von Ghiczy und Tisza geführten linken Zentrums. Der Sieg des Deákschen Ausgleichs, den er noch im Jahre 1866 auch journalistisch bekämpft hatte, bestimmte ihn zur Niederlegung seines Mandates, als er zum ersten Vizegespan des Borsoder Komitats gewählt wurde. Da er wegen seiner langjährigen Jugendkrankheit sich nicht die juristische Qualifikation hatte erwerben können — seine große Belesenheit und für ein Mitglied der ungarischen Gentry auffallend umfassende Bildung hatte er sich größtenteils autodidaktisch angeeignet — und auch nie eine amtliche Stellung eingenommen hatte, entschloß er sich nur schwer zum Eintritt in die autonome Komitatsverwaltung, deren eifriger Verfechter er übrigens lebenslang geblieben ist, und nahm auch schon zwei Jahre später wieder ein Abgeordnetenmandat der Stadt Miskolcz an. Im linken Zentrum sagte man, er nehme neben den beiden „Generälen" die Stelle eines Obersten ein, womit seine damalige parlamentarische Stellung treffend gekennzeichnet ist. Als sich in der nächsten Legislaturperiode, während der er dem Reichstage wieder nicht angehörte, im linken Zentrum Zeichen der Zersetzung zu zeigen anfingen und Koloman Tiszas Leibjournalist Csernatony der sich vorbereitenden Fusion in seinem Blatte "Ellenör„ vorzuarbeiten begann, bekämpfte Mocsáry die Wendung heftig in einer Reihe von polemischen Artikeln, trat mit 13 Gesinnungsgenossen, von denen Csávolszky, Gabriel Ugron und Nikolaus Bartha noch heute parlamentarisch tätig sind, aus dem linken Zentrum aus und gründete im Verein mit ihnen, dann mit Ernst Simonyi, Ignaz Helfy und anderen Mitgliedern der 1848er Partei die sich heute so nachdrücklich bemerkbar machende Unabhängigkeitspartei, neben der Daniel Irányi mit 4—5 Genossen die 1848er Partei aufrecht

erhielt. Zehn Jahre lang war Mocsáry Präsident der Unabhängigkeitspartei und hat neben Irányi, einem der wenigen nicht chauvinistischen „Europäer" des Abgeordnetenhauses, wegen seiner persönlichen und politischen Integrität zu den geachtetsten Mitgliedern des ungarischen Parlaments gehört. Obwohl die im Jahre 1875 wegen des Taumels, in den die Tiszasche Fusion und die Umwandlung der Deákpartei in die liberale Partei das Magyarentum gestürzt hatte, nur in einer Stärke von 30 Köpfen in das Parlament eingezogene Unabhängigkeitspartei einer erdrückenden Uebermacht gegenüberstand und die öffentliche Meinung Ungarns noch nicht genügend über den moralpolitischen Charakter des Regimes Tisza aufgeklärt war, wußte diese Gruppe des parlamentarischen Radikalismus ihren mit Begeisterung und Disziplin verfochtenen politischen Standpunkt mit so großem Erfolge zu wahren, daß, allerdings gefördert durch den Kampf gegen die erste, durch schwere Ministerkrisen markierte Erneuerung des wirtschaftlichen Ausgleichs mit Oesterreich, sowie durch die vom ganzen Magyarentum perhorreszierte Okkupation Bosniens, die dem magyarischen Genius kongeniale Unabhängigkeitspartei, dank vornehmlich der auf den Namen Kossuth schwörenden Bauernschaft der Donau- und Theißniederungen, im Jahre 1878 mit 70, im Jahre 1881 schon mit 90 Mandaten aus der von ihrer Seite meist ohne Geld, aber mit opferwilliger Agitation geführten Wahlkampagne in den Reichstag zurückkehrte. In den elf Jahren seiner Parteipräsidentschaft suchte Mocsáry nahe an hundert Wahlbezirke persönlich auf. Im Jahre 1884 legte er seine Stelle als Obmann der an Zahl stattlich gewachsenen Partei nieder, weil er, der von so gemäßigten politischen Anschauungen ausgegangen war und später allerdings keine Parteischattierung radikal genug fand, um sich ihr bedingungslos anschließen zu können, beschuldigt wurde, daß er die Partei in eine 1849er, also revolutionäre Richtung treibe und weil er vielen, die es mit dem Ultramontanismus nicht verderben wollten, als zu schroffer Calviner galt. Seiner stets nur die Sache im Auge behaltenden Selbstlosigkeit gelang es, seiner Partei zu einem ausgezeichneten Nachfolger zu verhelfen, wie es der katonisch-puritanische, aber gleichzeitig einen weiten europäischen Gesichtskreis besitzende, jedem Chauvinismus abholde, idealliberale Daniel Irányi war.

Im Jahre 1886 nahm Mocsárys politische Tätigkeit eine katastrophale Wendung. Als er sah, daß das Verhältnis zwischen dem Magyarentume und den übrigen Nationalitäten Ungarns,

wesentlich vergiftet durch das chauvinistische Regiment Koloman Tiszas, sich fortwährend verschlechterte, faßte er den kühnen Entschluß, den literarisch begonnenen Kampf für die entsprechend begrenzte nationale Gleichberechtigung, mit dem er ein Vierteljahrhundert vorher in das politische Leben eingetreten war, nunmehr im Parlamente selbst gegen die kurzsichtige nationale Intoleranz seiner magyarischen Landsleute aufzunehmen. Als Vorbereitung dazu veröffentlichte er anonym eine Broschüre „Die Kulturvereine und die Nationalitätenfrage“, in der er die Heuchelei, welche (damals noch!) die Magyarisirungsabsicht dieser Vereine leugnete, mit ätzender Schärfe geißelte, die Verkehrtheit der Mittel darlegte, durch welche den Nichtmagyaren angeblich nur ungarischer Patriotismus eingetrichtert werden sollte, und als alleiniges Mittel, sie zu wirklich guten Patrioten, zu aufrichtigen Anhängern des ungarischen Staates zu machen, überzeugend die Freigabe ihrer kulturellen Entwicklung nachwies. Obwohl enthusiastischer Anhänger der staatlichen Selbstständigkeit Ungarns und zäher Verteidiger der Hegemonie des Magyarentums, also auch sehr geneigt, die ziffernmäßige Verstärkung seines Volksstammes freudig zu begrüßen, verurteilte Mocsáry in seiner Broschüre vom Standpunkte sowohl der Moral wie der Zweckmäßigkeit dennoch jede Pression und vollends jede Gewalttätigkeit zur Erreichung dieses Zweckes, und sprach sich nicht nur gegen jede Ingerenz des Staates nach dieser Richtung, sondern auch gegen jede aufdringliche gesellschaftliche Propaganda zur Erreichung dieses in seinen letzten Konsequenzen doch chimärischen Zieles aus.

Die Psychologie des Volksbewußtseins, seine sittliche und historische Berechtigung, die Schädlichkeit gewaltsamer Eindämmung und Verletzung desselben war in so meisterhafter Weise dargelegt, daß die ins innerste Mark getroffenen und enthüllten Chauvinisten vor Wut schäumten, während alle Nationalitäten ihrem hochgesinnten magyarischen Verteidiger, dessen „Patriotismus“ — wie Mocsárys Stammesgenossen das Rassengefühl nennen — über jeder Anfechtung erhaben stand, dankbar und begeistert zujubelten. Der magyarisch schreibende rumänische Schriftsteller Ladislaus Vajda bezeichnete die Broschüre als ein Werk von ewigem Werte.

Die Nationalitätenfrage wurde nun auch im Parlamente aufgerollt und in der Budgetdebatte entwickelte Graf Albert Apponyi die schillernde Theorie von der kulturellen Einheit, in der alle Bürger Ungarns verschmelzen müssen, während Desider Szilágyi

als Bedingung der den Nichtmagyaren im Nationalitätengesetze gewährten, dann aber wiederholt arg beschnittenen Gleichberechtigung ihr „gutes“ Verhalten statuierte, was drastischer etwa mit dem Worte „Steuerzahlen und Maulhalten“ ausgedrückt werden könnte.

Gegen diese mehr oder weniger chauvinistischen Auslassungen erhob nun Mocsáry seine Stimme, der übrigens schon im Jahre 1879 bei der Verhandlung des Gesetzentwurfes über den obligatorischen Unterricht der magyarischen Sprache in den Elementarschulen sich gegen die legislative Umgehung der den Nichtmagyaren im Nationalitätengesetze gewährten Rechte und gegen die den Frieden des Landes störende Magyarisierungsmanie rückhaltlos ausgesprochen hatte, wofür ihm schon damals heftige Angriffe von chauvinistischer Seite zu Teil geworden waren. Diesmal brach in der gesamten magyarischen Presse ein beispielloser Sturm gegen den mutigen Verteidiger von Recht und Gerechtigkeit los, der die gesetzlose Haltlosigkeit der von Pseudopatrioten gepredigten Unterdrückung der nichtmagyarischen Bürger Ungarns in so schlagender Weise bloß zu legen, die gegen sie geschleuderten Anklagen so wirkungsvoll zu widerlegen, die Schädlichkeit der unvernünftigen und rücksichtslosen, noch dazu in das fälschende Gewand der Gesetzlichkeit gekleideten Assimilierungspolitik so schlagend nachzuweisen gewagt und verstanden hatte. Der Verwegene sollte in Grund und Boden gebohrt werden. Die Unabhängigkeitspartei nahm gegen ihren langjährigen Obmann ein Tadelsvotum an, das den Austritt Mocsárys aus dem Parteiklub zur Folge hatte, ohne daß er deshalb dieser Partei untreu geworden wäre. Wohl aber ließ ihn sein Wahlbezirk Halas bei der nächsten Wahl fallen. Von seinen magyarischen Landsleuten wagten auch die nicht zahlreichen unbefangenen Politiker, die ihm Recht geben mußten, nicht offen für ihn einzutreten. Schon Graf Stefan Széchenyi hatte 44 Jahre früher zum großen Verdrusse seiner Stammesgenossen und nicht ohne sebst stark verketzert zu werden, die maßlose Leidenschaftlichkeit und den blinden Haß gekennzeichnet, dessen die Magyaren fähig sind, ja in den sie meistens verfallen, wenn sie mit oder ohne Grund glauben, daß ihrer Nationalität und Sprache auch nur im geringsten nahe getreten worden sei. Wenn sich diese Eigenschaft wohl auch meistens gegen Nichtmagyaren richtete, so hatte sie diesmal auch der patriotische Stockmagyare Mocsáry auf das schmerzlichste, weil ungerechteste, zu erfahren.

Dagegen kam die Dankbarkeit der Nichtmagyaren nicht nur in





begeisterten Kundgebungen zum Ausdruck, sondern wurde auch politisch in greifbarer Weise betätigt, als der nahezu rein rumänische Karansebeser Wahlbezirk, den Jahre lang unbestritten General Trajan Doda, ein überzeugter Zentralist, vertreten hatte, dem Bekämpfer des Chauvinismus trotz seiner entgegengesetzten, von ihm niemals verleugneten Parteistellung als Anhänger der Unabhängigkeitspartei im Jahre 1887 das Reichsmandat verlieh, was kurz vorher, leider erfolglos, auch die Serben und national bewußten Deutschen in Neusatz zu tun versucht hatten.

Der von den reinsten patriotischen Beweggründen diktierte, in selbstaufopfernder Weise gemachte Versuch Mocsárys, seinen magyarischen Stammesgenossen über ihre nicht blos ungerechte, sondern auch erfolglose und für das Land schädliche, nebenbei auch seinem Ideal eines von Oesterreich absolut unabhängigen ungarischen Staates abträgliche Nationalitätenpolitik die Augen zu öffnen, hatte nun zwar mit einem für seine politische Stellung äußerst empfindlichen Mißerfolge geendet, aber der ausgestreute Same ist nicht umsonst auf den Boden gefallen, sondern hat in den nichtmagyarischen Bürgern das Bewußtsein ihres natürlichen und gesetzlichen Rechtes auf freie kulturelle Entwickelung, sowie die Hoffnung, es über kurz oder lang auch von magyarischer Seite anerkannt zu sehen, und auch den Entschluß, dafür unentwegt weiter zu kämpfen, nachdrücklich gestärkt.

Die literarische und parlamentarische Tätigkeit, die der unermüdliche Kämpfer für seine Ideale auch nach den schwersten Anfechtungen ungebeugt nach anderer Richtung fortsetzte, brachte ihm, ohne daß er je das geringste von seinen unpopulären Ueberzeugungen preisgegeben hätte, auch wieder Anerkennung von Seiten seiner Partei und Stammesgenossen. In einem 1889 erschienenen Werk: „Der einstige ungarische Edelmann, Bemerkungen zu Béla Grünwalds Buch: Das einstige Ungarn“ bekämpfte er vom magyarischen Standpunkt, ohne der Nationalitätenfrage auszuweichen, die Theorien des talentvollen systematischen Zentralisten und Chauvinisten, dem ein so trauriges Ende beschieden war. Im Jahre 1890 erschien ein neues Werk Mocsárys „Ueber die staatliche Verwaltung“, das infolge des von Baron Paul Sennyey gegen die avitische Komitatswirtschaft geschleuderten Schlagwortes von Ungarns asiatischer Verwaltung und der aus Magyarisierungsabsichten von dem ehrgeizigen Béla Grünwald hervorgerufenen Bewegung zu Gunsten der Ernennung an Stelle der Wahl der

Beamten große Aktualität besaß und in munizipalistisch gesinnten Kreisen großen Anklang fand. Und als nach dem Rücktritt Koloman Tiszas dessen Nachfolger Szapáry, der wachsenden Strömung Rechnung tragend, seinen Gesetzentwurf über die Verstaatlichung der Verwaltung einreichte, der eine der denkwürdigsten siegreichen Obstruktionsdebatten im ungarischen Abgeordnetenhause entfesselte, trat Mocsáry in zwei großen Reden für das als Palladium der Munizipalfreiheit betrachtete Wahlsystem ein. Infolgedessen erhielt er von seinen Parteigenossen auch Absolution für seine nationalistischen Sünden, obwohl er in einer noch im Jahre 1890 herausgegebenen Flugschrift „Die Unabhängigkeitspartei", in der er den orthodoxen Standpunkt gegenüber den revisionistischen Velleitäten Gabriel Ugrons verteidigte, seine Anschauung in der Nationalitätenfrage unverändert aufrecht erhalten hatte.

Seit 1892 ist Mocsáry nicht mehr Abgeordneter, bekleidet also nicht mehr die Stellung, bei der in Ungarn, nach der Ansicht vieler, der Mensch erst anfängt. Wohl kandidierte ihn die Unabhängigkeitspartei in seinem früheren Miskolczer Wahlbezirke mit großer Aussicht auf Erfolg. Doch unterlag er einem in letzter Stunde aufgestellten Regierungskandidaten, der nach dem System Bánffy angeblich 55 000 Gulden auf die Kapazitierung der Wähler zu verwenden in der Lage war. Sein reges politisches und Parteiinteresse betätigte im Jahre 1898 der bereits zweiundsiebzigjährige Veteran noch durch eine Denkschrift, in welcher er von der Unabhängigkeitspartei forderte, daß sie, anstatt der gegen das gewalttätige Regime Bánffy inszenierten Obstruktion die Abschaffung des Deákschen Ausgleichs und die Einführung der Personalunion auf die Tagesordnung setzen solle. Nach dieser Publikation war „der Verräter seiner Nation", den man vorher ganz zu Boden schlagen zu können vermeint hatte, wenigstens vor seinen Parteigenossen vollständig rehabilitiert.

Schon ein Jahr vorher hatte der rüstige Einundsiebzigjährige wegen zunehmender Schwerhörigkeit auf die zweiunddreißig Jahre lang im autonomen Kirchenregiment seiner reformierten Kirche mit regem Eifer versehenen Ehrenstellungen resigniert. Im Gegensatz zu der großen Mehrzahl seiner protestantischen Glaubensgenossen hatte er allerdings auch die kirchenpolitische Gesetzgebung Wekerles und Bánffys bekämpft, die wohl ihren vom Auslande nicht erkannten wahren Zweck, die Ausdehnung der Staatsomnipotenz und die Verbreitung der magyarischen Sprache, in ausgiebigem Maße erfüllt,

dem Protestantismus aber, wie jetzt seine berufenen Vertreter in Anerkennung ihres Irrtums sogar schon amtlich zugeben müssen, schwere Wunden geschlagen hat. Die protestantische Freiheit ist für den intransigenten Unabhängigkeitsmann auch politisch ein so kostbares Gut, das er selbst gegen die Staatsunterstützung der protestantischen Geistlichkeit, obwohl ein 1848er Gesetz sie prinzipiell anordnet, nachdrücklich Stellung nahm.

Mit einem Enkel, der ihm wohl schon die Hauptarbeit in der Bewirtschaftung eines beträchtlichen Grundbesitzes abnimmt, hie und da von zwei verheirateten Töchtern und einigen wenigen persönlichen und politischen Freunden besucht, lebt der nunmehr 77jährige in voller Geistesfrische auf seinem Stammsitz, und nimmt nicht nur, trotz eines ihm auch schon fast jede Lektüre unmöglich machenden Augenleidens an den politischen Vorgängen receptiv nach wie vor lebhaften Anteil, sondern ist auch immer noch journalistisch für die praktische Anwendung seines politischen Credo tätig, das sich ihm in der Bestimmung des X. Ges. Art. v. J. 1792 verkörpert: „Hungaria non ad normam aliarum provinciarum, sed propriis legibus et consuetudinis regnanda et gubernanda.“ Und so begleitet er anfangs auch die Obstruktion zur Erzielung der magyarischen Dienst- und Kommandosprache mit Interesse und Sympathie, weil darunter eine Etappe zur besonderen ungarischen Armee markiert wäre. Die ihm angetragene Kandidatur gegen den Ministerpräsidenten Grafen Stefan Tisza hat Mocsáry abgelehnt.

Welche Stellung man auch in staatsrechtlicher Beziehung einnehmen mag, — der Schreiber steht hierin ebensoweit nach rechts, als Mocsáry nach links steht —, wie man auch in unserer Zeit kurzsichtigster sogenannter Realpolitik über die Ausführbarkeit der von Mocsáry in Beziehung auf die Gleichberechtigung der Nationalitäten gemachten praktischen Vorschläge denken möge, das Eine ist nicht zu bezweifeln, daß der Sieg und die praktische Geltendmachung der wie früher vom Grafen Stefan Széchenyi und von Baron Josef Eötvös, so während des letzten Menschenalters von Ludwig Mocsáry politisch und literarisch verfochtenen national-ethischen Prinzipien sowohl in Ungarn wie in Oesterreich der Verwilderung des politischen Lebens, deren Zeugen wir sein müssen, beizeiten Schranken gesetzt hätten.

Heute ist man freilich in Ungarn, wie leider auch anderwärts, vom Bekenntnis oder gar von der Betätigung dieser Weltanschauung entfernter als je. Der radikalste Chauvinismus beherrscht in geradezu

terroristischer Weise die Gemüter der Massen und wird von der magyarischen Presse aller politischen Richtungen fortwährend von neuem angestachelt. Der Ausbau des einheitlichen magyarischen Nationalstaates, mit anderen Worten die mit allen Mitteln der Staatsgewalt und der Gesellschaft betriebene Assimilierung der übrigen Nationalitäten ist das politische Evangelium des Magyarentums geworden, aus dem sich mit Naturnotwendigkeit die jetzt eine so große Rolle im Leben der ganzen Monarchie spielenden „Nationalen Aspirationen", die magyarische Kommandosprache und die schärfere Betonung sowohl der unabhängigen Staatlichkeit wie des magyarischen Charakters derselben auch nach außen ergeben. Neben der Hypertrophie eines rein formalistischen Parlamentarismus tritt die Sorge für die Mehrung der staatsbürgerlichen Freiheiten, für die gesetzliche Sicherung des Vereins- und Versammlungsrechtes vollständig in den Hintergrund. Selbst die Freiheit der Presse wird illusorisch gemacht, Staatsanwälte fordern die Geschworenen auf, nicht als Richter, sondern als „Patrioten" zu urteilen, wenn es sich um Preßdelikte „pangermanischer, panslavistischer und dakoromänischer" „Agitatoren", um angebliche Aufreizungen gegen die magyarische Nationalität handelt. Das hat Ludwig Mocsáry prophetischen Geistes vorausgesehen, als er bei der Schaffung des Strafgesetzbuches die §§ 171 und 172 als gegen die nichtmagyarischen Nationalitäten gerichtete tendenziöse Spezialbestimmungen heftig bekämpfte. Ebenso wie den korrumpierenden Mißbrauch der ungarischen Justiz zu nationalmagyarischen Zwecken hat der Apostel der Toleranz und Gleichberechtigung den moralischen Schaden vorausgeahnt, den der sich steigernde Chauvinismus seinem Volke zufügen wird. Seine Warnungen waren vergeblich. Aus den Reihen der Unabhängigkeitspartei wird noch leidenschaftlicher als von den der Regierung nahestehenden Parlamentariern die rücksichtslose Herbeiführung des einheitlichen magyarischen Nationalstaates, die Recht und Gesetz mißachtende Assimilation der Nichtmagyaren gepredigt, der innere Frieden Ungarns gestört, damit aber auch die gesunde Grundlage der von sanguinischen Politikern herbeigesehnten vollkommen staatlichen Unabhängigkeit des Landes untergraben, die selbst im Falle ihrer Erreichung ein Danaergeschenk für die in unschlichtbaren nationalen Zwiespalt geratenen Bürger desselben wäre.

Wie sehr das Niveau des Parlamentarismus auch in Ungarn gesunken ist, zeigt eine Vergleichung der Debatten des Abgeordnetenhauses von jetzt und von vor ein bis zwei Dezennien, als Mocsáry

Mitglied des Reichstages war. Der aristokratische Grundzug, der bei aller Begeisterung für Gerechtigkeit und Gleichberechtigung den Teveser Landedelmann beherrschte, ließ ihn nie die Grenzlinie des parlamentarischen Anstandes und der politischen Noblesse überschreiten.

So ragt Ludwig Mocsáry als erratischer Block aus einer noch gar nicht so fernen Vergangenheit in die politische Gegenwart herein. Je trauriger auch sich diese dem besorgten Patrioten darstellen möge, so ist doch auch in Ungarn wie anderwärts das Geschlecht der politischen Idealisten nicht ausgestorben, die die Hoffnung nicht aufgeben wollen, daß in dem so allgemein gewordenen Mißbrauch des nationalen Gedankens, in der Uebertreibung objektiv berechtigter, selbst fortschrittlichen Bestrebungen und edelsten Quellen entspringender Empfindungen mit der Zeit ein heilsamer Stillstand eintreten und ebenso menschlich hohe wie politisch weise Grundsätze mehr und mehr zur Geltung kommen werden, wie sie neben anderen Patrioten, zum Teil noch hervorragenderen Staatsmännern Ungarns, doch auch in rühmlicher und verdienstvoller Weise Ludwig Mocsáry vertreten hat.

# Die philosophische und religiöse Bedeutung des Meisters Eckehart.*)

Von

**Leopold Ziegler.**

Die italienische Renaissance, sofern unter ihr nicht die Wiedergeburt der Antike verstanden werden soll, verdankt ihren Anstoß und die Bestimmung ihrer anfänglichen Richtung dem seraphischen Heiligen. Es ist ein religiöser Genius, der die unvergleichliche Kulturbewegung ins Leben rief, der scheinbar plötzlich und unvermittelt Möglichkeiten und Gestaltungen seines Volkes erregte und beschwor, deren Folgen wir selbst heute noch nicht völlig einschätzen können, weil wir gerade heute mehr denn jemals mit den Aufgaben zu kämpfen haben, welche der Ausgang des rinascimento den mitteleuropäischen Völkern gestellt hat.

Der Heilige dieses neuen Lebens, Franz von Assisi, wurde 1182 geboren. Und noch vor Ablauf eines Jahrhunderts können wir im Norden denselben Vorgang gewahr werden, daß ein religiöser Genius ersteht, der abermals eine Neugeburt seines Volkes einleitet und zum Urheber einer Bewegung wird, die aber nicht mehr wie in Italien mit dem Cinquecento plötzlich abbricht, sondern welcher, glücklichen Umständen zur Folge, die Höhe und die Schmach einer Hochrenaissance erspart geblieben ist, um hierdurch in genauester geschichtlicher Ununterbrochenheit bis zur Gegenwart wirksam sein zu können. Der Genius, von dem hier zu reden ist, ist Meister Eckehart, und die Bewegung, die er vorzüglich mit verursachte, mag mit Fug deutsche Renaissance geheißen werden.

Der Parallelismus der beiden Bewegungen ist unverkennbar: er beruht auf der Grundidee, der Verwirklichung dessen, was man

*) Vergl. hierzu dessen „Schriften und Predigten", herausgegeben von H. Büttner, E. Diederichs Verlag.

als das Wesen des Christentums, seine Idee gleichsam, zu erkennen glaubte. Und zwar faßt Franz von Assisi dieses Wesen praktisch-moralisch, Eckehart mystisch-metaphysisch, wobei bei allen beiden das Hauptelement des andern auch zu einem hervorragenden, jedoch nicht alles beherrschenden Charakterzug wird. Schon hier vermögen wir also die Unterschiedlichkeit in der Auffassung der christlichen Idee zu gewahren: der eine sucht sie in dem armen Leben des Jesus von Nazareth, der andere in der Verkündigung des Christus-Logos, im Einen und im νοῦς des Plotin. Der Accent der deutschen Christusidee ist schon hier für alle Zeit festgelegt in einer nicht mißzuverstehenden Bestimmtheit und Eindeutigkeit: es ist das Johannes-Evangelium, die frohe Botschaft der Mystik, die hier in einen gewissen, allerdings nicht ausschließenden Gegensatz tritt zu den Evangelien der Synoptiker. Der tief bedeutsame Unterschied zwischen dem historischen Jesus und dem mystischen Christus, zwischen dem auf Erden wandelnden, in Armut und Bedürftigkeit die Religion der Menschen-Brüderschaft verkündigenden Heilande und der metaphysischen Idee eines ewigen in Gott-Vater eingeborenen, rein geistigen Prinzips — er kehrt hier so bedeutend wieder, daß er in seiner jeweils herrschenden Einseitigkeit nahezu den ganzen Verlauf beider Renaissance-Bewegungen vorausbestimmt, daß er das gänzlich verschiedene Gepräge des italienischen und des deutschen rinascimento nicht nur erklärt, sondern als Notwendigkeit religiöser Art erkennen läßt.

Das Thema in Italien bleibt der Gott-Mensch der historischen Erscheinung mit leise mönchischer Färbung: der Weg ist gefaßt in zwei Namen, die den Eingang und den Ausgang der Renaissance bezeichnen: Franz von Assisi und Savonarola. Und es ist wohl auch kein Zufall, daß unter dem Einflusse dieses zur Herrschaft gelangenden Gedankens gerade die bildende Kunst jene ungeheuern Gestaltungsmöglichkeiten entwickelte, deren Epochen durch Giotto, Donatello, Lionardo und Michelangelo bezeichnet sind. In dem fleisch-gewordenen Sohne hatten die bildenden Künste einen Mythos, der nicht nur der Versinnlichung nicht widerstrebte, sondern geradezu zu ihr aufforderte. Das Leben dieses gottmenschlichen Mannes Jesus und seines Verkündigers Franz von Assisi war ja im Grunde nur eine Reihe von höchst ergreifenden, von rührenden, packenden, erschütternden und trostspendenden Bildern oder Szenen; war einmal als das Wesen der Religion das christliche Leben erkannt und bestimmt, so bot jenes Leben alles, was

der Künstler bedurfte, um seine bildende Kraft zu reizen: eine Fülle anschaulicher Begebnisse, von der zarten Anmut bis zur vernichtenden Tragik, alle umspielt von dem geheimen Strahle eines Mysteriums, welches nicht mehr in Worten und Symbolen und Gleichnissen darzustellen war, als der undenkbare Rest, der den Wert alles Mythischen und Bildnerischen ausmacht.

Anders in Deutschland. Es war ein Mystiker, kein Heiliger, der hier seiner Zeit ein neues Leben verkündete und die Gemüter mit seiner Botschaft durchdrang. Während Franziskus ohne die Evangelien kaum denkbar ist, hätte Eckehart ungefähr dasselbe lehren und schreiben können, wenn das Christentum niemals aus den Grenzen Palästinas herausgetreten wäre. Das Leben des seraphischen Heiligen bedeutete einen Protest gegen das Christentum des Dogmas und des Caesaropapismus, eine Rückkehr zum Urchristentum und eine Verneinung des geschichtlich Gewordenen in der römischen Kirche, genau wie wir sie seither des öfteren erlebt haben. Franziskus will Christ sein, aber nicht Diener der römischen Hierarchie und ihrer Geschichte, — die Lehre Eckeharts ist im Grunde ebenso gleichgiltig gegen das römische Kirchentum wie gegen das Urchristentum. Nicht, daß sie eines von beiden bekämpft hätte, daß sie zum Schisma oder gar zur Stiftung einer neuen Religion gedrängt hätte! Eckehart wußte die ethische Bedeutung der Nachfolge Jesu wohl zu schätzen, aber er sah hierin keine Vollendung, wie Franz von Assisi, sondern einen Anfang, eine löbliche sittliche Zucht, deren Wert verschwindend war gegen die Handlungen seiner mystischen Religiosität.

Wenn wir sagen, daß Eckehart in gewissem Sinne eine passive Gefahr für das Christentum bedeutete, so gilt das von dem dreizehnten Jahrhundert überhaupt. Im 9. Jahrhundert war durch Johannes Scotus Erigena der Neuplatonismus der eben entstehenden germanischen Kultur übermittelt worden; durch eine Uebersetzung des Dionysius Areopagita empfing das neu sich bildende Europa die tiefen Gedanken des Plotin, wenn auch in entstellter und verkümmerter Form. Drei Jahrhunderte später übersetzte Averroës (1126—1198) aus Kordova „die hebräische Uebersetzung eines Kommentars zu einer arabischen Uebersetzung einer syrischen Uebersetzung des griechischen Textes des Aristoteles" ins Lateinische, wodurch zu dem metaphysischen Geiste Plotins die scharfe und vernünftige Gelehrsamkeit des Aristoteles gefügt wurde. Und endlich war in Albertus Magnus (1193—1280) auch Deutsch-

land ein Lehrer erstanden, der die genaue Kenntnis der griechischen und arabischen Philosophie verband mit einem so eigenartig freien und kühnen Wesen, daß er nicht nur der noch unzerschiedene Ausgang für die ganze folgende Mystik u n d Scholastik werden konnte, sondern auch der Lehrmeister der drei markantesten Vertreter der Grundrichtungen des rinascimento werden durfte: Dantes*), Eckeharts und des Thomas von Aquino. Hier, in Albertus Magnus, haben wir noch das unaufgeschlossene Schicksal des italienischen, deutschen und englischen Mittelalters, in ihm vereinigen sich die alten Gedankenkreise der Antike und des semitischen Orients mit dem neuen Geiste, der eben in der Entstehung begriffen war, und in ihm einigte sich noch einmal, was nach seinem Tode schon in die feindseligsten Gegensätze zerfallen sollte: der Geist der Mystik (und der ihr folgenden Naturwissenschaft) und der Scholastik, der Genius des Meisters Eckehart und des Thomas von Aquino, die wir in einer ungeheuren künstlerischen Not bei dem dritten Schüler des schwäbischen Bischofs, bei Dante, in zwiespältigem Kampfe gewahren.

Das waren in der Hauptsache die drei geistigen Elemente, die vom tiefsten Einfluß auf den Meister Eckehart gewesen sein müssen: der Neu-Platonismus, der Aristotelismus und die Lehrerschaft des Albertus Magnus. Und wir bemerken hier, wie tief der Begriff der Renaissance gefaßt werden muß, um auf diese Bewegung zu passen, die hier anhebt: es ist die langsam anhebende Geburt des eigenen Geistes unter der Befruchtung antiker Mystik und Philosophie, und nur insofern Wiedergeburt, wohingegen in Italien von einem antiken rinascimento zunächst garkeine Rede sein kann, da hier der religiöse Urheber des Neuen fast ausschließlich Christ im Sinne des Jesus von Nazareth war, ohne Beziehung zu Aristoteles oder Plotin.

Eckehart war, wie schon bemerkt, ein Zeitgenosse Dantes und spielt für uns Deutsche eine ähnliche Rolle wie Dante in der italienischen Kultur. Hat es Dante zuerst gewagt, in der Sprache des Volkes zu dichten, so verdanken wir der sprachlichen Gewalt des Meisters Eckehart nicht nur die herrlichste Bereicherung unserer Volkssprache, in der er predigte, sondern wir müssen ihn als

*) Natürlich war Dante nicht Albert von Bollstädts Schüler in dem Sinne, als hätte er in persönlichen Beziehungen zu ihm gestanden. Dies war nicht einmal bei Eckehart selber der Fall, es handelt sich hier lediglich um geistige Einflüsse.

Schöpfer unserer philosophischen Terminologie ansehen, da er zum erstenmal die deutsche Sprache dazu verwertete, die schwierigsten und subtilsten metaphysischen Begriffe und Erörterungen mit ihr zu gestalten. Auch für Eckehart war das ganze irdische Sein gegliedert in ein Stufenreich immer größerer und innigerer Gott-Nähe, auch er sah die Welt im bedeutendsten Sinne als eine Hierarchie an, in der aber nicht der Papstkönig, sondern die Gnadenwirkung der immanenten Gott-Seele selbst entschied, inwieweit sich der Mensch zu dem höchsten hierarchischen Grade der völligen Identität mit Gott aufgeschwungen hat. Auch Eckehart sucht die heilige Dreifaltigkeit im Empyreum, aber der sinnlichen Anschaulichkeit des Künstlers entrückt im verlorensten Schweigen der sich im bildlosen „Nicht" selbst erfassenden Seele. Was dem Dante makrokosmisch Inferno, Purgatorio und Paradiso sind, stellt sich dem Meister Eckehart sozusagen mikrokosmisch dar als die verschiedenen Grade der Vergeistigung und damit der Erkenntniskraft des Menschen, der die Reihe von der grobsinnlichen Anschauung und Wahrnehmung zur subtilsten Vernunfttätigkeit durcheilen muß, bis er auch aufhört, die Vernunft, den bewußten Geist, zu gebrauchen, um der übervernünftigen, überintellektualen Wesenheit der Gottheit teilhaftig zu sein.

Schon in diesen flüchtigen Andeutungen gibt sich das Ziel des Meisters als ein durchaus praktisches kund, wie in aller Mystik. Wie Platon philosophiert, um den idealen Staat erstehen zu sehen, wie Dante dichtet, um zu richten, so geht Eckehart seinen schwierigen Gedankengängen nach, um seinem Volke das esoterische Gut aller Mystik so klar und so wunderbar deutlich greifbar zu machen, daß selbst der einfältige Verstand des schlichten, ungelehrten Volkes um das seligste Geheimnis wüßte und ihm gemäß zu leben vermöchte.

Dieses Geheimnis ist der Weg zu Gott. Mit Gott eins werden, ganz aufhören, Kreatur und Gottes-Geschöpf zu sein, ist das Ziel aller religiösen Beziehungen. Aber Eckehart bedarf hierzu keines Mittlers. Zwischen ihm und Gott steht keine Persönlichkeit der Historie, sei sie der Jesus von Nazareth, oder seine geschichtliche Kontinuität: der Papstkönig, oder seien es jene Myriaden von Heiligen, die sich der Kultus einer falschen Frömmigkeit erfunden hat, um den vermeintlichen grundsätzlichen Unterschied zwischen Gott und Mensch zu überbrücken. Der Mensch, der sich Gottes bemächtigen will, der findet nach einigem lauschenden Suchen

Gott in sich selbst, in seinem Selbst, wo irgendwo die völlige Einerleiheit und Dieselbigkeit Gottes mit der Seele statthaben muß. Allgemein ausgedrückt, ist dies Eckeharts Pantheismus, seine Häresie, aber auch zugleich sein Protestantismus. Gewiß war der deutsche Meister kein Protestant im Sinne der Reformation, aber er war darum doch Protestant in einem viel höheren, ungleich erhabeneren Sinn: seine ganze Religion war ein stiller Protest gegen die Fiktion einer jeden Mittlerschaft zwischen Gott und dem Menschen. Dies ist so grundlegend, daß Eckehart hierdurch zu einem Feinde jeglicher Kirche, d. h. jeder Vergeschichtlichung des metaphysischen Verhältnisses wird, welches wir Religion nennen.

Der fromme Meister hat hier mit untrüglicher Sicherheit das Prinzip ergriffen, durch welches einmal jede Form des Kirchentums vernichtet werden muß, weil hier der Priester zu einer völlig überflüssigen Persönlichkeit wird, wo jeder Mensch seine religiöse Beziehung zu Gott selbst zu vollenden vermag. Wohl aus dem starken Instinkt für diese unumgängliche Folgerung hat die römische Kirche einen großen Teil von Eckeharts Schriften verbrannt, seine Anhänger verfolgt und hingerichtet und ihn selbst vor die Inquisition gestellt.

Doch ist die Einswerdung des Menschen mit Gott nur ein Postulat, solange nicht angegeben wird, wie sie zu vollziehen sei. Der Weg hierzu ist zunächst ein abstrahierender. Es muß von aller sinnlichen Anschaulichkeit, von dem Hier und dem Dort, von dem Jetzt und dem Später, von aller quantitativen Bestimmtheit Abstand genommen werden. Und da die letzten Formen, in welche die irdischen Dinge eingesponnen sind, Raum und Zeit sind, so muß der Mensch vor allem den Raum und die Zeit verlassen. Dieses immer vollständigere Aufgeben aller Beziehungen zur Welt, zu allen Formen und Inhalten der Anschauung und der Sinnlichkeit, wird von dem Meister als die innere Armut gedeutet. Ist das Bewußtsein des Menschen so weit von der Sinnlichkeit entleert und in sich geläutert, daß es in rein geistigen Beziehungen zu verharren vermag, so beginnt eine zweite Stufe der Gottwerdung: die Entgeistigung. Denn auch mit dem Inhalte einer durchaus unsinnlichen Vorstellung tritt das Bewußt-Sein nicht aus der Form: Subjekt-Objekt heraus, hat es noch ein Objekt, einen Inhalt, zu dem es sich verhält, welchen es vorstellt, noch sozusagen ein Anders-Sein, ein irgendwie Gestaltetes. Das Johanneische

Gott-im-Geiste-Lieben ist zwar für Eckehart nicht verwerflich, aber doch nur eine Stufe, die überschritten werden muß.

Solange die Form des Subjekt-Objekt besteht, ist auch noch keine Einheit sondern Zweiheit. Bis zur Einheit zu gelangen, ist aber das Ziel des Weges. Es muß daher in der Seele gleichsam einen Ort, einen Punkt geben, wo die Seele ihre eigene Geistigkeit selbst nicht mehr zum Inhalte haben kann, d. h. wo die Zweiheit des Subjekt-Objekt-Seins aufgehoben ist. Schelling hat dies sehr treffend mit der „Indifferenz" von Subjekt und Objekt bezeichnet und Eckehart meint im Grunde genau dasselbe, wonach er sucht. Solange die Seele ein, wenn auch noch so vergeistigtes Objekt vorstellt, ist sie auch als vorstellendes Subjekt noch tätig, zerfällt sie in (intellektual) anschauendes Subjekt und angeschautes Objekt, d. h. in Zweiheit, Nicht-Einheit. Der Ort der Einheit ist daher der übertätige, jenseits aller Wirksamkeit seiende, überräumliche, überzeitliche, übergeistige, aller Zwiespältigkeit entrissene Grund.

Diesen Grund nennt der Meister das Fünklein. In diesem Fünklein ist die Seele so von sich selber verlassen worden, hier haben alle intellektualen Tätigkeiten so sehr ein Ende, daß von ihm nur noch das reine bestimmungslose Wesen ausgesagt werden kann. Aber hier ist auch der Punkt, wo der seelische Grund des Menschen in eins fällt mit dem Wesensgrunde Gottes, wo das Psychologische und das Metaphysische eins sind, wo gleichsam das „Ansich" des Menschen mit dem Ansich Gottes so ineinander verflossen sind, daß beide dasselbe bedeuten. Das Fünklein ist eigentlich auch nicht mehr Seele, sondern das ewig beharrende Sein derselben, gewissermaßen ihr mathematisch ausdehnungsloser Punkt, wo ihre Wirkungsweisen aufhören und die Seelenkräfte schlafen. Hier schafft die Seele nichts mehr, sie begehrt auch nichts mehr zu schaffen, noch begehrt sie überhaupt noch etwas. Die Dinge und Wirkungen haben hier die Flucht ergriffen, nichts stört die letzte Einsamkeit des tonlosen und bildlosen Seins dieser Substanz, von welcher nichts mehr ausgesagt werden kann, als daß sie „weset". Denn auch daß das Fünklein „ist", kann man nicht sagen, nicht mehr „Sein" kann es genannt werden, sondern „überseiendes Nicht-Sein".

Psychologisch betrachtet ist dieser Ort der Ueber-Seele das Fünklein, metaphysisch angesehen ist es Gott. Aber wie Eckehart die Stufen der Seele genau unterscheidet, so ist ihm auch

das Absolute nicht schlechthin **Eines**, Einheit, sondern er unterscheidet in ihm nach christlich-dogmatischer Weise eine Dreifaltigkeit von Gott-Vater, Gott-Sohn und heiliger Geist. Gott-Vater gebiert in ewiger Tätigkeit in sich sein ihm gleiches Wesen, den Sohn, und in ewiger Liebe umfassen sich beide durch den heiligen Geist. Der Sohn ist johanneisch verstanden das **Wort**, der Logos, vom Vater gesprochen. Was Gott in den Sohn gebiert, ist lediglich er, sein Selbst, sein innerstes Sein, „die ganze Abgründigkeit göttlichen Wesens und göttlicher Natur: das gebiert er ohne Vorbehalt in seinen eingeborenen Sohn". Der Vater gibt seinen Inhalt ohne Rest dem Sohne, er offenbart sich ohne Vorbehalt, er schafft sich gleichsam eine Form, die geeignet wäre, ihn ganz aufzunehmen, wie der Strom sich ein Bett schafft, um ganz ihm entfließen zu können. Auch der Geist ist vom Vater und vom Sohne nichts verschiedenes, er ist die Liebe des einen zum andern, die beide vereinigende Synthesis. Aus dem Vater stammen alle Dinge, er schafft sie ohne Unterlaß, aber nicht in Raum und Zeit, sondern von Ewigkeit her: d. h. rein **logisch** genommen. Diese Erschaffung ist eine Schöpfung aus dem Nichts, das Erschaffene ist aber der Sohn, nämlich die Gesamtheit aller Urbilder, wie sie im Schoße Gottes unwandelbar verharren, in ihm „eingeboren" sind. Denn „der höchste Engel, die Seele, die Mücke, haben alle ein gleiches Urbild in Gott". Die Urbilder sind nichts anderes als Platons Ideen, in Plotinischer Weise der abstrakten Begrifflichkeit entkleidet und in intellektuale Anschaulichkeit, eine Art intelligibler Sinnlichkeit, wenn der Ausdruck erlaubt ist, verwandelt. Der Vater ist der Bildner, der Sohn die Totalität der Bildnisse und der Geist ist die vereinigende Liebe des göttlichen Künstlers zu seiner Schöpfung, des Bildenden zu seinen Urbildern.

Wenn man darüber nachdenkt, wie der Meister zu dieser seltsamen Trinitätslehre gekommen sein möchte, so wird es zweifellos, daß er einfach die Vorgänge, auf die er schon bei Beobachtung des Ich stieß, metaphysisch vergegenständlicht hat. Dies wird sofort einleuchtend, wenn man liest, daß der Offenbarungsvorgang in der Trinität ein Erkenntnisprozeß sei: „Wo der Erkennende das ist, was erkannt wird." Wir erinnern uns hier unwillkürlich der psychologischen Deutung, die wir in der mystischen Begebenheit der Gottwerdungslehre des Meisters gefunden haben: daß es darauf ankäme, die Seele zur Einheit zu bringen dadurch, daß sich die Seele von aller Inhaltlichkeit des **Vorgestellten** als auch der

Tätigkeit des Vorstellens entschlüge. Wir sahen, daß die Seele, solange sie vorstellt, nicht Einheit ist, sondern in eine Zweiheit zerfällt, genauer sogar in eine Dreiheit: in den vorgestellten Inhalt oder das Objekt, in die vorstellende Tätigkeit oder das Subjekt, und in die Einheit, in welcher die anderen beiden erst zusammen den Prozeß der Vorstellung selbst ergeben, den man begrifflich als ein drittes von den beiden anderen unterscheiden könnte.

Ganz zweifellos treffen wir in der Trinitätslehre auf dieselbe Analyse des Ichs wieder, nur metaphysisch vergegenständlicht, was dort psychologisch war. Oder ist der Gott-Vater als der Schöpfer und Bildner nicht das Subjekt oder das Vorstellende, der Sohn, das gesprochene Wort oder die Gesamtheit der Urbilder nicht das Vorgestellte (das Objekt), der heilige Geist als ihn liebende Einheit nicht die Identität des Subjekt-Objektes oder die Vorstellung als bindende Einheit eines doppelt in sich zerschiedenen Prozesses? Hier erhellt sich mit einem Schlage die Bedeutung der Eckehartschen Trinitätslehre, ja, der Trinitätslehre überhaupt, dieser scheinbar so subtilen und fruchtlosen Spekulation, welche unsere Gegenwart einfach zu dem scholastischen Bestande des Dogmas geworfen und damit verworfen hat: in dieser Trinitätslehre hat sich der philosophierende Geist des Menschen zum erstenmal die wunderbaren Geheimnisse des Ich metaphysisch deutlich zu machen gesucht! Ohne ein einziges Mal vom Ich zu sprechen, wird hier der ganze Prozeß der Ichs zerlegt, und, wie zunächst alle Probleme des Geistes, metaphysisch hypostasiert. Gott ist das reine Ich (im Sinne Fichtes), Ich als Subjekt, dessen Objekt es selbst ist, als ein Schauendes, welches sich im Objekte selbst bespiegelt, wo Subjekt und Objekt, Schauendes und Geschautes, in eins fallen, die intellektuale Anschauung des Ichs, rein intelligibel, ewig, überweltlich, platonisch verstanden. Gott ist das abstrakte Sein jenes einfachen Erkenntnisvorganges, der sich bei der Tätigkeit des Ich ungezählte Male in der Zeitlichkeit abspielt, Gott ist Subjekt, Objekt und Identität, Vater, Sohn und heiliger Geist, Ich-Subjekt, Ich-Objekt, Ich-Subjektobjekt, der Prozeß der Selbsterkenntnis absolut genommen, als logische Hypostase.

Genau wie Demokritos das abstrakte Unteilbare, Einzelne als Stoffelement verabsolutiert, ihm metaphysische Wirklichkeit zuspricht, genau wie Platon den Begriff, den er zum erstenmal als das Allgemeine erkennt, für absolut erklärt und ihm metaphysische

Wirklichkeit zuerkennt, genau so nimmt der deutsche Meister das neu entdeckte, reine Ich und dessen Trinität, entreißt sie der Zeitlichkeit und Sinnlichkeit und versetzt beide unter die hohen Sterne der intelligiblen Ueberwelt, wo Wandel und Vergänglichkeit und zufällige Individuation aufgehört haben zu bestehen.

Und hier erblicken wir unvermittelt eine Fülle von historischen Zusammenhängen, die ich an dieser Stelle nicht einmal andeuten kann: die tiefe Einheit der Antike mit der Philosophie der neuesten Zeit über die Mystik des rinascimento hinweg: der Urgedanke des Ich, der zunächst als metaphysische Hypostase in der Trinität auftaucht, um im Laufe eines langen philosophischen Kampfes in das erfahrene Ich des Menschen versenkt zu werden (durch Kartesius und Leibniz); — um dann, in seiner empirischen Vergänglichkeit noch einmal verbrannt, als ein neues, von der platonischen Jenseitigkeit in die diesseitige Immanenz verlegtes absolutes Selbst aufzuerstehen, in dem verjüngten Glanz eines ewigen Wesens, des unvergänglichen Faust-Problemes aller Metaphysik und Philosophie (durch die Philosophen des „absoluten Ich" — Kant, Fichte-Schelling-Hegel, Schopenhauer, Hartmann).

Das Ich tritt uns demnach als der Grundgedanke von Eckeharts Dreifaltigkeit entgegen. Vater, Sohn und heiliger Geist sind die drei Momente des Ich, also durchaus keine Personen in unserem Sinne, sondern lediglich die drei unterscheidbaren Elemente der erkennenden Tätigkeit des Gott-Selbstes, Hypostasen, göttliche Tätigkeitsprodukte, Bestandteile des logischen Selbsterkenntnisprozesses in Gott. Aber man würde außerordentlich falsch unterrichtet sein, wenn man diese Dreifaltigkeitslehre als eine grundsätzlich christliche ansehen wollte. Es ist ja längst kein Geheimnis mehr, daß fast alles, was am Christentum metaphysisch ist, durchaus von helleno-semitischen Ursprüngen herrührt, Gott sei Dank mit Ueberwiegen des Hellenischen, wenigstens was die Trinitätslehre betrifft. Und in der Tat deckt sich die Dreifaltigkeitsmetaphysik des Meisters Eckehart so wörtlich und genau mit derjenigen Plotins, daß kaum anzunehmen ist, daß diese Uebereinstimmung rein zufällig sei. Wir wissen, daß Johannes Scotus Erigena den Neuplatoniker Dionysius Areopagita ins Lateinische übersetzt hat und wir wissen, daß Eckehart den Dionysius genau kannte, da er ihn häufig zitiert. Wir wissen ferner, daß dieser (falsche oder Pseudo-)Dionysius als Christ bemüht war, den Neuplatonismus ins Christliche zu deuten, in gewissem Sinne eine

Synthesis beider zu vollbringen. Man versteht daher, inwiefern Eckehart die Brücke zwischen griechischer Mystik und deutscher Philosophie darstellt, wie sehr er Träger der Geburt und der Wiedergeburt, der neuen germanischen Kultur und des antiken rinascimento bedeutet.

Wenn wir noch berücksichtigen, daß Dionysius Areopagita, die Quelle des großen deutschen Meisters, wahrscheinlich ein Schüler des Proklos war, und von diesem schon den Plotinismus in scholastisch entstellter, entgeistigter, greisenhafter Form überantwortet bekam und daß Eckehart den Plotin sicherlich nicht aus erster Hand gekannt hat — so müssen wir wahrlich staunen, wie er das Wesentliche des Plotinismus unter verlogenem Wust der Nachplotiniker auffinden konnte, um so mit dem unfehlbaren Blicke des geistigen Bruders einen gereinigten und verjüngten Plotinismus zu entdecken, ja, zu gestalten. Hier ist gleichsam die enge Spalte, aus welcher der selige Strahl des antiken, mystischen Lichtes in die herbe Dämmerung des Nordens fällt, hier ist die geschichtliche Fortgesetztheit, der Zusammenhang mit dem gewaltigen Problem zu suchen und zu finden, welches die sterbende Antike als das Motiv ihrer Todverkündigung dem neu anbrechenden Morgen ihres Blutsbruders fragend entgegensprach.

In Eckeharts Gott finden wir genau den Nus des Plotin wieder. Wie der Nus des antiken Mystikers ist der Gott des Meisters das auf sich selbst reflektierende Ich, nur daß die drei Personen Vater, Sohn und heiliger Geist bei Plotin Schauendes, Geschautes und Schauen heißen, wodurch die wahre Meinung dieser Dreifaltigkeit noch deutlicher und offensichtlicher wird. Gott und der Nus sind nur ein intelligibles Ineinander der Platonischen Ideen, Eckehart und Plotin sind in gleicher Weise bemüht, ihr metaphysisches Wesen von den Kategorien der bloßen Sinnlichkeit und Irdischkeit sorgfältigst zu befreien, d. h. jede Vermenschlichung Gottes durchaus zu vermeiden. Aber wir werden gleich sehen, daß die Verwandtschaft, ja, Identität des Plotin mit dem Meister eine noch viel genauere ist.

Wir erinnern uns, daß das ganze Sinnen Eckeharts praktisch darauf gerichtet war, sich der Seele zu bemächtigen und ihr schließlich bis dahin zu folgen, wo sie mit Gott eins wird: im Fünklein. Dieses Fünklein war das Ueberſein der Seele, der Ort ihrer absoluten Ruhe, wo die Tätigkeit und infolgedessen die Zweiheit endigt und die abstrakte Einheit harrt. Wir sahen, daß Gott nur

das hypostasiert Psychische ist, das erkennende Ich in seiner dreigeteilten Unterschiedlichkeit. Aber dieser Gott ist ein Gott der Tätigkeit und des, wenn auch außerzeitlichen und außerweltlichen, Wirkens. Sollen wir in ihm den Grund finden, jenes Fünklein, den Ort der Seele, wo nach des Meisters eigenen Worten alle menschlichen Begriffe, welche irgend noch Handlung, Vorgang, Prozeß, Mehrheit, Sein bezeichnen, ihre Rechte verloren haben? Gott gebiert ja den Sohn, Vater und Sohn setzen den Geist, alle drei fließen ohne Ende ineinander und auseinander, sind in fortwährendem Ausgang und Eingang begriffen, wie sollte dieser Gott der Ort der absoluten Ruhe sein? Wie sollte diese Dreieinigkeit jene absolute, auch innerlich nicht mehr unterschiedliche, abstrakte Eins sein, die Eins und Alles, das ἓν καὶ πᾶν, welches so sehr alles Sein ist, daß in Wahrheit — — nichts ist außer dem Einen? Wo ist der Ueber-Gott in Gott, der weder Vater, noch Sohn und heiliger Geist, weder zeugender, noch empfangender, noch liebender Gott sei?

Wirklich, Gott entspricht als metaphysisches Wesen wohl den Momenten des Ich, nicht aber dem Fünklein, dem Grunde der Seele. Gott ist Dreiheit, aber nicht Einheit, ewiges Wirken, aber nicht ewiges Ruhen, ewiges Sein, aber nicht ewiges Wesen: Ueber-Sein. Und so unterscheidet Eckehart von diesem Gott noch einen anderen, tieferen Grund: die Gottheit.

Diese Gottheit endlich entspricht dem Fünklein der Seele. In ihr ist Gott oder der Dreifaltige in die absolute Einheit entflossen. Die Gottheit oder das Wesen „wohnt in unerschlossener Stille; darum ist es ein Unbewegliches: es spricht sich nicht, es liebt nicht, es erzeugt nicht.“ Diesem Unterschiede zwischen Gottheit und Gott entspricht der zwischen Wesen und Natur. Die Gottheit ist das Wesen, d. h. die völlig attributlose Eins, ungefähr identisch mit dem Brahman des Inders, genau identisch mit dem Einen oder Guten des Plotin, welches seinerseits wieder die erste metaphysische Behauptung einer absoluten Substanz ist, wie sie Spinoza gelehrt hat. Des Meisters Gottheit oder das Wesen ist nichts anderes als Spinozas Substanz, Gott ist das Wirken, allerdings nicht sofern es zeitlich-irdische Wirksamkeit, etwa Bewegung im Sinne der modernen Wissenschaft bedeutet, sondern Wirken als intelligibler Aktus in der Ideenwelt. Zwischen Gottheit und Gott, zwischen Wesen (Substanz) und Wirken steht die Natur, die wir vielleicht am ehesten als das principium individuationis in Gott deuten,

als der Grund im Wesen, sofern dieses Tätigkeit wird, sofern die Gottheit den dreieinigen Gott gleichsam aus sich entläßt. Nichts wäre falscher, als die Natur als das Genaturte, etwa die Gesamtheit aller göttlichen Objektivationen in der Welt verstehen zu wollen: die Natur ist bei Eckehart nur in Gott, sie ist die einigende Wirksamkeit, der Grund, worin die Dreifaltigkeit ewig geboren wird, ewig der Gottheit entsteigt und ewig in ihr entfließt. Wäre nur das Wesen, die Gottheit oder die Ur-Einheit, so wäre nur absolutes Unvermögen, keine Erschlossenheit, kein Prozeß — es wäre reines „Nicht". Die Einheit ist das Nicht, das Unvermögen. „Da also diese (Einheit) ihr Wesen zu offenbaren nicht im stande war, so haben die drei Personen (=Gott) das übernommen, die dazu in der Einheit ihrer Natur und ihres Wesens alle gleiches Vermögen besitzen."

Erst jetzt, mit Betrachtung der Gottheit, ist Eckeharts Metaphysik vollständig. In der Gottheit, in der göttlichen Substanz ohne alle Attribute, nicht in Gott, haben wir auch den „Ort" der Seele zu suchen, da der Mensch mit dem Ewigen zusammenhängt: das Fünklein. Mit der Gottwerdung des Menschen ist daher das religiöse Gemüt noch nicht befriedigt: es will zur Gottheit kommen. Daß der Mensch nicht Gottheit ist, das ein Etwas an ihm haftet, was ihn von der absoluten Einheit trennt, das ist der tiefe Schmerz des Menschen. „Dieses Nicht allein peinigt die Seelen mehr, die in der Hölle sind, als der Eigenwille oder irgend welches Feuer." Nur von diesem frommen und brünstigen Begehren, an dem Einen der Gottheit teil zu nehmen, in ihm zu entschwinden wie die Dreifaltigkeit seit Ewigkeit in ihm entschwunden ist, verstehen wir Eckeharts tiefsinnige, aber auch schwierige Metaphysik. Aber nur aus dem ungeheuern Schmerze heraus, von diesem Einen abgesplittert zu sein, verstehen wir auch, was Religion bedeutet. Wenn wir an das zur Fadheit herabgesunkene Geschwätz so mancher moderner religiöser Schöpfer denken, deren Endziel die leibliche Zufriedenheit mit dieser Welt bedeutet, deren Religion eine Liebe zur Welt und zur Irdischkeit ist, die sie mit allen schönen Worten von einer freien, starken und zuchtvollen Persönlichkeit verzieren, wenn ihnen Gott dazu dienlich sein soll, zu sagen: „habet lieb die Welt" und sie die erste und gewaltigste Tatsache jeder Religion garnicht zu kennen scheinen: den Schmerz der Zerrissenheit, welchen der Meister die Pein des „Nicht" nennt, — so möchte gerade Eckehart einer religiös verwirrten Gegenwart

die allein wesentlichen Bestandteile der Religion darlegen, diese Zeit von der unwandelbaren Bedeutung dieser überzeugen.

Hierauf gründet sich die unendliche Bedeutung Eckeharts, nicht etwa nur für die Geschichte der Metaphysik, sondern für das schlechthin allgemeine religiöse Dasein unseres Volkes selbst. Durch die unendliche Gottessehnsucht, die seinen Charakter heilig und wundersam mild durchdrungen haben muß, mag dieser Mann sein zeitgenössisches Deutschland zu sich emporgerissen haben, mag er die Menschen so getroffen haben, daß sie willig für seine mystische Lehre den Tod durch die Inquisition erlitten. Hier wurde dieser Genius unmittelbar allen verständlich, denn hierin konnte ihm jeder folgen, der auch seine tiefen Spekulationen zu erfassen nicht im stande war. Hier, in der Sehnsucht, das religiöse Verhältnis lediglich durch Vermittelung der eigenen Seele zu knüpfen mit Ausschluß aller historischen Mittler, liegt seine Bedeutung für die ganze folgende Geschichte, als auch die Gefahr für die Kirche, ja, das Christentum. Durch seine Christuslehre von dem ewigen Geiste, dem Ort der in dem Vater eingeborenen Ideen, stellt er das Subjekt des religiösen Verhaltens auf sich selbst, er gab dem einzelnen Menschen, sei er noch so schlicht und einfältig, aber nur wahrhaft fromm, die Macht, die Qual der Gottentrissenheit zu heilen durch die vollbrachte Hinwendung seiner Seele zu deren metaphysischem Grunde, dem Fünklein. Damit fiel der ganze unübersehbare Apparat der äußerlichen Machtentfaltung einer Kirche, welche die Erlösung des Menschen durch ihre Vermittelung zu vollziehen behauptet, damit kam die ganze Historie und ihr furchtbarer Druck in Wegfall und das religiöse Verhältnis des mündig erklärten Menschen zu Gott konnte von jedem in jedem Augenblicke begonnen werden. Hier, wenn irgendwo und irgendwann ist in Deutschland eine Religion entstanden, welche das überlieferte Christentum, sei es das römische oder das der Synoptiker, derartig umgedeutet hat, daß es höchstens noch den Namen mit ihm gemeinsam hat, nicht mehr den Inhalt, nicht mehr die Sache. Die nach Eckehart folgenden Jahrhunderte blieben wohl weit hinter dem zurück, was der Meister lehrte. Es schien, als sei die Religion und das Leben dieses klaren Mystikers ohne Frucht geblieben. Wohl haben wir noch eine glänzende Reihe von Mystikern, von denen vielleicht Ruysbroek seinem Meister am nächsten kommt — aber keiner hat mehr so gewirkt und diesen Einfluß besessen. Indessen würde man sehr irren, zu glauben, daß dieses reiche Leben

und Denken umsonst gewesen sei. Eckehart ist der Stifter der Religion im Occident geworden, die ihren Ausdruck in der Religionsphilosophie des 19. Jahrhunderts finden sollte. Die ersten Spuren seines Geistes finden wir wieder bei Hegel, während schon Fichte in seiner „Anweisung zum seligen Leben" auf seine Weise die Mystik des Johannesevangeliums wieder als Wesen der Religion dargestellt hatte. Hegel, Biedermann, Hartmann und Pfleiderer haben die Religion mehr oder weniger im Geiste des deutschen Meisters verstanden, und vor uns liegt eine unabsehbare Zukunft, die jenen Erkenntnissen gehört, die er zum erstenmal in Deutschland ausgesprochen hat.

So ist er selber der „Mittler" zweier Welten geworden, die Kontinuität der Geschichte der Rassen sichernd und bezeugend: der Mittler zwischen der hellenischen Mystik und der deutschen Religionsphilosophie, der Geist, der etwa zwischen Plotin und Hegel mitten inne steht. Die Metaphysik ist zwar eine andere geworden, seine metaphysische Vergegenständlichung des Ich in der Trinität ist heute überwunden, vieles wird noch überwunden werden — niemals aber das Wesen und die treibende Sehnsucht seiner Religion: eine religiöse Beziehung zum ewig-alleinen Geiste ohne die Mittlerschaft einer raumzeitlichen Erscheinung der Geschichte, der Mensch als der Gottwerdung fähig, mit Gott irgendwo einig im Fünklein, zum Ziele habend, „daß Gott mich gebäre als seinen Sohn, sein eigenes Wesen, seine eigene Natur: weil ich sein bin, und alles, was ich besitze, von ihm habe und als Sohn derselbe bin wie er, und nicht ein anderer."

---

# Ueber Goethes philosophische Weltanschauung.

Antrittsvorlesung, gehalten in der Aula der Universität Halle a. S.

Von

Privatdozent **Dr. Bruno Bauch.**

---

Da jene Epoche anhob, die den Höhepunkt unserer Literatur bezeichnen sollte, jene Epoche, in der sich Poesie und Philosophie gegenseitig so bestimmen und so innig durchdringen sollten, daß ihre Poesie ohne die Philosophie gar nicht und ihre Philosophie ohne die Poesie zu einem großen Teil nur schwer zu verstehen ist, da war es gleich ein entscheidendes Verdienst um die Philosophie, mit dem die Heroen unserer Dichtkunst jene Vereinigung inaugurierten. Da galt es, einen der größten Denker aller Zeiten, den größten dogmatischen Denker überhaupt, der lange Zeit unbekannt, oder doch verkannt, abseits gestanden und keine Wirkung auf das allgemeine Geistesleben hatte üben können, wo nicht erst zu entdecken, doch sicherlich bekannt zu machen. Wir meinen den großen Juden Baruch Spinoza. Es ist bekannt, wie gewaltig der Reformator unserer nationalen Literatur von ihm ergriffen wurde, welch ungeheueren Eindruck des Philosophen Scharfsinn auf den kritischen Geist Lessings machte, und es ist nicht minder bekannt, wie die harmonische Einheit und die einheitliche Geschlossenheit des philosophischen Systems die einheitliche, harmonische Persönlichkeit unseres größten Dichters mit allgewaltiger Zaubermacht in ihre Bahnen zog. Der „Geist, der so entschieden auf mich wirkte, und der auf meine ganze Denkweise so großen Einfluß haben sollte, war Spinoza", erklärt Goethe ausdrücklich. Er selbst spricht von seinem Spinozismus. Wenn darum die Geschichte der Literatur zur Würdigung der Totalität seiner Persönlichkeit, seines Seins und seines Wirkens auch immer dem Spinozismus Goethes eine

besondere Beachtung schenkt, so geschieht das mit gutem Recht. Allein wenn wir seinen Spinozismus näher ins Auge fassen, so zeigt es sich doch bald, daß wir den Nachdruck der Betonung viel mehr auf das „Seinen“ als auf „Spinozismus“ zu legen haben. „Was ich mir aus dem Werk mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben“, sagt er von Spinozas Ethik. Wenn daraus auch schon das Bewußtsein der eigenen Selbständigkeit spricht, so tritt es uns doch lediglich in problematischer Form entgegen. In Wirklichkeit nun steht unser größter deutscher Dichter von vornherein, seinem ganzen Wesen gemäß, dem großen jüdischen Denker viel ferner, als er es selbst ahnt, und als man überhaupt im allgemeinen glaubt. Von vornherein erschaut er Spinozas Philosophie mit dem seelenvollen Blick des großen Germanen, von vornherein ist bei Goethe die Rezeption des spinozistischen Systems eine Uebersetzung in urdeutsches Wesen, genau wie bei all den anderen Heldengestalten des deutschen Geistes auch, bei den Lessing, den Schleiermacher, und die sonst Spinoza unwiderstehlich angezogen hat.

---

Gewiß ist dem von seinem Volke verketzerten Juden sein System zugleich auch seine Religion, aber die religiöse αἴσθησις, das Fühlen und Schauen des Religiosen muß er seinem innersten Wesen gemäß intellektualisieren, wohingegen seine ganze Natur Goethen drängt, die philosophische Intelligenz zu ästhetisieren, das Wort in seinem besten und weitesten Verstande genommen, d. h. den Begriff ins Fühlen und Schauen zu versenken.

Wenn er schon recht früh, bei weitem noch in der ersten Hälfte seines Lebens von Spinozas rationalem Verfahren more geometrico als von „abstrusen Allgemeinheiten“ redet, so wendet er sich damit deutlich genug gegen das rein Abstrakte, Spekulative, Begriffliche.

Gewiß in dem obersten Dogma, in dem Glaubensbekenntnis des Deus sive natura ist er mit Spinoza einig. „Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen.“ So bekennt er sich rückhaltlos zu ihrer All-Einheit. Aber es ist doch mehr diese Formel des Bekenntnisses, als dessen wirkliche Form und als ihr Gehalt, worin er mit dem Philosophen eins ist. Die Form, die Quelle seiner Gott-Erkenntnis entspringt für ihn nicht im rationalen Denken. Viel unmittelbarer ist ihm sein Erkennen, es ist lebendiges

Erleben und Fühlen. Wie bekennt er seinen Gott? Faust spricht vor Gretchen Goethes Bekenntnis aus:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden,
Zu sagen: Ich glaub ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Aug' Dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herz Dir
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar sichtbar neben Dir?
Erfüll' davon Dein Herz, so groß es ist,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie Du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist Alles,
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut."

In dieser Weise negiert Goethe das Begriffliche als genugsamen Untergrund der Weltanschauung, aber er weist auch positiv auf die Quelle hin, aus der für ihn der Wahrheit Bronnen fließt. „Gefühl ist alles."

Wenn wir damit in formaler Hinsicht den Spinozismus in Goethes Weltanschauung auch nicht überschätzen, so sind wir doch weit davon entfernt, ihn zu unterschätzen. Im inhaltlichen Ausbau seines Grunddogmas hat Goethe mit dem Philosophen noch gar vieles gemeinsam; obwohl auch diese Gemeinsamkeit ihre Grenzen hat.

Wie Spinoza seine Gottheit als causa sui betrachtet, so spricht Goethe „Im Namen dessen, der Sich selbst erschuf". Ebenso hoch ferner, wie der Denker, steht unser Dichter über allem Anthroomorphismus der Transscendenz in seiner Gottbetrachtung:

„Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen."

Wie endlich trotz des immanenten, ja Identitätsverhältnisses von Gott und Natur den Philosophen seine Lehre von den beiden Attributen der Substanz (Denken und Ausdehnung) gegen den Verdacht eines krassen, dem Materialismus verwandten Naturalismus sichert, so ist auch Goethe von vornherein darüber erhaben. Wie grundverschieden seine Natur von der Natur im Sinne des Système de la Nature ist, das beweist schon die Aufnahme, die dieses bei ihm und seinem Straßburger Freundeskreise fand: „Es kam uns so grau, so kimmersch, so totenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor, wie vor einem Gespenste schauderten." . . . . „System der Natur ward angekündigt, und wir hofften also wirklich etwas von der Natur, unserer Abgöttin zu erfahren." Allein diese Erwartung ward arg getäuscht. . . . „Wie hohl und leer ward uns in dieser tristen, atheistischen Halbnacht zu Mute." Kein Wort läßt sich auf den gelehrten, theoretischen Materialismus ebenso gut anwenden, wie auf den praktischen, als folgendes:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn:
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern.
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht."

Es ist zwar „der Geist, der stets verneint", der einmal so spricht; aber diese Negation ist doch zugleich echt Goethisch. Noch viel weniger, als die rationale Methode genügt ihm der materialistische Sensualismus. Zu einer Weltanschauung reichen ihm eben Tasten, Rechnen und Wägen überhaupt nicht aus. Nur bleibt er bei der Negation nicht stehen. Wir kennen den positiven Quell des Anschauens *seiner* Natur: „*Gefühl* ist alles!" Das aber sagt auch ihm unmittelbar: Die geistloseste aller Philosophien ist die Philosophie ohne Geist. Natur ist eben Gott-Natur, vom göttlichen Geiste durchdrungen, eine Wesenseinheit mit ihm von Anbeginn. Gott hegt „Natur in Sich" und „Sich in Natur",

„So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt."



Die über alles Menschenwissen erhabene Weisheit gehört zum Wesen seiner Gott-Natur: „Gedacht hat sie und sinnt beständig, aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen, allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann.“ Mit den letzten Bemerkungen sind wir auch schon über seine inhaltliche Uebereinstimmung mit Spinoza hinausgegangen. Nun wird von einer ganz anderen Seite her die Differenz beider unmittelbar klar werden.

---

Dem Dichter, dem Gott nicht bloß das All-Seiende, sondern zugleich auch das Allwirkliche und Allwirkende ist, dessen Evangelium zugleich das Bekenntnis ist: „Im Anfang war die Tat!“ Dem ist im innersten Wesen doch die All-Einheit der Natur etwas Anderes, als ein zwar sich selbst bestimmendes und doch ewig ruhiges, tat- und bewegungsloses Sein, wie es für Spinoza die Substanz ist. Goethe will lebendiges Wirken, Spinoza zeitlos mathematisches Folgen. Ein Geschehen im ureigentlichsten Sinne gibt es für Spinoza nicht. Wie für Parmenides die ἀρχή, so ist für ihn die Substanz ewig in Ruhe, ohne reale Bewegung und Wirksamkeit. Was er Geschehen nennt, ist für seine more geometrico verfahrende Philosophie lediglich mathematische Folge. Anstelle des „Realgrundes“ tritt, wenn wir Schopenhauers tiefgründige Unterscheidung aufnehmen — Schopenhauer hat übrigens zum ersten Male dieses eigentümliche Verhältnis angedeutet*) — der rein mathematische Seins-Grund, anstelle der realen, die mathematische Bedingtheit. Unter diesem Gesichtspunkte wird Goethes „Spinozismus“ gleich noch von einer neuen Seite her in ein anderes Licht gerückt.

Sicherlich: die Substanz Spinozas ist in allen Dingen und alle Dinge sind in ihr. Aber sie ist in allen Dingen, wie der Raum sich in seine Dimensionen ergießt, wie die Dimensionen und mathematischen Gebilde Raum sind und wie sie nur darum selbst im Raume sind; also lediglich nach mathematischer, nicht nach realer Bedingtheit.

Von Goethes Gott-Natur dagegen gilt: „Es ist ein ewiges

*) Ausführlich begründet und dargestellt hat es Windelband. Geschichte der neueren Philosophie. I. S. 210 ff.

Leben, Werden und Bewegen in ihr"; und sein lebendiger Künstlergeist bewundert in seiner all-einen Gott-Natur gerade:

„Wie alles sich zum Ganzen webt!
Eins in dem Andern wirkt und lebt!"

Wie weit Goethe von Giordano Bruno beeinflußt ist, läßt sich schwer genau entscheiden, daß er ihn aber gekannt und sich mit seiner Lehre beschäftigt hat, steht unzweifelhaft fest. Er weist durch seine künstlerische Weltauffassung auf Brunos Künstlergenius vielfach mehr zurück, wie auf Spinoza. Es mag vielleicht gewagt erscheinen, wenn wir sagen: So groß der Gegensatz zwischen dem vornehm-ruhigen deutschen Dichter und dem leidenschaftlich bewegten, heiß drängenden italienischen Philosophen und Märtyrer sein mag, so umschlingt doch ein Band inniger Verwandtschaft ihre großen Seelen beide. In ihrer Philosophie wird ihre Verwandtschaft kund.*) Wie das All-Eine Brunos selbst voll ewigen Lebens

*) Als wir vorhin davon sprachen, daß Goethe mit Spinoza die Ablehnung aller Transscendenz der anthropomorphistischen Gottbetrachtung teile, verdeutlichten wir das durch den Hinweis auf die viel zitierte Strophe aus dem Proömion seiner Gedichte über „Gott und Welt". Der besondere Zusammenhang, in dem wir sie hier noch einmal heranziehen, möge uns ihre Wiederholung gestatten:

„Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe,
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt."

In dieser Strophe kommt sicherlich die anti-anthropomorphistische Tendenz, die er mit Spinoza gemeinsam hat, zum Ausdruck und ebenso, wie bereits bemerkt, die Ablehnung des atheistischen Materialismus. Aber die Art, wie sie zum Ausdruck kommt, ist durchaus Brunonisch. Und, was das Allerwichtigste und Bedeutsamste ist, diese Strophe ist nichts anderes, als eine poetische Uebersetzung folgender Worte Brunos: ‚Non est Deus vel intelligentia exterior circumrotans et circumducens; dignius enim illi debet esse internum principium motus, quod est natura propria, species propria, anima propria, quam habent tot quot in illius gremio et corpore vivunt hoc generali spiritu, corpore, anima, natura, animantia, plantae, lapides, quae universa, ut diximus, proportionaliter cum astro eisdem composita membris, eodem compacta ordine, et eadem contemperata complexionum symmetria, secundum genus, quantumlibet secundum specierum numeros singula distinguuntur.' Ich möchte hier auch noch dankbar betonen, daß Herr Professor Riehl die Güte hatte, mich auf diese ungemein charakteristische Stelle in Brunos Schrift ‚De Immenso et Innumerabilibus' (Op. Lat. I, 2 [Neapel 1884] S. 158) noch rechtzeitig aufmerksam zu machen, so daß ich die von mir schon vorhin in anderem Zusammenhange zitierte Strophe Goethes hier mit ihr in diese enge Verbindung bringen konnte und auch im Vortrag schon diese ganze Anmerkung mit einschalten konnte.

und Wirksamkeit ist und sich in seinen besonderen Gestaltungen lebendig und wirksam darstellt, so ist Goethes Gott-Natur lebendige Wirklichkeit und lebendig wirklich sind ihre besonderen Gestaltungen. Sie lebt und wirkt in ihnen allen, und alle leben und wirken in einander und in ihr. So gewinnt das Individuelle für ihn eine ganz andere Bedeutung, wie für Spinoza. Der sucht das Individuelle in der Substanz more geometrico aufzuheben, in die Substanz zurückzunehmen, während Goethe es gerade aus ihr hervorzuholen sucht. Er hebt das Besondere nicht in seiner all-einen Gott-Natur auf. Wie Bruno fühlt er in seiner eigenen gewaltigen Individualität das All-Eine wirken und erlebt die Individualität als eine Tat der Gott-Natur. „Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder: Alles ist neu und doch immer das Alte.“ Immer das Gleiche ist die „Natur“, und immer „neu“ sind die Individuen. Freilich hat alles Individuelle seine Wurzeln in der all-einen Gott-Natur, es ist deshalb nicht an sich und durch sich da, aber eben darum ist in ihm und mit ihm zu gleich das All-Eine wirksam und zwar in einer ganz bestimmten, unwiederholbaren Besonderheit wirksam. Das All-Leben der Natur ist darum ein eigentümlich zwiefaches. „Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer“. Aber ihr Leben ist doch immer nur Zerstörung des Individuellen, um gleich wieder in neuem Individuellen zu leben. Aus der Zerstörung steigt immer neues Leben empor. „Sie lebt in lauter Kindern; und die Mutter, wo ist sie? Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoff zu den größten Kontrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff, und doch macht alles Eins aus.“ Mag darum die Natur sich nichts aus den Individuen zu machen scheinen, so sind sie ihr doch wertvoll. Sie sind ja ihre Kinder, die sie gebiert, und in denen sie sich selbst gebiert. „Sie lebt in lauter Kindern“ und kann selbst nicht leben ohne diese Kinder. In jedem stellt sie sich dar als eine ganz bestimmte, und in dieser Bestimmung kehrt sie nie wieder, und doch bedarf sie ihrer aller, aller dieser Bestimmtheiten, eben um „aus dem simpelsten Stoff“ bis „zur größten Vollendung“ emporzusteigen.

„Das Individuum geht verloren“, sagt Goethe ein andermal, „das Andenken an dasselbe verschwindet, und doch ist ihm und Andern daran gelegen, daß es erhalten werde.

„Jeder ist selbst nur Individuum und kann sich auch eigentlich nur fürs Individuelle interessieren. Das Allgemeine (d. h. Gattungsmäßige) findet sich von selbst, dringt sich auf, erhält sich, vermehrt sich. Wir benutzens, aber wir lieben es nicht.

„Wir lieben nur das Individuelle.“

So mächtig er unter dem Einfluß Spinozas, den er auch seinen „Heiligen“ nennt, steht, so ist doch von vornherein in Goethes eigenem Wesen eine Gegenströmung wirksam. Seine Individualität drängt hin zum Individuellen. So unerschütterlich sein Glaube an die All-Einheit der Gott-Natur ist, so innig hält er am Besonderen fest, hält er daran fest, daß das All-Eine sich im Besonderen darstellen müsse, um tätig, lebendig und wirksam zu sein, daß das Leben im Individuellen das wahre Leben der Gottheit sei, und daß darum das Leben und Wirken des Besonderen seine besondere Bedeutung habe. Das steht für ihn bereits im ersten Drittel seines Lebens fest. Und wenn er, wie bereits erwähnt, schon in der ersten Hälfte seines Lebens von Spinozas „abstrusen Allgemeinheiten“ spricht, so wird von einer Abwendung des greisen Goethe von dem Lehrer seiner Jugend nur der reden, der die Selbständigkeit des Schülers gegenüber dem Philosophen von Anfang an unterschätzt. Darum, sagten wir, weise von vornherein, wie auch der Einfluß gewesen sein mag, seine Weltanschauung in ihrem tiefsten Wesen stärker zurück auf die Brunos wie auf die Spinozas. Dem großen Nolaner stellte sich eben sein Unendliches in der konkreten Wirklichkeit auch besonders dar. Neben dem mathematischen und dem physikalischen Minimum, dem Punkt und dem Atom, hat er das metaphysische Minimum die Monade; d. h. die individuelle Wirklichkeit, die konkrete wirkliche Individualität. Und merkwürdig! Gerade der Begriff der Monade ist es, der in Goethes weiterer Entwicklung immer klarer und schärfer aus der Idee der all-einen Gott-Natur herauskrystallisiert

Aber wenn er den Begriff auch mit der Zeit schärfer ausprägt, so dürfen wir, um Goethes einheitliche, kontinuierliche Entwicklung zu verstehen, doch nie außer acht lassen, daß er in gewisser Weise von vornherein sozusagen monadologische Anschauungen hat. Diese als ein urplötzliches Novum seines späteren Lebens auffassen, darin einen Abfall von seinem „Spinozismus“ sehen,

heißt gänzlich verkennen, daß beide Elemente nie jedes für sich seine ausschließliche Weltbetrachtung ausgemacht haben, sondern immer, in seinen früheren wie in seinen späteren Jahren eine Synthese eingegangen sind. Goethe ist also noch unendlich viel weniger Leibnizianer geworden, wie er dogmatischer Spinozist gewesen ist. Und wenn man ihn neuerdings gar zum Kantianer, obschon nicht im engeren Sinne des Wortes, zu machen sucht, eine Abkehr von Spinoza auf Kantschen Einfluß zurückführen zu können meint, so wird ein solcher Versuch selbst dem allzu kühn erscheinen, der einen bestimmten Einfluß Kants ebenso gern und bereitwillig anerkennt, wie wir. Doch davon können wir erst sprechen, wenn wir Goethes monadologische Betrachtungsweise im engeren Sinne kennen gelernt haben.

---

Der Begriff „Monade“ wird von ihm mit dem der Entelechie identifiziert, zunächst ganz allgemein, um das Individuelle zu bezeichnen. Von Leibniz sagt er einmal: „Was wir mit dem Ausdruck Entelechie bezeichnen, nannte er Monaden.“ Ein Ausspruch, der, historisch richtig gestellt, lauten müßte: Was wir Entelechie nennen, heißen wir auch im Leibnizschen Sprachgebrauch Monaden. Denn Goethes Weltanschauung hat mit der doch stark spiritualistischen Metaphysik dieses Philosophen kaum etwas mehr, als das Wort „Monade“ gemeinsam. Daß dieses aber für Goethe ebenso wie für Bruno einen anderen als spiritualistischen Sinn hat, das kommt schon dadurch zum Ausdruck, daß er dafür auch Entelechie setzt. Dieser Begriff ist der Aristotelischen Philosophie entnommen und wird bei Goethe keinen sonderlich überraschen, der auch nur einen Blick auf seine naturwissenschaftlichen Abhandlungen, insbesondere auf seine Geschichte der Farbenlehre geworfen und gesehen hat, wie gut Goethe nicht nur den griechischen Meister, sondern auch jene dei minorum gentium kennt, die seine Lehre in den Klosterschulen so unfruchtbar wie möglich breit traten und in der Hauptsache entstellten. Ihn aber darum zum Aristoteliker oder gar zum Scholastiker zu stempeln, ist zum Glück noch niemand eingekommen, obwohl dazu nicht mehr und nicht minder Grund wäre, wie ihn zum Leibnizianer oder Kantianer zu machen. Seine Entelechienlehre und sein Verhältnis zum Aristotelismus aber verstehen wir am besten, wenn wir uns zweierlei klar zum Bewußtsein
Seine Würdigung des Individuellen haben wir bereits

kennen gelernt und haben gesehen, wie, nach seiner Auffassung, „Mutter" „Natur", die „einzige Künstlerin", gerade vermöge ihrer Individuationen, fortschreitet „aus dem simpelsten Stoff" .... „zur größten Vollendung". Hierin schon ist er dem Aristoteles verwandt, dem jede Stufe der Entwicklung zwischen dem bloßen Stoff und der reinen Form als Selbstverwirklichung des Wesens der Dinge eine Entelechie bedeutet, sodaß es für sein Reich der Entwicklung unendlich viele Zwischenstufen oder Entelechien gibt. Wenn Goethe nun das Individuelle als Monade oder Entelechie im engeren Sinne bezeichnet, so betrachtet er es nicht mehr in seiner bloßen Individualität als solcher, sondern als eine bestimmte Stufe der Auswirkung seiner all-einen Gott-Natur und zugleich als wirksame Kraft der besonderen Entfaltung. Das ist das Eine.

Auf der anderen Seite aber steht er zu dem großen Griechen im Gegensatze. Aristoteles hatte mit seiner Lehre die teleologische Betrachtung in die Naturphilosophie eingeführt. Denn für seine Metaphysik hatte der Zweck eine transscendente Bedeutung, weil die Entwicklung das Ziel auf eine transscendente Gottheit haben sollte. Das ist also ein Gegensatz zu Goethes Gottesidee, zudem widersteht einer teleologischen Naturerklärung, wie er selbst sagt, seine „Abneigung gegen die Endursachen". Er will nur eine kausale Betrachtung gelten lassen, und doch genügt seinem Künstlergeiste keineswegs eine rein mechanistische Erklärung. Um den Fortschritt vom „simpelsten Stoff" .... „zur größten Vollendung" zu verstehen, muß er eine Synthese zwischen absoluter Kausalität und Zweckmäßigkeit vollziehen, und das gelingt ihm, da er, ebenso wie Bruno, die „einzige Künstlerin" nicht von ihrem Kunstwerk trennt. Natur ist ihm beides: Künstlerin und Kunstwerk. Ihre Zweckmäßigkeit ist ihr immanent, sie liegt in ihrem „Wirken von innen heraus". Und so ist der zweckvolle Fortschritt zugleich absolute kausale Notwendigkeit; der Zweck ist selbst Natur, eben weil die Natur Künstlerin und Kunstwerk zugleich ist, er liegt notwendig in ihrem Wesen, und sie erreicht ihn in ihren individuellen Gestaltungen.

Dadurch erlangt nun Goethe zugleich eine objektive Norm für die Wertung einer jeden solchen Besonderheit, einer jeden Entelechie: Wie eine jede zweckvoll wirkt, danach ist ihre Bedeutung bestimmt.

Die Selbständigkeit, die Goethe so für das Individuelle gegenüber der all-einen Gott-Natur, trotz der durchgängigen realen Bestimmtheit des Einzelnen durch das All-Eine, gewinnt, tritt unter

diesem Gesichtspunkte mit voller Deutlichkeit hervor. In der Entelechie bewährt sich die Gottheit, ähnlich wie bei Aristoteles, als das formale Prinzip, als das materiale Prinzip, den Stoff gestaltend, der aber bei Goethe selbst auch immer ihr Prinzip bleibt, den er von ihrem Wesen nicht trennt, in dem sie selbst, sich individualisierend, lebt. Je mehr sie in der Entelechie den „simpelsten Stoff" .... zur Vollendung führt, um so mehr bedeutet die Entelechie selbst. Und unter diesem Betracht hebt sich für den Dichter aus der unendlichen Reihe der Entelechien zu besonderer Bedeutung empor die Persönlichkeit. Sie ist das „höchste Glück der Erdenkinder". Sie stellt die höchste Wirksamkeit der Gott-Natur dar, sie ist der individuellen Entelechien vollkommenste, eine Entelechie im prägnantesten Sinne des Wortes, ja die Entelechie κατ᾽ ἐξοχήν.*) In der Idee der Persönlichkeit erhält der Begriff der Entelechie schließlich eine höhere Bedeutung als der der bloßen Monade, im Sinne des bloßen Individuums. Die Persönlichkeit stellt den höchsten Grad, die höchste Stufe der Monade dar, ist die am höchsten potenzierte Monade.

Da schon für die Entelechie schlechthin, also für die Monade, das Individuelle, gilt, daß sie das bedeute, was sie in ihrem Dasein zweckvoll wirkt, so gilt das vor allem von der Persönlichkeit, der obersten Entelechie. Aus dem metaphysischen Prinzip: „Im Anfang war die Tat", stellt sich so das sittliche Prinzip der persönlichen Betätigung heraus, und zugleich tritt hier das tiefe, religiöse Bedürfnis des „großen Heiden" zu Tage. Je mehr die Entelechie zweckvoll wirkt, um so mehr bedeutet sie, um so mehr ist sie wert. Und schließlich erreicht sie einen solchen Wert, daß „die Natur ihrer nicht mehr entbehren" kann. So entspringt Goethen an diesem Punkte der Glaube an eine graduelle Unsterblichkeit. „Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag." Oder an einer anderen Stelle: „Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren." Aber — das ist das Bedeutsame und Neue in Goethes

*) Eine ähnliche Umbiegung der ursprünglichen Bedeutung der Entelechie zu einer prägnanten Bestimmung scheint auch manchmal bei Aristoteles durch, insofern ihm wenigstens vorzugsweise die Organismen als Entelechien oder besser: als die vorzüglichsten Entelechien gelten.



Lehre von der Unsterblichkeit —, um unsterblich zu sein, muß ich wirklich unentbehrlich und unersetzlich sein. Darum sind wir, wie er sagt, „nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als eine große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein".

Es ist genugsam darauf hingewiesen worden, wie nahe sich Goethe hier mit Kant berührt. Und wir wissen, wie sehr es ihm imponiert hatte, daß Kant unter Ablehnung aller theoretischen Spekulationen den Glauben an die Unsterblichkeit allein auf das moralische Bewußtsein gründete. Denn auch Goethes Unsterblichkeitsidee ist eine rein moralische. Aber wie er Kants Kritik der Urteilskraft mit Freuden begrüßte, weil er durch sie „seine Abneigung gegen die Endursachen geregelt und gerechtfertigt" sah, und eben darum, weil er sie dadurch lediglich als „geregelt und gerechtfertigt" ansah, doch dem großen Denker gegenüber seine Selbständigkeit wahrte, so bewahrt er diese auch in seinem Glauben an die Fortdauer, insofern er lediglich eine Gradualität der Unsterblichkeit glaubt. Aber weil er schon diese glaubt, steht er auch hier wieder absolut selbständig seinem „Heiligen", dem Spinoza, gegenüber, wie er auf der anderen Seite in seiner Anschauung von der Gott-Natur ihm nahe bleibt, um Kant gerade dadurch fern zu stehen.

---

Goethes Weltanschauung ist keine wissenschaftlich-philosophische. Sie ist durchaus künstlerisch-bestimmt, eine philosophisch-künstlerische. In ihr aber sammeln sich, wie in einem Brennpunkte, die mannigfachsten Strahlen philosophischer Lichtquellen; in ihrer Vereinigung durchaus bestimmt durch ihren Sammelpunkt, die Individualität, die Persönlichkeit unseres Dichters. In der Harmonie seines Wesens finden alle Gegensätze ihre Versöhnung, in ihm verstehen sich ein Aristoteles und ein Bruno, verbinden sich ein Spinoza und ein Kant. Mit souveräner Allgewalt steht er beherrschend über dem Einzelnen seiner Gedanken und vereinigt sie alle zum einheitlichen Ganzen durch die Einheit seiner Person. Und wie seine Gott-Natur — darin selbst mit Fichte verwandt — durch und durch Wirksamkeit und Tat ist, ebenso ist durch und durch Tat und Wirksamkeit auch seine Persönlichkeit. Sie war im besten Sinne des Wortes, was er selbst eine Entelechie nennt, und darum manifestiert sie sich auch uns heute noch und wird sich allzeit manifestieren als eine Entelechie, als eine große Entelechie.

# Notizen und Besprechungen.

## Philosophie.

Philosophische Bibliothek. — Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Die „Philosophische Bibliothek“ verdankt ihre Begründung dem Juristen und Philosophen J. H. v. Kirchmann. Als im Jahre 1902 des Hundertjahrstages seiner Geburt in der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin gedacht wurde, sagte Adolf Lasson von ihm: „Zweiundsechzig Jahre war er alt, als er mit seinem ersten Werke, das dem Gebiete der philosophischen Studien angehört, mit der „Philosophie des Wissens“, in die Oeffentlichkeit heraustrat. Er hat seitdem fast noch ein Vierteljahrhundert mit der ihn vor den meisten auszeichnenden Unermüdlichkeit gearbeitet und bis in das höchste Lebensalter zäh und beharrlich mit jugendlicher Frische und Ausdauer seine Ziele verfolgend, der Königin der Wissenschaften unvergeßliche Dienste geleistet. Schon das ist nichts Geringes und eine in der Gelehrtengeschichte seltene und merkwürdige Erscheinung, daß der Jurist, der zugleich Politiker und Publizist war, in einem Alter von mehr als sechzig Jahren nicht nur eine Reihe von wertvollen philosophischen Schriften selbst verfaßt, sondern auch mit beharrlichem Fleiße sich in das geschichtliche Studium der großen Denker der Vergangenheit vertieft hat. So konnte er den Gedanken der „Philosophischen Bibliothek“ samt dem Plan dafür entwerfen und das bedeutungsvolle Unternehmen seit 1868 mit schönem Erfolge in die Wirklichkeit überführen. Er vermochte viele der besten Männer zu Mitarbeitern an dem Werke zu gewinnen; den größten Teil der Arbeit hat er aber doch selbst geleistet, und wiederholte Auflagen zeugen von dem Erfolge seiner Mühen um das Verständnis der philosophischen Klassiker, wie Plato, Aristoteles, Bacon und Hobbes, Descartes und Spinoza, Locke und Leibniz, Hume und Kant, J. G. Fichte, Schleiermacher und Comte.“ Es ist nun mit Freuden anzuerkennen, daß dieses verdienstvolle Unternehmen Kirchmanns mit seinem Heimgange keineswegs zum Abschluß seiner Entwickelung gekommen ist. Der Dank dafür gebührt in allererster Linie der Dürrschen Buchhandlung in Leipzig, in deren Verlag die „Philosophische Bibliothek“ bereits seit einer Spanne von Jahren übergegangen ist. Diese Verlagsanstalt hat es verstanden, eine

Reihe der hervorragendsten Mitarbeiter heranzuziehen, welche die neuen Ausgaben mit gründlicher Sachkenntnis und philologischer Sorgfalt besorgen, und so ist die Bändezahl dieser „Bibliothek“ gegenwärtig auf etwa 106 gestiegen. Von den zuletzt erschienenen mögen folgende hier noch ausdrücklich erwähnt werden:

Schillers philosophische Schriften und Gedichte. Zur Einführung in seine Weltanschauung. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von Eugen Kühnemann. — Hier ist besonders die Einleitung rühmend zu erwähnen; sie ist ein Musterstück klarer und gründlicher Einführung in die schwierigen Reflexionen Schillers, ohne deren genaue Kenntnis man auch seine Dichtungen nicht gehörig zu würdigen vermag. Und auch das verdient hervorgehoben zu werden, daß hier das innere Verhältnis der Philosophie Schillers zu dem Kritizismus Kants in überzeugender Weise zur Darstellung gebracht ist.

Immanuel Kant, die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Herausgegeben und mit einer Einleitung sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Karl Vorländer. — Zu den verdienstvollen Ausgaben von Kantschriften, die wir Vorländer verdanken, gesellt sich nunmehr auch die vorliegende in würdiger Weise. Ich glaube nichts Besseres darüber sagen zu können, als wenn ich darauf hinweise, daß diese Sonderausgaben auch für jeden Besitzer einer Gesamtausgabe der Werke Kants unentbehrlich sind, und zwar namentlich durch das sorgfältige Personen- und Sachregister, sowie durch die gewissenhafte Textbehandlung. „Die Einleitung hat eine Erweiterung dadurch erfahren, daß den Abschnitten über Entstehung, Inhalt, Grundtendenz, Aufnahme und Nachwirkungen der Schrift eine zusammenhängende Darstellung von Kants religiösem Entwickelungsgange vorangeschickt ist. Den vorletzten (V.) Abschnitt der Einleitung bilden diesmal die auf das knappste Maß beschränkten textphilosophischen Bemerkungen. Als „Beilagen“ folgen endlich drei bisher noch in keiner Kantausgabe abgedruckte, zum ersten Male von W. Dilthey im Archiv für Geschichte der Philosophie (1890) veröffentlichte Stücke: 1. Der Entwurf von Kants Schreiben an eine theologische Fakultät betr. Druckfreiheit seiner Schrift, 2. und 3. zwei vorher ungedruckte Entwürfe zu der Vorrede unserer Schrift. — Dem Personen- und Sachregister (terminologisches Wörterbuch) ist noch ein Verzeichnis der von Kant zitierten oder gedeuteten Bibelstellen beigegeben worden.“ Es läßt sich erwarten, daß diese Ausgabe vornehmlich theologischen Kreisen sehr willkommen sein wird.

Schleiermachers Monologen. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung, Bibliographie und Index von Friedrich Michael Schiele. — „Was lange währt, wird gut“ — heißts im Sprichwort, und so hat sichs auch hier bestätigt. Wie oft ist der Wunsch ausgesprochen worden, daß uns endlich einmal eine zureichende Ausgabe der „Monologen“ vorgelegt werden möge, aber Niemand hat sich bis dahin der Mühe unterzogen. Neudrucke

sind freilich genug veranstaltet worden, doch sie konnten auch nur maßvollen kritischen Ansprüchen in keiner Weise genügen. Nun aber hat Schiele ganze Arbeit gemacht, und wir haben jetzt endlich eine allen Ansprüchen genügende Ausgabe der Monologen. Vor allen Dingen freuen wir uns, daß der Herausgeber die erste Ausgabe von 1800 zur Grundlage genommen hat; denn diese ist es gewesen, von der die größte Wirkung der Monologen ausgegangen ist. So haben sie die Schlegels, so haben sie Rahel Lewin und Henriette Herz gelesen, und so wünscht sie auch derjenige zu lesen, der den Schleiermacher jener Tage kennen lernen will. Daneben aber hat Schiele alle Abweichungen der späteren Ausgaben gewissenhaft registriert, und es stellt sich dabei heraus, daß in diesen Textänderungen ein nicht unwichtiger Zug der geistigen Entwicklungsgeschichte Schleiermachers zu Tage tritt. Daher wird mit Recht gegenüber der Sorglosigkeit der früheren Herausgeber gefragt: „Ist etwa der Unterschied belanglos, wenn es in den Monologen von 1800 heißt, ‚Was sie Gewissen nennen, kenne ich nicht mehr' und in der Ausgabe von 1810, ‚Was sie Gewissen nennen, kenne ich s o nicht mehr'? Ist es auch nur wesentlich dasselbe, wenn von der Körperwelt 1800 gesagt wird: ‚Das Wirken geht immer von mir auf sie', 1810 aber: ‚Wirkung geht immer aber a u c h von mir aus auf sie'; oder 1800: ‚Nichts ist Wirkung von ihr auf mich' 1810: ‚Nichts ist n u r Wirkung von ihr auf mich'?" — Dankbar wird es auch begrüßt werden, daß der Herausgeber in der Einleitung statt eines summarischen Abrisses von dem Leben Schleiermachers, den man sich anderswo leicht verschaffen kann, einen gründlichen und äußerst interessant geschriebenen Entstehungsbericht der Monologen selbst gegeben hat. Es wäre zu wünschen, daß uns Schiele noch mehr solche Ausgaben von des wichtigen Werken Schleiermachers bescheerte.

S c h e l l i n g s Münchener Vorlesungen: „Zur Geschichte der neueren Philosophie" und „Darstellung des philosophischen Empirismus" — neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von A r t h u r D r e w s. — Der Herausgeber hat sich hier mit einem einfachen Abdrucke aus den Werken Schellings begnügt, und ich bin selbst nicht in der Lage zu sagen, ob hier noch etwas Wesentliches nachzuholen gewesen wäre, falls eine eventuell mögliche Durchsicht der Handschriften stattgefunden hätte. Jedenfalls ist es erfreulich, daß diese beiden Schriften in die „Philosophische Bibliothek" eingereiht worden sind, da sie für Schellings Stellung zur Entwicklung der neueren Philosophie äußerst instruktiv sind. Die Anmerkungen des Herausgebers sind anregend und geistvoll selbst da, wo sie zum Widerspruch anreizen.

Dürfen wir uns dieser neuen Ausgaben der „Philosophischen Bibliothek" von Herzen freuen, so liegt es andererseits nahe, noch weitere Wünsche zu äußern. Was uns vor allen Dingen not tut, ist eine kritische Ausgabe der Hegelschen Religionsphilosophie und der Philosophie der Geschichte. Hegel war ja lange Zeit hindurch so verpönt, daß er von den Positivisten

aller Sorten wie ein räudiger Hund behandelt wurde, mit dessen Werken sich zu befassen jeder ängstlich vermied. Inzwischen aber ist es doch schon ein wenig anders geworden, und gerade nach jenen beiden Werken ist heut bereits wieder eine ziemlich starke Nachfrage. Freilich unterliegt gerade die Herausgabe dieser beiden Bücher großen Schwierigkeiten, denn sie sind von Hegel selbst nicht mehr druckfertig hergestellt, sondern nur aus Nachschriften seiner Vorlesungen zusammengestellt worden. Es wäre hier also besonders notwendig, das in Berlin befindliche Handschriftenmaterial einer genauen Durchsicht zu unterziehen, um aus einer umfassenden Vergleichung und einer gründlichen Erkenntnis der Textentwicklung eine annähernd zuverlässige Ausgabe zu veranstalten. Jedenfalls aber wäre eine solche Mühe des Schweißes der Edlen wert.

Wie dem aber auch sei, so verdient jedenfalls einmal anerkannt zu werden: der Dürrsche Verlag hat sich um die Herausgabe der „Philosopischen Bibliothek" ein bleibendes Verdienst erworben.

Charlottenburg I. Ferdinand Jakob Schmidt.

---

## Theologie.

Hermann Gunkel: Ausgewählte Psalmen. Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht, 1904; geb. 4 M., geh. 3,20 M.

Das Buch wendet sich nicht nur an die Fachgenossen, sondern an alle, die in das Verständnis des Psalters und der alttestamentlichen Religion überhaupt tiefer eindringen möchten. Vor allen Dingen wird auch die Lehrerwelt für dieses Buch dankbar sein.

Ausgewählt hat der Verfasser diejenigen Psalmen, „die religiös und ästhetisch die wertvollsten sind, deren Verständnis ferner unserer Empfindungsweise nicht allzufern ist und deren Text einigermaßen gut erhalten ist". Unter den vierzig Psalmen, die er behandelt hat, wird man wenige vermissen, die unter uns lebendig sind; von den für die Schule in Betracht kommenden fehlt keiner. Hinzugefügt sind noch die alten Lieder, die die Ueberlieferung der Hanna und dem Jonas in den Mund gelegt hat (1. Sam. 2, 1—10; Jonas 2, 3—10).

Gunkel hat eine neue Uebersetzung der von ihm behandelten Psalmen gegeben. Selbstverständlich fußt seine Arbeit auf dem, was in alter Zeit Luther, in neuerer besonders Kautzsch, Baethgen und Duhm vor ihm erarbeitet haben. Aber die Luthersche Uebersetzung, die an poetischer Kraft und Innigkeit kaum zu übertreffen ist, ermöglicht doch wegen ihrer vielen Fehler und Ungenauigkeiten, die erst durch die philologische Arbeit der Neuzeit — vor allem Baethgens — überwunden sind, keine wissenschaftlich genügende Kenntnis des Psalters. Die Kautzsch'sche Uebersetzung dient rein wissenschaftlichen Zwecken und wirkt, da sie vor allem wörtliche Genauigkeit und peinliche Zuverlässigkeit erstrebt, vielfach zu nüchtern. Duhm

sucht in seiner Uebersetzung die künstlerische Wirkung des Originals zu erreichen und hat in mancher Hinsicht vorzügliches geleistet. Doch ist die glatte Herausarbeitung der metrischen und strophischen Gliederung oft nur durch eine ziemlich souveräne Behandlung des Textes möglich geworden: es ist nichts Seltenes, daß dem Metrum zu Liebe eine Zeile gestrichen oder zugesetzt wird. Gunkel steht dem Text viel konservativer gegenüber. Auf die elegante Glätte der Form hat er vielfach verzichtet, aber sein feiner poetischer Sinn und sein liebevolles Verständnis für die besondere Frömmigkeit der Kreise, in denen der Psalter entstanden ist, haben ihn doch eine Uebersetzung schaffen lassen, die sich an poetischer Kraft und Innigkeit am ehesten mit der Lutherschen vergleichen läßt. Den Eindruck des hebräischen Originals, dem die vollendete Glätte der äußeren Form — ebenso wie die der inneren — noch häufig abgeht, scheint er mir an vielen Stellen treuer wiedergegeben zu haben als Duhm.

Auf eine Reihe von Fragen, die die Psalmenforschung lange beschäftigt haben, ist Gunkel nur kurz eingegangen. Die Frage, wann und von wem ein Psalm geschaffen ist, steht bei ihm nicht im Vordergrund. Auf die Frage nach dem Wann geben die Psalmen mit ihrem unkonkreten Stil — die Ueberschriften sind bekanntlich zum größten Teil spätere Zufügung und haben keinen wissenschaftlichen Wert — meist gar keine Antwort oder doch nur eine so unbestimmte, daß sie für das Verständnis des Psalms, auf das es doch in erster Linie ankommt, nichts bietet. Im Gegensatz zu manchen Forschern, auch zu Duhm, ist Gunkel geneigt, die Entstehung der Psalmen vielfach höher hinaufzurücken als in die letzten zwei Jahrhunderte vor Christi Geburt (vgl. zu Ps. 2, 45, zum Psalm der Hanna). Die Dichtungsgattung als solche stammt jedenfalls aus weit älterer Zeit: darauf deutet schon die Entwicklung, die sich in ihr verfolgen läßt. — Was die Frage nach dem Verfasser betrifft, so weisen die einzelnen Psalmen so wenig Originales auf, daß nur eine ganz kleine Zahl dazu auffordern könnte, eine bedeutende Dichterpersönlichkeit hinter ihnen zu suchen: die meisten tragen den Charakter religiöser Volkspoesie: „was einfache Männer des Volkes gesungen und gebetet, ist hier verzeichnet." — Die Annahme, daß das Ich einer Reihe von Psalmen kein einzelner, sondern die Gemeinde sei, lehnt Gunkel ab.

Was die Gunkelschen Erklärungen vor anderen auszeichnet, ist die eingehende Behandlung religionsgeschichtlicher und ästhetisch-literarischer Fragen. — Wenn er uns mit den religiösen Gedanken eines Psalms vertraut machen will, so begnügt er sich nicht mit der kurzen Erklärung des Wortsinns an dieser Stelle, sondern er gibt, wenn irgend möglich, die Geschichte des Gedankens in Israel. Er gibt auch die Richtlinien der späteren Entwicklung, indem er gegebenenfalls unsere eigene abweichende Stellung zu solch einem religiösen Satze kennzeichnet. Er weitet unseren Blick, indem er Israels Religion in den großen Zusammenhang der vorderasiatischen Kultur stellt, Analogien aus anderen Völkern und

Religionen in den Kreis der Betrachtung zieht: manchen wird es überraschen, wie nahe sich die babylonischen Klagelieder mit denen unseres Psalters berühren. Gunkel hat es als das von ihm erstrebte Ziel bezeichnet, „die Frömmigkeit der Psalmisten dem modernen Leser deutlich zu machen und ans Herz zu legen". Dies Ziel hat er erreicht.

Mit derselben Aufmerksamkeit, die er religionsgeschichtlichen Fragen widmet, hat der Verfasser auch die ästhetisch-literarischen Probleme behandelt. Im letzten Heft dieser Zeitschrift schrieb A. Harnack in seinem Aufsatz über die vier Evangelien: „In der literarischen Form enthüllt sich bereits der Zweck des Schriftstellers. Und weiter: ist die Form sicher erkannt, so weiß man auch, welche Fragen man an den Verfasser stellen darf und welchen Maßstab zu seiner Kritik man anzulegen hat." Wie fruchtbar die Anwendung dieses Prinzips sein kann, dafür liefert Gunkels Buch den deutlichsten Beweis. Der Schilderung der Psalmen*gattungen* hat er das größte Interesse zugewendet. Sie unterscheiden sich zunächst nach den verschiedenen Situationen, in denen sie im Leben ihren Sitz haben. Diese Situationen sucht Gunkel uns in möglichster Lebendigkeit vor die Seele zu stellen. Er führt uns mitten in den brausenden Jubel bei der Königshochzeit (vgl. zu Ps. 45), er zeigt uns den mit dem Tode Ringenden, der auf seinem Schmerzenslager im engen Kämmerlein sein Klagelied zu Jahve schreit (vgl. zu Ps. 22). Aus gleichen Situationen erwachsene Lieder werden in Beziehung zu einander gesetzt. Nur durch die genaue Vergleichung einer *Gruppe* ähnlicher Lieder lassen sich die typischen Züge klar herausstellen. Da erst sieht man, wie der Aufbau sich zu gliedern pflegt, an welcher Stelle bestimmte Gedanken heimisch sind. Da kennzeichnet sich das individuelle Gepräge des einzelnen Psalms durch den größeren Nachdruck, der in ihm auf dieses oder jenes Stück gelegt ist, oder durch die eigentümliche Umformung, die einzelne Glieder erfahren. Da wird man gewahr, wie dies oder jenes Glied sich aus dem ursprünglichen Zusammenhange löst und selbständig wird (vgl. das Verhältnis der Vertrauenspsalmen zu den Klagepsalmen, behandelt bei Ps. 23), wie die ursprünglich reinen Stilarten allmählich sich mit einander mischen, die Psalmendichtung nicht nur Klagelied und Danklied mit einander verbindet, sondern auch auf den ihr ursprünglich ganz fremden Gebieten der prophetischen Rede und der Weisheitslehre Anleihen macht und dadurch ganz neue und eigenartige Wirkungen erzielt, die man freilich zerstört, wenn man solche Psalmen wegen ihres „Mangels an einheitlicher Stimmung" aus einander schneidet (vgl. besonders zu Ps. 22, 82, 95). Es ist nur die letzte Konsequenz, wenn wir aus dem ursprünglich kultischen Liede, aus dem das geistliche Lied hervorgeht, in welchem das Kultische vielfach nur noch als Bild nachwirkt, sich endlich auch eine literarische Gattung entwickeln sehn, die nur noch die äußere Form des Psalmstils bewahrt und an Stelle des Gebets, das den wesentlichen Inhalt dieser Dichtungs-

... ganz anderes jetzt — etwa eine lebhafte religiöse ... (vgl. auch zu Ps. 91).

... Untersuchungen gewonnen wird, ist nicht nur ein ... des einzelnen Psalms, sondern die Grundlage zu ... Psalmdichtung überhaupt, die sonst noch kaum irgendwo ... genommen ist, wenn man auch schon immer Hymnen, ... voneinander unterschieden hat. Der sorgfältig gearbeitete ... des Gunkelschen Buches ermöglicht trotz der Sonder- ... Psalms ein rasches Eindringen in die Hauptfragen auf ... übrigen Gebieten.

Margarete Plath.

---

„Suchen der Zeit", Blätter deutscher Zukunft, herausgegeben von Friedrich Daab und Hans Wegener. 1. Band. Düsseldorf und Leipzig, Karl Robert Langewiesche. Preis 2.40 Mk.

In dem gärenden Ringen unserer Zeit feste Punkte zu gewinnen, auf denen man überschauen und bewußt werden kann, war der Zweck des Buches. Es hat gegen die Absicht der Herausgeber einen fast ausschließlich religiösen Inhalt bekommen. Auch wer von den Mitarbeitern einen literarischen Beitrag versprochen hatte, schickte schließlich einen religiösen.

Katholiken, wenn sie das neue Regen und Bewegen bei uns mit Erstaunen wahrnehmen, pflegen zu sagen: Der Protestantismus zersetzt sich. Besonders nachdrücklich sagen es jene Protestanten, die an der Bewegung mit teilnahmen, aber in dem ersten Stadium derselben, dort, wo die herbe Luft der Verneinung weht, stehen blieben, plötzlich ängstlich nach einem Halt griffen, bemerkten, daß im Protestantismus nichts feststeht und diesen Halt daher im Katholizismus suchten. „Der Protestantismus zersetzt sich! Jeder hat einen andern Gott, jeder einen andern Christus! Niemand weiß, was der rechte Glaube ist. Das suchende Herz findet keinen Halt."

Und in der Tat ist das das Charakteristische an dieser Bewegung, daß ihre Vertreter sich alle auf sich selbst stellen, daß sie Anpassung fordernde Einigung mit den andern verschmähen. „Der Weg, den wir gehen, ist einsam. Ob unser auch viele sind, jeder wandelt für sich. Keiner will ans Ziel getragen werden." (Suchen der Zeit S. 95. Wegener, „Väter und Söhne".) Das eigene Entdecken ist es ja, was es gilt. Das Selbsterleben. Der Inhalt ist nicht neu; er ist ewig. Aber durch neues eigenes Erleben gilt es seiner sicher zu werden. Das bedeutet Zersetzung, Zersetzung alles dessen, was noch halb katholisch unter uns war. Wir nennen es Erblühen.

„Das suchende Herz findet keinen Halt." Wer von Natur katholisch ist und glaubt, daß für seine Religion, sein innerstes Verhältnis zu Gott, ein äußerlicher Halt förderlich sein kann, muß sich entsetzen über das, was

bei uns vorgeht. Wer von Natur Protestant ist, weiß, daß Religion eben im Entdecken des inneren Haltes besteht und darin, daß man lernt, dem innern Kompaß mit Sicherheit zu folgen.

„Niemand weiß, was der rechte Glaube ist." Das aber wissen wir alle, daß der rechte Glaube nur ein rechtes Verhältnis zu Gott sein kann. Dies zu erreichen, danach streben wir mit aller Kraft. Der Mensch hat seine Möglichkeiten längst noch nicht so hoch entwickelt, daß er die Wahrheit denken könnte. Ein grober, matter Abglanz ward ihm; den durch Gedankenarbeit an seinem Teile ein wenig zu erhöhen, ist seine große, wichtige Aufgabe: ein Stück Weltschöpferarbeit.

Aber bezwecken wir auch nicht Uebereinstimmung, wandern wir allein, und fragen jeder nur nach dem, was er erlebt, bilden danach unser Denken und unsere Anschauung, möge der Nachbar Anschauungen haben, welche er wolle: so wird uns doch bei solchem ehrlichen Vorwärtsschreiten Uebereinstimmung als wunderbares Geschenk zu teil. Davon gibt auch dies Buch Zeugnis. Allen seinen Mitarbeitern (Artur Bonus, Friedrich Daab, Hermann Gunkel, Heinrich Lhotzky, Meyer-Zwickau, Friedrich Niebergall, Gertrud Prellwitz, Hans Wegener, Heinrich Weinel) ist gemeinsam das selbsteigene Suchen nach Bewußtsein über das, was als Tatsache und Erlebnis da ist, in ihnen und in der Zeit. Und von immer neuen Standpunkten, mit immer verschieden spiegelnder Individualität gehen sie ans Werk. Der Eine betrachtet das Suchen der Zeit psychologisch, der Andere geschichtlich, ein Dritter setzt sich mit Nietzsche, ein Vierter mit der Naturwissenschaft, ein Fünfter mit der Politik auseinander; der Eine untersuchend, besonnen wägend, der Andere bekennend und Zeugnis ablegend. Der Eine im schlichten Forscherton, der Andere im Dithyrambenstil der Begeisterung. Und doch tritt eine ganz klare und einheitliche Gesamtanschauung schon deutlich erkennbar hervor. Oft faßt der Eine den neu entdeckten Begriff in dies Wort, der Andere in jenes; manchmal aber ist auch in diesen gleichzeitig entstandenen Aufsätzen der neugeprägte Ausdruck übereinstimmend.

Wir Protestanten brauchen darüber nicht besorgt zu sein, daß jeder einen andern Gott, einen andern Christus habe! Die Uebereinstimmung bildet sich schon! Die Uebereinstimmung darf nur nicht in unserer Absicht liegen. In unserer Absicht liege die Wahrhaftigkeit und weiter nichts! Aber die Uebereinstimmung quillt dann von selbst aus der Wahrhaftigkeit unseres Erlebens.

Sehen wir zu, welche Grundanschauungen es sind, die diesen einzeln für sich suchenden Menschen gemeinsam wurden. Zunächst ist es ein absolutes Vertrauen darauf, daß es sich bei dem lebhaften Regen und Bewegen unserer Zeit, die ja neben den Spuren des neuen Werdens Merkmale der Decadence genug trägt, dennoch nicht um ein Absterben, sondern um ein großes sicheres Werden handelt. Und zwar quillt diese Ueberzeugung aus keinem andern Grunde und behauptet sich mit keinem andern Beweise, als diesem einen unwiderleglichen: „Wir, echte Kinder dieser Zeit, die wir

[illegible] zum Schlachtgebiet für alle diese Kämpfe, wir [illegible] Zeichen." Und sie wissen, daß ihre Erfahrungen [illegible] des Zeitgeistes sind, wenn, nachdem sie kindlich gläubig [illegible] Orthodoxie, ein innerer Drang zu ihnen kam und sie [illegible] zu zerreiben und die Freiheit zu üben; wenn sie nun den [illegible] die Freiheit zu **brauchen** im selbsteigenen, freudigen Er[illegible] Güter (Niebergall, „Das religiöse Denken der Gegen[illegible] sie die Sehnsucht und die Kraft haben, die tausendfältigen [illegible] Strömungen unserer Zeit, ihr Wissen und Wollen, zu einer [illegible] Einheit zusammenfassen. Nicht etwa nur in öder Theorie, [illegible] im Erleben; in der eigenen, innerlich lebendigen Persönlichkeit, [illegible] voll Harmonie und Freude. Dies Erleben aber trägt sie auf [illegible] aufbauende Warte und sie ahnen, daß, was uns erfüllt und treibt, die Sehnsucht nach Persönlichkeit, die Triebkraft des Weltalls selber ist (Bonus, „Die Sehnsucht nach Persönlichkeit"). Im Licht des Weltenwerdens [illegible] sie unsere Zeit. Es ist etwas Wundervolles, das sich nun vollziehen zu sehen, was notwendig war und was man erwarten mußte: daß die christliche Religion den Gedanken der Weltentwicklung, anstatt ihn wie bisher feindselig abzuwehren, in sich aufnimmt und sich dadurch bereichert. Artur Bonus stellt uns mit ein paar kurzen, kühnen Worten mitten hinein in die Entwicklung der Jahrmillionen, in der einst aus Tieren Menschen wurden, „indem die Hochentwickelten anfingen, minder über die Bäume zu springen, mehr still zu sitzen und jene wunderbaren stillen Gänge zu gehen da innen, deren instinktive Genaubekanntschaft noch heute den Menschen vom Affen unterscheidet". Wieder stehen wir, so meint der Verfasser, an einer Jahrmillionenwende, am Anfang einer neuen Entwicklung. Eine neue Menschenart entsteht. Die intellektuelle Welt, in der die Logik klettert und springt, wird uns das Unwichtigere. Neue Organe innern Schauens und Erlebens bilden sich aus: ein neues Verkehren mit der Ewigkeit, die unter unsern Füßen rauscht.

Allen Verfassern gemeinsam ist die Ueberzeugung, daß es sich bei dem Weltenabschnitt, an dem wir stehen, zunächst um ein gewaltiges Vorwärtsrücken unserer religiösen Fähigkeit handelt. Diese Erhöhung unserer religiösen Fähigkeit wird ganz von selbst eine neue **Kultur** erzeugen: ja, die hundert Reformbewegungen auf allen Gebieten der Kultur, die durch die Zeit gehen, sind schon Symptome von dieser neuen, dieser religiösen Art, die Welt aufzufassen: denn gleichzeitig auf allen Lebensgebieten beginnt sie sich zu äußern.

Den Verfassern gemeinsam ist ferner der schroffe Gegensatz gegen allen einseitigen Intellektualismus, trete er als Materialismus oder als Dogmatismus auf. Gott und Leben sind uns nicht mehr „runde, glatte abgewaschene Kieselsteine aus dem seichten Bache, wir reden nicht mehr davon, als handle es sich um die selbstverständlichsten Dinge von der Welt — Gott und Leben ringen sich uns los als die ewigen Welträtsel"

(Wegener „Väter und Söhne" S. 108). Allen Verfassern gemeinsam ist eine große Verehrung der Natur; und die Sehnsucht, unser naturgemäßes Verhältnis zu ihr, unserer Mutter, zu entdecken und wieder herzustellen. Wie sich Natur und Gott zu einander verhalten, wird dabei theoretisch kaum noch erörtert. Als praktische Erfahrung leuchtet es schlicht und klar hervor: Gott die Triebkraft in uns und allem Sein. Natur die Erscheinung davon in werdender Vollkommenheit, — das werdende Geistbild Gottes. Wenn unser Inneres uns zur Entfaltung unserer Persönlichkeit hintreibt, so geschieht das, weil Gottpersönlichkeit der Muttergrund ist, darin wir sprießen. — Mit der Natur wird der Mensch sehr hoch gewertet: „Die Menschennatur ist gut, ist heilig in ihrem ewig wachsen wollenden Leben" (Wegener „Väter und Söhne"). Sehr hoch gewertet wird das eigene Selbst. Die Selbstverdammung, das drückende Sündenbewußtsein, das ehedem für fromm galt, wird abgewehrt: „Es ist ja die Fülle unseres Lebens, daß wir uns sehnen nach dem lebendigen Gott, seinem Willen und seiner Vollkommenheit. In unserem Selbst ringen und siegen die Pläne Gottes. In uns wird die Menschheit —"

Nicht als hätten wir's schon! Wir haben nichts im Vergleich zu dem, was wir hoffen (Wegener „Väter und Söhne").

Ein neues Verhältnis zu Jesus ist aufgegangen. Nicht ist er mehr nur das übermenschliche Idealbild in der Luft, welches angebetet wird und doch fern bleibt. Er ist das Ziel der eigenen Entwicklung. Und der ewig Lebendige, tief verwoben mit dem ganzen menschlichen Lebenszusammenhange, ist die Kraft, die selbst dies Bild in der Menschheit auswirken wird. Sehr schön dichtet Wegener von der Werkstätte Christi, wo Christus mit seinen Helfern — und welchen Helfern! Paulus, Luther, Kant, Goethe — am Werke ist, der Menschheit Bild, sein Bild, aus dem rohen Marmor herauszuschälen.

Was der neue Weltentag bringen wird? Die Verwandlung des Jammertales in Gottes Reich. Die Wiederkehr Christi im tiefgeistigen Sinne. ›Maran atha!‹ Unser Herr ist im Kommen! (Weinel, ›Maran atha‹).

So ist das Buch ein Zeichen, daß sich eine neue, eine vertiefte, reinere Auffassung vom Christentum in unserer Zeit durchsetzt, und zwar herausbildet in der Reibung mit der modernen Weltanschauung und in der Verbindung mit ihr. So daß sie zu einer einheitlichen Gesamtauffassung von Religion und Wissen, Kultur und Natur führen muß und den Menschen nach langer Zerrissenheit und Einseitigkeit wieder zu dem machen, wonach er sich sehnt: zum „totalen Menschen", wie Schiller es nannte.

Zwei Aufsätze reden nicht direkt vom Suchen unserer Zeit, wohl aber indirekt, indem sie selber mit ihrer Art und Auffassung Symptome des Suchens und Findens der Zeit sind. Das ist Gunkels wundervolle Psychologie der Prophetie: „Die geheimen Erfahrungen der Propheten Israels", worin er die Offenbarung, die uns als dogmatischer Be-

# Notizen und Besprechungen.

## Philosophie.

**Philosophische Bibliothek.** — Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.

Die „Philosophische Bibliothek“ verdankt ihre Begründung dem Juristen und Philosophen J. H. v. Kirchmann. Als im Jahre 1902 des Hundertjahrstages seiner Geburt in der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin gedacht wurde, sagte Adolf Lasson von ihm: „Zweiundsechzig Jahre war er alt, als er mit seinem ersten Werke, das dem Gebiete der philosophischen Studien angehört, mit der „Philosophie des Wissens“, in die Oeffentlichkeit heraustrat. Er hat seitdem fast noch ein Vierteljahrhundert mit der ihn vor den meisten auszeichnenden Unermüdlichkeit gearbeitet und bis in das höchste Lebensalter zäh und beharrlich mit jugendlicher Frische und Ausdauer seine Ziele verfolgend, der Königin der Wissenschaften unvergeßliche Dienste geleistet. Schon das ist nichts Geringes und eine in der Gelehrtengeschichte seltene und merkwürdige Erscheinung, daß der Jurist, der zugleich Politiker und Publizist war, in einem Alter von mehr als sechzig Jahren nicht nur eine Reihe von wertvollen philosophischen Schriften selbst verfaßt, sondern auch mit beharrlichem Fleiße sich in das geschichtliche Studium der großen Denker der Vergangenheit vertieft hat. So konnte er den Gedanken der „Philosophischen Bibliothek“ samt dem Plan dafür entwerfen und das bedeutungsvolle Unternehmen seit 1868 mit schönem Erfolge in die Wirklichkeit überführen. Er vermochte viele der besten Männer zu Mitarbeitern an dem Werke zu gewinnen; den größten Teil der Arbeit hat er aber doch selbst geleistet, und wiederholte Auflagen zeugen von dem Erfolge seiner Mühen um das Verständnis der philosophischen Klassiker, wie Plato, Aristoteles, Bacon und Hobbes, Descartes und Spinoza, Locke und Leibniz, Hume und Kant, J. G. Fichte, Schleiermacher und Comte.“ Es ist nun mit Freuden anzuerkennen, daß dieses verdienstvolle Unternehmen Kirchmanns mit seinem Heimgange keineswegs zum Abschluß seiner Entwickelung gekommen ist. Der Dank dafür gebührt in allererster Linie der Dürrschen Buchhandlung in Leipzig, in deren Verlag die „Philosophische Bibliothek“ bereits seit einer Spanne von Jahren übergegangen ist. Diese Verlagsanstalt hat es verstanden, eine

Reihe der hervorragendsten Mitarbeiter heranzuziehen, welche die neuen Ausgaben mit gründlicher Sachkenntnis und philologischer Sorgfalt besorgen, und so ist die Bändezahl dieser „Bibliothek" gegenwärtig auf etwa 106 gestiegen. Von den zuletzt erschienenen mögen folgende hier noch ausdrücklich erwähnt werden:

Schillers philosophische Schriften und Gedichte. Zur Einführung in seine Weltanschauung. Mit ausführlicher Einleitung herausgegeben von Eugen Kühnemann. — Hier ist besonders die Einleitung rühmend zu erwähnen; sie ist ein Musterstück klarer und gründlicher Einführung in die schwierigen Reflexionen Schillers, ohne deren genaue Kenntnis man auch seine Dichtungen nicht gehörig zu würdigen vermag. Und auch das verdient hervorgehoben zu werden, daß hier das innere Verhältnis der Philosophie Schillers zu dem Kritizismus Kants in überzeugender Weise zur Darstellung gebracht ist.

Immanuel Kant, die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Herausgegeben und mit einer Einleitung sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Karl Vorländer. — Zu den verdienstvollen Ausgaben von Kantschriften, die wir Vorländer verdanken, gesellt sich nunmehr auch die vorliegende in würdiger Weise. Ich glaube nichts Besseres darüber sagen zu können, als wenn ich darauf hinweise, daß diese Sonderausgaben auch für jeden Besitzer einer Gesamtausgabe der Werke Kants unentbehrlich sind, und zwar namentlich durch das sorgfältige Personen- und Sachregister, sowie durch die gewissenhafte Textbehandlung. „Die Einleitung hat eine Erweiterung dadurch erfahren, daß den Abschnitten über Entstehung, Inhalt, Grundtendenz, Aufnahme und Nachwirkungen der Schrift eine zusammenhängende Darstellung von Kants religiösem Entwickelungsgange vorangeschickt ist. Den vorletzten (V.) Abschnitt der Einleitung bilden diesmal die auf das knappste Maß beschränkten textphilosophischen Bemerkungen. Als „Beilagen" folgen endlich drei bisher noch in keiner Kantausgabe abgedruckte, zum ersten Male von W. Dilthey im Archiv für Geschichte der Philosophie (1890) veröffentlichte Stücke: 1. Der Entwurf von Kants Schreiben an eine theologische Fakultät betr. Druckfreiheit seiner Schrift, 2. und 3. zwei vorher ungedruckte Entwürfe zu der Vorrede unserer Schrift. — Dem Personen- und Sachregister (terminologisches Wörterbuch) ist noch ein Verzeichnis der von Kant zitierten oder gedeuteten Bibelstellen beigegeben worden." Es läßt sich erwarten, daß diese Ausgabe vornehmlich theologischen Kreisen sehr willkommen sein wird.

Schleiermachers Monologen. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung, Bibliographie und Index von Friedrich Michael Schiele. — „Was lange währt, wird gut" — heißts im Sprichwort, und so hat sichs auch hier bestätigt. Wie oft ist der Wunsch ausgesprochen worden, daß uns endlich einmal eine zureichende Ausgabe der „Monologen" vorgelegt werden möge, aber Niemand hat sich bis dahin der Mühe unterzogen. Neudrucke

sucht in seiner Uebersetzung die künstlerische Wirkung des Originals zu erreichen und hat in mancher Hinsicht vorzügliches geleistet. Doch ist die glatte Herausarbeitung der metrischen und strophischen Gliederung oft nur durch eine ziemlich souveräne Behandlung des Textes möglich geworden: es ist nichts Seltenes, daß dem Metrum zu Liebe eine Zeile gestrichen oder zugesetzt wird. Gunkel steht dem Text viel konservativer gegenüber. Auf die elegante Glätte der Form hat er vielfach verzichtet, aber sein feiner poetischer Sinn und sein liebevolles Verständnis für die besondere Frömmigkeit der Kreise, in denen der Psalter entstanden ist, haben ihn doch eine Uebersetzung schaffen lassen, die sich an poetischer Kraft und Innigkeit am ehesten mit der Lutherschen vergleichen läßt. Den Eindruck des hebräischen Originals, dem die vollendete Glätte der äußeren Form — ebenso wie die der inneren — noch häufig abgeht, scheint er mir an vielen Stellen treuer wiedergegeben zu haben als Duhm.

Auf eine Reihe von Fragen, die die Psalmenforschung lange beschäftigt haben, ist Gunkel nur kurz eingegangen. Die Frage, wann und von wem ein Psalm geschaffen ist, steht bei ihm nicht im Vordergrund. Auf die Frage nach dem Wann geben die Psalmen mit ihrem unkonkreten Stil — die Ueberschriften sind bekanntlich zum größten Teil spätere Zufügung und haben keinen wissenschaftlichen Wert — meist gar keine Antwort oder doch nur eine so unbestimmte, daß sie für das Verständnis des Psalms, auf das es doch in erster Linie ankommt, nichts bietet. Im Gegensatz zu manchen Forschern, auch zu Duhm, ist Gunkel geneigt, die Entstehung der Psalmen vielfach höher hinaufzurücken als in die letzten zwei Jahrhunderte vor Christi Geburt (vgl. zu Ps. 2, 45, zum Psalm der Hanna). Die Dichtungsgattung als solche stammt jedenfalls aus weit älterer Zeit; darauf deutet schon die Entwicklung, die sich in ihr verfolgen läßt. — Was die Frage nach dem Verfasser betrifft, so weisen die einzelnen Psalmen so wenig Originales auf, daß nur eine ganz kleine Zahl dazu auffordern könnte, eine bedeutende Dichterpersönlichkeit hinter ihnen zu suchen; die meisten tragen den Charakter religiöser Volkspoesie: „was einfache Männer des Volkes gesungen und gebetet, ist hier verzeichnet." — Die Annahme, daß das Ich einer Reihe von Psalmen kein einzelner, sondern die Gemeinde sei, lehnt Gunkel ab.

Was die Gunkelschen Erklärungen vor anderen auszeichnet, ist die eingehende Behandlung religionsgeschichtlicher und ästhetisch-literarischer Fragen. — Wenn er uns mit den religiösen Gedanken eines Psalms vertraut machen will, so begnügt er sich nicht mit der kurzen Erklärung des Wortsinns an dieser Stelle, sondern er gibt, wenn irgend möglich, die Geschichte des Gedankens in Israel. Er gibt auch die Richtlinien der späteren Entwicklung, indem er gegebenenfalls unsere eigene abweichende Stellung zu solch einem religiösen Satze kennzeichnet. Er weitet unseren Blick, indem er Israels Religion in den großen Zusammenhang der vorderasiatischen Kultur stellt, Analogien aus anderen Völkern und

Religionen in den Kreis der Betrachtung zieht: manchen wird es überraschen, wie nahe sich die babylonischen Klagelieder mit denen unseres Psalters berühren. Gunkel hat es als das von ihm erstrebte Ziel bezeichnet, „die Frömmigkeit der Psalmisten dem modernen Leser deutlich zu machen und ans Herz zu legen". Dies Ziel hat er erreicht.

Mit derselben Aufmerksamkeit, die er religionsgeschichtlichen Fragen widmet, hat der Verfasser auch die ästhetisch-literarischen Probleme behandelt. Im letzten Heft dieser Zeitschrift schrieb A. Harnack in seinem Aufsatz über die vier Evangelien: „In der literarischen Form enthüllt sich bereits der Zweck des Schriftstellers. Und weiter: ist die Form sicher erkannt, so weiß man auch, welche Fragen man an den Verfasser stellen darf und welchen Maßstab zu seiner Kritik man anzulegen hat." Wie fruchtbar die Anwendung dieses Prinzips sein kann, dafür liefert Gunkels Buch den deutlichsten Beweis. Der Schilderung der Psalmengattungen hat er das größte Interesse zugewendet. Sie unterscheiden sich zunächst nach den verschiedenen Situationen, in denen sie im Leben ihren Sitz haben. Diese Situationen sucht Gunkel uns in möglichster Lebendigkeit vor die Seele zu stellen. Er führt uns mitten in den brausenden Jubel bei der Königshochzeit (vgl. zu Ps. 45), er zeigt uns den mit dem Tode Ringenden, der auf seinem Schmerzenslager im engen Kämmerlein sein Klagelied zu Jahve schreit (vgl. zu Ps. 22). Aus gleichen Situationen erwachsene Lieder werden in Beziehung zu einander gesetzt. Nur durch die genaue Vergleichung einer Gruppe ähnlicher Lieder lassen sich die typischen Züge klar herausstellen. Da erst sieht man, wie der Aufbau sich zu gliedern pflegt, an welcher Stelle bestimmte Gedanken heimisch sind. Da kennzeichnet sich das individuelle Gepräge des einzelnen Psalms durch den größeren Nachdruck, der in ihm auf dieses oder jenes Stück gelegt ist, oder durch die eigentümliche Umformung, die einzelne Glieder erfahren. Da wird man gewahr, wie dies oder jenes Glied sich aus dem ursprünglichen Zusammenhange löst und selbständig wird (vgl. das Verhältnis der Vertrauenspsalmen zu den Klagepsalmen, behandelt bei Ps. 23), wie die ursprünglich reinen Stilarten allmählich sich mit einander mischen, die Psalmendichtung nicht nur Klagelied und Danklied mit einander verbindet, sondern auch auf den ihr ursprünglich ganz fremden Gebieten der prophetischen Rede und der Weisheitslehre Anleihen macht und dadurch ganz neue und eigenartige Wirkungen erzielt, die man freilich zerstört, wenn man solche Psalmen wegen ihres „Mangels an einheitlicher Stimmung" aus einander schneidet (vgl. besonders zu Ps. 22, 82, 95). Es ist nur die letzte Konsequenz, wenn wir aus dem ursprünglich kultischen Liede, aus dem das geistliche Lied hervorgeht, in welchem das Kultische vielfach nur noch als Bild nachwirkt, sich endlich auch eine literarische Gattung entwickeln sehn, die nur noch die äußere Form des Psalmstils bewahrt und an Stelle des Gebets, das den wesentlichen Inhalt dieser Dichtungs-

gattung ausmacht, etwas ganz anderes setzt — etwa eine lehrhafte religiöse Betrachtung wie Ps. 1 (vgl. auch zu Ps. 91).

Was durch diese Untersuchungen gewonnen wird, ist nicht nur ein tieferes Verständnis des einzelnen Psalms, sondern die Grundlage zu einer Geschichte der Psalmdichtung überhaupt, die sonst noch kaum irgendwo ernstlich in Angriff genommen ist, wenn man auch schon immer Hymnen, Dankpsalmen und Klagelieder unterschieden hat. Der sorgfältig gearbeitete Index am Schluß des Gunkelschen Buches ermöglicht trotz der Sonderbehandlung jedes Psalms ein rasches Eindringen in die Hauptfragen auf diesem wie auf den übrigen Gebieten.

Margarete Plath.

---

„Das Suchen der Zeit“, Blätter deutscher Zukunft, herausgegeben von Friedrich Daab und Hans Wegener. 1. Band. Düsseldorf und Leipzig, Karl Robert Langewiesche. Preis 2,40 Mk.

In dem gärenden Ringen unserer Zeit feste Punkte zu gewinnen, von denen man überschauen und bewußt werden kann, war der Zweck des Buches. Es hat gegen die Absicht der Herausgeber einen fast ausschließlich religiösen Inhalt bekommen. Auch wer von den Mitarbeitern einen literarischen Beitrag versprochen hatte, schickte schließlich einen religiösen.

Katholiken, wenn sie das neue Regen und Bewegen bei uns mit Erstaunen wahrnehmen, pflegen zu sagen: Der Protestantismus zersetzt sich. Besonders nachdrücklich sagen es jene Protestanten, die an der Bewegung mit teilnahmen, aber in dem ersten Stadium derselben, dort, wo die herbe Luft der Verneinung weht, stehen blieben, plötzlich ängstlich nach einem Halt griffen, bemerkten, daß im Protestantismus nichts feststeht und diesen Halt daher im Katholizismus suchten. „Der Protestantismus zersetzt sich! Jeder hat einen andern Gott, jeder einen andern Christus! Niemand weiß, was der rechte Glaube ist. Das suchende Herz findet keinen Halt.“

Und in der Tat ist das das Charakteristische an dieser Bewegung, daß ihre Vertreter sich alle auf sich selbst stellen, daß sie Anpassung fordernde Einigung mit den andern verschmähen. „Der Weg, den wir gehen, ist einsam. Ob unser auch viele sind, jeder wandelt für sich. Keiner will ans Ziel getragen werden.“ (Suchen der Zeit S. 95. Wegener, „Väter und Söhne“.) Das eigene Entdecken ist es ja, was es gilt. Das Selbsterleben. Der Inhalt ist nicht neu; er ist ewig. Aber durch neues eigenes Erleben gilt es seiner sicher zu werden. Das bedeutet Zersetzung, Zersetzung alles dessen, was noch halb katholisch unter uns war. Wir nennen es Erblühen.

„Das suchende Herz findet keinen Halt.“ Wer von Natur katholisch ist und glaubt, daß für seine Religion, sein innerstes Verhältnis zu Gott, ein äußerlicher Halt förderlich sein kann, muß sich entsetzen über das, was

bei uns vorgeht. Wer von Natur Protestant ist, weiß, daß Religion eben im Entdecken des inneren Haltes besteht und darin, daß man lernt, dem innern Kompaß mit Sicherheit zu folgen.

„Niemand weiß, was der rechte Glaube ist." Das aber wissen wir alle, daß der rechte Glaube nur ein rechtes Verhältnis zu Gott sein kann. Dies zu erreichen, danach streben wir mit aller Kraft. Der Mensch hat seine Möglichkeiten längst noch nicht so hoch entwickelt, daß er die Wahrheit denken könnte. Ein grober, matter Abglanz ward ihm; den durch Gedankenarbeit an seinem Teile ein wenig zu erhöhen, ist seine große, wichtige Aufgabe: ein Stück Weltschöpferarbeit.

Aber bezwecken wir auch nicht Uebereinstimmung, wandern wir allein, und fragen jeder nur nach dem, was er erlebt, bilden danach unser Denken und unsere Anschauung, möge der Nachbar Anschauungen haben, welche er wolle: so wird uns doch bei solchem ehrlichen Vorwärtsschreiten Uebereinstimmung als wunderbares Geschenk zu teil. Davon gibt auch dies Buch Zeugnis. Allen seinen Mitarbeitern (Artur Bonus, Friedrich Daab, Hermann Gunkel, Heinrich Lhotzky, Meyer-Zwickau, Friedrich Niebergall, Gertrud Prellwitz, Hans Wegener, Heinrich Weinel) ist gemeinsam das selbsteigene Suchen nach Bewußtsein über das, was als Tatsache und Erlebnis da ist, in ihnen und in der Zeit. Und von immer neuen Standpunkten, mit immer verschieden spiegelnder Individualität gehen sie ans Werk. Der Eine betrachtet das Suchen der Zeit psychologisch, der Andere geschichtlich, ein Dritter setzt sich mit Nietzsche, ein Vierter mit der Naturwissenschaft, ein Fünfter mit der Politik auseinander; der Eine untersuchend, besonnen wägend, der Andere bekennend und Zeugnis ablegend. Der Eine im schlichten Forscherton, der Andere im Dithyrambenstil der Begeisterung. Und doch tritt eine ganz klare und einheitliche Gesamtanschauung schon deutlich erkennbar hervor. Oft faßt der Eine den neu entdeckten Begriff in dies Wort, der Andere in jenes; manchmal aber ist auch in diesen gleichzeitig entstandenen Aufsätzen der neugeprägte Ausdruck übereinstimmend.

Wir Protestanten brauchen darüber nicht besorgt zu sein, daß jeder einen andern Gott, einen andern Christus habe! Die Uebereinstimmung bildet sich schon! Die Uebereinstimmung darf nur nicht in unserer Absicht liegen. In unserer Absicht liege die Wahrhaftigkeit und weiter nichts! Aber die Uebereinstimmung quillt dann von selbst aus der Wahrhaftigkeit unseres Erlebens.

Sehen wir zu, welche Grundanschauungen es sind, die diesen einzeln für sich suchenden Menschen gemeinsam wurden. Zunächst ist es ein absolutes Vertrauen darauf, daß es sich bei dem lebhaften Regen und Bewegen unserer Zeit, die ja neben den Spuren des neuen Werdens Merkmale der Decadence gemut trägt, dennoch nicht um ein Absterben, sondern um ein großes sicheres Werden handelt. Und zwar quillt diese Ueberzeugung aus keinem andern Grunde und behauptet sich mit keinem andern Beweise, als diesem einen unwiderleglichen: „Wir, echte Kinder dieser Zeit, die wir

unsern Geist hergeben zum Schlachtgebiet für alle diese Kämpfe, **wir** fühlen uns als Frühlingsmenschen." Und sie wissen, daß ihre Erfahrungen die Erfahrungen des Zeitgeistes sind, wenn, nachdem sie kindlich gläubig waren in der alten Orthodoxie, ein innerer Drang zu ihnen kam und sie hieß, die Ketten zu zerreiben und die Freiheit zu üben; wenn sie nun den Trieb fühlen, die Freiheit zu **brauchen** im selbsteigenen, freudigen Erringen der ewigen Güter (Niebergall, „Das religiöse Denken der Gegenwart"), wenn sie die Sehnsucht und die Kraft haben, die tausendfältigen geistigen Strömungen unserer Zeit, ihr Wissen und Wollen, zu einer lebendigen Einheit zusammenfassen. Nicht etwa nur in öder Theorie, sondern im Erleben; in der eigenen, innerlich lebendigen Persönlichkeit, bewußt, voll Harmonie und Freude. Dies Erleben aber trägt sie auf weltüberschauende Warte und sie ahnen, daß, was uns erfüllt und treibt, die Sehnsucht nach Persönlichkeit, die Triebkraft des Weltalls selber ist (Daab, „Die Sehnsucht nach Persönlichkeit"). Im Licht des Weltenwerdens sehen sie unsere Zeit. Es ist etwas Wundervolles, das sich nun vollziehen zu sehen, was notwendig war und was man erwarten mußte: daß die christliche Religion den Gedanken der Weltentwicklung, anstatt ihn wie bisher feindselig abzuwehren, in sich aufnimmt und sich dadurch bereichert. Artur Bonus stellt uns mit ein paar kurzen, kühnen Worten mitten hinein in die Entwicklung der Jahrmillionen, in der einst aus Tieren Menschen wurden, „indem die Hochentwickelten anfingen, minder über die Bäume zu springen, mehr still zu sitzen und jene wunderbaren stillen Gänge zu gehen da innen, deren instinktive Genaubekanntschaft noch heute den Menschen vom Affen unterscheidet". Wieder stehen wir, so meint der Verfasser, an einer Jahrmillionenwende, am Anfang einer neuen Entwicklung. Eine neue Menschenart entsteht. Die intellektuelle Welt, in der die Logik klettert und springt, wird uns das Unwichtigere. Neue Organe innern Schauens und Erlebens bilden sich aus: ein neues Verkehren mit der Ewigkeit, die unter unsern Füßen rauscht.

Allen Verfassern gemeinsam ist die Ueberzeugung, daß es sich bei dem Weltenabschnitt, an dem wir stehen, zunächst um ein gewaltiges Vorwärtsrücken unserer religiösen Fähigkeit handelt. Diese Erhöhung unserer religiösen Fähigkeit wird ganz von selbst eine neue **Kultur** erzeugen: ja, die hundert Reformbewegungen auf allen Gebieten der Kultur, die durch die Zeit gehen, sind schon Symptome von dieser neuen, dieser religiösen Art, die Welt aufzufassen: denn gleichzeitig auf allen Lebensgebieten beginnt sie sich zu äußern.

Den Verfassern gemeinsam ist ferner der schroffe Gegensatz gegen allen einseitigen Intellektualismus, trete er als Materialismus oder als Dogmatismus auf. Gott und Leben sind uns nicht mehr „runde, glatte abgewaschene Kieselsteine aus dem seichten Bache, wir reden nicht mehr davon, als handle es sich um die selbstverständlichsten Dinge von der Welt — Gott und Leben ringen sich uns los als die ewigen Welträtsel"

(Wegener „Väter und Söhne" S. 108). Allen Verfassern gemeinsam ist eine große Verehrung der Natur; und die Sehnsucht, unser naturgemäßes Verhältnis zu ihr, unserer Mutter, zu entdecken und wieder herzustellen. Wie sich Natur und Gott zu einander verhalten, wird dabei theoretisch kaum noch erörtert. Als praktische Erfahrung leuchtet es schlicht und klar hervor: Gott die Triebkraft in uns und allem Sein. Natur die Erscheinung davon in werdender Vollkommenheit, — das werdende Geistbild Gottes. Wenn unser Inneres uns zur Entfaltung unserer Persönlichkeit hintreibt, so geschieht das, weil Gottpersönlichkeit der Muttergrund ist, darin wir sprießen. — Mit der Natur wird der Mensch sehr hoch gewertet: „Die Menschennatur ist gut, ist heilig in ihrem ewig wachsen wollenden Leben" (Wegener „Väter und Söhne"). Sehr hoch gewertet wird das eigene Selbst. Die Selbstverdammung, das drückende Sündenbewußtsein, das ehedem für fromm galt, wird abgewehrt: „Es ist ja die Fülle unseres Lebens, daß wir uns sehnen nach dem lebendigen Gott, seinem Willen und seiner Vollkommenheit. In unserem Selbst ringen und siegen die Pläne Gottes. In uns wird die Menschheit —"

Nicht als hätten wir's schon! Wir haben nichts im Vergleich zu dem, was wir hoffen (Wegener „Väter und Söhne").

Ein neues Verhältnis zu Jesus ist aufgegangen. Nicht ist er mehr nur das übermenschliche Idealbild in der Luft, welches angebetet wird und doch fern bleibt. Er ist das Ziel der eigenen Entwicklung. Und der ewig Lebendige, tief verwoben mit dem ganzen menschlichen Lebenszusammenhange, ist die Kraft, die selbst dies Bild in der Menschheit auswirken wird. Sehr schön dichtet Wegener von der Werkstätte Christi, wo Christus mit seinen Helfern — und welchen Helfern! Paulus, Luther, Kant, Goethe — am Werke ist, der Menschheit Bild, sein Bild, aus dem rohen Marmor herauszuschälen.

Was der neue Weltentag bringen wird? Die Verwandlung des Jammertales in Gottes Reich. Die Wiederkehr Christi im tiefgeistigen Sinne. »Maran atha!« Unser Herr ist im Kommen! (Weinel, »Maran atha«).

So ist das Buch ein Zeichen, daß sich eine neue, eine vertiefte, reinere Auffassung vom Christentum in unserer Zeit durchsetzt, und zwar herausbildet in der Reibung mit der modernen Weltanschauung und in der Verbindung mit ihr. So daß sie zu einer einheitlichen Gesamtauffassung von Religion und Wissen, Kultur und Natur führen muß und den Menschen nach langer Zerrissenheit und Einseitigkeit wieder zu dem machen, wonach er sich sehnt: zum „totalen Menschen", wie Schiller es nannte.

Zwei Aufsätze reden nicht direkt vom Suchen unserer Zeit, wohl aber indirekt, indem sie selber mit ihrer Art und Auffassung Symptome des Suchens und Findens der Zeit sind. Das ist Gunkels wundervolle Psychologie der Prophetie: „Die geheimen Erfahrungen der Propheten Israels", worin er die Offenbarung, die uns als dogmatischer Be-

griff leer und fremd blieb, menschlich nahebringt, mit lebendigem Inhalte erfüllt und zugleich als unbegreifliches Wunder des Menschendaseins Ehrfurcht gebietend vor uns aufsteigen läßt. Gunkel ist mein lieber Lehrer. Ich habe einstmals mit dankbarer Begeisterung sein Kolleg über die alttestamentlichen Propheten gehört. Und wenn Wegener heute schreibt, daß den Kindern unserer Zeit ein beglückendes Verständnis für prophetische Naturen aufgeht, so habe ich damals oft mit Staunen erwogen, wie kurz zweitausend Jahre sind: denn wie nahe stehen jene wunderbaren Erfahrungen der Propheten Israels dennoch dem heutigen Menschen! Kennen wir sie nicht auch, diese zwingende Notwendigkeit tief innen, die uns zu einem brennenden Müssen wird, zu einem „fressenden Feuer in unseren Gliedern“? „Wenn Jahve spricht, wer müßte nicht weissagen!“ Jenes doppelte Ich in uns, das offenbarende und das lauschende, kennen wir es nicht auch? Nicht nur jeder produktive Künstler, schließlich doch jeder innerlich wachgewordene Mensch, der trotz aller anerzogenen Konvention zu den Quellen dringen lernte, kennt das Einzel-Ich in seiner Enge, Beschränktheit und Dumpfheit und das lebendige Ueber-Ich, das geheimnisvolle. Und doch, wie ist die Menschheit seit jenen Kindertagen, wo Propheten „rasten“, wie ist sie in diesen zweitausend Jahren fortgeschritten! Nicht mehr in heftigen, unbeherrschten, wilden Ausbrüchen, dem Wahnsinn ähnlich, äußern sie sich heute, die Begeisterten. Stiller wurden sie. Denn die Menschheit als solche lernte ihre inneren Erlebnisse klarer ins Bewußtsein fassen; nicht mehr als Grauen, fremd, tritt es ihnen gegenüber, wenn es mit Gewalt sie zwingt. Die Begeisterten scheiden sich auch nicht mehr aus der Reihe der übrigen Sterblichen: ihr Wundererlebnis ward ihnen zur Quelle, aus der sie sich Verständnis für alles Menschenwesen, und alles Weltenwesen holen, — für das in Unvollkommenheit und Dumpfheit Gebannte, von einem inneren Licht geheimnisvoll und heilig Erhellte.

Ist Gunkel mit seiner Psychologie des Propheten als des religiösen Genies der Vertreter der modernen Wissenschaft, welche alles Wunderbare natürlich faßt, es uns dadurch lebendig macht, sodaß wir nun wieder seine Wundertiefe entdecken können, so ist Lhotzky in seinem Aufsatz „Uebermensch und Herdenmensch“ ein Beispiel davon, wie das Kind unserer Zeit in den alten einfachen Geschichten der Bibel das Gerüst findet, an dem es seine höchst modernen Gedanken ausbaut. Es ist die alte Geschichte von Kain und Abel, an welcher der Typus des Uebermenschen und des Herdenmenschen entwickelt wird, wobei aber diese Worte auch nicht im Nietzscheschen Sinne gebraucht, sondern in kühner Weise umgeprägt werden. Als Erklärung für die biblische Geschichte ist der geistvolle und tiefsinnige Scherz nicht gerade zu brauchen; wohl aber als Beweis dafür, daß, wo auch aus der Fülle des Wirklichen irgend ein wahrhaft lebendiger Inhalt, ein ewiger Grundzug des Menschendaseins, ein ergreifendes Naturverhältnis im Menschlichen, herausgegriffen wird, er sich in jene einfachen Geschichten hineintragen läßt. Denn in ihrer schlichten Größe sind sie wie heilige

Runen, die sich vor dem Blick des begeisterten Beschauers vertiefen und immer wieder vertiefen, und immer wieder neu deuten lassen und nie erschöpfen.

Den Ausführungen sämtlicher Verfasser kann ich völlig zustimmen. Nur dem letzten Aufsatz nicht, obgleich ich ihn selbst geschrieben habe.

In Besprechungen, die das Buch gefunden hat, las ich das Wort, daß es sich von Schwarmgeisterei nicht freigehalten habe. Ich finde, daß das zutrifft, aber nur auf diesen letzten Aufsatz.

Man hat mich mein Leben lang vor Schwarmgeisterei gewarnt, und ich habe mich immer sehr davor gehütet, ohne recht zu wissen, was es ist. Dann bin ich diesen Sommer mit beiden Füßen hineingesprungen; ich nannte es radikalen Idealismus, bemerkte dann, daß es Schwarmgeisterei war, wand mich wieder heraus und weiß nun, was es ist.

Aus jener Zeit stammt dieser Aufsatz.

Er stellt ein hohes Ideal auf; das letzte: das Erwachen des Menschen zum Gottbewußtsein; die Verwirklichung des Christentums, — malt auch im einzelnen aus, welche Veränderungen in unseren inneren und äußeren Lebensmöglichkeiten das voraussetzt, und — er erwartet dennoch Erfüllung von der nahen Zukunft. Er betrügt die Welt um ein paar Jahrmillionen.

So tut der Schwarmgeist. Er sieht, was sein sollte, und glaubt an Erfüllung und übersieht die ehernen Schranken der Zeit. Das Auge unablässig auf das helle Ziel gerichtet, übersieht er, geblendet, den weiten, mühevollen Weg, den es mit wachem Blick redlich und treu zu wandern, zu erkämpfen gilt. Gefährlich wird freilich der Schwarmgeist erst, wenn er in die Wirklichkeit einzugreifen beginnt. Aber wer greift nicht in sie ein? und am stärksten tut es der Idealist, mit seinem bloßen Dasein.

Es steht im Aufsatz das kühne Wort: „Ideale, die nicht Wirklichkeit werden können, sind Lüge." Das Wort ist wahr. Aber es ist sehr gefährlich! An der Stellung zu ihm scheiden sich die echten Idealisten und die Schwärmer. — Das Wort ist wahr. Ideale, die grundsätzlich im Gegensatz zur Wirklichkeit stünden, wären nur unwahre Phantastereien und würden die Menschen nur einschläfern. Es ist allzu bequem: „Die Welt ist freilich sehr unvollkommen. Aber Ideale verwirklichen sich eben nicht." Nein, ein echtes Ideal ist nichts als das Vorausahnen dessen, was werden muß aus der inneren Natur der Sache heraus; ist nichts wie das Hindurchscheinen der Gott gedachten Idee, welche wirkt und wirkt und sich schon auswirken wird: Das Ideal ist „Wirkenskraft und Samen" für die Wirklichkeit.

Nun gehen Menschen, die in der Zeit die Ewigkeit zu schauen beginnen, durch die Unvollkommenheit der Welt und sehen überall heimlich diese wirkende Uridee an der werdenden Vollkommenheit arbeiten. — Ganz von selbst wird dieser Menschen Tun ein unbewußter Dienst dieses Ideals. Ganz von selbst, aus innerstem Bedürfnis, werden sie allem, was sie berühren, die Richtung zu geben suchen, die jenes Ideal anzeigt.

Dem Schauenden aber wird die Zeit so leicht unwesentlich. Wesenhaft dünkt ihm nur jenes wirkende Innere. Wehe aber dem **Wirkenden**, welcher bewußt und wollend, mit der ganzen, freudigen, zwingenden Kraft, die Gott heute seinen Kindern gibt, daran geht, was er als urnotwendiges Ziel erkennt, jetzt, jetzt zu erreichen — für die Menschheit zu erreichen, nicht achtend des Widerstandes der stumpfen Welt, des gesunden guten dumpfen Widerstandes, der dazu da ist, daß alle Entwicklungen langsam und gesund und im harten, bewußtmachenden Kampfe mit Gegensätzen sich vollziehen. Die Idealisten laufen mit ihrem Schauen der dumpferen Masse der Menschheit weit voraus. Sie sehen in einer Welt des Knospens lauter Blüten. Das ist Gottes Wunder. Nur sollen sie *wissen*, daß das Ewigkeitschau ist! Daß in der Wirklichkeit nur Knospen da sind. Und daß man die auch nicht zu Blüten aufreißen soll, sondern geduldig sein und warten. Sie sollen sich bei ihrem Schauen des Raum- und Zeitlosen die Gesetze der Zeit, die in der Wirklichkeit gelten, achtungsvoll neu entdecken. Sonst rächt Natur ihr heiliges Gesetz. Der Schwärmer scheitert oder verfällt dem Irrsinn. — Oder er besinnt sich und wird ungeheuer weise.

Es ist noch ein Punkt da, an dem ich dem Aufsatz lebhaft widersprechen muß.

Er spricht die Ueberzeugung aus, daß der Eine Große, auf den heute die Menschheit mit Sehnsucht wartet, bald kommen wird. Der Eine Große der alle die Strömungen unserer Zeit in seiner Person vereinigt, der sie alle verstehen und zum Ziele führen wird, weil er sie alle in sich trägt, dem auch die Menschen sich willig anschließen werden, weil er der Führer ist von Natur — mehr: dem alle innerlich Lebendigen zugeführt würden, ihnen selber zum Staunen, durch den waltenden Allzusammenhang, und sie brächten den Sinn und die Kraft jener Reformbewegung, in der sie schon standen, mit, und sähen sie in ihm erfüllt, und drängen selber über sie hinaus, in die Erfüllung, die sein Wesen vorlebt.

Ich glaube nicht mehr, daß unsere Zeit ihn bringt.

Unsere Zeit will ihn nicht hervorbringen. Sie verteilt die Triebkraft unter die Vielen. Aber das ist nicht ihre Schwäche, sondern ihr Reichtum. Wir brauchen keinen neuen Messias, wir brauchen nicht einmal einen neuen Reformator. Jesus ist noch nicht erschöpft, selbst Luther ist noch nicht erschöpft. Und die Vielen, in denen die Reformationskraft drängend treibt, sind viel bewußter und gottsicherer als einst die waren, die sich um jene Großen scharten. Die Menschheit als solche ist viel bewußter und gottsicherer geworden. Der lebendige Allzusammenhang selbst soll ihr der Führer sein. Eine neue Fähigkeit bildet sich im Menschen aus, ein neues Organ entwickelt sich. Ein Jeder folge der Führung in der eigenen Brust. Je reiner und sicherer wir sie erlauschen und ihr klar bewußt in redlicher Wirklichkeitstreue folgen, desto sicherer wird, auch ohne den Einen, der uns sammelt, unser Wirken ein

ganz einheitliches werden und zum Ziele führen. Dafür bürgt sie selbst, die heilige Harmoniekraft, die einheitlich lebendig in Allen und in Allem das Treibende und das Richtunggebende ist.

Gertrud Prellwitz.

---

## Staatswissenschaften.

Die französischen Eisenbahnen im deutschen Kriege 1870/71. Von Hermann Budde, Berlin 1904, E. S. Mittler u. Sohn, XI und 487 S.

Verfasser ist der gegenwärtige preußische Minister der öffentlichen Arbeiten, und sein Werk darf wohl mit Recht einen autoritativen Anspruch erheben. Auf die kriegsgeschichtliche Seite des Werkes soll hier nicht eingegangen werden, die verkehrstechnische ist auch bei weitem die interessanteste des Buches. Im Verlauf des Krieges von 1870 sind mehr als 4000 Kilometer Eisenbahnen, die von den Franzosen vor den deutschen Heeren geräumt werden mußten, von den Deutschen wieder in Betrieb gesetzt. Das Bahnnetz war an vielen Stellen nachhaltig zerstört, von Personal und Material entblößt und fortwährend böswilligen Unterbrechungen durch feindselige Streifkorps ausgesetzt. Die Darstellung dieser Tatsachen ist nicht nur kriegstechnisch, sondern auch verkehrspolitisch von größter Bedeutung und für künftige Kriege außerordentlich lehrreich. Der Verfasser scheut sich nicht, offen Kritik zu üben, und obwohl zweifellos die Leistung der deutschen Betriebskommissionen eine außerordentliche gewesen ist, war doch andererseits die Aufgabe so groß, daß des Tadelns und Kritisierens während des Feldzuges kein Ende war.

Die Hauptursache hierfür scheint der Verfasser in zwei Punkten zu sehen, einmal in der vollkommen mangelhaften Vorbereitung für diese verkehrstechnischen Aufgaben, die in der Hauptsache an dem Mangel eines genügenden, eisenbahnbetriebstechnisch vorgebildeten Militärpersonals lagen und zweitens in der oft nicht nur unnötigen, sondern geradezu unsinnigen Zerstörung der Bahnkörper, namentlich der Brücken und Tunnels durch die Deutschen selber. Für beide Punkte gibt der Verfasser ganz spezielle und zahlreiche Belege. Nach beiden Richtungen ist für die Zukunft, wie man weiß, Vorsorge getroffen; wir haben eine ausgezeichnete Eisenbahnabteilung, und es ist dafür gesorgt, daß die Leitung dieser Abteilung mit der Heeresleitung im künftigen Kriege in stetem Kontakt bleibt. Die Erweiterung der Bahnhöfe, die Beschaffung von Ersatzschienen, die Heranziehung von Betriebspersonal, die Wiederherstellung von Wasserstationen, der Ausbau und Neubau von Stationsgebäuden, Güterschuppen und Rampen, die Beschaffung von Uebernachtungsräumen und Bureauzimmern, die regelmäßige Zufuhr der Kohlen, alles dies waren Aufgaben, die noch zu der Wiederherstellung der zerstörten Anlagen hin-

zukamen und deren Lösung den Betriebskommissionen alle Ehre macht. Insgesamt sind von den Deutschen 68 Brücken und Viadukte wieder hergestellt worden, von denen sie die Hälfte selbst zerstört hatten. Die größten Schwierigkeiten und selbst Mißstände verursachten die lockeren Disziplinverhältnisse der Beamten, von denen notgedrungen ein großer Teil aus Franzosen bestand.

Der Verfasser begnügt sich nicht nur mit Darstellung und Kritik, sondern gibt auch eine Reihe von Besserungsvorschlägen, indessen will er die Schwierigkeit eines zuverlässigen und raschen Eisenbahndienstes für Heere, die in Feindesland operieren, in keinem Falle, auch bei bester Vorbereitung nicht unterschätzt wissen. „So einfach und so schnell", urteilt er an einer Stelle, „wie z. B. bei Kriegsspielen und Uebungsaufgaben zuweilen vorausgesetzt wird, lassen sich größere Truppenkörper auf dem Kriegsschauplatze mit der Eisenbahn nicht umherwerfen."

H. Schacht.

---

## Literatur.

Sonette nach dem Portugiesischen von Elizabeth Barrett Browning. Uebersetzt von Marie Gothein. Verlag Eugen Diederichs.

Schon ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, seit diese vierundvierzig Sonette gelebt und gedichtet wurden. Die wahrhaft edle Frau, die darin ein Stück ihres Lebens und ihrer Seele verschenkte, gilt heute für die größte Dichterin Englands. Es ist also kein modernes Buch, um das sich mit der Uebertragung Marie Gotheins unser literarischer Besitz vermehrt hat, sondern fast ein klassisches.

Diese Sonette gehören zu den schönsten Liebesgedichten, die wir besitzen, und sind doch ganz einzig. Elizabeth war schon berühmt, als Robert Browning den Kreis ihres kaum noch irdischen Lebens betrat. Sie war sehr krank, freiwillig einsam und abgemattet von einem tiefen Kummer, der ihr zartes Wesen langsam verzehrte. Ihre Tage gingen äußerlich eintönig und ruhig und glatt dahin wie ein gefaßtes Warten auf den Tod. Kaum, daß sie ihr Ruhebett verließ, wenn jemand in ihre Stille drang und das silbrige Netz der wehen Gedanken störte, in das ihre hohe, weiche stolze und zugleich demütige Seele sich unablässig einspann. So fand sie Robert Browning. Was uns Goethes geistige Ehe mit Frau von Stein geworden, verdankt England dieser Verbindung: ein hohes Bild menschlicher Vereinigung, in dem englisches Wesen sich zu äußerster Schönheit gesteigert fühlt: — Den Barrett-Browningschen Briefwechsel und die Sonette nach dem Portugiesischen.

Nirgends sonst hat sich das, was germanischer Sinn in dem Begriffe Frauenhaftigkeit empfindet, so edel, tief und schlicht ausgesprochen. Während man diese Gedichte liest, fühlt man sich scheu und beschämt vor

etwas sehr Heiligem. Und doch sind sie so irdisch lebendig, so voll seelischer Glut, daß ein fast körperlicher Herzschlag durch ihre klingende Stille zu dringen scheint. Jene Art Liebe, welche seit Jahrhunderten insgeheim die Entwicklung unserer Sitte leitet und unser Wesen langsam und stetig ändert, ist leicht und natürlich in diese Verse geflossen, als sei so die Welt. Und doch war so nur diese Frau. —

Die Uebertragung von Marie Gothein ist in jeder Hinsicht vortrefflich. Der Text ist mit wissenschaftlicher Genauigkeit verdeutscht. Die Verse schreiten sicher und fest und sind gut gereimt. Fast überall sind die Bilder scharf und deutlich geblieben. Die Sprache ist klar und unverschränkt und die Flickworte darin sind selten. Jedes einzelne Sonett ist sicher in seinem Grundton und harmonisch in den Steigerungen und Abbiegungen der Stimmung. Was philologischer Sinn und kluges Nachfühlen leisten kann, ist geleistet worden. Legt man einen höchsten künstlerischen Maßstab an die Uebertragung, so ist zu sagen, daß die Verse dichterisch nicht produktiv sind. Es fehlt ihnen der angeborene Instinkt für den Klang und Duft der nebeneinanderstehenden Worte. Hierin wird die Uebertragung dem Original natürlich nicht gerecht. Deshalb bleibt sie auch dort, wo das Englische Größe und Wucht im Klange hat, wo der Rhythmus stolz schreitet oder schwingt und steigt und fällt, aus Mangel an Beherrschung der künstlerischen Mittel zurück in einem gleichmäßigen lyrischen Ton. Um unmittelbar verstanden zu werden, nenne ich ein charakteristisches Beispiel: Sonett III beginnt mit unsagbarer Schmerzlichkeit und Erhabenheit im Klange:

Unlike are we, unlike, o princely Heart!

Im Deutschen wird das klanglich zu der traurig-gefaßten Feststellung der Tatsache: „O fürstlich Herz! wie wenig wir uns gleichen." In kurzen Worten: Die Verse sind nicht das Werk natürlicher dichterischer Begabung, sondern die Arbeit eines geschickten und sehr klugen Verstandes. Aber wie viele Uebersetzungen gibt es, die dieses Letzte und Höchste der Aufgabe erfüllen? Unter den anderen verdient die Arbeit Marie Gotheins einen ersten Platz und den ernstesten Dank aller, die dem englischen Texte nicht zu folgen vermögen.

Noch ein glücklicher Stern hat über diesem Buche gewaltet: es gibt wenige moderne Bücher, die sich in ihrer äußeren Erscheinung mit ihm vergleichen dürfen. Der Verlag Eugen Diederichs hat in seinem Mühen um künstlerische Buchausstattung damit das Beste erreicht, was ihm zu erreichen bisher vergönnt war. Das Buch ist von Fritz Helmut Ehmcke ausgestattet und in der Steglitzer Werkstatt zu Steglitz gedruckt worden. Der Text steht innerhalb einer gelben, gradlinigen Umrahmung auf grau aufgelegtem Grunde und beginnt mit einer handkolorierten tiefroten Initiale, deren Schmuck dem Textblock von Rand zu Rand Hell auf Schwarz zur Seite steht. Es ist, als würden die einzelnen Gedichte wie Blumen oder

Früchte auf kostbaren Schalen gereicht. Der Initialenschmuck, die Titelrahmen und die Leisten sind zeichnerisch sehr originell, ungemein angenehm und reich und zierlich und dennoch ruhig und einfach und ornamental von großer Wirksamkeit. Das ganze Buch ist ein einiges, harmonisches Kunstwerk.

* * *

(Im Interesse eines zweiten Druckes der Gedichte seien hier noch einige wenige kritische Bemerkungen angefügt: Sonett II: „ . . . and laid the curse — so darkly usw.“: „Des Fluches Band legt er . . .“ Ich glaube, daß curse hier: Jammer, Elend, Mühsal, Not usw. heißt. Mit dem Begriff des Fluches verbinden wir immer den einer vorangegangenen Schuld, was hier den Sinn verwirrt. Sonett IV: „ . . Laß' das Echo der Zerstörung sein“ (für „call no echo up“) ist nur mühsam verständlich. Sonett VIII: „Laß es zertreten wie zuvor.“ Dieses es zerstört mit einem Schlage das Bild, es müßte ihn heißen und sich auf „Leichenflor“ beziehen. Sonett XXIX: „Denn in dem tiefen Glück, da jeder Sinn — An dir, in deiner frischen Luft sich freut — Denk ich nicht dein, da ich zu nah dir bin.“ Dieses zwiefache da mit wechselnder Bedeutung trübt die Klarheit des Bildes, es hieße besser „weil ich zu nah dir bin“. Sonett XLI: „ . . . Dich darf die Liebe grüßen — Die duldende, vom Leben, das entschwindet.“ „Love that endures, from Life that disappears:“ endures ist disappears unmittelbar entgegengesetzt, aber auch dem Sinne des ganzen Sonettes nach muß es heißen: „die dauernde, vom Leben, das entschwindet.“)

Ernst Hardt.

---

Betsy Meyer: Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester. Berlin, Gebr. Paetel. 1903. 246 S. 8⁰.

Etwa in der Mitte zwischen einer Selbstbiographie und dem auf wissenschaftlicher Grundlage erwachsenen Werke eines Gelehrten über einen Künstler steht die von einem Familienangehörigen des Verstorbenen verfaßte Lebensbeschreibung. Einem solchen Buche kann sowohl das Element der Pietät oder des persönlichen Umgangs einen großen Reiz verleihen, als auch das Gefühl einer Bluts- oder Geistesverwandtschaft des Schreibers, sodaß wir gleichsam den Geist des Verstorbenen noch am Werke sehn.

Von beidem etwas hat das Buch von Betsy Meyer über ihren Bruder Conrad Ferdinand. Liebe und Verehrung für ihn hat ihr die Feder geführt, aber ergriffen hat sie sie in dem Verdruß darüber, daß ihr das Bild des Toten „aus den breiten Wellen der neueren Literaturkunde nur unzusammenhängend, in Einzelheiten zerbrochen und entstellt“ entgegenflimmert, daß sie darin ihren Bruder „nicht wiederzuerkennen vermag“. Sie will nun ein anderes Bild vom inneren Werden des Dichters geben,

ein intimes Bild in kleinem Rahmen, während sie absehen muß von einer Darstellung der Stellung des Dichters in seiner Zeit zu seinen Vorbildern und Mitstrebenden. „Wer Meyers innerstes Wesen finden will, findet es allein in seinen Werken", sagt die Schwester. Ja, damit ist wenig gesagt und nichts erklärt. Wenn sie damit freilich den Dichter als einen schweigsamen und schwer zugänglichen Mann charakterisieren will, so hat sie recht. Aber auch ein Mann von vornehmer Gesinnung und zartem Gefühl war er. Wie er überaus scharf hörte, so empfand er. Auch daß er in Jahrzehnte langem Ringen sich unglücklich fühlte, daß er erst spät seinen Beruf erkannte, hören wir, aber begreifen es auch in der Darstellung der Schwester nicht recht. Nach ihrer Meinung kam es daher, daß er eigentlich ein Gedankendichter war, aber doch nur ein Tatsachendichter sein wollte, daß er, zu keuschen Herzens, seine Gedanken unmittelbar zu geben, sie erst in langem Reifen objektiviert zu äußern vermochte. Daher erinnert sich die Schwester nicht, daß „er je einen gewaltigen Eindruck, so lange dieser auf ihn einstürmte, in einem Gedichte vollen poetischen Ausdruck gegeben hätte". Erst nach Jahren trat der Gedanke wieder ans Licht, völlig umgestaltet, mit „körperlicher Schwere", nach Meyers eignem Wort, versehen, in eine Erzählung, Novelle, Ballade verwandelt. Wie einerseits daher das Reife, Geklärte, speziell Künstlerische in den M.schen Dichtungen sich erklärt, so fehlt auf der andern Seite der Entwurf, die Skizze, das jugendliche Ringen und Streben. Nach dieser Richtung hin hätte man von dem Buche der Schwester wohl Aufklärung gewünscht. Sie gibt sie aber nur in sehr beschränktem Maße. Wenn andere, frühverstorbene Dichter in unserm Bewußtsein weiter leben als ewige Jünglinge, so hat man von Meyer das Gefühl, als sei er nie jung gewesen. Er hat keinen grünen Heinrich geschrieben, und doch hat er ihn erlebt, nach der mehr verhüllenden als erklärenden Darstellung seiner Schwester. Denn auch seine Schwester ist in ihrem Buche schweigsam, was das Persönliche, Psychologische angeht. Die mehrfach betonten Kämpfe und Leiden des jugendlichen Bruders werden nicht verständlich, nicht einmal recht glaublich gemacht. Der Stern der Frauenliebe scheint am Himmel dieses Jünglings nie geleuchtet zu haben. Das Gespräch, in dem die jüngere Schwester aus praktischen Gründen dem Fünfzigjährigen rät sich zu verheiraten, und wie sie die Verantwortung für die Befolgung dieses Rates auf sich nehmen will, wirkt schlechthin komisch. Hier fehlt ein Stück Seele. Gern strömt sich die Verfasserin dagegen aus, wenn sie Schilderungen aus der Natur und Heimat, Erinnerungen aus ihrem Zusammenleben mit Mutter und Bruder, Erlebnisse von ihren Reisen geben darf. Hier gewahrt man, daß die Schwester auch dichterisch ihrem Bruder verwandt ist. Hier reißt ihre eigne künstlerische Anlage sie bisweilen sogar über die Grenzen ihrer Aufgabe hinaus. Sie hat ein gut Teil von dem großen Lapidarstil, dem stimmungsreichen Bilderreichtum des Bruders, dessen Sekretärin sie so viele Jahre war. Aber wir haben auch nach diesem schönen Buche, das Schwesterliebe empfangen

und Schönheitssinn geboren hat, doch für ein wirkliches Verständnis der spröden Künstlernatur Meyers wohl noch das Meiste zu erwarten. Die Zukunft wird lehren, wie viel; nach den Andeutungen seiner Schwester hat der Dichter Tagebücher nie geführt und von seinen Studien das meiste und wertvollste immer gleich selbst vernichtet.

Ad. Thimme.

---

## Aus der guten alten Zeit der Silhouette.

Gott Lob, sie ist vorbei, die gute alte Zeit! Wir atmen wieder reine lichterfüllte Luft der Kunst, erlöst von den Schattenklexen, auf die Lavater seine orakelhafte Kunst der Herz- und Nierenprüfung zu bauen gewagt hatte. War es doch ein tolles Zurückspringen in die allerblödesten Anfänge der Kunst des Malers gewesen, nichts weiter. Wie bettelarm starren uns heut diese Negationen des Sonnenlichtes, der Farbe, die augenlosen Schemen an! Und was trauriger ist, denn Kinder haben ja noch immer ihren Spaß an chinesischen Schattenspielen, die Silhouette drückte ihren Stempel auch auf eine ganze Epoche des übrigen geistigen Lebens. Preisen wir als Erlöser den geistvollen Georg Christoph Lichtenberg, denn sein tiefsinniges „Fragment von Schwänzen" gab in der Tat Lavaters Physiognomik wie der Unkunst der Silhouette den Todesstoß. Man atmete auf, besann sich, daß es doch bereits vor Jahrhunderten die schöne Kunst des Holzschnitts, der Kupferradierung und des Stahlstiches gegeben hatte und Goethes Lehrer Oeser, Raphael Mengs u. a. lehrten uns wieder Farben und Formen zu schauen; die Palette siegte über die Schere. Und heute? An der Photographie, die an sich wahrhaftig auch geistlos genug ist, hat die Menschheit doch allmählich wieder sehen gelernt. Sie gibt uns wenigstens Lichtbilder statt der Mondschattenrisse der seligen Silhouette. Wir teilen also die elegische Sehnsucht keineswegs, die ein neuester Schilderer, der etwas abseits, in Göttingen, vegetierenden Kleindichterbewahranstalt, Adolf Langguth gelegentlich vorträgt.*)

Unsere Großen sind so ziemlich abgegrast, die heutige Literaturforschung macht sich daher gern an die mittleren und kleinen, ja man ahnt ein Karlchen Mießnick-Archiv und eine K. M.-Philologie.

Daß ein besonderes Bedürfnis zu nochmaliger Schilderung des Göttinger Dichterbundes vorläge, müssen wir entschieden abweisen. Die treffliche Voß-Biographie von Wilh. Herbst, ein allerdings mühsames und parteihaßerfülltes Buch über Fr. Leop. Graf Stolberg, von Menge,

---

*) Christian Hieronymus Esmarch und der Göttinger Dichterbund. Nach neuen Quellen aus Esmarchs handschriftlichem Nachlaß. Von Adolf Langguth. Mit 60 Schattenrissen aus Esmarchs Sammlung und seinem Bilde. Berlin, Verlag von Hermann Paetel, 1903. 354 S. Text und S. 355 bis 372 Namenverzeichnis. Gr. 8°. Preis 6 Mk.



und die betreffenden Kapitel jeder besseren deutschen Literaturgeschichte bieten ausreichendes, ja übergenug.

Es kam aber dem Verfasser darauf an, die dänische Ecke mit ihrem Anteil an deutschem Geistesleben näher zu illustrieren, und da wollen wir nicht leugnen, daß sich die Figur des kreuzbraven Christ. Hieronymus ganz gut dazu eignete. Die Bemerkung Herbsts, Esmarch figuriere in unserer Literatur „lediglich als Statist", hat Herrn Langguth verdrossen, spielte er doch als musterhaft treuer und hilfebereiter Freund des herrlichen Zoega in Welckers Biographie eine hervorragende Rolle.

Das Dänemark der Mitte und des Ausgangs des 18. Jahrhunderts unter Friedrich V. und seinem Minister Ernst von Bernstorff, der die Leibeigenschaft abschaffte (worüber Joh. Hr. Voß allerdings bitter spottete) konnte als deutsche Nordmark gelten, nicht bloß Kiel, auch Kopenhagen. Die gebildete Jugend studiert in Göttingen. Klopstocks Souverain und Mäcen war der König Dänemarks, der auch Carsten Niebuhrs Reise durch Arabien möglich gemacht hat.*) Boie, der Herausgeber des Musen-Almanachs, der edle Wohltäter Voßens, bald sein Schwager, war ein dänischer Buchhändler und K. Weinhold wird wohl Recht behalten mit dem Urteil, er gehöre nicht in die deutsche Literaturgeschichte.

Wir erfahren jedoch leider über den sogenannten Göttinger Dichterbund oder den „Hain" in unserm Buche nichts besonders Neues. Daß diese jungen Leute, die Lichtenberg sehr geringschätzig behandelt, zu ihrem großen Schaden einem sittlichen Rigorismus oder Pharisäismus verfallen waren, der sie den einzigen wirklichen Dichter, Gottfried August Bürger, fern zu halten verführte, ist bekannt genug. Er stand nicht „auf der Höhe des Bundes".

Bei Mondschein mit den törichten Jünglingen um die Wette zu dichten, wäre Bürgern wohl nicht eingefallen, der doch das Motiv der holländischen Ballade:

't maantje schijnt zoo hel

in seiner Lenore so prächtig verwendet hat.

Chr. Hier., geb. 6. 12. 1752, gest. 17. 5. 1820 entstammte aus alter Pastorenfamilie zu Boel, genoß die Schulbildung in Flensburg und studierte erst zwei Semester in Kiel, dann seit 1771 in Göttingen, natürlich Theologie, von der er sich freilich später, als sich die Aussicht bot, in die Steuerverwaltungskarriere zu kommen, als Lohn für neunjährige Hauslehrer-Plackerei, abwandte. Blieben doch wenige Theologen in der Zeit des Rationalismus mit ganzem Herzen bei ihrer Theologie, z. B. um auch hier an einen eben gefeierten zu erinnern, auch Herder keineswegs.

Das Wort „der Hain" für den 1772 entstandenen Dichterbund brachte Voß auf (Hainbund sei apokryph, lernen wir). Die „Forschung" hat herausgebracht, wo und bei welchen Wirtsleuten jeder dieser Jünger Klop-

*) Mein Vater war ein einfacher Bauer, rühmte der große Erzähler der römischen Geschichte von dem merkwürdigen Manne.



stocks — denn in dessen Fahrwasser sich zu halten, war unerläßlich — in Göttingen gewohnt hat. Schade, daß man die Hauspump-Rechnungen noch nicht eruiert hat!

Allgemein bekannt ist Voßens Bericht über den Abschiedsschmaus Ewalds (3. 10. 1772), bei dem Wieland als Sittenverderber ein pereat! davontrug.

Der Ruhm der deutschen Universitäten war damals im allgemeinen nicht fein. Boie verließ deshalb das wüste Treiben in Jena, fand es aber in Göttingen auch nicht besser. Da ist denn freilich der „Bund" eine „Wunderblume."

Wir werden ja auf das ausgibigste mit den „Poesien" des Esmarchschen Stammbuches regaliert. Ich kann auf Ehre und Gewissen versichern, daß sie unter Brüdern schauderhaft sind, daß ein Hauch Bürgerschen Geistes darin eine Erquickung gewesen wäre. Statt dessen vergötterte man Klopstock. S. 59 wird uns u. a. ein Gedicht Fr. Hahns geboten „Klopstock". Es wäre eine Preisaufgabe, den Unsinn ins Deutschen zu übersetzen. Die einzige Ausnahme macht der arme schwindsüchtige Hölty, eine hochbegabte lyrische Dichternatur. Ohne ihn wäre der ganze Hain gar nicht der Rede wert, denn Voßens poetische Tätigkeit fällt später aus diesem Rahmen völlig heraus.

Der Verfasser steigt auf das Niveau dieser Dichterlinge herab, wenn er seinerseits von Bürger sagt, er sei bereits auf einem nihilistischen Standpunkte angelangt. Das wäre 2. 9. 1773 gewesen. Und wieso? Weil Bürger, was Langguth hätte wissen sollen, das biblische Wort einschrieb: „Es ist alles ganz eitel."

Nur noch ein Paar Lesefrüchte „Trinklieder sind ein fruchtbares Sujet für die Poesie, vielleicht aber der Moralität schädlich" notiert sich Esmarch. An dem von Voß zuerst Luthern angedichteten Spruche vom Wein, Weib und Gesang erbaute man sich aber doch. Im Jahre 1777 am 18. Mai suchten beide, Voß und Esmarch, in Luthers Werken darnach, natürlich vergeblich, aber sie ahnten nicht und keiner bisher scheint es bemerkt zu haben, daß das Wort sogar biblisch ist. Es beruht auf dem Jesus Sirach, dem Ecclesiasticus, Kap. 41, V. 19 und 20, wo Luther aus der mulier immaculata, vinum et musica „ein ehrliches weib", „wein und Saitenspiel" machte.

War die Freundschaft zwischen Voß und Esmarch bei der Verschiedenheit ihrer Naturen doch nicht so völlig, so sind dagegen die Beziehungen zu Zoega um so fester und erfreulicher.

Ueber viel Unbedeutendes, Langweiliges in dem dicken Buche tröstet das Bild solcher Winckelmann nahe verwandten Natur. „Alles Glück der Erde ist nicht Einen Tag von Knechtschaft werth", ruft er dem Freunde zu. Italien ward sein zweites Vaterland, wie es die Wiege seines Geschlechtes war. Wie Winckelmann ward er in Rom katholisch im Interesse seiner archäologischen und koptischen Studien.

Langguth würde vielleicht günstiger über die p. 276, 277 mitgeteilten Abschiedsworte Johann Stemanns geurteilt haben, deren Latinität er als „recht anfechtbar" bezeichnet, hätte er sie nur richtig gelesen und gewußt, daß sie von einem ganz geschulten Latinisten herstammen, der Ovidius Naso hieß (s. Tristia 1, 5, 11—14).

Noch ein Wort Zoegas, der bereits zum Professor und Oberbibliothekar in Kiel ernannt, sein Geburtsland nicht wiedersehen sollte. Er starb am 10. 2. 1809.

„Törichterweise habe ich bisher nur um Ruhm gearbeitet und arbeite leider noch darum, bin auch ziemlich sicher, daß meine gegenwärtige Arbeit (das koptische Werk) klassisch werden wird, aber für eine sehr eingeschränkte Klasse von Menschen. Wenn dies zu Ende ist, will ich mich bessern, will es machen wie andere vernünftige Leute, die für den Tag schreiben, und mit ihren Schriften, die morgen tot sind, heute Brod gewinnen!" Das Schicksal hat ihm erspart, es zu machen, wie die andern vernünftigen Leute.

Weimar, Ende Dezember 1903.

Franz Sandvoß
(Xanthippus).

---

Die Literatur des alten Indien von Hermann Oldenberg. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin 1903.

Eines Tags blätterte ich in einer antiquarischen Buchhandlung in einem alten Exemplar von Zellers „Philosophie der Griechen". Bei dem Satz: „wenn man bedenkt, daß selbst die Inder in ihren philosophischen Leistungen weit hinter den Griechen zurückstehen" — hatte der einstmalige Besitzer ein energisches Fragezeichen am Rande gesetzt. Dieser Streit der Geister ist ein bleibender, und in ihm steht der berühmte Forscher, der hier über die indische Literatur geschrieben hat, ganz entschieden auf der Seite der Griechen. Ueberall zieht er sie zum Vergleich heran, um die Inder an diesem Maß zu verkleinern mit alleiniger Ausnahme von dem Grammatiker Panini; es ist aber auch als ob man fühlte, daß dem Verfasser hier das Herz ein wenig blutet, weil sein philologisches Gewissen hier die Griechen opfern muß.

Der angebliche Mangel an Energie im indischen Charakter spielt auch hier eine Rolle — mit Rückblick auf die energischen Hellenen. Es ist dies eine Phrase, die bald die Unantastbarkeit eines Dogmas erlangt hat, welches für die Seeligkeit des europäischen Selbstbewußtseins notwendig ist. Wer die Annalen Rajputanas durchblättert hat, vielleicht das am dichtesten mit ritterlichen Sagen umwobene und am meisten blutdurchtränkte Bodenstück auf dem ganzen Erdball, der weiß nicht richtig, was er sich bei jenem Mangel an Energie bei den Indern denken soll. Als Chittor in 1303 von den Mohammedanern genommen wurde, zog die Rajput-Garnison es vor, mit dem Schwert in der Hand zu fallen anstatt

zu kapitulieren — wie passiv, sich niedersäbeln zu lassen! — während die Frauen den Scheiterhaufen bestiegen — aus Mangel an Energie weiter zu leben. Sir William Hunter schreibt in seiner klassischen „kurzen Geschichte der indischen Völker“: „Rajput-Revolten zeigten schon jene unerschöpfliche Vitalität der militärischen Rassen Indiens, die vom Anfang bis zum Ende die mohammedanischen Dynastien verheeren sollte, um sie zuletzt zu überleben.“ Und neuerdings hat Lord Roberts der militärischen Bravour der heutigen Inder das unbedingteste Lob gezollt.

Hier wäre auch an die Schmerzensaskese der Inder zu erinnern: wenn wir auch dieselbe verwerfen — die darin sich betätigende Energie kann nicht in Abrede gestellt werden. Noch deutlicher freilich zeigt sie sich auf benachbarten Gebieten. In der altbuddhistischen Ballade Sumedha wollen die Eltern ihre junge Tochter vom Eintreten in den Orden Buddhas zurückhalten, worauf sie „mild antwortet“: „Ihr lieben Eltern, hier im Haus genieß' ich keine Nahrung mehr und müßt' ich auch verhungern gar“ — und der Uebersetzer (K. E. Neumann) bemerkt hierzu: „Die Drohung, sich in gewissen Zwangslagen den Hungertod zu geben, wie z. B. bei Verweigerung des elterlichen Konsens zum Noviziat, ist allgemein indisch und überaus gefürchtet, weil tatsächlich ausgeführt.“ Wie viele von unseren jungen Leuten haben eine solche Energie? Und doch ist selbst sie vielleicht als gering zu achten im Vergleich mit der unaufhörlichen ethischen Selbstzucht, die von dem wahren Mönch verlangt wird: „Gleichwie etwa wenn ein starker Mann einen schwächeren beim Kopf oder bei der Schulter ergreifend niederzwingt: ebenso nun auch soll ein Mönch, wenn ihm noch böse, unwürdige Erwägungen aufsteigen, Bilder der Gier, des Hasses und der Verblendung, mit aufeinandergepreßten Zähnen und an den Gaumen gehefteter Zunge durch den Willen das Gemüt niederzwingen.“ Das hier verwendete drastische Bild erkennen alle als Energie an; wollen wir wirklich noch immer die Sache nicht als eine solche — und zwar von höherer Art — anerkennen?

Im Mahabharata — jenem ungeheuren Urwald mit den „zum Verweilen einladenden Lichtungen“ der Episoden — findet sich eine Schlußepisode, die es wohl verdient hätte, im Referat berücksichtigt zu werden. Die siegreichen Pandusöhne verzichteten auf das gewonnene Reich und pilgern nach dem Götterberg Meru; während des Aufstieges durch Himalaya stirbt der eine nach dem anderen, bis zuletzt der Hauptheld des Gedichtes, Yudhishthira, nur von dem treuen Hund gefolgt, das Ziel erreicht. Da will ihm Indra seinen Himmel öffnen, aber der Hund muß zurückbleiben; der Held aber will den treuen Begleiter nicht dem Elend preisgeben. Als der Gott ihm das Törichte in seinem Betragen vorhält, antwortet der Pandu: „O Gott mit den tausend Augen! eine edle Seele entschließt sich schwierig, eine unedle Handlung zu tun, und ich will keine Seeligkeit genießen, um derenwillen ich ein mir ergebenes Wesen verlassen müßte.“ Dies ist eine Energie des Charakters, für welche

vielleicht die energischen Griechen wenig Verständnis haben würden — ob aber wir es auch nicht haben sollen, ist eine andere Frage. Aber die ganze Situation mag auch als Beispiel stehen für gewisse Gipfel der dichterischen Visionen, von einer reinen Höhenluft der Gefühle umweht, zu welchen die griechischen Epen sich nicht entfernt erheben. Auch wäre der sehr merkwürdige Umstand wohl hervorzuheben, daß die spätere lyrische Poesie, obschon so ganz ohne Zusammenhang mit unserem auf der griechisch-römischen Kultur aufgebauten Geistesleben, unserem Empfinden viel näher steht als die griechische. Die große Rolle, die bei den Indern die Liebe spielt, sowie das innige Verhältnis zur Natur mögen vielleicht das Ausschlaggebende sein: sicher ist es, daß manche kleine indische Gedichte uns heute anmuten, als ob sie von Goethe oder Heine herrührten, während fast die ganze griechische Lyrik, formell wie inhaltlich, für uns — wenn wir ehrlich sein wollen — zunächst nur eine interessante Antiquität ist, der gegenüber wir erst auf einem Umweg das Verhältnis des Genießens gewinnen können. Ja in der gesamten griechisch-römischen Literatur findet sich nichts so modernes wie die große Ballade „Sumedha“, die sogar der altbuddhistischen Poesie angehört (Therigatha 448 ff.).

Nun soll hiermit keineswegs gesagt werden, daß Professor Oldenberg durchweg als Niederreißer auftritt und keinen Sinn für das Große und Schöne in der indischen Literatur hat. Er ist nicht nur ein großer Gelehrter — einem solchen kann es ja passieren, auf dem künstlerischen Gebiete zu kurz zu kommen — er ist ein so feiner Geist und dazu so ästhetisch veranlagt, daß er nie ahnungslos und unbewegt an Gedankentiefen oder Schönheitsoffenbarungen vorüber gehen kann; er wird sie immer zu schätzen wissen, auch dann, wenn es sich um Erscheinungen handelt, die ihm im tiefsten Grunde fremd sind. So finden sich denn auch neben Worten des Tadels und der scharfen Kritik — die ja auch nirgends ganz unberechtigt ist, und der man oft ganz beistimmen muß — nicht nur Anerkennung und Lob, sondern sogar warme Bewunderung, die sich dann auch in einer wahrhaft glänzenden Sprache einen beredten Ausdruck schafft, und zwar einen solchen, der mit jedem Wort seinen Gegenstand treffend charakterisiert und uns die Stimmung der Dichtung fast unmittelbar erleben läßt, indem er sich selber zu dichterischem Schwung erhebt und sinnliche Kraft gewinnt. Man höre z. B. folgende Charakteristik einer Szene im „Thonwägelchen“ (Vasantasena):

„Wie flutet in diesen Reden der Strom mächtiger Bilder! Wie leuchtet, den Blitzen des Tropengewitters ähnlich, Vergleich über Vergleich, immer funkelnder, immer siegreicher auf! Himmel und Finsternis, Wolken und Blitze sind belebt. Der nächtliche Sturm vermischt sich mit dem Atem der Leidenschaft. Alle Kräfte des Universums verherrlichen mit ihrem Toben den Weg der Liebe, den das Weib in seiner stolzen Schönheit wandelt.“ Aber nirgends zeigt sich die stilistische Kunst des Verfassers in einem so glänzenden Licht, als auf den letzten Seiten — als ob sie

es uns recht schwer machen möchte, das Buch wegzulegen — in der selbst zu Poesie gewordenen Schilderung des Singspiels „Gitagovinda“ (aus dem 12. Jahrhundert n. Chr.), wo auch die mitgeteilten Verse, vielleicht in noch höherem Grade als die anderen rings im Buche zu findenden Uebersetzungsbruchstücke, den Wunsch erregen, Meisterwerke der indischen Poesie von dieser Meisterhand auf Deutsch übertragen zu sehen. Man wird auf dem ganzen Gebiet der Literaturgeschichte und des literarischen Essays wenig finden, was diesen Seiten gleichkäme, nichts was sie überträfe.

Und wenn gleich danach in dem zusammenfassenden Schlußwort der Stoßseufzer lautbar wird: „Allzu kurz waren die Tage jener tiefen und wahren Lyrik altbuddhistischer Mönche und der ihr verschwisterten Lyrik desselben Zeitalters, deren Untergang für uns einen schwersten Verlust bedeutet“ — so wird man auch hier dem Verfasser zustimmen. Er ist im Recht, wo er Inder mit Indern vergleicht — ließe er nur die Griechen außer dem Spiel!

Nicht übrigens, als ob ein Vergleich dieser beiden großen Kulturvölker an sich vom Uebel wäre. Er kann gewiß auch sehr fruchtbringend sein. — Des öfteren wird in diesem Werk auch die Architektur und Reliefkunst der Inder und der Griechen zum Vergleich herangezogen, um die Ueberladung und Maßlosigkeit der ersteren zu rügen. Es fiel mir dabei ein ähnlicher Vergleich ein, den eine der größten Autoritäten, der englische Architekturhistoriker James Fergusson, zwischen dem Tempel in Hullabeed und dem auf Akropolis anstellt. Nachdem er zuerst entwickelt hat, daß die Inder hier in Bezug auf Verteilung und Gliederung der Massen, in der Kombination von horizontalen und vertikalen Linien und im Spiel von Licht und Schatten dasjenige erreicht haben, was die gothischen Architekten des Mittelalters vergebens anstrebten, sagt er: „Wenige Sachen würden interessanter oder lehrreicher sein als ein Vergleich zwischen dem Hullabeed-Tempel, und Parthenon; sie bilden die beiden entgegengesetzten Pole, das Alpha und das Omega architektonischen Strebens, und zwischen diesen beiden Extremen liegt der ganze Bereich der Kunst. Parthenon ist das beste uns bekannte Beispiel von reiner intellektueller Kraft auf architektonische Produktion angewandt. Jeder Teil und jede Wirkung ist mit mathematischer Genauigkeit berechnet und mit einer sonst unerreichten mechanischen Präzision ausgeführt . . . Der Tempel zu Hullabeed ist das Entgegengesetzte von all diesem. Er ist regelmäßig, aber mit einer berechneten Abwechslung in den Grundzügen des Plans und noch größerer Abwechslung in den Einzelheiten. Alle Säulen in Parthenon sind identisch, während nicht zwei Fazetten in dem indischen Tempel sich gleich sind. Alles was wild im menschlichen Glauben und warm im menschlichen Gefühl ist, findet man auf seinen Mauern abgebildet; aber von reinem Intellekt ist wenig da — weniger als in Parthenon von menschlichem Gefühl. Es würde möglich sein, alle Bauten der Welt zwischen diese Extreme einzureihen, je nachdem sie nach der strengen intellektuellen Reinheit

des einen oder nach der überströmenden, spielenden Phantasie des anderen streben; aber Vollkommenheit — wenn sie existierte — würde ziemlich in der Mitte liegen. . . Für unseren Zweck aber besteht der große Wert des Studiums der indischen Beispiele darin, daß es unsere Basis für architektonische Kritik so ungeheuer erweitert."

Sollte das Studium indischer Literatur nicht einen ähnlichen Vorteil bieten können? Es tut es aber nicht, so lange wir immer bedauern, daß die Arier im Gangestal nicht Hellenen wurden. Sicher ist es, daß ein Fergusson für die indische Literatur noch nicht entstanden ist, und daß er durch das Buch des Prof. Oldenberg — so meisterhaft die Beherrschung des Stoffes und so glänzend die Ausführung auch ist — noch keineswegs überflüssig gemacht worden ist.

Karl Gjellerup.

---

# Politische Korrespondenz.

## Der russisch-japanische Krieg.

Wenn ein großer Krieg die Staatenwelt erschüttert, die Völker innerlich und äußerlich umbildet, die Einen niederwirft und die Andern erhöht und dadurch das Rad der Weltgeschichte in Schwung setzt und forttreibt, so pflegt man von vornherein anzunehmen, daß dieser Krieg unvermeidlich war und eine historische Notwendigkeit darstellt. Aber so ganz sicher ist das denn doch nicht, und auf jeden Fall ist auch das Moment der persönlichen Leidenschaften, des Stolzes und der Selbstliebe der Völker wie der leitenden Staatsmänner, wie endlich auch der einfache Irrtum, also nicht bloß Elemente rein objektiver Kausalität, sondern auch unberechenbare Imponderabilien sind in Betracht zu ziehen. Von dem Krimkrieg z. B. mag man zweifeln, ob er nicht zu vermeiden gewesen wäre, wie er denn ja auch keine dauernden Folgen gehabt hat. Er brach aus, als die Verhandlungen noch nicht in allen Möglichkeiten erschöpft waren, weil Kaiser Nikolaus nicht an den Ernst der Westmächte glaubte, und weil der Prinz-Gemahl und einige Minister in England vom Zaren keine Nachgiebigkeit mehr erwarteten.

So mag man auch von dem heutigen russisch-japanischen Kriege zweifeln, ob er so ganz unvermeidlich war. Zweifeln sage ich — nicht mehr. Denn wenn es wirklich wahr ist, daß die Japaner einen Rasse-Krieg der Gelben gegen die Weißen führen wollen, um selbst Herren von China zu werden und Asien den Asiaten zu erhalten, so wäre freilich der Krieg unvermeidlich gewesen. Wenn aber Japan Staatsmänner hat, die klug genug sind, einzusehen, daß es sich für Japan nur darum handeln kann, ebenbürtig mit den europäischen Mächten zu werden und sich neben ihnen auf einem angemessenen Gebiet und mit unverschlossenen Zukunfts-Möglichkeiten zu behaupten, so ist nicht einzusehen, weshalb es unmöglich gewesen sein sollte, zwischen Rußland und Japan einen für beide annehmbaren Ausgleich zu finden. Denn es ist ganz falsch, was man in deutschen Zeitungen hat lesen können, daß Rußland Korea nicht an Japan habe überlassen **können**, weil es damit die Herrschaft über die Meerenge preisgegeben und sich einen neuen Bosporus-Verschluß habe vorlegen lassen. Das Meer zwischen Japan und Korea ist auch an der engsten Stelle viel

zu breit (8 Meilen), um von den Ufern aus beherrscht zu werden. Verschlossen werden kann es nur durch eine Flotte und für diese genügt es, wenn sie auf dem einen der beiden Ufer ihre Station hat. Korea selber hat für Rußland einen sehr geringen Wert; wenn es Japan überhaupt als ostasiatische Großmacht anerkennen wollte, hätte es ihm hier ohne Schwierigkeit die weitesten Konzessionen machen können. Eine Festsetzung der Japaner auf Korea, ja, sogar die vollständige Annexion Koreas durch Japan hätte für die Russen nicht nur nichts Bedrohliches, sondern sogar den Vorteil gehabt, ihnen zukünftig ein für ihre Landarmee leicht erreichbares Angriffsobjekt zu bieten. Da Rußland die auf die Dauer stärkere Landmacht ist, so wäre sein Vorteil hierbei viel größer als der Vorteil der Japaner, ihre Truppen auf eigenem Gebiet landen lassen zu können.

Weshalb haben nun nicht die Russen, sobald sie bemerkten, daß die Japaner ernstlich an Krieg dachten, ihnen auf Korea alles Wünschenswerte angeboten, statt wie es geschehen ist, zu feilschen und Klauseln und Vorbehalte zu machen?

Es scheint, daß nichts als der russische Hochmut sie dabei geleitet hat. Es ist ja auch möglich, daß Graf Lamsdorf, vielleicht mit Rücksicht auf die verzweifelten inneren Zustände, den Krieg wirklich gewollt und die Verhandlungen nur hingezogen hat, um noch Zeit zu Rüstungen zu gewinnen. Aber recht wahrscheinlich ist das doch nicht; vielmehr entbehrt die entgegengesetzte Version, daß man in Petersburg durch den Kriegsausbruch völlig überrascht gewesen (man darf vielleicht sagen: ebenso überrascht wie auf der Redaktion der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“), bis zum letzten Augenblick nicht an ihn geglaubt und der Zar persönlich ganz außer sich darüber gewesen sei, nicht der inneren Wahrscheinlichkeit. Was aber auch in diesem Punkt das Richtige sei, auf jeden Fall bleibt es ein schwerer Fehler der russischen Diplomatie, daß sie den Japanern nicht mehr entgegengekommen ist. Zwar hat man zugestanden, daß Japan auf Korea ein vorwaltendes Interesse habe, aber ausdrücklich die Benutzung von Punkten der Halbinsel zu strategischen Zwecken ausgeschlossen und „Neutralität“ fast der Hälfte des Landes (nördlich des 39. Breitengrades) gefordert. In den Ohren der Japaner mußte ein solches Angebot wie eine Verhöhnung klingen und es ist deshalb unleugbar, daß die Schuld an dem Kriege jetzt auf Seite der Russen liegt. Auf Korea haben sie den Japanern nur sehr geringe Konzessionen geboten und über die Mandschurei sollte Japan ausdrücklich erklären, daß es außerhalb seiner Interessensphäre liege. So lange aber die Mandschurei noch rechtlich zu China gehört, hat unzweifelhaft jede Macht, die mit China Verträge hat, auch das Recht sich über die Ausführug dieser Verträge in der Mandschurei zu vergewissern, und den Engländern und Amerikanern hat Rußland das Recht auch nicht verweigert. Weshalb also den Japanern? Den Japanern, die doch viel mehr an dem Lande interessiert sind als irgend eine transozeanische Macht, ja denen die Chinesen 1895 den wichtigsten Teil, die Halbinsel Liaotung mit

Port Arthur bereits abgetreten hatten! Auf die Intervention Rußlands, unterstützt durch Frankreich und Deutschland mußte damals Japan „im Interesse der Integrität Chinas“ seine Eroberung wieder herausgeben, um zu sehen, daß bald darauf die Russen sich ihrer bemächtigten. Da soll Japan nicht befugt sein, über die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse in der Mandschurei Fragen zu stellen und Erklärungen zu erbitten? Indem Rußland diesen Grundsatz aufstellte, ohne Japan auch nur eine Gegenkonzession in Aussicht zu stellen, zeigte es, daß es entweder den Krieg wollte oder so von Dünkel verblendet war, daß es nur durch einen Krieg kuriert werden konnte.

Was russische Anschauung noch vor Kurzem über die Bedeutung Japans und das Verhältnis des Zarenreiches zu ihm war, mag ein Artikel aus der „Nowoje Wremja“ vom vorigen Juli lehren.*) Dieses angesehene und besonnene Blatt warnt darin die Japaner, einen Krieg mit Rußland zu provozieren und rät ihnen, sich auf ihre Inseln zu beschränken; sie würden ja dann den Vorteil haben, ihre ungeheuren militärischen Ausgaben zu sparen und sich auf den Unterhalt einer ganz kleinen Landarmee und einer Küstenverteidigungsflotte beschränken zu können. Ein solcher Verzicht würde zum völligen Einvernehmen mit Rußland führen; was aber könne Japan von einem Kriege erwarten, da es trotz des Machtgefühls seiner Bürger Rußland doch nicht gewachsen sei? Die insulare Lage, die seine Defensive gewaltig stärke, werde bei einem Angriffskriege zu einer Quelle der Schwäche, denn selbst in dem zweifelhaften Falle, daß eine japanische Landung am koreanischen oder russischen Ufer gelänge und die Operationen der russischen Flotte paralysiert würden, müßte doch die Lage des japanischen Landungskorps mit jedem Tage unhaltbarer werden, bis es schließlich von den verstärkten russischen Truppen ins Meer geworfen werde. Die Hoffnungen auf England seien trügerisch. Dieses würde entweder strenge Neutralität wahren oder sich auf die Verteidigung Indiens beschränken. Die Schwäche der englischen Landarmee sei während des Burenkrieges offen zu Tage getreten, und mit der Flotte allein könne man Rußland nicht besiegen. „Ein Krieg Japans gegen uns bedeutet seinen Selbstmord, den Schiffbruch aller seiner Hoffnungen, und deshalb sind wir der festen Ueberzeugung, daß die friedliche Strömung in Japan schließlich doch triumphieren wird. An der Macht des russischen Riesen sind die Heeresmassen Napoleons zu Grunde gegangen, und nach dieser Prüfung sind Rußland keine anderen mehr schrecklich. Rußland strebt nach der Wahrung des Friedens, aber nicht aus Furcht vor einem Kriege, sondern aus der Menschenliebe, die auf dem Bewußtsein seiner Kraft beruht. Alle fordern wir auf, gemeinsam mit uns für die Ideale der Wahrheit und der

*) Ich entnehme ihn dem nächstens erscheinenden Schultheßschen „Deutschen Geschichtskalender“ für 1903, dessen Bogen mir schon jetzt von dem derzeitigen Herausgeber, Dr. Roloff, freundlichst zur Verfügung gestellt wurden.

Zivilisation friedlich zu arbeiten, wenn aber jemand nicht denselben Weg wandeln oder ihn uns versperren will, so werden wir deshalb nicht auf einen Augenblick von der Erfüllung unserer historischen Aufgabe ablassen."

Aus dieser Gesinnung des grenzenlosen Selbstbewußtseins und der absoluten Geringschätzung des Gegners erklärt sich wohl am natürlichsten das Verhalten der russischen Diplomatie, das nun dem Zaren ganz gegen seinen persönlichen Wunsch und seine persönliche Neigung einen schweren Krieg eingetragen hat.

Diese Feststellung ist auch deshalb so wichtig, weil die russische Diplomatie es durch dieses Verfahren zu Wege gebracht hat, daß man nun nicht weiß, was Japan eigentlich will. Wäre Graf Lamsdorf den Japanern in anständiger Weise entgegengekommen und sie hätten dennoch den Krieg gemacht — was keineswegs unmöglich erscheint —, so wüßte Europa heute, wie es mit Japan daran ist, und ob ein Rassenkrieg im fernen Orient im Anzuge ist, oder nicht. So wie jetzt der Krieg eingeleitet worden ist, ist es nur Rußland, das Japan durch verächtliche Behandlung provoziert hat und Europa hat deshalb vorläufig keine Veranlassung, sich mit Rußland solidarisch zu fühlen.

Die Japaner haben den Krieg mit Entschlossenheit überraschend angefangen, in einem Augenblick, wo die Russen den Hauptpunkt der Vorbereitung, nämlich die Vereinigung ihrer Flotte noch nicht durchgeführt hatten. Die russischen Kriegsschiffe waren verteilt auf den nördlichen sibirischen Hafen am Ozean, Wladiwostok, Tschemulpo, den Hafen der koreanischen Hauptstadt Söul, und Port Arthur an der Südspitze von Liaotung. Durch einen Angriff auf die Flotte vor Port Arthur mit versammelter Macht, trefflich eingeleitet durch kühne, im nächtlichen Dunkel heranschleichende Torpedos, gewannen die Japaner sofort einen großen Sieg, und die beiden russischen Schiffe im Hafen von Tschemulpo wurden ohne weiteres genommen. Wenn nun auch die russische Hauptflotte im Hafen und unter dem Schutz der Batterien von Port Arthur sofort Deckung gefunden hat, so daß sie vor der Vernichtung bewahrt blieb, so ist doch der Erfolg der Japaner so groß gewesen, daß sie jetzt die unbestrittene Ueberlegenheit zur See haben, während man vorher die beiderseitigen Seestreitkräfte als etwa gleich stark einschätzte, so daß man nicht voraussehen konnte, wer die Oberhand behalten werde. Das russische Selbstbewußtsein wird wohl an der eigenen Ueberlegenheit gar keinen Zweifel gehabt haben. Jetzt sind die Japaner um so mehr die Stärkeren, als auch die beiden ganz neuen, in Italien gekauften großen Schiffe mittlerweile angekommen sind und binnen Kurzem in Aktion treten werden.

Diese See-Entscheidung ist von unabsehbarer Tragweite. Während man vorher nicht wissen konnte, ob überhaupt eine von den beiden Mächten und welche übers Wasser kommen und den Landkrieg eröffnen könne, so haben die Japaner jetzt, gedeckt gegen die russischen Schiffe, sofort begonnen, ihr Landheer nach Korea und zwar nach der Innenseite überzusetzen. Das

japanische Heer ist im Begriff, nördlich von Söul aufzumarschieren, von wo es unmittelbar zum Angriff auf die russische Hauptmacht am Yalu, dem Grenzfluß zwischen Korea und der Mandschurei, vorrücken kann. Eine noch vorteilhaftere und wirksamere Gegend für die Landung wäre die Ostseite der Halbinsel Liaotung selber gewesen, aber hier soll die Küste noch mit Eis bedeckt sein und ein Vorstoß bis hierher, nahe bei Port Arthur selber, wäre auch wohl überkühn gewesen. Die russische Flotte in Port Arthur ist zwar sehr geschwächt, aber doch noch nicht außer Spiel gesetzt, ein entschlossener Ausfall hätte einige russische Kriegsschiffe vielleicht mitten unter die japanische Transportflotte geführt, die dann in ihrer Unbehilflichkeit verloren gewesen wäre. Es ist also wohl verständlich, daß die Japaner eine mittlere Linie gewählt haben und so fern von den Russen gelandet sind, daß die Ausschiffung nicht gestört werden, aber doch auf der Westseite Koreas, so daß sofort der Vormarsch gegen die nahe Grenze angetreten werden kann.

Einige Wochen müssen nun vergehen (von Söul bis zum Yalufluß sind 56 Meilen Luftlinie), bis es zum ersten großen Zusammenstoß auf dem Lande kommen kann, auch wenn die Japaner die weiteren Truppen näher am Yalu, etwa bei Antschu landen. Die Japaner aber verlieren dadurch nichts, denn in ein paar Wochen können die Russen weder wesentliche Verstärkungen heranziehen, noch auch, nachdem ihnen einmal die Seeherrschaft entrissen ist, sonst ihre Situation durchgreifend verbessern. An eine Offensive nach Korea hinein können sie natürlich garnicht denken, da die Japaner dann in ihrem Rücken landen könnten.

Durch Einsetzung eines japanischen Prinzen als Mitregenten des Königs von Korea haben die Insulaner sofort die Gesamt-Regierung dieses Reiches in ihre Hand gebracht.

So außerordentlich günstig nun der Beginn des Krieges sich für die Japaner auch gestaltet hat, so darf man daraus doch noch nicht auf den Ausgang schließen; man kann noch immer zwei ganz entgegengesetzte Perspektiven eröffnen.

Die Japaner sind strebsam, entschlossen und tapfer. Aber sie sind leichtsinnig, unpünktlich und ihre Verwaltung vielleicht nicht unbedingt zuverlässig. Es ist danach nicht ausgeschlossen, daß, so vortrefflich der Krieg eingeleitet ist, die Kraft doch bald erlahmt; es kann sein, daß sich nach einiger Zeit herausstellt, daß Schiffe nicht genügend Kohlen haben, daß die Munitionsvorräte erschöpft sind, daß die Lebensmittel für die gelandete Armee oder die Transportmittel für die Zuführung nicht ausreichen. Ein großer kombinierter See- und Landkrieg verlangt unermeßliche Vorbereitungen auch im Kleinen. Der große Vorstoß Bourbakis gegen Werder bei Belfort im Jahre 1871 scheiterte zum Teil daran, daß die Gambettasche Armeeverwaltung zwei ganze Kleinigkeiten nicht vorbedacht hatte, nämlich Rampen, um die Pferde aus den Eisenbahnwagen zu bringen und Eisstollen für die Pferde der Proviantkolonnen, die nun auf den glatt-

gefrorenen Chausseen nicht vorwärts konnten. Alle improvisierten Heere pflegen an solchen Mängeln nicht weniger als durch den Mangel an Disziplin zugrunde zu gehen. Ob und wie weit die Japaner dieser administrativen Seite ihres Kriegsunternehmens gewachsen sind, kann man nicht wissen, ehe nicht die Probe gemacht ist. Sie wird auf die Dauer um so schwerer sein, da die Geldmittel Japans überaus knapp sind. Die englische Armeeverwaltung hat ja ihre Mängel im Burenkriege wesentlich deshalb überwinden können, weil schließlich der Vorrat an Mitteln so sehr groß war und es auf ein paar hundert Millionen nicht ankam. Auch die Griechen haben ihrer Zeit, im Jahre 1897, den Krieg gegen die Türken schneidig und mit einer sehr guten strategischen Idee angefangen; es fehlte ihnen nicht an persönlicher Tapferkeit, und der patriotische Aufschwung war gewaltig, trotzdem kam der Angriff bald ins Stocken und brach endlich kläglich zusammen, weil die administrative Vorbereitung gefehlt hatte und die materiellen Mittel für die Kriegführung, sogar die Munition für die Schiffsgeschütze nicht vorhanden war und nicht beschafft wurde.

Sollte nun aber diese Friedensvorbereitung für den Krieg bei den Japanern vorhanden sein, so zeigt sich sofort ein ganz anderes Bild. Die Russen haben im fernen Orient nach den allerhöchsten Berechnungen 185 000 Mann, außer den Bahnschutztruppen, zur Verfügung, die aber auf weitauseinanderliegende Punkte verteilt sind. Manche berechnen ihre Stärke noch sehr viel geringer. Sie können sicherlich nicht mehr als höchstens 125 000, wahrscheinlich nicht 100 000 Mann auf einem Fleck zur Schlacht vereinigen. Die Japaner haben eine Feldarmee von 370 000 Mann (dazu 100 000 Mann Landwehr, 160 000 Mann Rekrutenreserve), sie können also auf irgend einem Punkt des Festlandes, sagen wir am Yalufluß, 200 000 bis 250 000 Mann ohne Schwierigkeit in den Kampf führen. Ihre Transportmittel reichen dafür aus, da es sich ja nur um eine Fahrt von zwei Tagen handelt: ihre Handelsflotte wird auf 600 000 Tonnen berechnet, während die Engländer für den ungeheuren Weg nach Südafrika im Maximum nicht mehr als das Doppelte, 1 200 000 Tonnen, in Bewegung gesetzt haben. Zu bemerken ist noch, daß die japanische Armee im Verhältnis zur Einwohnerzahl nur sehr klein ist; Japan hat heute über 44 Millionen Einwohner, 6 Millionen mehr als Deutschland im Jahre 1870. 250 000 Mann zwei Tagereisen über See aufzustellen und Krieg führen zu lassen, ist für ein so großes Volk also nach modernen Begriffen noch gar keine erhebliche Leistung.

Stellen die Russen sich, sei es am Yalufluß, sei es anderswo einer doppelten Ueberlegenheit im freien Felde, so können sie einer Niederlage schwer entgehen. Selbst eine befestigte Stellung, wie sie sie jetzt am Yalufluß einrichten sollen, würde ihnen wenig helfen, da die Japaner sie mit ihrer großen Ueberlegenheit sowohl zu Land, wie auch zur See mit Hilfe ihrer Flotte umgehen können. Sollte es wahr sein, daß die Japaner auch auf der Ostseite von Korea, bei Wönsan (Gensan), ein Korps gelandet

haben, so würde das heißen (vorausgesetzt, daß über das Gebirge ein genügend praktikabler Weg führt), daß sie von vornherein eine strategische Offensive aus zwei Fronten, nach der Terminologie des General v. Schlichting, beabsichtigen: das Korps von Wönsan würde bestimmt sein, die russische Stellung am Yalu in der linken Flanke anzugreifen, während das Korps von Söul es in der Front packt. Ziehen sich die Russen, um das zu vermeiden, von vornherein weiter ins Land zurück, so entziehen sie dadurch ihre Armee allerdings vorläufig einer Niederlage und es wird den Japanern nicht leicht sein, ihnen zu folgen, aber sie gewinnen dann ohne Kampf die gesamten Küstenplätze und können sofort Port Arthur auch von der Landseite einschließen und belagern.

Bringt der russische Stolz ein kampfloses Zurückweichen nicht übers Herz und verlieren die Russen die Schlacht, so haben sie endgültig und alles verloren. Die Japaner würden die Seeplätze, namentlich Port Arthur, belagern und nehmen und mit ihnen auch die ganze Flotte der Russen, soweit diese sie nicht selber vernichten, in die Hand bekommen. Denn so ungeheuer die Kriegsmacht der Russen in Europa ist, nach dem fernen Osten kann sie immer nur tropfenweise geschafft werden; im Laufe eines halben und ganzen Jahres können solche Tropfen zur Masse werden, wenn sie in einem Sammelbecken aufgefangen werden, das heißt, wenn am Endpunkt noch eine Armee existiert, die sich gegen die Japaner behauptet und an die sie sich anschließen können. Wenn aber die ganze augenblicklich vorhandene Aufstellung der Russen auf dem Kriegsschauplatz einmal vernichtet ist, so können die Nachschübe den Krieg nicht wieder aufnehmen. Man müßte sich dann schon vorstellen, daß die Russen an der Grenze Sibiriens und der Mandschurei eine große Armee sammeln und von dort aus, entlang der Bahn, gegen die Japaner vorgehen. Ob das möglich ist, bleibe dahingestellt, daß aber die Russen in dem jetzigen Stadium des Krieges sich nicht mehr wesentlich verstärken können, ist wohl kaum zweifelhaft.

Ein Schnellzug von Moskau zum Stillen Ozean gebraucht 17 Tage: ein Militärzug vier bis fünf Wochen. Das ist aber nicht so zu verstehen, als ob nun große Truppenteile in dieser Zeit hintransportiert werden könnten; weder die Menschen, dicht neben einandersitzend, noch die Pferde könnten es ertragen, so lange in den Waggons zu bleiben, wenigstens alle zwei Tage muß man sie herausnehmen und ihnen eine längere Ruhe gönnen. Ein Militär-Transport, auch noch so bequem eingerichtet, ist keine Fahrt im Salonwagen mit Schlafkoupee. Kavallerie auf den Kriegsschauplatz zu bringen, dauert wenigstens ein Vierteljahr; man kann nur dadurch eine kontinuierliche Bewegung erreichen, daß immer an der Stelle, wo ein Truppenteil ausgeladen wird, schon ein entsprechender ausgeruht bereit steht, sich einzuschiffen und die Fahrt fortzusetzen. Auch auf diese Art aber ist die Leistungsfähigkeit sehr beschränkt. Zu beschleunigtem Massen-Transport gehört ein Eisenbahnmaterial, welches der Zar nicht

besitzt. Der Zug, der von Moskau abgelassen wird, wird vor einem Vierteljahr kaum wieder in Moskau zurück sein und bereit stehn, einen zweiten Transport wegzuführen. Rußland kann nicht auf viele Monate seinen ganzen inneren Verkehr suspendieren und alle Lokomotiven und Wagen auf die sibirische Bahn schicken. Eine Unterbrechung aller Handelsbewegung ist wohl auf einige Tage möglich, wie bei unserer Mobilmachung 1870, aber nicht auf Monate und selbst wenn das unter ungeheuren wirtschaftlichen Schädigungen bis auf einen gewissen Grad möglich wäre, die sibirische Bahn ist nicht so gebaut, hat nicht so viele, so lange Ausweichestellen, um einen solchen Verkehr zu ertragen. Halbwegs muß auch noch der Baikal-See jetzt noch auf dem Eise, später auf Fähren überschritten werden, und die Fähren können nur ein bestimmtes Maß leisten. Zuerst aber kommen jetzt die Bedürfnisse der bereits kämpfenden Truppen, und diese Bedürfnisse an Munition, Lebensmitteln, Pferden, Ausrüstungsgegenständen, Lazarett-Erfordernissen, vielleicht sogar Kohlen, sind ungeheuer.

Dabei ziehen wir noch nicht einmal die Möglichkeit längerer Unterbrechungen der Bahn in Betracht, die die Japaner durch Emissäre und gute Bezahlung von Chunusen und anderen Anwohnern der Linie unschwer ins Werk setzen können.

Fast leichter als zu Lande scheint es noch zu sein, auf dem Seeweg Hilfe zu schaffen. Von der Ostseeflotte sind noch viele Schiffe, darunter zehn Linienschiffe verfügbar. Aber es sind meistens Schiffe älterer Konstruktion, die man wohl ungern aussenden wird, selbst wenn man sich entschlösse, die Ostsee völlig zu entblößen. Die russische Flotte hat nach der Nassowschen Tabelle, die auch die Qualität in Betracht zieht, eine Stärke von rund 360 Gefechtskräften, die japanische 190. Da man annahm, daß die russische Flotte auf dem Kriegsschauplatz der japanischen vielleicht gewachsen sein würde, so muß sie wohl nicht viel weniger als die Hälfte ihrer Gefechtskräfte dort haben, wenigstens ein Drittel. Ungefähr ein Viertel (dabei 8 Linienschiffe) aber ist im Schwarzen Meer und darf bekanntlich die Meerenge nicht passieren. Es rächt sich hier, daß Rußland sich auf zwei große politische Ziele gleichzeitig gerüstet hat, die Schiffe im Schwarzen Meer sind ihm nun ganz nutzlos; hätte es sie in der Ostsee, so könnte es ein Geschwader ausschicken, dem die Japaner nicht gewachsen wären. Zwar ist das Ausschicken jetzt, nachdem der Krieg ausgebrochen, sehr erschwert, da den Kriegführenden in den neutralen Häfen nur bemessene Kohlen geliefert werden und den russischen Schiffen in den englischen Häfen vielleicht gar keine. Die russische Flotte müßte also sich von eigenen Kohlenschiffen begleiten lassen und unterwegs auf offener See, bei stillem Wetter oder in irgend einer Bucht Kohlen übernehmen; das erfordert Vorbereitungen, kostet Zeit und ist Zufällen ausgesetzt, aber nicht ganz unmöglich. Vielleicht bringen die Russen von ihrer Ostseeflotte so viel Schiffe in Bewegung, daß sie sich schließlich an die Japaner herantrauen können.

Sollte diese Operation durchführbar sein, so sieht man, wie sofort wieder das Kriegsbild in das Gegenteil umschlägt. Wenn etwa eine solche russische Flotte im Gelben Meer erscheint, ehe Port Arthur gefallen ist, die dort blockierten Schiffe befreit und sich mit ihnen vereinigt, so haben die Russen die Seeherrschaft, und wenn vorher ihre Landarmee verloren schien, scheint es nunmehr fraglich, wie sich die japanische, besonders wenn die russische sich noch leidlich unversehrt gehalten hat, auf die Dauer ohne Verbindung mit ihrem Lande sollte behaupten können.

Wir stehen vor einer weltgeschichtlichen Krisis, deren Ausgang schlechthin unberechenbar ist, wo nichts anderes als der Erfolg lehren kann, was für Kräfte eigentlich miteinander kämpfen.

Je länger der Krieg dauert, desto wichtiger wird die Frage, wie die beiden Staaten ihn wirtschaftlich und finanziell aushalten können. Japan ist überaus arm, Rußland bei weitem potenter. Aber das ist noch nicht entscheidend. Japan mag seine geringen Kräfte vielleicht zum äußersten anspannen, und das englische Kapital, angefeuert durch die militärischen Erfolge der guten Freunde, mag ihm zu Hilfe kommen. Rußland weist hin auf seinen mächtigen Goldvorrat; es hat all seine Banknoten (630 Mill. Rubel) nicht nur gedeckt, sondern (vor Ausbruch dieser Wirren) noch 420 Millionen Rubel Ueberdeckung, dazu bedeutende Kassenbestände. Dieser Goldschatz ist es ja, durch den sich das vor fünfundzwanzig Jahren noch ganz unsicher erscheinende Rußland in den Augen der europäischen Geldgeber wieder kreditwürdig gemacht und sogar eine Konversion auf vier Prozent hat durchführen können. Die Leser der „Preußischen Jahrbücher" wissen, mit welch schwerem Geschütz von Zahlen und Tatsachen unser Mitarbeiter Dr. Rohrbach diese Position bombardiert hat, ohne daß irgend eine Widerlegung erfolgt, kaum versucht wäre. Der Goldschatz ist geliehenes Geld und der Zinsverlust wurde ertragen, weil der durch die Blendung gewonnene Kredit viel wertvoller war. Dem Goldschatz gegenüber steht die Tatsache, daß Rußland Jahr für Jahr nicht weniger als 300 Millionen Rubel (600 bis 700 Millionen Mark) Zahlungen ans Ausland zu machen hat, Zinsen der Staatsanleihen, der Stadtanleihen, der Pfandbriefe, Dividenden der Industriegesellschaften, Reisen der Russen im Ausland, Regierungskäufe, z. B. Kriegsschiffe rc. (Preuß. Jahrb. Bd. 111 S. 572). Diese Zahlungen müssen beglichen werden durch einen ungeheueren Export von Waren, wesentlich Agrarprodukten. In günstigen Jahren, wo eine sehr gute Ernte in Rußland und geringer Import zusammentreffen, wie gerade in den beiden letzten Jahren, ist in der Tat der Ausgleich so ziemlich erfolgt. Solche Jahre aber sind sehr selten; es hat schon Jahre gegeben, wo überhaupt kein Ueberschuß des Exports stattfand, wo also die ganze ungeheuere Schuldsumme in barem Golde bezahlt werden mußte. Nur indem man gleichzeitig in West-Europa Anleihen aufnahm, brachte man das Gold wieder zurück.

Hier ist also zwischen Rußland und Japan ein ungeheurer Unter-

schied. Welches Volk im Durchschnitt wohlhabender ist, mag dahingestellt bleiben. aber Rußland hat die riesige auswärtige Verschuldung, die bei Japan gering ist; Rußland hat nicht nur die Kriegskosten, sondern auch die Auslandszinsen zu zahlen; wie lange wird es das aushalten? Es braucht nicht sofort eine Anleihe, weil es ja seinen Kriegsschatz von einer ganzen Milliarde Mark hat, aber so groß dieser Kriegsschatz auch ist, nach einigen Monaten wird man doch auf den Boden des Beutels sehen. Was im Inlande an russischen Anleihen untergebracht ist, ist zum nicht geringen Teil bei den Sparkassen placiert (700 Millionen Rubel) und schon wird berichtet, daß die Einleger die Kassen bestürmen und ihr Geld zurückhaben wollen. Der gewöhnliche Export wird durch den Krieg mannigfach gestört und unterbunden, der Import aber durch viele Kriegsbedürfnisse gesteigert werden. Reißend schnell wird das Gold des Kriegsschatzes nicht nur den Kassen entströmen, sondern auch über die Grenze fließen. Der Augenblick, wo auf Gold Agio gezahlt wird, und Rußland in die Papierwährung zurücksinkt, ist vielleicht nicht fern. Mit Ausgabe von Papiergeld mag man sich im Inneren halten; der Krimkrieg ist geführt worden, indem man für 403 Millionen Rubel (der Rubel galt damals nominell noch über drei Mark) Banknoten ausgab, aber wenn nun die Steuern in Papier einfließen, wie lange wird Rußland imstande sein, seine auswärtigen Zinsen in Gold zu bezahlen? Besitz an ausländischen Obligationen, wie in England, Frankreich, Deutschland, den man in solcher Lage abstoßen könnte, existiert in Rußland nicht. Japan kann schließlich seine Zinszahlungen suspendieren und seinen Krieg eine Zeitlang mit Papiergeld führen, ohne dadurch unheilbar geschädigt zu werden, Rußland aber, wenn es seine Zinszahlung suspendiert, stürzt damit die Fundamente seiner Großmachtstellung. Aus dem Innern durch neue Steuern oder Anleihen wesentliche Mittel zu gewinnen, scheint aussichtslos, wenn man sich an jenes von Herrn von Struve veröffentlichte Reichsratsprotokoll vom 12. Januar 1903 erinnert, in dem es heißt: (Preuß. Jahrb. Bd. 113, S. 155) „Der Finanzminister muß vor der allgemeinen Versammlung des Reichsrats zugeben, daß die Belastung der Bevölkerung durch direkte und indirekte Steuern gegenwärtig die äußerste Grenze ihrer Intensität erreicht habe. Eine weitere Belastung der Steuerkräfte würde eine Maßregel bedeuten, die nicht nur zwecklos, sondern bei der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage des Landes sogar überhaupt kaum zulässig ist."

Welche internationalen Folgen würde es nun haben, wenn Rußland Japan wirklich, sei es militärisch, sei es finanziell, völlig erliegen sollte? Für Rußland selbst, das muß zu allererst ausgesprochen werden, wäre es vielleicht ein Glück in dem Sinne, wie es für Preußen ein Glück war, daß ihm Napoleon im Frieden von Tilsit die polnischen Provinzen vom Leibe schnitt. Rußland hat seinerzeit Ostasien in Angriff genommen und die sibirische Bahn gebaut, als es sich klar machte, daß der Fortsetzung

seiner traditionellen Balkanpolitik Hindernisse im Wege lägen, die auf absehbare Zeit nicht zu überwinden wären; ohne diese Politik vollständig aufzugeben, suchte man doch nach einem anderen Objekt, um den nationalen Ehrgeiz zu befriedigen und ihn von seinen inneren Kultur- und Freiheitsforderungen abzulenken. Welch ein unermeßliches Gebiet der Tätigkeit schien sich hier am Stillen Ozean zu eröffnen! Man phantasierte von einer inneren Verwandtschaft des chinesischen und russischen Geistes, weil in beiden Völkern der wahre Autoritätssinn lebe, und träumte von einer zukünftigen Herrschaft über ganz Asien. Aber es hat sich gezeigt, daß man dabei die russischen Volkskräfte überspannt hat. Das Neurußland am Amur ließ sich mit Altrußland nicht zu einer wirtschaftlichen Einheit zusammenschmelzen; der Faden der sibirischen Eisenbahn war viel zu lang und zu dünn; die Frachtsätze zur See von Hamburg blieben immer viel kleiner als die Frachtsätze der Bahn, man mochte den Tarif noch so niedrig fixieren. Die „Kreuzzeitung" hat hierüber einen höchst instruktiven Artikel gebracht. Die russische Industrie, schon an sich unfähig mit der westeuropäischen zu konkurrieren, kann es am allerwenigsten am Gelben Meer. Die sibirische Bahn, die zwei Milliarden Mark gekostet hat, ist fast ausschließlich Militärbahn geblieben. Ich halte nicht für unmöglich, daß der russische Finanzminister zuweilen im stillen Kämmerlein geseufzt hat: wenn uns doch die Amerikaner, wie sie uns einst Alaska abgekauft haben, auch ganz Ostsibirien gegen Erstattung der Selbstkosten abnehmen wollten!

Zwischen dem Schwarzen und dem Gelben Meer liegt ja auch noch ein drittes, zu dem die Russen hinstreben und das sie viel eher ihrem Gesamtkörper einverleiben könnten: das Persische. Wie anders könnten sie sich in dieser Richtung vorschieben, wenn sie nicht dort im fernen Osten sich selber die schwache, angreifbare Stelle geschaffen hätten!

Wäre vom russischen Standpunkt also die Loslösung von Ostasien vielleicht eher eine Stärkung als eine Schwächung, so wäre sie vom deutschen Standpunkt ganz gewiß nicht wünschenswert. Haben die Japaner erst die Russen hinausgeworfen, so liegt der Gedanke nahe, daß sie mit uns nicht viel Federlesen machen würden und wir in die Lage kommen könnten, Kiautschau auf einen bloßen Wink räumen zu müssen, wie einst Napoleon III. Mexiko. Wir können also durchaus nicht wollen, daß Rußland vollkommen unterliegt, denn wir behaupten uns unsererseits im fernen Osten bisher dadurch, daß dort eine ganze Anzahl von Mächten in einer Art Gleichgewicht stehen, in dem wir vermöge unserer europäischen Großmachtstellung ein Wort mitzusprechen haben. Daß Rußland dabei sei, ist für uns nützlich, und aus diesem Grunde hat Deutschland auch nicht gezögert, ihm im Jahre 1895 beizustehen und ihm Port Arthur zu verschaffen.

Nehmen die Russen schließlich die Demütigung auf sich und weichen aus Ostasien, so müßten wir uns darauf stützen, daß schließlich auch die Engländer ein Interesse daran haben, die Japaner nicht völlig zu Herren des Ostens werden zu lassen, und es ist möglich, daß diese Erwägung schon

während des jetzigen Krieges sich geltend macht, dann nämlich, wenn die Japaner unbesonnen genug sein sollten, die Chinesen zum Kampf aufzurufen. Das wäre dann die Wiederbelebung der nativistischen Boxer-Bewegung, der Kampf der Gelben gegen die Weißen, der selbst die Engländer zwingen würde, für ihre Rivalen, die Russen, einzutreten. Denn eine russische Mandschurei ist für England immer noch leichter erträglich als ein von Japan beherrschtes China.

Auch wenn Japan vorsichtig genug ist, jedes prinzipiell fremdenfeindliche Moment fernzuhalten und nur für sich Korea und die Mandschurei zu erwerben, so würde es sich mit seinen schwachen wirtschaftlichen Kräften eine Aufgabe aufgeladen haben, von der es noch sehr fraglich sein dürfte, ob es ihr gewachsen ist. Es würde dabei wohl bald in solche Schwierigkeiten geraten, daß wir auch unter diesen Gesichtspunkt eine direkte Feindseligkeit gegen uns sobald nicht zu besorgen haben brauchten. So unerfreulich und gefährlich sich unsere Lage durch den Verlauf dieses Krieges gestalten kann, die Zukunft hat so viele Möglichkeiten, daß wir vorläufig ruhig abwarten können.

Am vorteilhaftesten für Deutschland wäre es, wenn, nachdem Rußland und Japan sich gegenseitig als tüchtige Gegner kennen gelernt und vor einander in längerem Ringen Respekt bekommen haben, Rußland die Mandschurei behielte, Japan aber Korea vollständig und definitiv übereignet bekäme.

Ein Leser und Mitarbeiter der „Preußischen Jahrbücher" hat mir jüngst geschrieben, er wundere sich, daß auch ich von der Kleinheit Deutschlands in der Weltpolitik spreche. Die wahre Weltpolitik sei doch die europäische: hier, in Europa fielen zuletzt die großen Entscheidungen, hier sei die wahre Macht und hier spiele Deutschland wahrlich keine kleine Rolle. Die Kolonien seien überhaupt nur Beschäftigung für die Völker, weil und so lange sie die Herausforderung der großen Entscheidungen scheuten und zwischendurch etwas zu tun haben müßten. Deutschland in besonderem habe ja so gut wie wertlose Kolonien, an denen die deutsche Ehre jeden Augenblick engagiert werden könne. Viel besser sei es doch, die Kräfte aufzusparen, bis einmal ein wirklich großes Objekt für die nationale Macht sich darbiete. Das sei die wahre Weltpolitik.

Der Fehler in dieser Betrachung ist die Unterschätzung der Kolonialpolitik. Freilich ist es richtig, daß das Zentrum der wahren Weltpolitik immer Europa ist und bleiben wird. Aber die Kolonialpolitik ist durchaus nicht blos pour passer le temps, sondern von je auch eines der größten Objekte der europäischen Politik gewesen und wird es immer bleiben. Bis vor 150 Jahren war es noch zweifelhaft, ob Nordamerika ein englisch oder französisch sprechender, ein protestantischer oder katholischer Weltteil werden würde. Erst im siebenjährigen Kriege ist das endgültig entschieden worden, nicht am wenigsten auf dem Schlachtfelde von Roßbach. Damals war es auch noch zweifelhaft, ob Indien englisch oder französisch werden würde.

Wie die Entscheidung gefallen ist, ist weltgeschichtlich sehr viel bedeutender, als etwa der Kampf zwischen Frankreich und Deutschland um den Besitz des Elsaß. Große Völker sind notwendig auch große Kolonisatoren, und so geringwertig die heutigen Kolonien Deutschlands sind, sie sind notwendig und jedes Opfers wert, um uns erst einmal überhaupt auf diese Bahnen zu führen und uns in den Kreis der Konkurrenten eintreten zu lassen. Die Rolle, die wir dabei spielen, ist bisher sehr gering, und es ist eine Selbsttäuschung, zu glauben, daß unsere gewaltige Aufstellung im Herzen Europas uns ganz von selber auch die große Position in der Weltpolitik gebe. Das sehen wir ja jetzt in Ostasien: ob Rußland dort unterliegt oder siegt, ist auch für uns von fundamentaler Bedeutung. Ob wir aber in Kiautschau bleiben oder nicht, ist für die Welt fast gleichgültig. Angenommen, wir hätten jetzt den Wunsch, Rußland zu helfen, wir könnten es nicht: England brauchte nur die Hand zu erheben, um uns zurückzuscheuchen. Umgekehrt aber, wenn wir in Asien oder Afrika in Verlegenheit kämen und Rußland wollte uns helfen, so würde es das auch können. Rußland, an sich gewiß nicht stärker als Deutschland, ist eben eine Weltmacht, die an hundert Stellen auftreten kann, Deutschland ist das noch nicht. Der Satz des Fürsten Bismarck, Deutschland werde seine Kolonien vor den Toren von Metz verteidigen, ist nur eine halbe Wahrheit. Rußland ist trotz seiner inneren Schwäche eine Weltmacht durch seine Ausdehnung; wir können es nur werden durch eine wirklich starke Flotte, die wir immer noch nicht haben und deren Bau viel zu langsam geht. Vielleicht werden die Ereignisse der nächsten Monate in Deutschland eine Stimmung erzeugen, die es ermöglicht, noch einmal einen Anlauf zu machen und zu beschließen, daß die Ersatzbauten für die veralteten Schiffe, die immer noch mitzählen, sofort in Angriff genommen werden. Es ist ja nicht abzusehen, welche Verwickelungen, Neuverteilungen und Kompensationen diese ostasiatische Krisis in den nächsten Jahren noch alle im Gefolge haben wird, wo wir dabei sein müssen, wenn wir nicht die Welt englisch werden lassen wollen.

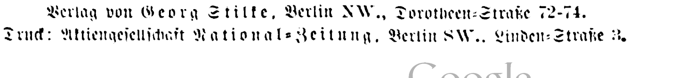
Unsere imponierende Landmacht ist nur deshalb, und deshalb freilich im höchsten Sinne auch für die Kolonialpolitik und Weltpolitik entscheidend, weil die Furcht vor ihr in diesem Augenblick ein englisch-französisches Bündnis verhindert. England hat ja im letzten Jahr ganz auffällig und nicht ohne Erfolg Frankreich umschmeichelt; die Franzosen sind bereits ein Stück von Rußland abgerückt. Der Höhepunkt englischer Politik wäre es, jetzt mit Frankreich vereint über Deutschland herfallen zu können, um es für alle Zeit aus der Reihe der Welt-, Handels- und Kolonialmächte zu entfernen. Zwar ist Frankreich heute noch eine viel größere See- und Kolonialmacht als Deutschland, aber es hat doch auf diesem Gebiet keine große Zukunft, weil ihm der Menschenzuwachs fehlt, das Material, die politisch eroberten Gebiete auch national zu französieren. Der wahre Zukunftskonkurrent Englands industriell, kommerziell und

kolonial ist deshalb, wie man dort auch ganz genau weiß, das Deutsche Reich mit seinem jährlichen Zuwachs von fast einer Million Jung-Deutschland. Noch scheint es für England Zeit, den zukünftigen Riesen in der Wiege zu erwürgen. Aber ohne die Franzosen ist das sehr gefährlich, denn wenn sie nicht auf Englands Seite stehen, könnten sie sich durch die Russen auf die Gegenseite ziehen lassen, und den Krieg gegen das Kontinental-Bündnis wagt man in England doch nicht zu provozieren. Die Franzosen zu haben, darauf käme alles an, die Franzosen aber werden nicht zu haben sein, weil es doch gar zu sehr vor Augen liegt, daß sie es sein würden, die die Last und Gefahr eines Krieges gegen Deutschland zu tragen und dabei nur für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen hätten. Vorläufig halten die Franzosen noch zu Rußland.

Wenn der asiatische Krieg einen so ungeheuren Eindruck in Europa gemacht und eine allgemeine Depression hervorgerufen hat, so ist das neben dem Kriege selbst und den allgemeinen Möglichkeiten neuer Kombinationen, die sich daran knüpfen, ganz besonders die Besorgnis vor der unmittelbaren Rückwirkung der Ereignisse des fernen Orients auf den nahen Orient. Rußland und Oesterreich gemeinsam, unterstützt durch die andern Kontinentalmächte, haben im letzten Jahr den Ausbruch eines neuen großen Brandes auf der Balkan-Halbinsel hintangehalten; Roloff giebt im Schultheßschen Geschichtskalender einen vortrefflichen präzisen Ueberblick über die Elemente, sozusagen den Konfliktsstoff und den Gang der Entwicklung im letzten Jahr. Der Krebsschaden liegt in der Verderbtheit der Bureaukratie und der Finanznot der Pforte. Die mazedonische Bevölkerung ist der Willkür der Steuerbeamten und der Gendarmerie preisgegeben; schlecht bezahlt erpressen diese das Notwendige für ihren Unterhalt von der Bevölkerung. Das Radikalmittel, Macedonien von der Pforte loszureißen und einen neuen selbständigen Balkanstaat mit besserer Verwaltung zu schaffen, ist unanwendbar, weil ein solcher Staat in den zahlreichen Mohammedanern stets ein revolutionäres Element bergen würde, und weil überdies die serbischen, bulgarischen und griechischen Christen einstweilen einander in bitterem Haß gegenüberstehen. Jede Nationalität möchte in einem solchen Staat die herrschende Rolle spielen und jede zieht die Fortdauer der Türkenherrschaft vor, ehe sie einer andern den Vorrang gönnt. Auch eine Teilung nach den Nationalitäten ist bei dem Durcheinanderwohnen ausgeschlossen. Es bleibt daher nichts übrig, als lokale Reformen unter Wahrung des türkischen Besitzstandes durchzusetzen. Durch Einsetzung eines von der Pforte halb unabhängigen Gouverneurs mit europäischen Offizieren und Beamten und unter österreichisch-russischer Kontrolle soll das erreicht werden. Das ist sehr schwer, da die Beteiligten selber sich samt und sonders widersetzen. Der Sultan will seine Souveränität nicht geschmälert sehen; die mohammedanischen Albanesen wollen die Gleichberechtigung der Ungläubigen nicht zugestehen und kämpfen mit den Waffen in der Hand gegen jede Reform; die Bulgaren aber wollen

die Reform nicht, weil sie die türkische Herrschaft überhaupt stürzen wollen und deshalb türkische Greuel lieber sehen und sogar provozieren, als türkische Wohltaten. Die Autorität des Zaren vereinigt mit der österreichischen hätte wohl alle diese Widerstände allmählich überwunden, wenn nicht der asiatische Krieg jetzt die Vorstellung erweckte, daß die russische Macht gelähmt sei. Militärisch ist das durchaus unrichtig; was Rußland in der Mandschurei gebraucht, sind höchstens 300 000 bis 350 000 Mann, der bloße Friedensstand seiner Armee aber ist über 1 300 000, viel mehr als Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammengenommen. Da sind also 300 000 Mann mobile Truppen leicht zu entbehren und würden für einen europäischen Krieg Rußlands wenig ins Gewicht fallen. Aber die finanzielle Frage ist es wieder, die ihr gespenstisches Haupt erhebt und in der Tat die russische Aktionsfähigkeit auf der Balkanhalbinsel zur Zeit einigermaßen lähmt. Sollte Rußland zwei Kriege zugleich bezahlen können? Der Erfog ist, daß der Sultan wieder zögert, die Reformen wirklich durchzuführen, und die Bulgaren sich ermutigt fühlen, von neuem an eine Schilderhebung zu denken. Die türkische Armee in Macedonien soll durch den langen Kampf gegen die Banden und schlechte Versorgung sehr demoralisiert sein, während die bulgarische in gutem Stande ist; kommt es hier zum Kampf, so weiß man nicht, ob es gelingt, ihn zu lokalisieren, ob nicht die Griechen sich einmischen, ob schließlich nicht die Oesterreicher einrücken und auf diesem Wege neue starke und gefährliche Spannungen durch ganz Europa hin entstehen. Es ist doch höchst merkwürdig, daß ein russisch-japanischer Krieg sofort die Wirkung gehabt hat, daß Mächte wie Schweden und Spanien Vorsichtsmaßregeln treffen. England hat gewiß vorläufig keine Veranlassung zu helfen, damit wieder Beruhigung eintrete, denn alle diese Bewegungen drücken zunächst auf Rußland und schwächen es in der Durchführung seines Kampfes gegen Japan. Aber von beunruhigenden Bewegungen bis zu einer wirklichen allgemeinen Weltkrisis ist glücklicherweise doch noch immer recht weit. Man darf nicht vergessen, daß über allen Spannungen und Gegensätzen, noch auch sogar zwischen Rußland und England Gemeinsamkeitsbande existieren, die sich vielleicht schon recht bald als sehr stark erweisen möchten; das stärkste ist gerade in Ostasien, daß auch England nicht wünschen kann, eine elementare nativistische Bewegung in China ausbrechen zu sehen. Sobald diese Wolke am Horizont heraufzieht, dürfte auch in England der Wunsch, die Welt wieder zu beruhigen, die Oberhand behalten, und auf dieser Brücke würden wir dann, ohne daß die wilden Wasser des Weltkrieges alles überfluten, wieder auf das feste Land einer längeren Friedenszeit gelangen. Man darf es wenigstens nicht aufgeben, diese Hoffnung zu hegen, muß aber auch auf das Gegenteil rüsten.

20. 2. 04. D.


Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Straße 72-74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW., Linden-Straße 3.

## Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

**Petersilie, Erich.** — Die landwirtschaftlichen Hauptbetriebe in Preussen in den Jahren 1882 und 1895 nach Anzahl, Anbaufläche und Grössenklassen. Mit einer graphischen Darstellung. 286 S. Berlin. Kgl. preuss. Stat. Bureau.

**Scheffer-Boichorst, Paul.** — Gesammelte Schriften. Erster Band, Kirchengeschichtliche Forschungen. (Historische Studien, Heft XLII.) Berlin. E. Ebering.

**Simmel, Georg.** — Kant. 16 Vorlesungen gehalten an der Berliner Universität. Preis M. 3.—. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Süddeutsche Monatshefte.** I. Jahrgang, Heft 2. M. 1.50. München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte, G. m. b. H.

**Statistisches Jahrbuch** für den preussischen Staat 1903. Herausgegeben vom Königl. Statistischen Bureau, Berlin.

**Stutz, Dr. Ulrich.** — Kirchenrechtliche Abhandlungen. 9. Heft. M. 6.—. Stuttgart, Ferdinand Enke.

**Tolstoi, Leo N.** — Kritik der dogmatischen Theologie. Uebersetzt von Carl Ritter. Band I. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Leipzig, Eugen Diederichs.

**Vierteljahrshefte** für Truppenführung und Heereskunde 1904. 1. Heft. Jährlicher Bezugspreis M. 15.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

**Vierteljahrschrift** für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. St. Bauer in Basel, Prof. Dr. G. von Below in Tübingen, Dr. L. M. Hartmann in Wien. II. Band. 1. Heft. Preis für den Band (4 Hefte) M. 20.—. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

**Weber, Dr. Heinrich.** — Hamann und Kant. Brosch. M. 4.—, geb. M. 4.80. München, C. H. Beck.

**Wobbermin, Dr. Georg.** — Der christliche Gottesglaube in seinem Verhältniss zur gegenwärtigen Philosophie. Geh. M. 2.—, geb. M. 2.60. Berlin, Alexander Dunker.

**Wolff, Emil.** — Grundriss der preussisch-deutschen sozialpolitischen und Volkswirtschafts-Geschichte. Zweite Auflage M. 4.—. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

**Anderlind, O. V. Leo.** — Ein System von Mitteln zur Verhütung schädlicher Hochwässer. 22 S. Leipzig und Breslau, Karl Scholtze.

**Anthes, Otto.** — Dichter und Schulmeister. 80 Pf. Leipzig, R. Voigtländer.

**Apel, Dr. Max.** — Immanuel Kant. Ein Bild seines Lebens und Denkens. Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Todestage des Weltphilosophen, mit einem Bildnis. Berlin, Conrad Skopnik.

**Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie** einschliesslich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. Jahrgang 1. Heft 1. Abonnement jährlich 6 Hefte M. 20,—. Einzelhefte M. 4,—. Berlin, Verlag der Archiv-Gesellschaft.

**Arnecke, Albert Christian.** — Emil. Ein Bilder- und Gedankenspiel in fünf Stücken. Düsseldorf. Ed. Lintz.

**Baedeker, K.** — Griechenland. Handbuch für Reisende. Vierte Auflage. M. 8,—. Leipzig, Karl Baedeker.

**Barth, Theodor.** — Politische Porträts. Brosch. M. 2,—, geb. M. 2,80. Berlin, Georg Reimer.

**Beckenhaupt, C.** — Bedürfnisse und Fortschritte des Menschengeschlechts. Leben, Nahrung, Produktion und Geisteskultur in ihren Grundlagen und Zielen, im Rahmen der Weltentwicklung. Mit Vorschlägen zur Lösung der Rätsel des Stoffs und der Kraft. Geh. M. 5,—. Heidelberg, Carl Winter.

**Bierbaum, Otto Julius.** — Die Haare der heiligen Fringilla und andere Geschichten. Geh. M. 1,—. München, Kleine Bibliothek Langen.

**Bousset, Prof. D. W.** — Was wissen wir von Jesus? M. 1,—. Halle a. S., Gebauer & Schwetschke.

**Bruno, Giordano.** — Gesammelte Werke, übersetzt und herausgegeben von Ludwig Kuhlenbeck. Bd. I. Das Aschermittwochsmahl. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5,50. Bd. II. Die Vertreibung der triumphierenden Bestie. Brosch. M. 7,—, geb. M. 8,50. Leipzig, Eugen Diederichs.

**Bücher, Dr. Karl.** — Ueber alte und neue Aufgaben der deutschen Universitäten. 19 Seiten. Leipzig, Alexander Edelmann.

**Class, Dr. Gustav.** — Die Realität der Gottesidee. M. 2,—. München, C. H. Beck.

**Cleinow, George.** — Beiträge zur Lage der Hausindustrie in Tula. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, Band XXII. Heft 4.) Leipzig, Duncker & Humblot.

**Dressler, Max.** — Die Welt als Wille zum Selbst. Eine philosophische Studie. 112 Seiten. Heidelberg, Carl Winter.

**Erdmann, Benno.** — Historische Untersuchung über Kants Prolegomena. M. 3,60. Halle a. S., Max Niemeyer.

**Eyth, Max.** — Im Strom unserer Zeit. Aus den Briefen eines Ingenieurs. Bd. II. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,—. Heidelberg, Carl Winter.

**Felsch.** — Die Hauptpunkte der Psychologie. Geh. M. 6,50, geb. M. 7,60. Cöthen i. A., Otto Schulze.

**Fridrichowicz.** — Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften. Band VI. M. 1,60. Berlin, S. Calvary & Co.

**Fulda, Ludwig.** — Schiller und die neue Generation. Ein Vortrag. 75 Pf. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

**Gaskoin, C. J. B.** — Alcuin: His life and his work. London, C. J. Clay and Sons.

**Gelzer, H.** — Vom heiligen Berge und aus Makedonien. M. 6,—. Leipzig, B. G. Teubner.

**v. Glasenapp, Gregor.** — Das Glück im Wollen und im Gefühl. M. 1,60. Riga, Jonck & Poliewsky.

**Giesebrecht, Dr. Fr.** — Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. („Aus Natur und Geisteswelt". Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 52 Bändchen.) Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

**Goedke, Karl.** — Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edmund Goetze. Zweite ganz neubearbeitete Auflage. M. 9.—. Dresden, L. Ehlermann.

**Grundzüge** der deutschen Land- und Seemacht. Bearbeitet von höheren Offizieren auf Veranlassung der General-Inspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens. 160 Seiten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

**Guhlen, Freiherr von.** — Sine ira et studio. Militärische Betrachtungen. (1900—1903.) M. 3,—. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

**Hamsun, Knut.** — Königin Tamara. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. München, Albert Langen.

**Hartleben, Otto Erich.** — Liebe kleine Mama und andere Novellen. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50. München, Albert Langen.

—.— Von reifen Früchten. Meiner Verse zweiter Teil. Zweite Auflage. München, Albert Langen.

**Herrmann, W.** — Die sittlichen Weisungen Jesu. Ihr Missbrauch und ihr richtiger Gebrauch. M. 1,—. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

**Hesse, Dr. Albert.** — Natur und Gesellschaft. Eine kritische Untersuchung der Bedeutung der Deszendenztheorie für das soziale Leben. (Natur und Staat, Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre, vierter Teil.) M. 4,—, geb. M. 5.—, für Abnehmer des ganzen Sammelwerkes M. 3,—, geb. M. 4. Jena, Gustav Fischer.

**Hessen, Dr. Robert.** — Leben Shakespeares. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

**Heubner.** — Der Musterlagerverkehr der Leipziger Messen. Ergänzungsheft XI zur Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. M. 2.—. Tübingen, H. Laupp.

**Hollitscher.** — Friedrich Nitzsche. Darstellung und Kritik. Kr. 6.— = M. 5,—. Wien, Wilhelm Braumüller.

**Jellinek, Georg.** — Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Ein Beitrag zur modernen Verfassungsgeschichte. M. 1,80. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Kalbeck, Max.** — Johannes Brahms. Erster Band 1833—1862. 512 Seiten. Wien und Leipzig, Wiener Verlag.

**Killisch von Horn, Dr.** — Sammlung von Münzen der Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg und der Könige von Preussen von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reichswährung. Zum Zwecke der öffentlichen Versteigerung beschrieben von Adolph Hess Nachfolger. Frankfurt a. M., Adolf Hess Nachf.

**Klatt, Dr. Max.** — Die Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse der preussischen Richter und Staatsanwälte. 86 S. Berlin, Otto Liebmann.

**Kolonial-Handels-Adressbuch 1904.** (8. Jahrgang.) Mit der Karte der Kolonien in Buntdruck. M. 1,50. Berlin, Kolonial-Wirtschaftliches Komitee.

**Kunsterziehung.** Ergebnisse und Anregungen des zweiten Kunsterziehungstages in Weimar am 9., 10., 11. Oktober 1903. Deutsche Sprache und Dichtung. M. 1,25. Leipzig, R. Voigtländer.

**Leibniz** Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Uebersetzt von Dr. A. Buchenau. Durchgesehen und mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Dr. E. Kassirer. Bd. I. M. 3,60. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

**Lemme, Prof. D.** — Die Aufgaben der Christen im Geistesleben und Glaubenskampf der Gegenwart. 40 Pf. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses.

**Leonardo da Vinci,** der Denker, Forscher und Poet. Nach den veröffentlichten Handschriften. Auswahl, Uebersetzung, Einleitung von Marie Herzfeld. Brosch. M. 8,—, geb. M. 10,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

**Louis, Rudolf.** — Hector Berlioz. M. 3,—. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

**Lyon, Dr. Otto.** — Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Aesthetische Erläuterungen für Schule und Haus. Heft 11. C. Ferd. Meyer, „Jürg Jenatsch". Von Professor Dr. Julius Sahr, Heft 12. Grillparzer, „Die Ahnfrau". Von Geheimrat Dr. Adolf Matthias. Heft 13. Ferd. Avenarius als Dichter. Von Dr. Gerhard Heine. Heft 14. Hermann Sudermann „Heimat". Von Professor Dr. Boetticher in Berlin.

**Maupassant, Guy de.** — Mondschein und andere Novellen. Geh. M. 1.—, geb. M. 1,50. München, Kleine Bibliothek Langen.

**Münch, Wilhelm.** — Zukunftspädagogik. Utopien, Ideale, Möglichkeiten. Brosch. M. 4.—, geb. M. 4,80. Berlin, Georg Reimer.

**Die Notlage** der höheren Reichs-Postbeamten. Berlin, H. Bischof.

**Oehler, Dr. Richard.** — Friedrich Nietzsche und die Vorsokratiker. M. 3,50. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

**Ohr, Dr. Wilh.** — Die Kaiserkrönung Karl des Grossen. Eine kritische Studie. M. 3,60. Tübingen, I. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

**Otto, Helene.** — Ilias. In der Sprache der Zehnjährigen erzählt. Mit 6 Vollbildern von C. Bertling auf Kunstdruckpapier. M. 2,25. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

**Passow, Dr. Richard.** — Das Wesen der Ministerverantwortlichkeit in Deutschland. Eine staatsrechtliche Studie. M. 1.50. Tübingen, H. Laupp.

**Pfungst, Dr. Arthur.** — Aus der indischen Kulturwelt. M. 2,60. Stuttgart, Fr. Frommann.

**Prévost, Marcel.** — Brautnacht und andere Novellen. München, Albert Langen.

**Rääf, C. G. W.** — Ausgangspunkte für wissenschaftliche Erwägungen bei der Behandlung von Arbeiterfragen. 58 S. Stockholm, Ivar Haeggström.

**Rau, Albrecht.** — Bibel und Offenbarung. Mit besonderer Bezugnahme auf Friedrich Delitzschs Vorträge: „Babel und Bibel." 58 S. Delitzsch, C. A. Walter.

**Reichs-Arbeitsblatt.** Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Erster Jahrgang No. 10. Berlin, Carl Heymann.

**Romundt, Dr. Heinr.** — Kants Widerlegung des Idealismus. Ein Lebenszeichen der Vernunft kritik zu ihres Urhebers hundertjährigem Todestage den 12. Februar 1904. 50 Pf. Goth E. F. Thienemann.

**Ruskin, John.** — Moderne Maler. Bd. V. Aus dem Englischen von W. Schoelermann. Bros M. 10,—, geb. M. 11,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

**Salzer, Dr. Anselm.** — Illustrierte Geschichte der Deutschen Literatur. Lieferung 8 u à M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

**Scheffer, Dr. Thassilo von.** — Moderner Cicerone. Rom III. Die Umgebung. Mit 86 bildungen und einer Karte. Geb. 2,50. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Ver gesellschaft.

**Seiling, Max.** — Das Professorentum, „Der Stolz der Nation"? Mit einem Anhang: Profes Bockssprünge. M. 1.50. Leipzig, Oswald Mutze.

März 1904. Einhundertundfünfzehnter Band. Heft III.

# Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
**Hans Delbrück.**

Inhalt: Seite



(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1904

…Mk. 3.—, in Leinw…

Ausge… …904.

**Theologie.** Margarete Plath, Berlin: Hermann Gunkel, Ausgewählte Psalmen. (S. 533.) — Gertrud Prellwitz: Daab und Wegener, Das Suchen der Zeit. (S. 536.)

**Staatswissenschaften.** Dr. Hjalmar Schacht, Berlin: Budde, Die französischen Eisenbahnen im deutschen Kriege 1870/71. (S. 543.)

**Literatur.** Ernst Hardt, Berlin: E. Barrett Browning, Sonette nach dem Portugiesischen. (S. 544.) — Prof. Dr. Ad. Thimme, Erfurt: Betty Meyer, Conrad Ferdinand Meyer. (S. 546.) — Franz Sandvoß (Xanthippus), Weimar: Aus der guten alten Zeit der Silhouette. (S. 548.) — Karl Gjellerup, Dresden: Hermann Oldenberg, Die Literatur des alten Indien. (S. 551.)

## Politische Korrespondenz.

D.: Der russisch-japanische Krieg. (S. 556.)

Druck: Buchdruckerei der Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW.

# Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

---

## Einhundertundsechzehnter Band.

**April bis Juni 1904.**



**Berlin**

Verlag von Georg Stilke.

1904.

# Inhaltsverzeichnis

des

## 116. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

---

### Aufsätze.

## Besprochene Werke.

## Politische Korrespondenz.

# Die Persönlichkeit Gottes.

Von

**Arthur Drews** (Karlsruhe).

Persönlichkeit ist die Form, unter welcher sich die Gottheit als das Ideal des sittlich Guten darstellt.

Wenn Gott als ein sittliches Wesen aufgefaßt und hierauf bei der Bestimmung seines Wesens der Hauptnachdruck gelegt wird, wie in Israel von Seiten der Propheten, so liegt darin die Verurteilung aller naturalistischen Bestimmtheit des göttlichen Wesens enthalten. Gott kann alsdann nicht mehr in irgend einer natürlichen Erscheinung, als Feuer oder Wind oder Himmel usw., er kann auch nicht mehr in Tiergestalt oder, wie in Aegypten, als ein halb tierisches, halb menschliches Wesen angeschaut werden, sondern nur der Mensch selbst erscheint alsdann als der einzige adäquate Repräsentant der Gottheit. Aber auch er kann die Gottheit nicht etwa nach seiner natürlichen Seite, nach seiner leiblichen Aeußerlichkeit repräsentieren, wie in Griechenland, sondern nur als der die Leiblichkeit beherrschende Geist, als die reine unsinnliche und übersinnliche Wesenheit des menschlichen Geistes, sofern sie über die Natürlichkeit hinaus ist und sich lediglich ihrer eigenen Beschaffenheit gemäß betätigt. Es war daher nur konsequent, wenn die israelitischen Propheten den alten einheimischen Bilderdienst bekämpften. Es trat darin ihre Ansicht zu Tage, daß die wesentliche Bestimmung des Göttlichen nicht etwa in der Natürlichkeit zu suchen sei, wie dieses bei den übrigen Völkern der Fall war, sondern vielmehr in seiner sittlichen Beschaffenheit, daß Gott das Ideal der Sittlichkeit, der Herr über die Natur und damit selbst von aller natürlichen Bestimmtheit frei sei. Zur Bezeichnung dieses Verhältnisses aber erschien die Vorstellung der Persönlichkeit um so mehr geeignet, als die Propheten unter der Geistigkeit

Gottes doch nur erst die Abstraktion von aller menschlichen Leiblichkeit, aber nicht von aller spezifisch menschlichen Geistigkeit verstanden. Sie stellten sich Gott zwar nicht mehr anthropomorphisch, in menschlicher Gestalt, wohl aber anthropopathisch, mit menschlichen Empfindungen, vor oder, falls dies dem Wesen der Sache besser entsprechen sollte, sie stellten sich Gott selbst dann noch anthropopsychisch vor, als sie infolge der Versittlichung des Gottesbegriffes sich genötigt sahen, die bisherige anthropophysische bezw. rein physische Betrachtungsweise des Göttlichen aufzugeben.

In der Tat hat der Ausdruck Persönlichkeit einen durchaus menschlichen Charakter. Oder was verstehen wir unter einer Persönlichkeit? Einem Tier, auch wenn wir ihm, wie wir müssen, Bewußtsein und Selbstbewußtsein, sowie Verstand beilegen, werden wir doch jene Bestimmung nicht zuerteilen. Und ebensowenig nennen wir einen Menschen eine Persönlichkeit, der, wie das Kind, noch nicht zum Selbstbewußtsein erwacht oder, wie der Wahnsinnige bezw. der Hypnotisierte, die Herrschaft über seine geistigen Fähigkeiten eingebüßt hat und dem Zwange seines materiellen Organismus unterworfen ist. Darum heißt auch ein solcher Mensch nicht Persönlichkeit in dem hier allein in Betracht kommenden Sinne, der, wie der Verbrecher, die geistige Reife zwar erreicht, aber seine Kräfte in den Dienst seines egoistischen Glückseligkeits- bezw. Naturtriebes stellt und sich damit dem Wesen des Geistes nicht gemäß betätigt. In alledem liegt ausgedrückt, daß zwar *das Selbstbewußtsein eine notwendige Bedingung der Persönlichkeit* ist, aber nur sofern es das Individuum in den Stand setzt, sich über die unmittelbare Natürlichkeit seines materiellen Organismus zu erheben, oder als es nicht Bewußtsein seines natürlichen Selbst oder Ich, sondern vielmehr seines übernatürlichen „wahren" Selbst ist. Persönlichkeit heißt das Individuum, sofern es Geist nicht bloß *ist*, sondern sich auch *als* Geist im Gegensatze zu seiner natürlichen Bedingtheit *weiß* und *betätigt*. Darum pflegt man dem Ausdruck Persönlichkeit auch gewöhnlich das Beiwort „sittlich" hinzuzufügen. Denn nur das sittliche Individuum ist Persönlichkeit im eigentlichen Sinne dieses Wortes; nur dasjenige Individuum aber ist sittlich, dessen Geistigkeit sich auf eine materielle Unterlage stützt und damit in die Möglichkeit versetzt ist, sich dieser gegenüber zu behaupten, sie seinen Zwecken dienstbar zu machen und zu beherrschen.

Ist dies richtig, so geht daraus hervor, daß von Persönlichkeit in Beziehung auf Gott nicht die Rede sein kann. Persönlichkeit ist der Geist nur als endlicher, denn nur dieser hat eine natürliche Leiblichkeit zur Voraussetzung, wovon er sich als Geist unterscheiden und der gegenüber er seine Geistigkeit bewähren kann; der absolute Geist hingegen, in dem eine solche Unterscheidung nicht statt hat, und der es auch nicht nötig hat, sich einer von seinem Geistsein verschiedenen Leiblichkeit gegenüber durchzusetzen, kann vernünftigerweise auch nicht als Persönlichkeit bestimmt werden. Gott ist kein sittliches, sondern ein übersittliches Wesen, er ist der Grund der Sittlichkeit, der durch seine Allmacht und Allweisheit die letztere in der Sphäre der endlichen Individualität ermöglicht; folglich darf ihm auch eine Bestimmung nicht zugeschrieben werden, welche die Sittlichkeit zur Unterlage hat und ohne diese ihre spezifische Bedeutung einbüßt.

Es ist ein weitverbreitetes theologisches Vorurteil, daß Geist und Persönlichkeit sich deckende Begriffe seien. Weil Gott seinem Wesen nach Geist ist, so meint man, könne ihm auch das Prädikat der Persönlichkeit nicht vorenthalten werden. Indessen hat schon der Dogmatiker Biedermann darauf hingewiesen, daß jenes zwar beim Menschen zutreffe, dies aber keineswegs dazu berechtige, die Begriffe der Persönlichkeit und des Geistes nur so einfach einander gleichzusetzen. Beim Menschen fallen Geistigkeit und Persönlichkeit, die obige Bestimmung der selbstbewußten Sittlichkeit vorausgesetzt, allerdings zusammen, aber nur sofern der Mensch ein endlicher Geist oder sofern sein Geist an die materielle Unterlage seines Organismus gebunden und durch die letztere bedingt ist. Was am Menschen die Persönlichkeit konstituiert, das ist also gerade seine Endlichkeit, das ist das Nichtgeistige an ihm, sein materieller Organismus, dem gegenüber der Geist sich durchzusetzen und als selbständiger zu behaupten hat, um dadurch erst der höheren Bestimmung der Persönlichkeit teilhaftig zu werden. Es hat daher auch keinen Sinn, zu sagen, daß Gott als Persönlichkeit deshalb angesehen werden müsse, weil diese Bestimmung die höchste des menschlichen Geistes sei, Gott aber keines Vorzugs entbehren dürfe, der den Menschen erst über die übrige Natur erhebe und ihn zum Menschen im höchsten Sinne dieses Wortes mache. Denn allerdings wohl ist der Mensch erst wahrhaft Mensch, indem er den Schwerpunkt seines Daseins in seine geistige Wesenheit verlegt, sich auf sie stützt und sich dadurch zur Ueberwindung der

Natürlichkeit und zur Persönlichkeit emporschwingt. Für den Menschen also ist es in der Tat ein Vorzug, Persönlichkeit zu sein, denn dadurch erst ist er seinem eigentlichen tiefsten Wesen gemäß, daß er die widerwillige Natur mit seinem Geiste in Einklang gesetzt und sich seiner übernatürlichen Bestimmung entsprechend gemacht hat. Nicht jeder darf sich rühmen, dieses Ziel erreicht und sich dadurch innerlich über die gewöhnliche Menschenart erhoben zu haben. Für den absoluten Geist hingegen ist die Geistigkeit sein natürliches Wesen selbst, eine Spannung zwischen Natur und Geist ist in ihm überhaupt nicht vorhanden, in deren Aufhebung und Versöhnung das Wesen der Persönlichkeit beruht; also kann er auch durch das Prädikat der Persönlichkeit nichts hinzugewinnen, was nicht schon ohne dieses in seinem bloßen Begriffe als demjenigen des absoluten Geistes enthalten wäre. „Höchstes Glück der Erdenkinder" ist folglich zwar die Persönlichkeit; denn diese erst erhebt sie auf die höchste Stufe der im Endlichen erreichbaren Geistigkeit und versetzt sie durch die mit ihr gegebene ideale Erlösung vom Uebel und der Schuld in den höchsterreichbaren Zustand der Glückseligkeit. Allein dem absoluten Geiste das Prädikat der Persönlichkeit zuerteilen, das heißt nicht, ihn über alle endliche Geistigkeit erhöhen, sondern ihn in die Sphäre der Natürlichkeit herabziehen.

Ueberhaupt ist es eine kindliche Art, sich Gott in der Weise vorzustellen, daß man dasjenige, was einem am Menschen wertvoll dünkt, nur einfach in verabsolutierter Gestalt auf Gott überträgt. Denn nicht darum handelt es sich in der Religionsphilosophie, sich nur überhaupt den Begriff eines mit übermenschlichen Vorzügen ausgestatteten Wesens zu bilden, sondern darum den Begriff eines Wesens auszumitteln, das imstande ist, den Menschen von den Schranken der Natur zu erlösen. Um dies tun zu können, muß Gott selbst die wesentlichen Bestimmungen des Menschen besitzen oder muß er mit ihm wesentlich identisch sein. Daß ihm aber auch die höchsten Bestimmungen des Menschen zugeschrieben werden müßten, diejenigen, die den Menschen erst zu einem vollgültigen Exemplare seiner Gattung machen, das wird zur Möglichkeit der Erlösung durchaus nicht gefordert. Denn dasjenige, was uns am Menschen als das Höchste erscheint, ist ein kompliziertes Entwicklungsprodukt aus einfacheren Elementen, setzt also die letzteren voraus, die selbst wieder Erscheinungen des menschlichen Wesens darstellen, und folglich geht es auch nicht an,

dasjenige, was empirisch und zeitlich vermittelt ist, dem vorempirischen und überzeitlichen Wesen als seine Bestimmung beizulegen. —

Persönlichkeit ist jener höchste Grad der Vertiefung des Ichbewußtseins, wo dieses die Form des Selbstbewußtseins, des Bewußtseins des eigentlichen wahren Selbst im Gegensatze zum Ich angenommen hat und das Individuum sich demgemäß betätigt; sie hat mithin die Ueberwindung des Ich und seiner natürlichen Begehrungen und demnach die Sinnlichkeit zur Bedingung. Persönlichkeit kann folglich immer nur das empirische Selbst oder Ich in seiner Beziehung zum wahren Selbste sein; denn sie besteht eben nur in dieser Beziehung, in dem adäquaten Verhältnis des Ich zum Selbst und dem Bestimmtwerden des ersteren durch das letztere. Der absolute Geist jedoch ist selbst jenes wahre Selbst, in der Beziehung, worauf die Persönlichkeit des empirischen Selbst besteht, kann folglich auch nicht als Persönlichkeit bezeichnet werden.

Der absolute Geist ist der Grund der Persönlichkeit, sofern die letztere nur durch das Hereinwirken Gottes in den Menschen in der Gestalt der Gnade zustande kommt; aber er selbst ist eben deshalb nicht Persönlichkeit, sondern nur das bloße personifizierende Prinzip des Menschen. Der absolute Geist ist nicht Persönlichkeit, sondern er wird zu einer solchen im Menschen, indem er in Gestalt der Gnade in ihn eingeht. Persönlichkeit ist sonach ein Geschenk der Gnade an den endlichen Geist. Sie ist nicht das Wesen oder die Substanz des letzteren selbst, sondern nur ein bloßer Zustand des endlichen Geistes, den er haben oder nicht haben kann, den er sich erarbeiten, und, wenn er ihn erreicht hat, beständig wieder neu erwerben und gegen feindliche Einflüsse behaupten muß. Da sie folglich dem Geiste als solchen nicht wesentlich ist, so ist es widersinnig, sie für das Wesen des absoluten Geistes zu erklären.

Der hiermit dargelegten Auffassung des Persönlichkeitsbegriffes entspricht seine geschichtliche Entwicklung. Bekanntlich stammt der Ausdruck Persönlichkeit aus der christlichen Trinitätsformel her und ist nur eine Uebersetzung des lateinischen Wortes persona, das selbst nur wieder eine Uebersetzung des griechischen ὑπόστασις (Hypostase) darstellt. Hypostase aber heißt innergöttliche Erscheinungsform oder Offenbarungsweise, eine Gestalt, die Gott in sich gesetzt hat, ohne damit, wie bei der Erschaffung der Welt, aus der

Sphäre seines eigenen Wesens herauszutreten. Hypostasen also heißen der Vater, der Sohn und der heilige Geist, sofern sie, als Erscheinungen der Gottheit, in ihr verbleibende Unterschiede, das Wesen der Gottheit zum Ausdruck bringen, sofern sie nicht bloß göttlichen Wesens *sind*, sondern sich auch demgemäß *betätigen* und sich als solche zu erkennen geben. Dabei ist mithin vorausgesetzt, daß das göttliche Wesen als solches unpersönlich ist und sich erst in den drei genannten Hypostasen personifiziert, eine Anschauungsweise, die noch das ganze Mittelalter festgehalten und erst die Neuzeit aufgegeben hat, als unter dem Einflusse der kartesianischen Philosophie die Begriffe des Geistes und des Bewußtseins gleichgesetzt und infolge der individualistischen Geistesrichtung des achtzehnten Jahrhunderts die Persönlichkeit für das Wesen des Geistes schlechthin erklärt wurde. Nun erschien Gott als Persönlichkeit, sofern er Geist ist, und zwar als absolute Persönlichkeit. Nun wurde der Begriff der Persönlichkeit von den drei innergöttlichen Erscheinungsformen auf den ganzen Gott, das Wesen der Gottheit als solches übertragen. Die Annahme eines an sich unpersönlichen, sich erst in seinen Erscheinungen personifizierenden Wesens erschien mit dem Begriffe Gottes unverträglich, die Trinität, die in dieser Ansicht wurzelte, verschwand im Hintergrunde, und seinem Geschöpf, der Welt, trat Gott als ein persönliches Wesen gegenüber. Man braucht die letztgenannte theistische Vorstellung einer wesenhaften Zweiheit von Gott und Welt nur aufzugeben, die innergöttlichen Personen der Trinität, unter Absehung von ihrer Zahl, als endliche Erscheinungen der Gottheit und diese als das gemeinsame Wesen aller endlichen Erscheinungen im monistischen Sinne aufzufassen, so verliert damit die Behauptung der Unpersönlichkeit jenes Wesens ihre scheinbare Paradoxie, und die Ansicht, daß Gott sich in denjenigen Individuen personifiziert, die sich ihres wesenhaften Zusammenhanges mit ihm bewußt sind und danach ihre Handlungen einrichten, enthüllt sich als die Wahrheit der christlichen Dreieinigkeitslehre.

Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch hiergegen, wenn neuerdings die wiedererwachte individualistische Geistesströmung den Begriff der Persönlichkeit von allen Beziehungen auf ein überindividuelles absolutes Wesen loszulösen strebt und den Einzelnen insofern als Persönlichkeit bezeichnet, als er nicht in einer höheren metaphysischen Einheit wurzelt, sondern gleichsam in sich selber ruht und der Schwerpunkt seines Wesens unmittelbar in die Sphäre

seiner eigenen Individualität hineinfällt. Denn auch hier gilt die Persönlichkeit als Zustand, den das Individuum nicht schon bewußtermaßen und damit wirklich sein eigen nennt, sondern den es sich erwerben, im Kampfe mit der Allgemeinheit behaupten und darin ausdrücklich zur Geltung bringen muß. Dasjenige aber, wodurch ihm dies möglich wird, ist auch hier ein an sich Unpersönliches, nämlich der Gedanke an die wahre Natur des Selbst, die Beziehung des von der Allgemeinheit eingeschränkten und bedrückten Ich auf die Freiheit und Selbständigkeit des eigenen Wesens, das vertiefte Selbstbewußtsein, das als Ansporn wirkt und den Einzelnen in den Stand setzt, dies Wesen auch äußerlich darzustellen. Persönlichkeit im eigentlichen Sinne besteht also auch nach der Ansicht des modernen Individualismus in der bewußten Beziehung des Ich auf sein substantielles Wesen. Ob dieses Wesen als individuelle Substanz, wie von Seiten des Individualismus, ob es als absolute Substanz, wie von Seiten des konkreten Monismus, aufgefaßt wird, ist eine metaphysische bezw. religionsphilosophische Frage und betrifft den Begriff der Persönlichkeit als solchen gar nicht. Eben jene Beziehung aber ist in Gott nicht vorhanden, und darum kann er auch nicht Persönlichkeit sein. —

Alle Persönlichkeit ruht, wie gesagt, auf dem Grunde des empirisch bestimmten Selbstbewußtseins. Denn nur der Mensch, der sein eigenes geistiges Selbst von seiner Natürlichkeit unterscheidet und als das Höhere gegenüber der Natur begreift, kann dies Selbst zum bestimmenden Prinzip seines Denkens und Handelns machen, kann durch das Wollen übersinnlicher objektiver Zwecke sein empirisches zum wahren Selbst erhöhen und damit zur Persönlichkeit werden. In der Stufenleiter der endlichen Individualitäten bildet die Persönlichkeit die höchste Stufe, weil in ihr die Möglichkeit gegeben ist, das unmittelbare empirische Selbst oder Ich seinem Wesen nach als absolutes Selbst zu erkennen, die unbewußten Zwecke des Daseins in die Klarheit des Bewußtseins zu erheben und sie damit zu Zwecken der betreffenden Individualitätsstufe selbst zu machen. Persönlichkeit setzt folglich *bewußte Reflexion* sowohl auf das eigene geistige Selbst, wie auf den übersinnlichen Zweck voraus und ist nur möglich, wo beide in allen diskursiven Ueberlegungen und Motivationsprozessen festgehalten und den natürlichen Einflüssen gegenüber siegreich behauptet werden. Dies alles ist beim absoluten Geiste nicht anzunehmen. Der absolute Geist hat kein Bewußtsein, vermittelst

dessen er zu einer Unterscheidung seiner geistigen Wesenheit von seiner natürlichen Bestimmtheit gelangen könnte. Er hat kein Bewußtsein, weil er nicht, wie der endliche Geist, durch die Natur bedingt, ist, sondern die letztere nur die selbstgewollte Entfaltung seines eigenen Wesens darstellt. Da er aber kein Bewußtsein hat, so hat er auch kein Selbstbewußtsein, denn dieses ist ja nichts anderes als das Bewußtsein, sofern es das Selbst zum Inhalte hat.

Alles Selbstbewußtsein beruht auf dem rein subjektiven Gefühlsinhalte des Bewußtseins, der jedem objektiv bestimmten Empfindungsgehalte unmittelbar beigemischt ist. Es ist sozusagen nur der zusammenfassende Ausdruck für die Gesammtheit aller Gefühlsbestimmtheiten, die darin gleichsam punktuell konzentriert sind. Der absolute Geist jedoch hat kein Gefühl, sowenig, wie er eine Empfindung hat. Damit fällt aber auch die Möglichkeit hinweg, ihm ein Selbstbewußtsein zuzuschreiben. Nur eine falsche und oberflächliche Psychologie, welche die ideelle Seinsnatur alles Bewußtseins verkennt, welche verkennt, daß das Bewußtsein als solches niemals etwas anderes sein kann, als die bloße für sich unwirkliche Form des allein existierenden Bewußtseinsinhalts, kann auf den Einfall kommen, das Bewußtsein, d. h. die Bewußtseinsform, von ihrem Inhalte loszulösen, sie diesem als dessen produzierendes und tragendes Subjekt gegenüberzustellen und darauf die Persönlichkeit zu gründen. Das ist aber jener erkenntnistheoretische Realismus in Bezug auf das Innendasein, den wir als ebenso naiv und widersinnig verwerfen müssen, wie denjenigen in Bezug auf die Außenwelt, und den wir auch gerade aus religiösen Gründen nicht gelten lassen können, weil er den Unterschied zwischen Selbst und Selbstbewußtsein und damit zwischen Gott und dem Menschen aufhebt. Denn wenn das Selbst das Selbstbewußtsein ist, dann bin ich, falls mein Selbst mit Gott identisch ist, entweder nur eine an sich unwirkliche Vorstellung des göttlichen Bewußtseins oder aber ich bin selbst Gott, und Religion ist hier wie dort unmöglich.

In Wahrheit schaut Gott gar nicht in sich herein, um sich als Selbst im Unterschiede von den übrigen Individuen zu erfassen, sondern er schaut sozusagen immer nur aus sich hinaus. Gottes Selbstschau fällt mit seiner Weltschau unmittelbar in Eins zusammen, sofern er darin ja nur die Entfaltung seines eigenen geistigen Wesens anschaut, aber er unterscheidet nicht zwischen sich und der Welt, reflektiert nicht auf sich als jenes

Wesen, weil außer ihm nichts vorhanden ist, woran seine geistige Tätigkeit einen Widerstand finden und wodurch sie in sich zurückgeworfen werden könnte. Für Gott sind alle Zwecke eo ipso übersinnlich, da es sinnliche, natürliche Zwecke nur auf der Basis eines materiellen Organismus, d. h. im endlichen Geiste, gibt. Folglich kann er auch auf solche übersinnlichen Zwecke im Unterschiede von den sinnlichen Zwecken nicht reflektieren. Ohne eine solche Reflexion vermag er aber auch nicht Persönlichkeit genannt zu werden. —

Im Grunde besteht über diese Tatsachen auch unter den Theologen kein Zweifel. So hat nicht bloß Schleiermacher, sondern auch Biedermann, der bedeutendste theologische Dogmatiker in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Unmöglichkeit mit Entschiedenheit hervorgehoben, den Begriff der Persönlichkeit auf das Absolute anzuwenden, ja, der letztere hat den Widersinn, den absoluten Geist als Persönlichkeit zu bestimmen, so klar durchschaut und mit so folgerichtiger Logik entwickelt, daß der Philosoph hierzu eigentlich nichts mehr hinzuzufügen hat. Und ebenso haben Pfleiderer, Lipsius und andere in Uebereinstimmung mit Biedermann die Bestimmung der absoluten Persönlichkeit als widerspruchsvoll bezeichnet und ihre Unvereinbarkeit mit dem Begriffe der Gottheit nachgewiesen. Wenn trotzdem von den Theologen im allgemeinen an der göttlichen Persönlichkeit festgehalten zu werden pflegt, wenn selbst Biedermann jenen Begriff, nachdem er ihn durch die wissenschaftliche Tür seiner Dogmatik hinausbefördert hat, durch die theologische Hinterpforte wieder hereinschlüpfen läßt und seine Schüler und Anhänger nur zu bereit sind, ihm dieses nachzumachen, so sind es nicht etwa wissenschaftliche oder spekulative Gründe, die sie hierfür anzuführen haben, sondern es ist einzig und allein die Besorgnis des praktischen Theologen, ohne jene Annahme sich der Menge nicht verständlich machen zu können, deren Fassungskraft nun einmal auf den persönlichen Gott der Kirchenlehre und der Bibel eingeübt ist.

Man brauchte hiergegen vom wissenschaftlichen Standpunkte aus nichts einzuwenden und könnte den Theologen eine solche Anpassung an die Fassungskraft der Gemeindemitglieder ruhig zugestehen, vorausgesetzt, daß sie sich ihrer als eines bloßen praktischen Notbehelfes stets bewußt blieben und an geeigneter Stelle die Gelegenheit zu weiteren Ausblicken nicht vorübergehen ließen. Nun pflegt aber die Persönlichkeit Gottes von den Theologen gar nicht mit dieser Einschränkung behauptet zu werden, sondern

die ursprünglich nur praktisch gemeinte göttliche Persönlichkeit wird von ihnen sofort wieder für eine wissenschaftliche Behauptung ausgegeben und mit dem Hinweise darauf vertreten, daß sie nicht bloß aus praktischen Gründen, sondern überhaupt nicht entbehrlich sei, weil der Mensch nun einmal nicht imstande sei, sich den Begriff des Geistes anders als unter dem Bilde der Persönlichkeit vorzustellen. Schon Biedermann hat aus diesem Grunde sich zu der Ansicht Hegels bekannt, daß es der Frömmigkeit wesentlich sei, sich in Vorstellungen, nicht aber in Gedanken zu bewegen. Er fürchtet, daß, wenn die Vorstellung des persönlichen Gottes aufgegeben wird, dann unvermeidlich an deren Stelle die Vorstellung von Gott als einer bloßen Naturkraft treten und damit die Religion unter die Stufe des Christentums herabsinken würde. Daran ist soviel richtig, daß in der geschichtlichen Entwicklung des Gottesbegriffes die Vorstellung der Persönlichkeit in der Tat dazu gedient hat, die göttliche Wesenheit als eine geistige im Unterschiede von der Natur zu bestimmen und dadurch den Naturalismus abzuwehren. Zu einer Zeit, wo die sinnliche Vorstellungsart der Menschheit noch kein anderes Mittel besaß, um den Geist von der Natur zu unterscheiden, da hat sie sich hierzu des Begriffes der Persönlichkeit bedient, der, ohne aus dem Gebiete des rein vorstellungsmäßigen Denkens herauszufallen, doch soviel jedenfalls auszudrücken schien, daß Gott nicht etwa in einer Naturmacht unmittelbar sinnlich angeschaut werden könne.

Bekanntlich dient auch in der christlichen Trinitätsformel der Ausdruck persona nur dem Zweck, die innergöttlichen Erscheinungsformen oder Hypostasen von den natürlichen Erscheinungen zu unterscheiden und Gott damit als ein geistiges Wesen über die Natur hinauszuheben. Denn das griechische Wort ὑπόστασις, dessen Stelle das lateinische persona vertritt, hätte wörtlich mit dem Ausdrucke substantia übersetzt werden müssen. Dies aber hatte in der sinnlichen Vorstellungsweise der Zeit die Bedeutung des stofflichen Substrats, als des Trägers der Eigenschaften, angenommen und würde mithin den trinitarischen Gott des Christentums in die Sphäre der Natürlichkeit heruntergezogen haben. Allein, wenn schon zu seiner Zeit der Ausdruck persona nur ein Verlegenheitsausdruck war, um den geistigen Gott von der Natur abzusondern und die Geistigkeit Gottes im Gegensatze zum abstrakt-monistischen Einen der hellenischen Spekulation als eine konkrete zu bestimmen, so hat es keinen Sinn, an dieser Bezeichnung auch dann noch fest-

zuhalten, wenn andere und bessere Mittel zur Verfügung stehen, die Konkretheit des Geistes auszudrücken, und durch den Fortschritt der Spekulation jede Gefahr beseitigt ist, den Geist mit der Natur zu verwechseln. Die christliche Spekulation besaß noch keinen besseren Ausdruck für den konkreten Geist als denjenigen der Persönlichkeit, weil sie den Begriff der Attribute noch nicht kannte und nur der persönlich aufgefaßte Gott als inhaltlich bestimmter erschien. Wir, die wir den Geist als substantielles Wesen mit Einschluß seiner Attribute Wille und Vorstellung oder Allmacht und Allweisheit erkannt haben, sind dadurch vor jedem Rückfall in die abstrakt-monistische Auffassung Gottes als des leeren reinen Seins geschützt und bedürfen des Ausdrucks Persönlichkeit nicht mehr, um den Geist als konkretes Wesen zu bestimmen. Es mag sein, daß die große Masse der Menschen auch heute noch nicht imstande ist, sich Gott anders als unter dem Bilde der Persönlichkeit vorzustellen; aber das berechtigt doch nicht dazu, dieser Vorstellung eine philosophische Bedeutung beizumessen, die Vorstellung überhaupt für die spezifische Form des religiösen Glaubens auszugeben und die Leugnung der göttlichen Persönlichkeit von seiten der Philosophie mit wissenschaftlichen Gründen zu bestreiten. Die Theologen, die dies tun, vergessen dabei, daß die Spekulation heute nicht mehr auf dem Standpunkte steht, wie während der ersten Jahrhunderte nach Christus, sie meinen, weil *sie* über die Vorstellungsweise dieser Zeit noch nicht hinaus gelangt sind, so sei es überhaupt nicht möglich, sich das Konkrete anders als unter einer vorstellungsmäßigen oder sinnbildlichen Verhüllung zu vergegenwärtigen, sie verwechseln mithin ihre eigene Denkungsart mit derjenigen der ganzen Menschheit und glauben, mit ihrem Standpunkte des „bewußten Anthropomorphismus“, der das Sinnliche an die Stelle des Geistigen, den Anthropos an diejenige des Logos einsetzt, der Spekulation ein für allemal ein Halt zurufen zu können. Allein die Spekulation kann sich diese Festnagelung auf die Vorstellung schon deshalb nicht gefallen lassen, weil die Vorstellung gar kein Kriterium für die Art und das Maß der sinnlichen Daten in sich trägt und die Behauptung, daß Gott nur vorgestellt, aber nicht gedacht werden könne, die Bestimmung Gottes vollständig dem subjektiven Belieben überantwortet.

Hat der religiöse Glaube es einzig mit der Vorstellung zu tun, so gibt es keine Wissenschaft von diesem Glauben, keine Religionsphilosophie, ja, nicht einmal eine theologische Dogmatik,

weil das Vorstellen als solches notwendig immer subjektiv, historisch und kulturell bedingt ist. Dann hat es aber auch keinen Sinn, sich für die Persönlichkeit Gottes besonders ins Zeug zu werfen, da es ja dann, wie die Vertreter dieses Standpunktes übrigens selbst zugeben, bei der Inadäquatheit aller Bestimmungen auf ein „bißchen mehr oder weniger" in der Bestimmung des göttlichen Wesens überhaupt nicht ankommt. Mit anderen Worten: die Verteidigung der göttlichen Persönlichkeit vom Standpunkte der Vorstellung aus erhebt nicht die Einsicht, sondern das Vorurteil der großen Masse, nicht die Vernunft, sondern die Rückständigkeit der populären Denkweise zum bestimmenden Prinzip des Glaubens und macht damit jede Weiterentwicklung der religiösen Weltanschauung überhaupt unmöglich. Wenn die göttliche Persönlichkeit mit spekulativen Gründen nicht zu stützen ist, so kann sie durch die Berufung auf die ungebildete Denkweise der großen Masse am allerwenigsten aufrecht erhalten werden, und wenn die Theologie der letzteren die endgültige Entscheidung in dieser Frage zuspricht, so verzichtet sie damit selbst auf jeden wissenschaftlichen Charakter. Entweder hat die Wissenschaft ein Recht, die Bestimmungen des Wesens Gottes auf logischem Wege auszumitteln: dann kann Gott nicht persönlich sein, weil der Begriff der absoluten Persönlichkeit infolge seiner widerspruchsvollen Beschaffenheit sich selber aufhebt. Oder aber die Vorstellung gibt den Ausschlag bei der Bestimmung Gottes und läßt sich an der Annahme der göttlichen Persönlichkeit nicht rütteln: dann hat die Wissenschaft hier überhaupt nichts mehr zu sagen und bleibt ihr nur übrig, von ihrem Standpunkte aus die religiöse Weltanschauung als Aberglauben bezw. als Dichtung abzuweisen.*) —

Mehr Gewicht, sodaß er selbst auf philosophischer Seite seine Vertreter findet, scheint der Einwand zu besitzen, daß Gott persönlich sein müsse, weil andernfalls ein persönliches Verhältnis zu ihm und damit Religion nicht möglich wäre. Aber wer behauptet denn, daß das religiöse Verhältnis notwendig ein persönliches im Sinne eines Verhältnisses von Person zu Person sein müsse? Eine unbefangene Untersuchung zeigt, daß das rechtverstandene religiöse Verhältnis ein Verhältnis der (mittelbaren) Identität sein muß, wie dies ja übrigens auch im Christentume durch die Aufstellung des Immanenzprinzips des heiligen Geistes anerkannt wird,

*) Vgl. hierzu den Aufsatz von Max Christlieb über „E. v. Hartmann und das Christentum" im Juniheft der „Preuß. Jahrb." (1902) und meine Entgegnung in der Zeitschrift „Deutschland", (September 1903).

das jenes Verhältnis erst vermittelt. Sie zeigt, daß nur unter jener Voraussetzung die religiöse Sehnsucht ihre widerspruchslose Erfüllung findet. Das dualistische Verhältnis zweier Personen zueinander hingegen erweist sich als so wenig geeignet, eine innerliche Beziehung zwischen Gott und dem Menschen zu verbürgen, daß alle Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten der positiven Religionen auf jenes Verhältnis zurückgeführt werden können. Gewiß ist das religiöse Verhältnis ein persönliches, wenn darunter nichts anderes verstanden wird, als ein Verhältnis, woran der ganze Mensch als denkender, fühlender und wollender gleichmäßig beteiligt ist und wodurch er zur Persönlichkeit im ethischen Sinne erhoben wird; denn dadurch eben unterscheidet es sich von anderen Arten des Verhältnisses, dem theoretischen, dem ästhetischen usw. Daß aber ein solches nur zu Persönlichkeiten möglich sein und durch die letzteren ausgelöst werden könne, ist eine völlig aus der Luft gegriffene Behauptung.

Als ob eine solche Entfaltung aller wesentlichen Kräfte eines Menschen, die eine Läuterung und Erhebung seiner Individualität bedeutet und den Menschen erst wahrhaft zu sich selbst gelangen läßt, nicht ebensogut durch eine Sache, eine Idee oder überhaupt irgend etwas Unpersönliches herbeigeführt werden könnte! So opfert der Held sein Ich für die Idee des Vaterlandes, die als auslösendes Prinzip aller edleren psychischen Funktionen in ihm wirkt, obschon sie keine Persönlichkeit ist. So verhält sich der Künstler zu seinem Werke persönlich, steht die Vorstellung desselben im Mittelpunkte seines Denkens, geht er völlig mit seinem Gefühle in Gedanken an seine Sache auf und betätigt er in allem seinem Handeln den Wunsch, die ihm vorschwebende Idee in Wirklichkeit umzusetzen. Wie der Gottesglaube den religiösen Menschen mit der Welt und ihren Mängeln aussöhnt, so hält auch der Glaube an sein Werk den Künstler in aller Misère des Lebens aufrecht, gibt er ihm Kraft, das Dasein selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen zu ertragen, und verleiht er dem echten Genie jene sonnige Heiterkeit des Gemüts, die auch in umwölkten Tagen immer wieder durchbricht und selbst geradezu einen religiösen Charakter zur Schau trägt. Und beruht schließlich nicht auch das Verhältnis zweier Personen zu einander nicht auf den zufälligen Besonderheiten beider, auf ihrer unmittelbaren Individualität, sondern vielmehr auf dem Objektiven und Allgemeinen in ihnen, das sich in ihrer persönlichen Eigenart nur zur sinnlichen Er-

scheinung bringt? Und ist es nicht eben dieser überpersönliche Grund, diese die Besonderheiten ausgleichende und durch alle Verschiedenheiten hindurchschimmernde Seelenverwandtschaft und Zweckgemeinschaft beider, was zwei Personen zu einander zieht? Die bloße Verschiedenheit als solche vermag, wie das Beispiel der Liebe zeigt, keine innere Gemeinschaft herzustellen, kein seelisches Band um zwei Personen zu schlingen, sondern nur sofern sie auf der Grundlage einer identischen Beziehung ruht; und diese Gemeinschaft befestigt und erhöht sich in dem Maße, als jede der beiden Personen Gelegenheit findet, ihre eigene individuelle Besonderheit für diejenige der anderen dahinzugeben.

Hiernach ist auch in der Religion das persönliche Verhältnis nicht als ein solches aufzufassen, in welchem ein persönliches Subjekt zu einem anderen persönlichen Subjekt steht, sondern als ein solches, wodurch ein Subjekt zur Persönlichkeit wird, d. h. von den Schranken seiner zufälligen Individualität befreit, über die Enge seiner natürlichen Ichheit hinausgehoben und in ein sittliches Individuum verwandelt wird. Was der Mensch im Verhältnis zu den Individuen seinesgleichen immer nur unvollkommen und annäherungsweise zu erreichen vermag, nämlich die vollständige Ausgleichung aller individuellen Unterschiede und die innigste Verschmelzung mit dem anderen, das gewährt ihm das religiöse Verhältnis dadurch, daß Gott ihm nicht als eine von ihm verschiedene Person mit umgrenzter Daseinsphäre gegenübersteht, sondern sich ihm unmittelbar als sein eigenes innerstes Wesen kundgibt. Wenn das liebende Weib dadurch zur Persönlichkeit wird, daß es sein Ich für den Geliebten hingibt und in diesem, wennschon in individueller Einschränkung, sein eigentlichstes tiefstes Selbst wiederfindet, so erhebt sich der religiöse Mensch zur Persönlichkeit, indem er sich selbst seiner wesenhaften Identität mit Gott bewußt wird und bei allen seinen Handlungen sich nur noch aus dem Gesichtspunkte des letzteren heraus entscheidet. Wäre auch Gott nur eine dem Individuum gegenüberstehende Person, so würde das religiöse Verhältnis von jedem anderen persönlichen Verhältnis sich höchstens nur graduell, aber nicht spezifisch unterscheiden und wäre damit der Religion ihr eigentümlicher absoluter Charakter abgesprochen. Darin besteht ja aber gerade das Wesen der Religion, daß sie den Menschen über die Schranken der Endlichkeit erhebt und seinen Wünschen, die in der Realität keine vollgenügende Erfüllung erlangen können, eine

solche in der Sphäre der Idealität vermittelt. Wäre auch das religiöse Verhältnis nur ein Verhältnis von Person zu Person, so würde es mit allen Mängeln behaftet bleiben, welche überhaupt den Verhältnissen der Personen zueinander anhaften, und wäre eine wirkliche Erlösung, die gerade nach der Aufhebung der persönlichen Schranken strebt, nicht möglich.

Aber lassen wir selbst den erwähnten Einwand gelten, nehmen wir an, es wäre wirklich so, daß das religiöse Bewußtsein nach einem persönlichen Gotte verlangt, obschon der Begriff der absoluten Persönlichkeit logisch nicht erweislich ist, ja, sogar einen Widerspruch in sich einschließt — was wäre damit bewiesen? Doch nur, daß das religiöse und das wissenschaftliche Bewußtsein sich in diesem Hauptpunkte in unversöhnlichem Gegensatze gegenüberstehen. Damit wäre aber, da beide einem und demselben menschlichen Geiste angehören, ein Widerspruch im Geiste des Menschen selbst gesetzt, der mit dem Glauben an die Existenz eines absoluten geistigen Grundes jenes Geistes so wenig in Einklang zu bringen ist, daß er vielmehr diesen Glauben selbst vernichtet.

Jeder Konflikt zwischen dem religiösen und dem wissenschaftlichen Bewußtsein, falls dies wirklich ein solches und nicht bloß die Anmaßung eines einseitigen Ausschnittes aus jenem Bewußtsein ist, muß notwendig zu Ungunsten des religiösen Bewußtseins ausschlagen, weil der Mensch einen solchen Widerspruch zwischen Kopf und Herz auf die Dauer einfach nicht ertragen kann und das Gefühl hiervon die Freudigkeit und Selbstgewißheit seines religiösen Bewußtseins aufhebt. Also kann auch nur das religiöse Bewußtsein den Schaden davon haben, wenn es meint, an einer Ansicht festhalten zu müssen, die in seinem theoretischen Bewußtsein keinen Rückhalt findet. Wenn es wahr ist, daß die Religion durchaus eines persönlichen Gottes bedarf, dann hat Comte recht, die ganze Religion für illusorisch und für eine bloße vorläufige Aeußerungsweise des kindheitlichen Zeitalters der Menschheit anzusehen, deren Aussterben alsdann nur eine Frage der Zeit sein kann. Wir hingegen glauben an einen solchen fundamentalen Widerspruch zwischen Kopf und Herz nicht. Wir sind überzeugt, daß das recht verstandene religiöse und wissenschaftliche Bewußtsein sich nicht prinzipieller Weise gegenseitig abstoßen können, vielmehr aller Fortschritt in der geistigen Entwicklung der Menschheit darauf beruht, daß beide sich immer mehr einander nähern und schließlich zur völligen Kongruenz gelangen, je mehr sich ein jedes von ihnen

in sich selbst vertieft. Wir weisen daher auch jene Behauptung des religiösen Bewußtseins, wonach die Persönlichkeit Gottes ein Postulat des religiösen Bewußtseins sein soll, mit Entschiedenheit zurück und sehen in ihr im Gegenteil den Urquell aller Uneinigkeit zwischen Wissenschaft und Religion, die unser modernes Kulturleben zerklüftet. Die Religion verzichtet damit ein für alle Mal auf die Anerkennung von seiten der Wissenschaft, daß sie eine Behauptung, wie diejenige der göttlichen Persönlichkeit, an die Spitze ihrer Forderungen stellt. Die Wissenschaft aber erweist der Religion den schlechtesten Dienst und begibt sich ihres Rechtes, das kritische Wächteramt über allen menschlichen Bewußtseinsinhalt auszuüben, wenn sie die Religion in jener Annahme bestärkt und eine Versöhnung des wissenschaftlichen und des religiösen Bewußtseins herzustellen sucht, indem sie dem letzteren auch dort entgegenkommt und sich ihm willfährig erzeigt, wo ihre eigensten vitalsten Interessen, die Interessen der einfachsten Logik, auf dem Spiele stehen. —

In Wahrheit ist es nicht die Religion als solche, sondern nur der Theismus, der nach einem persönlichen Gotte verlangt. Denn da er Gott und Mensch als zwei verschiedene Wesen auffaßt, so bleibt ihm gar nichts anderes übrig, als die Gemeinschaft beider auf den Begriff der Persönlichkeit zu gründen. Wenn Gott dem Menschen als ein von ihm verschiedenes Wesen gegenübersteht, dann kann der höchste Ausdruck für die innere Beziehung zwischen beiden, wie sie das religiöse Bewußtsein fordert, nur in sittlichen Beziehungen gefunden werden. Wenn aber jene Beziehung sittlicher Art ist, dann freilich muß Gott Persönlichkeit sein. Allein das ist hier doch eben lediglich die Folge davon, daß der Theismus das Verhältnis zwischen Gott und Mensch dogmatisch als ein Kausalverhältnis und damit als ein Verhältnis verschiedener Wesen auffaßt. Der Theismus *will*, daß Gott ein vom Menschen verschiedenes Wesen ist, und folglich *muß* er Persönlichkeit sein. Er will es aber doch im Grunde nur, weil der Theismus recht eigentlich *die priesterliche Auffassung Gottes schlechthin* ist und *die Priester aller Religionen das größte Interesse daran haben, eine andere als die theistische Ansicht nicht aufkommen zu lassen*. Denn die Priester sind die offiziellen Vermittler zwischen dem Menschen und Gott, sowie die Hofbeamten zwischen dem gewöhnlichen Bürger und dem Herrscher vermitteln.

Wenn aber Mensch und Gott gar nicht wesensverschieden sind, dann verliert auch die priesterliche Vermittelung ihren Sinn und wird damit dem Priestertum der Boden unteraus gezogen. Eine Religion insbesondere, in welcher, wie im Christentum, die Idee des göttlichen „Mittlers" das Hauptdogma bildet und die mit diesem Dogma steht und fällt, kann den Dualismus von Gott und Mensch und damit auch die Persönlichkeit Gottes einfach gar nicht entbehren. Denn die Annahme eines göttlichen Mittlers ist abhängig von dem Glauben an die wesenhafte Zweiheit von Gott und Mensch; und darum kann der Christ den Theismus mit seiner Annahme einer göttlichen Persönlichkeit, kann insbesondere auch die Kirche, die sich selbst an die Stelle des göttlichen Mittlers gesetzt hat, jene Anschauung schlechterdings nicht fahren lassen, ebenso wenig wie der Jude sie aufgeben kann, ohne damit das Gesetz für überflüssig zu erklären und aus der Sphäre seiner spezifischen Religiosität herauszutreten.

So begreift es sich, warum die Theologen so hartnäckig für den Begriff der absoluten Persönlichkeit eintreten und ihn praktisch doch glauben festhalten zu müssen, auch wenn sie sich theoretisch von seiner Unhaltbarkeit und Widersinnigkeit überzeugt haben: es geschieht dies aus der Ueberzeugung heraus, daß nur im Christen- bezw. Judentume das religiöse Bedürfnis seine höchste Befriedigung finden könne; sie setzen die Absolutheit ihrer eigenen Religion voraus, und wenn sie sich hierbei auf „wissenschaftliche" Gründe berufen, so darf in ihrem Munde das Wort Wissenschaft immer nur in jenem relativen Sinne verstanden werden, in welchem es das ganze scholastische Mittelalter genommen hat, nämlich als logische Rechtfertigung des offiziellen Glaubens. Daß die Theologie unter christlichem Einflusse sich im Abendlande als eine besondere „Wissenschaft" neben den übrigen Wissenschaften aufgetan hat und dabei das gleiche Ansehen und Vertrauen, wie jene, für sich in Anspruch nimmt, das allein macht eine Verständigung über einen Begriff wie denjenigen der göttlichen Persönlichkeit so aussichtslos, weil beide unter Wissenschaft etwas ganz Verschiedenes verstehen: die ersteren eine solche Bearbeitung der Wirklichkeit, die mit der Vernunft und Logik übereinstimmt, die letztere eine solche, die außerdem auch noch mit dem positiven Glauben übereinstimmt, und bei welcher die logische Widerspruchslosigkeit eventuell zurückzustehen hat hinter dem Inhalte der sogenannten Offenbarung.

Wer sich diese Verhältnisse klar gemacht hat, der wird auch die instinktive Abneigung aller offiziellen Diener der Kirche gegen alles dasjenige verstehen, was nach Pantheismus oder Monismus aussieht, verstehen, warum die Kirche von Anfang an gerade solche Bestrebungen mit äußerstem Mißtrauen betrachtet und mit rücksichtslosestem Haß verfolgt hat, die auf Leugnung der Persönlichkeit Gottes abzielten, auch wenn sie, wie z. B. die mittelalterliche Mystik, selbst innerhalb der christlichen Glaubensgemeinschaft zu stehen wähnten. Denn es handelt sich bei dem Gegensatze zwischen Pantheismus und Theismus nicht etwa um einen Kampf zweier Weltanschauungen, die, logisch betrachtet, gleich gut möglich sind, sondern um den Kampf zweier Willensgegensätze, um einen Interessenkampf, der nicht in friedlicher Weise ausgeglichen, sondern nur mit der gänzlichen Niederlage und Vernichtung des einen der beiden Gegner enden kann. Die Kirche weiß nur zu wohl, daß der Pantheismus mit seiner Verneinung der göttlichen Persönlichkeit nicht bloß ihr gefährlichster, sondern im Grunde ihr einziger Gegner ist. Denn dem Atheismus gegenüber, mag er nun in der Form des Materialismus oder sonstwie auftreten, wird sie immer in dem unauslöschlichen religiösen Bedürfnisse der Menschen ihre nie versagenden Waffen, wird sie immer am Ende ein leichtes Spiel haben. Der Pantheismus hingegen ist selbst religiös und er besitzt in seiner Annahme der Wesensidentität von Gott und Mensch eine innigere reale Beziehung zwischen beiden, als die Kirche je imstande ist, sie einzuräumen, mag sie dabei sich nun auf irgendwelche göttliche Mittlerschaft, die als solche doch immer nur zweiter Hand ist, oder aber auf gewisse abergläubische Veranstaltungen und magischen Hokuspokus stützen.

Hiernach ist es auch nicht richtig, wie die Vertreter des Theismus es gewöhnlich hinzustellen pflegen, daß der Gegensatz des Pantheismus und Theismus ein Gegensatz sei zwischen der „ungläubigen" Philosophie und der Religion, sondern es ist gerade umgekehrt ein Gegensatz zwischen der Religion und der Kirche, dem reinen ungetrübten religiösen Bewußtsein und seiner historischen Ausgestaltung in einer Institution zur äußerlichen Vermittlung der göttlichen Gnade. Wer so den Gegensatz der beiden als einen Willensgegensatz durchschaut hat, wobei die geschichtliche Ueberlieferung und die Lebensinteressen einer bestimmten Religion mit denjenigen des religiösen Bewußtseins überhaupt zusammenprallen, der wird sich auch durch das Pochen des Theismus auf seine „wissen-

schaftliche Beweisbarkeit" nicht imponieren lassen. Denn der wahre und eigentliche Quell, aus welchem die Versuche einer logischen Begründung des Theismus ihre Scheinbarkeit schöpfen, ist einzig und allein — der *Primat des Willens im Selbstbewußtsein.* —

Religion, hat *Hegel* gesagt, ist das Selbstbewußtsein Gottes. Sie ist das Bewußtsein des eigenen Selbst als des Selbstes Gottes oder der Identität des göttlichen und des menschlichen Selbst. Wenn aber Gott ein Selbst für sich besitzt, wenn er Persönlichkeit und damit ein für sich abgeschlossenes Wesen ist, dann kann er nicht mit meinem Selbst identisch, kann mein Selbst nicht zugleich dasjenige Gottes sein. Mein Selbst und Gottes Selbst sind alsdann zwei verschiedene Selbste, und jeder Versuch, eine Identität der beiden herzustellen, führt alsdann zu dem Standpunkte der unmittelbaren Identität mit seinen Konsequenzen des Naturalismus bezw. des abstrakten Monismus zurück, die beide als gleich irreligiös verworfen werden müssen. Denn alsdann bin entweder ich selbst Gott oder aber mein eigenes Selbst ist nichts als eine unwirkliche Erscheinung und Spiegelung des absoluten Selbstes Gottes. Und doch kommt keine Religion darüber hinaus, daß Gott niemals etwas anderes ist als das eigene Selbst des Menschen. Soll er folglich nicht eine bloße subjektive Phantasieprojektion und damit Religion unmöglich sein, so kann dieses Selbst nur unbewußt und mithin selbst keine Persönlichkeit sein. Nur dann kann mein Selbst mit Gott identisch sein, ohne mit meinem Selbstbewußtsein oder Ich zusammenzufallen, wenn es selbst unbewußt ist. *Nur ein unbewußtes Selbst kann zugleich mein Selbst, zugleich dasjenige Gottes sein.* Wenn hingegen Gott das eigene Selbst des Menschen ist, ein anderes Selbst aber als das unmittelbare bewußte Selbst oder Ich nicht da ist, so ist er eben nur meine Vorstellung und bin allein Ich selbst das wahrhaft absolute Wesen.

Mit anderen Worten: *nur die Auffassung des absoluten als des unbewußten Geistes vermag die Religion vor der Feuerbachischen Auflösung derselben in Anthropologie und damit in Illusion zu retten.* Denn darin hat ja *Feuerbach*, wie gesagt, zweifellos recht, daß Gott immer nur das eigene Selbst des Menschen darstellt. Erschöpfte nun das menschliche Selbstbewußtsein oder Ich den Begriff des Selbst, so wäre Gott nur

eine subjektive Phantasieprojektion des Ich, und alle Religion wäre illusorisch. Soll Religion möglich sein, so muß Gott noch etwas mehr sein als bloß das verabsolutierte menschliche Ich. Dann muß aber auch das Selbst mehr sein als das Ich, muß es über alle Subjektivität und Individualität, über die Sphäre des Selbstbewußtseins überhaupt hinausliegen und folglich der unbewußte Grund des letzteren, Gott also, als das wahre Selbst des Menschen, ein unbewußtes Wesen sein. Dies ist noch von keinem Gegner Feuerbachs klar erkannt und mit voller Bestimmtheit hervorgehoben worden, und doch enthält es die einzige Möglichkeit, um sich den antireligiösen Konsequenzen jenes Philosophen zu entziehen. Darum war Feuerbach eigentlich bisher noch unwiderlegt, so vornehm seine theologischen Gegner in dieser Beziehung auch getan haben, und mußten die Vertreter des Theismus ihm gegenüber notwendig ein schlechtes Gewissen haben. Sie haben ihn daher begreiflicher Weise auch mehr totgeschwiegen und ärgerlich bei Seite geschoben, als daß sie ihm wirklich gerecht geworden wären. Denn Gott, als persönliches Selbst aufgefaßt, ist zu durchsichtiger Weise nur das eigene empirische Ich des Menschen, das dieser nur aus sich herausschaut, als daß er sich gegen die Kritik behaupten könnte, sobald dies Verhältnis, wie von Feuerbach, einmal klar durchschaut ist. Allein damit ist doch die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß der Theismus von Seiten Feuerbachs jedenfalls ins Herz getroffen und theoretisch ein für alle Mal abgetan ist. Es waren nur die leicht widerlegbaren naturalistischen und materialistischen Konsequenzen, die Feuerbach selbst aus seiner Einsicht gezogen hat, welche den Sieg der letzteren verhindert und seinen Gegnern die Möglichkeit verschafft haben, sich mit leichter Mühe über seinen Standpunkt überhaupt hinwegzusetzen. Aber auch sie hätten die Feuerbachische Widerlegung des Theismus nicht so vollständig in den Hintergrund drängen können, wenn nicht die modische Bewußtseinsphilosophie, wie sie gegenwärtig den philosophischen Zeitgeist beherrscht, die Vorstellung eines unbewußten und unpersönlichen Gottes für undiskutierbar erklärt und damit nur die Wahl zwischen einer theistischen Religion oder dem völligen Atheismus gelassen hätte. Solange jedoch das Vorurteil nicht gründlich überwunden ist, als ob der Geist notwendig Bewußtsein sei, und der erkenntnistheoretische Idealismus, wenn auch ohne Absicht, die Geschäfte der theistischen Religion besorgt, solange ist an einen Sieg der von Feuerbach gefundenen Wahrheit nicht zu

denken; aber freilich bleibt solange auch die Religion den Angriffen wehrlos ausgesetzt, die Feuerbach gegen sie gerichtet hat, und ist es nicht möglich, sich diesen Angriffen gegenüber anders zu schützen als dadurch, daß man sie möglichst keiner Beachtung würdigt.

Wie es hiernach mit der Behauptung steht, die Religion könne ohne die Annahme eines persönlichen Gottes nicht existieren, das bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Weit entfernt, daß seine Unpersönlichkeit und Unbewußtheit den absoluten Geist als Objekt des religiösen Verhältnisses ungeeignet erscheinen läßt, macht vielmehr sie dessen religiösen Charakter erst in widerspruchsloser Weise möglich und verleiht sie ihm die nötige spekulative Begründung. Die absolute Persönlichkeit aber ist so wenig die religiöse Ansicht von Gott schlechthin, daß vielmehr gerade die Unpersönlichkeit Gottes das erste und wichtigste Postulat des religiösen Bewußtseins bildet. —

Der Vorzug, den ein Standpunkt in religiöser Beziehung hat, der die Wesenseinheit von Gott und Mensch, die Immanenz Gottes im Menschen behauptet, ist oft hervorgehoben worden. Das Wort Pauli, daß wir in Gott „leben, weben und sind", ist von jeher als ein besonders glücklicher Ausdruck für das religiöse Verhältnis des Menschen zu Gott angesehen worden. Philosophen, wie Krause, Lotze und Carriere, und Theologen, wie Pfleiderer, Dorner und andere, haben darin mit Recht die Behauptung der göttlichen Immanenz gefunden, die freilich in das sonstige theologische System des Paulus nicht hineinpaßt, und haben sich bemüht, an dieser Ansicht festzuhalten, ohne übrigens auf das Bewußtsein und die Persönlichkeit Gottes Verzicht zu leisten. Indessen ist leicht einzusehen, daß diese Vereinigung des Theismus mit dem Pantheismus in keiner Beziehung genügen kann: dem religiösen Bewußtsein nicht, weil die Einheit von Gott und Mensch, worauf es ihm vor allem ankommt, durch die Annahme eines göttlichen Bewußtseins doch nicht erreicht und wieder illusorisch gemacht wird; dem wissenschaftlichen Bewußtsein nicht, weil die Immanenz ein sich selbst widersprechender Begriff ist, wenn Gott durch sein Bewußtsein von den endlichen Geistern geschieden sein soll. Hat Gott ein eigenes Bewußtsein und ist er dadurch auf sich selbst bezogen, so ist er eben nicht mein Selbst und ist eine wirkliche Einheit zwischen mir und ihm unmöglich. Dieser Halbpantheismus oder Persönlichkeitspantheismus, wie man den ge-

nannten Standpunkt zu nennen pflegt, ist garnicht, was er zu sein beansprucht, eine Synthese des Pantheismus und Theismus, keine innerliche Vereinigung der beiden Gegensätze, sondern ein bloßes eklektisches Aggregat, und er ist infolge seiner widerspruchsvollen Natur genötigt, entweder in den echten Theismus zurückzuschlagen, d. h. die behauptete Immanenz von Gott und Welt wieder aufzugeben, oder aber in den abstrakten Monismus bezw. den Naturalismus überzugehen. Er ist der Standpunkt „gläubiger" Philosophen und spekulativ veranlagter Theologen, die nicht imstande sind oder nicht den Willen haben, ihre monistische Voraussetzung zu Ende zu denken.

Der echte Monismus, der zugleich allein dem religiösen Bewußtsein genügen, ja, dies besser selbst als der Theismus tun kann, ist einzig der konkrete Monismus. Dieser aber ist nur um den Preis der Verzichtleistung auf die absolute Persönlichkeit zu haben. Daß Persönlichkeit und Selbstbewußtsein bisher immer in dogmatischer Weise für die selbstverständlichen Bestimmungen des absoluten Geistes angesehen worden sind, das hat alle Bemühungen um einen der Welt immanenten Gott von vornherein mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Nicht weniger unfruchtbar sind aber notwendigerweise auch die entgegengesetzten Bemühungen, von der Voraussetzung der göttlichen Immanenz aus die absolute Persönlichkeit begreiflich zu machen. Wird aber gar, wie im echten Theismus, auf die Immanenz und damit auf die Wesenseinheit von Gott und Mensch verzichtet, indem das Verhältnis zwischen beiden als Kausalverhältnis aufgefaßt wird, dann scheint zwar die göttliche Persönlichkeit gerettet, allein bei dieser Annahme der wesentlichen Zweiheit von Gott und Mensch wird die Absolutheit Gottes, seine Allmacht und Allweisheit, aufgehoben und damit der Gottesbegriff selbst vernichtet.

Der berechtigte Gedanke des Persönlichkeitspantheismus besteht darin, daß ein lebendiger Gott, wie das religiöse Bewußtsein ihn für sich fordert, nur auf monistischer Basis möglich ist. Denn nur wenn Gott selbst mit seinen Kräften in den Weltprozeß eingeht, die lebendige Wirklichkeit mithin als die Erscheinung Gottes aufgefaßt wird, kann diesem mit Recht ein Leben zugeschrieben werden. Es ist daher ganz einfach eine Gedankenlosigkeit, den Monismus durch die Forderung eines „lebendigen" Gottes bekämpfen zu wollen. Lebendig konnten die alten Israeliten ihren geistig gemeinten Gott gegenüber den toten Götzenbildern der Nachbarvölker

nennen. Lebendig kann Gott ferner genannt werden im Gegensatze zur beziehungslosen Transcendenz des Deismus, zur starren Substanz des abstrakten Monismus oder zur geistlosen Stofflichkeit des Materialismus. Allein es geht nicht an, den materialistischen Naturalismus und abstrakten Monismus mit dem Pantheismus überhaupt zu identifizieren und daraufhin dem letzteren vorzuwerfen, daß er keinen lebendigen Gott besäße. Lebendigkeit ist überhaupt das schlechteste, weil selbstverständlichste Prädikat, das von der Gottheit ausgesagt werden kann. Denn sie bedeutet nichts anderes als spontane Aktivität, Betätigung und Beweglichkeit von innen heraus im Unterschiede von einer äußerlich übertragenen und aufgenommenen, d. h. mechanischen, Bewegung. In diesem Sinne ist aber auch das Tier, ja, die gemeinste Pflanze lebendig. Es heißt also, Gott auf das Niveau der Tierheit und Pflanzlichkeit herunterziehen, wenn man, wie die heutige unspekulative Theologie nichts weiter von ihm auszusagen weiß als seine Lebendigkeit. Man sucht sich damit im Grunde nur den unbequemen Erörterungen über die Persönlichkeit Gottes zu entziehen und das Problem auf ein Gebiet hinüberzuspielen, wo die Bedenken gegen die absolute Persönlichkeit möglichst vergessen wurden. Allein, so beliebt diese Ausflucht auch heute ist, so wertlos und bedeutungslos ist sie.

Der Begriff der Persönlichkeit hat, wie gezeigt, das religiöse Bewußtsein dazu erzogen, die Gottheit als eine naturfreie, rein geistige Wesenheit aufzufassen — darin beruht seine große geschichtliche Bedeutung. Sobald jedoch die Geistigkeit Gottes eo ipso feststeht und die Gefahr einer Verwechselung des Geistes mit der Natur sowieso ausgeschlossen ist, verliert auch der anthropopathische Begriff der Persönlichkeit seinen Sinn und muß dem Begriffe des unbewußten und unpersönlichen absoluten Geistes das Feld räumen. Der absolute Geist aber ist selbstverständlich lebendig; denn er ist ja nur ein anderer Ausdruck für die absolute Spontaneität und Aktivität oder den Begriff der Freiheit, auf welchen sich die Möglichkeit der Erlösung gründet. Der absolute Geist ist lebendig, weil er Geist ist und als Geist — daran kann auch die Hinzufügung der Persönlichkeit nichts ändern. Persönlichkeit, wenn damit seine Lebendigkeit ausgedrückt werden soll, ist somit eine l e e r e T a u t o l o g i e, und folglich besteht auch aus diesem Gesichtspunkte gar kein Grund, die Persönlichkeit Gottes zu behaupten. —

So erweist sich der Begriff der göttlichen Persönlichkeit recht eigentlich als das Kreuz der Religion: er verwickelt das Denken

in unlösbare Widersprüche, ja, er bedroht sogar die Existenz des religiösen Bewußtseins selbst, weil ein persönlicher Gott ein der Welt transzendenter Gott, ein solcher aber kein absolutes Wesen und folglich überhaupt kein Gott sein kann. Die Annahme, daß Gott persönlich sei, hat schon in Israel dazu geführt, ihn über die gegebene Welt in eine transzendente Ferne hinaufzurücken, und die Unmöglichkeit für das religiöse Bewußtsein, sich bei einem solchen transzendenten Gotte zu beruhigen, hat zur Ausfüllung der Kluft durch Mittelwesen die Veranlassung gegeben. Solche Mittelwesen sind im Judentume die aus dem Parsentum entlehnten Engel, sowie das Wort (Memra) bezw. der hellenische Logos, im Christentume Christus, der heilige Geist, die Heiligen und Engel — sie alle dienen nur als Ersatz für die erstrebte Immanenz Gottes im Menschen. Scheidet man aus diesen Vorstellungen die mythologischen und abergläubischen Bestandteile aus, so bleibt auf der Basis des Theismus am Ende nur der absolut außerweltliche und überweltliche Gott übrig, der um seiner transzendenten Erhabenheit willen sich überhaupt nicht um die menschlichen Angelegenheiten bekümmert, d. h. der Theismus spitzt sich zum Deismus zu. Damit büßt er aber zugleich seine religiöse Bedeutung ein, weil der Mensch zu einem Gotte, der sich außerhalb alles realen Zusammenhanges mit seinen Geschöpfen befindet, sich auch nicht in ein religiöses Verhältnis setzen kann. Gibt es wirklich keinen anderen als den persönlichen Gott, dann hat Nietzsche recht, daß Gott tot ist; denn der Deismus, in welchen die Entwicklung des Theismus konsequenterweise ausläuft, ist tatsächlich nichts anderes als die Säkularisierung und sozusagen die Beerdigung Gottes. Das achtzehnte Jahrhundert mit seiner deistischen Weltanschauung zeigt daher auch einen Tiefstand des religiösen Bewußtseins, wie im neunzehnten Jahrhundert ihn schlimmer kaum die materialistische Strömung der Naturwissenschaft zur Folge gehabt hat. Es ist bedeutsam, daß, als die geistige Entwicklung bei diesem Grade der Aushöhlung des christlichen Gottesbegriffes angelangt war, auch das Judentum imstande war, sich dem Christentume wieder zu nähern, und unter der Führung von Moses Mendelssohn eine Versöhnung mit dem Todfeind anstrebte. Denn damit war in metaphysischer Hinsicht der Unterschied von Judentum und Christentum im Grunde aufgehoben, die Entwicklung des christlichen Gottesbegriffes genau bei dem alten Jahve wieder angelangt, von dem sie ursprünglich ausgegangen war, und der Kreislauf der Entwicklung geschlossen.

Das neunzehnte Jahrhundert hat mit einer tiefen Empfindung für die Unzulänglichkeit des deistischen Gottesbegriffs begonnen und seit Jakobi, Baader und Schleiermachers Reden über die Religion an ihrer Ueberwindung gearbeitet. Die großen spekulativen Philosophen des ersten Drittels dieses Jahrhunderts, ein Fichte, Schelling und Hegel, haben im Monismus die notwendige Voraussetzung eines wahrhaft religiösen Gottesbegriffs erkannt. Allein, da sowohl sie selbst wie ihre Schüler und Nachfolger den Gegensatz des Monismus zur theistischen Weltanschauung teils nicht bemerkten, teils mit der letzteren zu verschmelzen und damit zugleich das Christentum mit der Philosophie zu versöhnen strebten, so zerarbeiteten sie ihre Kräfte nutzlos an der Lösung einer unmöglichen Aufgabe. Es gibt keine Versöhnung zwischen Philosophie und christlichem Theismus; sie sind beide absolut inkommensurabel, sie leben auf verschiedenen Sternen: darüber sollte nachgerade kein Zweifel mehr bestehen. Jeder Versuch, eine solche Versöhnung zu bewerkstelligen, ist vergeudete Mühe und im Prinzip unwissenschaftlich, schon deshalb, weil die Wissenschaft ihrem Wesen nach eine Logifizierung der Wirklichkeit anstrebt, mithin die Vernunft als eine dem Dasein unmittelbar immanente nachweist, der Theismus aber konsequenterweise genötigt ist, die Vernunft als eine transzendente über die Wirklichkeit hinauszurücken, indem er sie als persönliche auffaßt.

Es war nicht zum geringsten Teile die Empfindung des Unwertes und der Nutzlosigkeit dieser ganzen theistischen Bemühungen, was dem Materialismus der Naturwissenschaft im zweiten Drittel des Jahrhunderts einen so leichten Sieg über die Spekulation verschaffte und was ihm vor allem die Gunst der großen Masse gewann, weil diese mit Recht an der Scholastik der spekulativen Theisten kein Genüge finden konnte. Die materialistische Strömung aber hatte zur Folge, daß die Anhänger der Religion sich nun um so fester zusammenschlossen, den Streit im eigenen Lager beilegten und den alten theistischen Gottesbegriff von neuem ihren atheistischen Gegnern gegenüber auf den Schild erhoben.

Seither hat der Streit über die absolute Persönlichkeit geruht oder doch jedenfalls ein tieferes Interesse nicht mehr hervorgerufen. Selbst E. v. Hartmanns spekulative Zusammenfassung aller Gründe, welche gegen die Persönlichkeit Gottes sprechen und seine Begründung eines neuen Gottesbegriffes auf konkret-monistischer Basis

dieser furchtbarste Angriff, der jemals gegen den Theismus geführt worden ist, hat einen größeren Sturm der Geister nicht entfesselt. Schien sich doch das Interesse für spekulative Probleme, das im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts vorherrschte, in weiteren Kreisen einstweilen erschöpft zu haben, und hat doch im letzten Drittel jenes Jahrhunderts die Philosophie selbst alles getan, um die Gleichgültigkeit der großen Masse den höchsten Fragen der Menschheit gegenüber zu befördern, ja, selbst das Verständniß für die letzteren durch ihre bei jeder Gelegenheit bekundete Verachtung der Spekulation zu untergraben. Und wirklich ist ihr dies so gut gelungen, daß die Gegenwart nach allem anderen eher zu fragen pflegt, als nach der grundlegenden Ausgestaltung des Gottesbegriffes, daß sie sich einbildet, die religiöse Krisis durch Entmetaphysizierung der bisherigen religiösen Weltanschauung überwinden zu können, anstatt die Ueberwindung umgekehrt in der spekulativen Fortbildung der veralteten religiösen Metaphysik zu suchen. Da wird das ästhetische Moment herangezogen, um die Intensität des religiösen Gefühles zu verstärken, Schönrednerei und Phrasentum müssen die Flachheit des allgemeinen Standpunktes verhüllen, und ein modischer Heroenkultus, der sich Jesus willkürlich nach dem Gefallen der eigenen Zeit zurechtdeutet und religiös ohne jeden Wert ist, dient dazu, über den Mangel an spekulativem Gehalt hinwegzutäuschen. Die Theologie aber, anstatt gegen diese Verwässerung aller wahrhaft religiösen Denkungsart Front zu machen, erblickt in ihr ein geeignetes Mittel, um für sich daraus Kapital zu schlagen. Unfähig, die spekulativen Bemühungen der Vergangenheit auch nur zu verstehen, arbeitet sie selbst daran, die Religion ins rein Psychologische und Historische herabzuziehen, und gibt sich dabei dem beruhigenden Gefühle hin, das Wesen des Christentums erst hiermit wirklich verstanden zu haben. Wenn das Interesse für die Kernfragen der Religion ein Gradmesser zu sein pflegt für den philosophischen Geist einer Epoche, so hat es kaum jemals ein unphilosophischeres Zeitalter gegeben als das letzte Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Hat es doch hier der erkenntnistheoretische Skeptizismus der offiziellen Philosophie, ihre prinzipielle Abwendung von der Spekulation und ihr würdeloses Kokettieren mit den Erfahrungswissenschaften geradezu dahin gebracht, daß der neu erwachte religiöse Sinn der Gegenwart in der philosophischen Atmosphäre der Zeit keinen Boden vorbereitet findet, um wertvolle Früchte darauf zu ziehen. So steht

noch heute der einst so heftig geführte Streit über die Persönlichkeit Gottes an der alten Stelle, und wo sich etwa ein Protest gegen den unpersönlichen Gott der Philosophie des Unbewußten regt, da geschieht es von einem Standpunkte aus, daß die Philosophie es eigentlich unter ihrer Würde halten muß, sich ernsthaft darauf einzulassen.

In der Tat ist alles, was während des letzten Menschenalters zu Gunsten der absoluten Persönlichkeit von Philosophen und Theologen vorgebracht ist, mehr als kläglich und läßt nur soviel klar erkennen, daß man entweder überhaupt nicht imstande ist, die grundlegende Bedeutung des Problems zu erfassen, oder aber ganz einfach keine Lust hat, sich in seiner affektierten Ruhe diesem Gegenstande gegenüber stören zu lassen. Hier gilt jeder Standpunkt als willkommen, der, wie radikal er im übrigen auch sein mag, das theistische Grunddogma unangetastet läßt, jeder gegnerische Standpunkt dagegen, der den Stier bei den Hörnern packt und den letzten Grund der ganzen modernen religiösen Krisis in der Unzulänglichkeit der bisherigen Gottesauffassung nachweist, gilt von vornherein als unannehmbar" und muß es sich gefallen lassen, von „maßgebender Seite" einfach ignoriert zu werden. Ist nun aber damit die absolute Persönlichkeit bewiesen? Die Anhänger des Theismus pflegen es gewöhnlich so darzustellen und geberden sich, als ob aus dem Streite über die Persönlichkeit Gottes ihr Standpunkt als Sieger hervorgegangen wäre. Wer indessen die Verhältnisse kennt, der wird sich durch diese Haltung der Theisten und das gleichgültige Schweigen der offiziellen Philosophie in der ganzen Frage nicht täuschen lassen. Ein Problem auf der Seite liegen lassen, weil man zufällig kein Interesse dafür besitzt oder vielleicht auch Grund hat, sich auf seine Erörterung nicht einzulassen, heißt nicht, es lösen — ein Problem aber, wie dasjenige der absoluten Persönlichkeit, das von so fundamentaler Wichtigkeit für das wissenschaftliche, wie für das religiöse Bewußtsein ist, ja, von dessen Entscheidung der ganze Fortschritt der menschlichen Kultur abhängt, kann nicht auf die Dauer in künstlicher Vergessenheit gehalten werden. Es muß früher oder später wieder in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses treten, es muß zum Schlachtruf werden, wodurch sich die Parteien von einander unterscheiden und wofür sie streiten: „hie Pantheismus — hie Theismus?" — und das wird dann erst der wahre „Kulturkampf" sein.

---

# Theologischer Positivismus?

Von

**Lic. Dr. Georg Wobbermin.**

Unter der Ueberschrift „Der theologische Positivismus“ hat Ferd. Jak. Schmidt im Januarheft dieser Zeitschrift eine religionsphilosophische Studie veröffentlicht, die meines Dafürhaltens der Beachtung in höchstem Maße wert ist, so wenig ich auch — um das gleich im voraus zu sagen — ihren Resultaten und Leitsätzen ohne weiteres zuzustimmen vermag. Die Grundstimmung aber und die Grundmotive seines religionsphilosophischen Programms scheinen mir einen berechtigten Wahrheitskern zu enthalten; seine Ausführungen müssen nur von gewissen Einseitigkeiten gereinigt werden, damit jener als solcher erkannt und anerkannt werden kann.

Schmidt setzt ein bei Gunkels Schrift „Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments“, bei der Schrift also, in der sich die aufstrebende religionsgeschichtliche Richtung der gegenwärtigen Theologie ihren bisher klarsten und zielbewußtesten Ausdruck verschafft hat. Denn durch den Nachweis Gunkels, daß „das Christentum eine synkretistische Religion“ sei, und daß speziell „die Hauptstücke der Christologie nicht von dem historischen Jesus“ herkämen, sondern „unabhängig von ihm und vor ihm entstanden“ seien, ist für Schmidt das Fundament derjenigen theologischen Gesamtanschauung, die er als theologischen Positivismus bezeichnet — weil sie sich allein und ausschließlich auf die Geschichte, auf die positiven Geschichtstatsachen stellt — erschüttert, und zwar unrettbar und bedingungslos erschüttert. Nun halte ich freilich gerade an den beiden genannten Punkten die Formulierungen Gunkels für nicht besonders glücklich, so sehr ich im übrigen seine bezüglichen Studien als außerordentlich wertvoll und die Forschung fördernd zu schätzen weiß.

Das Christentum ist so wenig eine synkretistische Religion, daß es vielmehr den striktesten Gegensatz zu jeder synkretistischen Religionsform und zu aller synkretistischen Religiosität bedeutet. Diese These wird durch die vorliegenden Resultate der vergleichenden Religionsforschung nicht umgeworfen oder auch nur gefährdet, sondern im Gegenteil gestärkt; das gilt wenigstens, sofern man nicht dem Begriff des Synkretismus eine von der herkömmlichen abweichende Bedeutung gibt. Letzteres ist allerdings bei Gunkel in gewisser Weise der Fall; Schmidt nimmt nun Gunkels Terminologie auf, deutet und verwertet sie dann aber im herkömmlichen Sinne. Insofern tut er Gunkel Unrecht; denn er gelangt daraufhin zu Folgerungen, die nicht im Sinne Gunkels sind. Unter dem Begriff der synkretistischen Religion versteht man — bezw. verstand man bisher — solche Religionsformen, in denen verschiedenartige Glaubens- und Kultusbestandteile (verschiedenartig nach Herkunft und Charakter) als gleichwertig nebeneinander gestellt und dadurch zu einer äußerlichen Einheit zusammengeschlossen werden, ohne daß sie einer bestimmten einheitlichen religiösen Grundauffassung entsprechen. Musterbeispiele solch synkretistischer Religionen bieten uns die sogenannten gnostischen Sekten der ersten Jahrhunderte der christlichen Aera. Analoga zu diesen aber finden sich auch sonst überall in der Religionsgeschichte; in derjenigen des klassischen Altertums z. B. vor allem in der Gestalt des Orphismus, der zugleich eine der Wurzeln des Gnostizismus darstellt.

Von dem so näher bestimmten Synkretismus unterscheidet sich nun die christliche Religion, wie sie im Neuen Testament bezeugt ist, aufs schärfste dadurch, daß sich in ihr eine ganz bestimmte einheitliche und eindeutige religiöse Grundstimmung Ausdruck verschafft. Eine bestimmte eigenartige religiöse Bewußtseinsstellung ist es, die der christlichen Religion zu Grunde liegt, und die in ihrer charakteristischen Verschiedenheit von aller sonstigen Religiosität das eigentliche Grundmerkmal des Christentums ausmacht. Die christliche Religion ist — rein geschichtlich betrachtet — diejenige Art oder Stufe von Religiosität, die sich in den ersten Jüngern und Aposteln auf Grund ihrer Ueberzeugung von der Auferstehung des Herrn ausbildete und sich dann von ihnen aus weiter in der Geschichte der Menschen verbreitet hat. Vor jenem Zeitpunkt gab es christliche Religiosität im Vollsinn des Wortes bei den Jüngern

jedenfalls nicht; und des Herrn eigene Religiosität als christliche zu bezeichnen, wäre mindestens ungenau. Die Ueberzeugung aber von der Auferstehung des Herrn — die Ueberzeugung also, daß Jesus Christus nicht im Tode geblieben sei, dem er anheimgefallen war, sondern daß er (nämlich er selbst, nicht sein Leichnam) in die Lebensgemeinschaft mit Gott eingegangen sei —, diese Ueberzeugung ist den Jüngern offenbar erwachsen als letzte Frucht ihres ganzen Verkehrs mit dem Herrn; es war die letzte Wirkung seiner Gesamterscheinung und Gesamtwirksamkeit auf Erden. Ist das Zustandekommen dieser Ueberzeugung, daß Jesus Christus in die Lebensgemeinschaft mit Gott eingegangen sei, die eigentliche Entstehungsursache der christlichen Religion, so ist von hier aus auch die Eigenart der christlichen Religiosität selbst zu erfassen. Das religiöse Verhältnis, d. h. das Beziehungs-Verhältnis des Menschen zu einer von ihm geglaubten Welt der Jenseitigkeit bestimmt sich im Christentum näher als persönliches Verhältnis unbedingtesten Vertrauens zu dem heiligen, aber liebenden und fürsorgenden Vater-Gott, der als solcher doch zugleich Schöpfer und Herr der ganzen Welt ist. Das ist der Glaube, zu dem Jesus seine Jünger angewiesen hat, das der Glaube, in dem die Männer des Neuen Testaments gelebt haben und den ihre Schriften widerspiegeln — am allermeisten die des Paulus und des Verfassers des 4. Evangeliums. Eben deshalb bestimmt sich aber für diesen Glauben, wie schon angedeutet, auch die Welt der Jenseitigkeit, die irgendwie in aller Religion in Frage steht, in spezifischer Weise; und zwar nicht nur allgemein als höhere Macht, die dann auf dem Standpunkt höherer Geistesbildung, der allein in Betracht kommt, entweder als eine Vielheit von Einzelgöttern oder als ein unpersönliches Absolutes gedacht werden könnte, sondern speziell als geistig-ethische Persönlichkeit, und zwar als die über dem Universum, d. h. über dem Zusammenhang der Dinge stehende und waltende Persönlichkeit, also als absolute Persönlichkeit. Nur zu einer ethischen Persönlichkeit kann man ein Vertrauensverhältnis haben, nur zum persönlichen Gott ein religiöses Verhältnis unbedingten Vertrauens.

So ist denn im ganzen der christliche Glaube der Glaube an den einen persönlichen Gott und an die Bestimmung des Menschen zur Lebensgemeinschaft mit ihm. Dieser Glaube ist daher nicht nur nicht synkretistisch, er bedeutet vielmehr die prinzipielle Ueber-

windung aller synkretistischen Religiosität. Denn dieser Glaube verträgt, so lange er sich selbst treu bleibt, wenigstens an seinem zentralen Kern schlechterdings keine Zuordnung und keine Beifügung fremdartiger Elemente. Sofern im Katholizismus eine solche nicht bedingungslos verhindert wird, gerät in ihm das Christentum in Gefahr, auf die Stufe unterchristlicher Religiosität herabgedrückt zu werden. Dem Neuen Testament liegt diese Gefahr fern. Damit ist aber natürlich nicht ausgeschlossen, daß nicht auch in ihm zur Ausmalung der religiösen Gedankenreihen Ausdrücke und Vorstellungen herangezogen sind, die ursprünglich in anderen Religionen erwuchsen. Das religiöse Erlebnis selbst wird im Neuen Testament dadurch nicht berührt, wenigstens nicht in der ausschlaggebenden Hauptmasse seiner Schriften. Aber allerdings ist damit ein gewisser Ansatzpunkt für Umbildungsprozesse in rückläufiger Linie gegeben. Und daher ist es unter doppeltem Gesichtspunkt wünschenswert und erforderlich, daß jene Ausdrücke und Vorstellungen erkannt und nach Herkunft und Charakter untersucht werden. Sowohl die rein wissenschaftliche Religionsforschung wie die kirchliche Praxis haben daran das allergrößte Interesse. Freuen wir uns also des Aufblühens der jungen Disziplin und seien wir den kühnen Forschern, die als Bahnbrecher und Pfadfinder arbeiten, dankbar! Aber eine synkretistische Religion ist das Christentum nicht.

Von diesen Erwägungen aus fällt nun auch bereits auf die andere von Schmidt mit besonderem Nachdruck angezogene These Gunkels hinreichendes Licht, daß die Hauptstücke der Christologie des Neuen Testaments unabhängig von dem historischen Jesus, nämlich vor ihm, entstanden seien. Auch hier ist die mehrdeutige Begriffsformulierung für die Sache selbst nicht bedeutungslos. Bei dem Begriff „Christologie des Neuen Testaments" ist zunächst an die theologischen Theorien und Spekulationen gedacht, mit denen die neutestamentlichen Schriftsteller sich die Bedeutung der Person Jesu Christi für die christliche Religion in verschiedener Weise zurechtgelegt haben, indem sie mit den ihnen zur Verfügung stehenden Denkmitteln und Vorstellungsformen die Voraussetzungen und Folgerungen dieser Bedeutung konstruierten. Daß zur Klarstellung dieser Denkmittel und Vorstellungsformen die vergleichende Religionsgeschichte heranzuziehen ist, scheint mir Gunkels Schrift unwiderleglich bewiesen zu haben. Aber von Schmidt wird nun der Begriff „Christologie des Neuen Testaments" doch auch auf jene für die christliche Religion

grundlegende Bedeutung der Person Jesu Christi selbst übertragen. Unter diesem Gesichtspunkt ist aber dem Satz, daß die Hauptstücke der Christologie des Neuen Testaments nicht vom historischen Jesus herkämen, in keiner Weise zuzustimmen. Denn in diesem Sinne hat die Christologie des Neuen Testaments garnicht verschiedene „Stücke“, so wenig wie überhaupt die christliche Religion verschiedene „Stücke“ hat; sondern jene „Christologie“ ist die notwendige Voraussetzung des Zustandekommens und des Bestehens christlicher Religiosität und insofern auch das notwendige Komplement der letzteren.

Daß der allmächtige Vater-Gott die Menschen zur Lebensgemeinschaft mit sich bestimmt hat, dieser Glaube ist den Jüngern — auf der Grundlage der jüdischen Religiosität und der in dieser letzteren damals schon enthaltenen oder ihr eben zuströmenden synkretistischen Elemente — doch nur unter dem Eindruck der Person Jesu Christi zu der Ueberzeugungssicherheit erstarkt, die eben jenen Glauben zum A und O, zur Grundkraft und zum beherrschenden Prinzip ihres neuen religiösen Bewußtseins gemacht hat. Denn in Jesus Christus sahen sie die lebendige Selbstoffenbarung jenes allmächtigen Vater-Gottes; Gottes Liebesgesinnung und Heiligkeitswillen sahen sie in ihm wirksam. Schon bei Lebzeiten des Herrn waren sie gelegentlich zu dieser Glaubenserkenntnis gelangt. Aber letztere war doch zunächst unsicher und schwankend geblieben. Zur unerschütterlichen Gewißheit wurde sie ihnen erst nach seinem Tode; und zwar dadurch, daß sie die Ueberzeugung gewonnen, er sei nicht im Tode geblieben, er sei „auferstanden“ und zur „Rechten Gottes“ erhöht.

Können wir diesen Sachverhalt aus der Darstellung der Synoptiker und der Apostelgeschichte mit kaum anfechtbarer Wahrscheinlichkeit erschließen, so bestätigt ihn der 4. Evangelist mit runden Worten in der Erzählung 14, 8 ff.: „Sagt Philippus zu ihm, Herr, zeige uns den Vater, so sind wir zufrieden. Sagt Jesus zu ihm, so lange bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt, Philippus? Der mich gesehen hat, der hat den Vater gesehen. Wie magst du sagen, zeige uns den Vater? Glaubst du nicht, daß ich im Vater, und der Vater in mir ist? . . . . glaubet mir! . . . . Denn ich gehe zum Vater.“ Diese Erzählung ist für den behaupteten Sachverhalt offenbar auch dann beweiskräftig, wenn sie nicht ein bestimmtes Geschehnis historisch wieder-

gibt. Denn in letzterem Falle spiegelt sie doch jedenfalls die Auffassung des Evangelisten und seine Stellung zur Sache. Mit dieser aber stimmt weiter auch die des Paulus vollständig überein. Man denke vor allem an 2. Kor. 5, 16 ff.: „Haben wir auch Christus nach dem Fleisch gekannt, davon wissen wir jetzt nichts mehr. Darum wo einer in Christus ist, da ist neue Schöpfung ... Gott war es, der in Christus die Welt mit sich selber versöhnte.“ So ist also der Glaube im christlichen Vollsinn des Worts, der Glaube als innerlich persönlichstes Vertrauensverhältnis zum persönlichen Gott bedingt durch das Heilandsleben Jesu Christi und durch die auf Grund dieses seines Heilandslebens den Jüngern erwachsene Ueberzeugung von seiner Auferstehung. Deshalb gehört aber diese „Christologie“ notwendig zur christlichen Religion hinzu; und das gilt speziell auch von der zuletzt genannten Auferstehung. „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube — d. h. also unser Glaube, der christliche Glaube — „eitel“, sagt Paulus 1. Kor. 15, 15. Halten wir dieses Wort mit dem vorher erwähnten des 2. Kor.-Briefes zusammen: „Haben wir auch Christus nach dem Fleisch gekannt, davon wissen wir jetzt nichts mehr“, so kann kein Zweifel darüber sein, was für Paulus der eigentliche Nerv der Christologie ist. Es ist die Ueberzeugung, die er 1. Kor. 15, 23 dahin formuliert, daß Christus als Erstling zum Leben (d. h. zur dauernden Lebensgemeinschaft mit Gott) gelangt sei. Diese Ueberzeugung aber war und ist für die christliche Religion konstitutiv. Denn wenn der christliche Glaube der Glaube an den persönlichen Gott und die Bestimmung des Menschen zur Lebensgemeinschaft mit diesem persönlichen Gott ist, wie müßte dann nicht dieser Glaube in sich selbst zusammenfallen, wenn nicht allererst und jedenfalls gerade er, durch den es zu diesem Glauben gekommen ist, den Tod überwunden hätte und in die Lebensgemeinschaft mit Gott eingegangen wäre? Hat Jesus Christus den Tod nicht überwunden, ist er im Tode geblieben, ist er nicht zur Lebensgemeinschaft mit Gott gelangt, dann haben auch seine Jünger, die Christen, keinen Grund und kein Recht zu einer solchen Hoffnung. Und dann fällt weiter auch die Grundlage dieser Hoffnung dahin, wenigstens wird sie vollständig unsicher und schwankend, nämlich der Glaube an die Existenz eines persönlichen Gottes, der die Menschen zur Erlangung geistig-sittlichen Personlebens bestimmen und die, welche unter seiner Führung solches erlangt haben, in die Lebensgemeinschaft

mit sich aufnehmen könnte. Ohne jenen Glauben an die Auferstehung Jesu Christi ist also wirklich der ganze christliche Glaube eitel, verliert Sinn und Zusammenhang, fällt in sich zusammen. Wäre jener Glaube von der christlichen Religion abtrennbar, dann könnte wenigstens in Frage kommen, ob sie etwa eine synkretistische Religion sei. Da es nicht der Fall ist, so ist sie die prinzipielle Ueberwindung aller synkretistischen Religiosität. Denn die verschiedenen, vorher genannten Bestandteile des christlichen Glaubens sind eben für ihn und in ihm nicht verschiedene „Stücke", sondern es sind die in der einheitlichen Grundidee des Christentums befaßten, einander fordernden und bedingenden Teilmomente derselben. Als einzelne „Stücke" sind sie für die christliche Religion verhältnismäßig gleichgültig; denn das Wesen der christlichen Religiosität wird durch keines jener einzelnen Stücke repräsentiert, aber auch nicht durch die Zusammenordnung und Aneinanderfügung derselben, sondern erst und allein durch ihre innere Zusammengehörigkeit und ihr organisches Ineinandergreifen. Mögen also auch die einzelnen „Stücke" als solche, d. h. als Stücke ihren Ursprung haben, wo immer — und wir wollen für jeden Nachweis dieser Art dankbar sein —, die Selbständigkeit und der Eigenwert der christlichen Religion wird dadurch in keiner Weise berührt und die Beurteilung des Wesens der christlichen Religion ist davon ganz unabhängig.

Indirekt können freilich auch in letzterer Beziehung die religionsgeschichtlichen Detailforschungen eine Bedeutung gewinnen, indem sie nämlich gerade dazu führen, jene Einsicht zu befestigen. Denn die Reflexion auf die betreffenden religionsgeschichtlichen Daten und ihr Verhältnis zur christlichen Religion läßt keinen Zweifel darüber, daß das eigentliche Wesen des Christentums nicht in irgend welchen historischen Einzeltatsachen besteht, sondern vielmehr in einer Wahrheit, die über alle Geschichte hinausliegt. Wohl ist das Christentum eine geschichtliche Religion, und der geschichtliche Charakter ist für seine spezifische Eigenart von grundlegender Bedeutung, denn die Person Jesu Christi ist der Quellpunkt dieses seines geschichtlichen Charakters. Aber die Wahrheit und damit dann auch das Grundwesen des Christentums liegt über die Geschichte hinaus, ist mehr als bloß geschichtliche Wahrheit.

In Bezug auf die Religion ist nämlich die Frage nach dem Wesen von der andern nach der Wahrheit nicht abzutrennen;

die erstere führt zur zweiten und ist nur von der Stellungnahme zu dieser aus zum Abschluß zu bringen. Wobei natürlich keineswegs notwendig an einen absoluten Abschluß gedacht zu werden braucht, sondern sehr wohl vorbehalten werden kann, daß ein absoluter Abschluß für uns hier überhaupt unerreichbar ist, jede zu gewinnende Antwort also doch eine relative bleibt. Die Frage nach dem Wesen der Religion, speziell der christlichen Religion, hängt aber deshalb mit der nach ihrer Wahrheit unlösbar zusammen, weil die Wahrheit, um die es sich in der Religion handelt, eine andere ist als die sogenannte Wahrheit, die auf allen übrigen Gebieten in Frage steht. In der Religion handelt es sich um die Wahrheit im strengen Sinne des Wortes, um Wahrheit nicht nur für uns, sondern um die Wahrheit schlechthin, um objektive Wahrheit, also um die eine absolute Wahrheit, bezugsweise um das Reich der Wahrheit.

Das ist gerade die Grundtendenz aller Religion, uns über die Sphäre der Subjektivität, in die wir sonst eingeschlossen sind, zu erheben und uns in Beziehung zu setzen zur Welt der objektiven Wahrheit. Die Welt der Jenseitigkeit, auf welche uns alle Religionen hinweisen, will die Welt der objektiven Wahrheit sein. Das gilt letztlich selbst vom Nirvana des Buddhismus. Ist es aber so, dann ist die Hauptfrage, die an eine Religion zu stellen ist, gerade die, *ob sie wirklich an die objektive Wahrheit heranführt*. Und deshalb spielt diese Frage auch in die andere nach dem Wesen der Religion bezugsweise einer Religion hinein. Nun ist freilich die eben näher bestimmte Wahrheitsfrage für das menschliche Denken nicht abschließend lösbar; sie liegt über die Grenzen menschlichen Erkennens hinaus. Es ist Sache des Glaubens, wird und soll immer Sache des Glaubens bleiben, sich in dieser Wahrheitsfrage zu entscheiden. Nur der christliche Glaube als Glaube kann überzeugt sein, durch die christliche Religion über die Sphäre der Subjektivität hinausgehoben, in die Sphäre der objektiven Realität und also die Sphäre der objektiven Wahrheit erhoben zu werden. Aber darum ist doch für die wissenschaftliche Reflexion hier nicht einfach die Welt mit Brettern vernagelt. Auch die wissenschaftliche Reflexion behält hier ihre Kompetenz, wennschon nur in der Form einer unendlichen Aufgabe und nur in der Form einer nachträglichen denkenden Beurteilung der Glaubensüberzeugung. Die Glaubensüberzeugung als solche ist das Primäre; die wissenschaftliche Reflexion aber

kann und soll auch sie zum Objekt ihrer denkenden Beurteilung machen und so — d. h. also sekundärer Weise — auch ihrerseits zu jener Wahrheitsfrage Stellung nehmen.

Zu geschehen aber hat das durch die Untersuchung, ob sich jene Glaubensüberzeugung den sonstigen ahnenden Ausblicken, die sich von den verschiedenen Endpunkten des menschlichen Geisteslebens aus ergeben, einordnet und ob sie einen Schlüssel an die Hand gibt, diese verschiedenartigen Ahnungen und Ausblicke zu einer Einheit zusammenzuschließen. Damit stehen wir freilich vor einem progressus in infinitum, und also vor einer unendlichen Aufgabe. Nur so ist zur Frage nach der Wahrheit der Religion wissenschaftlich Stellung zu nehmen. Und das ist so, weil die Wahrheit der Religion über das bloß Empirische und also auch über alles empirisch Geschichtliche hinausliegt. Und weil wieder die so beschaffene Wahrheit im Mittelpunkt des religiösen Lebens steht — wenigstens auf der Höhe der religiösen Entwicklung im Christentum —, deshalb führt schon die Frage nach dem Wesen der christlichen Religion an ihre überempirisch-übergeschichtliche Grundidee heran. Und diesen Sachverhalt klar herauszustellen, dazu können allerdings die religionsgeschichtlichen Forschungen mit ihrem in dieser Beziehung negativen Resultat Anlaß werden.

So ergibt sich denn auch für Schmidt als erstes Resultat der Studien Gunkels ein solches negativer Art; dies nämlich, daß sich die Reduktion des reinen Christentums auf die Persönlichkeit des historischen Jesus endgültig als unmöglich und bedeutungslos herausstelle. Denn darin sieht Schmidt das eigentliche Charakteristikum des sog. theologischen Positivismus — und diesen betrachtet er als die theologische Hauptbewegung des 19. Jahrhunderts —, daß derselbe die unverrückbaren Grundlagen des Glaubenslebens wieder auf einen äußerlich-historischen Glauben, den Glauben an die Persönlichkeit des historischen Jesus reduziert wissen wolle. Diese Beurteilung der von Albr. Ritschl ausgegangenen theologischen Schule ist nun freilich eine einseitige und daher schiefe. Ich wenigstens kenne überhaupt keinen irgendwie namhaften Theologen der Gegenwart, der die unverrückbaren Grundlagen des Glaubenslebens auf den äußerlich-historischen Glauben an die Persönlichkeit Jesu reduziert wissen wollte. Und die Hauptwerke jener theologischen Richtung müßten jedenfalls jeden, der so urteilt, eines Besseren belehren, — ich nenne nur

Harnacks Dogmengeschichte, sowie seine Vorlesungen über das Wesen des Christentums, Herrmanns Buch über den Verkehr des Christen mit Gott, Kaftans Dogmatik. Ja für Albr. Ritschl, den Vater dieser theologischen Schule, war sogar die Bekämpfung des römischen Glaubensbegriffes, der einen bloß äußerlich historischen Glauben nicht bedingungslos ausschließt, einer der Angelpunkte seines gesamten theologischen Denkens. Und andererseits ist es das große Verdienst Albr. Ritschls und der von ihm inaugurierten Theologie, die geschichtliche Basis des Christentums in das volle Licht historischer Forschung gerückt und sie so historisch sichergestellt zu haben. Wie wichtig das ist, ergibt sich aus der Beachtung des schon vorher betonten geschichtlichen Charakters der christlichen Religion von selbst; es tritt aber in seiner vollen Bedeutung erst dann hervor, wenn man erwägt, daß durch den geschichtlichen Charakter des Christentums — der ja vor allem auf der Bedeutung des geschichtlichen Jesus Christus beruht — ebendeshalb auch die Eigenart der christlichen Religiosität selbst bedingt ist.

Indes über dieser an sich außerordentlich wichtigen Einsicht in den geschichtlichen Charakter der christlichen Religion ist nun doch in der Durchschnitts-Theologie unserer Zeit das andere vielfach zurückgestellt, ja verdunkelt worden, daß die Wahrheit der christlichen Religion über alle Geschichte hinausliegt. Und so meint denn allerdings die Durchschnitts-Dogmatik heute sehr allgemein, den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion einfach durch den Rückgang auf die geschichtliche Grundlage des Christentums erbringen zu können. *Das ist aber ein Irrtum von verhängnisvoller Tragweite, der auf die Dauer notwendig zu einer Verflachung der theologischen Hauptdisziplin, d. h. eben der Dogmatik führen müßte.*

In der Tat hat die theologische Dogmatik bereits heute nicht nur in bedenklichster Weise die Fühlung mit den übrigen Wissenschaften, auch den ihr nahestehenden Geisteswissenschaften, verloren, sondern sie hat sogar innerhalb der Theologie selbst ihr früheres Ansehen und ihre frühere Bedeutung fast gänzlich eingebüßt. Das hängt aber mit dem erwähnten Umstand aufs engste zusammen. Die Dogmatik der alten protestantischen Theologie faßte die Gesamtbildung ihrer Zeit in sich und vertrat die christliche Weltanschauung auf der Grundlage dieser Gesamtbildung bezw. in der Auseinandersetzung mit derselben. Diese ihre Haupt-

aufgabe — also die apologetische Aufgabe — hat die heutige Durchschnitts-Dogmatik fast ganz aus den Augen verloren. Sie ist zu einer rein innertheologischen und damit innerkirchlichen Disziplin geworden. Eben deshalb hat sie aber auch ihre alte Bedeutung für die Theologie selbst verloren. Denn die theologisch-historischen Disziplinen haben sich umgekehrt je länger, desto mehr in den breiten Strom der allgemeinen Geschichts- und Kulturforschung eingefügt; so dienen sie — indirekt — der theologisch-apologetischen Aufgabe fast besser als die auf den Isolierschemel gerückte Dogmatik. Und doch kann diese Aufgabe vollständig und allseitig nur in der Dogmatik bearbeitet werden, da sie über das rein historische Gebiet hinausführt. Deshalb kann auf die Dauer auch nur die Dogmatik die Selbständigkeit der Theologie als Sonderwissenschaft sicherstellen. Die theologisch-historischen Disziplinen für sich könnten der allgemeinen Geschichtswissenschaft eingegliedert werden. Um so bedenklicher ist aber der skizzierte Zustand der gegenwärtigen Dogmatik. Und ihm gilt letztlich Schmidts Klage über den „theologischen Positivismus“. In dieser Begrenzung ist seine Warnung, die Entwicklung der christlichen Religion nicht auf die Rekonstruktion des geschichtlichen Jesus zu reduzieren, durchaus berechtigt und als Stimme eines an der Sache interessierten, aber außerhalb der Schranken der Fachwissenschaft stehenden Gelehrten beherzigenswert.

Indes von diesem richtigen Ansatz aus geht Schmidt nun zu meines Erachtens unberechtigten Aufstellungen fort. Seine vor einseitigem Historizismus warnende Beurteilung überstürzt und überschlägt sich selbst in der Weise, daß sie in Gefahr kommt, zu einer unhistorischen, ja antihistorischen zu werden.

Das gilt schon von der von ihm befürworteten Methode; vollends gilt es dann von dem Resultat, das er mittelst dieser Methode erreichen zu können meint.

Was die Methode anlangt, so fordert Schmidt, die Religionswissenschaft müsse „zu allererst nicht von einer äußeren Erscheinungsform, sei es des Urchristentums oder der Person des historischen Jesus, sondern von der Idee der christlichen Religion überhaupt ausgehen“. Sie habe dann weiter darzustellen, wie diese Idee ein und dieselbe geblieben sei in der fortschreitenden Verwirklichung ihres Wesens in den äußeren Erscheinungsformen. Der letztere Satz muß jeden nachdenklichen Leser stutzig machen. Kommt nicht dieses Verfahren auf eine runde

petitio principii heraus? Nur aus den äußeren Erscheinungsformen ist doch die Idee zu erschließen. Gebe ich also ausgesprochenermaßen die Anweisung, erst nachträglich in den Erscheinungsformen die Identität der Idee aufzuzeigen, so bedeutet eine solche Anweisung die Aufforderung zur willkürlichen Konstruktion der Idee. Wollen wir solche Willkür vermeiden, dann werden wir eben bei den geschichtlichen Erscheinungsformen einzusetzen haben, und zwar gerade so, daß wir absichtlich und bewußt vom Urchristentum ausgehen. Denn in ihm haben wir den Quellpunkt der Gesamterscheinung und der Gesamtentwicklung der christlichen Religiosität vor uns. Wir werden also im ganzen die Idee der christlichen Religion ausfindig machen, indem wir die im Neuen Testament bezeugte Form des ursprünglichen Christentums mit der in der nachfolgenden Entwicklung hervortretenden inneren Entwicklungstendenz zusammenhalten und unter Anleitung der letzteren den spezifischen Kern der christlichen Religiosität herausstellen.

Befolgen wir aber diese Methode, dann kann kein Zweifel darüber sein, daß Schmidt die Idee der christlichen Religion unzureichend und deshalb auch falsch bestimmt, wenn er sie als die der Verlebendigung des geistigen Menschheitstypus bezeichnet. Das gilt zumal, wenn wir die nähere Erläuterung hinzunehmen, die Schmidt dieser Idee gibt. Sie soll besagen, daß das menschliche Individuum sich seines Geistseins bewußt werde und sich damit über die Endlichkeit seiner sinnlich-psychischen Schranken erhebe. Aber damit ist das eigentlich-charakteristische Merkmal der christlichen Religiosität kaum berührt, geschweige denn rein und vollständig beschrieben.

Wir hatten schon vorher Gelegenheit, herauszustellen, welches nach dem Zeugnis des Urchristentums das entscheidende Charakteristikum der christlichen Religion sei. In dem Glauben an den einen persönlichen Gott, den Herrn der Welt, und an die Bestimmung des Menschen zur Lebensgemeinschaft mit ihm hatten wir es gefunden. Eben dies bestätigt aber auch der Blick auf den geschichtlichen Entwicklungsprozeß innerhalb der christlichen Religion. Denn die innere Tendenz dieses Entwicklungsprozesses ist ganz unverkennbar die, jenen Glauben immer sicherer und reiner zu erfassen. Die griechisch-morgenländische Kirche betrachtet das christ-

lich-religiöse Verhältnis noch wesentlich unter naturhaften und dinglichen Gesichtspunkten. Naturhafte Einwirkungen sollen dem Einzelnen das Heil vermitteln, und Gott selbst erscheint daher als eine Größe, als eine Substanz dinglicher Art, nicht — wenigstens nicht primär — als ethische Persönlichkeit. Im abendländischen Katholizismus wird die vorwiegend naturhafte Betrachtungsweise durch eine ethische abgelöst. Doch ist es nur erst eine äußerlich-ethische und daher auch nur eine halb-ethische. Das ewige Leben wächst nach der hier geltenden Auffassung nicht aus dem geistig-persönlichen Leben, wie es sich in der Gemeinschaft mit Gott verinnerlicht und vertieft, von selbst hervor, sondern als äußerliche Belohnung muß es durch Vermittlung der Kirche dem Gläubigen appliziert werden. Demgemäß tritt die ethisch-persönliche Wesensbestimmtheit Gottes zwar mehr in den Vordergrund als in der morgenländischen Kirche; aber Gott ist dem Menschen gegenüber doch vorwiegend bloß der Richter im Sinne einer mächtigen Privatperson, mit der jener in einem Kontraktverhältnis steht. Erst im Protestantismus kommt die streng ethisch-persönliche Fassung des religiösen Verhältnisses voll zur Geltung. Der Glaube wird zum eminent persönlichsten Akt der geistig-sittlichen Lebensbetätigung, der überhaupt denkbar ist, zur vertrauensvollen Hingabe der eigenen Persönlichkeit. Darum wird aber auch Gott hier erfaßt als der himmlische Vater voll heiliger Liebesgesinnung, d. h. also als ethische Persönlichkeit im Vollsinne des Worts. — Eben jener Glaubensbegriff ist aber offenkundig der die ganze religiöse Stimmung des Neuen Testaments beherrschende. Paulus hat ihn mit besonderer Präzision herausgearbeitet. Aber auch bei den Synoptikern und beim 4. Evangelisten liegt er zu Grunde, wie ihn denn auch die bestüberlieferten Worte des Herrn — die Sprüche der Bergpredigt und das Vater Unser — voraussetzen. Dieser Glaubensbegriff fordert aber als Gottesbegriff den des persönlichen Gottes. Wie immer dieser näher gefaßt und bestimmt werden möge — das ist Sache der theologischen bezw. religionsphilosophischen Reflexion, nicht unmittelbar und notwendig des Glaubens als solchen — er selbst ist von der christlichen Religiosität, sobald diese über sich selbst klar ist, unabtrennbar.

Darnach ist es also ungenau und letztlich unrichtig, wenn Schmidt die Idee des Christentums in der Verlebendigung des geistigen Menschheitstypus findet. Wohl ist eine solche Ver-

lebendigung durch das Christentum herbeigeführt worden und wohl ist dieselbe die Vorbedingung für das Zustandekommen christlicher Religiosität. Denn nur geistig-sittliche Persönlichkeiten können Religiosität im Sinne des Christentums betätigen; nur aus geistig-sittlichem Personleben kann christliche Religiosität hervorwachsen. Aber es sind das eben nur Begleit- und Folgeerscheinungen der christlichen Religion, nicht sie selbst, und daher auch nicht ihre Grundidee.

Mit dieser unrichtigen Bestimmung der Zentralidee des Christentums durch Schmidt hängt nun wieder die geschichtsphilosophische Konstruktion zusammen, durch die er dem Christentum seinen Platz in der geistigen Entwicklung der Menschheit anzuweisen sucht. Er gelangt dabei ganz konsequent zu der Behauptung, der universelle Inhalt des Christentums stamme aus dem Abendland (die hellenische Idee der Verlebendigung des Geistes repräsentiert ihm ja diesen Inhalt), das „Evangelium" aber habe nur die universelle Form für denselben geliefert. Damit stellt er aber den wirklichen Sachverhalt ungefähr auf den Kopf. Die christliche Religion hat offenbar und unzweifelhaft an derjenigen religiös-sittlichen Entwicklung, die uns in den Urkunden des Alten Testaments und des späteren Judentums überliefert ist, ihre eigentliche Vorbereitung gehabt, und zwar gerade in inhaltlicher Beziehung. Die Religion der Propheten und der Psalmen steht dem Christentum ungleich näher als die idealistische Philosophie Griechenlands. Immerhin ist auch hier die Aufstellung Schmidts nicht ganz ohne Wahrheitskern. Die abendländisch-hellenische Denkweise hat wirklich bei der Entstehung der christlichen Religion auch inhaltlich mitgewirkt. In der Logos-Idee, die ja die idealistische griechische Philosophie beherrschte und die auch auf die religiösen Kulte, zumal die Mysterienkulte der späteren Antike stark eingewirkt hatte, liegt dieser Einschlag abendländischer Geistesbildung vor. Es geht doch nicht an, den Logos-Gedanken des Urchristentums lediglich als einen fremdartigen Zusatz in der erstmaligen Ausgestaltung der christlichen Religion zu betrachten.

Allerdings ist die Heranziehung des Logosbegriffs im 4. Evangelium zunächst aus schriftstellerischen Nützlichkeitsrücksichten zu begreifen. Der Autor verschafft sich durch ihn seinen griechischen Lesern gegenüber einen Anknüpfungspunkt im allgemeinen Denken

der Zeit. Daß es sich so verhält, beweist vor allem der doppelte Umstand, daß einerseits das Wort λόγος als philosophischer Terminus nur im Prolog des Evangeliums erscheint, daß andererseits das Evangelium selbst das Wort mehrfach ganz unbefangen in anderem Sinne und in anderen Wendungen gebraucht. Aber daneben muß auch das andere betont werden, daß der Logosbegriff in der Denkweise des Evangelisten auch innere Anknüpfungspunkte hat, sodaß er sich ihm fast notwendig aufdrängen mußte. Schon daß der Begriff im 1. Joh.-Brief wiederkehrt (1. Joh. I 1), spricht für diese Auffassung. Ausschlaggebend ist dann eben die inhaltliche Verwandtschaft, die wenigstens in einer Beziehung zwischen der ganzen religiösen Betrachtungsweise der johanneischen Literatur und derjenigen des Logosbegriffs besteht.

Ehe ich auf diese Verwandtschaft etwas näher eingehe, muß aber ein Einwand, der sich hier nahelegt, im voraus erledigt werden. Die johanneische Literatur, in erster Linie das 4. Evangelium, zeigt innerhalb des Neuen Testaments den behaupteten Einfluß des griechischen Denkens. Aber hat das 4. Evangelium selbständigen Wert neben den Synoptikern? Für die Beurteilung des hier in Frage stehenden Problems hat es solchen, wie mir scheint, in der Tat. Gewiß ist der Quellenwert des 4. Evangeliums für die Erforschung der evangelischen Geschichte ein geringerer als derjenige der Synoptiker. Aber man darf die Evangelien nicht nur unter diesem Gesichtspunkt beurteilen und ihren Wert nicht bloß nach diesem Gesichtspunkt bemessen. Eine andere gleichfalls notwendige Beurteilung ist die, welche die Evangelien auf ihren Zeugniswert für die Erkenntnis des Wesens der christlichen Religion als solcher ansieht. Die christliche Religion ist ja nicht ohne weiteres mit der evangelischen Geschichte identisch. Die christliche Religion ist diejenige Religion bezw. diejenige Stufe der religiösen Entwicklung, die durch Jesus Christus beschafft ist, genauer: die unter dem Eindruck der Person Jesu Christi entstanden ist. Wenn ich nun die Evangelien unter dem Gesichtspunkt betrachte, was ich aus ihnen für die Erkenntnis des Wesens des Christentums entnehmen kann, dann bedeutet der Umstand, daß die Synoptiker die konkreten Züge der evangelischen Geschichte treuer bewahrt haben, als das 4. Evangelium, noch nicht notwendig einen Vorzug. Und ihnen in dieser Hinsicht einen solchen Vorzug wirklich nicht einzuräumen, folglich in dieser Hin-

sicht die Bedeutung des 4. Evangeliums nicht herabzusetzen, fordert eine andere in diesem Zusammenhang wichtige Beobachtung. Das ist die Beobachtung, daß die Gesamtauffassung des Paulus derjenigen des 4. Evangeliums näher steht als derjenigen der Synoptiker. Unter dem genannten Gesichtspunkt erweisen sich nämlich die Synoptiker auf der einen Seite, das 4. Evangelium auf der anderen als verschiedene Spiegelbilder des Eindrucks, den die Person Jesu Christi gemacht und der so die Entstehung der christlichen Religion herbeigeführt hat. Und dann tritt diesen beiden Zeugnissen als drittes dasjenige des Paulus zur Seite. Folglich liefert aber dann den Maßstab zur Beurteilung des Zeugniswertes jedes der drei verschiedenen Zeugnisse eine Vergleichung der drei untereinander unter Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Entstehung der christlichen Religion. Und da nun das paulinische Zeugnis dem „johanneischen" näher steht als dem synoptischen, da außerdem Paulus und der 4. Evangelist mindestens dieselbe Bedeutung für die werdende christliche Religion gehabt haben wie die Synoptiker und deren Gewährsmänner, so folgt, daß der Zeugniswert des 4. Evangeliums demjenigen der Synoptiker wenigstens gleichzustellen ist. Das gilt, wie gesagt, wenn wir das 4. Evangelium auf seinen Zeugniswert für die Beurteilung des Wesens der christlichen Religion selbst, nicht auf seinen Quellenwert für die Erforschung der evangelischen Geschichte ansehen. Und es gilt, ganz gleich, wer jener „Johannes" bezw. sein Gewährsmann gewesen sein möge. Nur dann würde es nicht gelten, wenn nicht bloß das 4. Evangelium, wie es uns vorliegt, sondern schon der Gewährsmann seiner Gesamtauffassung so spät anzusetzen wäre, daß er nicht mehr in die Zeit des Urchristentums eingerechnet werden dürfte. Zu dieser Annahme liegt aber schlechterdings kein begründeter Anlaß vor. Auch hat jedenfalls auf die christliche Religion, wie sie zu einer religions- und kulturgeschichtlich bedeutsamen Größe geworden ist, die Gesamtbetrachtung des 4. Evangeliums entscheidenden Einfluß geübt.

Diese Gesamtbetrachtung des 4. Evangeliums ist nun mitbestimmt durch den griechischen Logosgedanken. Der Logosgedanke ist ja auch keineswegs, wie heute theologischerseits oft behauptet wird, an sich pantheistisch orientiert. Ob der Logosgedanke pantheistisch oder nicht pantheistisch verstanden und gedeutet wird, hängt lediglich von der diesbezüglichen Gestaltung des hinter ihm stehenden Gottesbegriffs ab. Der Logosgedanke an sich

besagt *zunächst nur, daß Gott von Ewigkeit her und seinem Wesen zufolge die Welt lebendig durchwalte.* Nach dieser Richtung hin bestimmt also allerdings der Logosgedanke seinerseits den Gottesbegriff bezw. überhaupt den Gottesglauben. Und dies ist nun auch das für uns hier entscheidende Moment. Denn der Gottesglaube in seiner spezifisch-christlichen Form führt von selbst und notwendig zu dieser Auffassung. Besonders stark tritt das im 4. Evangelium hervor. Es fehlt indes auch bei Paulus nicht. „von Gott und durch Gott und zu Gott hin sind alle Dinge", sagt er Röm. 11, 36, und 1. Kor. 15, 28 schildert er das Ideal der Gottesherrschaft sogar mit den kühnen Worten: „auf daß Gott sei alles in allem (in aller Kreatur, in allen Wesen)". Darnach ist also Gott nicht als außerweltlicher, sondern als innerweltlicher, die Welt von innen her Durchwaltender zu denken. Und das liegt doch auch in der Konsequenz sowohl der Predigt Jesu wie der religiösen Grundstimmung des Christentums. Denn wenn Gott als außerweltlicher gedacht wird, so muß die Wirksamkeit Gottes in der Welt auf vereinzelte Akte des Eingreifens in das Weltgeschehen beschränkt werden. Wie sehr man dann auch diese Akte des von außen her Einwirkens und Eingreifens häufen möge, es bleiben doch immer nur einzelne neben einander stehende Akte. Eine die Welt in jeder Beziehung tragende und sie stetig durchwaltende Allmacht Gottes ist mit der Vorstellung *der Außerweltlichkeit* Gottes nicht vereinbar. Diese letztere Vorstellung ist nun aber die im Alten Testament und auch in der spätjüdischen Literatur vorherrschende. Sie ist dort jedenfalls nicht prinzipiell überwunden. Daß sie in der christlichen Religion prinzipiell überwunden ist, gehört mit zu den Zügen, welche das Christentum als Weltreligion und als absolute Religion charakterisieren.

*Hierbei ist aber der Logosgedanke des griechischen Denkens mitbeteiligt gewesen.* Gerade das 4. Evangelium und die Geschichte seiner Benutzung in der ältesten Christenheit beweisen das. Es wurde zwar vorher gesagt, eine solche Gestaltung des Gottesglaubens liege schon in der Konsequenz der Predigt Jesu. Wird damit nicht die Bedeutungslosigkeit des griechischen Logosgedankens für die Entstehung der christlichen Religion bewiesen? Doch keineswegs. Vielmehr ist historisch sicher, daß sich jene Tendenz der christlichen Religion nur unter dem Einfluß des griechischen Logosgedankens

durchgesetzt und entfaltet hat. Wenn derselbe Logosgedanke in der weiteren Entwicklung der christlichen Religion auch Wirkungen ganz anderer Art ausgeübt hat — und er ist allerdings in hervorragendem Maße an der mythologischen Ausprägung des Dogmas beteiligt gewesen —, so ist das doch eine Sache für sich; die positive Bedeutung des Logosgedankens für das Christentum wird dadurch nicht aufgehoben oder auch nur beeinträchtigt. Diese positive Bedeutung ist aber in der neueren Theologie nicht zu ihrem Recht gekommen. Auch das muß Schmidt rundweg zugegeben werden.

Achten wir nun gerade auf diese positive inhaltliche Verwandtschaft der christlichen Religiosität mit dem griechischen Logosgedanken, so folgt, daß der christliche Glaube an den einen persönlichen Gott, der die Menschen zur Lebensgemeinschaft mit sich bestimmt, zugleich die Tendenz hat, jenen persönlichen Gott als innerweltlichen, d. h. (bezw. das soll heißen) die Welt lebendig durchwaltenden zu begreifen. Damit erwächst allerdings der dogmatischen bezw. religionsphilosophischen Reflexion das Problem, wie die so näher bestimmte Innerweltlichkeit Gottes mit seiner Wesensbestimmtheit als absoluter Persönlichkeit zusammengedacht werden könne. Doch gehört ein Eingehen auf diese Frage nicht mehr zu unserem Thema. Meine Stellung zu derselben habe ich an anderem Orte dargelegt, indem ich Gott als einheitliche Allheit geistig-persönlichen Lebens, die tragend und leitend hinter der Gesamtentwicklung des kreatürlichen Lebens und damit schließlich hinter der Gesamtentwicklung des Kosmos überhaupt stehe, zu bestimmen und diese Bestimmung durch Heranziehung biologischer Analogien zu verdeutlichen gesucht habe; vergl. meine Vorlesungen über den christlichen Gottesglauben in seinem Verhältnis zur gegenwärtigen Philosophie, S. 88 ff.

Für uns aber ergibt sich von hier aus nochmals — und zwar mit gesteigerter Sicherheit —, daß die christliche Religion in dem Maße die prinzipielle Ueberwindung aller synkretistischen Religiosität bedeutet, daß ihre Wahrheit — zwar der Menschheit geschichtlich vermittelt — doch selbst über alle Geschichte hinausliegt.

„Es war der ewige Logos Gottes" — d. h. der Inbegriff der geistig-persönlichen Lebenskräfte Gottes, oder, was dasselbe ist, der Inbegriff der Lebenskräfte des geistig persönlichen Gottes — „der Fleisch ward und unter uns wohnte, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater."

# Die Bedeutung der Berufsbeamten für die Staatsverwaltung.

(Aus einem in der staatswissenschaftlichen Gesellschaft in Jena gehaltenen Vortrag.)

Von

Professor J. Riedner.

---

Es ist für den, der den Gang unseres öffentlichen Lebens mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, nicht schwer zu erkennen, daß sich in der Stellung des Berufsbeamtentums in der Verwaltung vor unseren Augen eine gewisse Veränderung vollzieht. Wir beobachten, wie die Bedeutung, um nicht zu sagen die Wertschätzung der Berufsbeamten in der Staatsverwaltung anfängt zurückzutreten. Der Gedanke, daß die allgemeine Staatsverwaltung nicht allein in die Hände von Berufsbeamten zu legen sei, sondern bei derselben Personen, die den Schwerpunkt ihrer Lebensbetätigung im privatwirtschaftlichen Leben haben, mit maßgebendem Einfluß zu beteiligen seien, beherrscht nicht nur die öffentliche Meinung, sondern findet auch schon in der Gesetzgebung des Reichs nicht minder wie der Einzelstaaten, besonders in Preußen, einen immer deutlicheren Ausdruck. Auf allen Gebieten der Verwaltung werden neue Verwaltungsformen geschaffen, die das Gemeinsame haben, daß zur Verwaltung auch Nicht-Berufsbeamte herangezogen werden. Es werden ganze Kollegien aus Nicht-Berufsbeamten gebildet, die in den Behördenorganismus eingegliedert werden. Personen der verschiedensten Lebensstellung, vornehmlich aus dem Interessentenkreise des betreffenden Verwaltungsgebiets, finden hier Aufnahme. Dieser Zug ist für die ganze neuere Verwaltungsgesetzgebung geradezu typisch. So erhielt im Jahre 1890 die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts im Kolonialrat einen „sachverständigen Beirat für koloniale Angelegenheiten", der einzelne Fragen der Kolonialverwaltung zu begutachten hat und auch selbständige Anträge stellen

kann; so wurde dem Reichskanzler im Jahre 1897 „zur Mitwirkung bei Ausübung der ihm auf dem Gebiete des Auswanderungswesens zustehenden Befugnisse ein sachverständiger Beirat“ beigeordnet. Zur Hilfe für den Bundesrat wurde im Jahre 1896 der Börsenausschuß geschaffen: „die Vielseitigkeit und Bedeutung der dem Bundesrat übertragenen, eine umfassende sachliche Information voraussetzenden Funktion“, so heißt es in den Motiven des Börsengesetzes, „macht den Beirat von Sachverständigen unerläßlich“. Bei Revision der Gewerbegesetzgebung im Jahre 1897 bekennt die Regierung, „sie entbehre bei den im Interesse des Handwerks zu treffenden Maßnahmen des Beirats und der gutachtlichen Mitwirkung der Handwerker. Je bedeutsamer die Fragen seien, welche bei der modernen Entwicklung der Verhältnisse im Handwerk an die Verwaltung herantreten, umsomehr müsse darauf Wert gelegt werden, daß diese Fragen der Erörterung der Kreise der Beteiligten unterzogen würden, und es sei daher Vorsorge zu treffen, daß den Organen des Handwerkerstandes eine ihrer Bedeutung entsprechende Mitwirkung in der Verwaltung gewahrt werde.“ Deshalb wurden die Handwerkskammern geschaffen, bestehend aus Handwerkern, die die Staatsbehörden durch Information und Gutachten unterstützen, Wünsche und Anträge, welche die Verhältnisse des Handwerks berühren, der Behörde vorlegen und in allen wichtigen das Handwerk betreffenden Angelegenheiten gehört werden sollen. In der Verwaltung der Einzelstaaten treten, in Preußen im Jahre 1894, die Landwirtschaftskammern hervor. Sie haben nach dem Gesetz „die Verwaltungsbehörden bei allen die Land- und Forstwirtschaft betreffenden Fragen durch tatsächliche Mitteilungen und Erstattung von Gutachten zu unterstützen. Sie haben nicht nur über solche Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung sich zu äußern, welche die allgemeinen Interessen der Landwirtschaft oder die besonderen landwirtschaftlichen Interessen der beteiligten Bezirke berühren, sondern auch bei allen Maßnahmen mitzuwirken, welche die Organisation des ländlichen Kredits und sonstige gemeinsame Aufgaben betreffen;“ „denn auf die vorhandenen Organe allein gestützt“, so sagen die Motive des preußischen Gesetzes, „werde es der Staatsregierung schwer fallen, den bestehenden Zustand überall mit der erforderlichen Sicherheit festzustellen und solche Mittel zur Abhilfe zu finden, welche nicht nur theoretisch richtig, sondern auch nach Lage der Verhältnisse und der Ansichten in den Kreisen der Beteiligten selbst praktisch durchführbar sind“. Demselben Zweck dienen

die Handelskammern, die im Jahre 1897 eine weitere Ausgestaltung erhalten haben. Aerzte und Apothekerkammern sind in der Ausbildung zu gleichen Funktionen begriffen.

Und diese Notwendigkeit, Leute zur Verwaltung heranzuziehen, die in der Verwaltung nicht ihren Beruf finden, sondern im praktischen Leben stehen, hat man auch dort empfunden, wo schon in der Zusammensetzung der aus Berufsbeamten gebildeten Behörden auf eine besondere Sachkunde Wert gelegt war. So z. B. auf dem Gebiet der Hygiene. Hier gliedert sich dem Reichsamt des Innern ohnehin das Reichsgesundheitsamt an, welches aus Berufsbeamten mit besonderer Sachkunde, Botanikern, Chemikern, Aerzten u. a. gebildet ist. Trotzdem nahm man, als durch das sogenannte Reichsseuchengesetz vom 30. Juni 1900 die Perspektive auf eine weitere umfassende Verwaltungstätigkeit des Reichs auf hygienischem Gebiet eröffnet wurde, noch eine Ergänzung dieses Behördenorganismus vor durch Bildung des Reichsgesundheitsrats, der das Reichsgesundheitsamt bei Erfüllung der ihm zugewiesenen Aufgaben unterstützen sollte, ein Kollegium im praktischen Leben stehender sachverständiger Personen aus allen Teilen des Reichs. Kurz zuvor hatte Preußen im Jahre 1899 die Gesundheitskommissionen als „kollegiale Hilfsorgane für Zwecke der staatlichen Gesundheitspflege“ ausgestaltet.

Die Bedeutung der meisten dieser Organe geht über den Zweck bloß begutachtender, die ordentlichen Staatsbehörden beratender sachverständiger Kollegien hinaus. Nicht nur, daß sie die Tätigkeit der Verwaltung durch Anträge anregen sollen, sie werden auch zu selbständiger Wahrnehmung einzelner Verwaltungstätigkeiten berufen. Den Handwerkskammern überläßt man z. B. die Ausübung gewisser obrigkeitlicher Befugnisse auf dem Gebiet des Lehrlings- und Gesellenprüfungswesens gegenüber den Innungen; die Handelskammern haben die verschiedensten Verwaltungsbefugnisse in der Leitung und Beaufsichtigung des Handelsverkehrs, Anstellung von Handelsmäklern und Dispacheuren, Ausstellung von Ursprungszeugnissen, Beaufsichtigung der Börsen und anderer Anstalten und dergleichen; der Reichsgesundheitsrat kann nach neueren Bestimmungen des Bundesrats eine schiedsrichterliche Tätigkeit zwischen den einzelnen Bundesstaaten entfalten.

Aber noch weiter geht die Heranziehung von Nicht-Berufsbeamten. Sie werden, nicht anders wie es auf dem Gebiet des Gerichtswesens bei der Heranziehung der Schöffen und Geschworenen geschieht, in die Verwaltungsbehörden zur Mitentscheidung bei

wichtigeren Entschließungen aufgenommen. Das Reichsversicherungsamt mit seinen nichtständigen Mitgliedern, das im Jahre 1901 geschaffene Aufsichtsamt für Privatversicherung mit seinem Versicherungs-Beirat geben hierfür Beispiele.

Bei allen diesen in der letzten Zeit geschaffenen Neuorganisationen handelte es sich nicht um eine einheitliche planmäßige Gesetzgebung, sondern alle diese Organisationen sind ad hoc gemacht. Die Bedürfnisse des einzelnen Verwaltungszweiges, den man gerade regelte, führten jedesmal von neuem dazu, derartige Organisationsformen zu schaffen, wie wir sie nunmehr auf fast allen Gebieten der Verwaltung haben. Dadurch wird aber die ganze Erscheinung um so bedeutsamer; sie ist nicht das Produkt einer einmaligen Aktion, sondern erscheint als eine allenthalben durch das praktische Bedürfnis diktierte Forderung. Manche dieser neuen Verwaltungsbildungen haben ja nun noch ganz andere hier nicht zu erörternde Zwecke, sie dienen zum Teil in erster Linie der Belebung der Selbstverwaltung, während ihre Verwertung für die allgemeine Staatsverwaltung nur der sekundäre Zweck ist, jedenfalls aber geht ein Gedanke offenbar durch diese ganze Gesetzgebung, der Gedanke: Die öffentliche Verwaltung, die Tätigkeit, die der Staat im Interesse der Gemeinschaft, zu der wir alle gehören, entfaltet, ist bei den Berufsbeamten allein nicht in den richtigen Händen; bei ihnen finden die individuellen Bedürfnisse und berechtigten Interessen nicht genügende Würdigung; diese Bedürfnisse und Interessen können nur aus dem Kreise der Interessenten selbst, von Männern, die im praktischen Leben stehen, richtig beurteilt werden, und solche müssen einen maßgebenden Einfluß auf die Verwaltung gewinnen. Ja, es wird von manchen die Perspektive eröffnet, wir seien auf dem Wege des Ueberganges vom Beamtenstaat zum Selbstverwaltungsstaat, indem man hierbei unter Selbstverwaltung die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten durch gewählte Ehrenbeamte versteht, die dem Kreise der Interessenten entstammen.

In dieser Gedankenfolge begegnet sich die Bewegung mit der jetzt oft so impulsiv hervorbrechenden Mißstimmung gegen die sogenannte Herrschaft der Juristen in der Verwaltung. Nicht als ob sich beides deckte. Der Kampf gegen die Herrschaft der Juristen in der Verwaltung ist zunächst nicht gegen die Berufsbeamten als solche gerichtet, er besteht innerhalb der Berufsbeamten selbst, die ja durchaus nicht alle Juristen sind. Er wird in gewissem Sinne

sogar zwischen zwei Gruppen von Berufsbeamten geführt, die wir gemeinhin beide als Juristen zu bezeichnen pflegen, den sogenannten Verwaltungsbeamten und den Juristen im engeren Sinne, d. h. den speziell im Zivilrecht zum richterlichen Beruf ausgebildeten Juristen. Die Verwaltungsjuristen werfen den letzteren oft Formalismus vor und Mangel an Kenntnis der Gebiete des praktischen Lebens, mit denen es die Verwaltung vornehmlich zu tun hat. Der sogenannte Justitiar hebt sich oft amtlich scharf von dem Verwaltungsjuristen ab, und ein Resultat dieser Antagonie haben wir auch in den neueren Bestrebungen zu sehen, die Kompetenz der ordentlichen Gerichte in Verwaltungssachen möglichst einzuschränken und besondere Verwaltungsgerichte einzurichten, in denen Verwaltungsjuristen die entscheidende Stimme haben. Sodann wird aber der Kampf geführt gegen beide Gruppen gemeinsam von den Berufsbeamten, die nicht juristische oder spezifisch verwaltungstechnische Vorbildung haben, den sogenannten Fachleuten. Man sträubt sich dagegen, daß auf Gebieten, wie dem der Hygiene, des Schulwesens, des Kirchenwesens, des Bauwesens, die überwiegende Verwaltungsarbeit geleistet oder gar das entscheidende Wort geführt werde von Leuten, die hier keine Fachkenntnisse besitzen. Man unterscheidet dabei nicht erst viel zwischen Verwaltungs- und Ziviljuristen, die man beide für gleich gefährlich hält, sondern wünscht alle Rechtskundigen überhaupt möglichst auf einige bescheidene Hilfsfunktionen, wobei man vornehmlich an Prozesse denkt, beschränkt zu sehen.

Soweit deckt sich die Reaktion gegen die Juristenherrschaft offenbar nicht ganz mit der Reaktion gegen das Berufsbeamtentum überhaupt, wie wir sie in den angeführten Gesetzen beobachten; aber doch hängt beides aufs engste zusammen, und auf seine Begründung untersucht ist die Klage über die Juristenherrschaft oder, wie man auch sagt, über Bureaukratie oft in der Tat nichts anderes als die Klage über das Berufsbeamtentum überhaupt, als dessen typische Vertreter nur die juristisch vorgebildeten Verwaltungsbeamten angesehen werden, schon weil sie in der Regel die Behörden nach außen vertreten. Die Behörde, die von oben regiert, ist es meist, von der sich der Einzelne bedrückt fühlt, der er Mangel an Verständnis für seine Interessen vorwirft, ohne daß viel unterschieden wird, ob in der Behörde sogenannte Juristen oder sogenannte Fachleute sitzen, ob darin gar — wovon die wenigsten überhaupt etwas wissen — die Juristen oder die Fachleute die Majorität haben;

und es mag auch wohl vorkommen, daß ein bureaukratischer Beschluß ohne weiteres auf das Konto der sogenannten Juristen gesetzt wird, auch wenn dieselben von der Majorität der Fachleute im Kollegium überstimmt sind.

Aber man mag nun annehmen, daß vornehmlich die juristisch vorgebildeten Berufsbeamten das Berufsbeamtentum diskreditiert haben oder nicht, jedenfalls bleibt die Tatsache bestehen, daß gegenwärtig die Tendenz dahin geht, der Herrschaft des Berufsbeamtentums in der Verwaltung entgegenzutreten, daß der Wunsch mancher sogar dahin geht, ihm überhaupt die führende Stellung in der Verwaltung zu nehmen. Bei der Entschiedenheit, mit der die neuere Gesetzgebung auf diesem Wege unter dem Drucke der öffentlichen Meinung vorwärtsgeht, ist es meines Erachtens wohl angezeigt, die Frage aufzuwerfen, wie weit man hierbei wird gehen dürfen. Den richtigen Gesichtspunkt dafür wird man aber nur gewinnen, wenn man sich klar macht, welche Funktionen in der Verwaltung es denn eigentlich sind, die gerade spezifisch von Berufsbeamten zu leisten sind und die nicht ebensogut oder besser in anderen Organisationsformen von Nicht-Berufsbeamten geleistet werden können.

Hierfür kann nichts förderlicher sein, als wenn man sich erinnert, welche praktischen Bedürfnisse zur Ausbildung unseres Berufsbeamtentums geführt haben. Dank den Forschungen von Schmoller u. a. sind wir gerade über die Entstehung des preußischen Beamtentums, welches die Signatur des heutigen deutschen Beamtentums überhaupt wesentlich mitbestimmt hat, gut unterrichtet. Die Entwicklung liegt hier um so klarer zu Tage, als die Schaffung des Berufsbeamtentums hier auf eine zielbewußte Tätigkeit der Landesherren zurückzuführen ist, und wir die bestimmten Bedürfnisse kennen, durch welche diese Tätigkeit veranlaßt ist.

Wie war denn die Lage, mit der die brandenburgisch-preußischen Landesherren zu rechnen hatten, ehe sie ihr Territorium mit einer zentralgeleiteten Schaar ergebener Berufsbeamten verwalten konnten? Das, was wir jetzt Verwaltung nennen, hatte mehr den Charakter eines ständigen Paktierens des Fürsten mit einzelnen Interessenten. Beispielsweise erscheinen auf dem Gebiet des Militärwesens die Regimenter als Privatunternehmungen einzelner Obersten, die die Offiziere als ihre Privatdiener anstellten und dann ihrerseits mit dem Fürsten in ein Kontraktverhältnis traten. Auf dem Gebiet der Finanzverwaltung sehen wir die Abgaben mit den Ständen,

lokalen Interessentengruppen, vereinbart, die lokale Umlegung und Erhebung nicht minder, wie die ganze Leitung des Finanzwesens lag in der Hand ständischer von der fürstlichen Zentralgewalt unabhängiger Ausschüsse; mit den verschiedensten lokalen Gewalten mußte paktiert werden. Ueberall unzusammenhängende Sonderinteressen, deren Nebeneinander nicht das Bild eines Gemeinwesens, eines Staats, wie wir ihn verstehen, darbot. Sollte hieraus ein einheitlich organisiertes Gemeinwesen entstehen, so mußte Jemand — und das konnte nach Lage der Dinge nur der Fürst sein — von einheitlichen Gesichtspunkten aus diese verschiedenen sachlichen Interessen zusammenfassen und sich daher auf allen Gebieten einen Einfluß zu verschaffen suchen. Für diese Tätigkeit mußte der Fürst eigene Organe haben, die lediglich nach seinen Intentionen handelten und deshalb von jenen Sonderinteressen emanzipiert waren.

Dasselbe Bedürfnis ergab sich durch die lokale Zersplitterung. Preußen war bis zum Großen Kurfürsten, schon rein äußerlich betrachtet, kein einheitlicher Staat, es bestand aus einer Reihe selbständig verfaßter Territorien, die nur in Personalunion in dem Fürsten verbunden waren. Jedes Territorium hatte seine eigene Regierung und war in seinen territorialen Sonderinteressen dadurch besonders fest nach außen abgeschlossen, daß das Indigenat, die Zugehörigkeit zum Territorium nach Wohnsitz und Abstammung, als Voraussetzung für die Wahrnehmung obrigkeitlicher Funktionen galt. Noch unter dem Großen Kurfürsten mußten im Herzogtum Preußen alle Beamtenstellen mit Eingeborenen vom Adel besetzt werden, noch 1653 mußte der Kurfürst selbst in der Kurmark versprechen, möglichst nur Kurmärker, keine Preußen und keine Clever anzustellen, und den Cleve-Märkischen Ständen wurde zu derselben Zeit noch ausdrücklich das Recht bestätigt, daß sämtliche Ratsstellen und sonstige Beamtenstellen, ausgenommen die Unterbeamten- und Dienerstellen, allein mit eingeborenen beerbten Landsassen eines jeden der beiden Länder zu besetzen seien. Die oft bezeugte Folge davon war die, daß jeder Versuch des Landesherrn, die verschiedenen Territorien zu einer Staatseinheit zusammenzufassen, d. h. gemeinsame Interessen zu schaffen, denen die lokalen Interessen sich unterordnen sollten, scheitern mußte. Es fehlte ein interterritoriales Band, und ein solches konnte auch wiederum nur hergestellt werden durch Organe, in deren Auswahl der Fürst frei war, die insbesondere nicht mit lokalen Interessen so eng verknüpft waren, daß ihnen die Geltendmachung der gemeinsamen Interessen erschwert oder

unmöglich gemacht wurde. Der Fürst mußte Organe haben, die nach ihrer ganzen Stellung fähig und geneigt waren, sich ganz in den Dienst des von ihm vertretenen Gemeinschaftsgedankens zu stellen.

Das führte darauf, Beamte zu schaffen, die möglichst von Sonderinteressen emanzipiert waren und deren ganze ungeteilte Tätigkeit man in Anspruch nehmen konnte. Beides sollte erreicht werden durch feste Besoldung, eine Maßnahme, die den Ausgangspunkt für die Schaffung des modernen Beruftsbeamtentums bildete. Der Entgelt, den die Beamten früher erhalten hatten, war entweder so gering gewesen, daß sie darauf angewiesen waren, sich zugleich einen anderen Erwerbszweig zu suchen, oder er bestand aus schwankenden Einnahmen, Gerichts-, Kanzlei-Gefällen, Sporteln oder Naturalien, Einnahmen, auf deren Höhe der Beamte zum Teil durch seine Geschäftsführung einen Einfluß haben konnte. Die natürliche Konsequenz war die, daß, wie ein Beurteiler der damaligen Verhältnisse sagte: „Hoffnung auf Vermögensgewinn und Eigenvorteil die wichtigste Triebfeder war, die den Einzelnen zur Dienstleistung bewog". Aber auch wofern das Amt nicht zu diesem Zweck erstrebt wurde, hätten die Beamten doch nicht Menschen sein müssen, wenn sie ihre Tätigkeit nicht zugleich unter den Erwerbsgesichtspunkt hätten stellen wollen. Dieser Gesichtspunkt drängte sich ihnen einfach auf, wo die Art ihrer amtlichen Tätigkeit unmittelbar und oft im Einzelfall ganz ersichtlich auf die Höhe ihrer Einnahmen Einfluß hatte. Deshalb stellte der Große Kurfürst in seinem politischen Testament die Forderung auf: „Ihr müßt die Beamten also unterhalten und rekompensieren, daß sie Euch zu Ehren leben können, und nicht Ursache haben mögen, auf andere Mittel zu gedenken und sich korrumpieren lassen, damit sie also bloß und allein von Euch dependieren und sonst auf Niemand in der Welt ihr Absehen haben". Der Erwerbsgesichtspunkt wurde aus dem Amtsleben mit bestimmter Absicht ausgeschaltet. So gewann man zugleich den Anspruch auf die ungeteilte Arbeit, denn „wir sie davor bezahlen, daß sie arbeiten sollen", sagte König Friedrich Wilhelm I., der sich nicht mehr mit „jenen schlechten miserablen Räten, so nur Diäten-Räte sind" begnügen wollte.

Die Notwendigkeit, die Beamten frei von den lokalen und ständischen Einflüssen zu machen, die sich erfahrungsgemäß der Förderung des Staatsgedankens hinderlich erwiesen hatten, führte weiter dahin, zwei Prinzipien zur Geltung zu bringen, die vor-

nehmlich dazu beigetragen haben, dem Berufsbeamtentum sein charakteristisches Gepräge zu geben, die freie Verwendbarkeit und die freie Auswahl der Beamten.

Zunächst wurde im Kampf gegen die Forderung des Beamtenindigenats das Prinzip der freien Versetzbarkeit durchgedrückt. Erst hier und da, dann prinzipiell wurden die Gewohnheiten und Rechte der Stände, nur Beamte aus ihren Kreisen zu erhalten, übergangen, und Friedrich Wilhelm I. kam schließlich dazu, grundsätzlich nur solche Beamte in den Provinzen zu bestellen, die in der Provinz nicht groß geworden und dort ohne Familienzusammenhang waren. Nur so glaubte er Interessenwirtschaft und Familienkoterien wirksam bekämpfen zu können. Die Beamten sollten nicht „mit den Junkers Bande machen". Tatsächlich ist in die gänzlich verrotteten Zustände einiger Landesteile erst Ordnung gekommen, nachdem zum größten Entsetzen der auf ihre Rechte pochenden Ritterschaft und Städte Beamte aus anderen Landesteilen die oberste Leitung erhielten. Sodann mußte das Recht von Interessenten auf die Besetzung bestimmter Aemter bekämpft werden. Nicht nach Konnexion und Herkunft, sondern nach der Qualifikation zum Amt mußten die Stellen besetzt werden können; es durften höhere Stellen nicht Junkern ohne Bildung vorbehalten bleiben, die nicht befähigt oder geneigt waren, andere als ihre ständischen Interessen zu vertreten. Je mehr nun bestimmte Vorbildung und Eigenschaften verlangt wurden, je mehr wurde ganz von selbst ein spezifischer Lebensgang notwendig, der die, die ihn gingen, zu einem besonderen sozialen Stand machte. Es ergab sich auch als eine natürliche Konsequenz, daß der Ersatz vorwiegend derselben Sphäre entnommen wurde, nicht ganz mit Unrecht, denn auch geistige Eigenschaften werden durch Zuchtwahl ausgebildet. Friedrich der Große ging sogar so weit, von seinen Beamten zu fordern, ihre Söhne wieder Beamte werden zu lassen. Man brauche Leute, sagte er, „die eine gute Edukation und Sentiments von honnêteté bekommen haben und so viel als möglich zu den Stellen, wozu sie employirt werden sollen, gleichsam von Jugend auf zugezogen und angeführt worden seynd", bei der Besetzung von Beamtenstellen solle man daher möglichst auf Söhne gerade der betreffenden Beamtenkategorie reflektieren.

Das preußische Berufsbeamtentum mußte geschaffen werden, um den Staatsgedanken zur Anerkennung und Durchführung zu bringen. Das praktische Bedürfnis des Interessenausgleichs durch

uninteressierte Organe hat vornehmlich zu seiner charakteristischen Ausgestaltung geführt. Durch dies praktische Bedürfnis sind auch gerade diejenigen Eigentümlichkeiten ausgebildet, die wir jetzt meist lediglich als Fehler ansehen, gegen welche wir zu reagieren haben. Wir klagen darüber, daß der Mann ohne Ar und Halm in der Verwaltung soll mitsprechen können, wenn es sich um das Wohl der Landwirtschaft handelt, wir spotten mit Bismarck über die Geheimen Räte, die nicht spinnen und weben, nicht säen und ernten, die durch keinen Regen naß werden, wenn sie nicht zufällig den Regenschirm vergessen haben, und wir sehen, daß gerade diese Loslösung von höchstpersönlichen Interessen seiner Zeit als Gebot eines praktischen Bedürfnisses erschienen ist. Wir klagen darüber, daß da ein Beamter in die Provinz geschickt wird, der nicht in den lokalen Verhältnissen groß geworden und mit ihnen bereits vertraut ist, und daß er versetzt wird, wenn er vertraut geworden ist; und wir sehen, wie es erst gelang, die lokalen Interessengruppen zu überwinden und die Einheit des Staates herbeizuführen, nachdem in steten Kämpfen der Grundsatz des Beamtenindigenats gerade durchbrochen war. Wir klagen über eine Zentralisierung und Egalisierung, bei der die einzelnen Sonderbedürfnisse nicht zu genügender Geltung kommen, und wir sehen, wie die scharfe Zusammenfassung aller Kräfte und Ausgleichung der Interessen, wie sie die erste Aufgabe der Berufsbeamten wurde, eine Lebensfrage für den werdenden Staat war. Wir klagen über die Exklusivität einer sich bildenden Beamtenkaste, die dem Volksleben fremd wird, und wir sehen, daß die Bildung eines besonderen Standes die notwendige Konsequenz der Forderung einer bestimmten Vorbildung ist. Man wird auch die hervorgehobenen Merkmale des Berufsbeamtentums, aus denen sich zweifellos Mängel entwickeln können, objektiver ansehen, wenn man ihre Bedeutung für die Funktionen des Beamtentums richtig erkannt hat.

Die wesentliche Funktion des Berufsbeamtentums in der Staatsverwaltung ist aber heute keine andere als sie bei seiner Schaffung war. Man könnte dagegen einwenden, daß unsere deutschen Staaten jetzt äußerlich wie innerlich konsolidierte Gemeinwesen sind, in denen man die Weiterentwicklung nun wohl der Selbstverwaltung in dezentralisierter Organisation überlassen könne. Demgegenüber wäre wieder hervorzuheben, daß die Konsolidation an manchen Stellen doch noch Manches zu wünschen übrig läßt, und daß man gerade in neuester Zeit durch Beamtenaustausch

den Reichsgedanken zu fördern sucht und auf die Stärkung des Berufsbeamtentums in Posen und Westpreußen als eins der wichtigsten Mittel zurückgekommen ist, die polnischen Landesteile den übrigen Landesteilen zu assimilieren.

Ganz abgesehen davon ist aber auch im konsolidiertesten staatlichen Gemeinwesen Aufgabe der allgemeinen Staatsverwaltung ein ständiger Interessenausgleich. Das liegt im Wesen des Staats überhaupt. Er stellt das Band des Zusammengehörens aller ihn bildenden Einzelpersonen und Verbände mit ihren verschiedenen Interessen dar, alle Interessen werden wirksam innerhalb dieses Gesamtverbandes und finden die Grenze ihrer Befriedigung an der gleichen Berechtigung der übrigen im Verbande wirksamen Interessen. Interessenausgleich ist eine der wichtigsten Funktionen jeder Verwaltung. Unter dem Zeichen des Interessenausgleichs stehen auch nicht nur einzelne große Aktionen des Staats, wenn es sich z. B. beim Zolltarif um den Ausgleich landwirtschaftlicher und industrieller Interessen handelt, die Notwendigkeit des Interessenausgleichs durchzieht die ganze Verwaltung bis in ihre kleinsten Aeußerungen. Die kleinste Kommune muß z. B. bei den Fragen, was sie an Gebühren, Grund- oder Einkommensteuer erheben will, nicht nur auf die verschiedenen Besitzverhältnisse und Erwerbsbedingungen innerhalb ihres Verbandes Rücksicht nehmen, sie muß auch berücksichtigen, welche Zuschläge andere Verbände, Kreise, Provinzen und andere Selbstverwaltungskörper, wie Kirchengemeinden, Deichgenossenschaften, Landwirtschaftskammern erheben, jeder Verband könnte durch einseitiges Vorgehen indirekt den anderen Verband lahm legen. Oft kann dieselbe Maßregel in verschiedenem Interesse sehr verschieden wirken, sodaß ein einseitiges Vorgehen nicht zulässig, vielmehr eine Mittellinie zu wählen ist, z. B. bei der Behandlung der Prostitution, wo man vom rein hygienischen Sicherheitsstandpunkt zu ganz anderen Maßnahmen, wie vom ethisch-erziehlichen Gesichtspunkt aus kommen würde.

Die Aufgabe des ständigen Regulierens und Ausgleichens sachlich verschiedener Interessen ist aber gerade im modernen auch konsolidiertesten Staat dadurch noch viel mehr wie in früherer Zeit von Bedeutung geworden, daß in ganz anderer Weise wie früher der moderne Staat sich berufen fühlt, auf allen Gebieten des wirtschaftlichen wie geistigen Lebens subsidiär helfend einzutreten, wo die Einzelnen und kleinere Verbände Kulturaufgaben anscheinend nicht erfüllen können. Von allen Seiten tritt heute an das

Gemeinwesen die Forderung heran, nicht nur zu ordnen, sondern positiv helfend, die Einzelinteressen fördernd, unterstützend mit Mitteln der Gesamtheit einzutreten: Die Hauptmasse der staatlichen Verwaltungsarbeit ist wohl heutzutage dieser Aufgabe gewidmet. Und dabei ist immer wieder die erste und die letzte Frage, wie wirkt das Eintreten des Staats im Einzelfall für die Gesamtheit, welche Beziehungen hat das Sonderinteresse, für welches Schutz verlangt wird, für das ganze Gemeinwesen; es muß die Bedeutung jedes Sonderinteresses in Beziehung zu allen übrigen Anforderungen, die an das Gemeinwesen gestellt sind, gesetzt und abgewogen werden. Ueberall ergibt sich die Notwendigkeit einer vermittelnden, ständig ausgleichenden Tätigkeit der Staatsverwaltung. Bei dieser Tätigkeit wird sich die Verwaltung auch oft genötigt sehen, in Gegensatz zu allen augenblicklichen Sonderinteressen zu treten; denn wie man sich auch den Staat als Gemeinwesen denken mag, ob lediglich als eine juristische Konstruktion oder als einen natürlich gegebenen Organismus, jedenfalls wird man immer gewisse Gemeinschafts-, Staatsinteressen anerkennen müssen, die nicht aus einer einfachen Addition der Sonderinteressen der den Staat augenblicklich bildenden Personen gewonnen sind, sondern allen Sonderinteressen dieser gegenüberstehen. Lorenz von Stein sagt einmal sehr richtig, das ganze wirkliche Volksleben bestehe stets zugleich aus tausend Sonderinteressen und es gebe keinen Punkt im Volksleben, in welchem nicht jede Regierung mit denselben in irgend einer Weise in Widerstreit geriete, und keinen Punkt, auf welchem das ganze Volk jemals ganz mit seiner Regierung zufrieden sein könne. Es sei nur ein Beweis der Unkenntnis menschlicher Dinge, wenn man glaube, daß das letztere jemals der Fall sein könnte oder auch nur dürfte; das sei eine Illusion, die nur diejenigen teilten, die von ihr Vorteil erwarten, wenn irgend jemand verspreche, diese allgemeine Zufriedenheit durch irgend eine Regierung herstellen zu können. Er bezeichnet es als „einen großen Fortschritt, daß in unserer Zeit sich alle Verständigen über diese Dinge einig seien".

Welche Bedeutung eine ausgleichende Einheitlichkeit der Verwaltung, die sich in der Fühlung und dem Zusammenwirken aller Ressortinteressen darstellen soll, für das Staatsganze hat, kann uns am besten eine Zeit lehren, auf die man heute mit Vorliebe Bezug zu nehmen pflegt, die Zeit des Zusammenbruches des preußischen Staates vor 100 Jahren. Sie ist um so lehrreicher, als man in

ihr zugleich den Bankerott des Berufsbeamtentums gesehen hat. Darüber ist kein Zweifel, daß eine schlechte innere Verwaltung den damaligen Zusammenbruch des Staats mit verschuldete. Die Gründe hierfür lagen aber nicht in der Institution des Berufsbeamtentums selbst, sondern darin, daß die Einheitlichkeit der Verwaltung, die das Berufsbeamtentum fördern sollte, verloren gegangen war. Die Ausdehnung des Gebiets der inneren Verwaltung in dem nach dem siebenjährigen Krieg kräftig emporblühenden Staat hatte eine größere Ausdehnung und Spezialisierung der Verwaltungsorganisation notwendig gemacht, die Zentralstelle wurde in immer mehr einzelne Departements geteilt, besondere Fachressorts für Accise, Manufakturen, Kommerz-, Berg-, Hüttenwesen wurden geschaffen. Darüber aber versäumte man für den Zusammenhang zu sorgen. Nur in der Person des großen Königs, der in seinen Glanzjahren noch mit seltener Sachkunde die Einheit wahren konnte, liefen die Fäden der Geschäftsführung zusammen. Die Ressorts selber wurden des Zusammenarbeitens entwöhnt und den Beamten kam das Gefühl für das Gemeinsame, der Zusammenhang der ganzen Verwaltung abhanden, eine „isolierende, zersplitterte" Ressortverwaltung riß ein. Freiherr v. Stein hielt das für den Hauptgrund des Verfalls der inneren Verwaltung, er klagt im Jahre 1807: „In der Verwaltung habe sich ein örtlicher einseitiger Geist ausgebildet, es würden entgegengesetzte Grundsätze zu derselben Zeit, in demselben Geschäftszweig und in derselben Sache an verschiedenen Orten angewendet, so daß es wegen dieser fehlenden Einheit unmöglich sei, allgemeine Maßregeln zu ergreifen und auszuführen", der preußische Staat bot, wie ein Kenner der damaligen inneren Verhältnisse bezeugte, wieder das Bild eines „förderativen Staates". Diese Mißstände führten dann zu den Reorganisationsgesetzen des Jahres 1808, in deren einem es heißt: „Es soll der Verwaltung eine Verfassung gegeben werden, nach welcher sie die verschiedenen Zweige der Administration mit voller Teilnahme umfassen, sie zwar im einzelnen sämtlich mit Sorgfalt beachten und pflegen, aber auch in steter Uebereinstimmung zum Wohl des Ganzen leiten, alles einseitige, seither öfters stattgefundene Verwaltungsinteressen daraus entfernen kann. Sie soll mehr Einheit und Uebersicht in der Anordnung erhalten, zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt des Staates als dem höchsten Ziele ihrer Tätigkeit". Das ständige Geltendmachen der Einheit des Gemeinwesens, der Interessen der

staatlichen Gemeinschaft in allen Zweigen der Staatstätigkeit sollte wieder den Grundzug der Verwaltung bilden. Diese Reform ermöglichte das Zusammenfassen aller Kräfte, durch welches der Staat die Krisis überwand und, wesentlich durch Berufsbeamte geleitet, den großen wirtschaftlichen Aufschwung nehmen konnte.

Das zusammenhaltende Element in der Verwaltung zu bilden, unbeeinflußt durch Sonderinteressen auf allen Stufen der Verwaltung den Gemeinschaftsgesichtspunkt zur Geltung zu bringen, ohne dessen ständige Berücksichtigung ein einheitliches kräftiges Gemeinwesen nicht bestehen kann, war der wesentlichste Beruf des Berufsbeamtentums bei seiner Schaffung und wird seine spezifische Funktion bleiben. Denn hierin wird das Berufsbeamtentum nicht durch andere Organisationsmethoden ersetzt werden können. Daß diese Funktion besser durch Berufsbeamte, und zwar solche einer bestimmten Ausbildung, geleistet werden kann als durch Nichtberufsbeamte, sieht man, wenn man sich über die Qualitäten klar wird, die hierzu erforderlich sind. Man wird von denen, die die allgemeine Staatsverwaltung in dem angeführten Sinne zu führen haben, zuerst und zuletzt und immer wieder fordern müssen: Kenntnis der Zusammenhänge, die sie befähigt, jede einzelne Angelegenheit von dem Gesichtspunkt des Ganzen aus zu betrachten und zu behandeln. Und wenn sie dadurch die materiellen Bedingungen erkannt haben, unter denen das Wirksamwerden und Zusammenwirken aller geistigen und wirtschaftlichen Kräfte im Staat möglich und notwendig ist, dann müssen sie die Form dafür finden, sie müssen die Formen kennen und eventuell schaffen, die für das Zusammenwirken der Menschen im öffentlichen Leben notwendig sind, d. h. sie müssen das öffentliche Recht kennen. Denn das Recht ist die Form, in der sich menschliches Leben in Reibung mit der Wirklichkeit betätigt. Man hat diese Form oft als überflüssig oder schädlich hinzustellen versucht, man hat gesagt, wenigstens auf gewissen Gebieten sollten die Rechtsformen keinen Platz haben, aber selbst der Gelehrte, der diesen Satz für das Kirchenrecht, als These berühmt gemacht hat, fühlt sich als Historiker zu dem Bekenntnis gezwungen: „Praktisch erzeugt sich mit eiserner Notwendigkeit ein Kirchenrecht." Die Rechtsformen sind für das Zusammenleben im Gemeinwesen so notwendig wie für die Speisen der Topf. Die Anwendung von Rechtsformen ist nicht nur in Prozessen, sondern in allen Beziehungen des öffentlichen Lebens unvermeidlich, wenn sie auch möglichst wenig hervortreten soll.

Daß nun die Ausbildung zu diesen Fähigkeiten: Kenntnis der materiellen Zusammenhänge und der Formen für das öffentliche Zusammenleben einen besonderen Beruf ausmacht, der die Lebensarbeit eines Menschen vollkommen ausfüllen kann, liegt auf der Hand. Handelt es sich doch nicht nur um Kenntnisse der geistigen Zusammenhänge, die Gemeingut aller Gebildeten sein können, sondern vornehmlich um Kenntnis und Verständnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge, wie sie die Volkswirtschaftslehre in einer umfassend ausgebildeten Disziplin gibt, die die Grundlage der Ausbildung für jeden Verwaltungsmann sein muß; und dazu kommen dann die übrigen Zweige der sog. Staatswissenschaften, unter denen, wie gesagt, das Staats- und Verwaltungsrecht nicht fehlen darf. Diese Kenntnisse werden in der Regel nur von dem erwartet werden können, der ein berufsmäßiges Studium darauf verwendet hat.

Daß der Verwaltungsberuf ein spezifisches Studium für sich erfordert, wird meist übersehen, wenn die Forderung gestellt wird, die Beamtenkörper möglichst nur aus Fachleuten zusammenzusetzen. Soll damit nur gesagt sein, daß man möglichst viel Leute, die ihren Ausgangspunkt in einem besonderen Fach genommen haben, in die Verwaltung einführen und auch zu maßgebenden Stellungen gelangen lassen soll, so läßt sich dagegen gewiß nichts sagen. Weshalb soll nicht jemand, der als Arzt angefangen hat, Bürgermeister einer Stadt werden, weshalb nicht der frühere Philologe Kurator einer Universität, der Architekt Verkehrsminister. Aber diese Personen müssen dann auch die Berufsbildung haben, die ich als die spezifische des Verwaltungsmannes bezeichnet habe. Der frühere Arzt muß sich als Bürgermeister alsdann nicht nur um hygienische Gesichtspunkte kümmern, sondern auch um die übrigen mit seiner Verwaltung in Zusammenhang stehenden Angelegenheiten, er muß auch die Rechtsformen, die für das ganze kommunale Leben gegeben sind, beherrschen. Der Philologe wird nicht dann schon zum Leiter einer Schulbehörde qualifiziert sein, wenn er ein tüchtiger Pädagoge ist, sondern nur, wenn er diejenigen Kenntnisse und Fähigkeiten hat, die ihn befähigen, für die Stellung des Unterrichtswesens im Gemeinwesen überall die richtigen materiellen Gesichtspunkte und die Form für ihre Verwirklichung zu finden. Ganz gewiß kann auch der, der von irgend einem anderen Spezialstudium ausgegangen ist, ein ebenso guter Verwaltungsmann werden, wie der, der vom reinen Privatrechtsstudium ausgegangen ist; denn der

reine Zivilјurist, der nur in der Kenntnis der Privatrechtsverhältnisse ausgebildet ist, steht in der Verwaltung auch zunächst nicht wesentlich anders wie jeder Spezialist, der Forstmann, Theologe oder Arzt, er hat Kenntnisse für ein Spezialgebiet, soll er ein geeigneter Verwaltungsmann werden, so muß auch er sich erst die verwaltungstechnische Vorbildung aneignen.

Gefährlich wird die Tendenz, möglichst nur Fachleuten die Verwaltung zu überlassen, wenn dabei das Spezifische dieser verwaltungstechnischen Ausbildung verkannt und damit die Vorstellung verbunden wird, daß die Sachkunde auf einem Spezialgebiet für den Verwaltungsmann genüge, wenn die Erkenntnis fehlt, daß die wichtigste Funktion der Verwaltung eben in jener Ausgleichung liegt. Gewönnen solche Anschauungen Platz, so würden wir mit Sicherheit in eine spezialisierte Ressortverwaltung kommen, in der jedes Ressort ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse und Wünsche der anderen seine Interessen vertritt. Es möchte schon kein ganz gesunder Zustand sein, wenn zur Etatsberatung die Vertreter der einzelnen Ressorts mit Anmeldungen beim Finanzminister erscheinen, von denen sie sich selbst sagen müssen, daß sie nicht erfüllt werden können, und, wie der preußische Finanzminister einmal bezeugte, gegen einander wie Löwinnen um ihr Junges kämpfen. Ein einseitiges Eintreten für die Ressortinteressen, wie es so oft aus Interessentenkreisen gefordert wird, kann auf die Dauer auch seinen Zweck nicht erfüllen und schädigt den Einfluß der Stelle, die das sachliche Interesse tragen soll. Denn die praktische Notwendigkeit wird immer schließlich dahin führen, nach dem Maße erscheinender Einseitigkeit das Recht maßgebender Entschließung von der sie vertretenden Stelle auf andere ausgleichende Instanzen zu übertragen. Daß aber die Gefahr einseitiger Interessenvertretung bei Leitung eines Ressorts durch reine Fachleute eine größere ist, lehrt das Beispiel der katholischen Kirche, dieses großartigen Verwaltungsorganismus, der ausschließlich von Theologen geleitet wird, und des Militärressorts, wo nur der Soldat überall das maßgebende Wort führt. Gerade diesen beiden Ressorts wird am öftesten vorgeworfen, daß sie sich in das Gemeinwesen nicht genügend einzuordnen wissen, daß sie Ansprüche erheben, die mit den übrigen bürgerlichen Interessen kollidieren. Eine solche Verwaltung ist nur möglich, soweit einem Ressort aus überwiegenden Gründen einmal eine hervorragende Stellung vor anderen Ressorts anerkannt wird, wie wir es beim Militär in gewissem Umfange

für nötig halten. Fehlt aber diese Neigung, dann muß es Reibereien geben, die den staatlichen Organismus in seinen Grundfesten zu erschüttern geeignet sind. Es ist insbesondere auch irrig, daß einseitige Fachbildung ohne Kenntnis der Rechtsformen vor Bureaukratie schützt. Die Erfahrung lehrt, daß Formvorschriften, ohne welche keine Verwaltung bestehen kann, in der Hand des Ungeübten viel gefährlicher sind, als in der Hand dessen, der sie beherrscht. Vor dem Vorwurf der Bureaukratie, einseitiger schematischer Beurteilungsweise, sind auch Fachleute niemals verschont geblieben. In der Berliner Stadtverordnetenversammlung wurde einmal der charakteristische Begriff des „ärztlichen Assessorismus" geprägt.

Wie man aber auch im einzelnen über die Art der Ausbildung der Berufsverwaltungsbeamten denken mag, jedenfalls wird der berufsmäßige Verwaltungsmann schon aus den angeführten Gründen immer geeigneter sein, die für das Staatsleben so wichtige Funktion der Wahrung des Zusammenhanges, wahrzunehmen, als der Nichtberufsbeamte. Es ist vielleicht nicht so bekannt, daß schon vor 100 Jahren die Einführung von Nicht-Berufsbeamten in die staatlichen Verwaltungskörper in weiterem Umfange versucht ist. Schon der Frhr. v. Stein würdigte wohl die Gefahren einer nur durch Berufsbeamte geleiteten Verwaltung, er führte in seinem Reorganisationsplan aus, in den nur aus Berufsbeamten bestehenden Behörden wohne leicht „ein Mietlingsgeist, ein Leben in Formen und Dienstnachweisen, eine Unkunde des Bezirks, den man verwaltet, eine Gleichgültigkeit gegen denselben, eine Furcht vor Veränderungen und Neuerungen, die die Arbeit vermehren". Die Verwaltung soll deshalb, wie es in dem Reorganisationsgesetz von 1808 heißt, „nicht durch den toten Buchstaben des formalen Geschäftsganges allein, sondern auch durch Männer, welche die Behörden aus dem praktischen Leben und der Nation selbst in ihrer Mitte haben, lebendiger auf und für die Nation wirken". Deshalb wurde bestimmt, daß landständische Repräsentanten mit Stimmrecht zu der Verwaltung der Provinzialbehörde zugezogen werden sollten, um „die öffentliche Administration mit der Nation in nähere Verbindung zu setzen, den Geschäftsbetrieb mehr zu beleben und durch Mitteilung ihrer Sach-, Orts- und Personenkenntnis möglichst zu vereinfachen, die Mängel, welche sie in der öffentlichen Administration bemerken, zur Sprache bringen und nach ihren aus dem praktischen Leben geschöpften Erfahrungen und Ansichten Vor-

schläge zu deren Verbesserung zu machen". Stein sagt zur Motivierung, diese Durchsetzung der Behörden mit Nicht-Berufsbeamten „werde nützlich sein, um mehr Sach- und Ortskenntnis, mehr tätiges Interesse für den verwalteten Bezirk und die verwalteten Personen in die Kollegien zu bringen, als durch die Zusammensetzung aus lauter Staatsdienern entstehe".

Man hat diese Einrichtung nach wenigen Jahren wieder aufheben müssen. Man fand in den in Betracht kommenden Kreisen damals nicht genügend Männer, die den Gedanken einer von der Vertretung von Sonderinteressen unabhängigen, lediglich auf das Gemeinwohl gerichteten Verwaltung richtig erfassen konnten oder zu betätigen geneigt waren. Die Verhältnisse haben sich inzwischen nun wohl günstiger gestaltet. Wie die Auffassung des Berufs des Verwaltungsbeamten sich vertieft hat, so ist durch die Belebung der Selbstverwaltung auf allen Gebieten, durch die aktive Beteiligung des Volkes am politischen Leben auch der Gemeinsinn, das Verständnis für öffentliche Angelegenheiten in weitere Kreise gedrungen, und hoffentlich wird die neue Organisation genügend Männer finden, die, auch wenn sie als Nicht-Berufsbeamte bestimmten Interessentenkreisen angehören, doch selbstlos und objektiv für die Gemeinschaft mitarbeiten wollen und können. Aber es ist doch zu natürlich, daß derjenige, der als Landwirt, Kaufmann, Handwerker, mitten in den Sonderinteressen steht, mehr geneigt ist, die Verhältnisse auch einseitig von diesem Standpunkt aus anzusehen und seine Interessen vor anderen zu bevorzugen. Schon deshalb, weil er die anderen Interessen nicht so kennt und nicht so kennen kann. Es fehlen ihm u. a. zwei Hilfsmittel dazu, die dem Berufsbeamten zu Gebote stehen, der Wechsel im Ressort und der Wechsel des Domizils, beides typische Eigentümlichkeiten des Berufsverwaltungsbeamten, deren Bedeutung für eine zweckmäßige Ausbildung man garnicht unterschätzen darf. Auch ist das psychologische Moment nicht außer Acht zu lassen, daß die ständige Gewöhnung, in der ganzen Lebensbetätigung auf den Gemeinschaftsgesichtspunkt Rücksicht zu nehmen, naturgemäß den Blick dafür stärkt, wie ja auch selbst die Objektivität oder Gerechtigkeit des Richters zum Teil das Produkt der langjährigen Gewöhnung ist, daß der Richter ohne Interesse, wer Recht behält, gezwungen und gewöhnt wird, jede Sache von zwei Seiten anzusehen. Für den Nicht-Berufsbeamten, besonders wenn er einem bestimmten Interessenkreise angehört, liegt der Irrtum zu nahe, als ob es sich bei seiner Hinzu-

ziehung zur Staatsverwaltung darum handele, Sonderinteressen in Gegensatz zum Gemeinschaftsinteresse oder anderen Sonderinteressen gewissermaßen zur Anmeldung und Durchführung zu bringen. Man kann sich öfters überzeugen, daß so die Heranziehung von Interessenten vielfach aufgefaßt wird, was z. B. auch bei den Beratungen über die Bildung des Börsenausschusses und der Landwirtschaftskammern ganz offen ausgesprochen wurde. Würden die neuen Organisationsformen in dem Sinne gehandhabt werden, so kämen wir leicht in eine Desorganisation der ganzen Verwaltung überhaupt hinein. Darin liegt eine Gefahr, auf die man nicht zeitig genug aufmerksam machen kann. Besonders bei der häufig sich findenden Verbindung der Funktionen, die gewisse Organe als Selbstverwaltungskörper in eigener schaffender Tätigkeit wahrzunehmen haben, bei der sie allerdings Sonderinteressen wahrnehmen dürfen und sollen, und der Funktionen, die ihnen in der allgemeinen Staatsverwaltung zugewiesen sind, wie bei den Landwirtschaftskammern, Handelskammern und anderen Selbstverwaltungsorganen, ist es dringend geboten, die Verschiedenheit der Gesichtspunkte zu beachten, unter die die doppelte Betätigung zu stellen ist.

Die Staatsverwaltung muß auf der ganzen Linie und auf allen Stufen einheitlich geführt werden, zwar in Kenntnis und Würdigung, aber nicht in einseitiger Vertretung von Sonderinteressen; einseitige Vertreter von Sonderinteressen haben innerhalb der Verwaltung grundsätzlich keinen Platz.

Zu dem Zweck, Kenntnis und Würdigung der Sonderinteressen zu vermitteln, ist die Durchsetzung des Beamtenorganismus mit Nicht-Berufsbeamten gewiß eine sehr segensreiche Einrichtung, der wohl noch eine große Zukunft bevorsteht, wenn man sich der Grenzen dessen, was sie leisten kann, bewußt bleibt.

---

# Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

**Harry A. Fiedler** (Newyork).

---

Probleme der inneren Politik und durch sie heraufbeschworene nationale Krisen sind in allen Ländern meist die Folgen von Sünden der Väter, die an den Kindern und Kindeskindern heimgesucht werden. Junge, das heißt koloniale Nationen befinden sich in dieser Hinsicht in einer vorteilhaften Ausnahmestellung. Ihre Geschichte ist zu kurz, als daß historische Schwierigkeiten unausrottbar tiefe Wurzeln hätten schlagen können. Vor allem aber haben die Formen des Daseins in solchen Ländern noch keine unveränderliche, feste Gestalt angenommen. Durch die Einwanderung werden der Bevölkerung fortwährend neue Elemente zugeführt, welche sich zwar leicht assimilieren, die jedoch im eigentlichen Sinne geschichtslos sind und darum eine stetige Verschiebung und Veränderung aller Verhältnisse, Anschauungen, Einrichtungen und Sitten verursachen.

Auch in den Vereinigten Staaten zeigt der Volkscharakter noch jene Bildsamkeit; auch in ihnen ist die Freiheit der nationalen Entwicklung auf vielen Gebieten noch nicht durch historische Bildungen oder durch traditionelle Vorurteile beschränkt. In einer Frage jedoch sind die Amerikaner schon lange über jene Zeit der politischen Unschuld hinaus, in der sie ohne Kenntnis von Gut und Böse, unbekümmert um die Zukunft und unbelästigt durch die Vergangenheit, resolut der Lösung der gegenwärtigen Aufgaben leben können.

Die Negerfrage ist fast seit der Gründung der Union eine brennende gewesen. Schon einmal hat sie zu einer nationalen Krisis geführt, welche die Existenz des Bundes jahrelang in Frage

stellte. Und noch jetzt ist sie ein Feuer, das nur schlecht verdeckt unter der Asche fortschlummert. Es wird vielleicht nie wieder in helle Flammen ausbrechen, aber sicherlich kann man es auf absehbare Zeit nicht zum Verlöschen bringen.

* * *

Bald nach der Entdeckung Amerikas machte sich, wie meist in jungen Kolonien, Arbeitermangel geltend. Versuche, die eingeborenen Indianer zur Feldarbeit zu zwingen, mißlangen gänzlich. So verfiel man darauf, Negersklaven zu importieren und durch ihre Arbeit den neu entdeckten Boden fruchtbar zu machen.

Diese Neger kamen fast ausnahmslos von den Sklavenmärkten der afrikanischen Westküste, von der Mündung des Senegal und Gambia, des Niger und des Congo. Hier verkauften eingeborene Händler das schwarze Menschenmaterial, das entweder aus Kriegsgefangenen bestand oder einfach zu Verkaufszwecken auf Sklavenjagden eingefangen war. Und von hier wurden die Niggers von weißen Händlern nach den Kolonien der neuen Welt verschifft. Einem Engländer, Sir John Hawkins, gebührt die zweifelhafte Ehre, im Jahre 1562 die erste Ladung Menschenfleisch nach Amerika gebracht zu haben; im Jahre 1619 landete, unter holländischer Flagge, das erste Sklavenschiff im jetzigen Gebiete der Vereinigten Staaten.

Die Negersklaverei bürgerte sich nun bald in den englischen Kolonien ein. Sie nahm jedoch nicht überall dieselben Formen an. Den günstigsten Boden fand sie im Süden, in Georgia, Süd- und Nord-Carolina, Virginia und Maryland. Die hier ansässigen Kavaliere, oft Abkömmlinge des englischen Adels, hatten große Plantagen angelegt, auf denen namentlich Reis, Tabak, Zucker und Indigo gebaut wurden. Hierzu waren nun Negersklaven vorzüglich zu gebrauchen. Das Klima sagte ihnen zu; und bei der Reiskultur in den sumpfigen Fieberstrichen Süd-Carolinas glaubte man nicht ohne diese Söhne der Tropen auskommen zu können. Allgemein war man im Süden davon überzeugt, daß „Neger zur Bebauung des Landes genau so notwendig sind als Aexte, Hacken und andere Ackerbaugeräte".*) In Newyork, Penn-

*) Aeußerung des englischen Vertreters der Kolonisten von Georgia, gegen 1740. Cf. W. E. Burghardt Du Bois. The Suppression of the African Slave-trade to the United States of America. Newyork. 1896. (Harvard Historical Studies v. I.) p. 8.

sylvania, Delaware und New Jersey jedoch wohnten selbständige, kleinere Farmer, welchen die Arbeit schwarzer Sklaven keine nennenswerten Vorteile bot. Außerdem hatten sich hier allerlei protestantische Sekten von quietistischem Charakter angesiedelt, welche religiöse und sittliche Bedenken gegen die Sklaverei hatten. Von hier aus kam denn auch der erste öffentliche Protest gegen diese Einrichtung. Im Jahre 1688 erklärten die deutschen Quäker in Germantown (Pennsylvania) bei Gelegenheit einer ihrer wöchentlichen Versammlungen sich gegen den Handel mit Menschenfleisch. Noch weiter im Norden, in New Hampshire, Massachusets, Rhode Island und Connecticut wohnten die puritanischen Neu-Engländer, die sich mit Ackerbau und Handel beschäftigten. Ihre starke Neigung und Begabung für Handel und Gewerbe brachte es mit sich, daß viele Leute aus diesen „östlichen" Kolonien, wie man sie nannte, am Sklavenhandel nach südlichen Häfen lebhaft teilnahmen. Aber das puritanische Gewissen empörte sich schließlich gegen diese Form des Gelderwerbs, und Neu-England wurde einer der Hauptsitze des Kampfes gegen die Sklaverei.

Eine Zeit lang schien es überhaupt, als ob im Süden wie im Norden die Aufhebung der Sklaverei nur eine Frage der Zeit sein würde. Die Führer der amerikanischen Revolution, wie Washington und vor allen Jefferson, glaubten fest und heilig an die Ideen von Freiheit und Gleichheit, auch wenn es sich um Menschen mit schwarzer Hautfarbe handelte. Dazu kam, daß man anfing, sich vor Sklavenaufständen zu fürchten. Darum wurde zunächst in den Jahren von 1786—1790 in allen Staaten, mit Ausnahme von Georgia, Süd- und Nord-Carolina die Einfuhr von Negersklaven aus dem Auslande verboten. Und als im Jahre 1787 die Delegierten der 13 Staaten zur Schaffung des Entwurfs einer Bundesverfassung zusammenkamen, da wurde auch die Frage der Sklaverei erörtert. Nur Georgia und Süd-Carolina traten für diese Institution ein. Sie taten das aber in so intransigenter Weise, daß sie schließlich ihren Beitritt zu dem zu gründenden Bunde davon abhängig machten, daß man ihnen in der Negerfrage freie Hand ließ. Die anderen Staaten gaben nach, und am 15. September 1787 wurde beschlossen, daß bis zum Jahre 1808 der Bund sich nicht um die Regulierung „der Wanderung oder Einfuhr solcher Personen, als irgend ein Einzelstaat zulassen will", kümmern sollte. Dieses Gesetz wurde am 23. März 1790 vom ersten Kongreß bestätigt. Damit hatte die Bundesregierung, wenn

auch nur auf Zeit, diese Frage den Einzelstaaten unterstellt. Jede weitere Diskussion der Sklaverei wurde also eine Frage über die Beziehungen der Bundesregierung zu den Einzelstaaten und die Sklavenstaaten wurden darum die Vertreter des Partikularismus. Das zeigte sich sofort nach Ablauf der von der Verfassung vorgesehenen Periode. In einem Gesetze von 1807 konnte nur die Einfuhr von Negersklaven in das Bundesgebiet verboten werden. Eine Regulierung oder gar Abschaffung der Sklaverei innerhalb des Bundesgebiets durch die Bundesregierung scheiterte an dem hartnäckigen und intransigenten Partikularismus der Südstaaten. Sie drohten mit Sezession, falls der Bund es wagte, die Negerfrage innerhalb der Einzelstaaten anzutasten. Trotz des eben angeführten Gesetzes dauerte übrigens die Einfuhr von afrikanischen Negersklaven nach dem Süden tatsächlich weiter fort. Es ist sicher, daß z. B. im Jahre 1859 noch gegen 15 000 Neger aus Afrika nach den Vereinigten Staaten kamen.*)

Die Anzahl der Sklaven in jenen Zeiten kann nur durch Schätzung bestimmt werden. Man nimmt an, daß in den Jahren von 1680—1688 gegen 46 396, 1698—1707 jährlich 25 000 und 1733—1766 jährlich 20 000 Neger importiert wurden. In den unmittelbar folgenden Jahren stieg ihre Zahl auf 40 000 bis 100 000 jährlich. Nach Bancrofts Schätzung befanden sich in den Vereinigten Staaten

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 59 000 | Sklaven | im | Jahre | 1714 |
| 78 000 | " | " | " | 1727 |
| 293 000 | " | " | " | 1754 |
| 697 897 | " | " | " | 1790 |

Für den Anfang des 19. Jahrhunderts nimmt man an, daß ihre Zahl auf 900 000 gestiegen war.

Während der ersten Jahre der amerikanischen Unabhängigkeit schafften nun die Mittel- und Nordstaaten einer nach dem andern die Negersklaverei durch Gesetz ab. Im Süden dagegen befestigte sich diese Einrichtung infolge einer unvorhergesehenen, wirtschaftlichen Entwicklung, welche der Arbeit dieser Sklaven einen neuen und erhöhten Wert gab. Die Reis- und Tabakkultur wurde hier um diese Zeit eingeschränkt und an ihre Stelle trat die Baumwollkultur.

Früher, unter englischer Herrschaft hatte es sich nicht gelohnt,

*) Du Bois, The Suppression of the African slave-trade, p. 181.

Baumwolle zu bauen. In den Kolonien hatten die Engländer die Errichtung von Fabriken nicht zugelassen, und in England waren die indischen Baumwollgewebe zu beliebt und zu billig, als daß eine Baumwoll-Fabrikation mit importiertem Rohstoffe sich gelohnt hätte. Sodann wurde erst seit Ende des 18. Jahrhunderts eine Art von Baumwolle bekannt, die in allen Teilen der Union mit Vorteil gebaut werden konnte. Die Hauptsache aber war, daß damals eine Reihe von Erfindungen die Benutzung eines größeren Teiles der Baumwollernte und den Maschinenbetrieb bei der Verarbeitung der Baumwolle möglich machte. Im Jahre 1785 hatte Edmund Cartwright den mechanischen Webstuhl erfunden; und die englischen Spinnereien und Webereien entstanden jetzt. Das von ihnen gebrauchte Baumwollen-Rohmaterial aber konnte mit Leichtigkeit in den Vereinigten Staaten gebaut werden, seitdem Ely Whitney im Jahre 1793 die Cotton-gin erfunden hatte.

Die Beziehung zwischen der so geförderten Baumwollkultur und der Negersklaverei läßt sich statistisch in überzeugender Weise belegen. Im Jahre 1840 gab es 2 487 455 Sklaven in den Vereinigten Staaten. Von ihnen befanden sich 1 699 705 in den Baumwolle produzierenden Staaten und nach damaligen Schätzungen waren 1 200 000 beim Baumwollenbau beschäftigt. Im Jahre 1850 wurde die Anzahl der Sklaven auf 3 204 313 angenommen, von denen 2 500 000 dem Ackerbau zufielen. Diese verteilten sich wieder auf die verschiedenen Produkte in folgender Weise:

| | | |
|---|---|---|
| Hanf . . . . . . . | 60 000 | 2,5 % |
| Reis . . . . . . . . | 125 000 | 5,0 % |
| Zucker . . . . . . . | 150 000 | 6,0 % |
| Tabak . . . . . . . | 350 000 | 14,0 % |
| Baumwolle . . . . . | 1 815 000 | 72,6 %*) |

Diese Baumwollkultur geschah meist auf großen Plantagen, welche vom Besitzer oft garnicht oder nur vorübergehend bewohnt wurden. Die Leitung der ganzen Arbeit lag in den Händen eines Verwalters, der Aufseher (overseer) genannt wurde. Er und seine Familie waren dann auf Meilen im Umkreise die einzigen Weißen unter den farbigen Sklaven. Die Tüchtigkeit dieses Verwalters wurde vom Pflanzer nach der Anzahl Baumwollballen bemessen, die er jährlich auf den Markt brachte.

*) M. B. Hammond, The Cotton Industry. Part. I p. 59 u. 60. (Publication of the American Economic Association. New Series. No. I. Newyork. Dec. 1897.)

Gewöhnlich arbeiteten gegen 100 Neger auf einer Plantage. Vermehrten sie sich über diese Zahl hinaus, so wurde die Hälfte von ihnen einer neuen Plantage zugeteilt. Männer und Weiber arbeiteten vom 12. Lebensjahre an ohne Unterschied des Geschlechts auf dem Felde. Gewöhnlich machten die Kinder, die arbeitsunfähigen Alten und die Kranken ungefähr die Hälfte der Sklaven einer Plantage aus. Auf dem Felde wurden die Neger in Gruppen, sogenannte gangs eingeteilt, deren jede unter Aufsicht eines „drivers“ war. Dieser driver war selbst stets ein farbiger Sklave; seine Aufgabe war, mit fortwährendem Zuruf und Peitschenknallen, sowie gelegentlichen Peitschenhieben die Neger bei der Arbeit zu halten.

Auf manchen Plantagen waren die Arbeitsstunden vorgeschrieben, während deren die Sklaven dann soviel arbeiteten, als man auf diese Weise durch Aufsicht und Prügel aus ihnen herauspressen konnte. Da die Arbeit bei diesem System aber oft sehr nachlässig getan wurde, so galt es vielfach für praktischer, den Sklaven ein tägliches Pensum vorzuschreiben, nach dessen Besorgung sie sich selbst überlassen blieben. Auf diese Art brachte man sie dazu, schneller und sorgfältiger zu arbeiten. Erledigten sie ihr tägliches Pensum nicht oder suchten sie sich durch Simulation von Krankheit von der Arbeit zu drücken, so wurden sie durch Auspeitschung bestraft. Diese Prügelstrafe wurde in ziemlich brutaler Weise angewandt, mit einer dicken, festen Lederpeitsche auf den nackten Körper.

Die Sklaven wohnten in einer Art Dörfchen, meist in der Nähe des Landsitzes des Plantagenbesitzers. Ihre Häuser waren aus rohen Baumstämmen zusammengezimmerte Blockhütten, die nur ein Zimmer hatten. In diesem Raume lebten und schliefen alle Mitglieder der oft zahlreichen Familie durch einander. Den Tag über waren die Arbeitsfähigen von Sonnenaufgang bis Untergang auf dem Felde, wo sie auch meist ihre Mahlzeiten einnahmen. Die Kinder wälzten sich unterdessen ohne Aufsicht vor den Hütten in der Sonne. Kranke wurden in einem besonderen Hospital untergebracht, in dem auch die Wöchnerinnen sich befanden. Dort war eine alte Negerin als Krankenpflegerin und Hebamme angestellt. Die Säuglinge wurden von Zeit zu Zeit zu ihren Müttern auf das Feld getragen, wo sie genährt und dann zurückgebracht wurden.

Die Nahrung der Sklaven wurde in wöchentlichen Rationen

ausgegeben und bestand meist aus etwa 3 oder $3^1/_2$ Pfund Speck oder Schweinefleisch und 10 Liter Mais. In Louisiana bestand ein Gesetz, nach dem jeder Sklave wöchentlich 4 Pfund Fleisch oder Speck und ein Faß Mais (gemalen oder in Körnern) mit Salz erhalten sollte. In Nord-Carolina schrieb das Gesetz vor, jedem Sklaven täglich ein Liter Mais zu geben. Die anderen Sklavenstaaten hatten keine Gesetze dieser Art. Aber es lag natürlich im Interesse der Sklavenhalter, wenigstens die noch arbeitsfähigen Sklaven gut zu füttern. Im allgemeinen hatten die Neger wohl stets und überall genug zu essen, während die Kost allerdings mehr als einfach und derb war.

An Kleidung erhielten die Sklaven, Männer wie Frauen, jedes Jahr zwei Sommer- und einen Winteranzug aus grobem, grauem Stoffe, „Negertuch“ genannt. Diese Anzüge und Kleider waren natürlich nicht nach Maß angefertigt und ihr Sitz ließ viel zu wünschen übrig. Dazu kamen zwei Paar starker Schuhe, ein Paar Stiefel, drei Hemden, eine Decke und ein Filzhut. Gewöhnlich vernachlässigten die Sklaven ihr Aeußeres an den Werktagen in geradezu ekelerregender Weise und starrten von Schmutz; Sonn- und Feiertags putzten sie sich dafür lächerlich bunt heraus. Namentlich trugen sie gern farbige Taschentücher um den Kopf.

Kein Sklave durfte die Plantage verlassen, ohne dazu schriftliche Erlaubnis von seinem Herrn oder dessen Stellvertreter zu haben. Ferner mußten alle Sklaven nach Einbruch der Dunkelheit in den sogenannten „quarters“, d. h. dem von ihnen bewohnten Dörfchen sein. Sklaven, welche Abends oder Nachts im Auftrage ihrer Herren reisten, mußten gleichfalls einen schriftlichen Ausweis haben. Jeder Weiße hatte das Recht, jeden Neger auf der Landstraße nach seinem Paß zu befragen. Hatte der so Angehaltene keine Ausweispapiere, so wurde er festgenommen und seinem Herrn auf dessen Verlangen wieder ausgeliefert oder öffentlich versteigert. Von Zeit zu Zeit kam es vor, daß Sklaven von der Plantage entliefen. Sie flüchteten sich meist in sumpfige Urwaldstriche, wie solche überall in der Nähe der Felder lagen. Nachts kamen sie manchmal heimlich in die nächsten quarters, wo sie mit Lebensmitteln versehen wurden. Um diese „runaway“ Sklaven wieder einzufangen, hatte man besonders auf den Neger dressierte Hunde, welche die Fährte des Entlaufenen bald aufspürten und verfolgten. Der so entdeckte Neger rettete sich vor den Hunden meist auf einen Baum, von dem er sich gewöhnlich gutwillig herunter holen ließ.

Leistete er seinen Verfolgern Widerstand, so wurde er unter Umständen einfach abgeschossen.

Ueberhaupt wurden diese Plantagen-Neger durchaus als eine Art besserer Haustiere angesehen. Roheiten ihnen gegenüber kamen vor, waren jedoch selten. Denn es lag ja im Interesse des Besitzers, seine Sklaven gesund, kräftig, arbeitsfähig und auch willig zu halten. Im Allgemeinen behandelte man sie, wie ein vernünftiger und humaner Wirt etwa seine Pferde behandelt, mit sorgsamer Pflege, aber ohne jene Gefühle, die man Menschen gegenüber empfindet.

Neben den eigentlichen Plantagen-Negern gab es auf den Latifundien noch eine bedeutend höher stehende Klasse von Sklaven. Zu ihnen gehörten die schon erwähnten Drivers, sowie allerlei Neger, die bei der Verwaltung und Verteilung der Kleidung und Nahrung für die Sklaven beschäftigt waren. Diese Farbigen hatten oft recht verantwortliche Vertrauensstellungen, in denen sie die Schlüssel zu allen Vorratshäusern hatten. Dazu kamen allerlei farbige Handwerker, wie Schmiede, Stellmacher, Maurer, Schuhmacher, Maler, Schlächter, Heizer und Maschinisten für die Cotton-gin, Schneiderinnen und andere. Da die Plantagen meist einsam lagen und die Verkehrsmittel im denkbar schlechtesten Zustande waren, so mußten diese farbigen Handwerker alle auf den Latifundien notwendigen Reparaturen besorgen und in reiner Naturalwirtschaft wenigstens einen Teil der Nahrung und Kleidung für die Sklaven aus den selbstgezogenen Rohmaterialien herstellen. Die Leistungen dieser stets besonders und sorgfältig vorgebildeten Farbigen waren nach den Berichten von Reisenden denen weißer Handwerker ebenbürtig. Durch die Art ihrer Arbeit, durch ihre Vorbildung, durch den engeren Verkehr mit den Weißen nahm die eben besprochene Klasse von Sklaven eine Art Vorzugsstellung ein.

Aehnlich war die Lage der sogenannten Haussklaven, welche in Dörfern wie in Städten die Stelle der Dienstboten versahen. Als Köchinnen, Hausmädchen, Kutscher, Pferdeknechte, Pförtner und so weiter kamen diese Sklaven in tägliche und oft intime Berührung mit den weißen Herren. Letztere fühlten darum eine gewisse persönliche Zuneigung zu den einzelnen Farbigen, ein persönliches Verhältnis zwischen Herr und Diener entstand, welches zur Folge hatte, daß die Haussklaven nicht nur am besten behandelt wurden, sondern daß sie am meisten von der Zivilisation der Weißen sahen und annahmen.

Diese drei Klassen von Sklaven wurden zu Arbeitszwecken gehalten. Davon verschieden waren die Sklaven, welche namentlich in Virginia die Tabakfelder bewirtschafteten. Da der Tabak den Boden sehr schnell erschöpft und da die Neger nur zur Bearbeitung der gröberen Sorten zu brauchen waren, so hätte sich der Tabakbau allein bei Sklavenwirtschaft nicht gelohnt. Man verband darum mit ihm die Negerzucht. Auf solchen Plantagen waren die Negerweiber in der Mehrzahl. Sie selbst, die von ihnen geborenen Kinder und einige Männer mußten nebenher auf den Feldern arbeiten. Seine Haupteinkünfte bezog der Sklavenhalter aus dem Verkauf der heranwachsenden Kinder, welche gewöhnlich weiter nach dem Süden in die Baumwollstaaten gingen. Nach damaligen Schätzungen wurden in den Jahren von 1851 bis 1860 auf diese Weise nach sieben südlichen Staaten 26 301 Neger verkauft.*)

Der Verkauf einzelner Neger ohne Rücksicht auf die elementarsten Familienbande zeigt am stärksten, wie die gesetzliche und tatsächliche Lage der Sklaven der der Haustiere am nächsten kam. Die Neger nahmen übrigens diesen Verkauf nicht tragisch. Augenzeugen schildern, wie die auf dem „block“ verauktionierten Sklaven entweder stumpfsinnige Gleichgültigkeit oder eine noch verwunderlichere Lustigkeit an den Tag legten. Nach einem von Olmstedt mitgeteilten Preiskurant aus Richmond (Va.), kosteten Männer von 950 bis 1300 Dollars, Weiber 800 bis 1000, Jungen je nach Alter und Größe von 375 bis 950 und Mädchen von 350 bis 850 Dollars.

Diese Preise sind namentlich darum hoch, weil der wirtschaftliche Wert der Negerarbeit durch verschiedene Gründe beeinträchtigt wurde. Wie alle erzwungenen Arbeitsleistungen so konnte die Feldarbeit der Neger nicht unbeaufsichtigt gelassen werden. Die Kosten der Aufsicht waren also in Anrechnung zu bringen. Und selbst unter tüchtigen Aufsehern und drivers leisteten Negersklaven nicht so viel als freie Arbeiter, welche ein Interesse an dem Ertrage der Arbeit hatten. Sie verstanden es, sich durch Simulation von Krankheiten zu drücken oder den geringsten möglichen Kraftaufwand in die ihnen abgezwungenen Bewegungen bei der Arbeit zu legen. Ihre Arbeit war nachlässig, oberflächlich und roh. Dazu

*) Ellison, Slavery and Secession. Citiert nach Frederick Law Olmstedt, Journeys and Exploration in the Cotton Kingdom. London 1861, v. I. p. 58.



kam ihr niedriger Kulturzustand, der die Anwendung moderner Arbeitsgeräte unmöglich machte. Besucher aus den Nordstaaten wunderten sich über die vorsündflutlichen Pflüge und mehr als schwerfälligen und rohen Hacken, die sie auf den südlichen Plantagen fanden. Feinere und kompliziertere Maschinen hätte die Mehrzahl der Plantagen-Neger aber nicht zu benutzen verstanden, oder sie wären durch die fahrlässige Gleichgültigkeit der Sklaven sofort zerbrochen und ruiniert worden.

Nach zeitgenössischen Schätzungen nahm man an, daß ein Sklave etwa 10 Acres (= 4 Hektar) Baumwollland und 5 Acres (= 2 Hektar) Land mit Mais besorgen konnte. War das Land sehr gut, so rechnete man $1^1/_2$ Ballen Baumwolle auf den Acre. Im allgemeinen veranschlagte man, daß die Ernte 4 bis 8, in sehr günstigen Fällen bis zu 10 oder mehr Ballen auf den Arbeiter betrage.*) Damit stimmen die Schätzungen des Zensus von 1850 überein. Danach kamen auf 1 815 000 Sklaven, die natürlich lange nicht alle Arbeiter waren, 2 400 000 Ballen Baumwolle, was durchschnittlich $1^1/_3$ Ballen pro Mann ergibt. Der Ertrag war bedeutend größer auf den Feldern, die von ihren weißen Eigentümern zusammen mit freien weißen Arbeitern bestellt wurden.

Trotzdem wurden die großen Baumwollpflanzer oft reich. Der Grund hiervon war aber, daß sie keine Ausgaben für Düngung oder Melioration der Felder hatten und die Preise für jungfräulichen Boden lächerlich niedrig waren. Die Baumwollkultur war Raubbau. Wenn man zehn bis zwanzig Ernten aus einem Stück Land gesogen hatte, so war es erschöpft und man ließ es brach liegen. Unterdeß hatten die Neger schon die Urbarmachung eines anderen Stückes in den stilleren Jahreszeiten begonnen. Sie fingen damit an, daß sie die kleineren Baumstämme und das Gebüsch umhauten und verbrannten. Dann schnitten sie einen Ring aus der Borke der größeren Stämme heraus, welche dadurch eingingen und im Laufe der nächsten zwei Jahre vom Wind umgerissen wurden. Diese Bäume wurden dann auf einen Haufen gerollt und gleichfalls verbrannt. Ehe man Baumwolle pflanzte, säte und erntete man vielleicht ein oder zwei mal Mais oder Weizen in dem frischen Boden. Die ausgesogenen Felder wurden sich selbst überlassen und auf ihnen entstand allmählich ein neuer Urwald.

*) Olmstedt II. S. 159.



Bei dieser Form der Bewirtschaftung war nun der Prozentsatz des Gewinnes um so höher, je größer die Plantage war, d. h. die Baumwollkultur mit Negerarbeit beförderte den landwirtschaftlichen Großbetrieb. Auf der einen Seite der weißen Bevölkerung des Südens fand man also eine Minorität reicher Pflanzer, deren Reichtum so zu sagen von selbst zunahm. Sie lebten wenig auf ihren Plantagen, welche meist allein, gleichsam mitten im Urwalde lagen. Viel lieber hielten sie sich in vornehmen Seebädern oder in großen Städten auf. In Newyork und auch häufig in Europa, namentlich in Paris, konnte man sie ihren ungeheuren Reichtum entfalten sehen. Ihre wirtschaftliche Ausnahmestellung hatte in ihnen die Entstehung gewisser Charakterzüge gefördert, zu denen sie ihrer Abkunft nach Anlagen hatten. Als Herren großer Latifundien und bedeutender Sklavenheere hatten sie gelernt zu befehlen, aber nicht zu gehorchen. Diesen Aristokraten fehlte es oft an Selbstbeherrschung und an Gerechtigkeitsgefühl gegen Untergebene. Dafür hatten sie alle Tugenden eines feudalen Adels. Sie waren offen, mutig und hatten ein feines Ehrgefühl und meist glänzende Umgangsformen im Verkehr mit ihresgleichen. Aber sie hatten auch jene wirtschaftliche Schwäche, welche der agrarische Adel aller Länder im 19. Jahrhundert zeigt, sie hatten keinen kaufmännischen Geschäftssinn. Ihre Vorliebe für Rassepferde und Juwelen lieferte sie leicht den Wucherern in die Hände und oft wurde die noch auf den Feldern stehende Baumwollernte der prächtigsten Plantagen verpfändet. Im Norden der Vereinigten Staaten, wo genau rechnende Kleinbauern und Kleinbürger überwogen, waren diese selbstbewußten Pflanzer mit ihrer Herrenmoral und ihren Herren-Allüren nicht beliebt. Man warf ihnen vor, daß sie, genau wie jetzt die Industriebarone Amerikas, die Luft der europäischen Höfe und die Gesellschaft der Aristokratien der alten Welt zu sehr liebten.

Aber neben diesen Pflanzern und neben den Negern wohnte im Süden noch eine dritte Klasse, die „armen Weißen“ (poor whites). Sie stammten meist aus Groß-Britannien und Irland, von wo ihre Vorfahren im 17. und 18. Jahrhundert als Schuldknechte importiert waren. Damals brachten Schiffskapitäne und andere Leute eine große Anzahl Weißer nach Amerika, die die Ueberfahrt nicht bezahlen konnten. Die Importeure kamen dadurch auf ihre Kosten, daß die betreffenden Einwanderer sich von ihnen auf Zeit in Schuldknechtschaft verkaufen ließen. Der Eigentümer der Dienste eines solchen Knechtes konnte diese dann seiner-

seits wieder verkaufen. Diese „indentured servants“ waren freie Leute, welche auf Zeit einen Kontrakt eingingen, der sie ihrer Freiheit beraubte. Während ihrer Dienstzeit war ihre Lage von der eines Sklaven wenig verschieden, da ihr Herr absolut über ihre ganze Arbeitszeit verfügte und ihnen auch Nahrung und Kleidung liefern mußte. Die Bewegungsfreiheit der dieses Dienstverhältnis eingehenden Leute war genau beschränkt und sie konnten mit Auspeitschung bestraft werden. Nach Ablauf des Kontrakts waren sie jedoch wieder vollständig frei und ihren Herren ebenbürtig. Unterschiede des Vermögens und des sozialen Ranges trennten also die Abkömmlinge dieser einstigen Schuldknechte von den Pflanzern. Dabei war das Los dieser „armen Weißen“ oder des „weißen Schundes“ (white trash), wie man sie nannte und noch nennt, nicht beneidenswert. Sie waren zu arm, um Sklaven zu halten; sie waren zu ungebildet, um auf kleinen Farmen intensiven und rationellen Ackerbau zu treiben; und da alle Feldarbeit und alle handwerksmäßigen Beschäftigungen in den Händen der farbigen Sklaven waren, so fanden sie keine lohnende Arbeitsgelegenheit. Auch wären sie als Weiße zu stolz gewesen, Negerarbeit zu tun und Handwerker oder Ackerknecht zu werden. Sie hausten darum halb verwildert in primitiven Blockhäusern, bebauten in primitiver Weise ein wenig Land mit den Dingen, die sie selber brauchten, gingen auf die Jagd oder auf den Fischfang und kleideten sich mit den Produkten des Hausfleißes ihrer Weiber. Sie lebten also in reiner Naturalwirtschaft und ihr ökonomisches Leben war wenig von dem der eingebornen Indianer verschieden. Sie waren sämtlich Analphabeten und ihre sittlichen Anschauungen waren auf ganz niedriger Stufe. Man sagt, daß sie den schottischen Hochländern aus dem 16. und 17. Jahrhundert am Nächsten kamen. Noch jetzt lebt dieses Geschlecht fast unverändert in den Bergen und Wildnissen, namentlich Kentuckys, Tennessees, Alabamas und Virginias. Von Zeit zu Zeit machen sie viel von sich reden durch ihre Stammesfehden, ihre Familien-Vendetta, ihre politischen Morde und ähnliche Zeichen einer primitiven Lebensweise in halbwilden Clans.

Während des Bestehens der Sklaverei hielten diese „Armen Weißen“ sich oft in der Nachbarschaft der Plantagen. Dort tauschten sie dann gegen selbstgebrauten Schnaps von den Negern allerlei gestohlene Dinge ein: Geflügel, Arbeitsgeräte, Maschinenteile und so weiter.

Die Negersklaverei war also in keiner Hinsicht ein ideales System und in mehr als einer Hinsicht war sie dem wirtschaftlichen Fortschritt der Sklavenstaaten im Wege. Sie degradierte den größten Teil der weißen Bevölkerung oder hinderte ihn zum wenigsten daran, die elementarsten wirtschaftlichen Fortschritte zu machen. Da die reichen Pflanzer meist auf Reisen und die anderen Weißen zu arm und verachtet waren, so kümmerte sich niemand um die öffentlichen Angelegenheiten. Die Wege und die Wasserläufe waren kaum benutzbar. Schulen gab es so gut wie keine. Wie sehr ferner das sittliche Bewußtsein der Weißen durch die Sklaverei zerstört wurde, konnte man aus der großen Anzahl von Mulatten sehen, welche natürlich alle die Frucht unerlaubten Umgangs der weißen Herren, Aufseher oder der armen Weißen mit Negerweibern, und alle, dem Stande der Mütter folgend, Sklaven oft auf den Gütern ihrer leiblichen Väter und Großväter waren.

Wenn trotzdem die Südstaaten an dieser Einrichtung zäh festhielten, so muß das erstens daraus erklärt werden, daß die Sklaven ihr hauptsächliches Kapital darstellten. Einfache Aufhebung der Sklaverei hätte die Vernichtung eines oft ererbten, oft erkauften und stets gesetzlich erworbenen Eigentumsrechtes bedeutet. Zweitens fürchtete man sich, diese zahllosen Neger, die im halbtierischen Zustande waren, freizulassen und sich tatsächlich ihrer Gnade auszuliefern, und schließlich glaubte man auch, daß die Neger, wenn frei, nicht auf den Plantagen arbeiten wollten und daß andere Arbeiter dann im Süden nicht zu finden wären. Diese Befürchtungen haben sich später nicht alle bewahrheitet, als die Sklaven frei gemacht waren. Die Aufhebung der Sklaverei wurde aber indirekt dadurch veranlaßt, daß sie zur wirtschaftlichen Voraussetzung den agrarischen Raubbau hatte.

* * *

Die anderen Staaten der Union hätten sich nämlich weiter, wenn auch mit stets steigendem Unwillen, in das Unvermeidliche gefügt und hätten die Sklaverei da, wo sie nun einmal bestand, als eine dem Süden „peculiar institution“ auf deutsch als „berechtigte Eigentümlichkeit“ anerkannt. Aber die Pflanzer brauchten fortwährend neues Land, jungfräulichen Boden, den sie urbar machen und aussaugen konnten. Bald genügte hierzu das Gebiet der ursprünglichen Sklavenstaaten nicht mehr, und nun be-

gann ein Zug nach dem Westen und Südwesten, der zur Erschließung, Besiedelung und zur Annektierung und Eroberung großer Länderstrecken führte. So wurde Tennessee im Jahre 1794 in der Wildnis als Territorium organisiert und zwei Jahre später als Staat in den Bund aufgenommen. Schon vorher hatte Kentucky (1790 und 1792) dieselbe Entwicklung durchgemacht, obwohl es eigentlich nie ein typischer Sklavenstaat gewesen ist. Auf dem im Jahre 1783 von Frankreich abgetretenen Gebiet entstand das Territorium und dann der Staat Mississippi (1798 und 1817). Im Jahre 1804 wurde Alabama, das bis dahin ein Teil von Georgia gewesen war, selbständiges Territorium, im Jahre 1819 wurde es Staat. Louisiana (1804 und 1812), Missouri (1817 und 1821) und Arkansas (1819 und 1836) wurden auf dem im Jahre 1803 von Napoléon verkauften Gebiet organisiert. 1819 wurde das jetzige Florida (1822 und 1845) von Spanien abgetreten. 1845 wurde die damals unabhängige Republik Texas, die sich von Mexiko losgerissen hatte, in den Bund aufgenommen, und 1848 wurde als Resultat des darum mit Mexiko entstandenen Krieges das Gebiet annektiert, auf dem zwei Jahre später das Territorium Neu-Mexiko gegründet wurde. Jedesmal, bei der Zulassung eines jeden dieser Staaten entstand der Streit über die Sklaverei aufs neue. Neben ihren wirtschaftlichen Interessen stand für die Sklavenstaaten auch ihre politische Macht auf dem Spiele. Wurde in der Verfassung der neuen Staaten die Sklaverei nämlich anerkannt, so hatten sie eine dem entsprechende Vermehrung der ihrer Sache freundlichen demokratischen Parlamentarier namentlich im Senate zu erwarten. Im Norden dagegen wurden die Gegner der Sklaverei, die sogenannten Abolitionisten, jedes Jahr stärker und energischer. Aber gerade weil der Süden die sittliche Unhaltbarkeit seiner Stellung immer mehr fühlte, darum wurde er bei den zunehmenden kühnen Angriffen der Abolitionisten immer nervöser und gereizter. Vorübergehend hatte man den Streit im Jahre 1820 durch den sogenannten Missouri-Kompromiß beilegen können. Danach sollte nördlich von 26° 30′ nördlicher Breite die Sklaverei nicht geduldet werden. Aber die Vertreter der Sklavenstaaten brachen selbst den Vertrag, als sie im Jahre 1854 verlangten, daß Kansas und Nebraska als Territorien mit Sklaverei organisiert würden. Die Erregung wuchs auf beiden Seiten. Immer schneidender, immer ungestümer und immer doktrinärer wurden die Wortführer der Abolitionisten wie Lloyd, Garrison,

Sumner und andere. Es kam zu Prügeleien im Bundessenate. Im Jahre 1859 fiel John Brown mit einer handvoll Fanatiker in Virginia ein, um die Sklaven zu befreien, und wurde bei Harpers Ferry gefangen genommen und bald darauf gehängt. Schließlich war allen klar, daß das Land nicht eher Frieden haben konnte, als bis die Frage der Sklaverei gelöst wäre. Und kein Mensch konnte daran zweifeln, daß wie in der ganzen Welt so auch in den Vereinigten Staaten die Sklaverei, und sei es auch mit dem Schwerte, beseitigt werden mußte. Diese Ueberzeugung führte im Jahre 1860 zur Wahl des republikanischen Bundespräsidenten Abraham Lincoln.

Noch ehe Lincoln jedoch sein Amt angetreten hatte, am 20. Dezember 1860, erklärte Süd-Carolina, wie immer an der Spitze der Sklavenstaaten, seinen Austritt aus der Union. Seinem Beispiel folgten Georgia, Alabama, Mississippi, Florida, Louisiana und Texas. Diese sieben Staaten gründeten im Jahre 1861 die neue Republik der Confederate States. Die Frage war jetzt, ob die Einzelstaaten ein Recht hatten, aus der Union auszuscheiden. Der Norden war nicht dieser Ansicht, und Präsident Lincoln verhängte gleich nach Antritt seines Amtes die Bundes-Exekution gegen die Rebellen. Damit waren alle anderen Sklavenstaaten gezwungen, für oder gegen die Konföderierten Partei zu ergreifen. Virginia, Nord-Carolina, Tennessee und Arkansas hielten zu ihren Nachbarn. Kentucky, Maryland und Missouri waren als Staaten für die Union; aber viele ihrer Bürger, fast alle den besseren Ständen angehörig, fochten unter Lee und Jackson mit den Southerners.

Der Ausgang des Bürgerkrieges ist bekannt. Obwohl der Süden die fähigsten Offiziere hatte, siegte schließlich die Zähigkeit des reicheren und stärker bevölkerten Nordens. Im Jahre 1865 kapitulierte General Lee, dessen Andenken übrigens noch heute im ganzen Süden vergöttert wird und dessen bloßer Name genügt, um in jeder südlichen Volksversammlung die unbeschreiblichsten Szenen echtesten Enthusiasmus hervorzurufen. Jefferson Davis, der Präsident der Confederacy, lag gefangen in Fort Monroe, wo er mit höchst überflüssiger Grausamkeit behandelt wurde. Und im sonnigen Süden, in Dixie, wie das feurige Schlachtlied der Konföderierten ihn nannte, da herrschten die blau uniformierten Soldaten der Union inmitten rauchender Trümmer.

Aber es sollte bald noch schlimmer kommen. Am 14. April 1865 wurde Abraham Lincoln von einem fanatischen Südstaatler

ermordet. Mit ihm verschwand die einzige Persönlichkeit, die genug Macht und staatsmännisches Geschick gehabt hätte, um den Norden und den Süden mit einander auszusöhnen. Sein Nachfolger, Johnson, war ein ganz ungebildeter Mensch, der nicht auf seinen verantwortungsreichen Posten gehörte. Und nun hatten die Doktrinäre, die Fanatiker und die Wühler beider Parteien unumschränkte Herrschaft gewonnen.

Die republikanischen Politiker verliehen jetzt allen Farbigen das aktive und passive Wahlrecht. Sie rechneten darauf, daß die Neger fortan aus Erkenntlichkeit stets republikanisch wählen und dadurch die ununterbrochene Herrschaft der Republikaner sichern würden. Die Abolitionisten spendeten diesem Schritte reichlichen Beifall, da sie wußten, wie sehr der Stolz der südlichen Weißen dadurch gedemütigt wurde; und die aufrichtigen Freunde des Negers hofften, daß das Wahlrecht ihm als Waffe zur Verteidigung gegen etwaige Unterdrückung dienen könnte.

Allein der Süden konnte die hierdurch geschaffene Lage nicht annehmen. Es war nicht nur Stolz oder einfache Selbstachtung von Seiten der Pflanzer und armen Weißen, wenn sie sich weigerten, mit den Sklaven von gestern zusammen vor die Wahlurne zu treten. Die Farbigen waren so zahlreich, daß sie in einzelnen Teilen des Südens die Weißen um das Mehrfache an Zahl übertrafen. Man verlangte also von diesen Weißen, daß sie sich der politischen Herrschaft einer ignoranten Horde von schwarzen Analphabeten und Habenichtsen gutwillig unterwerfen sollten.

Die Südstaaten hätten jetzt darauf bestehen sollen, daß nur solchen Negern das Wahlrecht gegeben werden dürfe, welche entweder lesen und schreiben konnten oder Besitzer von einem gewissen Vermögen waren. Dadurch hätten sie sich gegen die Gefahr einer Gewaltherrschaft der Schwarzen gedeckt und hätten anderseits den Negern volles Recht widerfahren lassen. Wenn sie ferner eine ähnliche Beschränkung des Wahlrechts für die „armen Weißen“ eingeführt hätten, so wäre damit ein absolut gerechter und unangreifbarer Zustand geschaffen. Allein der Süden war verbittert. Man hatte ihn als erobertes Land behandelt und versuchte jetzt, ihn zur Annahme von Bedingungen zu zwingen, von denen niemand bei der Niederlegung der Waffen gesprochen hatte. Die Demokraten fühlten sich verraten und verkauft und weigerten sich, das Wahlrecht der Neger anzuerkennen. Statt dessen begannen sie, in den Südstaaten Gesetze zu erlassen, nach denen Neger wegen Landstreicherei

oder wegen Verschuldung zu einer Art dauernder Zwangsarbeit verurteilt werden konnten. Der Norden erblickte darin aber nur einen Versuch, die Negersklaverei in verschleierter Gestalt wieder einzuführen.

Als die Republikaner nun den Negern das Stimmrecht verliehen, konnten sie das nur durch Bundesgesetz tun. Nach der Verfassung hatte der Bund jedoch kein Recht, die Wahlgesetze der Einzelstaaten abzuändern. Es war also nötig, diese Verfassung zu ändern. Ein Amendement zur Bundeskonstitution muß aber von wenigstens drei Vierteln der Einzelstaaten angenommen werden, um rechtskräftig zu werden; und das Parlament kann eine Verfassungsänderung nur mit einer Zweidrittel-Majorität in beiden Häusern vorschlagen.*) Nun waren die republikanischen Nordstaaten nur 23 und die 13 anderen Staaten machten mehr als ein Drittel aus. Die Republikaner beschlossen deshalb, in beiden Häusern des Parlaments nur diejenigen Abgeordneten und Senatoren des Südens zuzulassen, bei deren Wahl die Neger auch teilgenommen hatten. Ebenso erklärten sie nur die Regierungen von Südstaaten für gesetzlich und zu Recht bestehend, welche durch eine Wahl der Weißen und der Farbigen eingesetzt waren. Die Republikaner verlangten also tatsächlich, daß die Abstimmung zur Verfassungsänderung so stattfinden sollte, als ob die Verfassungsänderung bereits angenommen sei.

Dem unterwarfen die Südstaaten sich nicht gutwillig. Ueberall im Süden mußten Bundestruppen die Wahllokale besetzen. Gesetze wurden eingeführt, nach denen alle ehemaligen Soldaten und Beamten der Confederacy des Stimmrechts verlustig gingen. Und durch diese Mittel, sowie durch allerlei Betrug und Terrorismus gelang es endlich im Jahre 1868 das 14., und im Jahre 1870 das 15. Amendement der Bundesverfassung als rechtskräftig zu proklamieren. Aber wie in dieser ganzen Zeit rechtliche Fragen durch das Schwert entschieden waren, so ging auch hier wieder Macht vor Recht.

Denn nur durch Anwendung von Gewalt waren die Südstaaten gezwungen, im Bunde zu bleiben und jetzt den Negern das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht für Staats- und Bundeswahlen einzuräumen. Die Abstimmungen fanden stets unter dem Schutze der Bajonette der Bundestruppen statt. Die

*) Artikel V der Bundesverfassung.

Legislaturen der einzelnen Staaten konnten nur so lange Sitzungen halten, als die nötige militärische Bedeckung zur Stelle war. Durch absolute Säbelherrschaft wurden die Weißen des Südens daran gehindert, die Leitung der Geschäfte den Schwarzen aus den unfähigen Händen zu nehmen.

Die Zustände in diesen Neger-Regierungen spotteten bald aller Beschreibung. Kerle, die weder lesen noch schreiben konnten, wurden Richter, Schulaufseher und unter Umständen sogar Gouverneure, wie tatsächlich in Süd-Carolina. Die Neger wären nun allein nicht fähig gewesen, selbst jene traurige Travestie von Gesetz und Ordnung durchzuführen, welche jene Tage der sogenannten Rekonstruktionsperiode kennzeichnet. Außer dem Schutze der Bundestruppen brauchten sie weiße Führer, die sie zu diesen politischen Heldentaten anstifteten. Diese Rädelsführer der Neger-Korruption, carpet-baggers genannt, kamen aus dem Norden, um sich in der gewissenlosesten Weise mit Hilfe der Ignoranz der Schwarzen und infolge der Hilflosigkeit der weißen Südstaatler dort auf Kosten der schon durch den Krieg verarmten Gemeinwesen zu bereichern. Die öffentliche Schuld Louisianas wuchs in jenen Tagen der Neger- und carpet-bagger-Herrschaft um 40 000 000 Dollar und der Reichtum der Stadt New-Orleans fiel in diesen 8 Jahren von 146 718 790 auf 88 613 930 Dollars. Im Staate Mississippi waren die zu zahlenden Steuern im Jahre 1874 genau vierzehnmal so groß als im Jahre 1869 und 640 000 Acres Land waren wegen nicht bezahlter Steuern konfisziert. In Süd-Carolina betrug der Wert des besteuerten Eigentums im Jahre 1860 gegen 490 000 000 Dollar und die Steuer belief sich auf 400 000 Dollar. Im Jahre 1871 war das Eigentum auf 184 000 000 Dollar gesunken; dafür waren die Steuern aber auf 2 000 000 Dollar gestiegen.

Zunächst suchten die Weißen sich dadurch zu helfen, daß sie Gewalt gegen Gewalt setzten. Hielten die Neger ihre wichtigen „politischen Versammlungen“ des Abends ab, so waren sie sicher, maskierte und gut bewaffnete Reiter auf der Landstraße zu finden, die sie bedeuteten nach Haus zu gehen. Bei den Wahlen erschienen wohlberittene Trupps von bewaffneten Weißen, vor denen die Schwarzen es vorzogen, sich allmählich zu verlaufen. Von Zeit zu Zeit wurden besonders unverschämte und gemeingefährliche carpet-baggers oder Niggers des Morgens tot in ihrem Bette oder auf der Landstraße gefunden. An vielen Orten wurden ge-

heime Verbände Weißer organisiert, welche sich über den ganzen Süden verbreiteten und, wie die heilige Vehme, eine im Verborgenen arbeitende aber dem abergläubischen Neger darum nur um so unheimlichere Justiz übten.

Die Bundesregierung tat natürlich ihr Möglichstes, um diese Verbände zu unterdrücken. Gegen den bekanntesten unter ihnen, den „Ku Klux Clan“ wurden sogar besondere „Ku Klux Acts“ erlassen. Und allmählich verschwanden diese Organisationen, die „Ritter von der weißen Camelia“, die „weiße Brüderschaft“ oder wie sie sich sonst noch nannten.

Unterdessen hatten die so von den Bundestruppen gehaltenen Regierungen der Rekonstruktionszeit alle nacheinander das 14. und 15. Amendement der Bundesverfassung angenommen und damit hatten die Staaten ein Recht, wieder in den vollen Genuß ihrer Unabhängigkeit zu treten. Im Jahre 1870 wurden die Bundestruppen aus den letzten Südstaaten, zu allerletzt aus Georgia, zurückgezogen. Mit ihnen verließen aber auch die carpet-baggers den Süden, wo sie sich nicht mehr geheuer fühlten. Und in demselben Augenblicke fiel die Negerherrschaft wie ein Kartenhaus um.

Die Weißen der Südstaaten hatten nun aber von diesen politischen Industrierittern des Nordens eins gelernt: die Technik der Wahlfälschungen. Die carpet-baggers hatten in der schamlosesten Weise Stimmen unterschlagen, hatten jeden Neger mehr als einmal abstimmen lassen oder hatten die Urne schon vor Beginn der Abstimmung der Wahl voll republikanischer „tickets“ gestopft. Jetzt benutzten die Demokraten diese Mittel und konnten zu ihrer Entschuldigung anführen, daß sie sich in politischer Notwehr befanden. Im Norden war man aber jetzt genauer über die Rekonstruktionsperiode unterrichtet und interessierte sich nicht mehr für die carpet-bagger-Regierungen. Auch fing man an, der fortwährenden Deklamationen über die Negerfrage überdrüssig zu werden und sich mit anderen, unterhaltenderen Dingen zu beschäftigen. Man ließ also dem Süden bei der Lösung dieses Problems freie Hand und war im Stillen herzlich froh, daß die Aera der offenen Gewalttaten und der dadurch nötig gemachten Bundesinterventionen vorüber war.

Im Süden aber fühlte man sich dadurch bedrückt, daß Gesetz, Regierung und öffentliche Ordnung nur durch Wahlbetrug aufrecht erhalten werden konnten. Darum suchte man sehr bald nach gesetzlichen Mitteln, mit denen man den Farbigen das Stimmrecht

nehmen und doch nicht gegen den Buchstaben des 15. Amendements verstoßen würde. Nach diesem Amendement „darf das Stimmrecht der Bürger der Vereinigten Staaten nicht durch die Vereinigten Staaten oder einen Einzelstaat auf Grund von Rasse, Hautfarbe oder eines früheren Verhältnisses von Dienstbarkeit aufgehoben oder beschränkt werden". Im Jahre 1890 führte der Staat Mississippi nun ein Gesetz ein, nach dem nur die stimmberechtigt waren, welche zwei Jahre lang Steuern bezahlt hatten und „welche irgend eine Stelle der Verfassung des Staates lesen konnten oder sie, wenn ihnen vorgelesen, verstanden, oder eine verständige Interpretation der Stelle geben konnten". Die Entscheidung über die zur Ausübung des Wahlrechts notwendigen Fähigkeiten fiel den Weißen zu, welche die Wählerlisten führten. Es ist kaum nötig, besonders hinzuzufügen, daß damit das Stimmrecht der Neger tatsächlich beseitigt war. Der höchste Gerichtshof der Vereinigten Staaten entschied, daß dieses Wahlgesetz nicht verfassungswidrig sei. So erließ denn Süd-Carolina im Jahre 1895 ein Wahlgesetz, welches die ebenerwähnte „understanding clause" auf zwei Jahre einführte und sodann festsetzte, daß jeder Wähler des Lesens und Schreibens kundig sein oder Eigentum von wenigstens 300 Dollar Wert besitzen müsse. Nord-Carolina und Virginia folgten diesem Beispiel. Louisiana und Alabama bestimmten, daß außerdem alle Leute wahlberechtigt sein sollten, deren Väter oder Großväter am 1. Januar 1867 das Wahlrecht besaßen. Auch dieses Gesetz ist bis jetzt nicht vom höchsten Gerichtshof aufgehoben worden.

In diesen Südstaaten ist also den meisten Negern das Wahlrecht durch Gesetz entzogen. Daneben aber hat die Gesetzgebung und die Sitte fast des ganzen Südens den Neger in eine Stellung gesellschaftlicher und allgemein sozialer Inferiorität gebracht, die tatsächlich ein striktes Kastenwesen darstellt, wie es vollständiger kaum in Indien gedacht werden könnte. Es ist den Negern verboten, in denselben Eisenbahnwagen und in denselben Abteilen der Straßenbahn zu fahren, wie die Weißen. Ein Neger, der eine weiße Dame in nicht durchaus ehrerbietiger Form anspricht, wird wegen disorderly conduct (zu deutsch „grober Unfug") schwer bestraft. Kein Neger wird je mit dem Prädikat Herr, Frau oder Fräulein von einem Weißen angeredet. Man erwartet von ihm, daß er sich in Gegenwart eines Weißen nicht setzt. In Theatern oder Konzerten, sowie in den Kirchen, die von Weißen besucht

werden, darf er nicht zugelassen werden. Heiraten zwischen Weißen und Farbigen sind gesetzlich verboten und werden im Uebertretungsfalle bestraft. Konkubinate mit farbigen Weibern verbietet das Gesetz nicht. Auf Schritt und Tritt wird dem Neger klar gemacht, daß er der minderwertigen, der gehorchenden Rasse angehört, daß er ein Paria ist und daß die herrschende Rasse Gehorsam und Ehrfurcht von ihm verlangt.

* *
*

Die Abolitionisten hatten also die Erfüllung ihrer Wünsche nur ganz vorübergehend erlebt. Zwar waren und sind die Neger frei. Von dem Stimmrecht aber, das das 15. Amendement der Bundesverfassung ihnen zusichert, können sie nur einen recht beschränkten Gebrauch machen. Dafür hat dieser Doktrinarismus jedoch eine andere dauernde Frucht getragen. Er hat die einstigen Herren und Sklaven einander vollständig entfremdet und beide Rassen stehen sich jetzt feindlich gegenüber.

Dieser Rassenkampf hat natürlich die schwersten Folgen auf wirtschaftlichem Gebiete gehabt; denn gerade hier waren die Neger von vornherein im Nachteil. Sie waren nicht nur ohne jeglichen Besitz, fast nackt in den Strudel eines hoch entwickelten, industriellen Lebens geworfen, sondern sie standen auch an Wissen, Bildung und Kultur tief unter ihren Gegnern. Das Wenige aber, das sie gelernt hatten, stammte aus der Sklaverei und war eine recht ungenügende Vorbereitung für den freien Wettbewerb auf offenem Markte.

Das erste, was die Sklaverei für die Neger getan, war, daß sie ihre ursprünglichen afrikanischen Stammesorganisationen gründlich zerstört hatte. Diese Negerstämme lebten in ihrer Heimat unter der absoluten Herrschaft von Häuptlingen und standen untereinander in fortwährenden blutigen Fehden. Die Kriege wurden mit den denkbar barbarischsten Mitteln geführt und waren namentlich mit Sklaverei der Kriegsgefangenen und kannibalistischen Bräuchen verknüpft. Das religiöse Leben war unter der Pflege von Schamanenpriestern; es bestand namentlich aus Hexenglauben, Fetischismus und Zauberbräuchen. Eine verschwenderisch üppige Natur hatte diese Kinder der Tropen fast jeder wirtschaftlichen Sorge überhoben. Ihre geringen Bedürfnisse konnten leicht durch die Arbeit der Weiber befriedigt werden. Diese waren Eigentum

erst ihrer Väter, dann ihrer Männer. Achtung vor weiblicher Tugend war mit dieser Auffassung nicht vereinbar. Ueberhaupt waren diese afrikanischen Neger ein Volk, dessen religiöse, politische, wirtschaftliche und sittliche Kultur höchst primitiv war. An den Idealen der Zivilisation der Weißen gemessen, waren sie faul, lügnerisch, lärmend, geschwätzig, sorglos, grausam und tief unsittlich.*)

Auf den amerikanischen Plantagen wurden nun die Vertreter der verschiedensten Negerstämme bunt durcheinander gewürfelt. Die Unterschiede des Idioms, der Sitten, der Gebräuche usw. machten es unmöglich, daß hier die afrikanischen Daseinsformen wieder neu auflebten. Auch wäre das wohl von den Sklavenhaltern kaum geduldet worden. Es bildete sich also eine Mischrasse, in der alle die in der Union vertretenen Negerstämme bald aufgingen, und deren Muttersprache sehr bald eine grotesk verdorbene Form des Englischen war. Wie dieser Prozeß sich vollzog, können wir im einzelnen jetzt nicht mehr nachweisen. Tatsache ist, daß die amerikanischen Neger jetzt eine einheitliche Rasse sind, daß sie nur die englische Sprache kennen und daß sie sich als Eingeborene der Vereinigten Staaten fühlen.

Die Aenderung des Lebens und Charakters der Neger war natürlich da am geringsten, wo der Sklavenhalter kein direktes Interesse an ihr hatte. Darum blieben ihre religiösen und sittlichen Anschauungen sich meist gänzlich selbst überlassen. Zwar ahmten die Neger auf diesen Gebieten ihren Herren mit affenartig grotesker Geschwindigkeit nach. Sie lebten in Familien, welche wenigstens äußerlich eine monogamische Form hatten. In Wirklichkeit waren sie aber nichts als Konkubinate, nicht nur weil keine legale Form der Eheschließung für Sklaven bestand, sondern namentlich weil Männlein und Weiblein noch schneller und leichter sich trennten als sie zusammengelaufen waren. „Unverheiratete" Mädchen, d. h. solche, die noch in der Hütte ihrer Eltern hausten, hatten regelmäßig Kinder. Und man kann sagen, daß tatsächlich unter den Negern der großen Plantagen geschlechtliche Promiskuität herrschte.

Nicht viel höher stand das religiöse Leben der Sklaven. Einige Herren sorgten dafür, daß weiße Prediger ab und zu einen

*) J. A. Tillinghast. The Negro in Africa and America (Publications of the American Economic Association. 3d Series. vol. III. No. 2. May 1902). Newyork. Part. I.

Gottesdienst für sie hielten. Im allgemeinen aber besorgten das farbige „Prediger“, welche selbst Sklaven waren und an den Wochentagen genau wie andere Neger arbeiteten und vorkommendenfalls ausgepeitscht wurden. Letzteres geschah sogar recht häufig, da nach dem einstimmigen Zeugnis der Reisenden diese farbigen Prediger meist die Faulsten und sittlich Verworfensten ihrer Rasse waren. Da es gesetzlich verboten war, die Neger lesen zu lehren, so kann man sich denken, welche gotteslästerliche Karikatur des Christentums ein solcher Negergottesdienst bot. Die „Predigt“ strotzte von bombastischem Blödsinn, die Gemeindemitglieder äußerten ihre Rührung durch viehisches Brüllen, durch begeisterte Verzückungen und Gliederverrenkungen und das Ganze sah in Wirklichkeit einem afrikanischen Beschwörungstanz verzweifelt ähnlich.

Den Sklavenhalter interessierte eigentlich nur, daß die Farbigen arbeiten lernten. Nun war die Sklavenarbeit ohne Zweifel in den meisten Fällen roh und monoton. Aber es war doch von unendlicher Wichtigkeit, daß die neugeborene Negerrasse sich sofort daran gewöhnen mußte, von morgens früh bis abends spät tätig zu sein. Das Unglück war nur, daß diese Arbeit keine selbständige war, sondern „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb“ ausgeführt wurde. Gleichwohl hatte die soziale Differenzierung der Neger in der Sklaverei schon begonnen. Aber die wenigen, welche in die Klasse der Handwerker, Aufseher und die der Haussklaven aufgerückt waren, verdankten diese Beförderung nicht ihrer individuellen Strebsamkeit. Mit einer Art von aufgeklärtem Despotismus hatten die Weißen sich die Fähigsten, Zuverlässigsten und Fügsamsten unter den Negern für solche Posten ausgesucht. Und die höhere Stellung brachte wohl den so Bevorzugten ein angenehmeres Leben, soziale Achtung und weniger Prügel, aber keine ausgesprochenen wirtschaftlichen Vorzüge.

Mit dem Wegfall der Sklaverei traten die Neger in den freien Wettbewerb. Jetzt sorgte niemand mehr dafür, daß auch die Faulen sich satt essen konnten. Neben wirtschaftlichem Können galt es jetzt auch wirtschaftlichen Ehrgeiz und Erwerbstrieb zu zeigen. Wo der fehlte, da konnte man voraussehen, daß das betreffende Individuum zu Grunde gehen mußte, auch wenn es ursprünglich der hochstehenden Klasse der Handwerker angehört hatte. Die Arbeitsscheuen aller Stände und Berufe bildeten jetzt also eine neue Klasse, die der Landstreicher, der Prostituierten, der gewohnheitsmäßigen Bettler und Verbrecher. Ihnen verwandt

waren alle die, welche durch Krankheit an der Betätigung ihres Erwerbstriebes gehindert wurden. Auch diese Klasse, die der Krüppel und Lahmen mußte zunächst in der Freiheit sich stark mehren. In der Sklaverei hatte es im Interesse der Herren gelegen, daß nur die Gesunden und Arbeitsfähigen sich fortpflanzten und daß die Arbeiter durch eine gesundheitsmäßige Lebensweise bei Kräften erhalten wurden. Diese Fürsorge fiel jetzt weg. Die mit erblichen Krankheiten behafteten Neger konnten ungestört ihre Gebrechen auf ihre Kinder vererben. Wer keine Selbstbeherrschung hatte, wurde nicht mehr daran gehindert, seine Gesundheit durch ein ausschweifendes Leben zu zerstören, und wer kein Verständnis für die Regeln der Hygiene hatte, dem sandte kein interessierter Sklavenhalter mehr den Arzt in die Hütte. Es mußte also einerseits eine Klasse von sittlich, gesundheitlich und wirtschaftlich minderwertigen Negern neu erstehen. Zu ihr gehörten bald alle Farbigen, welche die scharfe Luft der Freiheit nicht vertragen konnten und es vorzogen, in Armenhäusern, Krankenhäusern, Arbeitshäusern und Zuchthäusern dem Lande zur Last zu fallen. Und man konnte voraussetzen, daß in dieser Klasse der Enterbten und Untergegangenen die Sterblichkeit besonders groß sein würde.

Anderseits mußten jedoch wenigstens einige Farbige imstande sein, die ihnen nun gebotene Gelegenheit zu benutzen und sich kulturell und wirtschaftlich zu verbessern. Die Klasse der so aufsteigenden Neger konnte kaum zahlreich sein, wenn man bedenkt, wie arm, wie unwissend, wie abergläubisch die meisten Neger zur Zeit der Aufhebung der Sklaverei waren. Auch war es kaum wahrscheinlich, daß Neger in nennenswerter Anzahl sofort die höchsten Staffeln wirtschaftlicher und intellektueller Kultur erklettern würden. Die Hauptsache war nur, daß eine solche Klasse sich tatsächlich bildete. Damit allein konnten die Neger beweisen, daß sie als freie Arbeiter in den Vereinigten Staaten lebensfähig waren.

Eine solche soziale Differenzierung hat nun bereits starke Fortschritte unter den Negern gemacht, wenn es für einen Weißen auch schwer ist, sie genau zu erkennen. Die Trennung der beiden Rassen ist eine so vollständige, daß die meisten Amerikaner nichts von feinen Unterschieden zwischen verschiedenen Klassen von Negern wissen und wissen wollen. Und selbst in wissenschaftlichen Werken wird oft von allen Negern als einer absolut homogenen verkommenen Masse mit ziemlicher Verachtung gesprochen. Die Farbigen ihrerseits, soweit sie gebildet sind, fühlen die Wucht dieses

Vorurteils schwer und sind nur selten bereit, ihr Mißtrauen gegen die Weißen zu vergessen und ohne jede Voreingenommenheit und Nebengedanken über das Rassenproblem zu sprechen. Zuverlässige Nachrichten über die tatsächlichen Zustände unter den Farbigen findet man eigentlich nur in den Werken eines Herrn Dr. W. E. Burghardt Du Bois. Dieser Herr, welcher selbst Mulatte ist, bekleidet die Professur für Sozialwissenschaften an der Atlanta University (in Atlanta, Georgia) für Farbige und hat eine Reihe vortrefflicher Werke*) der wissenschaftlichen Darstellung des Rassenproblems gewidmet. Er hat namentlich die hohe Bedeutung dieser Klassenbildung innerhalb der farbigen Rasse stets betont und hat nachgewiesen, daß eine Betrachtung der Neger als einheitliche Masse in jeder Hinsicht unwissenschaftlich und ungerecht ist.

Allein die Wirkung der wirtschaftlichen Bildungen, welche diese soziale Differenzierung der Neger zur Folge hatten, wurde durch eine Reihe besonders unglücklicher Umstände durchkreuzt und zum Teil sogar neutralisiert.

Vor allem paßten die Neger ihrem Temperament und Charakter nach nicht recht mit den Weißen zusammen, die sie in den Vereinigten Staaten umgaben. Die Neger waren und sind zum größten Teile noch jetzt ein geselliges, geschwätziges Völkchen, sorglos wie die Kinder und mit Wenigem herzlich zufrieden. Sie haben keine große Herrschaft über ihre Leidenschaften, sprechen viel und lebhaft und sind bei ihren starken sinnlichen Anlagen eine leichte Beute ihrer wechselnden Eindrücke und Emotionen. Romanische Völker haben stets für den kindlichen Charakter der Neger viel Verständis und Sympathie gezeigt. Das leichte, bewegliche, oft unbeständige Temperament der beiden Rassen verträgt sich besser. Das geschlossene romanische Familienleben sowie ihre bureaukratische Bevormundung des Einzelnen hätte dem amerikanischen Neger einen sittlichen Halt gegeben. Und schließlich hätte die stets zum Verzeihen bereite Nachsicht des Romanen auch mit diesen großen Kindern Geduld gehabt. Statt dessen befanden sich die amerikanischen Neger inmitten einer Nation von ausgesprochen unsinnlichem, protestantischem Charakter. Energie, Festigkeit und die stolze Tugend der aufrechten Selbstverantwortlichkeit konnten sie

*) Zu ihnen gehört das schon mehrfach erwähnte Werk über den Sklavenhandel in Amerika; ferner The Philadelphia Negro (Publications of the University of Pennsylvania. Political Economy and Public Law series) 1899. The Soul of Black Folks und zahlreiche Aufsätze in wissenschaftlichen Monatsschriften.



nicht so schnell lernen; und die fast schrankenlose Bewegungsfreiheit des Individuums in Familie und Staat wurde für sie nur zu oft die Ursache zur Zügellosigkeit und zum Verderben.

Dazu kam, daß seit den Tagen der Rekonstruktionsperiode die Neger eine tiefe Abneigung gegen die Sklaverei und alles das zeigten, was daran erinnerte. Damit widerstrebte ihnen namentlich, ihre frühere Lebens- und Arbeitsweise fortzuführen. Sie hätten am liebsten getan, wie ihre weißen Herren, denen sie ja nun gleich waren. Sie wollten, wenn irgend möglich, nicht mehr von ihrer Hände Arbeit leben, sondern vornehmere Berufe ergreifen. Da ihnen hierzu in den meisten Fällen aber jede Vorbildung fehlte, so hatte diese unselige Verblendung nur zur Folge, daß sie mit ihrer Stellung unzufrieden waren und daß sie die von ihnen schon erworbenen wirtschaftlichen Kenntnisse und Fähigkeiten nicht pflegten. Die Flucht vom Pfluge und der Hobelbank in die Schreibstube, die Sucht nach Arbeitsarten, die sich dadurch auszeichnen, daß man bei ihnen einen reinen Kragen trägt, die Verachtung der ehrlichen Handarbeit, war also für die Neger in jeder Hinsicht verderblich.

Die schlimmste Wirkung dieses unglücklichen Dranges nach höherer Bildung war aber, daß sie die Kluft zwischen den beiden Rassen noch tiefer und weiter und unüberbrückbarer machte. Die Weißen erblickten darin nur einen Versuch des Negers, jene gesellschaftliche Gleichberechtigung zu ertrotzen, welche die carpet-baggers einst dem Süden aufzuzwingen versucht hatten. Sie zeigten sich darum gerade den gebildeten und höher strebenden Negern feindlich, während früher die Fähigsten der Rasse, die Handwerker und Haussklaven, in enger persönlicher Berührung mit den Weißen gestanden hatten.

Die Folge davon ist, daß nicht nur im täglichen Verkehr, sondern auch im wirtschaftlichen Leben die gemeinsamen Berührungspunkte beider Rassen eher eine Tendenz haben, stetig an Zahl abzunehmen. Jedenfalls ist der Neger noch nicht dazu gelangt, eine dem Weißen ebenbürtige Stellung als gelernter Arbeiter und Unternehmer im industriellen Leben sich zu erringen; und er will nicht mehr gern unter weißen Führern als Landarbeiter leben.

Nur auf den Zuckerfeldern, wie in Louisiana zum Beispiel, findet sich noch das alte Wirtschaftssystem der Plantage. Hier arbeiten noch Männer, Weiber und Kinder vom 12. oder 13. Jahre an in „gangs“ unter weißen Aufsehern. Zur Wohnung sind ihnen

dieselben Hütten angewiesen, in denen ihre Vorfahren oder Vorgänger in der Sklaverei lebten. Und in diesen „quarters“ hausen sie dicht gedrängt, wie das liebe Vieh. Ein Beobachter fand in einer aus zwei „Zimmern“ bestehenden Hütte 22 unverheiratete Männer und 2 Familien während der Hochsaison.*) Heiraten im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es überhaupt nicht unter diesen Farbigen. „Ehen“ dauern im günstigsten Falle zwei Jahre lang. Dann läuft entweder der eine Teil auf und davon oder, was häufiger ist, zwei Männer tauschen ihre Weiber. Es ist die alte Promiskuität, wie sie in der Sklavenzeit fast überall auf den Plantagen herrschte.

Von den alten Plantagensklaven unterscheiden sich diese Neger also nur wenig. In den Punkten aber, in denen sie sich weiter entwickelt haben, da ist es zu ihrem Nachteil geschehen. Unvernünftige Lebensweise, Ausschweifungen, Mangel an Sparsamkeit und an wirtschaftlichem Sinne hat sie elend gemacht und oft ihre Gesundheit zerrüttet. Kranke und Altersschwache aber erhalten keine Arbeit und werden von der Plantage verwiesen. Solange die Neger nun arbeiten und verdienen, werfen sie ihr Geld für Schnaps, für Schmucksachen, Zuckerzeug, grellbunte Kleider und für allerlei Arten von Glücksspiel weg. Am höchsten aber schätzen sie die Tatsache, daß sie freie, kontraktlich beschäftigte Arbeiter sind, die Flinten tragen und auf Pferden reiten dürfen und dahin gehen können, wo sie wollen. Aus letzterem Grunde und wohl auch aus natürlicher Anlage zeigen sie alle eine gewisse Neigung, häufig „blau zu machen“ und als Landstreicher herumzubummeln.

Das Traurigste aber ist, daß die einstigen farbigen Handwerker fast ganz verschwunden sind. Niemand erzieht jetzt junge Negerburschen mehr zum Handwerk, und aus persönlichem Ehrgeiz oder aus wirtschaftlichem Trieb geht kein Neger in die Lehre. Das würde ihn zu unangenehm an die Sklaverei erinnern. Dafür ist aber als allseitig geehrte Respektsperson der farbige Prediger überall zu finden. Für die freien Neger ist die Kirche alles in allem, sie ist religiöses sowie gesellschaftliches Zentrum ihres ganzen Daseins. Krankenpflege, Armenpflege, Abendunterhaltungen, Konzerte, Krankenkassen und andere Dinge mehr werden von der Kirche geleitet und der Prediger ist viel weniger ein Geistlicher als der

*) J. B. Laws. The Negroes of Central Factory and Calumet Plantation, Louisiana. Bulletin of the Department of Labor. No. 38. January 1902. p. 114.



wirtschaftliche und soziale Führer und Leiter seines Stammes. Da nun die Neger sich gerade denjenigen Sekten angeschlossen haben, welche die radikalste demokratische Verfassung haben, den Baptisten und Methodisten, so ist der schwarze Prediger oft ein geschickter, wenn auch unwissender Demagoge. Unter diesen ungebildeten freien Plantagen-Negern ist der Pastor oft genug ein arbeitsscheuer Kerl, der Zungengewandtheit und Ueberredungsgabe genug hat, um den andern vorreden zu können, daß er zu höherem als zur Handarbeit berufen ist. Die unwissenden Niggers bewundern dann die Kraft seiner Lungen und seine Ausdauer im lauten Heulen von biblischem Blödsinn und bezahlen ihm gern ein für Neger-verhältnisse gutes Gehalt. Damit ist er Pastor geworden. Oft ist er in Geldsachen der unzuverlässigste Mensch, macht Schulden, bestiehlt die Gemeide und treibt ziemlich offen Ehebruch.

Etwas besser ist die Lage der Neger, welche selbständigen Ackerbau treiben. Meist haben sie sich auf die Baumwollzucht gelegt. Die alten Plantagen wurden nach dem Bürgerkriege in kleine Parzellen zerlegt und so entweder verkauft oder verpachtet. Namentlich die „armen Weißen“ zeigten einen wahren Landhunger, während die Farbigen zu arm waren, um Land zu kaufen. Sie wurden also Pächter des von ihnen bewirtschafteten Landes. Der dafür zu zahlende Zins wurde jedoch in den seltensten Fällen in Geld festgesetzt. Gewöhnlich waren sie verpflichtet, dem Landeigentümer einen Teil der Ernte als Naturalabgabe zu zahlen. Hatte der Neger die Ackerbaugeräte und das nötige Vieh, so konnte er $^2/_3$ oder $^3/_4$ der Ernte für sich behalten. Mußte der Eigentümer des Landes ihm auch diese liefern, so wurde die Ernte in zwei gleiche Teile geteilt. Oft aber hatte der Neger auch nicht das nötige Kapital, um nur bis zum Verkauf der Ernte sich und seine Familie unterhalten zu können. Er mußte dann seine Lebensmittel und sonstigen Verbrauchsartikel bei dem Dorfkaufmann auf Kredit erstehen. Der Kaufmann konnte sich aber nur dadurch sichern, daß er eine Hypothek auf die nächste Ernte erhielt. Diese Art der Verpfändung der Ernte nach dem „lien law“ hat nun zu großen Uebelständen geführt, welche dadurch noch verschlimmert sind, daß diese Kaufleute zu gleicher Zeit die Vermittler beim Verkauf der Baumwollernte sind. Der Eigentümer des „general merchandise store“ schießt dem Bauern also im Laufe des Jahres alle Verbrauchsartikel vor. Zinsen für dieses Darlehen nimmt er in der Form, daß er die Waren teurer verkauft. Er ist ferner

der einzige, an den der Bauer die Ernte verkaufen kann. Nimmt man dazu, daß der Bauer fast stets ein vollständig unwissender Analphabet ist, so sieht man ein, wie sehr er unter der absoluten Macht des Kaufmanns steht und wie leicht letzterer zum gemeinsten Wucherer wird.

Die meisten Neger, welche so nach dem Anteilsystem (share system oder cropping system) Baumwolle bauen, sind denn auch in einer wirtschaftlich recht elenden Lage, die man vielleicht als Kredit-Sklaverei bezeichnen kann. Es liegt im Interesse des Wucherers, daß sie von ihm möglichst viel kaufen und daß sie nur solche Dinge produzieren, welche er leicht und mit Vorteil verkaufen kann. Daher verlangt er von seinen Schuldnern, daß sie keine Geflügelzucht, Molkerei, Schweinezucht oder Körnerbau, sondern nur Baumwollzucht und nichts anderes treiben. Als Hypothekengläubiger hat er aber stets das Recht, den Bauer zum Gehorsam zu zwingen oder ihn von seinem Pachthöfchen zu treiben.

Nicht alle Neger sind in die Krallen dieser Wucherer gefallen. Strebsamen und fleißigen Farbigen ist es namentlich im Süden gelungen, selbständige Bauern zu werden. Im Jahre 1900 betrugen die farbigen Farmer in der North Atlantic Division nur 0,3 Prozent, in der North Central Division und der Western Division nur je 0,8 Prozent und 3,3 Prozent; in der South Atlantic Division und der South Central Division waren sie dagegen 30,0 Prozent und 27,2 Prozent aller Landwirte.*) Die von Negern bewirtschafteten Güter sind im Durchschnitt kleiner als die unter der Leitung von Weißen. Im Jahre 1900 betrugen die landwirtschaftlichen Betriebe der Weißen von

| | | |
|---|---|---|
| 20—49 | Acres Umfang | 18,3 % aller weißen Betriebe |
| 50—99 | „ „ | 24,8 % „ „ „ |
| 100—175 | „ „ | 27,2 % „ „ „ |

Für die Farbigen waren die entsprechenden Ziffern:

| | | |
|---|---|---|
| 10—19 | Acres Umfang | 16,0 % der farbigen Betriebe |
| 20—49 | „ „ | 45,9 % „ „ „ |
| 50—99 | „ „ | 18,0 % „ „ „ |

Von den selbständigen farbigen Landwirten waren 21 Prozent, von den weißen 59,8 Prozent Eigentümer der von ihnen

*) Twelfth Census of the United States. vol. V. p. XCIII.

bewirtschafteten Betriebe. Das Eigentum der Weißen belief sich auf:

| | South Atlantic Division | South Central Division |
|---|---|---|
| Acres: | 59 362 585 | 108 448 892 |
| Dollars: | 827 183 267 | 1 352 633 932 |

Das der Neger auf:

| | | |
|---|---|---|
| Acres: | 3 670 737 | 7 717 407 |
| Dollars: | 38 493 920 | 83 863 386*) |

Und das Verhältnis der beiden Rassen in diesen Landesteilen war:

| | South Atlantic Division | South Central Division |
|---|---|---|
| Weiße: | 6 706 058 | 9 815 912 |
| Neger: | 3 729 017 | 4 193 952 |

Wenn man bedenkt, wie kümmerlich die wirtschaftlichen Anfänge des freien Negers waren, so sind das immerhin beträchtliche Ziffern.

Trotzdem sind die farbigen Bauern ein ziemlich primitiver und unkultivierter Stand. Ihre Häuser sind meist roh aus Brettern oder Stämmen gezimmert und bestehen gewöhnlich nur aus einem größeren und einem kleineren Zimmer. Die Fenster haben kein Glas, sondern können nur durch hölzerne Läden verschlossen werden. Das sittliche Niveau ist höchst niedrig. Das Schlimmste aber ist, daß diese Neger offenbar garkeine nennenswerten moralischen und wirtschaftlichen Begriffe oder Ideale haben. Als Folge davon fehlt es ihnen ganz und gar an einer öffentlichen Meinung, welche einen Unterschied zwischen sittlichen und unsittlichen, strebsamen und trägen Individuen macht und somit zur Klassenbildung führt. Alle leben offenbar im Zustande moralischer Indifferenz und ökonomischer Indolenz.

Im Mittelpunkt dieser Gemeinden stehen wieder die Kirchen, deren Prediger sich manchmal zu ihrem Vorteil von ihrer Umgebung unterscheiden. Die rein demokratische Verfassung der Negerkirchen macht es aber den fortschrittlicheren Predigern nicht leicht, Fluß und Leben in diese Stätten der Fäulnis und Stagnation zu bringen. Neben der Kirche blühen meist auch geheime Gesellschaften vom Charakter der Freimaurerorden; und beide Arten von

*) Twelfth Census vol. V. p. 158 und 172.

Organisationen geben den Leuten oft nur Gelegenheit, Geld und Zeit ihrer wirtschaftlich vernünftigen Verwendung zu entziehen und sie unnütz zu vergeuden.

Diese farbigen Landwirte haben nun eine ausgesprochene Tendenz, sich in räumlich abgesonderten Teilen des Landes zu konzentrieren nnd dort reine Negerdörfer zu bilden. Diese Negerdörfer ihrerseits liegen meist nahe bei einander, so daß im Süden ganze Striche, wie der sogenannte black belt, eine Mehrheit farbiger oder aber weißer Bewohner haben. Diese Bewegung dauert stetig fort. Namentlich nimmt die weiße Bevölkerung da ab, wo die Farbigen überwiegen und zunehmen. Ein gutes Beispiel für diese Volksbewegung geben die Ziffern für die folgenden zwei Grafschaften in Alabama:

| | Neger. | | Weiße | |
|---|---|---|---|---|
| | 1880 | 1900 | 1880 | 1900 |
| Bullock County: | 22 119 | 26 097 | 6 944 | 5 846 |
| Sumter County: | 22 277 | 27 038 | 6 451 | 5 672 |

Ebenso wichtig ist aber die Wanderung der Neger in die Städte, von denen einzelne bereits eine sehr zahlreiche farbige Bevölkerung haben, wie Washington, D. C, mit 86 702 (bei einer Gesamtbevölkerung von 278 718), New-Orleans mit 77 714 (287 104), Baltimore mit 79 258 (508 957), Philadelphia mit 62 613 (1 293 697), New-York mit 60 666 (3 437 202) und Chicago mit 30 150 (1 698 575). Gewöhnlich gehen die Neger zuerst vom Lande nach dem Sitz der Regierung der Grafschaft, von dort nach einer der größeren Städte des Südens und schließlich in die Großstädte, welche alle im Norden der Union sich befinden. Die Mittelstädte des Südens sind daher für viele der dort sich aufhaltenden Neger nur Durchgangsstationen auf dem Wege zur Millionenstadt.

Die Gründe, warum sie das Land verlassen, sind zahlreich und verschiedenartig. Viele gehen nach der Stadt, weil sie dort mehr Gelegenheit zu Vergnügungen und geselligen Amüsements haben. Andere folgen dem dunklen Drange ihres unklaren Ehrgeizes und sind der Ansicht, daß alle Türen und Tore sich von selbst ihnen öffnen, wenn sie nur erst in der Stadt wohnen. Auch üben die weitaus besseren Schulen in den Städten eine bedeutende Anziehungskraft auf die Neger aus. Und schließlich darf nicht vergessen werden, daß die Lynchszenen*) und der Terrorismus der

Weißen gegenüber den Negern namentlich auf dem Lande existieren kann, und daß der Schutz der Polizei und die geordneten Zustände in der Stadt vom Standpunkte des Negers ein wichtiger Faktor sind. Wenn diese Neger nun frisch in der Stadt ankommen, sind sie zunächst scheinbar alle einander gleich. Bald aber beginnen die verschiedenen Elemente unter ihnen, welche auf dem Lande ungesondert neben einander gelebt hatten, sich zu trennen. Es entsteht zunächst die wichtige Scheidung in Strebsame und Vagabunden oder Verbrecher.

Die Verbrecher kommen natürlich mehr oder weniger schnell unter die Aufsicht der Polizei, welche ihnen genau auf die Finger sieht, so weit die Behörden nicht, wie in mehreren amerikanischen Großstädten, mit der Verbrecherwelt aus politischen Gründen im Bündnis stehen. Namentlich bei großen, von der Polizei selbst in Szene gesetzten Wahlfälschungs-Manövern werden meist farbige Helfershelfer gebraucht. Für die zweite Klasse von Negern, welche im Kampfe ums Dasein in den Städten wirtschaftlich untergehen, sorgt die Armenpflege der Weißen bereitwilligst und hochherzigst. Aber der strebsame Neger, der es durch Fleiß und Sparsamkeit zu etwas bringen will, wird nicht nur von keinem Weißen unterstützt, sondern er fühlt bald heraus, daß tatsächlich zwischen allen Weißen ein stillschweigendes Einverständnis herrscht, ihn wegen seiner Rasse am Aufsteigen zu verhindern.

Namentlich weigern sich die Weißen, neben Negern an derselben Maschine oder in derselben Werkstatt zu arbeiten. Auch werden Neger so gut wie nie in die Gewerkschaften der Weißen aufgenommen. Der Arbeitgeber ist also vor die Frage gestellt, entweder nur weiße oder nur farbige Arbeiter einzustellen. Nun sind aber gelernte Arbeiter unter den Negern verhältnismäßig selten, wie das kaum anders zu erwarten ist. Darum kann der tüchtige gelernte farbige Arbeiter nur selten Arbeit bekommen.

---

*) In den Jahren 1891—1902 wurden in den Vereinigten Staaten 1862 Personen gelyncht. Davon waren 1350 = 72 pCt. Neger, 485 Weiße, 23 Indianer und 4 Chinesen. Weiße, welche diese Zustände zu entschuldigen suchen, behaupten, daß die Neger fast alle wegen Vergewaltigung weißer Frauen gelyncht wurden. Das stimmt nicht mit den Tatsachen überein. 770 Personen wurden wegen Mordes, nur 448 = 24 pCt. wegen des eben erwähnten Verbrechens oder des Versuches dazu oder des Verdachts davon, und 644 aus anderen Gründen gelyncht. Während die Weißen meist so gelyncht werden, daß man sie mit kurzem Prozeß hängt oder totschießt, pflegt man die Neger lebendig zu verbrennen oder sonst langsam zu Tode zu martern.

Namentlich im Norden der Union, wo es keine farbigen Handwerker noch aus der Sklavenzeit gibt, ist der Neger darum zu der niedrigsten Handarbeit verurteilt. Er kann Austräger, aber nicht Verkäufer in einem Laden werden, Portier und Treppenreiniger, aber nicht Schreiber oder Beamter in einem Bureau, Gepäckträger, aber nicht Schaffner bei der Eisenbahn, Steinträger und Mörtelkutscher, aber nicht Maurer und Tischler beim Neubau. Genau so liegen die Dinge für die Negerinnen, denen Posten als Verkäuferin oder als Schreibmaschinen-Mädchen in den Betrieben Weißer absolut unzugänglich sind. Dafür haben die Neger denn ein fast ausschließliches Monopol in den Karrieren, die ihnen offen stehen. Nur wenige Weiße, namentlich unter den eingeborenen Amerikanern, lieben es, mit den Negern zu konkurrieren und „Negerarbeit" zu tun. Der Ehrgeiz der Farbigen muß also suchen, auf seine Rechnung zu kommen in Stellungen als Kellner, Kutscher, Knecht, Hausdiener, Kellnerin, Köchin oder Dienstmädchen. Das ist um so grausamer, als das Gesetz die Neger in allen öffentlichen Schulen des Nordens zuläßt und als im Süden bereits sehr gute Schulen und Hochschulen für Farbige bestehen. In Philadelphia mußte zum Beispiel ein Farbiger, der sein Examen an der University of Pennsylvania als Ingenieur bestanden hatte, schließlich damit zufrieden sein, als Kellner Arbeit zu finden. Er hatte auf Grund seiner Zeugnisse und Empfehlungen wohl einen Posten als Ingenieur erhalten, hatte ihn aber kaum antreten können, als er schon seiner Rasse wegen entlassen wurde.*)

Es ist klar, daß für diese Unglücklichen alle Bildung und Erziehung ein Fluch ist und daß sie notwendiger Weise eine höchst gefährliche Klasse, die der Verbitterten und Verzweifelten bilden müssen. Etwas besser liegen die Dinge im Süden, wo der farbige Handwerker eine traditionelle Gestalt ist, und wo namentlich die wirtschaftlichen Kleinbetriebe noch in der Mehrzahl sind. Mit der Einführung großkapitalistischer Methoden in die Unternehmungen verliert der Neger seine Chancen. Es fehlt ihm an Anlagekapital und an kaufmännischer Erfahrung, um selbst einen Großbetrieb zu leiten. Anderseits kann er, wegen des Rassenvorurteils der weißen Arbeiter, nicht in dem Großbetriebe weißer Unternehmer angestellt werden. Im Norden hat nun der Großbetrieb selbst schon auf dem Gebiete der persönlichen Dienstleistungen, wie im Barbier-

*) Du Bois, The Philadelphia Negro p. 328.

geschäfte, gesiegt und das selbständige Handwerk, wo es überhaupt noch besteht, ist auf Reparatur und Flicktätigkeit mehr oder weniger angewiesen. Damit ist auch kein Raum mehr für den farbigen Barbier und Caterer geblieben.*) In den Landstädten des Südens dagegen findet man noch schwarze Maler, Stellmacher, Tischler, Maurer, Schuhmacher und Schmiede in Mengen. In Philadelphia dagegen waren von 3207 erwerbstätigen Negern im Jahre 1896 im ganzen 2533 als ungelernte Arbeiter und als Bediente beschäftigt. Von den 674 anderen waren 395 als gelernte Arbeiter oder als Bureaubeamte tätig. Sie verdankten ihre Stellung teilweise politischen Gründen, teils waren sie bei Farbigen angestellt. 207 Neger hatten selbständige Geschäfte, 61 waren in den gebildeten Berufen tätig und 11 hatten anderweitige Gewerbe.

Die selbständigen Geschäftsleute und die Gebildeten unter diesen Negern haben so gut wie ausnahmslos mit farbigem Publikum zu tun. Sie haben Zigarrenläden, Kaufmannsläden, Restaurationen, Beerdigungsagenturen und ähnliche kleinere Geschäfte, in die sich selten ein Weißer verirrt. Oder sie sind die Prediger der Negerkirchen, die Aerzte des Negerpublikums, die Lehrer der Negerschulen, die Eigentümer, Drucker und Verfasser der Negerzeitungen und Zeitschriften, von denen zum Beispiel in Philadelphia im Jahre 1896 im ganzen 7 bestanden. Sie sind der wirtschaftliche Mittelstand und die gebildete Aristokratie der Rasse, welche so einen Staat im Staate bildet. Diese gebildeten Neger der Städte haben ihre Vorbildung oft auf denselben Schulen des Nordens wie die Weißen erhalten und haben dieselben Staatsexamina gemacht. Ihr geistiges Niveau ist darum durchaus dem der gebildeten Weißen ebenbürtig. Aber ihre Lage muß in jeder Hinsicht furchtbar sein. Sie sehen ein, in welcher Ignoranz und sittlichen Verirrung die Majorität der Neger leben. Ihren Anschauungen und Gewohnheiten nach haben sie nichts mit der überwältigenden Mehrzahl ihres Volkes zu tun. Allein die Weißen, deren Kultur sie angenommen haben, erkennen sie nicht an und werfen sie mit den Vagabunden und Verbrechern, nur ihrer Hautfarbe wegen, zusammen. Die Geselligkeit der Neger ist ihnen zu roh und ungebildet; in die Geselligkeit der Weißen haben sie keinen Zutritt.

*) Geschäft des Caterers ist es, für Diners oder Empfänge in Privathäusern die Gerichte, das Geschirr und die Bedienung zu liefern. Da die Neger und Negerinnen mit Recht in dem Rufe stehen, vorzüglich gut zu kochen, so hatten die farbigen Caterers früher fast ein Monopol.



Bei öffentlichen Vorträgen, in Theatern und Konzerten werden sie im Norden zugelassen, sind aber fortwährenden Beleidigungen ausgesetzt. Wie oft kann man es sehen, wie die Leute wegrücken oder von ihren Plätzen aufstehen und weggehen, wenn selbst gut und sauber gekleidete Farbige es wagen, sich in ihre Nähe zu setzen. Der niedrige Kulturzustand ihrer eigenen Rasse und die feindselige Verachtung der Weißen sind wie zwei Mühlsteine, zwischen denen sich dieses kleine Häuflein gebildeter Neger rettungslos eingeschlossen sieht.

Dementsprechend gibt denn auch die Statistik ein höchst trauriges Bild von der wirtschaftlichen Lage, dem Gesundheitszustande und der Art der Bevölkerungsbewegung unter den Negern. Diese Ziffern haben natürlich keine Bedeutung für den eben besprochenen farbigen Mittelstand und die farbige Aristokratie. Aber diese beiden Klassen sind verhältnismäßig an Zahl so gering vertreten, und das Elend unter den anderen Negern ist so groß, daß die Gesamtstatistik der amerikanischen Neger in der ausgeprägtesten Weise die einer rein proletarischen Rasse ist.

Nach dem Zensus von 1890 waren 24 277 Neger im Zuchthaus und 6418 im Arbeitshaus*) bei einer farbigen Gesamtbevölkerung von 7 488 788. Dagegen kamen in demselben Jahre auf 55 166 184 Weiße nur 57 310 Zuchthäusler und 66 578 Armenhäusler. Die Anzahl der erwerbstätigen Neger übertraf die der Weißen bedeutend, ein Zeichen für die Armut und für den geringen Lohn der Farbigen. Namentlich ist es bezeichnend, daß so viele weibliche Arbeiter, verheiratete und unverheiratete, unter den Farbigen sind. Die folgenden Ziffern geben ein Bild der Zustände unter der Bevölkerung Philadelphias im Jahre 1890:**)

| | Männer | Frauen | Zusammen |
|---|---|---|---|
| Erwerbstätige Weiße, von eingeborenen Eltern . . . . | 56 % | 16 % | 38 % |
| Erwerbstätige Weiße, von ausländischen Eltern . . . . | 58 % | 24 % | 40 % |
| Erwerbstätige Farbige (Neger, Chinesen rc.; die Zahl der Chinesen ist gering) . . . | 72 % | 43 % | 57 % |

*) Die geringe Anzahl der farbigen Armenhausinsassen rührt daher, daß die meisten Neger in den ländlichen Distrikten des Südens wohnen, wo die Natur für die Armen sorgt.

**) Nach Du Bois. The Philadelphia Negro. p. 110.

Genau dieselbe Sprache führen die Ziffern für die Geburts- und Sterbefälle der Neger, namentlich in den Städten. Nach Bushee (Ethnic Factors in the Population of Boston, p. 48) kamen in der Zeit von 1890 bis 1895 unter den Negern Bostons jährlich 28,00 Geburten und 30,80 Todesfälle aufs Tausend, was eine natürliche Abnahme von 2,80 ‰ bedeutet. In diesen Ziffern handelt es sich namentlich um die farbigen Gelegenheitsarbeiter, Tagediebe, Verbrecher und Vagabunden, welche sich nicht aus sich selbst durch natürliche Fortpflanzung erhalten können. Nur die andauernde Wanderung der Neger vom Lande nach der Großstadt liefert dieser Armee des Lasters und des Verbrechens die nötigen Rekruten. Die detaillierten Ziffern bei Du Bois zeigen, wie eben aus diesem Grunde innerhalb der Negerbevölkerung Philadelphias große Unterschiede bestanden. Im fünften Ward der Stadt kamen jährlich 46,46 ‰ Todesfälle unter den Negern vor. In diesem Stadtteil sind die slums, die Höhlen des Lasters und die Verbrecherherbergen. Im sechsundzwanzigsten Ward, wo die besser situierten Neger wohnen, betrug die Zahl der Todesfälle nur 18,15 ‰.*)

Ein großer Teil dieser Todesfälle hat seinen Grund in der hohen Kindersterblichkeit unter den Negern, welche ihrerseits stets der Fluch der untersten Schichten des Proletariats ist. Nach dem Zensus von 1900**) kamen auf 1000 Weiße im Alter von einem Jahre und weniger 180,4 Todesfälle in der Stadt und 117,4 auf dem Lande; auf 1000 Farbige im gleichen Alter dagegen kamen in der Stadt 397,2 und auf dem Lande 218,9 Todesfälle. Eine teilweise Erklärung dieser Tatsache liegt in der Häufigkeit unehelicher Geburten unter den Farbigen. In der Stadt Washington (D. C.) ergaben sich folgende Prozentsätze unehelicher Kinder für beide Rassen:

| | Weiße | Farbige |
|---|---|---|
| 1879 . . . . . . . . . | 2,3 | 17,6 |
| 1883 . . . . . . . . . | 3,6 | 19,0 |
| 1899 . . . . . . . . . | 3,6 | 23,5 |
| 1894 . . . . . . . . . | 2,6 | 26,5 |
| Durchschnitt für 16 Jahre | 2,9 | 22,5***) |

*) p. 154 ff. Du Bois Angaben sind typisch für andere amerikanische Städte, vergl. Lillian Brandt, The Negroes of St. Louis (Quarterly Publications of the American Statistical Association. New Series. No. 61, vol. VIII. March 1903).

**) vol. III p LXXXVII.

***) Zitiert nach F. L. Hoffmann, Race Traits and Tendencies of the American Negro. p. 203.

Auf dieselbe Vereinigung von Elend, Krankheit, Ausschweifung und Laster deuten folgende Ziffern:

| | Weiße | Farbige |
|---|---|---|
| Bevölkerungszahl im Jahre 1900 | 66 990 802 | 8 840 789 |
| Anzahl der Todesfälle . . . . | 892 092 | 147 002 |
| Todesfälle infolge von Schwindsucht | 87 673 | 22 077 |
| Todesfälle infolge von Lungenentzündung . . . . . . . . | 90 913 | 15 058 |
| Todesfälle infolge von Geschlechtskrankheiten . . . . . . . | 1 030 | 561 |

* * *

Daß hier etwas geschehen muß, ist klar; die Frage ist nur was. Verschiedene Universalheilmittel für dieses soziale Uebel sind empfohlen worden. Die meisten leiden jedoch daran, daß sie unanwendbar sind.

Nur wer mit den tatsächlichen Verhältnissen ganz unbekannt ist, kann auch nur einen Augenblick lang hoffen, daß das ganze Problem von selbst verschwinden wird, indem die beiden Rassen ineinander aufgehen würden. Der Amerikaner macht gar keinen Unterschied in der Behandlung von Vollblutnegern und Mulatten irgend eines Grades. Wer auch nur einen Tropfen Negerblut in seinen Adern hat, ist ein Nigger. Oft sind für das ungeübte Auge des Europäers alle Rassenmerkmale des afrikanischen Stammes schon verschwunden, wenn der Amerikaner sicheren Blickes in der Form und Farbe des Haares, der Ohren, der Füße usw. die Negercharakteristik entdeckt und den „gelben Nigger“ genau so wie den „schwarzen Nigger“ auf den ihm zukommenden Platz zurechtweist. Man behauptet übrigens auch, daß die Mulatten, um so intelligenter seien, je mehr weißes Blut sie haben, daß aber ihre Unzuverlässigkeit, Treulosigkeit, Unsittlichkeit und Unzufriedenheit in gleichem Maße wachse. Allgemeine Behauptungen dieser Art lassen sich natürlich weder beweisen noch widerlegen. Man sollte jedoch berücksichtigen, daß alle Mulatten fast ohne Ausnahme uneheliche Kinder weißer Väter und farbiger Mütter sind, daß somit ihre Eltern beide nicht gerade durch Tugend sich in ihren eigenen Rassen ausgezeichnet haben und daß die Erziehung dieser Mulatten wie die der meisten unehelichen Kinder viel zu wünschen übrig gelassen hat. Ernster zu nehmen wäre schon die Angabe

vieler Aerzte, daß die Mischlinge germanischer und afrikanischer Rassen eine geringere physische Lebensfähigkeit zeigen als die romanischer und afrikanischer Völker.

Ein anderer Vorschlag zur Beseitigung des Negerproblems ist der, alle Farbigen nach ihrer ursprünglichen Heimat an der Westküste Afrikas zu transportieren und sie dort ihrem Schicksal zu überlassen. Die ersten Schritte zur Verwirklichung dieses Planes wurden bereits im Jahre 1811 getan, als die Negerrepublik Liberia gegründet wurde. Die Zustände in den Negerstaaten Haiti und San Domingo sowie auch in Liberia sind nicht gerade ermutigend für die, welche diese Lösung des Problems noch jetzt vertreten. Die Hauptsache ist aber, daß die amerikanischen Neger gar keine Lust haben, nach Afrika zurückzugehen, sondern durchaus in Amerika bleiben und weiter einen Teil der „englisch-sprechenden" Rassen bilden wollen. Ebenso hinfällig und unausführbar ist der Plan, den Negern einen Staat der Union anzuweisen und sie dort zu halten.

Die Neger sind ein integrierender Teil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten und werden, menschlichem Ermessen nach, es stets bleiben. Sie werden sich weiter fortpflanzen und vermehren, und nicht, wie man vor einigen Jahren mit wenig christlicher Freude annahm, an der Schwindsucht zu Grunde gehen und aussterben. Darauf muß eine jede praktisch anwendbare Lösung des Problems zunächst Rücksicht nehmen.

Damit nun die Lage des Negers dauernd sich bessert, müssen zwei Bedingungen vor allem erfüllt werden. Einmal müssen die Weißen sich dazu verstehen, ihn als gelernten Arbeiter, als kleinen Unternehmer im allgemeinen Getriebe des nationalen Geschäftslebens anzuerkennen und ihm dadurch Gelegenheit geben, langsam auf der Leiter des wirtschaftlichen Fortschritts, Sprosse für Sprosse emporzuklimmen. Zweitens müssen aber die Neger einsehen, daß ihnen jene wirtschaftlichen und sittlichen Eigenschaften noch vielfach abgehen, welche die Stärke der Weißen ausmachen. Sie müssen sich darum bestreben, das sittliche Niveau ihrer Rasse zu heben, sie müssen aufhören, die gebildeten Berufe im Wert zu überschätzen, und müssen sich der Erlernung des Ackerbaues, der Handwerke und kaufmännischer Geschäftsführung widmen. Nur so ist es möglich, daß die in Dörfern und Landstädten wohnenden Neger sich in wirtschaftliche Klassen scheiden und nicht mehr in einer sozial formlosen, indifferenten Masse dahin vegetieren, um sich eventuell zu einer Rasse von nichtsnutzigen Tagedieben zu entwickeln.

Die Schule kann hier nicht viel helfen, wo sie in ihren Bestrebungen nicht vom Elternhaus und der öffentlichen Meinung unter den Farbigen unterstützt wird. Die Anzahl der Analphabeten unter den Negern nimmt stetig ab. Im Jahre 1880 waren es 70,0 %, im Jahre 1890 56,8 % und im Jahre 1900 nur 44,6 % aller Farbigen im Alter von 10 Jahren und darüber. Trotzdem hat sich die Wohlhabenheit und die sittliche Tüchtigkeit der Rasse nicht in derselben Weise gehoben. Auch die Zulassung Farbiger zu den Universitäten des Nordens und die Errichtung besonderer Universitäten für sie, namentlich in den Südstaaten, kann den Massen der Negerbevölkerung nur indirekt nützen. Sie geben namentlich den farbigen Lehrern und Geistlichen eine höhere intellektuelle und sittliche Bildung. Anstalten wie Wilberforce University (Ohio) und namentlich Atlanta University (Georgia) haben auf diesem Gebiete Tüchtiges geleistet.

Allein die Neger brauchen viel dringender solche Anstalten, die in sich alle die sozialen Kräfte vereinigen, welche unter den Weißen als Schule und Haus die Erziehung der jüngeren Generation besorgen. In Anstalten dieser Art kann der junge Farbige nicht nur eine gründliche Volksschulbildung erhalten und ein Handwerk lernen, sondern er kann vor allem zu einem wirklich zivilisierten Wesen gemacht werden. Er kann in ihnen den Einflüssen seiner Umgebung entzogen werden, welche in den meisten Fällen ihm ein bedauerliches Beispiel von Aberglauben, Unreinlichkeit und Mangel an Selbstzucht gibt, dafür kann er dann anderseits in tägliche enge Berührung mit Menschen gebracht werden, deren Charakter und Lebensgewohnheiten ihm ein stets belehrendes und zur Nacheiferung anfeuerndes Vorbild sind. Daß dies die wirkliche Aufgabe der Negererziehung war, sah zuerst General S. C. Armstrong ein. Er gründete in Hampton (Virginia) das Hampton Normal and Agricultural Institute, das seine Tore im Jahre 1868 zum ersten Male öffnete. Jetzt hat es über 1100 Schüler, von denen gegen 100 Indianer und der Rest Neger sind. Prinzipal der Anstalt ist ein Weißer, Herr H. B. Frissell, General Armstrongs Nachfolger. In seiner Art vielleicht noch wichtiger ist das Tuskegee Normal and Industrial Institute in Tuskegee (Alabama), das im Jahre 1881 von Herrn Booker T. Washington, einem ehemaligen Zögling des Hampton Institute gegründet und im letzten Schuljahr von über 1500 Farbigen, einigen Indianern und hauptsächlich Negern besucht wurde.

Tuskegee Institute ist namentlich darum so wichtig, weil sein Gründer und Leiter, Herr Washington sowie alle anderen Lehrer und Angestellten der Anstalt sämtlich Farbige sind, während im Hampton Institute die Leitung in den Händen Weißer ist. Die Tatsache, daß Farbige eine Schule von diesem Umfange errichten und erfolgreich leiten können, ist wohl der beste Beweis dafür, daß in der Rasse bedeutende wirtschaftliche und organisatorische Fähigkeiten schlummern.

Herr Washington ist jedenfalls einer der bedeutendsten Farbigen, welche je gelebt haben, und in einer viel besprochenen öffentlichen Diskussion nannte ihn vor kurzem ein südlicher Universitätslehrer, den größten Mann nach General Lee, den der amerikanische Süden im 19. Jahrhundert hervorgebracht habe. Wer einmal mit Herrn Washington zusammengekommen ist, vergißt ihn nicht so leicht wieder; massiv gebaut, mit glatt rasiertem Gesicht, scheint er eine geniale Verkörperung alles dessen zu sein, was den Bauer auszeichnet und ihn überall in der Welt groß macht. Mit der Zähigkeit, der Unermüdlichkeit, dem gesunden Menschenverstande und der Schlauheit des Bauern verbindet er eine tiefe und echte Religiosität, die ihn zur unermüdlichen Arbeit im Dienste seines Volkes treibt. Von Zeit zu Zeit bereist er die verschiedenen Teile der Vereinigten Staaten, um in öffentlichen Vorträgen Propaganda für seine Anschauungen zu machen. Da Herr Washington über ein ganz außergewöhnliches Rednertalent verfügt, so sind diese Agitationsturen oft Triumphzüge für ihn und die von ihm vertretenen Ideen geworden. Auch als Schriftsteller hat er sich hervorgetan. Seine Autobiographie „Up from Slavery“ und sein Werk „The Future of the American Negro“ haben weite Verbreitung und allgemeinen Beifall gefunden. Es ist ergreifend zu lesen, daß dieser geniale Mann als Sklave in Virginia geboren ist, ohne daß er sein Geburtsjahr und seinen Geburtsort kennt. Nachdem er noch als Kind durch Lincolns Proklamation die Freiheit erhalten hatte, verlebte er seine Jugend als Arbeiter in den Kohlengruben. Von dort machte er sich auf den Weg nach dem Hampton-Institute, wo er halb verhungert, in Lumpen, ohne einen Pfennig ankam und nur auf sein inständigstes Bitten zugelassen wurde. Später gründete er dann Tuskegee-Institute, das mit 30 Schülern in einer baufälligen, stallähnlichen, verlassenen Kirche begann und das jetzt 2631 Acres Land, 1100 Stück Vieh, mehr als 60 Wagen und 62 Gebäude besitzt. Die Ausgaben für das Schuljahr 1903 bis

1904 wurden auf 155 000 Dollar geschätzt und das gesamte Eigentum der Anstalt, Immobilien, Kapital usw. beläuft sich auf 1 107 500 Dollars. Der größte Teil dieser Summe rührt von Schenkungen her, welche vermögende Weiße, meist aus dem Norden, der Anstalt überwiesen haben und die besser als alles andere zeigen, wie sehr Herr Washington sich des uneingeschränkten Vertrauens beider Rassen erfreut. Eine der letzten Schenkungen kam von Herrn Andrew Carnegie und betrug 600 000 Dollars. Trotzdem fehlt es der Anstalt noch immer an Geld, um alle, welche sich melden, aufnehmen zu können. Gegen 1000 solche Gesuche mußten im letzten Jahre nur aus diesem Grunde abschlägig beschieden werden.

Die Organisation des Unterrichts ist in dem Hampton- und Tuskegee-Institute wesentlich dieselbe. Die Zöglinge stehen unter genauer Aufsicht und mehr als militärisch strenge Disziplin wird geübt. Jeder Schüler muß die täglichen Andachten und Sonntags den Gottesdienst und die Sonntagsschule besuchen. Regelmäßiger Gebrauch des Bades ist vorgeschrieben. Die Zimmer und die Schränke der Schüler werden öfters von Lehrern, beziehungsweise Lehrerinnen besichtigt. Einlaufende Briefe und Packete für Schüler werden inspiziert. Niemand darf Schießwaffen im Besitz behalten. Der Genuß berauschender Getränke, der Gebrauch von Tabak in irgend welcher Form, Karten- und Würfelspiel, rohe Ausdrücke, Flüche und alles anstößige Betragen sind streng verboten. Niemand darf den zur Anstalt gehörigen Bezirk ohne besondere Erlaubnis verlassen. Weibliche Zöglinge erhalten diese Erlaubnis überhaupt nur, wenn in Begleitung einer Lehrerin befindlich. Die Strafen bestehen in Verweisen, Arrest und Entlassung.

Diese Regeln werden mit eiserner Strenge durchgeführt und nur durch diese drastische Erziehungsmethode ist es möglich, den alten Adam aus den eintretenden Farbigen auszutreiben und ihnen Gewohnheiten zu geben, die sie für den Rest ihres Daseins bewahren. Auf diese Weise lernen die Neger, was ihnen am meisten not tut, das „Evangelium der Zahnbürste und des reinen Hemdes", wie Herr Washington es nennt; und auf diese Art geschieht es, daß die ehemaligen Zöglinge dieser Anstalten wirklich zivilisierte Menschen sind, während man bei den meisten anderen Negern nur wenig zu kratzen braucht, um den afrikanischen Wilden unter der dünnen Kulturschicht zu entdecken. Es ist Herrn Washingtons größter Stolz, daß von seinen Zöglingen noch kein einziger den Weg ins Zuchthaus genommen hat.

Beide Anstalten dienen in erster Linie als Lehrer- und Lehrerinnen-Seminarien. Zu diesem Zwecke hat das Hampton-Institute ein Academic Department und ein Normal Department, und Tuskegee hat ein Academic Department und eine Bible Training School für Prediger oder Lehrer an Sonntagsschulen. Der Unterricht in diesen Abteilungen wird so wenig als möglich in theoretischer Form erteilt. Man gibt den Schülern z. B. die Baumwollpreise pro Pfund an und läßt sie dann den tatsächlichen Preis eines wirklichen Baumwollballens berechnen, den sie vor sich haben und zu diesem Zwecke erst wiegen müssen. Im chemischen Unterricht wird die Zusammensetzung von Farben, Seife, Desinfektionsmitteln, Mehlsorten, künstlichem Dünger usw. besprochen. Mathematik wird im Freien betrieben und ist eigentlich Landesvermessungskunde. Dazu kommt noch, daß alle Schüler dieser Seminarien einen Elementarkursus im Ackerbau durchzumachen haben, welcher genau so praktisch eingerichtet ist und eigentlich darin besteht, daß sie unter Aufsicht von Sachverständigen in einer Musterfarm arbeiten.

Neben diesen Abteilungen haben beide Anstalten solche zur besonderen Erlernung des Ackerbaus und der Handwerke. Im Department of Mechanical Industries des Tuskegee Instituts werden ausgebildet: Schmiede, Ziegelei-Arbeiter, Stellmacher, Elektrizitäts-Arbeiter, Gießer, Sattler, Maschinisten, Maler, Drucker, Schuhmacher, Bau- und Maschinen-Zeichner, Dampfheizer, Klempner, Schneider, Radmacher und Angestellte von Sägemühlen. Die weiblichen Zöglinge erhalten Unterricht im Nähen, Schneidern, Kochen, Waschen, der Putzmacherei, dem Korbflechten, der Herstellung von Matratzen, der Krankenpflege und allen Obliegenheiten eines perfekten Kammermädchens. Wie praktisch diese Ausbildung ist, geht daraus hervor, daß sie fast ausschließlich in Werkstätten gegeben wird und daß hier alle für die Anstalt selbst nötigen Gebrauchsgegenstände hergestellt werden. In Tuskegee wurden im Schuljahre 1902/3 2 990 000 Ziegelsteine gebrannt, 1367 Kleidungsstücke genäht und 541 837 Stück Wäsche gewaschen. Fast sämtliche Gebäude der Anstalt sind nach Zeichnungen der Lehrer von den Schülern erbaut und zum Gebrauch fertig gemacht.

In dem Agricultural Departement wird ein ebenso praktischer Unterricht in allen Fächern des Ackerbaus erteilt. Neben dem Elementarkursus, an dem alle Schüler des Akademiedepartments teilnehmen, werden besondere Kurse in der Milchwirtschaft, dem

Gemüsebau, der Viehzucht, dem Obstbau, der Geflügelzucht und der Landschaftsgärtnerei abgehalten, und seit dem Jahre 1896 ist mit dem Tuskegee Institut eine vom Staat Alabama unterhaltene landwirtschaftliche Versuchsstation verbunden.

Gegen 6000 ehemalige Zöglinge Herrn Washingtons sind seit dem Jahre 1881 in die Welt gegangen, um entweder direkt als Lehrer oder indirekt durch das Beispiel ihrer industriellen Tätigkeit ihrem Volke ein neues Lebensideal und ein besseres Verständnis der praktischen Probleme des Daseins zu predigen. Sechszehn Schulen von Bedeutung haben sie bereits nach dem Muster der Mutteranstalt gegründet. Zwar ist dieses Häuflein Getreuer unter den beinahe neun Millionen Negern der Vereinigten Staaten fast wie ein Tropfen im Weltmeere. Aber alle Zöglinge dieses großen Mannes zeigen einen so heiligen Eifer, eine solche fast märtyrerhafte Begeisterung für ihre Aufgabe und einen so enthusiastischen Optimismus, daß es ihnen vielleicht gelingen wird, ihre Stammesgenossen oder einen beträchtlichen Teil von ihnen aus dem Sumpfe der Unwissenheit, der Armut, des Elends und der Unsittlichkeit auf das Niveau der Zivilisation zu heben.

* * *

Würde aber damit die Negerfrage vollständig gelöst sein? Herr Washington glaubt es. In seiner vornehmen, edel denkenden Art hofft er, daß die Weißen den Neger, wenigstens im Geschäftsleben, dann genau so wie einen der Ihren behandeln und achten werden, wenn er genau so zuverlässig und geschickt wie ein Weißer sein wird. Diese Hoffnung macht Herrn Washingtons Gesinnung nur Ehre. Ob sie sich bewahrheiten wird, kann natürlich nur die Zukunft lehren. Was man aber jetzt hört und sieht, spricht nicht immer dafür. Und ein Ereignis der letzten Monate hat deutlich gezeigt, daß selbst der industriell tüchtige, den Weißen freundlich gesinnte Farbige im Süden stets in der Stellung eines Paria verbleiben wird. Herr Roosevelt hatte Herrn Washington nach dem weißen Hause bitten lassen, um ihn in mehreren, die Farbigen betreffenden Angelegenheiten um seine Ansicht zu befragen. Die Unterhaltung dehnte sich länger aus als erwartet; und schließlich forderte der Präsident seinen Gast auf, die Besprechung am Frühstückstisch fortzusetzen. Dies geschah. Als die Kunde davon nach dem Süden drang, erhob sich dort ein allgemeines Geschrei der Wut und der Entrüstung. Der Präsident hatte sich mit einem

„Nigger“ an denselben Tisch gesetzt und hatte mit ihm zusammen gegessen! Man sagt, daß schon wegen dieser Tatsache der ganze weiße Süden bei der nächsten Wahl geschlossen gegen Herrn Roosevelt stimmen wird.

Das Beschämende aber ist, daß dieser „Nigger“ Gründer und Leiter einer der größten und besten Erziehungsanstalten der Welt ist, aus der z. B. das deutsche Reich mehrfach gelernte Baumwollpflanzer für seine Versuche im Togoland berufen hat, daß englische und belgische Gesellschaften diesem Beispiel gefolgt sind, daß besagter „Nigger“ von der Königin Viktoria von England schon früher einmal in besonderer Audienz empfangen ist und daß all diese Gehässigkeit ihn nicht aus seiner objektiven Ruhe gestört hat. Unbekümmert um persönliche Angriffe widmet er sich nach wie vor seiner Lebensaufgabe, und seine sachliche klare Auffassung des Rassenproblems ist nie durch solche Ausbrüche des Rassenvorurteils getrübt worden. Wie er einmal gesagt und in seiner Handlungsweise stets bewährt hat: für ihn haben Hautfarbe oder Rasse eines Menschen nichts mit der Schätzung seines persönlichen Wertes zu tun.

Ob die Majorität der amerikanischen Weißen jemals ebenso denken und fühlen werden, ist mehr als fraglich. Schon haben angesehene Männer im Süden erklärt, daß ihnen der wirtschaftlich tüchtige Neger, der finanziell höher strebt, ebenso unangenehm ist als der „educated nigger.“ Ja hin und wieder sieht es so aus, als ob die Majorität der Weißen im ganzen Lande immer mehr sich dazu entschließt, alle Mittel anzuwenden, um den Neger auf der untersten sozialen Stufe zu halten und ihn nicht über das Niveau des ungelernten Lohnarbeiters hinaufsteigen zu lassen. Diese durchaus kurzsichtige Politik könnte unter Umständen die guten Früchte der Arbeit solcher Anstalten wie Hampton und Tuskegee Institute vernichten. Statt des Rassenfriedens, den Männer wie Herr Washington herbeizuführen streben, könnte dann der offene Rassenkrieg ausbrechen. Diese Wendung der Dinge würde aber nur neues sittliches und materielles Unheil über den amerikanischen Süden heraufbeschwören. Und gerade dieser Teil der Union, der sich noch jetzt nicht ganz von den Folgen des Bürgerkrieges erholt hat, bedarf des Friedens und der Ruhe. Zu einer wirklich gedeihlichen Entwicklung der Südstaaten ist es aber auch nötig, daß der geistige und wirtschaftliche Fortschritt der Neger nicht durch die brutalen Mittel des Terrorismus aufgehalten wird.

# Die russische Auswanderung nach Sibirien.

Von

**Bruno Simmersbach.**

Sibirien war bis vor kurzem noch ein unbekanntes Land, und ist es zum größten Teile auch heute noch. Nur soweit rechts und links der transsibirischen Eisenbahn die Grenzposten der Kultur weiter in die sibirischen Steppen vorgeschoben sind, erweitert sich auch unsere Kenntnis über das Land. Der neue Schienenweg schickt sich an, hier Leben hervorzurufen. Die großen Mengen Getreide, welche Sibirien gleich zu Beginn seiner Erschließung aus der Kraftfülle seines frischgebrochenen Bodens produzierte und auf den zentralrussischen Markt brachte, ließen erkennen, welche wichtige Frage Rußland in der Kolonisation dieses weiten Gebietes zu lösen hat. Nur wenn es gelingt, einen gewaltigen Stron von Ansiedlern nach Sibirien zu leiten, kann auch darauf gehofft werden, daß das Land den Vorteil der Eisenbahn auch in wirtschaftlicher Beziehung auszunutzen in der Lage sein wird.

Die Wanderung der Russen über den Ural hat schon im achtzehnten Jahrhundert eingesetzt, doch war sie bis vor 25—30 Jahren immer noch recht unbedeutend. Die höchste Jahresziffer dürfte 1000 Auswanderer wohl nicht übersteigen. Man stellte damals den Bauern regierungsseitig zu viele Schwierigkeiten in den Weg, schon um allein die Erlaubnis zur Auswanderung zu erhalten.

Auch kam ihnen Niemand zu Hilfe, es gab keine staatlichen Unterstützungsgelder, keine staatlichen Speisehäuser und Lebensmitteldepots, die Ländereien wurden nicht vorher vermessen und zugeteilt, kurz, es war alles mehr oder weniger dem Zufall und dem Glück überlassen.

Unter solchen Umständen war die Auswanderung nur wenig beliebt, da selbst an den Zentralpunkten der sibirischen Route, in

den größeren Städten, nur mit Mühe Unterkunft und ganz besonders Transportgelegenheit zu erlangen war.

Der stets steigende Landmangel, besonders in den zentralen Gouvernements des europäischen Rußlands, zwang jedoch die Bauern, darauf zu sinnen, wie eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage zu erzielen sei. Es ist eine Tatsache, daß viele und ausgedehnte Länderstriche des europäischen Rußlands zu dicht bevölkert sind, wenn auch nicht in absolutem, so doch im relativem Sinne. Bei den heute noch in Rußland üblichen Bewirtschaftungs- und Bebauungsmethoden primitivster Art, wo man das in anderen Ländern bereits längst zum alten Eisen geworfene System der Dreifelderwirtschaft noch erst zu erreichen versucht, so lange wird man selbst bei der verhältnismäßig geringen Bevölkerungsziffer von einer Uebervölkerung sprechen können. Daher wird die überschießende Zahl der Bauern und Handwerker in Gebiete auszuwandern suchen, die noch menschenleer sind, wo aber kulturfähiger Boden noch in reichlichem Maße zur Verfügung steht.

So gingen im Laufe der Jahre, trotz der bedeutenden Schwierigkeiten regelmäßig einzelne größere Trupps nach Sibirien, um dort, wenn auch kein Vermögen, so doch eine bessere Lebenshaltung zu erringen.

Die gesetzlichen Maßnahmen des Jahres 1881 zur Regelung und Organisation dieser Auswanderung verbesserten die Situation nur ganz unwesentlich. Ebenso gehen auch die Regierungsbestimmungen vom 18. Juli 1889 kaum über den Rahmen eines Entwurfes hinaus; jedenfalls blieben sie für die Praxis ohne Einwirkung.

Die Betrachtung der Auswanderungsfrage geriet aber unter einen gänzlich anderen Gesichtswinkel, als mit dem Jahre 1890 der Bau der transsibirischen Eisenbahn erwogen wurde. Die Kommission zur Untersuchung für den Bau der transsibirischen Bahn gab 1892 unter ihrem Präsidenten Solsky eine Denkschrift heraus, worin gesagt wurde: „zur Erleichterung der Bauausführung und zwecks schnellerer Erzielung günstiger Resultate, dürfte es höchst ratsam erscheinen, Maßnahmen zur Förderung der Auswanderung nach Sibirien, besonders der bäuerlichen Bevölkerung, zu treffen.“ Bei einer Behandlung der wirtschaftlichen Vorteile der Auswanderung für den Bau der Eisenbahn drückt sich der frühere Finanzminister Witte in einer Denkschrift folgendermaßen aus: „Durch die Arbeit ihrer Hände heben die Ansiedler die natürlichen

Schätze des sibirischen Bodens und führen so der Eisenbahn eine stets steigende Menge an Frachtgütern zu, während gleichfalls die Zahl der Passagiere sich erhöhen wird. Um daher die Besiedlung von Sibirien wirksam in die Wege zu leiten, muß die Regierung zunächst selbst lebhaften Anteil an der Auswanderungsfrage nehmen und, vor allen Dingen, die Auswanderer bei ihren Unternehmungen unterstützen, da unmöglich die armen zentralrussischen Bauern die Kosten der langen Reise und der anfänglichen Einrichtung auf einem gänzlich neuen Boden erschwingen können."

Die Stellung der Regierung war hiermit klar vorgezeichnet und sofort ging Witte an die Organisierung und Regelung der Auswanderung. Von der für den Bau der Eisenbahn bestimmten Gesammtsumme wurden zunächst 14 Millionen Rubel für Ansiedelungszwecke, Landvermessung, Reiseunterstützungen, Gelder für die ersten Jahre des Unterhalts auf den neugerodeten Flächen 2c. bestimmt. Wesentlich erleichtert wurde dieses Unternehmen der Staatsregierung dadurch, daß die große sibirische Eisenbahnlinie fast nur noch nicht besiedelte und allem Anscheine nach kulturfähige Länderstrecken durchschneidet. In der Folgezeit, im Jahre 1897, wurde die ursprüngliche Summe auf 21900000 Rubel erhöht, um so einen jährlichen bestimmten Fonds für die Arbeiten des neu eingesetzten transsibirischen Komitees zur Verfügung zu halten. So konnte der leitende Gedanke, daß es im Interesse des Staates und der Volkswirtschaft liege, die Uebersiedlung, der die Staatsregierung bisher gewisse Hindernisse in den Weg gelegt hatte, nunmehr kräftig zu fördern durchdringen. Das transsibirische Komitee schritt nun zunächst zu einer katastermäßigen Vermessung des Kronslandes in Sibirien und zu einer Aufteilung desselben unter die Kolonisten. Jedes Jahr wurde ein ganzer Stab von Geometern hinausgesandt zur Vermessung und Einteilung des für spätere Ansiedelungen bestimmten Bodens. Während der letzten Jahre waren oft an 200 Geometer im Felde tätig und die russische Regierung hat allein für diese Vermessungsvorarbeiten von 1893—1900 über drei Millionen Rubel ausgeworfen. Man kann nicht umhin anzuerkennen, daß die russische Staatsregierung sich durch die freigebige Bewilligung derartiger Summen ein zweifelloses kulturelles Verdienst erworben hat. Die Erfolge waren denn auch sehr bald deutlich greifbar; im Jahre 1900 waren bereits 7 Millionen Dessjätinen vermessen und eingeteilt, besonders in den Gouvernements Tobolsk und Tomsk, sowie auf dem Gebiete von Akmolinsk. Schon er-

strecken sich heute die Ansiedelungen nicht mehr unmittelbar in nächster Nähe der Eisenbahnlinie allein, sondern auch weiter nördlich von der transsibirischen Route, in den Gebieten von Urmani und Faitschu, macht die Besiedelung rasche Fortschritte. Auch haben die regen Bemühungen der russischen Geometer ein im Gebiete der Kirghisenhorden liegendes Gebiet von mehr als 10 Millionen Dessjätinen ausfindig gemacht, welches sehr kulturfähig sein soll, noch völlig unberührt daliegt und für Ansiedelungszwecke vermessen werden soll. Dabei wurde die Tätigkeit der Vermessungskommission von zwei Bedingungen abhängig gemacht, einerseits sollten die Interessen der ausgedehnten Kronswaldungen unberührt bleiben und zweitens die Ansprüche der älteren sibirischen Ansiedler volle Berücksichtigung erfahren. Da bei den Vermessungen rund 15 Dessjätinen auf einen männlichen Ansiedler in Ansatz gebracht wurden, so genügte das in den Gouvernements Tobolsk und Tomsk disponible und geeignete Land sehr bald nicht mehr. Es mußten die Arbeiten auf die von der Bahn durchzogenen Gebiete Akmolinsk, Jenisseisk, Ssemipalatinsk, Ssemiretschensk, Irkutsk, ja sogar auf das Amur- und Ussuri-Gebiet ausgedehnt werdeu.

Bei der Vermessung von Ländereien im Gebiete der Steppen, besonders im Sarabinsky-Bezirk, im Gouvernement Tomsk, trat die Notwendigkeit der Wasserversorgung der zur Kultivierung bestimmten Strecken hervor und es wurden zu diesem Zwecke umfangreiche hydrotechnische Arbeiten ausgeführt, Brunnen wurden gebohrt, Deiche errichtet, Moräste entwässert, Abflußkanäle gebaut 2c. So wurden ganze gewaltige Landstrecken, welche bislang als völlig unkultivierbar, für wertlos gehalten wurden, zu sehr begehrten Objekten und waren sehr bald unter die neuen Ansiedler verteilt. Dadurch, daß man stets neue, ausgedehnte Gebiete mit verschiedenartigen klimatischen und Bodenverhältnissen auswählte, wurde er Kommission die Möglichkeit gegeben, bis zu einem gewissen Grade die Kolonisation zu regulieren, in dem man den Kolonisten, die ihnen am besten geeigneten und ihren landwirtschaftlichen Kenntnissen und Fähigkeiten am meisten entsprechenden Gebiete anwies. So wurde bei der Besiedlung der einzelnen Gebiete eine gewisse Stetigkeit beobachtet, welche für die erfolgreiche Kolonisation durchaus notwendig war.

Neben diesen, derartig vorgearbeiteten Ansiedelungen entstanden seit 1896 auch sog. unabhängige Kolonieen, welche sich in stark bewaldeten Gegenden Sibiriens gründeten, die von den Geometern

lediglich auf ihre Kultivierbarkeit hin oberflächlich untersucht waren. Da diese Gegenden zumeist von der allgemeinen Verkehrsstraße weit entfernt waren, so legte die Regierung auf Staatskosten Wege dorthin an, ja sogar für Wagen fahrbare Chausseen wurden gebaut. Ferner wurde von dem transsibirischen Komitee eine Reihe, die Ansiedelung erleichternder Maßnahmen getroffen, die gesetzlichen Charakter erhielten. So arbeitete man einen Spezialtarif aus, welcher die Ermäßigung der Eisenbahnfrachten brachte; der Preis für ein Billet 3. Klasse wurde für Ansiedler auf 25 % herabgesetzt. Ansiedler, welche auch diesen niedrigen Satz nicht zahlen konnten, wurden gratis befördert, selbst bis in die entferntesten Gegenden am Amurflusse hin. Auch stattete man sie mit Geldbeträgen zur Anschaffung von Pferden und Wagen aus, um ihnen so die Erreichung ihrer neuen Niederlassung zu ermöglichen.

Auf der ganzen Strecke, von Tscheljabinsk ab, wurden in Abständen Warenmagazine und ärztliche Stationen eingerichtet, welche unter die Leitung von Spezialbeamten gestellt wurden. Die Kranken und Bedürftigen erhalten hier freie ärztliche Verpflegung und warmes Essen, welches auch für die Bemittelten zu ganz geringen Preisen verabreicht wird. Im Jahre 1900 bestanden schon 30 derartiger Asyle, die einen staatlichen Kostenaufwand von 300 000 Rubel erforderten. Auch bei Benutzung des Wasserweges stehen den Ansiedlern Schiffsärzte während der ganzen Fahrt unentgeltlich zur Verfügung.

Zur Bewältigung all dieser vielfachen Aufgaben ist eine besondere Kommission eingesetzt, deren zahlreicher Beamtenkörper der Oberleitung von M. Stankewitsch untersteht. Diese Kommission besorgt die Registrierung der ankommenden Ansiedler, weist ihnen die gewünschten Ländereien an und steht bei allen Vorkommnissen mit Rat und Tat hilfreich zur Seite. Endlich gewährt die Kommission auch staatliche Vorschüsse bis zur Höhe von 100 Rubeln pro Familie; im Allgemeinen wurden 50—80 Rubel gezahlt. Von 1894 bis 1900, also in 7 Jahren, sind auf diese Weise über $8^1/_2$ Millionen Rubel Vorschüsse bewilligt worden, ein deutlicher Beweis für die Ergiebigkeit der Staatshilfe. Die Rückzahlung dieser Gelder ist auf 10—20 Jahre verteilt. Zum Bau der Häuser wird aus den Staatsforsten in reichlicher Menge sehr billiges Holz an die Ansiedler geliefert, auch werden landwirtschaftliche Geräte aus den neu angelegten staatlichen Depots zum Einkaufspreis unter sehr günstigen Zahlungsbedingungen verkauft.

Die Unterhaltung dieser Depots kostet der Regierung allein jährlich über 500 000 Rubel, wozu noch die Unterstützungen beim Bau von Brunnen, Mühlen, Getreidescheunen 2c. kommen.

Unter dem Gesamteinfluß aller dieser Vergünstigungen hat die Einwanderung nach Sibirien eine stetige Zunahme aufzuweisen. Nach der offiziellen russischen Statistik betrug die Zahl der in Sibirien angekommenen Kolonisten beiderlei Geschlechts in den Jahren:

| | |
|---|---|
| 1893 . . . . . . . | 61 435 |
| 1894 . . . . . . . | 72 612 |
| 1895 . . . . . . . | 108 309 |
| 1896 . . . . . . . | 202 302 |
| 1897 . . . . . . . | 86 575 |
| 1898 . . . . . . . | 205 646 |
| 1899 . . . . . . . | 223 981 |
| Total . . | 960 860 |

Im Jahresmittel ergibt sich also eine Einwanderung von 137 000 Seelen seit dem Bestehen des Unterstützungskomites, während in den Jahren vorher nur 45 000 Seelen jährlich sich in Sibirien niederließen.

In verständiger Würdigung der Bedeutung dieser Kolonisation erließ der russische Kaiser einen Ukas, in dem die Aufmerksamkeit der Verwaltungsbehörden auf diesen Punkt gerichtet wird und befiehlt, daß den Emigranten alle möglichen Erleichterungen in denkbar weitestem Maße und bis in die entferntesten asiatisch-russischen Gegenden hin gewährt werden sollen.

Nun hat sich aber die russische Staatsregierung keineswegs damit begnügt, einen Strom von Ansiedlern nach Sibirien zu leiten, sondern man baute Schulen und Kirchen, in Tomsk wurde sogar eine Universität errichtet zur Förderung geistigen Lebens. Neben der wirtschaftlichen Bedeutung hat die Kolonisation aber auch eine politische Seite, die darin besteht, dem Expansionsgelüst der gelben Rasse in Sibirien entgegenzutreten. Offenbar auch mit Rücksicht auf diese politischen Verhältnisse im fernen Osten ist der Besiedelung eine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt worden, denn es schien zeitgemäß, der gelben Rasse in Sibirien ein Gegengewicht zu schaffen und dazu, glaubte man, würde der russische Bauer geeignet sein. Die Einwanderung von Chinesen nach Sibirien wurde für die russische Regierung nachgerade besorgniserregend, denn sehr leicht kann diese beginnende nationale und wirtschaftliche gelbe Bewegung eine folgenschwere Umwälzung be-

wirken. Die große Arbeitsfähigkeit des Chinesen bot Veranlassung, ihn beim Bau des transbaikalischen Teiles der großen Bahn ins Land zu holen, zumal er für einen um die Hälfte geringeren Lohn als der Russe arbeitete. Bei einem Monatslohn von 5—6 Rubel schickte der chinesische Bahnarbeiter noch Ersparnisse in die Heimat. An sich ist die Beschäftigung der chinesischen Kulis bei dem Bau der sibirischen Bahn noch verhältnismäßig unbedenklich im Vergleich zu der massenhaften Verwendung der chinesischen Arbeiter in den Goldbergwerken, wozu der Arbeitermangel die Bergwerksdirektionen geradezu zwingt. Mag Rußland dem chinesischen Staate gegenüber auch politische Erfolge erzielen, gegen das chinesische Volk wird es den Kürzeren ziehen.

Wenn man alle diese oben angeführten Momente zusammenfaßt und erwägt, so verdient es eine rückhaltlose Anerkennung, in welch großartig angelegter Form das russische Volk und die Regierung sich ihrer großen Kulturaufgaben gegenüber Sibirien entledigen. Eine derartige Aufwendung staatlicher Finanzmittel, wie es hier in größtem Maßstabe zur Kultivierung sibirischen Oedlandes geschehen ist, kennt die Weltgeschichte bisher noch nicht. Auch der Bau der großen transsibirischen Linie legt Zeugnis davon ab, unter welch großen Gesichtspunkten man die Kolonisation ins Auge gefaßt. Denn abgesehen von militärischem Interesse ist die große Bahn in wirtschaftlicher Beziehung doch ein kostspieliger Sprung in absolutes Dunkel gewesen. Aber die Sicherheit und Eleganz, mit der dieser Sprung ausgeführt wurde, ließen den westeuropäischen Zuschauer erkennen, daß man fest an sein Gelingen glaubte. Vielleicht aber wird erst der Urenkel Früchte von dem Baume pflücken können, den ihm sein Ahne heute gepflanzt hat.

---

# Zur Revision des Börsengesetzes.*)

Von

**Eschenbach.**

Rechtsanwalt am Königlichen Kammergericht, z. Z. Hilfsarbeiter der Börsen-Enquêtekommission.

---

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß die Veröffentlichung der Novelle zum Börsengesetz zusammentrifft mit Verhältnissen des deutschen Wirtschaftslebens, wie sie ganz ähnlich damals eingetreten waren, als der Ruf nach einer Reform der Börse erscholl zu Anfang der neunziger Jahre. Heute wie damals gewaltige Zusammenbrüche alter Firmen mit einer mehr wie Jahrhunderte alten Vergangenheit, Verluste, welche in die Hunderte und Aberhunderte von Millionen gehen, Unterschlagungen in ungezählter Menge, Betrugsfälle schwerwiegendster Art, Ruin von Hunderten und Tausenden von Familien, Flucht ins Ausland, Selbstmorde usw. usw. Und doch, welch ein außerordentlich tiefgreifender Unterschied in der öffentlichen Meinung! Damals eine gewaltige, das ganze Volk durchzitternde Bewegung und ein Sturm der Entrüstung, Erklärungen der Parlamente, Kundgebungen der Regierung, — — heute nichts von alledem, sondern einzig und allein der Ruf nach größerer Freiheit der Börsenwelt, der Spekulation und des Börsenspiels, mit der Maßgabe, daß selbst die Regierung sich diesen Forderungen zu beugen bereit erklärt hat.

Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß dieses Jahrzehnt die Entwicklung des deutschen Volkes im Sinne

---

*) Anmerkung. Im Oktoberheft der „Preußischen Jahrbücher" von 1891 erschien ein Aufsatz des Verfassers „Zur Reorganisation des Terminhandels". Diese Abhandlung ist der Ausgangspunkt für zahlreiche Erörterungen sowohl in der Presse als auch in der Börsenenquête-Kommission gewesen und damit auch zugleich die Grundlage für wesentliche Bestimmungen des Börsengesetzes selbst geworden. Auch zu den Konferenzen im Handelsministerium im Herbst 1901 ist der Verfasser zugezogen gewesen.

eines in erster Linie dem Kapitalismus und dem materiellen Gewinn und der Jagd nach dem Golde dienenden wesentlich gefördert hat. Der einsichtsvolle Volkswirt muß, so schmerzlich es auch sein mag, doch auch mit dieser Entwicklung rechnen, und es kann sich nur darum handeln, zu prüfen, ob diese Entwicklung nicht weitere Bahnen zu beschreiten im Begriff ist, welche im höchsten Grade gefährlich genannt werden müssen. Es bedarf keiner weiteren Darlegung, daß Handel und Verkehr zweifellos derjenigen Freiheit sich erfreuen müssen, welche mit dem Gemeinwohl irgendwie zu vereinbaren ist. Aber anderseits ist es nicht minder zweifellos, daß die Prüfung darüber, wie weit unter diesen Gesichtspunkten diese Freiheit gehen kann, nicht etwa auch nur dem Handel allein und ausschließlich zu überlassen ist, sondern daß hierüber nur zu bestimmen hat die Souveränität der Gesetzgebung als solche; denn auch der Handel kann und darf nichts anderes sein, als alle übrigen Gewerbsstände, nämlich: dienendes Glied am Ganzen mit jenen zusammen, nicht aber Selbstzweck, dem alle anderen Wirtschafts- und selbst sogar vielleicht die Moralfaktoren sich bedingungslos unterzuordnen haben. Aber nicht nur dies, sondern es ist auch weiter zu erwägen, daß es verschiedene Zweige „des" Handels gibt, und es muß schon gleich hier hervorgehoben werden, daß derjenige Teil des Handels, welcher am Börsengesetz und speziell an der durch die Börse ermöglichten spekulativen Tätigkeit und Spekulation in Waren und Wertpapieren interessiert ist, doch nur ein im Verhältnis zu dem übrigen Handel verschwindender Teil ist, und daß die Fiktion, der gesamte deutsche Handel und die gesamte deutsche gewerbliche Tätigkeit und Industrie sei an der Börse direkt beteiligt und habe das größte Interesse an der tunlichst schrankenlosen Freiheit der Börse als Ort und Gelegenheit des Börsenspiels, ein Irrtum ist, welcher kaum energisch genug zurückgewiesen werden kann.

Vergegenwärtigen wir uns nun zum Verständnis des Verlangens einer Revision des Börsengesetzes wenigstens in Kürze seine Entstehung. Nach einer Zeit höchster wirtschaftlicher Blüte Ende der achtziger Jahre und damit zusammenhängender Tätigkeit der Börse inbezug auf Gründungen, Kapitalserhöhungen, Betriebserweiterungen, Mobilisierung bis dahin immobil gewesener Produktionsfaktoren, Heranziehung weitester Kreise zur Börsenspekulation, begann Mitte des Jahres 1890 der Zusammenbruch dieser Periode. Er ging aus zunächst von dem Sturz des Hauses

Baring Brothers in London und pflanzte sich dann allmählich fort bis zu jenen Katastrophen im Herbst des Jahres 1891, speziell in Deutschland, deren Wirkungen im Eingang geschildert worden sind. Die Regierung sah sich genötigt, eine Untersuchung der einschlägigen Verhältnisse durch die Börsenenquête-Kommission eintreten zu lassen, die dann auch nach fast zweijähriger Tagung ein ungeheueres Material und einen fertigen Gesetzentwurf überreichte. Bei der Börsenenquête waren grundlegend zwei Fragen gewesen: einmal, inwieweit das deutsche Volk davor zu schützen sei und geschützt werden könne, in seinen breitesten Schichten der Börsenspekulation und dem Börsenspiel zu verfallen, und sodann, inwiefern die Preisbildung für Waren und Wertpapiere unberechtigten Einflüssen der Spekulation und des Börsenspiels entzogen werden könne. Daneben ging her als eine fernere Hauptaufgabe, die Rechtssicherheit für den Börsenverkehr zu schaffen.

Die deutschen Gerichte hatten, einer langen, fast durch keine Ausnahme unterbrochenen Praxis folgend, bis zu Beginn der neunziger Jahre ein durch Gesetz oder Rechtsprechung abzuwendendes oder einzuengendes Börsenspiel nicht anerkannt, sondern der damals in Blüte stehenden Manchesterauffassung, der sich der juristische Formalismus bis zum heutigen Tage vielfach nur allzu wahlverwandt fühlt, folgend, auch selbst das gefährlichste Börsenspiel einfach als Rechtsgeschäft bezeichnet, welches die Gesetze und Gerichte zu schützen hätten. Hierin trat jedoch ein Wandel ein, als dem höchsten deutschen Gerichtshof durch immer zahlreicher werdende Prozesse der Bank- und Börsenwelt gegen Personen vor allem des Mittelstandes, die Kunde davon wurde, in welch ungeheuerem Umfange es gelungen war, die Bevölkerung zum Börsenspiel heranzuziehen. Das höchste Gericht — inzwischen statt Reichsoberhandelsgericht das Reichsgericht — konnte sich dem nicht verschließen, daß hiermit die allerschwersten Gefahren heraufbeschworen werden mußten, und so kam es durch eine anderweite Auslegung der Gesetze dazu, den sogenannten Differenz- oder Spieleinwand zuzulassen. Dies empfand die Börsen- und Bankwelt außerordentlich schwer, vor allen Dingen deshalb, weil man hierin eine Rechtsunsicherheit erblicken zu müssen glaubte, welche für die geschäftliche Tätigkeit der Bank- und Börsenwelt namentlich unter dem Gesichtspunkte ihrer Beziehungen zu den Spekulationen des Publikums im hohen Grade bedenklich erscheinen müsse. Es erscholl deshalb immer dringender der Ruf, die Gesetzgebung müsse

nach dieser Richtung hin irgend etwas tun, und es genüge vollständig und man sei durchaus damit zufrieden, wenn man nur wisse, welche Geschäfte und mit welchen Personen man Börsen- und Spekulationsgeschäfte abschließen dürfe; sowie nach dieser Richtung hin der Wille der gesetzgebenden Faktoren kundgegeben sei, werde man sich ohne weiteres dem fügen. Diese Erklärung wurde nicht nur unter wiederholtem Drängen auf eine einschlägige Klarstellung unermüdlich seitens fast der gesamten Presse, sondern auch von fast sämtlichen hierüber befragten Sachverständigen, welche vor der Börsen-Enquête-Kommission über diese Frage gehört wurden, mit größter Bestimmtheit abgegeben, ja, man ging sogar soweit zu sagen, daß diese Klarstellung das Einzige sei, was man überhaupt verlange.

Nun herrschte aber auch weiter schon längst in der gesamten national-ökonomischen und juristischen Literatur, sowie in der Rechtssprechung kein Zweifel mehr darüber, daß äußerliche, in der „Form“ des Vertragsschlusses als solche liegende Unterscheidungsmerkmale für die berechtigte spekulative Tätigkeit und das Börsenspiel, wie solches auch speziell in der Form des Terminhandels getrieben wurde, sich überhaupt nicht geben ließen und lassen. Und in der Tat gaben weder damals noch geben heute nach dieser Richtung hin die äußeren Formen irgend die nötigen Anhalte für eine solche Unterscheidung, sondern diese Unterscheidungsmerkmale liegen einzig und allein auf dem Gebiet einmal des Berufstandes der Personen, welche die Geschäfte abschließen, und andererseits bei dem berufsmäßigen Börsen-Kaufmann in dem Umfange der Geschäfte im Verhältnis zum vorhandenen Vermögen bezw. des zur Durchführung derselben in Anspruch genommenen Kredits. Dazu kommt nun noch ein weiteres Moment, welches vor allen Dingen von dem Schreiber dieser Zeilen geltend gemacht wurde, das war und ist ebenfalls auch noch bis heute das moralische Bewußtsein, welches sich in dem Verhalten des überwiegenden Teiles der an der Börse spielenden Bevölkerung offenbart. Auch noch heute gilt, wie dies in der Börsen-Enquête-Kommission als grundlegend betrachtet wurde, die Spekulation auch im breitesten Rahmen und im weitesten Sinne des Wortes zwar gewiß als eine durchaus berechtigte wirtschaftliche Aufgabe des berufsmäßigen Börsenkaufmanns, während eben diese selbe Tätigkeit, wenn sie von dem Privatmann ausgeübt wird, unter den Begriff

des Spekulantentums und Börsenspiels fällt, und während jene Tätigkeit mit Recht als eine durchaus legitime, berechtigte und nötige angesehen wird, erfährt die andere durchgehends ebenso eine harte Beurteilung nach der entgegengesetzten Seite. Hiervon hat der Börsenspieler auch selbst ein sehr klares Bewußtsein, denn in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle wünscht er in dieser seiner Eigenschaft möglichst unerkannt und unbekannt zu bleiben und gibt auf das Sorgfältigste acht, daß diese Betätigung so wenig wie möglich öffentlich oder im Kreise seiner Bekannten kundig werden möge: Deckadressen, postlagernde Sendungen, Fortlassung der Titel oder sonstige Bezeichnungen, Korrespondenz ohne Angabe des Absenders auf den Briefen usw. sind Forderungen, welche täglich nach dieser Richtung hin von dem Publikum an die Börsen- und Bankwelt gestellt werden — Beweis genug, daß, wie gesagt, auch heute noch das deutsche Volksbewußtsein nicht völlig ertötet ist, und gerade hieran wurde denn auch für die gesetzlichen Maßnahmen angeknüpft. Der Schreiber dieser Zeilen darf es für sich in Anspruch nehmen, daß der in diesen Tatsachen liegende Gedanke von ihm zuerst herausgeschält und in dem Vorschlage eines zu schaffenden Börsenregisters formuliert worden ist, in der Erkenntnis, daß der weitaus überwiegende Teil der Privatspekulanten — richtiger Börsenspieler — das Bekanntwerden dieser seiner Eigenschaft scheuen werde, und nur insofern liegt ein Irrtum seitens des Urhebers des Registergedankens vor, als derselbe annahm, daß, sollte das Register Gesetz werden, auch die Börsen- und Bankwelt sich einer solchen gesetzgeberischen Vorschrift fügen werde. Wie das Handelsregister das Register aller Kaufleute ist, worüber noch niemand sich beschwert hat, so ist das Börsenregister dasjenige der Börsenkaufleute und wie das Handelsregister die Eingetragenen ebenfalls ohne Beschwernis dem Handelsgesetzbuch und Handelsrecht unterstellt, so das Börsenregister dem Börsenrecht. Wie darin ein „Ausnahmegesetz“ gegen die Börse gefunden werden kann, ist unerfindlich, — man müßte dann jedes der unzähligen Spezialgesetze wie z. B. Gewerbeordnung u. s. w. ebenfalls als „Ausnahmegesetze“ bezeichnen.

Das Register wurde also Gesetz, und hier beginnt nun eine Periode in der Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft und speziell der Stellung auch des durch die Börsen- und Bankwelt im besonderen repräsentierten mobilen Kapitals, welche im höchsten Grade charak-

teristisch ist. Die neue Institution brachte das, was die Börse so bestimmt und energisch verlangt hatte, nämlich die absolute Rechtssicherheit, den Schutz von Treu und Glauben für alle legalen Geschäfte im vollsten Umfang, und in demselben Moment, wo die gewünschte Rechtssicherheit gegeben war, setzte eine ungeheure Agitation gegen diese die Rechtssicherheit garantierende Maßnahme ein und zwar in der Erkenntnis, daß bei einer Durchführung des Gesetzes es mit der Heranziehung weiter Kreise der Bevölkerung zum Börsenspiel so ziemlich zu Ende sei. Diese Bewegung wurde durch eine andere gesetzliche Bestimmung verschärft, nämlich durch das für gewisse Zweige seitens des Reichstags beliebte Verbot des Terminhandels, eine Maßnahme, die, wie schon hier bemerkt sein mag, zwar in Bezug auf ihre Nützlichkeit und Durchführbarkeit bereits in der Börsen-Enquête-Kommission auf das eingehendste erörtert worden war, jedoch mit dem Ergebnis, daß die Börsen-Enquête-Kommission gerade von der Befürwortung eines einschlägigen Verbots Abstand nehmen zu müssen geglaubt hatte. Die spezielle Folge namentlich aber dieser letzteren Maßnahme war zunächst die, daß die Börsen- und Bankwelt nunmehr alles daran setzte, neue Formen für die betreffenden Geschäfte zu finden, um zwar äußerlich die verbotenen Formen des Terminhandels nicht zu benutzen, schließlich aber doch zu demselben Ergebnis zu gelangen. Diese Zwecke, Umgehungsformen zu finden, führten dann auch in jeder Beziehung zum Ziele, bis das Reichsgericht die Umgehungsabsicht erkannte und nunmehr diese Geschäfte mit den Folgen der Nichtigkeit usw. belegte. Die unermüdlich verbreitete Ansicht, das Reichsgericht sei über die Intentionen des Gesetzgebers betreffs der Verhütung des Börsenspiels der Bevölkerung hinausgegangen, ist eine absolute Unrichtigkeit. Damit war nun nach der Meinung der Börsenwelt aber wiederum die „größte Rechtsunsicherheit" geschaffen, und zwar deshalb, weil man für sich in Anspruch nahm, daß, wenn man äußerlich das Wort und die Form des Terminhandels nicht anwende, die Gerichte durchaus zu Unrecht Umgehungsgeschäfte mit dem verbotenen Terminhandel auf eine Stufe stellten, selbst wenn der wirtschaftliche und sonstige Zweck und Erfolg der Geschäfte der gleiche war, wie be

dem früher sich in der Form des Terminhandels bewegenden Börsen- und Differenzspiel. Man stellte es als eine durchaus berechtigte Forderung der Börsen- und Bankwelt hin, zu verlangen, daß die für die gleichen ökonomischen Absichten ausfindig gemachten neuen Formen von den Gerichten als rechtsverbindlich anerkannt würden, mochte seitdem auch vollständig klar zu Tage getreten sein, daß nur eine Umgehung des Gesetzes gewollt, beabsichtigt und erreicht war. Dies und nichts anderes ist die eigentliche Unterlage für die seither unermüdlich aufgestellten Behauptungen, daß Treu und Glauben im Geschäftsverkehr durch das Börsengesetz zur schwersten Schädigung des deutschen Volkes untergraben sei.

Diese Frage der angeblichen Verletzung von Treu und Glauben legt nun aber auch weiter nahe, wie es denn mit der nicht minder intensiv und lebhaft behaupteten angeblichen Gefährdung und Zerstörung des deutschen Wirtschaftslebens durch das Börsengesetz überhaupt stehe. Alle Welt weiß, daß gerade umgekehrt unter der Herrschaft dieses Börsengesetzes ein großer wirtschaftlicher Aufschwung stattgefunden hat. Als Zeugen nenne ich den Legationsrat Professor Dr. Helfferich, der sich wie folgt äußert*):

„„Wir hatten nach der in der ersten Hälfte der neunziger Jahre herrschenden Depression des Wirtschaftslebens vom Ende des Jahres 1895 unverkennbare Zeichen einer neuen Belebung des Unternehmungsgeistes und dann in der Gesamtentwicklung bis zum Jahre 1900 einen Aufschwung der Industrie und des Handels, wie er in ähnlicher Stärke und Dauer in der deutschen Wirtschaftsgeschichte seit der Begründung des Reiches nicht zu verzeichnen gewesen war.““

Genau mit dieser wirtschaftlichen Blüte parallel ging nun auch die Entwicklung des Börsenverkehrs. Die Gründungen erreichten eine Höhe, wie sie sie kaum bis dahin jemals gehabt hatten. Die Emissionen von Wertpapieren steigerten sich in Milliarden und Abermilliarden, die Beteiligung der Bevölkerung an der Börsenspekulation stieg in das Ungemessene, und selbst der größte Pessimist

*) Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 6, Seite 19. Leipzig, Duncker und Humblot. 1903.

mußte zugestehen, daß die schwarzen Prophezeiungen und Unkenrufe, welche die Börsenwelt anläßlich der inaugurierten Börsengesetzgebung für das gesamte Wirtschaftsleben unermüdlich hatte ertönen lassen, sich als vollständig unberechtigt erwiesen.

Um nur einige, sei es auch nur sehr geringe Einblicke speziell in die Börsentätigkeit zu geben, dürfen die folgenden Ziffern dienen, welche nicht etwa zum Zwecke dieser Arbeit von dem Verfasser nach subjektiven Gesichtspunkten zusammengestellt sind, sondern die ebenfalls der Spezialarbeit des Herrn Legationsrats Helfferich, der sich in erster Linie auf das bekannte, für alle einschlägigen Forschungen grundlegende Organ „Der deutsche Oekonomist" stützt, entnommen sind:

Die Emissionen neuer Werte zeigen seit 1894 folgendes Bild:

| Jahr | Nennwert | Kurswert | Hiervon Bankaktien im Kurswerte | Hiervon Industrieaktien im Kurswerte | Zusammen Kurswert |
|---|---|---|---|---|---|
| 1894 . . | 1420 | 1429 | 36 | 79 | 115 |
| 1895 . . | 1281 | 1375 | 143 | 223 | 366 |
| 1896 . . | 1818 | 1896 | 213 | 334 | 547 |
| 1897 . . | 1806 | 1945 | 266 | 318 | 584 |
| 1898 . . | 2122 | 2407 | 372 | 521 | 893 |
| 1899 . . | 2233 | 2612 | 276 | 861 | 1137 |
| 1900 . . | 1596 | 1777 | 155 | 461 | 626 |
| 1901 . . | 1639 | 1631 | 36 | 164 | 200 |
| 1902 . . | 2069 | 2050 | 114 | 185 | 299 |

Alles in Millionen Mark.

Aktiengesellschaften wurden gegründet:

| Jahr | Zahl der Gesellschaften | Aktienkapital (1000 Mark) |
|---|---|---|
| 1894 . . . . | 92 | 88 260 |
| 1895 . . . . | 161 | 250 680 |
| 1896 . . . . | 182 | 268 580 |
| 1897 . . . . | 254 | 380 470 |
| 1898 . . . . | 329 | 463 620 |
| 1899 . . . . | 364 | 544 390 |
| 1900 . . . . | 261 | 340 460 |
| 1901 . . . . | 158 | 158 250 |
| 1902 . . . . | 87 | 118 430 |
| Sa. . | 1 888 | 2 613 140 |

Was die Börsenumsätze in der äußeren Form von Kauf- und Verkaufsgeschäften, sogenannten Anschaffungsgeschäften, anlangt, so dürfte es genügen, auch hier folgende Ziffern zu geben, welche den

offiziellen Angaben der deutschen Reichsstatistik über den sogenannten Umsatzstempel entnommen sind.

Es brachte die Umsatzsteuer, d. h. der Stempel für die An- und Verkaufsgeschäfte in Wertpapieren usw. an den deutschen Börsen:

| | 1000 Mark |
|---|---|
| 1894 | 13 493 |
| 1895 | 21 121 |
| 1896 | 13 708 |
| 1897 | 13 738 |
| 1898 | 12 802 |
| 1899 | 15 392 |
| 1900 | 14 443 |
| 1901 | 12 742 |
| 1902 | 13 561 |

Wir sehen also unter dem Börsengesetz eine Abnahme der Geschäfte, die irgendwie erheblich wären, nicht nur überhaupt nicht, sondern trotz inzwischen erfolgter Erhöhung der Steuer, die übrigens selbstverständlich mit dem Börsengesetz, das hier allein zur Erörterung steht, gar nichts zu tun hat, fast völlig gleiche Ziffern und nur im Jahre 1901 zeigt sich ein geringes Nachlassen, d. h. in dem Jahre des Zusammenbruchs der Kreditspekulation des Publikums.

Diese Krisis, die endlich eingetreten ist, rührt nur daher, daß man einmal die wirtschaftliche und Spekulations-Konjunktur, wie Helfferich sie geschildert hat, in das Ungemessene übertrieben, und sodann, um diese Uebertreibung entsprechend zu fruktifizieren, die erlassenen gesetzlichen Bestimmungen mißachtet und wissentlich umgangen hat. Das und nichts anderes und am allerwenigsten etwa die Verletzung von Treu und Glauben ist die Erklärung des Niederganges.

Ich bin auch hier in der Lage, mich zum Beweise dieser Behauptung auf die Autorität Helfferichs berufen zu können, denn derselbe spricht am angeführten Orte ausdrücklich davon, daß der Rückschlag zurückzuführen sei auf die Uebertreibung in Produktion und Spekulation, nachdem er bereits auf Seite 73 ebenfalls erwähnt hatte, daß mit dem Zusammenbruch der Börsenspekulation im April 1900 der Rückschlag auf die Uebertreibungen der Auf-

schwungsperiode begonnen habe, und es möge hier nur noch der Schlußsatz aus dem Vorwort zu dem gedachten Bande erwähnt sein, welches von keinem Geringeren, als dem Geheimen Hofrat Dr. Hecht in Mannheim herrührt und das wie folgt lautet:

> „Selbst das in dem fraglichen Bande zusammengetragene Material ist ausreichend, um die Diagnose für diese Formen anzugeben und um die Richtung anzudeuten, in der die Praxis und die Gesetzgebung sich bewegen muß."

Ergänzend möge hier nur noch erwähnt sein, daß Hecht weiter in der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik im September d. J. die Verluste, welche das deutsche Volk in der gedachten Spekulationsperiode erlitten habe, auf rund 2 Milliarden veranschlagt und das Hecht nicht etwa, obwohl selbst Bankdirektor, eine noch weitergehende Freiheit, sondern umgekehrt sehr scharfe Maßregeln, speziell auf dem Gebiete des Aktienwesens verlangt hatte. Das ist um so bedeutsamer, als die Hauptverluste in der derzeitigen Krise nicht wie in den achtziger Jahren auf der Emission von Milliarden ausländischer schlechter Staatspapiere, sondern auf dem Aktienwesen beruhten, und während der Krach und die Krise von 1873 die Aktiengründungen selbst betraf, war die letzte Krise vor allem eine Kreditkrise, wie dies noch weiter ausgeführt werden wird.

Als nun in dem Jahre 1900 der Zusammenbruch begann, war es sehr begreiflich, daß diejenigen, welche denselben verursacht hatten, nach einem Prügelknaben suchten, und dies war nunmehr das in der Periode der Uebertreibung längst in Vergessenheit geratene Börsengesetz. Und anstatt sich an die eigene Brust zu schlagen und einzugestehen, daß man in der Heranziehung weitester Kreise der Bevölkerung in das auf Kredit beruhende Börsenspiel erheblich zu weit gegangen war, begann nunmehr eine wahre Flut von Vorwürfen gegen dasselbe sich zu erheben, und zwar nach den verschiedensten Richtungen hin. Es sollte einmal die Börse, und zwar dieselbe Börse, welche noch eben Jahre höchster Blüte und bis dahin unbekannt gewesene Gewinne hinter sich hatte, vollständig zerstört sein, ein großer Teil der wirtschaftlich nötigen Geschäfte sollte in das Ausland vertrieben worden sein, der Bank- und Bankiermittelstand in der Provinz sei so gut wie vollständig seiner Auflösung und Aufreibung nahe, Treu und Glauben sei auf das schwerste gefährdet und die bisher so starke deutsche Börse sei zu

einem Schatten ihrer selbst geworden, und zwar in einem Umfange, welcher sogar politisch für die Wehrkraft und Spannkraft des Landes im Falle eines Krieges von größter Bedeutung werden müsse. Und in der Tat begann auf dieser Grundlage eine Agitation gegen das Börsengesetz, wie Aehnliches bisher in Deutschland nicht erlebt worden ist. Fast die gesamte Presse mit Ausnahme vielleicht von einem halben Dutzend Zeitungen stellte sich, sei es bewußt oder unbewußt, in den Dienst dieser Agitation, obgleich unmöglich in Abrede gestellt werden konnte, daß die derzeitige jüngste Krise und der Rückschlag, wenn man die entsprechenden Perioden seit 1872 zum Vergleich heranzieht und sich weiter vergegenwärtigt, daß nach jeder solchen Krise die Gesetzgebung versucht hat, durch entsprechende Maßnahmen die Schäden abzustellen (Aktien-Novelle, Börsengesetz usw.), eine außerordentlich viel mildere geworden ist, als irgend eine ihrer Vorgängerinnen. Das gilt nicht nur von dem Zusammenbruch einzelner Unternehmungen, sondern auch dem Ruin der spekulierenden Bevölkerung selbst, und es ist nicht unnütz darauf zu verweisen, daß bei jedem der erwähnten gesetzgeberischen Besserungsversuche regelmäßig auch von der Börsen- und Bankwelt, gerade wie bei der Einführung des Börsengesetzes und Erhöhung der Börsensteuer jedesmal die schwärzesten Prophezeiungen für die Tätigkeit der Börsen- und Bankwelt und ihre Aufgabe, den volkswirtschaftlich notwendigen Aufgaben gerecht zu werden, laut geworden sind, regelmäßig mit dem Erfolg, daß diese Prophezeiungen sich nicht bewahrheiteten, und umgekehrt nach Kräftigung und Erholung des Wirtschaftslebens stets nur noch eine höhere Blüte desselben und speziell des Börsen- und Bankwesens eingetreten ist.

Die vorerwähnte unermüdliche Agitation hat es aber erreicht, daß die Regierung ihr Gehör schenkte, und so kam es denn zu zwei großen vorbereitenden Aktionen, nämlich einmal, indem der durch das Gesetz vorgesehene Börsenausschuß von dem Herrn Reichskanzler zu einer Tagung zusammenberufen wurde, und zwar mit dem Ergebnisse, daß er seine Wünsche über die Revision des Börsengesetzes in einer Anzahl von Punkten zusammenfaßte, und sodann weiter, indem der preußische Herr Minister für Handel und Gewerbe eine größere Anzahl von Sachverständigen im September des Jahres 1901 zusammenberief, um ebenfalls sich über die Ansicht derselben unterrichten zu lassen. Die Motive zu der

Novelle geben an, daß namentlich die letzteren Beratungen grundlegend für sie gewesen seien. Es kann aber hierbei nicht unerwähnt bleiben, daß selbst nach den Beratungen im Handelsministerium die Regierung doch fast noch $2^1/_2$ Jahr vergehen lassen zu können glaubte, ehe sie mit der Novelle herauskam, Beweis wohl genügend dafür, daß doch in ihrem eigenen Schoße es in hohem Grade zweifelhaft erschienen ist, ob wohl die angeblichen Mißstände zu einem gesetzgeberischen Eingreifen nötigten.

Damit sind wir nun bei der doppelten Frage angelangt, einmal, welche Forderungen die Börse für die Revision des Börsengesetzes aufstellt und sodann, was nach dieser Richtung hin der Gesetz-Entwurf bringt.

Wenn wir uns nun mit der ersteren Frage beschäftigen, so ist zu bemerken, daß der überwiegend größere Teil des Börsengesetzes, nämlich die Abschnitte 1 bis 3 und 5, welche sich mit der Organisation der Börse, dem Makler- und Kurswesen, dem Emissions- und Kommissionsgeschäft usw. beschäftigen, zu Beanstandungen Veranlassung nicht gegeben haben, und zwar aus dem zweifellosen Grunde, weil der Gesetzgeber jeden irgendwie fühlbaren Eingriff von vornherein unterlassen hat und alle diese Vorschriften zum überwiegenden Teile nichts sind als Dekoration, was auch von dem so außerordentlich wichtigen Emissions- und Gründungswesen (Staatsanleihen, Aktienwesen usw.) gilt. Mit vollem Recht hat die Handelskammer zu Frankfurt a. M. bereits in einer Eingabe an den Herrn Reichskanzler vom 15. September 1900 diese Frage als vollständig bedeutungslos bezeichnet und die Beschwerden der Bank- und Börsenwelt richten sich denn auch *einzig und allein gegen die versuchte Beschränkung der Heranziehung der Bevölkerung zur Spekulation, das heißt zum Börsenspiel*, oder mit anderen Worten dagegen, daß bei der derzeitigen Lage der Gesetzgebung und Rechtsprechung die Börsen- und Bankwelt nicht *darauf rechnen kann, die ihr durch diese Heranziehung zuteil werdenden Vorteile mit Sicherheit einzuernten. Dies und nichts anderes ist der „Kern“ der geforderten Börsenreform.*

Dies geht nämlich unwiderleglich daraus hervor, daß die gesamten Beschwerden der Börsenwelt in der Presse, in den Eingaben, im Schoße des Börsenausschusses im Reichsamt des Innern oder bei den Konferenzen des preußischen Handelsministeriums sich ebenfalls

nicht etwa auf die Organisation der Börse, des Emissionswesens usw. bezogen haben, sondern allein darauf, daß die Börse durch Einengung derjenigen Geschäftsform, welche der Spekulation diente, gelitten habe, und da nun weiter es ebenso unstreitig ist, daß die Spekulation im weitesten Sinne des Wortes, soweit bei derselben als vertragschließende Teile Börseninteressenten und Börsenbesucher in Frage kommen, ebenfalls durch das Börsengesetz keinerlei Einschränkung erfahren hat, ergibt sich mit Notwendigkeit die Tatsache, daß es sich allein um Spekulationen des Publikums d. h. also, der außerhalb der Börse stehenden Bevölkerung, handeln kann, Operationen, welche bis jetzt durchgehends mit dem Worte „Börsenspiel" bezeichnet worden sind und die nunmehr in Anlehnung an die in der Agitation gebrauchte Sprachweise auch in dem Gesetzentwurf selbst schlechthin als „Geschäfte" bezeichnet werden. In dieser Beziehung ist nämliches Folgendes zu bemerken. Man wird vergeblich in den Motiven nicht nur zur Novelle, sondern auch in den beigefügten Materialien irgendwie mit Ausnahme einer Eingabe der Zentralstelle der preußischen Landwirtschaftskammern eine Untersuchung finden, in welchem Sinne unter nationalökonomischen, sozialen und ethischen Gesichtspunkten etwa diese „Geschäfte" sich wirklich als Geschäfte im Sinne des soliden und reellen Handels oder aber als Erzeugnisse und Teile einer verhängnisvollen Verleitung zum Börsenspiel und Ausübung der Spielsucht selber darstellen. Es ist kaum möglich, sich bei einer Materie, welche nach den eigenen unermüdlichen Ausführungen der Börseninteressenten sich mit einer so eminent wichtigen Frage und Einrichtung befaßt, wie die Geschäfte an der Börse sie darstellen, eine mechanischere und oberflächlichere Begründung vorzustellen, als sie die Forderungen der Börse für die Revision des Börsengesetzes und die demgemäß die ja einzig hierauf fußen könnenden Motive des Gesetzentwurfes selbst darstellen. Man muß geradezu erschreckt sein, wenn man einen Gesetzentwurf von solcher Tragweite, mit derartig dürftigem Material und von einer so außerordentlich oberflächlichen Beurteilung der Dinge getragen, vorgelegt bekommt.

Ich bin der Letzte, welcher nicht die volle Bedeutung nicht nur des Handels, sondern auch der Börse, und zwar sowohl der Effekten- wie der Warenbörse voll würdigte und zwischen einer Auffassung, wie ich sie — und zwar oft genug zum Schutz der Börsenwelt im Rahmen

ihrer berechtigten Interessen — von jeher vertreten habe, und derjenigen der Börsenwelt wird nur der eine allerdings desto größere Unterschied bestehen, welcher in der Frage gipfelt:

„Ist die Börse und soll sie sein für den berufsmäßigen Börsenkaufmann zwar die Gelegenheit zur Entfaltung freiester spekulativer Tätigkeit für eigene Rechnung und für eigenes Risiko, soweit die Spekulation überhaupt nicht mit dem allgemeinen Wohle und der Moral im Widerspruch steht, oder soll die Börse unter besonderer Berücksichtigung der Fonds- und Effektenbörse für die sparende Bevölkerung die Gelegenheit und der Markt zur Anlage erworbenen Kapitals sein — nicht aber zugleich auch eine Spielgelegenheit, zu welcher weiteste Kreise entweder selbst kommen oder mit allen, sei es auch den skrupellosesten Mitteln herangezogen werden?“

Je nach der Beantwortung dieser Frage müssen auch die für die Börse und die Börsengeschäfte zu erlassenden Bestimmungen vollständig verschiedene sein. Wer die letztere Frage bejaht, muß naturgemäß auch von jeden irgendwie einschränkenden, gesetzgeberischen und administrativen Maßnahmen Abstand nehmen, da alsdann weiter zugestanden werden muß, daß für die Spekulation im Rahmen des irgendwie Zulässigen freie Bahn zu schaffen ist; wer jedoch andererseits die Frage im ersteren Sinne bejaht, für den ist es ebenso zweifellos, daß zwar der Börsenkaufmann für die eignen Spekulationen auch sich tunlichster Freiheit erfreuen muß, daß aber inbezug auf die Beteiligung und Heranziehung der Bevölkerung, für die alsdann die Spekulation ja doch tatsächlich nichts anderes ist, als das reine Börsenspiel, entsprechende, wenigstens einigermaßen einschränkende Bestimmungen getroffen werden müssen, und zwar ist dies der vermittelnde Standpunkt, welchen der Schreiber dieser Zeilen einnimmt und stets eingenommen hat. Und nach dieser unterscheidenden Richtung hin wird auch die Reichsregierung nicht umhin können, den Gesetzentwurf bei den Verhandlungen klarer zu motivieren, als es bisher geschehen ist; denn es ist bereits oben darauf hingewiesen worden, daß der ungeheuren Gefahr, welche dem gesamten Volke dadurch droht, daß das Börsenspiel in die weitesten Kreise desselben eindringt, richtiger hineingetragen wird, tatsächlich auch nicht mit einer Silbe gedacht worden ist, sondern für den Gesetzentwurf ist selbst das verwerflichste, gewissenloseste und ruinöseste Börsenspiel einfach „Geschäft“. Daß aber auch tatsächlich seitens derjenigen, der Börse nahestehenden Kreise, welche zwar die

Interessen derselben wahrnehmen, nicht aber unmittelbar selbst materiell am Börsenspiel der Bevölkerung interessiert sind, sondern auf einer höheren Warte stehen, diese Frage genau in demselben Sinne beantwortet wird, wie meinerseits, ist klar in folgendem Satze der ersten einschlägigen deutschen Zeitschrift anläßlich der jüngsten Börsenkrise gelegentlich des Kriegsausbruches zwischen Japan und Rußland ausgesprochen worden. Es heißt nämlich in Nr. 13 des „Deutschen Oekonomist" von 1904 wörtlich:

„„Daß bei dieser Sachlage die Börse in eine solche Panik verfiel, hat andere Ursachen (als der plötzliche Ausbruch des Krieges). Die Spekulation in Börsenpapieren war in die weitesten Kreise eingedrungen und geradezu zu einer Krankheit ausgeartet. Der Industrielle, der Kaufmann, der Rentier, ja auch der Beamte, der einige Mittel disponibel haben kann, läßt sich bei einer Bank ein Konto eröffnen und kauft sodann so viele Effekten, als sein Einschuß zuläßt. Die größten hiesigen Banken beleihen die Papiere durchschnittlich bis zu 30 Prozent unter Kurs, die letzten 30 Prozent muß der Käufer bezahlen und die Papiere bleiben als Sicherheitsdepot bei der Bank. Kleinere Banken und Bankiers gehen mit diesem Einschuß aber bis 10 Prozent, ja sogar auch wohl bis zu 5 Prozent, herab. Dann genügt ein kleiner Kursrückgang, um das Depot unzureichend zu machen, und wenn der Kunde nicht sofort eine weitere Einzahlung leistet, so erfolgt der zwangsweise Verkauf. Diese Fälle, wie auch sinnlose Angstverkäufe schwacher Leute, haben sich auch jetzt massenhaft ereignet und führen ein dringendes Angebot herbei, für welches die entsprechende Nachfrage selbstverständlich fehlt. Je weiter dadurch die Kurse sinken, desto mehr Depots werden notleidend, desto mehr Papiere gelangen zum Verkauf, desto tiefer sinken die Kurse.""

Der Artikel führt sodann noch weiter aus, daß dieselben Leute auch womöglich noch an auswärtigen Börsen spekulierten:

„„Da passiert natürlich dasselbe wie hier mit demselben Erfolg. Auf diese Weise erklärt sich der heftige Kursrückgang an allen Börsen ganz zwanglos . . . . Wenn dann endlich die schw[illegible]chen Elemente hinausgedrängt sin[illegible] Effekt[illegible] [illegible]ial zu niedrigen Kursen in den Besi[illegible] n[illegible] [illegible]kiers und Kapitalisten [illegible] allmählich [illegible] Gewinn



wieder verkaufen. Dann erhebt sich stets ein großes Geschrei über Börsenschwindel . . . . . . . . Die Sucht, rasch reich zu werden, ist wie eine Krankheit über unser Volk gekommen . . . . . . . . Den Börsenschwindel, d. h. die unsolide Spekulation, macht heute das allerbreiteste Publikum, welches sich aus allen Gesellschaftsklassen rekrutiert. Die berufsmäßigen Börsenleute sind vorsichtiger, verständiger . . . . . . . . . sie gewinnen selbstverständlich von der zügellosen Gier, mit welcher das Publikum dem Börsengewinn nachjagt usw.""

Diese Ausführungen sind zweifellos zutreffend, leider aber bis zu einem gewissen Grade einseitig, denn die Auffassung, daß das Publikum sich nur selbst zu dem Börsengeschäft drängt, ist unrichtig, es wird vielmehr auch durch alle möglichen Mittel, als Agenten, Presse, Zirkulare, Briefe, Wechselstuben usw. zum Börsenspiel angelockt. Dies ist eine Tatsache, welche nicht nur in der Börsen-Enquete-Kommission von zahlreichen Sachverständigen ohne weiteres hat zugegeben werden müssen, sondern welche auch noch neuerdings in der bereits erwähnten Schrift des Vereins für Sozialpolitik ohne weiteres gleichfalls hat zugestanden werden müssen. So sagt Loeb beispielsweise von der Breslauer Diskontobank*):

„Diese Wechselstuben waren anscheinend in erster Linie dazu bestimmt, weite Kreise des Publikums zur Spekulation heranzuziehen",

und auf Seite 193 ist ebenfalls von einer Firma gesagt worden, daß sie über eine sehr große Kundschaft verfügt habe, namentlich im spekulativen Effekten-Kommissions-Geschäft. Auch ein anderer Autor, welcher in demselben Bande die Rheinisch-Westfälische Provinzialbank und die Krisis untersuchte, sagt wörtlich von der Essener Kreditanstalt Folgendes:**)

„Unverantwortlich war es, wie die Bank auch ihre Klienten zur Spekulation zu verleiten suchte",

und außerordentlich charakteristisch und ergänzend teilt Loeb ebenfalls an der gleichen Stelle über die „Bank für Handel und Industrie" mit, daß dieselbe in einem Geschäftsbericht dargelegt habe, daß sie Depo-

*) Am angeführten Orte Seite 195.
**) Seite 358.

sitenkassen (d. h. Wechselstuben) zu errichten fortfahre, um damit der Bank neue „„Saugwurzeln““ (sic) zu schaffen.

Außerordentlich treffend fügt Loeb an einer anderen Stelle (Seite 290) weiter über diese Bank noch folgende Aeußerung aus Bankkreisen hinzu:*)

„„Die Darmstädter Bank fällt von einem Extrem ins andere, und jetzt tritt die Darmstädter Bank in die Gruppe ein, die zu den wagehalsigsten Führern der Spekulation gehört.““

Alle diese Aeußerungen aus Börsenkreisen selbst überheben uns jeglicher weiteren Darlegung und es bleiben nur noch die Forderungen, die die Börse inbezug auf die Revision des Börsengesetzes stellt, zu erörtern, sowie, womit sie dieselben begründet und was die Novelle nach dieser Richtung hin ihrerseits bringt.

Was die Forderungen der Börsenwelt anlangt, so sind dieselben bei zwei Gelegenheiten präzise zusammengestellt worden. Einmal in dem Gutachten der Majorität des Börsenausschusses vom 11. und 12. Juni 1901 und sodann bei den Verhandlungen im preußischen Handelsministerium am 18. und 19. September 1901. Die Forderungen sind jedesmal alternativ, und zwar als prinzipielle und eventuelle, welche Alternativen sich jedoch inbezug auf ihren wirtschaftlichen Erfolg einzig und insofern unterscheiden, als die Eventualanträge auf einem Umwege und etwas komplizierter dasselbe zu erreichen suchen, was die Prinzipialanträge erstreben. Wir haben uns demgemäß zunächst dem zuzuwenden, was prinzipaliter verlangt wird, und das ist Beseitigung des Terminhandelsverbots, soweit ein solches überhaupt besteht und Beseitigung des Börsenregisters.

Was zunächst den Terminhandel anlangt, so muß auch zunächst hier einer ganz außerordentlichen Uebertreibung und Entstellung der wirklichen Verhältnisse entgegengetreten werden. Wie bereits erwähnt, hatte die Börsen-Enquete-Kommission von dem Vor-

*) Herr Bankdirektor Kaempf, der nach dem „Finanzherold“ vom 9. März 1900 Gegenstand dieser Beurteilung gewesen ist, ist inzwischen Reichstagsabgeordneter geworden und hat bereits eine äußerst energische Rede für die Beseitigung jeglicher Beschränkung des Börsenspiels im Reichstage gehalten. Es ist auch deshalb nicht überflüssig, in Anknüpfung hieran daran zu erinnern, daß es gerade die von Herrn Direktor Kämpf geleitete Darmstädter Bank gewesen ist, deren Emissionen dem deutschen Volke hunderte von Millionen gekostet haben. Vergl. neben den Materialien der Börsenenquete auch die — leider anscheinend — aus- oder aufgekaufte Schrift: „Die jüngsten Emissionen der Bank für Handel und Industrie“. Frankfurt a. M. 1891. C. F. Foesser.

schlage eines Verbotes des Terminhandels Abstand genommen, diese Bestimmung ist vielmehr erst durch den Reichstag in das Gesetz hineingekommen, und zwar in der Art, daß der Terminhandel einmal an der Fondsbörse für Aktien und Anteile in Bergwerks- und Industrieunternehmen und an der Produktenbörse in Getreide- und Mühlenfabrikaten untersagt wurde.

Was nun zunächst das Verbot des Terminhandels in Effekten anlangt, so ist unermüdlich verbreitet worden, daß dieses Verbot die Börse geradezu revolutioniert, die Verhältnisse fast vollständig auf den Kopf gestellt, die größten Kursschwankungen hervorgerufen, den Geldstand ungeheuer verteuert habe, während umgekehrt durch das Verbot des Produktenterminhandels große Kapitalien beschäftigungslos geworden seien, also zwei sich diametral entgegenstehende Behauptungen usw. usw. Man hat sich allerdings gehütet, nach dieser Richtung hin auch nur den geringsten Beweis anzutreten, denn dieser wäre tatsächlich nicht zu führen gewesen, und zwar deshalb nicht, weil es sich nicht um den Terminhandel überhaupt, sondern nur um im ganzen sage und schreibe „sieben" höchstens acht von den weit über 1800 Papieren gehandelt hat, welche allein auf dem Berliner Kurszettel notiert werden, und nicht nur dies, sondern man hat auch selbst für die Operationen in diesen Papieren neue Formen gefunden, welche wirtschaftlich sich vollständig mit dem Terminhandel decken. Das hindert aber nicht, fortdauernd die Behauptung aufzustellen, daß das Verbot „des" Terminhandels die vorgedachten Wirkungen geäußert habe, und man unterdrückt ebenso andererseits, daß in den gesamten Bankaktien, Staatspapieren, Renten, kurz überall, wo immer die Börse das Bedürfnis des Terminhandels fühlt, derselbe unbeschränkt nach wie vor betrieben werden kann. Der Kurszettel der Vossischen Zeitung vom 24. März weist nicht weniger als 37 Papiere nach, für die „Ultimo"-Notierungen (darunter die großen Bank- und sonstigen Spekulationspapiere) erfolgen, dazu 9, für welche „Kassa"-Zeitnotierungen gebracht werden (darunter die fast sämtlicher „verbotenen" Papiere als Laura, Harpener usw.) und 14 Papiere, für die sogar Prämienkursberichte zur Veröffentlichung gelangen! Man sollte meinen, daß diese Auswahlkarte selbst für weitgehendste Ansprüche genügen könnte!

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Verbot des Terminhandels in Getreide und Mühlenfabrikaten. Auch hier hat man Formen gefunden, welche vollständig dem bis dahin bestehenden

Terminhandel entsprechen und bezüglich welcher nur der Unterschied besteht, daß kleine Aeußerlichkeiten anders reguliert werden, als bei dem früheren Geschäft, welches Terminhandel hieß. Wirtschaftlich vollzieht sich das sogenannte handelsrechtliche Lieferungsgeschäft genau auf derselben Grundlage und mit demselben Erfolg wie der frühere Getreideterminhandel.

Soweit also die Forderungen der Börse sich hierauf stützen, entbehren sie jeglicher Berechtigung und Begründung, denn die Börse hat, wie zusammenfassend nochmals betont sein mag, nach jeder Richtung hin Formen gefunden, welche genau gleichen ökonomischen Inhalt haben, wie das frühere sogenannte Termingeschäft, — der einzige Unterschied gegen früher ist der, daß die Buchführung und die Namen für die Geschäftsform kleine Aenderungen erfahren haben.

Was weiter die Aufhebung des Registers anlangt, weil dasselbe sich nicht bewährt habe, so dürfte allerdings für denjenigen, welcher nicht auf dem vorerwähnten Standpunkte der Hineinziehung der Bevölkerung in das schrankenlose Börsenspiel steht, gerade aus der lebhaften Bekämpfung dieser Einrichtung zur Genüge hervorgehen, daß dieselbe doch wohl außerordentlich wirksam sein muß, *vorausgesetzt, daß sie eben auch durchgeführt wird.* Wie geeignet das Register tatsächlich sein muß, um den gewollten Erfolg zu erzielen, geht aus den bereits näher dargestellten Versuchen hervor, neue Geschäftsformen zu finden, welche die fraglichen „Geschäfte" nicht als Termingeschäfte, und damit unter das Terminregister fallend, darstellen. Hierbei ist auch noch folgendes zu erwähnen: Diese so viel angefochtene Register-Idee ist auch in ausgezeichneter Weise — und zwar ohne Zusammenhang mit den Ideen des Verfassers dieser Zeilen — vertreten worden von dem jetzigen Landgerichtsdirektor Munck, der lange Jahre hindurch als Vorsitzender einer Berliner Kammer für Handelssachen hinreichend Gelegenheit gehabt hat, diese Fragen eingehend kennen zu lernen. *) Aber auch sogar Staub selbst, den man nicht mit Unrecht als den juristischen Abgott des kapitalistischen Handels und speziell der Börsen-Interessenten bezeichnen könnte, hat im Grunde in den Konferenzen im preußischen Handelsministerium genau denselben Gedanken vertreten und ihm nur eine etwas andere Form gegeben. Staub hat nämlich — Motive des Gesetzes S. 85 — wörtlich

*) Die sehr lesenswerte Schrift ist betitelt „Mißbräuche an den Börsen"; Berlin, Carl Heymann, 1891.

folgenden Antrag gestellt: „Auf Grund der § 50 oder 66 des Börsengesetzes oder auf Grund § 764 B. G. B. kann eine Unwirksamkeit nicht geltend gemacht werden von einem Kaufmann, in dessen Handelszweig die den Gegenstand des Geschäfts bildenden Waren oder Wertpapiere fallen.“ — Das ist in nuce der „Register-Gedanke“ und deckt sich im Erfolge vollständig mit demselben; — der Unterschied ist einzig der, daß die Staubsche Fassung zu zahlreichen Prozessen, — die von mir herrührende und vom Gesetzgeber acceptierte zur denkbar klarsten Rechtslage führt und alle Prozesse im Interesse der Aufrechterhaltung von „Treu und Glauben“ zu Gunsten der Börse a priori ausschließt!

Die Eventualanträge für den Fall der Ablehnung vorstehender Wünsche sind, wie bereits gesagt, bestimmt, den gleichen wirtschaftlichen Erfolg herbeizuführen, wie die beiden, eben erörterten Postulate. Demgemäß werden als Hauptforderungen aufgestellt:

1. Ersetzung des Börsenregisters dadurch, daß das Handelsregister an seine Stelle tritt;
2. eine Abkürzung der Verjährungsfristen für etwaige Einreden gegen Forderungen des Bankiers bezw. Rückforderungen der Depots;
3. grundsätzliche Beseitigung des § 674 des Bürgerlichen Gesetzbuches, welcher wie folgt lautet: Erlischt der Auftrag in anderer Weise als durch Widerruf, so gilt er zu Gunsten des Beauftragten gleichwohl als fortbestehend, bis der Beauftragte von dem Erlöschen Kenntnis erlangt oder das Erlöschen kennen muß;
4. Unwiderruflichkeit sogenannter Schuldanerkenntnisse und absoluter Ausschluß jeder Anfechtung abgeschlossener Geschäfte bis zur Höhe der gestellten sogenannten Sicherheiten;
5. eine anderweite Definition des Wortes „Termingeschäft“ in dem Sinne, daß die bisher als darunter fallend erachteten Spekulations- und Spielgeschäfte unter allen Umständen als vom Gesetz zu schützende wirkliche Handelsgeschäfte zu bezeichnen sind.

Dies sind in großen Zügen gemeinverständlich die Forderungen der Börse, und auch selbst der juristische Laie wird einsehen, daß die Erfüllung dieser Eventualforderung tatsächlich identisch sein würde mit derjenigen der beiden Prinzipialforderungen oder mit anderen Worten: der vollständigen Aufhebung des Börsen-

gesetzes in seinen grundlegenden Bestimmungen.

Sehen wir uns nun einmal etwas genauer die Gründe an, durch welche diese Forderungen gerechtfertigt erscheinen sollen. In erster Linie ist nach dieser Richtung hin die Verletzung von Treu und Glauben in das Feld geführt worden. In dieser Beziehung ist bereits das nötige gesagt und wenn weiter mit Emphase betont wird, daß die Börse gleichsam der Sitz von Treu und Glauben par excellence wäre, weil es niemandem an der Börse einfalle, eingegangenen Verpflichtungen sich zu entziehen, so genügt es, auf die Urteile zu verweisen, welche früher Männer von der Bedeutung eines Lasker, Ihering usw. über die Börse gefällt haben, und wie dies in der Börsen-Enquete-Kommission selbst erneut festgestellt worden ist, und wie ebenfalls auch noch ganz neuerdings in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik Alfred Weber sich äußert, wenn er sagt:

„Auch darf man als feststehend bezeichnen, daß sie, d. h. die Bankiers, nicht immer so „treue und gute“ Berater waren, wie dies auf dem Bankiertage von dem Bankier verlangt wurde.“

Es haben selbst erste Institute sich nachweisen lassen müssen, daß sie ihre eigenen Klienten in von ihnen inbezug auf die Kursentwickelung vollständig abhängigen Papieren à la hausse genau zu entgegengesetzten Spekulationen veranlaßt haben, als wie sie selbst à la baisse eingegangen waren und umgekehrt. Man darf in dieser Beziehung nämlich auch weiter nicht vergessen, daß, wie dies ja speziell durch die Börsen-Enquete ebenfalls festgestellt worden ist, die Kurse aller Aktiengesellschaften von denjenigen Bankhäusern, welche mit den Gesellschaften liiert sind und in deren Aufsichtsrat sie die maßgebenden Rollen spielen, „kontrolliert“ werden, d. h., die betreffenden Kurse sind Produkte des Willens der betreffenden Banken und Bankiers. Für diejenigen, welche sich des Näheren hierüber und speziell auch über die Art und Weise, wie das Publikum herangezogen und ausgebeutet wird, informieren wollen, möge eine Schrift empfohlen sein, die zwar einen sehr wenig geschmackvollen Titel führt, in der aber in unübertrefflicher Weise diese Dinge des Näheren geschildert sind, nämlich die Schrift: „Das Geheimnis des Börsenerfolges im Handel mit Wertpapieren“.*)

*) Während der Besorgung der Korrektur hat auf der Tagung des deutschen Handelstages vom 24. März der Direktor der bereits oben erwähnten „Darm=

Sodann ist weiter als eine Folge dieses Teiles des Börsengesetzes bezeichnet worden, die Verdrängung eines wesentlichen Teiles „des Geschäftes“ an die ausländischen Börsen, die Schwächung der deutschen, speziell der Berliner Börse selbst namentlich auch für den Fall von kriegerischen Verwicklungen, auch der Provinzialbanken und Bankiers unter gleichmäßiger, immer größer werdender Konzentration der Bankgeschäfte in den Berliner Großbanken, der Rückgang der sogenannten Arbitrage, die Verstärkung der Kursschwankungen, namentlich durch das Verbot des Terminhandels, und was speziell die Produktenbörse anlangt, die Schwierigkeit der notwendigen Versorgung der Bevölkerung mit Brotgetreide usw. Soweit die Begründung der Forderungen der Börse.

Die nachteiligen Begleiterscheinungen, die Entwicklung des Einflusses des Börsenwesens auf allen Wirtschaftsgebieten, speziell durch die Einbeziehung immer größerer wirtschaftlicher Produktionsgebiete in die Aktienform und damit die Unterwerfung dieses Teiles der Industrie unter die Spekulation und das Börsenspiel, über die Frage der Produktions- und Absatzkrisen durch übertriebene Erzeugung von Waren seitens einer über das Maß des Bedürfnisses hinaus gesteigerten Entwicklung der Industrie, die Frage der Ausbeutung des Mittelstandes zu Gunsten einer an Zahl kleinen, aber im Staatsleben von Tag zu Tag desto einflußreicher werdenden Plutokratie, dem Zusammenhange zwischen der rapiden Entwicklung zum Industriestaat und der Sozialdemokratie und dem Proletariat in den großen Städten und Industriezentren einerseits, sowie die Entblößung des flachen Landes durch Hereinziehung der dort groß gewordenen Arbeiter in die Industrien, dem Zusammenhange zwischen dem Stande der Staatspapiere, Pfandbriefe usw. und der Spekulationsperiode, alle diese Fragen sind ebensowenig seitens der Börsenwelt jemals in ihren Eingaben oder Vorstellungen erörtert worden, wie man auch vergeblich in den Motiven zu dem Gesetz nach einer Erörterung darüber sucht. Bei den Konferenzen im Handelsministerium ist, wie die darüber aufgenommene und dem Gesetzentwurf beigefügte Registratur auf Seite 82 ausweist, seitens der

städter Bank“ als zweiter Referent nach dem ebenfalls schon erwähnten Bankdirektor Kämpf nach unwidersprochen gebliebenen Berichten geäußert, daß er die Liste der Differenzeinwanderheber als „Verlustliste des deutschen Rechtsgefühls“ betrachte und daß man den Differenzeinwand nicht anders nennen könne, als eine „gesetzlich konzessionierte Bankierprellerei“.



Regierungsvertreter die Erklärung abgegeben worden, daß die weitere Beibringung von begründendem Material äußerst wünschenswert erscheine, und im Anschluß hieran ist denn auch tatsächlich unermüdlich seitens des Zentralverbandes des deutschen Bankiergewerbes versucht worden, neues Material zu bringen, diese Versuche und Aufforderungen sind jedoch, wie die Motive nachweisen, ergebnislos geblieben, was für denjenigen, der den Dingen auf den Grund sieht, auch nicht weiter verwunderlich ist.*) Denn dieses Material hätte nur immer erneut zu der Frage Veranlassung gegeben: ob denn die Geschäfte, bezüglich deren man über Schwierigkeiten klagt, wirklich reelle und solide volkswirtschaftlich nützliche „Handelsgeschäfte“ oder aber verwerfliches Börsenspiel des verleiteten Publikums seien? Dieser Erörterung ist die Börse nicht nur, sondern auch die Vertreter ihrer Interessen, mit höchst beachtenswerter Konsequenz aus dem Wege gegangen, und es wird Sache der Erörterungen im Reichstage sein, nach dieser Richtung hin positive Erklärungen zu verlangen. Es ist zu hoffen, daß speziell auch für die Kommissionsberatungen die Regierung neben den übrigen Praktiken auch diejenigen Aktenstücke als Material der Reichstagskommission unterbreiten möge, die durch den Schreiber dieser Zeilen für die Börsen-Enquete-Kommission speziell aus den Akten des königlichen Amtsgerichts I seiner Zeit ausgelesen und der Börsenkommission so zugänglich gemacht wurden, um einen Einblick in diese sogenannten „Geschäfte“ zu gewinnen. Diejenigen Mitglieder und Sachverständigen der Börsen-Enquete-Kommission, welche diese Zeilen zu Gesicht bekommen, werden sich zweifellos noch der lebhaften Debatten erinnern, welche sich an diese Akten nur allzuoft mit dem Ergebnis knüpften, daß die Vertreter der Börseninteressen sich vollständig geschlagen geben mußten.

Neben den oben erwähnten Gründen für die Revision des Börsengesetzes und die als Gegenstück dazu aufgestellten Fragen wird nun aber hauptsächlich noch eine andere treten, die bis jetzt ebenfalls so gut wie niemals erörtert worden ist, die sich aber gleichfalls, nur mit der Maßgabe, daß nicht die sich von selbst er-

*) Inzwischen ist seitens des Zentralverbandes des deutschen Bank- und Bankiergewerbes eine „Denkschrift“ ausgearbeitet worden, die angeblich dem erwähnten Mangel abhelfen soll. Dieselbe ist aber weder im Buchhandel zu haben, noch auch den Motiven zur Novelle beigefügt worden, und zwar sehr verständigerweise. Denn diese, sich also gleichsam unter den Ausschluß der Oeffentlichkeit stellende Arbeit ist derart unzulänglich, um die Berechtigung der Forderung der Börse zu beweisen, daß es sich erübrigt, des näheren darauf einzugehen.

gebenden Schlüsse gezogen wurden, in dem mehrerwähnten Bande der Schriften des Vereins für Sozialpolitik erwähnt findet —, und das ist nämlich die Frage, ob nicht die ganzen Mißstände, welche zu dem Verlangen der Revision des Börsengesetzes nicht nur, sondern auch zu der demselben zu Grunde liegenden Spekulationskrise geführt haben, einzig zurückzuführen sind auf eine vollständige Entartung des Kredits und seiner Anwendung sowohl seitens der Bank- und Börsenwelt gegenüber der Industrie, um dieselbe unter ihren Einfluß und ihre Botmäßigkeit zu bringen, wie gegenüber der zum Börsenspiel herangeholten oder verleiteten Bevölkerung. Nach dieser Richtung sind in dem gedachten Werk so ausgezeichnete Ausführungen gegeben, daß für denjenigen, welcher dieselben zu lesen und die Nutzanwendung daraus zu ziehen in der Lage ist, sich jede weitere Erörterung erübrigt. Loeb sagt:

„Faßt man die letzte Krisis in Deutschland als Kreditkrisis auf, so müßte unsere Arbeit vor allen Dingen untersuchen, inwiefern die Banken an der ungesunden Kreditwirtschaft und der Kreditüberspannung schuld waren.“

An einer anderen Stelle (Seite 265) sagt Loeb ebenfalls:

„Da wir die Krisis des Jahres 1901 im wesentlichen als Kreditkrisis auffassen, müssen wir besonders untersuchen, welches Bild sich ziffermäßig über die seitens der Bank gewährten Kredite entwerfen läßt.“

Diese Ausführungen werden um so bedeutsamer erscheinen, als Loeb nicht nur ein außerordentlich scharfsinniger Beobachter und Sachverständiger ist, sondern auch als Bankier selbst der Berliner Börse angehört, mithin von jeder Animosität frei und der denkbar beste Gewährsmann sein dürfte.

Diese Frage ist eigentlich die Hauptsache bei der ganzen Börsenfrage und so auch der Revision des Börsengesetzes; sie kann aber selbstverständlich im Rahmen dieses Aufsatzes nicht erschöpfend erörtert werden.*)

*) Anmerkung. Für diejenigen Leser, welche sich speziell mit dieser Frage an der Hand der Loebschen Ausführungen des Näheren beschäftigen wollen, sei insbesondere noch auf die Seiten 273, 279, 287, 288, 295, 297, 302, 343 und 191 hingewiesen. Sie werden finden, daß tatsächlich auch von Loeb hier der eigentliche Sitz der ganzen Krise und Frage gefunden wird, ebenso wie auch von Helfferich Seite 67 eodem, indem derselbe die Aeußerung der ersten Autorität auf dem Gebiet des deutschen Bank- und Börsenwesens, nämlich des Herrn Reichsbankpräsidenten Dr. Koch wiedergibt, wie dieser sie in der Denkschrift „Die Reichsbank 1876—1900“ niedergelegt hat.



Die angebliche Verdrängung „des" Geschäfts an die ausländischen Börsen und deren Stärkung auf Kosten der deutschen Börsen muß sich naturgemäß — irgendwie etwas Näheres ist niemals beigebracht worden — so gut wie ausschließlich auf die speziell durch „Remisiers", d. h. Reisende oder Agenten ausländischer Börsenfirmen zur Verleitung der Bevölkerung zum Börsenspiel beziehen, wobei vor allem die Goldminenaktien in Betracht kommen. Hier ist nun zu beachten, daß wieder mit einer Unwahrheit operiert wird, wenn man einfließen läßt, daß diese Geschäfte auch durch das Börsengesetz von den deutschen Börsen ferngehalten seien. Denn diese Aktien lauten meist auf 1 Pfund Sterling oder ähnlich niedrige Summen, — nicht aber das deutsche Börsen-, sondern das längst vorher erlassene Aktiengesetz hat den Minimalbetrag von Aktien auf 1000 Mark festgesetzt — und zwar aus sehr wohlerwogenen Gründen. Wird diese Bestimmung für eine schädliche gehalten, so ist gewiß nichts dagegen zu sagen, wenn man mit entsprechenden Gründen deren Abänderung beantragt, — aber die angeblich hierdurch ins Ausland getriebene Spekulation hat mit dem Börsengesetz absolut nichts zu schaffen. Ob aber wirklich der Goldminenschwindel an die deutschen Börsen einzuführen geraten wäre, — das dürfte wohl eine mindestens recht streitige Frage sein, wenn man in Betracht zieht, daß die Handelszeitung des „Berliner Tageblatt"*) vom 21. März 1904 folgende Korrespondenz aus London bringt:

„Natürlich muß bei der Beurteilung der Minen weiter die größte Vorsicht angewandt werden. Es existieren hier eigentliche Agenturen, die nur den Zweck haben, das kontinentale Publikum mit Schwindelwerten, denen meist ein zu Verwechslungen Anlaß gebender Name gegeben wird, hineinzulegen. Solchen Manövern leisten die Bestimmungen unserer Börse geradezu Vorschub."

Es dürfte doch wohl eher die Frage sein, ob bei solchen Verhältnissen nicht zu erörtern wäre, ob den Remisiers, die das deutsche Publikum verlocken sollen, nicht besser das Handwerk zu

*) Bei dieser Gelegenheit ist es Pflicht, öffentlich anzuerkennen, daß die Handelsteile speziell des „Berliner Tageblatt", der „Frankfurter Zeitung" und der „Kölnischen Zeitung" trotz ihres vor allem und überwiegend die Börseninteressen wahrnehmenden Standpunktes doch für denjenigen, welcher sie richtig zu lesen versteht und volkswirtschaftlich-juristische Abstraktionen daraus ziehen will, vermöge der hohen Objektivität ihrer Berichte, von ganz außerordentlichem Werte sind. Wer die Schwierigkeit und Anfechtungen, unter denen ein gewissenhafter Börsenredakteur arbeitet, kennt, wird diesen Männern seine volle Anerkennung nicht versagen.

legen wäre, als daß man den Minenschwindel etwa auch in Deutschland offiziell einführte. Der „Hannoversche Courier“ hat in dieser Beziehung in Nr. 24784 vom 13. Januar d. J. einen sehr beachtenswerten Vorschlag gemacht.

Was den Vorwurf der Konzentrierung des Kapitals infolge des Börsengesetzes betrifft, so berührt er fast komisch in einer Zeit, wo vom Droschkenkutschergewerbe an bis zum Stahl- und Eisentrust sich auf der ganzen Welt der Zug zur Konzentration geltend macht, speziell in Deutschland von einer derartigen Konzentration als einer Folge des Börsengesetzes zu sprechen. Hecht sagt in der Einleitung zu Band 6 der erwähnten Forschungen des Vereins für Sozialpolitik wörtlich: „Seit dem Jahre 1870 besteht ein Zug der Provinz nach Berlin“, und Löb sagt ebenda Seite 256, indem er selbstverständlich auch die Börsengesetzgebung erwähnt, im übrigen wie folgt:

> „Ich verweise darauf, daß die Entwickelung des bankgeschäftlichen Verkehrs ebenso wie die aller anderen Gewerbe- und Handelszweige den Zug zur Konzentration und zum Großbetriebe hat, und daß dieser durch die Form der Aktiengesellschaft und die für die Vermehrung der Aktienkapitalien günstige Konjunktur in den Jahren 1896—1899 gefördert wurde.“

Auch das angebliche allmähliche Verschwinden des provinziellen Bankierstandes ist eine Unwahrheit, denn es ergibt sich nach Löb in dieser Beziehung folgendes Bild:

Es bestanden in der Provinz d. h. in ganz Deutschland

| | Aktienbanken | Filialen von Aktienbanken | G. m. b. H. | Genossenschaften | Privatbanquiers |
|---|---|---|---|---|---|
| 1892 | 379 | 73 | 4 | 146 | 2180 |
| 1895 | 409 | 69 | 24 | 150 | 2059 |
| 1899 | 505 | 144 | 31 | 252 | 2125 |
| 1902 | **616** | **264** | **141** | **280** | **2564** |

Sofern wirklich eine Schwächung des Bankierstandes und der kleineren Bankiers in der Provinz stattgehabt haben sollte, hat Löb sich ebenfalls durch eine offenherzige Darlegung ein Verdienst erworben. Er hat nämlich in Conrads Jahrbüchern 3. Folge Bd. 13 ausgeführt, daß bei den Kommissionsgeschäften, d. h. also der hauptsächlichsten Tätigkeit, vor allem der provinziellen Bankiers, insofern, als sie die Spekulation- und Spielaufträge nach Berlin oder Frankfurt übermitteln, und nun bei den Kursen, welche sie ihren Kunden

aufgeben, den sogenannten „Schnitt“ machen, d. h. den Kunden ungünstigere und sich selbst günstigere Kurse berechnen, als zu welchen das Geschäft in Wirklichkeit ausgeführt worden ist, die schwersten Mißstände obwalten. Löb schreibt (Seite 727):

„Zunächst sucht nun das Gesetz (Börsengesetz) den Gewinn des Bankiers dadurch zu schmälern, daß es den sogenannten Kursschnitt, wenn auch wieder nicht ganz unmöglich macht, so doch erheblich erschwert. Der Schnitt wird besonders gern und in erheblichem Umfange von den kleineren Kommissionären gemacht usw. . . Durch die Verhinderung des „goldenen Schnitts“ (!), wie mathematisch gebildete Bankiers den Kursschnitt zu nennen pflegen, werden gerade die kleinen am greifbarsten getroffen . . . ., die Praxis, den Kunden im Kurs zu schneiden, wurde bis zum Inkrafttreten des Börsengesetzes ungestraft geübt. Der Betrugsparagraph des St. G. B. war in den seltensten Fällen anwendbar, und so gelang es nicht, dieses unschöne Verfahren zu unterdrücken, besonders üblich und lohnend war der Kursschnitt bei Termingeschäften, er ist aber auch im Kassahandel möglich; ist hier jedoch in Berlin durch die Existenz des einheitlichen Kurses erschwert usw.“

Diese Zugeständnisse aus dem Munde eines Börsenmannes selbst lassen das unermüdliche Betonen von der Verletzung von Treu und Glauben seitens des Publikums im Gegensatz zu der Ehrlichkeit auf Seiten der Börsen- und Bankwelt auch ohne die Erinnerung an Urteile von anderer Seite in eigentümlichem Lichte erscheinen.

Anlangend speziell den angeblichen **Niedergang** auch der **Berliner Börse** im Gegensatz zu Börsen solcher Länder, welche nicht durch unvernünftige Börsengesetze beschwert sind, so dürfte folgende der Wochenschau des „Berliner Tageblatt“ entnommene Zusammenstellung über die in Berlin ausgegebenen Börsenkarten nicht ohne Interesse sein. Es wurden ausgegeben:

| | 1898 | 1899 | 1900 | 1901 | 1902 |
|---|---|---|---|---|---|
| An Mitglieder der Korporation: | | | | | |
| 1. Firmen . . . . . . . | 1064 | 1188 | 1297 | 1288 | 1296 |
| 2. Prokuristen . . . . . . | 97 | 122 | 143 | 130 | 126 |
| An Nichtkorporirte: | | | | | |
| 1. Firmen . . . . . . . . | 276 | 286 | 348 | 310 | 310 |
| 2. Handlungsgehilfen . . . | 708 | 843 | 911 | 867 | 835 |
| 3. Kursmakler . . . . . . | 74 | 74 | 81 | 81 | 80 |
| Zusammen . | **2219** | 2513 | 2780 | 2676 | **2647** |

Es hat sich also in 5 Jahren trotz der Krise die Zahl der Börsenbesucher nicht etwa verringert, sondern ist um 428 oder um 20 Prozent gestiegen.

Wenn man sich weiter vergegenwärtigt, daß doch gerade nicht da ein besonderer Andrang und Vergrößerung des Wettbewerbes einzutreten pflegt, wo ein Niedergang des Gewerbes und Erwerbes zu befürchten ist, so dürften auch diese leider viel zu wenig beachteten Zahlen von sehr erheblicher Bedeutung werden können. Dies nämlich umsomehr, als an der Wiener Börse, d. h. also einer Institution, welche nicht dem deutschen Börsengesetz untersteht und sich durchaus frei bewegen kann, sich folgende Veränderung in der Zahl der Börsenbesucher vollzogen hat. Es besuchten die Wiener Börse:

im Jahre 1895 . . . . . . 1650 Personen,
im Jahre 1902 . . . . . . 800 Personen.

Es müssen also doch in Berlin ganz günstige Verhältnisse obwalten, und daß tatsächlich die Berliner Börsen- und Bankwelt im Gegensatz zu den unermüdlichen Behauptungen ihres Niedergangs auf der Höhe steht, dafür dürften folgende Zahlen unwiderleglichen Beweis geben:

Der Kurszettel der Berliner Börse wies am 31. Dezember 1892 an notierten Papieren 1213 auf, — am 24. März 1904 aber 1813 Papiere, so daß er in der kurzen Spanne Zeit von 12 Jahren, von denen 8 Jahre Prüfungszeit unter dem Börsengesetz und zwei Krisen schwerster Art sich befinden, um genau 600 an Zahl oder 50 Prozent gewachsen ist!

Das eigene Kapital der größten Berliner Banken betrug:

1894 . . . . 616,7 Millionen Mark,
1899 . . . . 1080,6 " "

die fremden Gelder (Depositen usw.):

1894 . . . . 1215,5 Millionen Mark,
1899 . . . . 2119,3 " "

Das sind doch zweifellos Ziffern, die, wenn man die Dividenden noch außerdem in Betracht zieht, die bis zu 11 Prozent, und die Tantiemen, die in Millionen gehen, kaum auf eine „Zerrüttung" des deutschen Bank- und Börsenwesens schließen lassen.

Dies um so weniger, als, wie Adolf Weber-Bonn ebenfalls in dem mehrerwähnten Bande der Schriften des Vereins für Sozialpolitik ausführt (S. 326), speziell die Banken der Hauptindustrie-

bezirke in Rheinland und Westfalen ihr Kapital von Ultimo 1893 bis dahin 1900 um 324 Prozent gesteigert haben — eine Feststellung, die neben dem oben nachgewiesenen starken Anwachsen des sonstigen Provinzbankier-Berufsstandes auch gleichzeitig das Märchen von der „Aufsaugung“ durch die Berliner Börse endgültig widerlegt.

In Wirklichkeit wird denn auch speziell die glänzende Lage der Berliner Börsen- und Bankwelt in schwachen Stunden von Börsen-Organen gar nicht bestritten, wie nachfolgende Aeußerung des „Kleinen Journals“ in der Nummer vom 9. Mai 1902 erweist:

> „Berlin ist auch in der Zeit der tiefsten Depression ein Weltmarkt geblieben (!!). Es ist der maßgebende Platz für alle Papiere des mächtigen Deutschen Reichs; auf dem Berliner Markt vereinigen sich auch die Interessen zahlreicher auswärtiger Effekten, die ihm stets und immer die Bedeutung eines internationalen Platzes mit allen ihren vielfachen Anregungen, die einem solchen zu Gebote stehen, geben!“ usw.

Der letzte Vorwurf endlich, der gegen unsere Börsen-Gesetzgesetzgebung erhoben wird, lautet dahin, daß sie eine vernichtende Wirkung auf den Volkswohlstand im allgemeinen gehabt habe. Diesen Vorwurf zu widerlegen, verweise ich auf einen Artikel, den die „Vossische Zeitung“ bereits am 19. Januar 1902 brachte, in welchem sie ausführte, daß allein während des Jahres 1899 bis 1902, d. h. mitten in der angeblich durch das Börsengesetz vor allem hervorgerufenen Krise, nur in Preußen das steuerpflichtige Vermögen der Bevölkerung um mehr als $5^{1}/_{2}$ Milliarden gestiegen sei. Daß andererseits bei jeder Hochkonjunktur nicht etwa nur hier in Deutschland, sondern in allen Ländern entsprechende Rückschläge erfolgen, dafür ist wieder die Einleitung zu der finanziellen Wochenschau in der Nummer 29 der „Vossischen Zeitung“ von 1902 ein Beweis. Es heißt nämlich hier:

> „An allen Börsenplätzen führt die Spekulation Klage über das nämliche Symptom. Ihr wird von dem Außenpublikum die erhoffte Gefolgschaft verweigert, auf welche hin sie die Kurse zu Beginn des Jahres in die Höhe getrieben hatte. Das hat sicherlich bei uns ebenso gute Bere[illegible]ung wie in London und Newyork“ u[illegible]



Wer diese Sätze richtig würdigt, für den ist ebensowenig über die Notwendigkeit der Revision des Börsengesetzes, als wie über die Berechtigung der Klage der Börsen- und Bankwelt ein Zweifel möglich.

Nicht uninteressant ist andererseits der Schluß des oben angezogenen Wiener Briefes, weil derselbe nicht nur für die Wiener, sondern überhaupt für die Verhältnisse an allen Börsen der Welt zutreffend ist.

Es heißt nämlich dortselbst wörtlich:

> „Wie gearbeitet wird, das beweisen die Tatsachen, gegen die es keinen Widerspruch gibt. Auf der einen Seite stehen die glücklichen Wissenden und Dirigenten, um sie nun unsere Bank-, unsere Transportunternehmungen oder unsere Eisenindustrie, und das Vermögen der einzelnen wird nach vielen Milliarden gezählt. Auf der anderen Seite liegt die arme Börse am Boden, den man mißbrauchte, solange sie zu gebrauchen war, und die auf dem Irrwege, auf den man sie führte, die Gefolgschaft des Publikums vollkommen einbüßte. In das große Anklagebuch, welches unsere Börse verfassen könnte, gehören neben den Namen jener, die aus Böswilligkeit und mit der Absicht, ein politisches Geschäft zu machen und Untreue gegen den Markt richteten, auch manche Namen hinein, deren Träger sich heute noch gern rühmen, ihre Vergangenheit dem finanziellen Fortschritt gewidmet zu haben."

Die Ausführung wird ergänzt durch folgende Aeußerung der Beilage des „Kleinen Journals" vom 19. Januar 1903. Hier heißt es:

„Es hat sich aber in der letzten Zeit eine scharfe Scheidung zwischen der Börsentendenz und den wirtschaftlichen Vorgängen herausgebildet, eine Scheidung, die sich allein zum offenbaren Widerspruch steigert, die vielfach die Vermutung wachruft, daß hinter den Kulissen geheime Drahtzieher tätig wären und die Börse nach ihren Willen lenkten. Das ist auch vielleicht bisher der Fall gewesen usw."

Daß aber in Wirklichkeit, wie bereits oben angedeutet, sowohl die allgemeine wie besondere Volkswirtschaft, soweit sie im Handel zum Einfluß kommt, mit dem Börsenwesen an sich sehr wenig zu

tun hat, da letzteres, wie immer klarer wird, immer mehr sich zu einer großen Spielbank herausbilden soll und will, ergibt folgende Statistik über die Entwicklung des Spezialhandels des deutschen Zollgebiets nach dem Inkrafttreten des Börsengesetzes. Es bewegte sich nämlich die Steigerung des deutschen Verkehrs mit dem Auslande gerade seit 1895, d. h. also speziell unter der Wirkung des Börsengesetzes in der seither verflossenen Periode in folgender Skala, die Helfferich mit Recht eine ungewöhnliche Steigerung der umgesetzten Werte nennt:*)

| Jahre | Einfuhr | Ausfuhr | Zusammen |
|---|---|---|---|
| 1895 . . . | 4246,1 | 3424,1 | 7 670,2 |
| 1896 . . . | 4558,0 | 3753,8 | 8 311,8 |
| 1897 . . . | 4864,6 | 3786,2 | 8 650,8 |
| 1898 . . . | 5439,7 | 4010,6 | 9 450,3 |
| 1899 . . . | 5783,6 | 4368,4 | 10 152,0 |
| 1900 . . . | 6043,0 | 4752,6 | 10 795,6 |
| 1901 . . . | 5710,3 | 4512,6 | 10 222,9 |
| 1902 . . . | 5805,8 | 4812,8 | 10 618,6 |

Alles in Millionen Mark.

Speziell aber den Hamburger Handel anlangend, d. h. also den Hauptsitz des wirklichen Handels, so hat allein in den Jahren 1900—1901, d. h. also während der damaligen Krise, der Hamburger Handel folgende Erweiterung angenommen:

„Die Zahl der angekommenen Seeschiffe, die im Durchschnitt der Jahre 1891/1900 auf 10 523 mit zusammen 6,61 Mill. Reg.-Tons sich berechnet und für **1901** mit 12 847 und 8,38 Mill. Reg.-Tons wesentlich über diesen Durchschnitt hinausging, stieg in **1902** weiter auf 13 297 mit 8,73 Mill. Reg.-Tons. Die Zahl der beladenen Schiffe allein stieg von 9449 auf 9637, die Zahl der im Ballast angekommenen von 3398 auf 3660. Die Zahl der abgegangenen Seeschiffe stieg von vorjährigen 12 823 auf 13 296, ihr Rauminhalt von 8,35 auf 8,70 Mill. Reg.-Tons." — — — Und genau so verhält es sich mit dem anderen Sitze der „Königlichen Kaufleute", in Bremen.

Sehen wir uns nun nach den vorstehenden Darlegungen den Gesetzentwurf selber an. Es handelt sich um Fragen, die überwiegend auf rein juristisch-technischem Gebiete liegen, und es genügt zur vorläufigen Information folgende Darlegung:

Zunächst wird durch die Bestimmung, daß der Bundesrat die Befugnis erhalten soll, für den sogenannten Lieferungshandel auf

*) a. a. O. S. 21.

dem Warengebiet, d. h. also speziell der Produktenbörse, wobei hauptsächlich Roggen, Weizen usw. in Frage kommt, Bestimmungen zu erlassen, welche derartige Lieferungsgeschäfte in jeder Beziehung dem Angriff, es handle sich um verbotene Termingeschäfte, entziehen, angedeutet, daß darunter das verbotene Termingeschäft steckt. Mit anderen Worten: Es wird das Verbot des Termingeschäfts illusorisch gemacht und diese Geschäftsart unter einem anderen Namen wieder vollständig eingeführt und rehabilitiert. Sodann wird an die Stelle des Börsenregisters schlechthin das Handelsregister gesetzt, gleichviel, ob auch selbst kleinste und unbedeutende Kaufleute in dasselbe eingetragen sind. Diese Bestimmung findet noch eine Erläuterung dahin, daß keinerlei Einwand gegen aus Börsentermingeschäften erwachsene Ansprüche von solchen Personen erhoben werden kann, welche zur Zeit der Eingehung des Geschäfts berufsmäßig Börsen- oder Bankiergeschäfte betrieben, oder eine Börse nicht bloß vorübergehend besucht haben. Ferner ist noch die Bestimmung getroffen, daß die für Spekulationsgeschäfte jeder Art bestellten Sicherheiten unanfechtbar sind. Endlich ist noch — gemeinverständlich ausgedrückt — weiter bestimmt, daß die Erfüllung von Verbindlichkeiten aus Börsentermingeschäften nur dann verweigert werden könnte (soweit es eine Weigerung überhaupt noch geben kann oder geben wird), wenn der Schuldner, d. h. also für gewöhnlich der Kunde, vor dem Ablauf von 6 Monaten dem Gläubiger, d. h. für gewöhnlich dem Bankier, die Verweigerung erklärt hat.

Ueber die Bedeutung dieser Reformen setzen uns zwei während der Niederschrift dieser Zeilen erschienene Aufsätze in die angenehme Lage, uns auf sie beziehen zu können.

In Nr. 6 der „Deutschen Juristenzeitung" vom 15. März 1904 befindet sich nämlich eine Abhandlung über die Novelle zum Börsengesetz von Professor Laband und eine kurze Betrachtung über denselben Gegenstand von Justizrat Staub, zwei juristische Autoritäten, die mit Recht als „Juristen der Börse" bezeichnet werden. Beide kommen dahin überein, daß, wenn, wie zwischen den Zeilen zu lesen ist, sie auch eine etwas einfachere Lösung der Frage gewünscht hätten, *mit den seitens der Regierung vorgeschlagenen Bestimmungen alle Forderungen der Börsenwelt vollständig und in jeder Beziehung erfüllt seien.* *Laband* führt dies besonders aus bezüglich der *Termin*geschäfte und *Staub* insbesondere bezüglich der sogenannten *Sicherheiten*, von denen er schon alsbald nach den

Konferenzen im Handelsministerium in Nr. 20 der „Deutschen Juristenzeitung" von 1903 eingehend dargelegt hatte, daß allein und ausschließlich die Bestimmung der „Kernpunkt" der Börsenreform sei, daß die sogenannten Sicherheiten, welche der Bankier von seinen Kunden erlangt habe, demselben bei Verlusten unter allen Umständen verbleiben müßten. Staub sowohl wie Laband haben mit ihren Ausführungen durchaus recht, d. h. mit anderen Worten: Es ist auch nicht die allerbescheidenste Bestimmung des Börsengesetzes in Wirklichkeit aufrecht erhalten, welche geeignet wäre, die Heranziehung der Bevölkerung zum Börsenspiel und ihre Ausbeutung zu verhindern. Die Novelle zum Börsengesetz gibt speziell der deutschen Börsen- und Bankwelt eine Freiheit für die Heranziehung der Bevölkerung zum Börsenspiel, wie sie bis jetzt kein anderes Land der Welt kennt, und bis jetzt als berechtigte Forderung „des Handels" aufgestellt hat. Darüber ist ein Zweifel für jeden Kundigen schlechthin nicht möglich, wie dies ja auch die beiden Autoritäten Staub und Laband indirekt ebenfalls dadurch bestätigen, daß sie die Novelle für in dem Sinne ausreichend bezeichnen, daß die Börsenwelt mit derselben auskommen könne.

Es bleibt nunmehr noch übrig, kurz darzulegen, welche Stellung der Schreiber dieser Zeilen selbst zur Frage der Revision des Börsengesetzes einnimmt.

Nach meinem Dafürhalten ist es unmöglich, eine Entscheidung über die Novelle zu treffen, ehe nicht die eingehendsten Erwägungen und Feststellungen stattgefunden haben, vor allen Dingen über die Frage, ob an die Stelle des Verbots des Terminhandels, der ja nunmehr indirekt, wie dargelegt, wieder nur mit etwas anderem Namen eingeführt wird, nicht eine Organisation desselben zu treten hat, wie ich dies schon verschiedentlich, und zwar auch bei der Ausarbeitung des Fragebogens der Börsen-Enquete-Kommission angeregt hatte. Eine solche Organisation würde dahin gehen, daß für den Terminhandel unter entsprechender Fortbildung amerikanischer Börsen-Einrichtungen eine Deklarationsstelle zu schaffen ist, und die Einzahlung hoher Einschüsse von beiden Seiten bei gleichzeitiger offizieller Hinterlegung der Summe in bar oder in Wertpapieren zu organisieren ist. Denn es ist jeder Zweifel darüber ausgeschlossen, wie dies der zweihundertjährige Kampf gegen die sich vor allen des Terminhandels bedienenden Spekulation beweist, daß durch Verbote irgend etwas zu

erreichen ist. Diese Wahrheit ist eine so zu Tage liegende, daß es fast unerfindlich ist, wie man auch für die Novelle zum Börsengesetz wiederum derartige Forderungen aufstellen kann.*)

Sodann wird weiter zu prüfen sein, ob nicht die Frage des Depositenbankwesens gleichzeitig bei der Revision des Börsengesetzes zu erörtern ist. Die Vorkommnisse in der letzten Hochkonjunktur und der darauf folgenden Krise drängen, wie zahlreiche gediegene wissenschaftliche Erörterungen beweisen, zu einer Entscheidung.**) Mit dieser Erörterung wird sich nämlich ferner unwiderleglich die weitere verknüpfen, ob und in welchem Umfange die immer weiter fortgeschrittene Abhängigkeit der Industrie von der Börsen- und Bankwelt nicht die schwersten Gefahren mit sich bringt. Auch hier werden namentlich die demnächst im Druck erscheinenden Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik vom 15. und 16. September 1903 ganz außerordentlich wertvolles Material beibringen, indem dortselbst von so sachkundigen Personen, wie der Nationalökonom des Aeltesten-Kollegiums der Kaufmannschaft von Berlin Jastrow und anderen mehr wiederholentlich darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß die ganze Wirtschafts- und Spekulationskrise vor allen Dingen dadurch hervorgerufen sei, daß die Bankwelt der Industrie Kredite geradezu aufgedrängt habe. Da nun weiter darüber ein Zweifel nicht möglich ist, daß speziell die Mißstände im Börsenwesen, soweit der Verkehr mit der Bevölkerung als Spekulations- und Spielgelegenheit in Frage kommt, ebenfalls allein durch den Börsen- und Bankkredit hervorgerufen werden, so ist es unerläßlich, auch diese Frage in die Erörterung einzubeziehen.***)

Dagegen würde ich meinerseits durchaus nichts dagegen einzuwenden finden, daß jeglicher Einwand, er mag Namen oder Grund haben, welchen er wolle, dann ausgeschlossen ist, wenn er etwa von solchen Personen erhoben wird, welche selbst an der Börse verkehren,

*) Dieser Gedanke ist ebenfalls nach mir durchaus selbständig von zwei Schriftstellern vertreten worden, die große Sachkunde besitzen, — nämlich von Jul. Grünwald, Kaufmann und L. Lilienthal, Rechtsanwalt, in der Schrift „Zum Terminhandel an der Berliner Produktenbörse". (Berlin 1892: Herrm. Lazarus.)

**) Es sei hier ausdrücklich auf diese Literatur verwiesen, speziell die Arbeiten Eulenburgs, Eberstadts usw.

***) Für diejenigen, welche sich über den Einfluß der Bankwelt auf die Industrie und die Umwandlung von industriellen Unternehmungen zu Aktien und Spekulationsobjekten des genaueren gerade auch unter dem Gesichtspunkt des Börsen- und Bankwesens und der Spekulation des Publikums und seiner Heranziehung unterrichten wollen, kann gar nicht dringend genug die Lektüre der Schrift von Lindenberg empfohlen werden „50 Jahre einer Spekulationsbank", ein Beitrag zur Kritik des deutschen Bankwesens. Berlin 1903, Hayns Erben. Speziell dürfte niemand, welcher bei der Novelle zum Börsengesetz ein Wort mitzusprechen hat, an dieser

oder früher Börsenbesucher gewesen sind; desgleichen, daß schriftlich vollzogene — jedoch **nicht** telegraphische — Anerkenntnisse über ein Schuldverhältnis unter allen Umständen bindend sind. Hier würde allein der Einwand des Betruges zuzulassen sein. Im übrigen bedarf es keiner weiteren Darlegung, daß die Rücksicht auf Treu und Glauben gebietet, daß ein einmal gegebenes Anerkenntnis einer Schuld unter allen Umständen bindend sein muß. Das Gleiche gilt von der Frage, daß die Aufrechnung von Gewinnen gegen Verluste unter allen Umständen ebenfalls zulässig sein muß, sofern man nicht überhaupt zu einer anderen Organisation des Spekulationswesens kommen sollte.

Endlich ist auch durchaus nichts dagegen einzuwenden, und muß vielmehr diese Forderung als durchaus berechtigt anerkannt werden, daß nicht etwa noch 30 Jahre nach Abwicklung eines Geschäfts Prozesse wegen angeblicher Ungültigkeit oder Anfechtbarkeit von Börsengeschäften entstehen könnten. Ich habe in dieser Beziehung ebenfalls, wie auch bezüglich der vorerwähnten Frage, schon bei den Konferenzen im Preußischen Handelsministerium den Vorschlag gemacht, daß das Klagerecht des Bankiers auf 6 Monate beschränkt sein solle, während umgekehrt die Novelle dem Bankier zwar ein dreißigjähriges Klagerecht gewähren will, demgegenüber die hauptsächlich in Betracht kommende Einrede nur 6 Monate soll geltend gemacht werden können. Es leuchtet ein, daß dies eine außerordentliche Privilegierung der Verleitung zum Börsenspiel sein würde, denn, mögen die Verluste des betreffenden Kunden auch noch so große sein, mag das Börsenspiel zu seinem vollständigen Ruin geführt haben, der Bankier wird unter allen Umständen, um sich die Früchte „dieses Geschäftsverkehrs" zu sichern, weiter nichts zu tun haben, als 6 Monate zu warten, um alsdann vor jeglicher ihm unbequemen Einrede einfach kraft der Verjährung gesichert zu sein.

In Wirklichkeit haben auch die Börsenvertreter bei den gedachten Konferenzen meinen Vorschlag ebenfalls für nicht von der Hand zu weisen erklärt.

Dies würden im wesentlichen die grundlegenden Fragen sein, welche zum richtigen Verständnis der Frage der Revision des Börsengesetzes zu erörtern sind. Ich habe mir angesichts des verfügbaren Raumes die größte Beschränkung auferlegen müssen, und möchte nur noch diejenigen Leser, welche speziell über die Frage des Einschusses

---

Schrift vorübergehen können. Diese Arbeit ist umso wertvoller, als zweifellos bei dem gewaltigen Einfluß der Börsen- und Bankwelt auf die Presse und an maßgebenden Stellen ein hoher sittlicher Mut dazu gehört, heute irgendwie Kritik an Börsen- und Bankfragen zu üben.

als des *Kernpunktes* der Börsenreform sich genauer unterrichten wollen, auf die trefflichen Ausführungen des Geheimen Justizrats und Rechtsanwalts am Reichsgericht Fels in den „Grenzboten" Heft 40 vom 1. Oktober 1903 hinweisen; desgleichen auf die Arbeit desselben Verfassers in der „juristischen Wochenschrift" von 1901 Seite 876, eine Arbeit, welche bezeichnender Weise von der von Staub und Laband herausgegebenen Juristenzeitung einfach abgelehnt worden ist. Daß aber im übrigen der Schutz der Bevölkerung von der Verleitung zum Börsenspiel doch als ein Postulat betrachtet wird, dem man sich von selbst äußerster Börsenseite nicht verschließen und nicht entziehen kann, dafür ist Beweis genug ein Aufsatz in Nr. 477 der „Vossisch. Ztg." von 1903, in dem es im Anschluß an das durchaus zutreffende Beispiel vom Glückspiel bei Pferderennen, wörtlich heißt: Will man gegen die Ausübung des Terminhandels (d. h. also der Spielspekulation, Zusatz des Verfassers) von Privatleuten, die dem kaufmännischen Getriebe fernstehen und *ihm fernstehen sollen* (sic!) Vorbeugungsmaßregeln ergreifen, *so haben wir nichts dagegen.*

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Frage der Revision des Börsengesetzes eine solche ist, wie sie von gleicher Bedeutung seit langen Jahren nicht vorgelegen hat. Je zutreffender die Auffassung ist, daß die Börse ein wesentlicher und in vielen Fällen hoch bedeutsamer Faktor des öffentlichen Lebens geworden ist, und immer mehr zu werden im Begriff ist, desto ruhiger und objektiver müssen alle Fragen aber auch *unter dem allgemeinen Gesichtspunkte der Volkswirtschaft* und des Volkswohles bewertet und erörtert werden. Es geht nicht an, mit bloßen Schlagworten die schrankenloseste Freiheit für einen einzigen Zweig der Volkswirtschaft zu verlangen, welcher sein Geäder in die feinsten und subtilsten Teile des ganzen Volkskörpers entsendet und denselben doch gleichzeitig beherrschend umklammert.*)

Die nüchternste Beurteilung ist hier die zutreffende, und neben den sittlichen Momenten, wie sie eingangs angeführt worden sind, sollte man auch nie vergessen, daß der Staat in allen seinen Funktionen, vor allen Dingen aber auch in seinem Kredit von der Börsen- und Bankwelt immer abhängiger zu werden im Begriff ist.

*) Die in vorstehender Abhandlung speziell über die jüngste Krise und ihre Beziehung zur Börse niedergelegte Auffassung habe ich vor kurzem auch in einer Schrift: „Genossenschaftliche Erfahrungen" (Berlin, Guttentag) niedergelegt und sowohl hervorragende Börsenorgane wie Vertreter der Börseninteressen *persönlich* um Widerlegung oder auch nur Kritik *gebeten*, — leider jedoch nur mit dem Erfolge, daß — — Schweigen die Antwort war.

## Notizen und Besprechungen.

### Geschichte.

**Adolf Pichler.** Das Sturmjahr. Erinnerungen aus den März- und Oktobertagen 1848. Berlin W 9 bei Meyer & Wunder. Heimatverlag 1903. S. 181.

Der Verfasser, aus dessen Nachlaß diese Schrift veröffentlicht worden ist, war Professor der Geologie in Innsbruck und hat sich als Dichter, speziell als Novellist mit Tiroler Lokalkolorit, in ganz Deutschland einen Namen gemacht. Neue Tatsachen lernt man aus seinen Aufzeichnungen über 1848 nicht kennen, aber als Stimmungsbild besitzt das Buch nicht ganz unbeträchtlichen Wert. Es führt uns in einen Kreis von „Sturmgesellen", über den man bisher wenig erfahren hat, nämlich unter die Wiener Studenten, welche auszogen, um an der Seite der regulären k. k. Truppen Südtirol gegen die Italiener zu verteidigen. Es handelt sich also um ein Seitenstück zu der schleswigschen Frage, aber zum Unterschiede von dieser um einen Völkerstreit, der noch nicht erledigt ist, sondern jeden Tag, im Zusammenhange mit Verwicklungen auf der Balkanhalbinsel, wieder in helle Flammen ausbrechen kann. Mitte April 1848 formierten sich 135 Studenten der Wiener Universität, alle aus Tirol und Vorarlberg stammend, zu einer Freikompagnie und wählten zu ihrem Hauptmann den 28jährigen Naturwissenschaftler Dr. Adolf Pichler, der als eifriger Nimrod den Stutzen gut zu führen und Terrainverhältnisse zu beurteilen verstand. Als Feldprediger begleitete die Kompagnie der 72jährige Kapuziner Joachim Haspinger, der 1809 bei der Erhebung Tirols mitgewirkt und wesentlich zum Siege am Berge Isel beigetragen hatte: „Ich will noch einmal ausziehen", rief der streitbare Mönch mit funkelnden Augen, „weit besser ist's, mich trifft eine Kugel, als daß ich im Bette sterbe". In Bozen musterte die Freikompagnie der Erzherzog Johann, der spätere Reichsverweser, der sich gleichfalls in den napoleonischen Tirolerkriegen Ehre erworben hatte: „Ich stellte mich ihm vor", erzählt Pichler. „Er befahl, die Kompagnie bis drei Uhr aufzustellen. Es geschah. Als er die Reihen gemustert und den alten Haspinger, den treuen Kampfgenossen aus alter Zeit, besonders begrüßt hatte, trat er vor die Front. Hochauf ragte in der Mitte die schwarz-rot-goldene Fahne;

ich wies mit dem Finger darauf hin und sagte zu ihm: „Wer hätte geahnt, daß je Tiroler Schützen unter diesen Farben ins Feld ziehen?“ Er sah mich eine Weile ernst an, dann erwiderte er: „Geahnt? O! Wir Aelteren waren davon überzeugt, daß dieser Tag noch einmal anbrechen werde; er ist gekommen, ja! Folgt dieser Fahne immer und überall; sie möge Euch im Kampfe voranleuchten; verlaßt sie nie!“

„Nie! Nie!“ antwortete es aus den Reihen, und die Gewehre klirrten.

„Da sollten wir denn aber doch nach Tirolerbrauch eine Flasche Roten mit einander trinken!“ rief plötzlich nach entstandener Pause ein Student; wer weiß, ob wir uns je wieder so gesund und froh wiedersehen.“

Der Erzherzog lächelte über diesen kecken Einfall und befahl dem Bedienten, Wein zu bringen. Nachdem die Gläser angefüllt waren, ergriff er eines davon und stieß mit mir freundlich an. Dann leerte er es zur Hälfte, reichte es mir hin und nahm dafür das meinige . . .“

Anschaulicher als durch diese Szene mit dem Kapuziner, dem Erzherzoge und dem egalitären Studenten kann garnicht symbolisiert werden, welch eine bunte Mischung heterogener Elemente sich 1848, durch das Band der nationalen Idee umschlungen, unter dem schwarz-rot-goldenen Banner zusammenfand. Die Fachkritik der Historiker ist der Pichlerschen Schrift bisher nicht günstig gewesen. Eine Besprechung im „Literarischen Zentralblatt“ (1903 S. 1536) meint, das Buch wäre besser unveröffentlicht geblieben, einmal wegen der Ziellosigkeit der österreichischen Studentenbewegung von 1848 und dann, weil die verschiedenen Partien zu verschiedenen Zeiten abgefaßt seien. Beide Einwände gegen die Pichlersche Publikation sind gleich gegenstandslos. Für den konfusen Charakter der deutsch-österreichischen Bewegung von 1848 kann Pichler nichts; jene Unklarheit war angesichts der oben geschilderten Vielgestaltigkeit der schwarz-rot-goldenen Bestrebungen ganz natürlich; und wer will im Ernst behaupten, daß der 1848er Idealismus bloß seiner Nebelhaftigkeit wegen keiner Schilderung wert sei? Und was den Vorwurf bezüglich der nicht einheitlichen Abfassungszeit der Arbeit betrifft, so ist zu erwidern, daß die Einheitlichkeit der Stimmung durchaus gewahrt ist, und nur hierauf kommt es an.

Am 12. Mai 1848 erhielten die akademischen Schützen in dem Gefecht bei Ponte Tedesco, wo manche Studenten mit den regulären Kaiserjägern an Tapferkeit wetteiferten, die Feuertaufe; ein Dr. Friese fiel, „gerade am Grenzstein zwischen Deutschland und Italien“. Am anderen Morgen war Totenfeier. „Hell und klar spannte sich der italienische Himmel über die maisfrische Gegend; der Strahl der Sonne blitzte wieder vom goldenen Tiroler Adler an der Fahnenspitze; ein leiser Hauch der Lüfte, wie Geisterodem, wehte durch die Zypressen. Wir standen schweigend im weiten Viereck, da trat der greise Haspinger im schwarzen Priester-

ornat zur Bahre, langsam und feierlich begann er den Leichensegen; es war ein Augenblick voll großartiger Empfindung, als der Heldengreis von 1809 für die Seele des Schützen, der als erstes Opfer im Kriege des 48er Jahres gefallen war, betete. Darauf begann der Chor der Jünglinge den Grabgesang; auf jedem Gesichte lag der Ausdruck tiefster Rührung. Ein Kaiserjäger sagte nachher zu einem Offizier: „Ich weiß nicht, ist's Ihnen auch so gegangen, mich hätt' es bald gelupft, daß mir fast die Augen übergingen." So kämpften wir unter der schwarz-rot-goldenen Fahne an der äußersten Südgrenze Deutschlands, am Idrosee, wie unsere Brüder im Norden an der Eider, in der Brust nur einen Gedanken: „Deutschland, Deutschland über alles."

Pichler persönlich hielt sich bei allen Gelegenheiten so gut, daß er von Radetzky schriftlich belobt wurde und den Orden der Eisernen Krone bekam, seine Kompagnie aber leistete unbeschadet des Heldenmutes Einzelner als ganzes wenig, weil die Herren Akademiker sich von ihren gewählten Offizieren nicht zur Disziplin anhalten lassen wollten und ein Teil auch den Pulvergeruch nicht vertragen lernte. Allerdings bewiesen die aus Bauern zusammengesetzten Kompagnien der Tiroler Landesschützen keine größere Manneszucht, und auch bei diesen frommen Landesverteidigern lag der Grund der geringen Verluste, wie unser Autor sagt, nicht immer im Schutz der Mutter Gottes, sondern manchmal auch in den Füßen. In dem schwierigen und gefährlichen Gefecht von Lodrone ließen die Steinacher Schützen die regulären Truppen mitten in der Offensive im Stich, indem sie erklärten, weiter als bis zu den Grenzsteinen nicht zum Vorgehen verpflichtet zu sein. Nachdem er diese Erklärung abgegeben hatte, kommandierte der Hauptmann der Steinacher: „Rechts um!" und die Kaiserjäger sahen sich allein einem übermächtigen Feinde gegenüber. Pichler befand sich bei den Kaiserjägern mit 20 Studenten, indem der Rest seiner unbotmäßigen Kompagnie ihm im Laufe der Aktion aus der Hand gekommen war. Auch jene 20 wollten angesichts der unheimlich stark ausschauenden Defensivstellung, welche die Welschen eingenommen hatten, nicht weiter vorwärts, sondern schickten sich an, dem Beispiele der Steinacher zu folgen, mit der Begründung, es sei gegen ihre Ueberzeugung, das freiheitliebende italienische Volk in seinem eigenen Lande zu bekämpfen: „schöne Phrasen, die mich so in Zorn brachten, daß ich vor allen Soldaten drohte, meinen Säbel zu zerbrechen, wenn man nicht auf der Stelle mitgehe." Dieses merkwürdige vor der feindlichen Feuerlinie eingereichte Demissionsgesuch erzielte die beabsichtigte Wirkung, aber bei den bezeichneten großen Mängeln der Irregulären, welche einen sehr beträchtlichen Teil der angreifenden Streitmacht bildeten, war es kein Wunder, daß die Aktion für die Kaiserlichen verloren ging.

Schon nach achtwöchentlicher Dienstzeit hatte die akademische Tirolerkompagnie das Lagerleben mit dem miserabeln italienischen Kaffee und dem übel riechenden Fleisch satt und löste sich auf. Es würde aber ein des

objektiven Historikers nicht würdiger Standpunkt sein, wenn man die idealistischen jungen Leute bloß nach ihren militärischen Leistungen beurteilen wollte; es gibt in der historischen Kritik auch Fälle, in denen die nüchterne, rein pragmatische Anschauungsweise eine unzulängliche Methode darstellt. Vor ihrem Auseinandergehen hatte die Freikompagnie noch von Radetzky gesendete Kriegsgefangene zu bewachen. Wer sich ein richtiges Gefühl für den Adel des heute so geringschätzig beurteilten Völkerfrühlings von 1848 aneignen will, der lese die folgende Beschreibung des Zusammentreffens der deutschen und welschen Freiheitskämpfer vor der Kaserne zu Ala: „Tags darauf um 10 Uhr sah man die Reihen der Gefangenen fern auf der Straße müd und verdrossen herschleichen. . . . . Alle Truppengattungen durch einander, Monturen und Uniformen zerlumpt, manche so abgeschmackt, wie sie nur das Genie eines Militärschneiders aushecken kann. Von jedem wälschen Volksstamm war hier einer; Neapolitaner, Piemontesen, Toskaner, Lombarden, . . . . . sonnenverbrannt und abgemagert, darunter auch Buben von 10—12 Jahren, die als Trommler mitliefen. Zuletzt im Zuge befand sich ein junger Mann, dessen edlere Gesichtsbildung mein Auge fesselte, auch er schien mich und meine Kameraden aufmerksamer zu betrachten. Stutzen und Federhut zeigten ihm die Tiroler Schützen. Da ich vor der Reihe stand, wandte er sich an mich: »Volontario Tirolese?« »Si.« »E contra noi?« rief er mit einem Blicke, in welchem vorwurfsvoller Zorn loderte: »Anche noi per la patria,« antwortete ich gelassen. Er ging schweigend.

Nachdem die nötigen Anstalten zur Bewachung gemacht waren, lag uns ob, so viel wie möglich den in der Kaserne Eingeschlossenen ihr Los zu erleichtern. Dabei hörten wir, daß neunzehn gefangene Studenten und Doktoren von Pisa darunter seien. . . . Mancher von uns besaß eben nicht viel, aber alle teilten gern das Wenige, was sie hatten. Die Nacht brach an. Nie werde ich die Stunden vergessen, die ich mit dem Gefangenen Tarugi von Montepulciano zubrachte. Durch den dunkeln Saal leuchtete spärlich die Oellampe von der Wand; er saß bei meinem Eintritt auf dem Stroh, gedankenvoll die Stirn zur Hand geneigt. Das Geräusch weckte ihn, er strich das schwarze Haar aus dem Gesicht und starrte mich verwundert an. Meine freundlichen Worte öffneten sein Herz Begeistert erzählte er von der Erhebung seines Volkes, die selbst in den Tagen des Rotbarts keine so allgemeine war. . . . . Darauf redeten wir von Dante, dem alten Freiheitsapostel Italiens, welche Lieder würde er jetzt singen, wo allen Völkern Europas das Morgenrot der Auferstehung leuchtet. Bald reichte der welsche Kriegsgefangene dem deutschen Soldaten die Hand; — es war eine Versöhnung weltgeschichtlicher Ideen im heiligen Geiste der Zukunft. War es nicht im Grunde derselbe Gedanke, für den wir stritten? Ich stand in den Reihen der Märzkämpfer und hatte das Schwert ergriffen, um Deutschlands Grenzen zu schirmen, er focht für das neu erwachte Italien.“

Aus solchem Holze geschnitzt waren die „Sturmgesellen“ von 1848, deren der entartete moderne Liberalismus sich als seiner politischen Ahnen beinahe schämt. Allerdings war auch in der Freischar der Tiroler Studenten nicht jeder Achtundvierziger ein moralischer Aristokrat. Pichler hatte seinen Thersites in dem Juristen Franz Putz, der jeder militärischen Qualifikation bar war, aber doch durch Demagogie die Hauptmannsstelle erlangen wollte. Nach dem Eintritt der liberalen Aera in Oesterreich schwang sich Putz durch demokratisches Maulheldentum zum Bürgermeister von Meran empor. Die später in Genf ermordete Kaiserin Elisabeth, die bekanntlich für alle vom normal-langweiligen Menschentypus abweichenden Charaktere Interesse empfand, wollte anläßlich eines Meraner Kuraufenthalts auch den berühmten „Revoluzen“ Putz kennen lernen. „Sie schaute das kleine spindeldürre Männchen mit dem Knabengesicht, wie es im schwarzen Frack und mit dem Cylinder in der Hand vor ihr stand, von oben bis unten an: „Sie sind der Bürgermeister Franz Putz?“ Er verneigte sich. Sie lachte laut auf: „Also derjenige, welcher?“ Er verbeugte sich lachend. Sie kehrte ihm schweigend den Rücken und zog sich in die inneren Zimmer zurück. Nun trat der Oberhofmeister vor und sagte: „Die Audienz ist beendet!“ Putz verschwand.

Nach einigen Wochen erhielt er den Franz Josef-Orden. Nun hatte er wie Papageno den Maulkorb. Wenn in Gesellschaften das alte Register gezogen wurde deutete er auf sein Knopfloch, legte den Finger an die Lippen und flüsterte: „Pst! Ich habe einen Orden und viele Kinder.“ So verkörperte der Bürgermeister von Meran die andere Seite des „Sturmgesellentums“ der deutschen Südmark.

E. Daniels.

---

## Literatur.

Lettres inédites de Mme de Staël à Henri Meister publ. par MM. Paul Usteri et Eugène Ritter. Paris, Hachette 1903.

Unter den verschiedenen Aufsätzen und Büchern, welche in den letzten Jahren über Frau von Staël erschienen sind, nimmt die vorliegende Publikation einen hervorragenden Platz ein. Sie kommt um so erwünschter als von dem reichen, der Familie Reinhart in Winterthur gehörigen brieflichen Materiale, welches hier geboten wird, bisher nur weniges durch Breitinger und Lady Blennerhassett verwertet und bekannt gemacht worden war. Ueberdies enthält das Buch noch erheblich mehr als der Titel besagt: ungedruckte Briefe von Herrn und Frau Necker u. a. finden sich in nicht geringer Zahl in die Mitteilung der Hauptkorrespondenz eingestreut, und als dankenswerte Beigabe erscheinen in einem Anhange zehn auf der Königlichen Bibliothek zu Dresden liegende Briefe, welche Frau v. Staël

im Jahre 1813 von Stockholm und London aus an Wilhelm von Schlegel geschrieben hat. Ebensowenig wie durch frühere Mitteilungen von Briefen der Frau von Staël ist durch die Veröffentlichung dieser Sammlung ihrem Andenken ein Schaden erwachsen; im Gegenteil, und man muß sich auch hier nur wieder wundern, daß sie sich, wie ihre Nachkommen sagen, so entschieden gegen eine spätere Publizierung ihrer Briefe erklärt hat. — Die Herausgeber, von denen der bekannte Rousseau-Forscher Ritter sich schon einmal mit Frau von Staël beschäftigt hat (Notes sur Mme de Staël, 1899), haben ihre Aufgabe keineswegs leicht genommen. Wir erhalten eine ausführliche biographische Nachricht über Heinrich Meister, für welche wiederum handschriftliches Material in erheblichem Umfange benutzt wurde. Da fast alle Briefe der Frau von Staël der Jahreszahl ermangeln, so galt es, solche mit Sicherheit zu ermitteln; es galt ferner Anspielungen verschiedenster Art klarzulegen und auch über weniger bekannte Persönlichkeiten Auskunft zu geben. Nirgends vermißt man Sorgfalt und Genauigkeit, so daß denn kaum ein Punkt übrig geblieben ist, der nicht seine Erledigung gefunden hätte.

Heinrich Meister lebte von 1744 bis 1826 und gehört zu jenen Deutsch-Schweizern des 18. Jahrhunderts, denen es gelang, sich einen gewissen Platz in der französischen Literatur zu erobern. Paris wurde ihm eine zweite Heimat. Er hat dort zwanzig Jahre zugebracht (1772—1792), vornehmlich an der Fortsetzung der Correspondance littéraire arbeitend, mit welcher Grimm ihn beauftragt hatte und zu der ihn seine Beziehungen sowie seine scharfe Beobachtungsgabe und gewandte Feder wohl befähigten. Die zweite Hälfte seines Lebens verbrachte Meister in Zürich, nicht ohne noch einmal während der Direktoriumszeit nach Paris zu reisen. Auch in Zürich setzte er die Correspondance littéraire bis zum Jahre 1812 fort, als plötzlich ohne sein Wissen die ersten fünf Bände dieses Werkes im Druck erschienen, denen dann bis 1814 noch elf weitere folgten, ohne daß er neben Diderot und Grimm als Autor genannt wurde. Erst durch Tourneux, welcher 1877—1882 die beste Ausgabe der Correspondance lieferte, hat man erfahren, daß Meister ungefähr zur Hälfte als Verfasser daran beteiligt ist. Von seinen sonstigen Schriften dürfte nur weniges völliger Vergessenheit entgangen sein.

Die Beziehungen von Meister zu Frau von Staël reichen weit zurück. Infolge seines Verkehrs im Hause Necker hat er sie schon gekannt, als sie noch Kind war; er reimte Verslein für sie, und sie legte ihm später ihre ersten literarischen Versuche vor. Es war natürlich, daß er die freundschaftlichen Gefühle, welche er für Herrn und Frau Necker hegte — die letztere hatte er schon früher als Fräulein Curchod in Genf kennen gelernt — auch auf die Tochter übertrug, und diese hat sie warm erwidert und sich für die mancherlei Dienste und Gefälligkeiten, welche er ihr später erwies, immer sehr dankbar gezeigt. Die Korrespondenz beginnt mit dem Jahre [17]86 und erstreckt sich über drei Dezennien; sie ist anfangs spärlich und

abgerissen, wird aber mit dem Ausgang des Jahres 1793, als Beide sich in die Schweiz geflüchtet hatten, recht lebhaft und erfährt dann längere Unterbrechungen nur während der Reisen der Frau von Staël. Es gibt von der letzteren in der Tat keinen Briefwechsel, der von ihrer Seite so lange Zeit unterhalten und in dem gleichmäßig vertrauensvollen Tone geführt worden wäre, was immerhin in Anbetracht der Verschiedenheit ihrer und Meisters politischer Anschauungen etwas heißen will. Allerdings ist hierbei der große Altersunterschied zu berücksichtigen, und der letztere hat denn auch fast durchgängig intimeren Auslassungen im Wege gestanden; wirklich vertraulichen Charakter zeigt eigentlich nur ein Brief, derjenige, welchen sie im Mai 1810, als sie selber freilich schon in gewissem Alter stand, von Chaumont aus an ihn richtete und welcher daher besonders anziehend ist. Bekanntlich hat Frau von Staël, wie sie selber sagt, keine belles lettres geschrieben; sie schreibt, wie es ihr in die Feder kommt und legt auf die Form keinerlei Gewicht. Daher denn mehrfach das Sprunghafte in ihren Briefen, aber dafür auch der Reiz der Natürlichkeit und die Fülle von Tatsächlichem, welche aufs Neue von der erstaunlichen Beweglichkeit ihres Geistes Zeugnis ablegt.

Für uns Deutsche gewähren diejenigen Briefe besonderes Interesse, welche erkennen lassen, wann Frau von Staël beginnt, ihre Aufmerksamkeit Deutschland, seiner Literatur und Sprache zuzuwenden. Die meisten der hierher gehörigen Stellen hat Lady Blennerhassett schon gekannt und im zweiten Bande ihres Werkes über Frau von Staël verwertet. In den Jahren 1795 und 1796 ist sie darauf bedacht, daß ihre Réflexions sur la paix und De l'influence des passions ins Deutsche übersetzt werden mögen. Allerdings schreibt sie noch im Herbst 1796 — nicht 1797, wie Lady Blennerhassett datiert —, als Meister sie nach Zürich eingeladen hatte, damit sie dort Wieland kennen lernte: Aller à Zurich pour un auteur allemand, quelque célèbre qu'il soit, c'est ce que vous ne me verrez pas faire. Je crois savoir déjà tout ce qui se dit en allemand et même cinquante ans de ce qui se dira. Ce que j'aime d'eux c'est leur talent, mais non pas leur esprit. Auch ihre Kenntnis der deutschen Sprache ist vorläufig noch gleich Null, denn als Goethe ihr im Jahre 1797 Wilhelm Meister übersendet, nachdem sie ihm Jahrs zuvor De l'influence des passions hatte zugehen lassen, bekennt sie, daß sie nur den Einband von Willams (!) Meister habe bewundern können, und zwei Jahre später hat sie auch noch nicht deutsch gelernt. Das änderte sich indessen etwas, als sie Wilhelm von Humboldt in Paris kennen lernte und dieser sie im Deutschen unterrichtete; so schreibt sie denn im Juli 1800: Je continue l'allemand avec résignation. Freilich läßt ein „Vergessen mich nicht", das sie in einen folgenden Brief einflicht, noch keine hohe Meinung von ihren Fortschritten gewinnen, aber im September desselben Jahres heißt es wieder: L'ardeur de l'allemand me transporte, und bald darauf liest sie „Agnes von Lilien" im Original, nicht ohne dabei

vielfach aufs Raten angewiesen zu sein (l'esprit qu'il y a m'a fait deviner la langue). Im März 1808 schreibt Meister auf Grund von Berichten, die ihm aus Wien zugegangen sind, an seinen Neffen Heß: Elle exalte extrêmement les beautés de la littérature allemande, au point même de dire qu'on ne peut lui comparer la littérature française, que Racine n'était pas vraiment poète. Hier ist gewiß der Einfluß Schlegels deutlich zu spüren, wenn aber neuerdings so viel von der intensiven Mitarbeiterschaft Schlegels und Anderer an De l'Allemagne die Rede ist, so mag es nicht unangebracht sein, auf eine Stelle aus dem Briefe vom 25. Mai 1810 hinzuweisen, an der sie sagt: Je suis effrayée moi-même de tout ce que j'ai travaillé pour mon ouvrage. Sehr charakteristisch ist schließlich, was sie ein halbes Jahr später mit Bezug auf ihr Hauptwerk schreibt: Croyez-moi, c'était une noble action que cet ouvrage.

Die aus Stockholm an Schlegel gerichteten Briefe, welche die Herausgeber im Anhange mitteilen, zeigen uns Frau von Staël in vollster politischer Aktion. Die Tätigkeit, welche sie dort während ihres achtmonatlichen Aufenthaltes entwickelt hat, ist jetzt gut dargestellt worden in dem Buche von Paul Gautier, Mme de Staël et Napoléon (1903) Chap. XXI; Gautier hat zwar nicht die Briefe an Schlegel gekannt, aber dafür viele auf Frau von Staël bezügliche Schriftstücke — eines rührt auch von ihr selber her — verwertet, welche in Hamburg aufgefangen wurden und so in das französische Staatsarchiv gelangt sind. In Stockholm ließ sie auch den Essai sur le suicide erscheinen, eine Schrift, die insofern ihre politische Bedeutung hat, als der hier ausgeführte Grundgedanke der Aufopferung*) dazu dienen sollte, Europa gegen Napoleon anzufeuern. — Die aus London geschriebenen Briefe endlich legen ein schönes Zeugnis ab für die treue Freundschaft, welche sie mit Schlegel verband: Adieu, cher ami, adieu; revenez-moi, comptez sur moi; car j'ai appris, mieux que je ne le savais encore, que vous êtes incomparable. Songez que nous sommes votre famille, et ne relâchez jamais ces liens que le bon Dieu vous a donnés . . . . Adieu, ami de mon âme, adieu. Diese Freundschaft ist freilich auch recht anspruchsvoll, was bei Frau von Staël nicht Wunder nimmt, und es fehlt nicht an bitteren Vorwürfen, wenn Schlegel nicht schreibt, aber der Ausdruck ihrer Zuneigung und der Sehnsucht, welche sie empfindet, hat auch wieder etwas Rührendes: Il y a à présent deux mois que je n'ai pas une ligne de vous: cela est amer . . . Ah! si vous aviez besoin de moi comme j'ai besoin de vous, vous abandonnerais-je ainsi? . . . . M. de Wetterstedt ne traite pas ainsi sa femme; et ne suis-je pas, quoi que vous en disiez, la personne du monde qui s'intéresse le plus à vous? Und in einem weiteren

*) Die Anfänge ihrer veränderten Lebensanschauung zeigen sich schon in dem oben angeführten Briefe an Meister vom 25. Mai 1810: Se désintéresser de soi, sans cesser de s'intéresser aux autres, met quelque chose de divin dans l'âme.



Briefe: Combien votre lettre m'a fait de plaisir, mon cher ami! Je ne pouvais supporter votre silence et vous avez à vous reprocher plusieurs de mes nuits, pendant lesquelles je pleurais notre liaison.

Schultz-Gora.

---

Karin Michaëlis. Der Richter. Roman. Stuttgart, Verlag Axel Junker 1903. Preis 3 Mk.

Es ist schade um die junge Dichterin! Reiche Poesie geht durch das Buch; ein starkes technisches Können ist darin. Aber warum strebt ihre Phantasie mit solcher Lust zum Verdorbenen, ja wühlt geradezu in Vorstellungen wüster Roheit, wüster Grausamkeit und alles Ekelerregenden? Es ist ein böses Buch: Böse Decadence von schlimmster Art. Die Menschenzeichnung, in nordischer Weise halb phantastisch, halb realistisch gefaßt, hat immer eine gewisse Schamlosigkeit in der Psychologie, und die Menschen sind lüstern, feige, unkräftig und böse. Der Stil ist von jener lüsternen Deutlichkeit und aufdringlichen Lebendigkeit der Decadence, bei der man seine Phantasie zusammenhalten muß, damit sie nicht an wimmelnde Verwesungswürmer denkt: „. . . seine Finger erlahmten wie kranke Mäuse“ „in seiner Seele saß das Gewissen wie eine ekle Milbe“ — alles, lebt und alles ist widerwärtig! — Schwül und schwer ist die ganze Atmosphäre. An einer Stelle hofft man auf einen gesund poesievollen Ausgang, auf eine reinigende, entsühnende Tat. Wie ein frischer Wind zieht es heran. Aber nein: umso schlimmer schlagen sogleich die bösen Dünste, wie aus einem chillernden Sumpf aufsteigend, wieder herein: Feigheit, Brunst, Grausamkeit weben das Ende. Und das alles mit so viel Meisterschaft gezeichnet! Wie schade um die junge Dichterin, daß sie sich ihr reiches Können so verdirbt! — Man muß sich zu sehr reiner Kunst retten, um sich von der Atmosphäre dieses Buches wieder zu reinigen.

---

Franziska Mann. Könige ohne Land. Erzählung. Verlag der Frauenrundschau, Leipzig 1903. Preis 1 Mk.

Franziska Mann. Alte Mädchen. Erzählungen. Verlag der Frauenrundschau. Preis 1 Mk.

Franziska Mann hat längst nicht die poetische Kraft von Karin Michaëlis und noch nicht die künstlerische Reife von Miriam Eck. Aber was sie schreibt, bereichert die Menschheit wahrhaftig durch die überaus gemütreiche, zarte und poesievolle Art, das Menschendasein zu erfassen und gerade dort, wo es dürftig, freudlos und öde erscheint, eine Tiefe und Schönheit zu entdecken, die mit ganz selbständigem Künstlerblick erschaut ist. Und zwar mit weiblichem Künstlerblick. Franziska Mann ist ganz mit Bewußtsein neue Frau und zeichnet auch am liebsten diese Art von neuen Frauen, in denen sich aus dem nur halbentfalteten Gattungswesen oder Berufswesen, zu dem die Verhältnisse der Zeit die Frauen machen wollten, allmählich der

weibliche Mensch loslöst, der innerlich lebendige, vollerwachte weibliche Mensch sich entfaltet und gebende Güte ausstrahlt, wohin es auch sei, und dadurch glücklich wird. In der Ehe oder ehelos, im festen Beruf oder ohne denselben, mit der Kraft und Entfaltung künstlerischen Schaffens, oder einfach und schlicht nur im eigenen Wesen sich freuend, in die Enge oder die Weite gestellt, arm oder reich — aus ihrem eigenen Innern quillt ihnen die Kraft und das Glück, „Könige ohne Land“, gehen sie alle durchs Leben. Es ist gut, daß solche Bücher geschrieben werden.

---

Miriam Eck. Der klingende Berg. Novelle. Stuttgart, Verlag Axel Junker 1904. Preis 2 Mk.

Das Buch ist ein kleines liebliches Kunstwerk von weicher duftender Poesie, aufquellend in Frühlingsreinheit. Sein Held ist ein süßes Kind. Sein Held ist eigentlich der Frühling, der mit seinen treibenden Kräften die Sehnsucht weckt und die Freude an Leben und Lieben. In scheinbar ganz losen, scheinbar auseinanderstrebenden Teilen kommt die überaus kunstvolle Anordnung doch zu einer einheitlichen, starken, tiefergreifenden Wirkung; durch einen herben tragischen Schluß, der, seltsam geheimnisvoll verhüllend, nur andeutend, ist, darum aber um so erschütternder wirkt, weil er tiefe Schicksale der Menschen, die wir mit Interesse vorübergehen sahen, ahnen läßt, und als fruchtbarster Moment die Phantasie überaus stark anregt. Der „klingende Berg“ ist ein schöner Waldhügel mit einem Sommergasthaus, in dem die mannigfaltigen Menschen mit ihren bunten Schicksalen kommen und gehen. Die Handlung gruppiert sich um ein liebliches Kind, das mit entzückender Poesie gezeichnet ist.

---

Margarete Benda. Die drei Rosen. Ein Zaubermärchen.

Das alte Märchen „La belle et la bête“ ist zu einem allerliebsten Zaubermärchen für die Bühne bearbeitet, das das Entzücken für die Kinder sein wird. Die Verfasserin ist Schauspielerin, kennt die Bühne und weiß ihre stärksten Zauberkünste zu entfesseln, die je Kinderaugen beseligt haben. Aber sie kennt vor allem auch Kinderherzen und ihre Sprache, und in schönen, festen, deutlichen Unterscheidungen von guten Menschen und bösen Menschen, wie sie sich für das Kindesalter gehören, weiß sie auf das Kindergemüt zu wirken. Ein fröhlicher Humor und ein warmer Ton von Herzensgüte gehen durch das Ganze.

---

Agnes Harder. Engelchen und Bengelchen. Ein Buch für junge Mädchen und junge Mütter. Verlag Costenoble, Berlin. Preis geb. 3 Mk.

„Engelchen und Bengelchen“ sind zwei kleine Mädchen. Das Buch schmeichelt sich mit seinem fröhlichen, harmlos klingenden Titel und den anmutigen Kinderbildchen auf dem Deckel in die Hände der Unterhaltungslektüre suchenden Mädchen und Frauen — um dann, immer in sehr an=

mutiger Weise, über höchst ernsthafte Dinge und in höchst ernsthafter Absicht zu ihnen zu reden. Es will den Weg weisen, Mädchen zu Menschen zu erziehen, zu Wesen mit sicherem, freiem Selbstgefühl und dem Bewußtsein des Rechts und der Pflicht persönlicher Entfaltung. Immer halb als Erzählung, in einer sehr unterhaltenden Art, über die sich von Zeit zu Zeit ein Schleier wahrer Poesie breitet, spricht das Buch sowohl von körperlicher Hygiene, von Manieren, wie von den Geheimnissen der Kinderseele: von der Gefahr, sie zu früh zu wecken; von dem Einflusse der Märchen und anderen Büchern, vom modernen Spielzeug, von der bewußten Erziehung des Kinderauges zum Schauen der Wirklichkeit, zum Empfinden der Schönheit, zum Mitleben mit der Natur, von der Erziehung zum häuslichen Sinn, von dem bangen Problem des Märchens vom Storch in der Kinderstube, von der Stellung zum Religionsunterricht in der Schule. Und so fest die Verfasserin geflissentlich den Boden praktischen Lebens unter den Füßen behält, immer führt sie uns zugleich auf die hellen Höhen, wo die sittlichen Probleme hochentwickelter Menschen beginnen: „Vertiefe den Schmerz deines Kindes ruhig. Auch der Schmerz soll ausgekostet werden. Wir sollen unsere Schmerzen so voll ausleben, daß sie uns zur Freude führen können“ — immer ist es ein gesunder klarer Sinn, immer ist es eine wahrhafte gebildete Frau mit einer klaren, gefestigten freudigen Weltanschauung, mit goldenem mütterlichen Gefühl und genauer Kenntnis der Kinderart, die zu uns spricht.

---

Carl von der Heydt. Variationen über das Thema Weib. Rhythmen vom Leben, von der Liebe und dem Tode. Verlag Lukas, Elberfeld.

Ein edler und gebildeter Geist stellt individuelle Frauencharaktere in exzeptionelle Lagen, um überraschende und vornehme Lösungen zu bringen. Schöne Verse leiten diese psychologischen Skizzen ein, die die Form von Prosadialogen haben. Schöne und tiefsinnige Verse bilden auch den zweiten Teil des Buches. Die antikisierenden freien Rhythmen sind nicht von bedeutsam individueller Prägung. Auch Anschauungen und Empfindungen sind nicht übermäßig individuell und nicht allzu kraftvoll. Aber sie sind mit Wahrheit empfunden und von edler Schönheit, und sie bedeuten in dem stillen Mühen der Menschheit um inneres Erwachen und Bewußtwerden, in dem Selbsterkennungsprozeß der Welt ein ehrliches Stück Mitarbeit, welches Achtung fordert.

Knut Hamsun. Königin Tamara. Drama in 4 Akten. Verlag von Albert Langen, München.

Der Dichter entrollt vor uns ein höchst eigenartiges fesselndes Bild von bunter Mannigfaltigkeit und Poesie. Er schafft lebendige fühlende Menschen, läßt uns mit ihnen fühlen und ihrer lächeln. Treuherzig kinderhaft sind sie, nicht sehr stark und nicht sehr klug, aber von Herzensgüte

und reiner, treuer Leidenschaft. Ein freundlicher Humor ist über das Ganze ausgegossen. Die Handlung enthält große Schicksale, blutige Religionskriege zwischen Mohamedanern und Christen, aber in Wirklichkeit handelt es sich doch immer nur um Liebe. Um die liebenswürdige und glückliche Liebe zwischen zwei längst vermählten Gatten, die durch fremde Einflüsse einander innerlich entfremdet waren und sich wieder suchen. Sympathisch wirkt die Achtung, mit der der Dichter alle seine Menschen zeichnet, auch die Gegenspieler: die herbe Mohamedanerin Fatime und den alten finstern Christenprior. Ein grimmiger satirischer Ton ist da manchmal wie ein Schlaglicht aufgesetzt und erhöht den Ausdruck des Bildes, aber gleich fließt dann wieder des Dichters liebenswürdiger Humor versöhnend darüber, und wir gewinnen auch für den alten Fanatiker menschliche Sympathie. Auch behält die Herzensgüte und wahrhaft vornehme Gesinnung der beiden Helden, trotz der überlegenen Kraft der beiden Gegner, in der Wirrnis der Schicksale den Sieg. Es ist eine sehr liebenswürdige Welt, in der sich das alles abspielt. Ob die Gefahren noch so sehr drohen, der Weltzusammenhang fügt sich freudig und nachgiebig unseren Wünschen, und Unmöglichkeiten kennt er nicht. Dabei sind Motivierungen und Charakteristik sicher und folgerichtig, und die ästhetische Stimmung von ganz reinem Harmonieklang. An der erfreuenden Wirkung des liebenswürdigen Buches hat die Uebersetzung (von Gertrud Ingeborg Klett) ihren guten Anteil.

Gertrud Prellwitz.

---

## Zuschrift aus dem Leserkreise.

### Die Deutsche Adelsgenossenschaft und ihre Stellung zum apostolischen Glaubensbekenntnis.

Vor einem Jahre bin ich Mitglied der Deutschen Adelsgenossenschaft geworden, weil die Ziele, die sie sich gestellt hat, mein Interesse und meine Teilnahme erweckten. Dabei war es mir entgangen, welche Bedeutung es hat, daß diese Genossenschaft, die Protestanten und Katholiken umfaßt, in § 2 ihrer Statuten von ihren Mitgliedern treues Festhalten an dem apostolischen Glaubensbekenntnis fordert, das sie wie eine Art von Eintrachtsformel für beide Konfessionen anzusehen scheint. Erst nachträglich ist mir zum Bewußtsein gekommen, was die Verpflichtung auf dies Glaubensbekenntnis tatsächlich bedeutet. Es wurde mir klar, daß ich durch sie nicht nur mir selbst eine unberechtigte Last auferlegt, sondern auch Bestrebungen gebilligt hatte, die dem Wohle unseres Volkes nicht förderlich sei können. Das veranlaßte mich, durch zwei Eingaben den Vorstand der Deutschen Adelsgenossenschaft zu bitten, daß er sich bemühen möge, für die in Frage stehende Bestimmung der Genossenschaftsstatuten eine Aenderung herbeizuführen. Meine Bitte aber ward einfach abgelehnt. Nicht einmal eine Erörterung meines Gesuchs bei Gelegenheit des nächsten Adelstages ward

für nötig erachtet. Aus diesem Grunde sehe ich mich veranlaßt, diese Angelegenheit öffentlich zur Besprechung zu bringen, anstatt dies lediglich innerhalb der Deutschen Adelsgenossenschaft zu tun, um für meine Bestrebungen, die ich für durchaus berechtigt erachte, wenigstens auf diese Weise eine Diskussion zu veranlassen. — Ich teile deshalb zunächst die Sätze meines zweiten Schreibens mit, die, wie ich glaube, klar und deutlich meine Ansicht zum Ausdruck bringen. Sie lauten wie folgt:

„Ich bin weit davon entfernt, in der Deutschen Adelsgenossenschaft den konfessionellen Frieden stören zu wollen. Ich glaube im Gegenteil, daß er durch das apostolische Glaubensbekenntnis, das jede Konfession anders auffaßt, gestört werden könnte. Noch weniger habe ich die Absicht, den christlichen Glauben aufzugeben, oder die Untreue gegen ihn zu fördern, und habe keinen höheren Wunsch als den, daß er seine volle Macht in unserem Volke gewinne oder wiedererlange. Meine Absicht und mein Ziel ist demnach ganz dasselbe wie das unserer Genossenschaft. Ich glaube nur, daß dies Ziel durch die Verpflichtung auf das apostolische Glaubensbekenntnis nicht erreicht, daß vielmehr durch sie die Erreichung dieses Zieles gehindert wird, daß also diese Verpflichtung durch eine andere, inhaltreichere, ersetzt werden muß. Was ich im apostolischen Glaubensbekenntnis vermisse, das ist zunächst die Erinnerung daran, daß Gott jede Sünde in jedem Augenblicke in uns straft durch den Schaden, den sie unserer Seele zufügt. Wäre diese Erkenntnis unserem Volke so eingeprägt worden, wie es dem Sinne Jesu entspricht, dann müßte das Gewissen mehr Kraft in unserem Volke haben, als es, mindestens in dem zum Atheismus abgefallenen Teile, der Fall ist. Ich glaube an Gott nicht bloß als meinen Schöpfer, sondern auch als an meinen Richter und Erlöser. Im zweiten Artikel werden viele Tatsachen aus dem Leben Jesu angeführt; es wird aber nicht gesagt, was er für uns ist, und weshalb wir ihn lieb haben. Der zweite Artikel ist deshalb nicht geeignet, unsere Liebe zu Christus so zu erwecken und zu begründen, wie es notwendig ist. Meinerseits glaube ich an Christus, weil er das Gericht und die Erlösung, die Gerechtigkeit und die Liebe Gottes mir offenbart hat. Auch ernste Christen sind in unserer Zeit nicht mehr im Stande, jedem Satze im zweiten Artikel zuzustimmen. Diese müssen also einer Genossenschaft fernbleiben, die auch das Bekenntnis zu diesen Sätzen von ihren Mitgliedern fordert, während sie doch das Wichtigere, nämlich was wir an Christus haben, gar nicht ausspricht. Wird hier eine Umwandlung eingeführt, wird der Glaube an Gott, den Schöpfer, Richter und Erlöser, der Glaube an Christus, der uns Gottes Gerechtigkeit und Liebe offenbart hat, und an den dritten Artikel gefordert, dann wird ein bedeutender Fortschritt, eine ernstere Vertiefung erreicht, und viele werden gewonnen, die jetzt fern bleiben. Unser ganzes Volk wird dann klarer erkennen, was es am Christentum hat, und der Abfall vom Christentum wird vermindert werden. Es wird damit eine Tat geschehen, für die unser Volk unserer

Genossenschaft immer dankbar bleiben wird. Ein solches Bekenntnis kann mit Freuden jeder Protestant und jeder Katholik ablegen, ohne irgendwie in Gegensatz zu seiner Konfession und zum apostolischen Glaubensbekenntnis zu treten; es wird also den Frieden besser und sicherer begründen als die Verpflichtung auf das apostolische Glaubensbekenntnis, über dessen Auffassung die Konfessionen uneinig sind. Uebrigens ist ja bekannt, daß die Konfessionen vielmehr durch den gemeinsamen Gebrauch des Vaterunsers, das von Christus selbst stammt, als durch das apostolische Glaubensbekenntnis, dessen Ursprung dunkel ist, geeinigt werden, das eben deshalb ohne Bedenken kann aufgegeben werden. Nach dem allen bitte ich, meine Bestrebungen wohlwollend aufzunehmen und mir zu glauben, daß sie nur der redlichen Absicht entsprungen sind, unserem Volke zu nützen und die Bedeutung unserer Genossenschaft durch die Lösung einer großen Aufgabe zu fördern und zu erhöhen."

Nach dieser Mitteilung des Wesentlichen meiner Eingaben an den Vorstand der Deutschen Adelsgenossenschaft mögen mir zur Charakterisierung meiner Bestrebung noch einige Bemerkungen gestattet sein.

Die Deutsche Adelsgenossenschaft ist ein historisch-politisches Gebilde dessen Zweck namentlich darin besteht, für die Aufrechterhaltung von Zucht und Sitte einzutreten, ideale Güter des Volkslebens zu hegen und zu pflegen, treu zu Kaiser, König und Vaterland zu stehen, die Interessen des Adels als die eines Ganzen zu fördern und einzelnen hilfebedürftigen Mitgliedern materielle Hilfe zu leisten.

Alles dies hat mit einer bestimmten Formulierung des christlichen Glaubens nichts zu tun. Schon das Gelübde, sich zu bestreben gesinnt zu sein, wie Jesus Christus auch war, würde genügen, die Deutsche Adelsgenossenschaft zur Lösung ihrer schönen und großen Aufgabe zusammenzuhalten. Demgemäß ging meine Bitte dahin, die Aufgaben der Genossenschaft als rein religiös-sittliche, nicht aber als theologische aufzufassen und den Dogmenzwang des Glaubensbekenntnisses nicht als Bedingung des Beitrittes zu verlangen, da diese Bedingung offenbar den Kreis der Mitglieder beschränken muß.

In Deutschland sollen etwa 100 000 oder mehr Adlige leben. Von dieser großen Zahl sind nur ca. 2000 der Deutschen Adelsgenossenschaft beigetreten. Sollte dies nicht zu denken geben? Wie soll auch überhaupt für eine so große Zahl von Standesgenossen eine Bekenntnisformulierung geeignet sein, die sich nicht auf den religiös-sittlichen Inhalt des Glaubens beschränkt?

Die Entwicklung in der Glaubenserkenntnis hat noch niemals still gestanden und wird niemals stille stehen. In unserer Zeit ist der Fortschritt in dieser Entwicklung der gewesen, daß wir Religion und Dogma scharf unterscheiden gelernt haben. Aber zur Rechten und zur Linken fehlt diese Einsicht noch. Für die Einen wie für die Anderen ist die Religion noch immer ein System von feststehenden Glaubenswahrheiten, unter das

die Einen sich willenlos beugen, das die Anderen aber verwerfen. Beide aber ahnen nicht, daß man in dem einen wie in dem anderen Falle Religion haben oder ohne Religion sein kann. Denn die Religion besteht darin, daß der Mensch im rechten Verhältnis zu Gott steht. Und das Göttliche hat nach dem Evangelium nur in dem Sittlichen die Sphäre seiner Betätigung. Warum also soll der Zwist fortdauern, während eine Versöhnung der Gegensätze in dem Gebiet der christlichen Sitte leicht gefunden werden kann?

Es ist geradezu bedauerlich, daß trotz dieser endlich erwachten tieferen Einsicht von gewisser Seite jeder Reform noch immer ein „Rühr mich nicht an" entgegengesetzt wird.

Mag es nach wie vor Grundsatz bleiben, daß ein jedes Mitglied der Deutschen Adelsgenossenschaft auf wahrhaft christlichem Standpunkt stehen soll, aber einem jeden muß es überlassen bleiben, wie er seine Hingebung an Gott in Gedanken und Worte fassen will. Es ist dies auch bei verschiedenen Gelegenheiten von Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II. ausgesprochen worden. Ebenso erließ Se. Majestät König Friedrich Wilhelm III. folgende Kabinetsordre: „Ich ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorstellungen und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, was keine Religion hätte. Aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens und des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung sein muß und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit fördern soll."

Sinnlos, töricht und inkonsequent wäre es, die gläubigen Anhänger der überlieferten Vorstellungen in dem Bekenntnis ihres Glaubens zu beunruhigen. Will ein Einzelner an den von seinen Vätern übernommenen Glaubensanschauungen festhalten, so darf ihm dies keineswegs verwehrt werden. Vater und Sohn können weit auseinandergehende Glaubensanschauungen haben, aber sie müssen gleichwohl in die Einheit einer sittlich-religiös zusammenhaltenden Gemeinschaft einmütig sich fügen können. Wo aber ein Zwang besteht, einem Bekenntnis sich zu unterwerfen, das über die Sphäre des Religiös-sittlichen hinausgeht, da ist ein sittlicher Notstand vorhanden, der in der evangelischen Kirche nicht geduldet werden darf, denn dadurch werden viele wahrhaft Gläubige dazu verleitet, ihr Gewissen zu beflecken. Namentlich führt es dazu, daß charakterschwache junge Männer, um in das geistliche Amt eintreten zu können, zwischen ihrem Gewissen und den kirchlichen Forderungen Kompromisse schließen. Wenn man einem katholischen Priester, Mönch oder Laien Glaubenszwang auferlegt, so ist dies nach den Grundsätzen der katholischen Kirche gerechtfertigt; aber einen evangelischen Christen muß man damit verschonen, denn es ist dies dem Wesen des evangelischen Glaubens zuwider. Um diese Art von Religion aufzulösen, hat sich Jesus Christus ans Kreuz schlagen lassen; nun ist sie unter seinem Namen und seiner Autorität wieder auf-

gerichtet! Wird das Gewissen geknechtet, so wird die Religion um ihren Ernst gebracht, und dies ist ein tiefer Schade.

Nicht als Protestant, sondern als Christ will ich hier auftreten. Religiosität, aber keine Konfession, sondern Glaubens- und Gewissensfreiheit strebe ich an. „Konfession ist Privatsache" — „Christentum ist Sache der Gemeinsamkeit des deutschen Volkes."

Ein dogmatischer Satz, der die moralische Kritik in vielen religiösen Gemütern hervorruft, sollte nicht als öffentlich gebilligter Lehrsatz gelten. Auf eine Entwicklung, welche zur geistigen Individualität führt und in selbständiger Gesinnung, selbständigem Handel sich äußert, hat jeder Mensch ein angeborenes unveräußerliches Recht.

Deshalb, so meine ich, wäre es richtiger, daß diejenigen aus der Deutschen Adelsgenossenschaft austreten, die dieser Gemeinsamkeit des Glaubens Hindernisse in den Weg legen.

Das Christentum ist keine Gesetzgebung, sondern ein neues Leben, das nur aus freiwilliger Ueberzeugung angenommen werden kann. Es erstrebt die höchste, individuelle Entwicklung des Menschen und seine Selbständigkeit, aber nicht seine Knechtschaft.

Das Leben der Menschheit schreitet fort und durchläuft wie das Leben jedes einzelnen verschiedene Altersstufen und jede Altersstufe hat ihre entsprechende Lebensauffassung. Ebenso ist es mit der christlichen Religion. Darum kann nur ein gegen Andersdenkende duldsames Christentum die Menschheit einem höheren sittlichen Ziele zuführen, indem es der Entwicklung Raum gibt. Je mehr das von uns Protestanten erkannt wird, und je mehr wir uns darin eingelebt haben, umsomehr wird der Haß und die Feindschaft zwischen andersglaubenden Christen schwinden. Nur auf diesem Wege kann aus einem Christentum des Wortes ein Christentum der Gesinnung und der Tat entstehen. Der Kirche kann der gegenwärtige Zustand nicht gleichgültig sein, denn der Umstand, daß etwa drei Millionen sozialdemokratische Wähler und viele Gebildete mit der Kirche zerfallen oder doch ihr mehr oder minder entfremdet sind, fällt doch ins Gewicht. Wenn der englische Philosoph Hobbes einst gesagt hat, daß die Religion zur Beherrschung der Massen nötig und eine Polizeisache ist, so dient sie gegenwärtig nicht einmal dazu; wohl aber bildet jedes unverstandene Dogma einen Damm zwischen Regierung und Volk, und ebenso zwischen Volk und Adelsgenossenschaft. Bekenntniszwang führt zum Parteiegoismus.

Man klagt heutzutage viel und eindringlich über die zunehmende Verrohung der Jugend, und man hat recht mit diesen Klagen, denn die Kriminalstatistik liefert den Beweis, daß die Verrohung der Jugend immer noch im Zunehmen ist. Im Jahre 1899 gab es 9000 Personen zwischen 12 und 18 Jahren, die mindestens zum zweiten Male bestraft worden waren. (Entnommen aus den „Jugendlichen" in der Sozial- und Kriminalpolitik von Arthur Dix, 1902.) Woher kommt denn dies? Die Antwort

ist nicht schwer zu finden. In den Schulen hat man den Kindern gesagt, die Religion könne nur dann bestehen, wenn gewisse Dogmen und Geschichten, die der Natur- und Geschichtserkenntnis der Gegenwart widersprechen, für unfehlbar wahr gehalten werden. Im täglichen Verkehr gewinnt die Jugend die Ueberzeugung, daß dies unmöglich ist. Das führt zu der Meinung, mit ihren Dogmen sei auch die Religion veraltet. Ist es nicht begreiflich, daß — wie im Handumdrehen — die ganze Mühe des Religionslehrers eine vergebliche war und aus einem gläubigen orthodoxen Christen ein Ungläubiger, ein Skeptiker, ein Atheist wird? Und ist es zu verwundern, daß Tausende von Jugendlichen dem Verbrechertum anheimfallen? Die Sünde dieser Kinder lastet auf dem Gewissen der Gesellschaft, auf dem Gewissen aller derer, die solche Zustände zulassen, ohne sie bis aufs Messer zu bekämpfen.

Wie will man aber dieser Glaubenslosigkeit steuern? Noch konfessioneller zu werden, das kann das Unheil nur vermehren. Hier hilft nur Eins, mehr Religion, mehr Christentum und darum mehr Freiheit.

Die Freiheit im Denken furchtsam einzuschränken, zeugt von geringem Vertrauen in die innere Kraft des Christentums und heißt die Menschheit aufhalten, höheren Zielen entgegenzustreben.

Der Adel sollte sich den Ruhm, hier bahnbrechend zu wirken, nicht nehmen lassen. Aber erst muß im eigenen Lager die rechte Erkenntnis volle Macht gewinnen. Der Adel darf die sittlich-religiöse Macht der Millionen gebildeter Deutschen, welche einer freien Fassung des Christenglaubens freudig zustimmen, das Apostolikum aber verwerfen, nicht unterschätzen. In der freien Fassung eines Bekenntnisses, wie sie oben vorgeschlagen ist, können Protestanten und Katholiken, anstatt sich immer zu befehden, sich sehr wohl miteinander innerlich und im Kampfe gegen den äußeren Feind verständigen.

In diesem Sinne rufe ich auch ebenso wie es im Adelsblatt häufig geschieht: „Ihr christlichen Parteien, schließt Euch zusammen zur Wahrung Eurer gemeinsamen heiligsten Güter" — (Adelsblatt Nr. 52, 1903).

In der Verpflichtung zum Vertrauen auf Gott und zur Nachfolge Jesu ist der unentbehrliche, gemeinschaftliche Boden gewahrt, besser als durch gemeinsame Unterwerfung unter überlieferte Worte.

Hierzu aufzufordern soll der Zweck dieser Schrift.

Februar 1904.

R. von Lücken, Rittmeister a. D.
Dresden, Fürstenstraße 3.

# Theater-Korrespondenz.

Novella d'Andrea. Schauspiel in 4 Aufzügen von Ludwig Fulda. (Verlag Cottasche Buchhandlung. Preis 2 Mk.)

Stella und Antonie. Ein Schauspiel in 4 Aufzügen von Otto Julius Bierbaum. (Verlag Albert Langen, München 1903. Preis 2 Mk.)

Des hochgelehrten Professors hochbegabte Tochter hat als zartes Kind schon einen jungen Gelehrten geliebt; einen von jenen Gelehrten der Renaissance, die zugleich praktische Idealisten und Politiker waren, denen die Welt im Morgenschein einer goldenen Zukunft lag, die sie heraufzuführen sich berufen fühlten. Das junge Mädchen, von ihrer starken, wundervollen Liebe getrieben, schlägt die Bücher auf, die ihr Kunde geben von des Geliebten Tun und Streben. Sie versucht, was ihn erfüllt, lernend zu verstehen, um der Seele des Geliebten näher zu kommen. Da entdeckt sie, daß auch sie in jener Welt zu Hause ist. Die steile Stufe zur Erkenntnis der Männer hinanzuschreiten, wird ihr so leicht und so genußreich. Mit tiefster Befriedigung vollendet sie aufs gründlichste ihr Studium, besteht zum Erstaunen der Männer das examen rigorosum, hält in Vertretung ihres erkrankten Vaters seine Vorlesungen, bändigt, nachdem ein erster Mißerfolg sie sehr erschreckt, durch klugen Takt sogar die täppische Roheit der studentischen Jugend und erringt den Doktorhut. Der Vater, einesteils unsäglich stolz bei dem kühnen Sonnenflug seines Kindes, fürchtet doch heimlich, daß sie sich droben im Blauen verlieren werde, daß ihr Herz, von den Träumen des Ehrgeizes allzuvoll, den Gefühlen der Liebe und menschlichem Glück sich verschließen werde. Da vernimmt er mit freudigem Staunen Novellas glückliche Beichte, daß sie hofft, daß dieser Tag, der ihr das Ehrengepränge der Doktorkrönung brachte, ihr noch ein ganz anderes, viel tieferes Glück bescheren werde: Sangiorgio hat sie gebeten, ihm zu einer Schicksalsfrage ein Gespräch mit ihr allein zu vergönnen. Was kann er anders begehren als sie, sie selbst? Und nie ward ein Bund geschlossen, so verheißungsvoll. Der Einklang ihres tiefsten Wesens führt ja beide gebieterisch zusammen.

„Unsere Seelen vermählte Gott schon, als er sie erschuf.
Der Mann, dem ganz ich mich zu eigen gebe,
Gibt mir mein Eigenstes verklärt zurück.
Er wird nicht fordern, daß um seinetwillen
Ich mir entsage; wird nicht den Verrat
An meiner inneren Welt zum Opfer heischen.
Gemeinsam werden wir auf gleicher Bahn
Im edlen Wettstreit unsere Kräfte stählend,
Uns schon hienieden der Vollendung nähern,
Und so der ird'schen Liebe Bündnis adeln
Zur stillen Hoheit reinen Menschentums.

Sangiorgio kannte Novella schon längst, verehrte ihren Geist, den er selbst bilden half, kannte und verehrte aber auch die Frauenseele in ihr, die aus der Natur der Dinge heraus mit sicherem Gefühl das Rechte traf, wo er es mit seinem Grübeln nicht erkannte, und die ihm in allen schwierigen Fällen Beraterin ward.

Und er kommt und bittet sie — für ihn Freiwerberin bei ihrer Schwester zu sein. — Denn sie, Bianca ist ein Stück Natur voller Reiz und Anmut, ein guter Hausgeist, in Küche und Keller rastlos tätig, wie geschaffen, seines Hauses guter Geist zu sein für die kleinen Sorgen des Tages.

Novella steht vor ihm und schweigt. Sie, deren sicheres Gefühl ihm Führerin war, hier, in ihrer und seiner ureigensten Angelegenheit, wo ihr Gefühl so sicher spricht, muß sie sehen, wie er täppisch und in kleinlicher enger Männerangst am Glück vorbeigreift, und muß für ihn Freiwerberin sein bei dem Mädchen, daß ihn unglücklich machen wird. — Ein sehr modernes Lebensproblem.

Die Handlung des Stückes ist bis dahin würdig durchgeführt. Doch der letzte Akt fällt ab. Es ist 10 Jahre später. Novella und Sangiorgio sehen sich wieder, um sofort von einander zu scheiden, nachdem er den schweren Irrtum seines Lebens erkannt. Sie ist einsam und früh gealtert; ihr Beruf entschädigt sie nicht für das verlorene Glück. Er ist vergrämt, zermürbt, verbittert, durch ein Leben ohne Pläne und hohe Ziele schleicht er sich kümmerlich hindurch.

Das aber erscheint aus der Theorie heraus zurechtgedacht: die Verkehrtheit seiner Wahl mußte in ihren Folgen deutlich in die Augen fallen. Aus den Gestalten heraus aber ist es sehr unwahrscheinlich. Diese kraftvolle Frauennatur, die so stolz beide Seiten ihres Menschenwesens entfaltet hat, verkümmert nicht an dem Schicksal Novellas, begnügt sich nicht mit dem „Frieden“, verschließt sich nicht gegen die Stimmen des Frühlings draußen. Wer solches fühlen und leisten kann, mußte auch die Kraft haben, trotz allem ein glücklicher Mensch zu werden. Nur daß das große Schicksal ihres Lebens immer wie ein tiefer, tragisch poesievoller Unterton

in die freudige Melodie ihres wirkenskräftigen Lebens hinein klingen mochte. Und nun gar Sangiorgio! Wie schwächlich dieser Mann, der sich durch seine Frau, die nur ein Weibchen ist, nun gleich in seinem idealen Flug lahm legen läßt! und wir sollten doch das ganze Stück hindurch glauben, daß er ein herrlicher Mensch sei mit der Kraft zu großen Zielen.

Die Schlußwendung wirkt grob, äußerlich gefaßt, nicht aus der Psychologie der Gestalten lebendig erwachsen. Nun aber tritt zu Tage und gelangt uns zum Bewußtsein, daß überhaupt das ganze Motiv längst nicht in seiner psychologischen Tiefe erfaßt und ausgeschöpft ist, sondern aus seiner blinkenden Oberfläche für die leichte liebenswürdige äußere Wirkung sehr geschickt verarbeitet.

* * *

Der Ueberbrettlstil mit seiner leichten geistreichen Grazie, mit seiner Lust an feineren und derberen Zweideutigkeiten auf die hohe Bühne übertragen und zum Ausdruck für ein ergreifendes und trauriges Menschenschicksal gemacht, das ist Otto Julius Bierbaums Drama. Es spielt in Schlesien im achtzehnten Jahrhundert, der Zeit jener Dichterblüte, der die Art Bierbaums so ungemein verwandt ist mit seiner preziösen, graziösen, zierlichen, gespreizten Art und gelegentlich seinem schwülstigen, halb ernsten, halb humorvollen Pathos. Ueberaus bunte wirkungsvolle Bilder entrollen sich auf der Bühne. Der erste Akt ist von packender Wirkung. Ein junger Dichter, der einem armen Mädchen zu Liebe Studium, Rang und Familie verlassen hatte und Direktor einer umherziehenden Schauspielertruppe geworden war, dann von diesem seinem geliebten Weibe treulos verlassen wurde, muß jetzt mit der frischen Wunde im Herzen bei dem Verlobungsfest eines gräflichen Paares als Gott Apoll ein Carmen improvisieren. Während die Schönheit der gräflichen Braut ihn ergreift und ihn doch neu an seinen Verlust erinnert, da er, dem Wahnsinn nahe, in jedem Weibe nur der Verlorenen Züge wieder schaut, spricht er aus seiner tiefen Erschütterung heraus Worte, die Ausdruck seines eigenen Empfindens sind, um dann mit gewaltsamer Anstrengung sich zu seiner Rolle Apolls zurückzufinden, aus der er dann doch wieder herausfällt. Während die Zuhörer empört sind über die neue Mode, die jetzt in der Schauspielkunst aufgekommen ist, die junge Gräfin aber begreift, daß hier nicht Komödie gespielt wird, sondern ein großes Schicksal erlebt, springt der Arme, zur Raserei gereizt, in seinem Wahn auf sie zu, um sie zu würgen und wird gefangen genommen.

Johann Christian heißt der junge Dichter. Christian Günthers Name wird in dem Stück mit Verehrung genannt. Und man denkt bei dem späteren Schicksale des Helden an das Wort Goethes über Christian

Günthers Schicksal: Er wußte sich nicht zu zügeln, darum zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten. — Ein echter Dichter, der in Trunk und Verzweiflung durch Selbstmord endet. Ein Halbgenie, das wohl die Sehnsucht zu allen Höhen hat, aber seine Kraft erlahmt ihm, hin und hergerissen von zwei Frauen; von denen die eine ihn lockt, weil sie ist wie frische quellenhafte Natur und sich doch zugleich so voll selbstsüchtiger Roheit und Gemeinheit erweist; von denen die andere ihn anzieht um der Gesittung und Schönheit der Lebensformen willen, die sie umgiebt und ihre Schönheit hebt, und die doch auch nur mit ihm spielt, ihre Lust daran hat, ihn zu ihren Füßen zu zwingen, an seinen Küssen sich berauscht und zu selbstlos starker Liebe nicht die Tiefe und den Ernst hat. Er weiß wohl, daß es noch einen anderen Weg gäbe hinan zu der Seligkeit der Kunst, als durch die Liebe und durch den Trunk, aber er findet ihn nicht. Kraftvoll zusammengefaßte Vertiefung in sich selbst findet er nicht. Die Gestalt ist überaus liebenswert und ergreifend; und das ganze Stück interessant, und poetisch sehr reizvoll. Der vierte Akt aber, wie ihn die Buchausgabe bringt, wirkt wie aus einem Mord- und Spektakel-Stück. Die Aufführung, die ich in Zürich sah, brachte einen ganz anderen Schluß, der einen würdigen und stimmungsvollen Ausklang bildet. Eine solche Unsicherheit im Ausgang des Stückes ist freilich kein großes Zeugnis für die innere Notwendigkeit, mit der eine Dichtung aus ihrem eigenen Lebensgrunde herauswachsen müßte.

Gertrud Prellwitz.

---

Neues Theater: Candida. Schauspiel in drei Aufzügen von Bernard Shaw, deutsch von Siegfried Trebitsch. — Schwester Beatrix. Eine Legende in drei Akten von Maurice Maeterlinck, deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Das „Schauspiel“ des 1856 in Dublin geborenen Bernard Shaw ist seinem Wesen nach am besten als tragische Posse zu kennzeichnen. Ein bedeutsames Problem wird in sehr geistreicher Weise von einem zu philosophischer Lebensbetrachtung veranlagten Ironiker und Skeptiker behandelt. Es handelt sich um das Erlebnis des Pastors Jakob Morell. Dieser Mann ist ein „politischer Pastor“ christlich sozialer Richtung. Es ist ihm durch seine geniale Begabung gelungen, einen völligen Umschwung in der öffentlichen Meinung seines Vaterlandes herbeizuführen und den christlichen Sozialismus zur Herrschaft zu bringen. Er ist der berühmteste Volksversammlungsredner seines Landes und gilt als der Typus eines idealen Charakters, der in völliger Selbstlosigkeit sein ganzes Sein und Können in den Dienst des Volkes gestellt hat. Man kann annehmen, daß dieser Pastor Morell in jungen Jahren mit der ganzen Kraft seiner Natur und dem starken Feuer seiner Seele seine politische Mission begonnen hat.

Mit dem Fortschritt seiner Erfolge aber erlebt er ein merkwürdiges Schicksal. Er nämlich, der in tausend Volksversammlungen tausend Reden gehalten hat und tausendmal umjubelt worden ist — er weiß schließlich, „wie's gemacht wird." Er handhabt die Mittel des Agitators und Redners so virtuos, daß die Anwendung und Entfaltung dieser Mittel ihm etwas ganz Selbstverständliches wird. Er kann garnicht mehr anders, als immer Agitator und Redner sein. So wird schließlich das, was früher der elementare Ausdruck seiner Natur und Persönlichkeit gewesen ist, eine virtuose „Mache", ein Komödienspiel. Der Pastor Morell verliert in seinem Können sein Sein. Der Künstler ist zum Techniker geworden. Die Persönlichkeit mit der vollen Naturkraft ihres Wesens ist verwandelt worden in einen Automaten, der präzis seinem Zweck dient.

Das alles weiß der Pastor Jakob Morell nicht, bis es ihm gesagt wird, durch den blutjungen Dichter Eugen Marchbanks. In diesem jungen Menschen ist eine eigentümliche Mischung von Narrheit und Weisheit verkörpert. Er ist weise, weil er eben ein Dichter ist und als solcher die Gabe besitzt, das Wesen der Dinge zu erfassen und auf den Urgrund der Menschennatur zu schauen. Und er ist närrisch, weil diese Dichterweisheit von einem blutjungen Menschen besessen wird, der kaum 18 Jahre zählt. Dieser junge Dichter nun, dieser wahre Idealist, in dem Sein und Dichten in eins zusammenfällt, ist berufen, dem Pastor Morell, der sein Sein in seinem Können verloren hat, die Natur seines Wesens zu enthüllen, die Natur, die eben eine Unnatur geworden ist. Der Idealist und der Ideologe stehen sich in Eugen Marchbanks und Jakob Morell gegenüber. Zu diesen beiden Männern gesellt sich noch als Vertreter einer naturalistischen Lebensanschauung der Kaufmann Burgeß, der im Geldgewinnen seinen bewußten Lebenszweck sieht.

Zwischen oder vielmehr über den Männern steht die Frau — Candida, die Gattin des Pastors Morell. Was sie besitzt und was ihr Wesen ausmacht, ist Wirklichkeitssinn und Güte. Daher ist es die helfende Tat, durch die ihr Wesen sich entäußert. Ihre Natürlichkeit läßt sie die Unnatur Morells erkennen und den auf die Wahrheit gerichteten Idealismus Marchbanks liebgewinnen. Sie wird vor die Wahl gestellt, an ihren Gatten gekettet zu bleiben oder dem jungen Dichter zu folgen. Sie entscheidet sich — mit schmerzvoller Entsagung — zu bleiben. Denn der junge Dichtersmann ist eine Persönlichkeit, die als solche eine ganze Welt für sich ist und in sich selbst Befriedigung zu finden vermag. Der Pastor Morell aber hat längst aufgehört, eine Persönlichkeit zu sein. Er kann viel, aber er ist nichts mehr. Er kann Reden halten und Artikel schreiben, aber er ist hilflos den Nöten des Alltags gegenüber. Der Dichter ist erst ein Jüngling und doch schon stark wie ein Mann. Der Pastor ist an Jahren längst ein Mann und doch nur wie ein Kind, das der Pflege bedarf. Und dieser Pflege will sich, wie bisher, so auch fernerhin Candida

widmen, in Erfüllung ihres Frauenberufs und Entäußerung ihres Frauenwesens.

Wenn nun aber Candida dem Dichterjüngling gefolgt wäre, hätte sie nicht nach Jahren dieselbe Erfahrung erlitten, wie in ihrem Leben mit dem Pastor Morell? Ganz gewiß. Denn auch der Dichter, wenn er erst tausend Gedichte gemacht hätte, würde wissen, wie's gemacht wird. Der Künstler würde wieder zum Techniker werden und ein Sein im Können verloren gehen. Sehr fein und ganz leise hat Shaw das in der Charakterisierung des jungen Dichters auch angedeutet. Und das ist nun eben das Tragische, daß sich diese Entwicklung immer und überall im Leben wiederholt, wo einer vom Geschick berufen ist, etwas zu werden. Niemand wird etwas, ohne sein Sein stückweise zu opfern. Niemand allerdings wird auch etwas, ohne im Anfang etwas zu sein. Das besonders Tragische des Falles aber ist es noch, daß in dieser Entwickelung jemand nicht nur das Sein in seinem Können verliert, sondern daß er dabei im Grunde auch noch eine possierliche Figur wird. Er hat nicht nur den Schaden, sondern auch noch den Spott. Denn es ist doch eigentlich komisch, daß jemand seine Persönlichkeit und seine Leidenschaften und seine Hoffnungen und seine Träume in tausend Reden oder in tausend Artikeln oder in tausend Gedichten verarbeitet. Es ist doch komisch, daß jemand die Verarbeitung seines Lebens und seiner Leiden berufsmäßig betreibt, wissend „wie's gemacht wird". Es ist aber zugleich tragisch, da es sich um ein unabwendliches Geschick handelt, dem gerade die verfallen müssen, die da berufen sind, mehr zu sein, als die Masse. Es ist eben eine tragische Posse, die das Schicksal mit dem Menschen spielt und die der philosophische Ironiker Shaw treu nach dem Leben gedichtet hat.

* * *

Zu Füßen des Standbildes der Mutter Gottes liegt Schwester Beatrix und beginnt zu beten: „Heilige Jungfrau, erbarme, dich meiner, daß ich nicht in Todsünde falle! .... Er wird noch diese Nacht wiederkommen, und ich bin ganz allein! ... Was soll ich ihm sagen, und was soll ich tun? ... Er blickt mich so an, und seine Hände zittern, und ich weiß nicht, was er begehrt. Seit ich in das heilige Haus kam, sind fast vier Jahre verflossen. Ja, Ende Juli sind es genau vier Jahre weniger sechs Wochen. Damals war ich noch ein Kind und wußte von nichts. Und jetzt weiß ich auch noch nichts. Ich wage die Aebtissin nicht zu fragen, und mit keiner Seele mag ich von dem Glück oder Unglück sprechen, das mein Herze quält." Das Wesen der Schwester Beatrix ist reine und zarte Menschlichkeit und unheilige Unschuld. Da ihre Unschuld unheilig ist, sehnt sie sich nach dem Leben, das sie in wundervoller Schönheit sich erträumt und folgt der Liebe, als ob sie die Blüte dieses wundervollen Lebens wäre. Das Leben

aber ist roh und Schwester Beatrix ist zart und schwach. Darum verliert sie in dem Leben gar bald ihre unheilige Unschuld, um gräßlicher Schuld zu verfallen. Nach fünfundzwanzig Jahren hat sie, ins Kloster zurückgekehrt, zu bekennen: „Nach drei Monaten verlosch seine Liebe. Ich verlor die Hoffnung, ich verlor den Verstand, ich verlor die Scham. Alle Männer nach einander entweihten diesen Leib, der seinem Gott abtrünnig worden. Ich fiel so tief; die Engel selbst mit ihren großen Flügeln hätten sich nicht wieder daraus hochgeschwungen. Ich habe so viele Verbrechen begangen, daß ich zuweilen selbst das Verbrechen besudelt habe." Sie stirbt nach einem Leben voll Leid und Schmach.

Neben diesem menschlichen Schicksal vollzieht sich ein anderes Begebnis aus der Sphäre der himmlischen Welt mit ihren Wundern. Das Standbild der Jungfrau Maria nämlich, dem das Kloster seinen Ruhm verdankt und zu dem Beatrix gebetet hatte, gewinnt Leben in dem Augenblick, da die junge Nonne ihrem Verführer, dem Prinzen Bellidor, ins Leben folgt. Die göttliche Jungfrau legt die zurückgelassenen Gewänder der flüchtenden Nonne an und übernimmt im Kloster deren Funktionen. Als aber die Aebtissin mit der Schar der Nonnen erscheint, als die das Standbild nicht mehr auf seinem Platze sehen, aber wahrnehmen, welcher Glanz von der heiligen Jungfrau ausgeht, die sie für Schwester Beatrix halten und als sie gar unter der Kutte der vermeintlichen Schwester die Prachtgewänder der heiligen Jungfrau erblicken, da verfluchen sie die Göttliche und Wundertätige wegen Kirchenschändung. Der Kaplan aber, dem die Seelsorge der Nonnen obliegt, befiehlt, die vermeintlich Schuldige mit Stricken zu schlagen. Da öffnet sich der Himmel, Engel steigen herab wunderbare Blüten fallen hernieder, ein goldener Schein umfließt der Jungfrau Haupt. Ob dieser Wunder tönt nur ein Ruf aus dem Munde der verzückten Nonnen: „Schwester Beatrix ist heilig." Die göttliche Jungfrau aber, in der Gestalt der geflohenen Schwester, verrichtet fünfundzwanzig Jahre lang deren Arbeit, bis Beatrix aus der Welt des Leids und der Schmach ins Kloster wiederkehrt.

Die poetischen Qualitäten dieses Maeterlinckschen Bühnenspiels sind sehr groß und von der Art, wie etwa in Pelleas und Melisande. Darüber ist nichts Neues zu sagen. Aber es ist die Logik der Psychologie und — was damit zusammenhängt — die dramatische und tragische Logik der Dichtung, die eine Betrachtung verdient, umsomehr als eine solche Betrachtung bisher nirgends durch die Kritik angestellt ist. Folgende Fragen müssen gestellt werden: Welches ist das Motiv für das Eingreifen der göttlichen Jungfrau? Wenn nämlich die Gottheit im Drama handelnd auftritt, unterliegt auch sie dem Gesetz der zureichenden Motive. Und welches ist der innere und organische Zusammenhang zwischen dem Eingreifen der Gottheit und der Entwicklung und Besiegelung des Menschenschicksals? Warum nimmt sich die heilige Jungfrau der unheiligen Unschuld der

Schwester Beatrix an? Ja, wir bestreiten aber, daß sich die heilige Jungfrau in wahrhaft göttlicher Weise der Schwester wirklich annimmt. Denn welchen inneren Gewinn für ihr Seelenheil und für ihre Erlösung von Schuld und Schmach erfährt die Schwester Beatrix durch das Eingreifen der Jungfrau Maria? Gar keinen. Schwester Beatrix beendet nämlich ihr Leben keineswegs voll höherer Erkenntnis göttlicher Weisheit und Güte und in neuer und tieferer Frömmigkeit. Sie stirbt vielmehr mit dem Bekenntnis, nichts von alledem zu verstehen, was um sie her vorgeht. Wie sollte sie es auch verstehen! Sie kehrt nach langer Abwesenheit aus einem Leben voll Schuld und Schmach ins Kloster zurück und wird behandelt, als ob sie niemals weg gewesen und als ob sie heilig wäre. Ihre letzten Worte sind: „Ich lebte in einer Welt, wo ich nicht wußte, was Haß und Bosheit wollten, und ich sterbe in einer andern, in der ich nicht fasse, wo Güte und Liebe hinaus wollen.“ Aber auch die Nonnen im Kloster begreifen nichts, weder von den Vorgängen um sie herum noch von dem Schicksal der Schwester. Sie leben im Wahn und stürzen aus einem Irrtum in den andern. Es ist überhaupt eine Welt des Wahns, in der sich alles in diesem Maeterlinckschen Stück abspielt und das Eingreifen der heiligen Jungfrau bleibt völlig unverständlich, es ist ein geradezu brutales „Wunder“ ohne tieferen Sinn und göttlichen Zweck. Es besteht kein innerer und organischer Zusammenhang zwischen der Wunderhandlung und der Erfüllung des Menschenschicksals. Die Maeterlincksche Dichtung entbehrt völlig der Logik, die vom dramatischen und Tragischen untrennbar ist. Diese Dichtung ist als tragisches Drama völlig verfehlt.

Ich will das nicht mit Verächtlichkeit festgestellt haben. Im Gegenteil: der Fall scheint mir außerordentlich interessant. Woher nämlich erklärt sich die dramatische und tragische Unzulänglichkeit dieser Dichtung? Ich vermute: aus dem Katholizismus des Dichters. Ein protestantischer Dramatiker hätte an dem Schicksal der Schwester Beatrix vermutlich den Segen der Sünde zur Manifestation gebracht. Nicht unheilige Unschuld, sondern Schuld, aus der das Erlösungsbedürfnis herauswächst und die Fähigkeit, das Wesen der Welt und Wirken der Gottheit mit höherer Weisheit und tieferer Inbrunst zu begreifen — das ist die Wahrheit im Schicksal der Menschen, eine Wahrheit, die der tragische Dichter in seinem Werk manifestiert. Diese Wahrheit aber vermag Maeterlinck aus seiner katholischen Weltanschauung heraus nicht zu finden und zu gestalten. Er vermag den organischen Zusammenhang zwischen dem Schicksal der Menschen und dem Wirken der Gottheit nicht aufzudecken.

Ich bin aber weit entfernt, Maeterlincks „Schwester Beatrix“ als eine spezifisch katholische Dichtung bezeichnen zu wollen. Sie ist geradezu ausgesprochen antikatholisch, antikirchlich einerseits, pessimistisch-atheistisch andererseits. Denn die Nonnen und ihr Kaplan, die Gott und der heiligen Jungfrau zu dienen wähnen, leben im Wahn und in der Finsternis und

stürzen von Irrtum zu Irrtum. Die Eine aber, die diesem Kreise des Wahns entflieht, fällt in ein Leben des Leids und der Schmach und stirbt in der Finsternis und in der Verzweiflung. Die heilige Jungfrau aber handelt, ohne daß ein göttlicher Zweck erkennbar wäre; ihre Handlung führt nur dazu, den Wahn der kirchengläubigen Nonnen dem Zuschauer zu offenbaren. Ich meine also, daß Maeterlincks Dichtung nur möglich und einerseits nur zu erklären ist aus dem Fundament einer katholischen Weltanschauung heraus. Andererseits aber hat Maeterlinck selber dieses Fundament nicht nur verlassen, sondern wendet sich in dieser Dichtung direkt dagegen, ohne aber verleugnen zu können, woher er stammt und kommt. Auf den Maeterlinck dieser Dichtung ließen sich die Verse Cäsar Flaischlens anwenden: „Wie zwischen Charfreitag und Ostern; der alte Gott ist gestorben, ein neuer erstand noch nicht.“ Diese Dichtung Maeterlincks, wenn man sie mit dem Maßstabe des tragischen Dramas mißt, ist ein Erzeugnis spezifisch katholischer Dekadenz. Ich sage damit selbstverständlich nichts gegen den Katholizismus, sondern ich sage nur, daß auch die katholische Welt hier und da ihre spezifischen Dekadenzerscheinungen aufzuweisen hat, ebenso wie der Protestantismus. Und als Produkt spezifisch katholischer Dekadenz ist diese Maeterlincksche Dichtung in zeitpsychologischer Hinsicht außerordentlich interessant.

Mit der Art der Darstellung im Neuen Theater kann ich mich nicht einverstanden erklären. Die Maeterlinckschen Stücke erfordern seitens der Darsteller eine etwa präraffaelitische Stilisierung, sowohl in der Haltung der Schauspieler wie im Sprechen. Die poetische Wirkung Maeterlincks beruht einerseits auf dem eigentümlichen Klang und der logischen Stilisierung der Sprache, andererseits auf der Bildhaftigkeit seiner Szenen. Das muß auf der Bühne zum Ausdruck kommen durch eine gewisse starre Ruhe, die nur auf den einzelnen Höhepunkten in eine stilisierte Bewegung überzugehen hat. Man muß in einem Maeterlinckschen Stück in der Hauptsache nur Worte hören und Bilder sehen. Die Aufführung im Neuen Theater war von viel zu brutaler Beweglichkeit. Die Darstellerin der Schwester Beatrix — Agnes Sorma habe ich nicht mehr gesehen — war ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Die von Max Marschalk komponierte Musik blieb an Stimmungsgehalt hinter der Maeterlinckschen Dichtung zurück und war viel zu reichlich bemessen. — Die Darstellung von Shaws Candida wurde den schwierigen Ansprüchen der Dichtung in zureichender Weise gerecht.

Max Lorenz.

# Politische Korrespondenz.

**Die Jesuiten-Verhandlung. Das Ansiedlungs-Gesetz für die Ostmarken. Der Krieg.**

Von den inneren Vorgängen des politischen Lebens in Deutschland in den letzten beiden Monaten scheint mir am bemerkenswertesten die Aufhebung einer Bestimmung des Jesuitengesetzes und die daran geknüpfte Debatte im Abgeordnetenhause. Nicht als ob ich der Sache selber eine erhebliche Bedeutung beimäße. Die aufgehobene Bestimmung, § 2, gab der Regierung das Recht, deutsche Staatsbürger, die Mitglieder des Jesuitenordens sind, aus bestimmten Orten aus- und ihnen einen bestimmten Wohnsitz, wo anzunehmen war, daß sie keinen Schaden anrichten könnten, anzuweisen. Praktischer Gebrauch von dieser Bestimmung ist nicht gemacht worden, nicht einmal auswärtige Jesuiten, die die Regierung nach wie vor wie alle Ausländer ohne weiteres ausweisen kann, sind seit unvordenklicher Zeit aus dem Gebiete des Deutschen Reiches entfernt worden. Das Ausnahmerecht gegen die inländischen Jesuiten theoretisch sehr scharf — nicht einmal auf Anarchisten ist es anwendbar — hatte demnach nur eine prinzipielle Bedeutung, und es hat also auch die Aufhebung nur eine symptomatische Bedeutung. Diese symptomatische Bedeutung hat die starke Gegenbewegung in der protestantischen Bevölkerung hervorgerufen und erklärt sie, und unter diesem Gesichtspunkt erscheint der Vorgang auch uns bemerkenswert.

Freilich, in den allgemeinen Klageruf über die fortschreitende Macht des Ultramontanismus einzustimmen und über die Schwächlichkeit, mit der die Regierung Schritt für Schritt vor ihm zurückweicht, würde uns etwas zu billig erscheinen. Dafür sind die Parlamente, die Parteien, die Tagespresse und auch der Evangelische Bund da, und es ist durchaus notwendig und nützlich, daß diese in einem solchen Falle sich regen und ihre Stimme erheben. Eine Zeitschrift wie die unsere darf und muß aber doch einen etwas anderen Standpunkt einnehmen. Wir fragen vor allem: wo ist denn der Grund, weshalb die Regierung diese Politik macht? Liegt hier vielleicht eine politische Notwendigkeit vor, die durch keine Klagen, kein ethisches Pathos und keine noch so düstere Prophezeiung aus der Welt geschafft werden kann?

Die Antwort lautet: wir leben in einem konstitutionellen Staat; unter einer solchen Verfassung muß die Regierung in den entscheidenden Akten die Majorität der Volksvertretung auf ihrer Seite haben; im Reichstag sitzen 80 Sozialdemokraten, dazu Demokraten, Polen, Welfen, Bauernbündler usw., so daß ohne das Zentrum eine Majorität nicht zu haben ist. Der Regierung bleibt also nichts anderes übrig, als durch kleine oder größere Gaben das Zentrum von Session zu Session in leidlich guter Laune zu erhalten; und diese Politik, neben dem konservativen und nationalliberalen auch das schwarze Pferd vor den Reichswagen zu spannen, ist keine neue Erfindung, sondern vom Fürsten Bismarck bereits im Jahre 1878 inauguriert, und auf ihr beruht, mit ganz kurzen Unterbrechungen und in wenig wechselnden Formen, das deutsche politische Leben seit jener Zeit. Lebten wir nicht in einem konstitutionellen, sondern in einem parlamentarischen Staat, wo die Parteien direkt die Regierung bilden, so würde das Zentrum nicht bloß mit kleinen und größeren Gaben genährt werden, sondern es würde in bestimmten Perioden selber das Steuerruder der Regierung in die Hand bekommen und seine Grundsätze durchführen; frei werden von diesem ultramontanen Einfluß könnte das Deutsche Reich nur, wenn wir entweder wieder zum Absolutismus zurückkehren, oder aber die deutsche Nation andere Volksvertreter wählt. Die Klage, daß wir Jahr für Jahr mehr unter den Einfluß des Ultramontanismus gerathen, ist also sachlich berechtigt: gleichzeitig mit der Aenderung des Jesuitengesetzes ist ja auch die Gestattung der Marianischen Kongregationen an den höheren Schulen erfolgt, die praktisch eine sehr viel größere Bedeutung hat. Unberechtigt aber ist es, den Schuldigen in der Regierung zu suchen: die Schuld liegt beim deutschen Volke, dessen gewählte Vertretung so zusammengesetzt ist, daß der Regierung kein anderer Ausweg als das Paktiren mit dem Zentrum übrig bleibt, und die speziell die Aufhebung des § 2 mit überwältigender Majorität von der Regierung wiederholt gefordert hat. Die Schuld liegt aber auch nicht bloß beim Volke im Allgemeinen, sondern ganz besonders bei denjenigen, die sich jetzt in leidenschaftlichen Vorwürfen gegen die Regierung nicht genugtun können, weil sie mit dieser ihrer Agitation geschwiegen haben, als es Zeit war zu reden, nämlich als der Reichstag sich immer von neuem für die Aufhebung des Paragraphen erklärte, und mit ihrer Arbeit erst anfingen, als es zu spät war. Man lebt eben nicht umsonst in einem Verfassungsstaat, sondern jeder einzelne Wähler hat sein Stückchen Verantwortung mit zu tragen. Die bequeme Methode, die Regierung handeln zu lassen, und wenn man mit ihr unzufrieden war, sich durch tüchtiges Schimpfen Luft zu machen, gehört in den absolutistischen Staat, hat aber heute ihre Berechtigung verloren. Bei den Wahlen hätten alle die geehrten Herren, die jetzt so kräftige Worte zu finden wissen, sich regen sollen, um andere Parteiverhältnisse bei uns zu schaffen. Damals aber hat man von ihnen nichts gespürt, und die Wahlen haben sich in der alten verbrauchten Partei-

schablone vollzogen, von der jedermann weiß, daß, solange sie erhalten wird, Aenderungen des Kurses nicht zu erwarten sind. Die Anregung, die in diesen „Jahrbüchern“ zu einer kräftigen Neubildung gegeben wurde, ist so gut wie ohne Erfolg geblieben.

Betrachtet man die Lage von diesem kühlen, realpolitisch unparteiischen Standpunkt aus, so wird die ganze Situation nicht nur verständlich, sondern auch die Taktik aller einzelnen Gruppen und Personen findet ihre relative Rechtfertigung.

Die Nationalliberalen und der Evangelische Bund haben ganz recht mit den flammenden Protesten, die sie dem Herrn Reichskanzler ins Gesicht geschleudert haben. Mag auch Herr von Bennigsen selber und eine ganze Anzahl anderer Nationalliberaler für die Aufhebung des Paragraphen gestimmt haben: wenn man jetzt geschwiegen hätte, so würde dem Zentrum garnicht einmal zum Bewußtsein gekommen sein, wie groß die Konzession ist, die es erlangt hat; sein Appetit auf Beute würde mit unheimlicher Schnelligkeit sich von neuem gemeldet haben; unser Schul- und Bildungswesen würde noch viel schneller unter die Obhut der römischen Mutter geraten, als es ohnehin der Fall ist.

Etwas weniger laut als die Nationalliberalen haben die Konservativen protestiert, auch nicht so sehr gegen die Aufhebung des § 2, wie gegen die wachsenden und wachsenden administrativen Konzessionen an die katholische Kirche — mit Recht, da diese Partei ihre inneren Beziehungen zum Zentrum nicht völlig verleugnen kann, doch aber zu gut protestantisch ist, um nicht auch einen gewissen Widerstand zu leisten.

Dem Zentrum ist, von konservativer Seite namentlich, zum Vorwurf gemacht, daß es das, was es für das Reich tue, nicht in wahrer innerer Treue und aus sachlichen Erwägungen gebe, sondern sich Punkt für Punkt immer nur durch Konzessionen abhandeln und abringen lasse. Ganz richtig, aber wie soll denn das Zentrum anders handeln, wenn es seine Ziele erreichen und seine Anschauungen durchsetzen will? Alle solche Vorwürfe werden nicht verhindern, daß das Zentrum bei seiner bisherigen Taktik kühl und berechnend verbleibt.

Schließlich der Herr Reichskanzler: so gewiß die Taktik verlangt, daß man auf ihn schilt, so gewiß verlangt auch die Taktik, daß er so handelt, wie er gehandelt hat. Er ist der Vertreter des Reiches in seiner Gesamtheit und darf und kann sich durch nichts anderes bestimmen lassen, als durch die Bedürfnisse und die Erfordernisse der deutschen Reichspolitik. Die „Wartburg“ hat sich die Geschmacklosigkeit erlaubt, ihn mit dem ersten deutschen Jesuiten, Peter Canisius, zusammenzustellen und seine Politik dadurch zu erklären, daß er [illegible] seiner Häuslichkeit von katholisch-italienischer Luft [illegible]weht werde. [illegible] kaum anzunehmen ist, daß der Herr Superinten[illegible] [illegible] Meyer [illegible] [illegible]nlichkeit des Grafen Bülow wirklich so wen[illegible] — selb[illegible] [illegible]rheit dieser [illegible]nation zu glauben, so lie[illegible] [illegible]r, auf den [illegible]sdruck

„jesuitisch" wohl auch nicht so unpassend angewandt wäre, und ich möchte meine verehrten Freunde vom „Evangelischen Bunde" doch einigermaßen warnen, sich auf diese Pfade zu begeben und sie bitten, Herrn Superintendenten Meyer darauf aufmerksam zu machen, daß es für eine Vereinigung wie den „Evangelischen Bund" Grenzen der Polemik gibt, die nicht überschritten werden dürfen.

Freilich, das dürfen wir uns keinen Augenblick verhehlen, und das wird sich auch der Herr Reichskanzler nicht verhehlen, daß jede Konzession, die er dem Zentrum macht, seine Stellung bei dem evangelischen Teil der Bevölkerung des Deutschen Reiches schwächt und schädigt. Fürst Bismarck hat es ja fertig gebracht, der katholischen Kirche noch ganz andere Konzessionen zu machen, ohne deshalb das Vertrauen der evangelischen Bevölkerung zu verlieren: er ließ die Kulturkampfgesetze Stück für Stück aufheben, er schickte den Kronprinzen nach Rom, um dem Papst seine Aufwartung zu machen, er rief den Papst an, direkt bei einer Frage der inneren deutschen Gesetzgebung, dem Septennat, zu intervenieren, und tat das Menschenmögliche, das politisch-soziale Ansehen des heiligen Stuhles in den Augen der Völker zu heben; der „Kladderadatsch" bildete einmal die Säule auf der Harzburg ab, wie der Blitz in sie einschlägt und das Wörtlein „nicht" in dem Spruch: „Nach Kanossa gehen wir nicht" zerstört — der erste Kanzler kam über das alles hinweg, nicht nur weil er der Reichsgründer und weil der Schatz an Vertrauen, den er aufgesammelt, unerschöpflich war, sondern weil er auch immer wieder Mittel und Wege fand, den Protestantismus zu beruhigen und seiner Zukunft zu versichern. Jeder seiner Nachfolger hat es in diesem Punkt viel schwerer. Nicht nur ist er eben nicht Bismarck, sondern jeder weitere Schritt der Annäherung an den Ultramontanismus ist auch sachlich etwas viel Bedeutsameres, eben weil schon so viel vorhergegangen ist. Ich bin nicht in der Lage, mir einen Reichskanzler vorstellen zu können, der, solange das deutsche Volk nicht andere Volksvertreter wählt, dem Zentrum gegenüber eine andere Politik verfolgen könnte, als es Graf Bülow tut, aber ich verhehle mir auch nicht, daß diese Politik des Lavierens zwischen zwei so absoluten Gegensätzen wie Katholizismus und Protestantismus unendlich schwierig ist und von Jahr zu Jahr schwieriger wird. Gerade je mehr man einsieht, daß die Opposition des Evangelischen Bundes von Grund aus berechtigt und notwendig ist und die Politik des Reichskanzlers ebenso berechtigt und ebenso notwendig, um so ernster werden die Züge, mit denen das konfessionelle Problem im Deutschen Reiche uns anschaut. Diejenigen, die vom Reichskanzler verlangen, er solle eben die Politik des Lavierens aufgeben und eine entschlossene, konsequente protestantische Politik machen, wie sie dem Grundcharakter des Deutschen Reiches und des preußischen Staates entspricht, sind wie jener wohlwollende Fürst, über den Bismarck so gern spottete, daß er seinem Minister befohlen habe, sein Volk glücklich zu machen, ohne über das „Wie" etwas hinzuzufügen.

Trotzdem darf man die Erregung nicht gering schätzen oder beiseite schieben; diese Aufwallung des protestantischen Gefühls ist ein höchst bedeutsames, wichtiges und sogar wünschenswertes Moment, so wünschenswert, daß man es dem Grafen Bülow sogar als Verdienst anrechnen könnte, den schläfrigen Protestantismus etwas angestachelt zu haben. Aber freilich, wenn sich die ganze Erregung in einigen Schelt-Resolutionen auf die Regierung verläuft, so wird man endlich doch nur ein verächtliches Achselzucken dafür übrig haben und sich damit trösten, daß schließlich dieser Reichskanzler, in der Art, wie er seine Position verteidigte, turmhoch über all den Gegnern stand, die ihn angegriffen haben.

Irgend eine Hoffnung auf Besserung, auf Aenderung der gegenwärtigen Politik sehe ich, rund und offen herausgesagt, nicht. Die Schlaffheit in unserem Volke ist, wie namentlich die letzten Landtagswahlen gezeigt haben, vorläufig unüberwindlich: man kann sich zu dem einzig möglichen Rettungsweg, einer andern Stellung zur Sozialdemokatie, nicht entschließen. So werden wir denn auf dem jetzigen Pfade der Klerikalisierung unseres Bildungs- und Erziehungswesens wohl noch manche Etappe zurückzulegen haben. Das ist ja die verhängnisvolle Konsequenz des exklusiven Staatsschulprinzips, zu dem man sich in Deutschland bekennt, das unser Schulwesen groß gemacht hat, und das jetzt auf ihm lastet. Regieren die Liberalen im Parlament, so müssen sich die katholischen und orthodoxen Eltern gefallen lassen, daß ihre Kinder in der Schule in liberalem Sinne erzogen werden; wie sehr haben katholische Eltern darunter im der Kulturkampfzeit geseufzt! Jetzt hat sich das Blatt gewandt, und nun seufzen die Liberalen. Mir scheint, man sollte allmählich darauf denken, ob dieser Zwang, dieses Staatsschul-Monopol, nicht prinzipiell soweit zu erleichtern ist, daß die wechselnden Parlaments-Majoritäten sich nicht so sehr auf dem Gebiete der Pädagogik geltend machen können. Es ist umso notwendiger, diesem Gedanken nahezutreten, als man ja jetzt auch weiß, wie wenig dem Liberalismus der Liberalen zu trauen ist. Ich habe doch einigen Spott nicht unterdrücken können, als ich die pompösen Tiraden der Herren von Eynern und Friedberg las, die die Freiheit der Wissenschaft und im besondern der Professoren, vor den zurückkehrenden Jesuiten bewahren wollten. Welcher nationalliberale Abgeordnete war es doch, der seinerzeit zum Kampf drommetete gegen die Professoren, die den Sozialdemokraten angeblich Helfershelferdienste leisteten? Es war Herr von Eynern, und der Abgeordnete Friedberg war es, unter dessen Führung die nationalliberale Fraktion mitwirkte bei dem schwersten Schlag, der die Freiheit der Wissenschaft an unseren Universitäten seit vielen Jahrzehnten betroffen hat: dem Privatdozenten-Gesetz. Freilich, wenns theologische Dogmen gilt, da sind die Nationalliberalen trefflich liberal, wenn aber der Kapitalismus seinen Geldbeutel bedroht sieht, dann ist die Lehrfreiheit auf den akademischen Kathedern durchaus nicht mehr ein so unantastbares Heiligtum. Dieses Privatdozenten-Gesetz darf und wird die

deutsche Bildung den Nationalliberalen niemals vergessen und gerade in einem solchen Moment wie die jetzige Jesuitendebatte muß man daran erinnern, um sich klar zu machen, daß schließlich die Parteien samt und sonders intolerant sind, nicht bloß die Ultramontanen und die Sozialdemokraten, sondern auch die sogenannten „Liberalen". Der Unterschied ist nur, daß die eine Partei diese, die andere jene Stelle hat, wo sie sterblich ist und wo sie die Kritik der freien Wissenschaft fürchtend, die Freiheit etwas einschränken möchte. Die amerikanischen Universitäten wissen ja ebenfalls ihr Lied davon zu singen, wie vor gewissen Ansichten der Stifter und Geldgeber die Freiheit der Meinung halt machen soll. Gerade wie unsere Regierung das Reichsinteresse suchen muß durch die Parteien hindurchzulavieren, sich bald an dieser, bald an jener reibend oder stützend, so muß die Wissenschaft ihre Freiheit zu wahren suchen, indem sie eine Partei gegen die andere ausspielt.

* * *

Von demselben realpolitischen Standpunkt aus, den wir uns eben bemüht haben in der Jesuitenfrage zur Geltung zu bringen, möchte ich auch den Gesetzentwurf über das Ansiedlungswesen in den Ostmarken, der jetzt im Landtag beraten wird, einer Prüfung unterziehen. Meine Gesamtauffassung unserer Ostmarkenpolitik kann dabei ganz außer Spiel bleiben, und es braucht mit keinem Worte davon die Rede zu sein. Dieser Gesetzentwurf ist aber selbst vom Standpunkt der gegenwärtigen Politik so anfechtbar und birgt so große Gefahren, daß ich es nicht unterlassen kann, auch so meine warnende Stimme zu erheben, umsomehr, als an dem unrichtigen Grundgedanken des Entwurfs die Wissenschaft und speziell die Historie, meine eigene Wissenschaft, nicht ohne Schuld ist, und eine Richtigstellung in dieser Beziehung vielleicht auch jetzt noch von Wirkung sein könnte.

Die Regierung hat sich überzeugt, daß die 450 000 000 Mark, die für die deutsche Kolonisation in den Ostmarken ausgeworfen sind, neben anderen Gründen auch deshalb ihre Wirkung verfehlen, weil die Polen in noch viel höherem Maße als es aus diesen Fonds geschieht, deutsche Güter ankaufen und polnisch besiedeln, sodaß der deutsche Grundbesitz statt sich zu vermehren, sich fortwährend vermindert. Das zu verhindern, soll künftig für den an sich rein privatrechtlichen Akt einer Ansiedlung eine Erlaubnis notwendig sein, und die Absicht ist, den Polen solche Erlaubnis künftig nicht mehr zu geben. Die Vorstellung, die dabei, wie bei dem ganzen Kolonisationswesen zugrunde liegt, ist, daß der Grundbesitz über den nationalen Charakter eines Landes entscheide, und daß, wenn man nur den Grundbesitz gewinne, man das Land sicher in der Hand habe.

Diese Vorstellung nun ist falsch. Man stellte sich früher wohl vor, daß in unabsehbaren Scharen die deutschen Bauern über die Elbe gezogen

seien und Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Sachsen, Schlesien, Preußen germanisiert hätten; neuere Spezialuntersuchungen*) aber haben gelehrt, daß die Einwanderung von Bauern nur gering gewesen ist, die eigentlichen Träger der Kolonisation und Germanisation waren die Herren, die Großgrundbesitzer, die Geistlichkeit und namentlich die Städte. Ich selber habe die entsprechende Untersuchung in meiner „Geschichte der Kriegskunst“ für das römische Reich gemacht, wo ja die ungeheuere Tatsache vorliegt, daß binnen wenig hundert Jahren der kleine latinische Stamm in Mittelitalien ganz Italien, Gallien, Spanien und Afrika entnationalisierte und latinisierte. Die äußere Welteroberung der Römer und diese innere Welteroberung stehen in einem Zusammenhang, dem ich bei meinen Untersuchungen notwendig nachgehen mußte **) und das Ergebnis ist, daß bäuerliche Kolonisationen dabei nur in Italien eine gewisse Rolle spielen, in den andern Ländern so gut wie gar keine. Auch die Armee und das Beamtentum kommen kaum in Betracht; in ganz Gallien standen in der Kaiserzeit nur 1200 Soldaten; die Träger der Latinisierung sind ausschließlich die Städte und die sich freiwillig latinisierenden eingeborenen Aristokratien. Die städtische Intelligenz, das städtische Kapital, die geistige Regsamkeit und der Verkehr, der die Städte zu den Mittelpunkten des Landes macht, unterwirft sich, falls nicht irgend eine Gegenwirkung erfolgt, mit der Zeit die Landbewohner. Der Gedanke, den der Minister von Rheinbaben einmal aussprach, man müsse die Städte in der Ostmark mit einem Kranz deutscher Dörfer umgeben, um sie deutsch zu machen, ist also nicht nur unausführbar — denn wo sollten die vielen Hunderttausende deutscher Bauern, die dazu nötig wären, herkommen? — sondern er ist auch prinzipiell unrichtig, weil die Bauernschaften auf den Charakter der Städte einen solchen Einfluß garnicht haben; im Gegenteil, es ist die Gefahr vorhanden, daß deutsche Bauernschaften in der Nähe polnischer Städte in Zukunft einmal von diesen polonisiert werden.

Wird nun der neue Entwurf Gesetz, und wird das Gesetz energisch durchgeführt, was wird die Folge sein? Die Polen, denen durch den Einspruch der Regierung die Ansiedlung auf dem Lande unmöglich gemacht wird, verschwinden doch darum nicht, sie suchen sich einen andern Erwerb, und wo sollen sie anders bleiben als in den Städten? Mit dem kleinen Kapital, das ihnen den Bauerhof erwerben sollte, fangen sie statt dessen ein Gewerbe an und werden Konkurrenten der jetzt noch so zahlreich in den Ostmarken lebenden kleinen deutschen Gewerbetreibenden; für die nötige

*) Theodor Rudolph, Die niederländischen Kolonien der Altmark Brandenburg im XII. Jahrhundert. Berlin, Walther und Apolant. 1888.
W. von Sommerfeld, Geschichte der Germanisierung des Herzogtums Pommern oder Slavien. Leipzig, Duncker & Humblot. 1896.
Bernhard Guttmann, Die Germanisierung der Slawen in der Mark. (Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Jahrg. 1897.)

**) Geschichte der Kriegskunst. Band II. S. 161, 165, 207, 221.

Ausbildung sorgen die polnisch-patriotischen Vereine. Die Landwirtschaft ist ein Beruf, in dem die Konkurrenz keine Rolle spielt; ein Bauer besteht neben dem andern und sie verkaufen zu gleichen Preisen; in den städtischen Gewerben aber ist die Konkurrenz das entscheidende: Des Einen Brot ist des Andern Tod. Das Aufblühen des neuen polnischen Mittel- und Gewerbstandes, unterstützt durch die deutschen Schulen, die Doppelsprachigkeit, die deutsche Technik, den deutschen Rechtsschutz ist ja fast das wichtigste Stück der polnischen Gefahr für uns; der polnische Boykott, genährt durch die Leidenschaftlichkeit des Nationalitätenkampfes, führt jedem neuetablierten polnischen Handwerker und Krämer sofort eine Kundschaft zu, die dem deutschen Mitbürger, der sie bis dahin hatte, entzogen wird. Das ist einer der wesentlichsten Gründe für das Abwandern der deutschen Geschäftsleute aus den Ostmarken. Das neue Gesetz muß diese Bewegung ungemein verstärken und es ist klar, daß wenn auf diesem Wege die Städte und Städtchen erst polonisiert und das deutsche Element bis auf ein paar Beamte und Lehrer verdrängt ist, die deutschen Bauern, gering an Zahl, wie sie sind, das Land nicht retten können, sondern allmählich ebenfalls der Polonisierung verfallen werden. Der Erfolg wird also sein, daß man polnische Landbewohner von Stellen, wo sie schädlich sind, dislociert an andere, wo sie noch viel schädlicher sind.

Man lasse sich nicht täuschen durch den heftigen Widerspruch, den die Polen gegen das Gesetz erhoben haben, als ob das ein genügender Beweis sei, daß diese Politik sie auch drücken werde. Diese Opposition der Polen ist nur ein Beweis für ihre Klugheit: sie werden sich schwerlich darüber täuschen, welchen Vorteil ihnen das Gesetz verheißt, aber sie wollen gleichzeitig auch den andern Vorteil einheimsen, das Element der Ungerechtigkeit, die in einem solchen Eingriff ins Privateigentum immer liegt, zu weiterer Anstachelung der politisch-nationalen Leidenschaften auszunutzen: man stelle sich vor, welch eine Waffe der Agitation unter den drei Millionen Polen der stete Hinweis, daß hier die verfassungsmäßige Gleichheit der Staatsbürger verletzt sei, bilden muß. Eine solche Agitation und nicht einmal irgend ein Vorteil, sondern schwerste Schädigung des Deutschtums wird die unausbleibliche Folge dieses Gesetzes sein. Ich sehe in ihm das Todesurteil für das Deutschtum in den Ostmarken.

Noch ist nicht alle Hoffnung verloren, das Verderben abzuwenden. Die Kommission des Herrenhauses hat den Entwurf doch nur gegen eine starke Minorität angenommen. Die Landwirtschaft im Osten fühlt, daß sie durch die Beschränkung der Ansiedelung auf die wenigen hundert Deutschen, die jährlich zur Verfügung stehen, schwer geschädigt werden kann. Sogar die „Ostmark“ hat wegen der unerhörten diskretionären Gewalt, die der Regierung eingeräumt wird, Bedenken geltend gemacht. Tun sich in der Erkenntnis der heraufziehenden Gefahr Bürgertum und Landwirtschaft in den Ostmarken zusammen und erheben ihre Stimme, so ist es nicht ausgeschlossen, das Gesetz noch im Landtag zu Fall zu bringen.

* * *

Mit dem russisch-japanischen Krieg steht es heute nach fünf Wochen noch genau auf demselben Fleck, wie bei der Drucklegung unseres vorigen Heftes. In der ganzen Zeit ist keine größere Aktion weiter erfolgt; jetzt aber naht eine wesentliche Entscheidung.

Die Japaner haben über sechs Wochen Frist gehabt, für den Aufmarsch ihrer Armee auf dem Festlande. Ihre Mobilmachung muß am 9. Februar bereits ziemlich weit vorbereitet gewesen sein, die Schiffe, die die Truppen übers Meer führen sollten, bestimmt und bereit. Die Fahrt beträgt nur ein bis zwei Tage, die Truppen konnten in mehreren Häfen gleichzeitig eingeschifft werden. Der Haupt-Ausschiffungsplatz und zugleich der von der russischen Aufstellung entfernteste, ist der Hafen von Söul, Tschemulpo; von dort bis an den Yalu ist 50 Meilen oder drei bis vier Wochen Marschieren. Fünf bis sechs Wochen nach Ausbruch des Krieges war also der Termin, wo die Japaner, nachdem sie Korea als Aufmarschgebiet gewählt hatten, zu einer Aktion am Yalu gelangen konnten, und es ist in keiner Weise ein Zeichen von Untätigkeit oder Schwäche, daß bisher nichts geschehen ist. Es ist auch sehr gut möglich, daß noch weitere acht bis vierzehn Tage vergehen, ohne daß etwas geschieht, und ohne daß deshalb die japanische Heeresleitung ein Vorwurf trifft. Große Armeen in einem wegearmen Lande bewegen sich langsam und können von tausend Zufälligkeiten aufgehalten werden. Es ist auch möglich, daß die Japaner am Yalu nicht eher angreifen wollen, als bis sie gleichzeitig im Rücken der Russen eine Landung ausführen können. Dazu aber müssen sie das Aufgehen des Eises an der Küste abwarten und es heißt, daß der Wettergott den Russen günstig ist, und das Eis in diesem Jahr viel länger steht, als es sonst zu geschehen pflegt. Alle diese Umstände und Möglichkeiten in Betracht gezogen, muß aber doch bis, sagen wir Mitte April, neun Wochen nach der Kriegserklärung, spätestens der erste Schlag zu Lande fallen, wenn die Japaner strategisch-administrativ ihrer Sache gewachsen sind. In einer solchen Zeit muß eine Heeresleitung, die es mit einer Riesenmacht wie Rußland aufnehmen will und den Kriegsschauplatz vor der Tür hat, es dahin bringen können, daß sie an irgend einem Platz eine große Macht beisammen hat und gegen den Feind führt. Das ist die Entscheidung, von der ich meine, daß sie notwendig in der nächsten Zeit fallen muß. Haben die Japaner in diesen, sagen wir vierzehn Tagen, oder sagen wir auch, um uns an keinen Tag zu binden, drei Wochen, noch immer keinen Erfolg zu Lande gehabt, so ist damit entschieden, daß ihre Heeresleitung oder Heeresverwaltung minderwertig ist. Nach einer solchen Nicht-Leistung der Japaner würde man mit ziemlicher Sicherheit annehmen dürfen, daß die Russen schließlich die Oberhand behalten; mögen sie noch diesen oder jenen Nachteil erleiden, es ist dann klar, daß ihre Gegner zu langsam sind, um die Chance, die ihnen die weite Entfernung der Russen von ihrer Basis bietet, auszunutzen. Den

wirklichen vollen Sieg können die Japaner, einer Macht wie Rußland gegenüber, nur erlangen, wenn sie ihn schnell erlangen.

Angenommen nun, die japanische Armee, über deren Bewegung und Stellung man ja so gut wie nichts weiß, stehe heute bereits nahe am Feinde, ducke sich bereits zum Sprunge, und wir erhielten die Nachricht von einem großen Erfolge, so ist damit noch nicht in demselben Sinne die Sache für die Japaner entschieden, wie sie im entgegengesetzten Fall für die Russen entschieden wäre. Es ist immer noch nicht unmöglich, daß die Russen, sobald sie sehen, daß die japanische Uebermacht sich naht, der großen taktischen Entscheidung vorläufig ausweichen; ja selbst eine ziemliche Niederlage im freien Felde bedeutet für sie noch nicht so sehr viel. Sie können an der Eisenbahn entlang zurückgehen, konzentrieren sich dadurch und nähern sich ihren Verstärkungen. Diesem ersten Akt des Landkrieges, auch wenn die Japaner in ihm die Oberhand behalten, würde erst der zweite Akt und die zweite Probe folgen, wie weit nämlich die Insulaner fähig sind, mit einer großen Armee in das Innere dieses schwierigen Gebietes einzudringen. Nur wenn sie sehr weit, zum wenigsten bis über Charbin, das ist so weit wie von der Nordsee bis nach Insbruck, hinaus die Russen verfolgen und mittlerweile Port Arthur und Wladiwostok belagern und nehmen, nur dann haben sie wirklich gesiegt und den Russen das Wiederkommen so gut wie unmöglich gemacht.

Merkwürdig unsicher erscheint fortdauernd die Haltung der Chinesen; sie sollen ihre europäisch gebildeten Truppen an die Nordgrenze vorgeschoben haben und die Russen hegen den Verdacht, daß sie in dem Augenblick, wo die Japaner den ersten Landerfolg davongetragen haben, sich ihnen anschließen und ebenfalls losschlagen werden. Man traut den Chinesen ja keine militärischen Leistungen zu, ich möchte aber doch erwähnen, daß zwei Autoritäten ersten Ranges jüngst den Söhnen des Himmlischen Reichs ein ganz anderes Prognostikon gestellt haben. Lord Wolseley in seinen Memoiren („The story of a soldiers life") sagt von ihnen, sie hätten alles Zeug zu guten Soldaten und Seeleuten; es brauche bloß ein Peter der Große oder Bonaparte unter ihnen aufzustehen, um sie dazu zu machen, und ganz dasselbe sagt der General Frey, der Kommandant des französischen Korps im jüngsten Chinakriege in seinem Buch „L'armée chinoise. L'armée ancienne, nouvelle et dans l'avenir"; er prophezeit ihnen eine große militärische Zukunft. So groß die Autorität dieser beiden Sachkenner ist, ich möchte doch zweifeln, ob man ihnen folgen darf; jedenfalls wäre ein Schluß von den militärischen Leistungen der Japaner auf die Möglichkeit, dasselbe von ihren Stammverwandten, den Chinesen, zu erwarten, verkehrt. In den Japanern ist ein uralter kriegerischer Sinn durch alle Jahrhunderte erhalten worden durch eine besondere Kriegerkaste, die Samurai, die ganz dieselben Begriffe von Tapferkeit, Ehre und Treue wie unsere mittelalterliche Ritterschaft hegte und sogar bis zu der barbarischen Verzerrung des Selbst-

mordes aus Ehre, des Harikiri, übertrieb. Von dem Geist dieser Samurai ist sehr viel auf den ganzen japanischen Volksgeist übergegangen. In Tugenden sowohl wie in Fehlern hat die historische Entwicklung den Japanern den ritterlich-kriegerischen, den Chinesen den kaufmännisch-unkriegerischen Charakter aufgedrückt.*) Solche Entwicklungen von Jahrhunderten sind nicht so leicht in einer Generation wieder korrigiert.

Merkwürdiger als die unmittelbaren Meldungen vom Kriegsschauplatz sind in dieser Zeit die Symptome einer Stimmungsänderung in den nächstbeteiligten Völkern gewesen: die englische und die russische Presse, die sich vor und unmittelbar nach dem Kriegsausbruch in der schärfsten Weise befehdete, hat beiderseits angefangen, sehr viel sanftere Töne anzuschlagen. Dies Verhalten läßt verschiedene Deutungen zu. Der große anfängliche Erfolg der Japaner zur See könnte bereits bei den Engländern die Empfindung erregt haben, daß ein gar zu großer Sieg der guten Freunde auch für die Engländer schließlich unbequem werden würde, und die Russen wiederum, erschrocken über die Größe ihrer Niederlage, könnten es für gut halten, zunächst den Engländern gegenüber etwas abzuspannen. Das wäre die einfachste Erklärung; es könnte aber auch viel Größeres dahinter stecken. Die Russen könnten sich bereits darauf vorbereiten, die Position im fernen Osten, die nun einmal auf schweren Rechenfehlern, der Ueberschätzung des wirtschaftlichen Wertes und der Unterschätzung des japanischen Widerstandes, aufgebaut ist, definitiv aufzugeben und sich nach einem Ersatz umzusehen. Denn das ist klar, daß es für einen Staat wie Rußland schlechthin unmöglich ist, eine Niederlage von einem Feinde wie Japan einfach einzustecken. An dem Besitz am Gelben Meer selbst liegt wenig. Eine russische Zeitung hat jüngst schon ganz richtig ausgeführt, daß nach einem Siege Rußland Japan einen sehr billigen Frieden und sogar eine Position in Korea gewähren könne, aber was Rußland schlechthin nicht ertragen könne, sei die Niederlage, denn die Niederlage am Sungari sei zugleich die Niederlage in Tibet, in Afghanistan, in Persien, in Konstantinopel auf dem Balkan. Die natürlichste Stelle, wo Rußland sich für den Verlust der Mandschurei Entschädigung holen könnte, wäre in Afghanistan und Persien. Für einen Marsch bis nach Indien reichen die russischen Finanzen schwerlich aus, aber Afghanistan und Persien kann der Zar ohne weiteres okkupieren, wenn er es auf einen Krieg mit England ankommen lassen will. Eine große russische Armee ist im afghanisch-persischen Grenzgebiet

*) Bei dem Interesse, das Japan heute erregt, möchte ich unsere Leser auf ein Büchlein aufmerksam machen, in dem ein Japaner selbst uns Europäern in die japanische Denkweise und das Verständnis des japanischen Volkscharakters einzuführen versucht. „Bushido, die Seele Japans", von Professor Dr. Inazo Nitobé in Tokyo. Deutsch von Ella Kaufmann. Shokwabo. Tokyo. 1901. Der Verfasser hat eine erstaunliche Belesenheit und ein höchst feines psychologisches Verständnis; man kann ungemein viel und nach vielen Seiten aus dem kleinen Buche lernen und muß schon selber recht viel völkerpsychologische und historische Kenntnis haben, um den Punkt herauszufinden, wo der Europäer schließlich dem japanischen Idealisten sein „Aber" entgegensetzt.



bereits aufmarschiert. Würde England den Krieg darüber aufnehmen? Mit den Russen in Afghanistan oder gar in Persien zu schlagen, dürfte es schwerlich die Kraft haben. Gibt Rußland seinerseits die Position am Gelben Meer auf, so ist es für England so gut wie unangreifbar, und etabliert es sich in Afghanistan, so ist in Zukunft Indien aufs furchtbarste bedroht, sobald die russischen Eisenbahnen bis an die neue Grenze verlängert sind. Die Kriegsvorbereitungen, die Rußland in der Ostsee bereits getroffen hat und die von anderer Seite so gedeutet worden sind, daß sie eventuell die Durchführung des Sieges über Japan bis zum Aeußersten, auch gegen den Einspruch Englands darstellten, könnten ganz umgekehrt die Verlegung des Krieges von dem unerreichbaren Ostasien auf eine für Rußland gelegenere Stelle besagen. Man hätte dann Kuropatkin in die Mandschurei geschickt, nicht sowohl um dort zu siegen, als durch seine Autorität den Rückzug zu decken.

Die Sanftmut der russischen und englischen Presse in diesem Augenblick könnte also die Stille vor dem Sturm bedeuten.

Man wird umso mehr auf solche Gedanken gebracht, wenn man von dem großen französisch-englischen Abkommen hört, an dem die Diplomatie in Paris und London mit Eifer arbeitet. Sollte es in dem Sinne wie verlautet, wirklich zustande kommen, so hätte der Daily Telegraph nicht unrecht, der es schon als das größte der Ereignisse der Politik seit vielen Jahrzehnten preist. Der Inhalt dieses Abkommens soll nach den freilich noch nicht authentischen Verlautbarungen folgender sein: Frankreich verzichtet gegen eine Geldentschädigung auf seine Fischerei-Gerechtsame in Neu-Fundland, über die es bereits seit dem Frieden von Utrecht 1713 mit England in einem immer wieder aufgenommenen Streit liegt. Frankreich erkennt ferner Englands Stellung in Aegypten an. England dagegen überläßt der französischen Politik Siam und Marocco und gewährt ihm in West-Afrika, wo die beiderseitigen Ansprüche überaus hart aufeinanderstoßen, eine Grenzregulierung, die alle französischen Ansprüche befriedigt.

Ueber den Sinn dieses Abkommens, vorausgesetzt daß es wirklich in diesen Grundlinien perfekt wird, kann kein Zweifel sein: England hat sich überzeugt, daß ihm Frankreich als Kolonialmacht nicht mehr gefährlich ist; je größer das französische Kolonialreich wird, desto weniger können die Franzosen es in Zukunft festhalten, weil sie nicht die Menschen dafür haben. Gefährlich kann Frankreich für England nur noch werden als Mitglied einer großen anti-englischen Kontinental-Alliance. Der Möglichkeit dieser Kombination soll es jetzt durch die weitgehendsten Konzessionen, durch die Befriedigung aller seiner Wünsche entzogen werden; denn was Frankreich in dem Abkommen opfert, sind Kleinigkeiten und internationale Rechtsklauseln, was England preisgibt, sind drei große Reiche. Marocco liegt in Spaniens natürlicher Einflußsphäre, und auch Deutschland hat dort sehr große Interessen, aber wenn England sich von Marocco zurückzieht, können Deutschland und Spanien dort den Franzosen schwerlich

widerstehen. Aehnlich steht es in West-Afrika, und in Siam ist ohnehin England der einzige Konkurrent Frankreichs. Was England gewinnt, ist, wie Daily Telegraph es ausdrückt, daß der Seeweg durch das Mittelmeer dadurch eine Straße würde so gefahrlos wie Oxford-Street in London.

Bereitet England sich mit diesem französischen Vertrage auf den Krieg gegen Rußland vor? Man könnte es meinen. Gleichzeitig aber kommen so merkwürdige Nachrichten von einer wiederbeginnenden russischen Hetze gegen Deutschland; nicht bloß die russische Presse ist heute gegen Deutschland fast feindseliger als gegen England, sondern auch der russische Botschafter in Wien Graf Kapnist hat auffällig spitze Aeußerungen gegen Deutschland verlauten lassen. In alle die eben berührten Kolonial-Verhältnisse spielen ja noch als die beiden allerwichtigsten Momente die Frage des nahen Orients, der Türkei und die allgemein verbreitete Furcht vor der Zukunft Deutschlands hinein. Immer wieder werfen sowohl englische wie russische Publizisten die Frage auf, ob nicht Deutschland für ihr Land von allen Rivalen der gefährlichste, von allen Gegnern der zunächst niederzuwerfende sei.*)

Noch ist es dunkel, was für Gestaltungen sich hier endlich ergeben werden; die deutsche Politik scheint völlig passiv, und doch wird Deutschland von allen Seiten verdächtigt und bedroht. Dabei sind wir in unseren Rüstungen weit zurück; unser ganzes Artillerie-Material ist veraltet, das französische Geschütz soll geradezu die doppelte Leistungsfähigkeit des unseren haben. Unser Flottenbauplan aber sieht erst zum Jahre 1917 die Vollendung vor. Sollte die Weltgeschichte so lange warten? Glücklicherweise verlautet, daß die Marine-Verwaltung angesichts des furchtbaren Ernstes der Weltlage in eine neue Prüfung der Frage, ob der Flottenbauplan genügt, bereits eingetreten ist. Der preußische Staat legt jährlich 100 bis 200 Millionen Mark nutzbar an und vergrößert sein Vermögen. Waffen aber sind in dem Vermögen eines Staates wichtiger als Zinserträge und Renten.

27. 3. 04. D.

---

*) Ueber „Das Verhältnis Deutschlands zu England" ist soeben eine sehr ansprechende historisch-politische Studie erschienen von Prof. Heinrich Weber, einem der jüngst an die Posener Akademie berufenen Dozenten. (Verlag der Merzbachschen Verlags-Anstalt zu Posen. 26 S.) Das Schriftchen vereinigt in seltener Weise kosmopolitische Bildung mit nationalem Selbst- und Kraft-Bewußtsein.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

**Schubert, Dr. Johannes.** — Naturwissenschaftliche Grundlagen unserer Weltanschauung. Vortrag. 16 S. Eberswalde, Hans Langewiesche.

**Spenglé, E.** — Novalis. Essai sur l'idéalisme romantique en Allemagne. Paris, Librairie Hachette & Cie.

**von Stendhal-Henry Beyle.** — Renaissance-Novellen. Uebertragen von M. von Münchhausen. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Leipzig, Eugen Diederichs.

**Süddeutsche Monatshefte.** Jahrgang 1. Heft 2. Jahrespreis M. 12,—. Einzelheft M. 1,50. München und Leipzig, Verlag der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H.

**Taine, Hippolyte.** Reise in Italien. Erster Band. Rom und Neapel. Aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

**Thoma, Ludwig.** — Die Wilderer. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,50. München, Albert Langen.

**Tolstoi, Leo.** — Vierzig Jahre. Eine klein-russische Legende. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,50. München, Kleine Bibliothek Langen.

**Unter Gablenz und Tegetthoff 1864.** Eine Festschrift zur vierzigsten Jahresgedenkfeier an die Grosstaten unserer Armee und Marine im deutsch-dänischen Krieg 1864. Herausgegeben von „Danzers Armee-Zeitung." Preis 1 Krone. Wien, L. W. Seidel & Sohn.

**Vierteljahrshefte** für Truppenführung und Heereskunde. Herausgegeben vom Grossen Generalstabe. Jahrgang 1, Heft 1. Mit fünf Skizzen in Steindruck. Jahrespreis M. 15,—. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.

**Was will das werden?** Eine nüchterne Betrachtung, als Vorbereitung für die nächste Reichstagswahl, dem gelernten deutschen Arbeiter gewidmet von P. K. 16 S. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

**Weber, Dr. Heinrich.** — Das Verhältnis Deutschlands zu England. 30 Pf. Posen, Merzbachsche Verlagsanstalt.

**Weech, Friedrich.** — Staatsminister Dr. Wilhelm Nokk. M. 1,—. Heidelberg, Carl Winter.

**Whitman, Walt.** — Grashalme. Aus dem Englischen übertragen von Wilhelm Schölermann. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,—. Leipzig, Eugen Diederichs.

**Wirth, Dr. Albrecht.** — Geschichte Asiens und Osteuropas. (In 8—10 Lieferungen mit Karten und graphischen Darstellungen.) Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.

**Wyneken, K.** — Der Aufbau der Form beim natürlichen Werden und künstlerischen Schaffen. I. Teil. Brosch. M. 6,—, geb. M. 7,—. Dresden, Gerhard Kühtmann.

**Zola, Emile.** — Lili und andere Novellen. Geh. M. 1,—. München, Kleine Bibliothek Langen.

**Adler, Dr. Max.** — Immanuel Kant zum Gedächtnis! Gedenkrede zum 100. Todestage. M. 1,—. Wien, Franz Deuticke.

**Benzmann, Hans.** - Moderne deutsche Lyrik. Brosch. M. 1,—, geb. M. 1,50. Leipzig, Philipp Reclam jun.

**Bergemann, Paul.** - Ethik als Kulturphilosophie. M. 12,—. Leipzig, Th. Hofmann.

**Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters.** Neue Folge: Leben und Wissen. Band 4. Brosch. M. 4,50, geb. M. 5,50. Leipzig, Eugen Diederichs.

**Deutsche Arbeit,** Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang III, Heft 6. M. 1.—. München und Prag, G. D. W. Callwey.

**Deutschland,** Monatsschrift für die gesamte Kultur. Herausgegeben von Graf von Hoensbroech. Jahrgang II, Heft 6. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

**Deussen, Dr. Paul.** — Vedânta und Platonismus im Lichte der Kantischen Philosophie. (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius Gesellschaft. Zwölfter Jahrgang. 3. Stück.) M. 1,—. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

**Eyck, Dr. Erich.** — Der Vereinstag deutscher Arbeitervereine 1863—1868. M. 1,50. Berlin, Georg Reimer.

**v. Frankenberg, Egbert.** — Schwarzrotgold. Roman aus dem 19. Jahrhundert. Brosch. M. 2,—, geb. M. 3,—. Wiesbaden, Rud. Bechtold & Co.

**Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.** Band XXIII, Heft 6: „Molitor, P. Raphael, Der gregorianische Choral als Liturgie und Kunst." Preis des Bandes (12 Hefte) 4,60 Mk., Einzelhefte 50 Pf. Hamm i. W., Breer & Thiemann.

**Fridrichowicz, Dr. E.** — Staatswissenschaften VII. M. 1,60. Berlin, S. Calvary.

**Gallwitz, Hans.** Die Grundlagen der Kirche. Brosch. M. 5,—, geb. M. 6,50. Eisenach und Leipzig, Thüringische Verlags-Anstalt.

**Goldschmidt, L.** — Kant über Freiheit, Unsterblichkeit, Gott. 80 Pf. Gotha, E. F. Thienemann.

**Graevenitz, G. v.** — Goethe, unser Reisebegleiter in Italien. Mit 8 Abbildungen. M. 2,80, geb. M. 4,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

**Handbuch des Deutschtums im Auslande.** Einleitung von Professor Dr. Fr. Paulsen. Statistische, geschichtliche und wirtschaftliche Uebersicht von F. H. Henoch. Adressbuch der deutschen Auslandschulen von Professor Dr. W. Dibelius und Professor Dr. G. Lenz. Mit 5 Karten. Herausgegeben vom Allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande. M. 2,—. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

**Handbuch der Wirtschaftskunde Deutschlands.** Dritter Band: Die Hauptindustrien Deutschlands. M. 30. Leipzig, B. G. Teubner und Th. Hofmann.

**Wilhelm von Humboldts** gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Elfter Band. Geh. M. 6,—, geb. M. 8,—. Berlin, B. Behr.

**Hechtenberg, Dr.** — Fremdwörterbuch des siebzehnten Jahrhunderts. M. 5.—. Berlin, B. Behr.

**Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1903.** Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig, C. F. Peters.

**Jmmisch, O.** — Die innere Entwicklung des griechischen Epos. M. 1,—. Leipzig, B. G. Teubner.

**de Jonge, Dr. M.** — Jeschuah, der klassische jüdische Mann. M. 2,—. Berlin, Hugo Schildberger.
—,— Messias, der kommende jüdische Mann. M. 3,—. Berlin, Hugo Schildberger.

**Jungk, A.** — Entwurf zu einem Lehrplan für höhere Mädchenschulen. M. 0,60. Leipzig, Th. Hofmann.

**v. Kalinowski, Walter Erdmann.** — Der Krieg zwischen Russland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet mit Karten und Skizzen. Erstes Heft. Berlin, Militär-Verlag der Liebelschen Buchhandlung.

**Knögel, Dr. W.** — Voss' Luise und die Entwicklung der deutschen Idylle bis auf Heinrich Seidel. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Lessing-Gymnasiums zu Frankfurt a. M. Ostern 1904. Frankfurt a. M., Enz & Rudolph.

**Koepper, Gustav.** — Handwerks Art — Handwerks Recht. Brosch. M. 2,40. Gotha, Friedrich Emil Perthes.

**Köster, Albert.** — Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. M. 5.—. Berlin, Gebr. Paetel.

**Kunz** (Major a. D.). — Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. Siebzehntes Heft. M. 5,25. E. S. Mittler & Sohn.

**Leipzig im Jahre 1904.** Herausgegeben aus Anlass der Beteiligung Leipzigs an der Weltausstellung in St. Louis. In Originaleinband M. 5.—. Leipzig, J. J. Weber.

**Lembke, Fr.** — Bürger- und Rechtskunde des Handwerkers. Präparationen für die Mittelstufe der gewerblichen Fortbildungsschule. 133 S. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.

—.— Buchführung und Gesetzeskunde für Handwerker. Zugleich ein Leitfaden zur Vorbereitung auf die Meisterprüfung. M. 2,—. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.

—.— Gesetzsammlung für Handwerker. M. 1,60. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.

**Lex, Dr. Michael.** — Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist. Brosch. M. 4,—, geb. M. 5.—. München, C. H. Beck.

**Lochmann, Dr. E.** — Friedrich der Grosse, die schlesischen Katholiken und die Jesuiten seit 1756. M. 1.80. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

**Militär-Lexikon.** Handwörterbuch der Militärwissenschaften. Ergänzungsheft II mit 41 Textillustrationen, Tabellen und einem doppelseitigen Tafelbild. 80 S. Berlin, Martin Oldenbourg.

**Müller, Dr. Hugo.** Das höhere Schulwesen Deutschlands am Anfang des 20. Jahrhunderts. M. 2. Stuttgart, Chr. Belser.

**Moltkes Militärische Werke.** Herausgegeben vom Grossen Generalstabe. Kriegsgeschichtliche Abteilung I. Gruppe III. Dritter Teil: Der Italienische Feldzug des Jahres 1859. Mit 2 Uebersichtskarten, 5 Skizzen und 20 Handzeichnungen. M. 10,—, geb. M. 14,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

**Otto, Helene.** — Sagen und Märchen. M. 2,25. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

—.— Die Nibelungensage. In der Sprache der Zehnjährigen erzählt. 1. Band: Sigfridsage. 2. Band: Hildebrantssage. Jeder Band M. 2.— (Geschenkausgabe in Ganzleinen). Leipzig 1904, Verlag von K. G. Th. Scheffer (Hauslehrerverlag).

**Petschow, Alfred.** — Das amerikanische Zollgesetz und der deutsche Handel. M. 1,—. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

**Philippson.** — Das Mittelmeergebiet, seine geographische und kulturelle Eigenart. M. 6,—. Leipzig, B. G. Teubner und Th. Hofmann.

**Räschke.** — Aus der Keilschrift in die Kerlschrift. Rostock, Stiller'sche Hofbuchhandlung.

**Schiemann, Theod.** — Geschichte Russlands unter Kaiser Nicolaus I. Band I. Brosch. M. 14,—. geb. M. 16,—. Berlin, Georg Reimer.

**Schillers sämtliche Werke.** Säkular-Ausgabe in sechzehn Bänden. 1. Band. M. 1.20. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.

**Schultz, Aug. Heinr.** — Periander und sein Sohn. Dramatische Dichtung. Berlin, Schuster & Loeffler.

**Schwartz und Strutz.** — Der Staatshaushalt und die Finanzen Preussens. Band II und III. Berlin, J. Guttentag.

**Sternberg, Dr. Theodor.** — Allgemeine Rechtslehre. Erster Teil: Die Methode. Zweiter Teil: Das System. (Sammlung Göschen). Jeder Band M. 0.80. Leipzig, G. J. Göschen.

**Stilgebauer, Edward.** — Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend. I. Mit tausend Masten. Berlin, Rich. Bong.

**St. Louis und die deutschen Künstler.** Offizieller Bericht des Haupt-Vorstandes der Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft über den Streit mit den Sezessionen. Dresden, C. Heinrich.

**Strieder, Dr. Jacob.** — Zur Genesis des modernen Kapitalismus. Preis M. 5.—. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Stutz, Dr. Ulrich.** — Kirchenrechtliche Abhandlungen. Heft 9: Dr. Karl Meister, Das Beamtenrecht der Erzdiözese Freiburg. M. 6,—. Stuttgart, Ferdinand Enke.

**Süddeutsche Monatshefte.** I. Jahrg., 3. Heft. M. 1,50. München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte, G. m. b. H.

**v. Verdy du Vernois, J.** — Studien über den Krieg. Dritter Teil: Strategie. Drittes Heft: Einzelgebiete der Strategie, I. Gruppe: Operationsobjekte, -Basis und -Linien. 2. Abt. Operationsbasis. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.

**Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Steiermark.** XVII. Dr. Albert Starzer, Die landesfürstlichen Lehen in Steiermark von 1421—1546. XVIII. Dr. Alois Lang, Beiträge zur Kirchengeschichte der Steiermark und ihrer Nachbarländer. XIX. Dr. Anton v. Pantz, Beiträge zur Geschichte der Innerberger Hauptgewerkschaft. Graz, Selbstverlag der Historischen Landes-Kommission.

**Viereck, L.** — Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,—. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

---

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW., Lindenstr. 3.

# Ralph Waldo Emerson.

Von

**Alma v. Hartmann.**

Wenn wir in dem Beziehungsnetz, in das wir uns hereingestellt finden, einen Faden entdecken, der sich mit einem anderen fester verknüpft, als wir gedacht haben, so erregt das unser Interesse und Wohlwollen. Und das Beziehungsnetz, in das die Kulturvölker zu einander gestellt sind, hat mit der Zeit und durch die Erleichterung des Verkehrs eine solche Feinheit und Dichtigkeit gewonnen, daß unsere Seele sich stets von allen Seiten umgarnt und umworben fühlt und eine immer feinere Reaktionsfähigkeit gewinnt. Namentlich wir Deutschen, die wir uns trotz unseres eigenen großen Reichtums stets um die Aneignung fremder Literaturgebiete emsig bemüht haben, sind das Vermittlervolk par excellence und von jeher aufmerksame Beobachter der geistigen Regungen bei anderen Völkern gewesen. Irgend Jemand von Bedeutung bei uns findet sich immer veranlaßt, geistige Entdeckungsreisen zu machen und sie dann seinen Landsleuten vorzuführen, und ebenso sicher findet sich auch alsbald ein kleiner Kreis, der an dieser Entdeckung seine Freude hat und sich im Stillen daran begeistert. Wie die Bücher, so haben auch die Beziehungen, die durch ein Buch angeregt werden, ihre eigenen Schicksale; manchmal verdichten sie sich zu starken sichtbaren Einflüssen, manchmal scheinen sie wieder zu verschwinden, aber ihre unsichtbaren Wirkungen sind deshalb doch nicht verloren. Jedes gute und weise Wort, das ein edler Mensch irgendwo gesprochen, streut seinen Samen bis in alle Ewigkeit fort; man kann von der Größe und Macht einer solchen Befruchtung nie hoch genug denken, wenn auch der augenblickliche Erfolg von dem Lärm des Alltags übertäubt wird.

Zu den seltenen Naturen, die in der Wahrhaftigkeit und Lauterkeit ihres Strebens einen bestrickenden Reiz auf ihre Umgebung ausgeübt haben, gehört der amerikanische Dichter-Philosoph Ralph

Waldo Emerson, der durch seine Freundschaft und den durch fast 40 Jahre sich hinziehenden Briefwechsel mit Thomas Carlyle auch europäischen Beziehungen näher getreten ist. Sein Leben verlief äußerlich in Einförmigkeit. Er hatte eine Abneigung gegen die Salonberühmtheit, weil er kein gewandter Causeur und viel zu unabhängig denkend und zu wenig eitel war, um sich dem konventionellen Ton anzupassen. Die Konversation, äußert er einmal, wird uns nicht verderben, wenn wir in unserer eigenen Kleidung und Sprache in die Gesellschaft kommen und mit der Energie der Gesundheit aussuchen, was unser ist, und verwerfen, was nicht zu uns paßt.

Als Abkömmling einer alten Predigerfamilie in Boston am 25. Mai 1803 geboren, widmete er sich nach dem frühen Tode seines Vaters ebenfalls dem kirchlichen Berufe und war einige Jahre Prediger in seiner Vaterstadt, legte aber sein Amt wegen religiöser Bedenken nieder und erkannte seine Aufgabe darin, auf der Rednertribüne zu seinen Landsleuten zu sprechen, um sie von der Hast des Erwerbslebens in die reinen Gefilde seelischer Betrachtungen zu führen. Durch diese Vorlesungen, die so gut bezahlt wurden, daß er allen Ernstes Carlyle riet, herüberzukommen und ein Gleiches zu tun, verdiente er soviel, daß er seine Mutter zu sich nehmen, sich in Concord unweit Bostons ankaufen und zweimal eine Ehe schließen konnte. Von dem Einfluß dieser Kathederberedsamkeit hielt er sehr viel. „Ich finde mich soviel freier auf dem Katheder als auf der Kanzel, daß ich diese nicht mehr benutzen will. Aber ich predige in dem Vorlesungsraum, und da wirkt es viel mehr, denn da gibt es keine Gesetzesvorschriften. Man kann lachen, weinen, vernünfteln, singen, höhnen oder beten, wie der Genius es eingibt. Da ist die neue Kanzel, und sie ist bei meinen Landsleuten sehr in Aufnahme gekommen", schreibt er an Carlyle. Auf seiner ersten europäischen Reise, deren er im Laufe seines langen Lebens nur drei machte, besuchte er den sieben Jahre älteren Carlyle, der damals noch mit seiner hochbegabten jungen Frau auf seiner einsamen schottischen Farm saß und wenig geschätzt wurde, dessen Kühnheit und Unabhängigkeit der Gesinnung aber in der Seele des jungen Amerikaners einen verwandten Ton getroffen hatte, obgleich die literarischen Liebhabereien beider Männer ganz verschieden waren. Carlyle war von Goethe ausgegangen, der Emerson noch ganz fremd war und auch nach der ersten Lektüre fremd blieb. Es dauerte eine geraume Zeit, bis Emerson, dem die höfische Lebensstellung Goethes das Mißtrauen erweckt hatte, daß von einem solchen Manne keine freie,

großartige Dichterkunst ausgehen könne, sein Vorurteil überwunden hatte und sagen konnte: „Nachdem ich Goethe für einen Höfling gehalten hatte, für gemacht, ungläubig, weltlich, nahm ich seine Helena in die Hand und fand in ihm einen Indianer aus der Wildnis, ein Stück reiner Natur gleich einem Apfel oder einer Eiche, fand ihn groß wie den Morgen oder wie die Nacht und tugendhaft wie eine Rose voller Dornen."

Von der Furchtlosigkeit, mit der Emerson seine Ansichten aussprach, legt die berühmt gewordene Vorlesung in der Divinity School zu Harvard Zeugnis ab, an der das Verblüffendste ist, daß sie vor jungen Theologen gehalten wurde. „Das historische Christentum ist in den Irrtum verfallen, der alle Versuche, eine Religion auszubreiten, verdirbt. Es ist keine Lehre vom Geist mehr, sondern nichts als eine Uebertreibung des Persönlichen, des Positiven, des Rituellen. Es haftete immer und haftet noch heute mit schädlicher Uebertreibung an der Person Jesu. Unser historisches Christentum ist nichts als eine orientalische Monarchie, aufgebaut aus Indolenz und Furcht. Wenn wir die schimpflichen Behauptungen, die unser Unterricht im Katechismus uns aufzwingt, akzeptieren, so werden Selbstverleugnung und Ehrlichkeit nur glänzende Sünden, sobald sie nicht den christlichen Namen tragen. — Man ist dahin gekommen, von der Offenbarung als von etwas, das vor langer Zeit geschehen sei, zu sprechen, als ob Gott tot wäre. — Im Geiste liegt die Erlösung. — Wo ein Mann auftritt, bringt er die Erlösung. Das Alte ist für Sklaven. So ermahne ich Euch vor allem anderen, allein zu gehen, alle guten Vorbilder zu verschmähen, die selbst, die den Menschen noch so geheiligt erscheinen, und Gott ohne Mittler, ohne Schleier zu verehren." Emerson stellt sich indessen nicht so feindselig gegen das Christentum wie es hier den Anschein hat; wenn er auch die Autorität Jesu verwirft, so sagt er doch: „Jesus Christus gehört zu den wahren Propheten. Er sah das Mysterium der Seele mit offenen Augen. — Der Einzige in der ganzen Weltgeschichte, erkannte er die Größe des Menschen; er sah, daß Gott in jedem Menschen zu Fleisch wird und immer aufs neue ausgeht, von der Welt Besitz zu ergreifen." Emerson ist gottesgläubig, ohne indes nach einer spekulativen Grundlage zu suchen. Er bezeichnet im Gegenteil in späteren Jahren die wachsende Gleichgültigkeit gegen die Metaphysik, darin ganz im Einverständnis mit Carlyle, als einen Fortschritt. Es ist charakteristisch, daß so viele moderne Moralisten, auch der Engländer John Ruskin und Tolstoi zählen dazu,

so gering von der Metaphysik denken, die sie freilich — nicht kennen. Keiner von ihnen gibt sich die Mühe, das Geistesleben verwandter Völker auf den Zusammenhang von Sittlichkeit und Metaphysik hin zu untersuchen. Nietzsche war durch seine früh eintretende Kränklichkeit am Weiterstudieren verhindert, und die Ausländer, mit Ausnahme Carlyles, durch ihre mangelhaften Sprachkenntnisse, mehr aber noch alle durch ihre skeptischen Vorurteile. Auch in Emerson steckt ein großer Teil Skeptizismus, und wenn er sagt: „Das menschliche Leben mit seinen Persönlichkeiten ist armer empirischer Schein“, so nähert er sich fast dem Fichteschen Idealismus; aber er dringt nicht vom Ich, das stets den (falschen) Ausgangspunkt des Individualismus bildet, zum Selbst als dem wahren Grund der geistig-sittlichen Persönlichkeit und zur Ueberwindung des Ich in der Unterordnung unter das göttliche, unbewußte Selbst vor, weil er seine Ahnungen und Zweifel nicht zu Ende denkt, sondern sich mit dem gefühlsmäßigen Reflex auf sein sittliches Empfinden begnügt.

Die ganze ethische Bewegung, die in Amerika ihren Anfang genommen hat, ist auf Emerson zurückzuführen, obgleich sie erst von Georg Adler in systematische Bahnen gelenkt wurde. Schon zu Emersons Lebzeiten bildete sich eine Art Schule, deren Anhänger sich den Namen Transcendentalisten beilegten und auf Emerson als ihr Haupt blickten. Das von Margaret Fuller herausgegebene Journal „The Dial“ vermittelte die Ansichten einem größeren Kreise; es erschien aber nur während der Jahre 1840—44. In seinem 1836 veröffentlichten Buche „Die Natur“, das Herman Grimm aufs tiefste ergriff, trat Emerson zuerst als Verkünder der geheimnisvollen Gesetze und Beziehungen auf, die den Menschen und die Natur verbinden. Trotz der Abwehr, die von Seiten der christlichen Kreise gegen ihn erhoben wurde, wuchs sein moralischer Einfluß von Jahr zu Jahr, und die Harvard Universität konnte schließlich nicht umhin, ihm einen Ehrengrad zu verleihen. Es ist bezeichnend für die Weitherzigkeit der Auffassung in Amerika, daß dies geschehen konnte; in Deutschland würde sich keine theologische Fakultät dazu verstehen, einen Philosophen, der so hart und abfällig über das Christentum geurteilt hat, durch irgend eine Auszeichnung zu ehren. Die ethische Bewegung aber findet grade in dieser Stellungnahme Emersons ein Motiv ihres Handelns; sie steht der christlichen Religion, wenn auch nicht gerade feindlich, so doch durchaus indifferent gegenüber, will jedenfalls von einer christlichen Grundlage der Moral nichts wissen und verlegt den Schwerpunkt der Entwicklung auf physiologisch

materialistischer Basis in eine immer genauere Erforschung des Seelenlebens mit seinen Trieben und Bedürfnissen, ohne sich auf transcendentale Beziehungen einzulassen. Der Altruismus ist das letzte Wort ihrer sittlichen Forderungen, die sie nicht aus dem logischen Bedürfnis der Welterklärung ableiten, sondern einfach aus dem Bedürfnis wohlwollender Menschen, auch andere um sich herum leidlich glücklich zu sehen. Wo dieses Bedürfnis das Handeln für das Wohl anderer nicht zur Notwendigkeit macht, sondern wo irgend ein anderes Bedürfnis an dessen Stelle tritt, da versagt die Lehre des Altruismus, weil sie einen allgemeinen für das Handeln verpflichtenden Grund, der Logik und Empfinden zugleich befriedigt, wegen des Mangels eines metaphysischen Unterbaus ihrer Moral nicht angeben kann. Solange diese Moralisten mit einem Hörerkreis zu tun haben, dessen sittliche Empfindungen durch Vererbung und Tradition einer alten Moral fein genug ausgebildet sind, um eine Zeitlang ohne den Glauben an transcendentale Beziehungen auszukommen, können sie es wagen, die Metaphysik beiseite zu lassen und selbst atheistischen Regungen nachzugeben, weil das feine Instrument der Seele noch auf das Klingen alter Töne gestimmt ist und die neuen Disharmonien garnicht so recht aufnimmt. Aber einem kritisch prüfenden Geschlecht, das Besonnenheit genug besitzt, sich von der neuen, ganz auf die Einzelpersönlichkeit gestützten Moral nicht einfangen zu lassen, wird die Notwendigkeit des Zusammenhanges zwischen einer über das Bewußtsein hinausgehenden Gesamtweltanschauung und der Moral nicht verborgen bleiben können; dann aber wird ihm die Tätigkeit aller ethischen Gesellschaften, die ohne Metaphysik auszukommen wähnen, sehr haltlos erscheinen.

Emerson wollte die Moral ganz auf sich selbst stellen und von jeder Autorität, auch der kirchlichen, loslösen. „Die neue Kirche wird auf die Moralwissenschaft gegründet sein. Sie wird anfangs nackend und klein sein, ein Säugling in der Krippe wie ehedem, Algebra und Mathematik des Sittengesetzes der Kirche des kommenden Menschengeschlechtes, die sich ohne Schalmeien, Psalter und Posaunen begründet. Aber Himmel und Erde wird sie zu Stützen haben." Es ist merkwürdig, daß sich auf einen solchen Mann eine große theologische Richtung in Amerika stützen kann, die in dem 1878 begründeten Journal „Unity" ihren Sammelpunkt findet. Emerson hat die Bibel im Gegensatz zu Ruskin, über dessen nie enden wollende biblische Zitate sich Herman Grimm ärgerte, sehr selten herangezogen und die Person Jesu geflissentlich fern gehalten. Da er keine

Streitigkeiten liebte, hat er sich freilich auch nie in eine Erwiderung auf kirchliche Anfeindungen eingelassen, sondern ging unbeirrt seines Weges, voll von dem frohen Gefühl, auf dem Wege zur Wahrheit zu sein. Hinter dieser Gelassenheit und klaren Heiterkeit barg sich aber eine unbeugsame Energie, die vor keiner Kühnheit zurückschreckt.

Er gehörte zu jenen Geistern, die, wie Graf Kayserling sagt, „so organisiert zu sein scheinen, daß, wo sie auf das Unabänderliche stoßen, die Langeweile für sie anfängt; sie bedürfen als Grundlage der beweglichen Empfindung.“ Voller Poesie, voller Liebe zur Schönheit, zur Natur, zur seelischen Vertiefung ist es ihm nicht gegeben, seine Gedanken zu einer einheitlichen Form zusammenzuschließen. Manchmal stellt er den Widerspruch als das einzig Mögliche hin: „Meine Sentenz will ganz die Wahrheit enthalten, und der einzige Weg, auf dem wir noch richtig gehen können, ist der, daß wir uns selbst Lügen strafen. Reden ist besser als Schweigen; Schweigen ist besser als Reden; alle Dinge berühren sich; jedes Atom hat seine Sphäre, in der es abstößt; Dinge sind und sind nicht zur nämlichen Zeit.“ Dennoch würde man fehl gehen, wenn man ihn unter die Agnostiker rechnete. Sein Gottesglaube war der Angelpunkt, um den sich sein Denken drehte, ohne daß er sich freilich die Mühe gäbe, ihn verstandesmäßig durch Beweise zu erhärten. Alle Argumentation verläuft bei ihm auf gefühlsmäßiger Basis. Das ewige Sein steigt in den Menschen herauf wie ein aus verborgenen Quellen entspringender Strom. Der menschliche Wille muß einen höheren Ursprung als die Selbständigkeit des kleinen Ich anerkennen. Wem es um geistreiche, die ewige Wahrheit mehr andeutende als enthüllende Aussprüche und feine Beobachtungen zu tun ist, der wird sein volles Genüge bei Emerson finden. Eine langsam fortschreitende Beweisführung ist überhaupt nicht Sache der Popularphilosophie, die es nicht liebt, einen Gedanken nach allen Seiten erschöpfend durchzuführen und zu begründen, sondern es vorzieht, die Resultate der Denkarbeit anderer vorwegzunehmen und nur Anregungen zu geben. Was bei Emerson am ergreifendsten wirkt, ist die Ueberzeugung, die sich jedem Leser aufdrängt, daß dieser Mann von der lautersten Wahrhaftigkeit beseelt ist; was am meisten erstaunt, ist das Vermögen, eine unendliche Fülle von zusammenhanglosem Wissen zum stimmungsvollen Ausdruck einer in sich fest geschlossenen Persönlichkeit zusammengefaßt zu haben. Eine wissenschaftliche Belehrung darf man von ihm wie von dem Dichter nicht verlangen. Sein regsamer Geist verlockt ihn immer wieder auf anmutige Seitenwege, und es liegt ihm nichts

daran, den Hauptweg wiederzufinden; er gefällt sich in der Wildnis und findet sich durch eine einzige Aussicht oder auch nur durch das lässige Schlendern selbst belohnt genug. Kann man sich nicht an ihm erfreuen, wie er eben ist, so muß man ihn beiseite lassen.

Der Idealismus hat für Emerson verschiedene Stufen. Zuerst lernt man ihn akademisch kennen, also, wie wir sagen würden, als abstrakten Idealismus. Dann sieht man, daß er sich in einzelnen Erscheinungen verwirklicht, unsere Erkenntnis bleibt aber noch immer lückenhaft. Darauf „fängt sein Antlitz an, ernst und groß zu werden", und wir treten seiner ethischen und praktischen Seite näher. Die philosophische Spekulation berührt Emerson selten, obgleich er stark zu mystischen Verallgemeinerungen hinneigt. In dem Essay über die „höhere Seele" (the Over-Soul) definiert er diese Ueberseele als die Einheit, in der jedes Menschen besonderes Sein enthalten und eins mit allem anderen ist, aber er erklärt nicht, wie diese Besonderung mit der Allgemeinheit verschmolzen gedacht wekden kann, da er sich nie mit dem Problem der Entstehung des Bewußtseins beschäftigt hat. Zwar ahnt er die tiefe Kraft des Unbewußten, aber er sieht nicht, daß alle Möglichkeiten neuer Lebensverwirklichungen allein in der immer klareren Erkenntnis der unbewußten göttlichen objektiven Zwecke liegen, die man sich zum Bewußtsein zu bringen hat. Man erfährt nicht, ob die individuelle Seele noch etwas anderes ist als ein Teil der allgemeinen „höheren" Einheitsseele. Er sagt: „Im Menschen liegt die Seele des Ganzen; das weise Schweigen, die universale Schönheit, welcher jede Quote und jedes Atom gleich verwandt ist, das ewige Eine. Und diese tiefe Macht, in der wir sind, und deren Seligkeit uns ganz erreichbar ist, ist nicht allein in jeder Stunde selbstgenügend und vollkommen, sondern ist der Akt des Sehens und das gesehene Ding, der Schauende und das Schauspiel. Subjekt und Objekt sind eins." Die Seele ist kein Organ, sondern die Ursache aller Organe. Wenn sie durch den Geist spricht, ist sie Genius, wenn sie sich durch den Willen offenbart, nennt man sie Tugend, wenn durch Empfindung, Liebe. Es kommt bei allen diesen Deduktionen nirgends klar zum Ausdruck, worin die Unterscheidung zwischen der Ueberseele und der individuellen Seele liegt, oder ob es eine Unterscheidung zwischen beiden überhaupt nicht gibt. Daß die Seele kein materielles Organ ist, also nicht irgendwo ihren Sitz haben kann, gibt er selbstverständlich zu, aber er schreibt der Seele doch eine ganze Menge Eigenschaften zu, von denen z. B. die Schönheit doch nur in stark übertragenem Sinne ihr Attribut sein kann.

Wirkung und Ursache werden nicht scharf genug auseinandergehalten. Später sagt er dann freilich, daß die Seele wohl Unschuld und Gerechtigkeit verlange, selbst aber dieses nicht sei. Sie verfließt ihm bald in die göttliche Einheit aller Dinge, bald verdichtet sie sich zur individuellen Besonderung, ohne daß der einigende und doch trennende Punkt gefunden würde, der den individuellen psychischen Prozeß erst zustande bringt. Am meisten Aehnlichkeit hat diese Ansicht von der Ueberseele mit dem Standpunkt des „besseren Bewußtseins", den Schopenhauer in seinen Anfangsjahren vertrat. Schopenhauer unterscheidet dort das niedere empirische Bewußtsein von dem unbedingten, unpersönlichen, unzeitlichen Bewußtsein, das hoch über Verstand und Vernunft steht und mit dem, was man sonst Bewußtsein nennt, nichts mehr gemein hat.

Mit der Frage nach der Unsterblichkeit hat Emerson sich nicht gern beschäftigt; die tätige Seele ist darnach nicht neugierig. „Sobald das Dogma von der Unsterblichkeit als etwas Besonderes gelehrt wird, ist der Mensch schon gefallen. In den Fluten der Liebe, in dem ehrfürchtigen Emporschauen der Demut wird nach keiner Fortdauer gefragt, denn wir sind ja hier, jetzt, immer in dem Strom des ewigen Lebens. Trachte du darnach, deinen Zustand, dein Wesen zum Einklang zu bringen mit dem göttlichen All, jetzt, hier, immer." Die Kräfte der Natur und die Kräfte Gottes sind dasselbe. Edle Ziele muß der Mensch haben, hohe, auf geistige Ausfüllung der Mußezeit und seelische Belebung auch der materiellen Tätigkeit gerichtete Ziele, dann ist die wohlbeschäftigte Seele nicht mehr begierig nach der Unsterblichkeit und dem Schicksal ihres kleinen Ich, sondern findet die Erfüllung ihres Daseins schon hier auf Erden. Er sieht keinen andern Weg des Friedens als das Lauschen auf die leise Stimme des Herzens. „Möge der Mensch allzuvielen Umgang aufgeben, viel zu Hause sein und sich in Bahnen stärken, die ihm als die rechten erscheinen. Das unentwegte Festhalten an schlichten und hohen Vorsätzen bei niederen Pflichten stählt den Charakter zu solcher Härte, daß er, wenn es nötig ist, mit Ehren bestehen kann, auch im Kampfe und auf dem Schafott." Er akzeptiert die indische Weisheit und übersetzt die Verkündigung des Yama, des Herrn des Todes, an den nach der Unsterblichkeit fragenden Nachiketas: „Die Seele ist nicht geboren, sie stirbt nicht; sie ist nicht von irgend etwas hervorgebracht. Ungeboren, ewig, vergeht sie nicht, wenn der Körper stirbt; zarter als das Zarteste, größer als das Größte, geht sie sitzend weithin, schlafend überall hin. Die Seele als unkörperlich unter den

Körpern, als fest unter den fließenden Dingen annehmend, wirft der Weise allen Kummer von sich.“ Diese und ähnliche Stellen haben den Theosophen Anlaß gegeben, Emerson als den ihrigen in Anspruch zu nehmen, obgleich er weit davon entfernt war, sich mit der indischen Lehre von der Wiedergeburt, die er in das Reich der Dichtung verwies, direkt abzugeben.

In der Heldenverehrung trat er auf die Seite Carlyles. Gleich diesem hat er bei seiner zweiten englischen Reise Vorlesungen über hervorragende Menschen unter dem Titel „Representative Men“ gehalten, die sich freilich mit Carlyles „Heroes and Heroes worship“ nicht messen können. In der Kraft und Leidenschaft der Sprache erreicht er seinen Freund ebensowenig wie in der Wucht und Großartigkeit der Gedanken; aber der schöne Enthusiasmus für sittliche und geistige Größe und die Abwesenheit jeder Ueberhebung und Eitelkeit versöhnt mit den Schwächen der Darstellung. An Plato als Philosophen, Swedenborg als Mystiker, Montaigne als Skeptiker und Shakespeare als Poeten reiht er seine Betrachtungen an. Der Glaube an große Männer scheint ihm das Natürlichste von der Welt. Groß ist das Wort: „Einer beantwortet Fragen, die niemand seiner Zeitgenossen stellt und — ist einsam.“ Freilich ist die Natur schwerfällig und bringt auf Millionen Würfe nur einen Treffer hervor, aber dieser genügt dann auch, um die Entwicklung auf irgend einem Punkte wieder ein Stück voran zu bringen. Aber der äußerliche Abdruck in den Lebensumständen ist dürftig; die Biographien wissen von den wahren Helden des Geistes umso weniger mitzuteilen, je größer der Gedankenreichtum ist, der sie von ihrer Umgebung scheidet. Was wissen wir noch von Plato, Sokrates, Spinoza? Ihr äußerliches Leben ist einförmig, ihr Umgang sagt oft nichts für ihre Bedeutung, weil sie grade die tiefsten und in der Zukunft fruchttragendsten Ideen unter Verständnislosigkeit der Mitwelt aus sich heraus setzen müssen, froh, wenn sie nur einige Wenige finden, die ebenso wie sie ihrer Zeit vorausgeeilt sind und nachempfinden können, was der Genius ihnen vorgedacht hat. Was sich mit großem Geräusche anzukündigen pflegt, ist oft nicht das wertvollste. Die Heeresfolge, die man dem Schöpfer eines neuen Gedankens schuldig ist, äußert sich nicht in lärmenden Kundgebungen und Lobpreisungen, sondern in der stillen und rastlosen Mitarbeit auf dem Felde des geistigen Schaffens. Dank und Anerkennung von der Mitwelt zu erwarten, ist ein mißliches Ding; je rascher sich beides einzustellen pflegt, um so eher könnte der Verdacht Platz greifen, daß das Ge-

botene, weil dem Verständnis des Tages entsprechend, nicht viel über die Durchschnittsempfänglichkeit der großen Masse hervorragt.

Wie Emerson dem Instinktleben als der unbewußten Seite des Geistes freundlich gegenübersteht, so sieht er auch in dem Verstand vorwiegend nur die Verwertung des unbewußt Empfangenen. „Unser Denken ist immer nur ein frommes Empfangen." Aber der Gedanke ist doch nach festen Gesetzen geordnet, schon im unbewußten Denken. Wenn der bewußte Verstand seine ordnende Tätigkeit beschaut, wird er sich doch immer eingestehen müssen, daß er an die ursprünglichen Gesetze gebunden ist. Von dem empfänglichen Verstande unterscheidet Emerson den verbindungsfähigen, den er mit dem Namen Genius bezeichnen möchte, ähnlich wie Aristoteles den leidenden Verstand von dem tätigen unterscheidet. Es hätte Emerson wohl nahe gelegen, das Verhältnis des Genius zur Ueberseele zu erörtern, darauf läßt er sich aber nicht ein. In dem Genius vereinigt sich die Kraft des Gedankens, der immer wie eine Offenbarung kommt, mit der Fähigkeit der Darstellung. Der empfängliche Verstand ist natürlich weit zahlreicher vertreten als der schaffende.

Emerson nennt die Handlungen die besten, die aus dem freien Willen hervorgehen. Aber er versteht unter freiem Willen nur die leidenschaftslose Hingabe an die Tätigkeit der Seele, über die wir letzten Endes keine Gewalt haben. Im Grunde ist er Determinist. Nicht allein die Verschiedenheit des Charakters, sondern auch die Verschiedenheit der äußeren Lebensgewohnheiten zwingen die Lebenskraft in bestimmte Richtungen. Die indische Karmalehre, uns für unsere Taten durch Handlungen, die wir in einem früheren Leben begangen haben, verantwortlich zu machen, scheint ihm nur ein poetischer Versuch zu sein. Eher bekennt er sich zu Schellings Satz: „Jeder hat ein unbestimmtes Gefühl, daß er von aller Ewigkeit war, was er ist und es nie und zu keiner Zeit geworden ist", eine Theorie, die Schopenhauer später in seiner Lehre vom intelligiblen Charakter weiter ausgeführt hat. Wenn der Mensch denkt, ist er frei, und wenn das Geschick des Menschen die Frucht seines Charakters ist, so ist die Bildung seines Charakters eine Tat der Freiheit, da der Wille durch den Geist gezwungen werden kann, dieser Geist als ein Teil des Göttlichen aber auch an der göttlichen Freiheit teil hat. So kommt man schließlich zur Verherrlichung einer Notwendigkeit, die den Zwang zum Guten in sich schließt. „Laßt uns der schönen Notwendigkeit Altäre bauen! Wenn wir dächten, die Menschen wären frei in dem Sinne, daß in einem einzigen Ausnahmefall ein phantastischer Wille über das

Gesetz der Dinge triumphieren sollte, so wäre das ganz ebenso, als ob eines Kindes Hand die Sonne niederreißen könnte. — Verehren wir jene Notwendigkeit, die rauh und sanft zu der Erkenntnis erzieht, daß es keine Zufälligkeiten gibt, sondern das Gesetz das gesamte Dasein durchdringt, ein Gesetz, welches nicht verständlich, sondern das Verständnis, weder persönlich, noch unpersönlich ist, welches Worte verachtet und höher ist als alle Begriffe, Personen auflöst und die Natur belebt."

Ueber Kunst und ästhetische Empfindungen hat er oft gesprochen. In den nützlichen Künsten darf man der Natur in keinem Punkte widersprechen; ein Haus, das den Gesetzen der Schwere zuwider gebaut ist, wird trotz der größten Schönheit zusammenbrechen. Hier fehlt der Hinweis darauf, daß auch gegen die Gesetze der Schönheit gefehlt ist, wenn das Gebäude die Spuren einer Nichtbeobachtung der Naturgesetze trägt. Vor allem muß jedes u n f r e i e Kunstwerk zweckmäßig sein; ist dieser Zweck ein praktischer, so kann das Kunstwerk dennoch schön sein, wenn es auch nicht den freien, schönen Künsten angehört. Es ist ein Vorurteil der Architekten, die sich als Künstler fühlen, daß sie ihre Kunst für entwürdigt halten, wenn man sie nicht gleich der Dichtkunst und bildenden Kunst in die Reihe der freien Künste eingliedert. Emerson sieht in der „Universalseele" (universal soul) den einzigen Schöpfer des Nützlichen wie des Schönen; es scheint, daß die Universalseele (Allgeist) hier dasselbe bedeuten soll wie früher die „Ueberseele". Das Individuelle muß den allgemeinen Gesetzen unterworfen sein. In den nützlichen Künsten treten diese Gesetze als Naturgesetze dem Schaffenden gegenüber und fordern gebieterisch Beachtung. Die Natur ist tyrannisch, wer sich ihr widersetzt, wird zu Pulver zermalmt. In den freien Künsten müssen die Teile einer Idealnatur entnommen und jede individuelle Zutat möglichst abgestreift sein. Hier bevorzugt Emerson das typisch Schöne auf Kosten des charakteristisch Schönen. Der Künstler gehorcht einer höheren Notwendigkeit, er vergißt sich selbst und gibt sich der Idee hin, die alles schuf, die Natur und ihn, den nachschaffenden Genius, der umso größer ist, je mehr er sich in den göttlichen Urquell versenken kann.

Mit der Volkswirtschaft im engeren Sinne beschäftigt Emerson sich nicht gern, vermeidet jedenfalls die leidenschaftliche Sprache Carlyles und Ruskins. Der Mensch ist geboren, um reich zu sein, die Bedürfnislosigkeit der Philosophen ist nicht typisch. Aber die ökonomische Frage wird Emerson sofort zu einer moralischen. Reich-

tum bedeutet Unabhängigkeit; Armut versklavt; aber Reichtum legt auch Verpflichtungen auf, er zwingt zu Eroberungen, er trägt den Fortschritt in sich, denn er fordert von den ihn Besitzenden, daß sie ihre dadurch erlangten höheren Kräfte zum Wohl des Ganzen verwenden. Freilich beklagt er sich über den Mißbrauch, der namentlich in großen Städten mit dem Reichtum getrieben wird, aber er gibt sich doch der Hoffnung hin, daß die edle Verwendung des Reichtums mit wachsender Kultur zunehmen werde. In Bezug auf das Eigentum macht sich jetzt das Gefühl geltend, daß es nicht solche Wichtigkeit mehr beanspruchen könne wie früher, da es jetzt zum großen Teil nicht mehr vom Besitzer selbst geschaffen sei, und man kommt zu der Ueberzeugung, daß überall, wo eine Person sei, auch Eigentum sein müsse. Aber Emerson gibt kein Mittel weiter an, um zu diesem idealen Zustand zu gelangen als die „Bildung des Menschen", und wenn er an einer Stelle sagt, daß das Vertrauen auf Eigentum ein Mangel an Selbstvertrauen ist, so weiß er doch auch, daß z. B. die Farmer ihren Boden nicht bebauen würden, wenn sie nicht gewiß wären, später auch die Ernte für sich einzubringen. Letzten Endes ist der Staat auf die moralische Uebereinstimmung seiner Bürger gestützt, d. h. auf das allen gemeinsame Gefühl für Recht und Unrecht. Mit dem Erscheinen des Weisen hätte der Staat seine Existenzberechtigung verloren. Aber unsere Zivilisation, die nur im Anfange ihres Werdens sich befindet, bedarf noch langer Zeiträume zu solcher Vollendung; bis dahin muß der „niedrige weltliche" Standpunkt Platz behalten, der sich der Autorität der auf Macht gegründeten Regierungen unterwirft, weil ein selbstloses Zusammenwirken aller Menschen bis jetzt nur eine Utopie sein kann.

Nichts charakterisiert die Schwächen und Besonderheiten Emersonscher Schreibweise mehr als sein Essay über Nominalismus und Realismus. Wir erfahren nichts über den Streit der mittelalterlichen Scholastiker, nichts über die Fortbildung dieser erkenntnistheoretischen Anfänge, aber wir sehen, daß die Eigentümlichkeit Emersons da besonders stark zutage tritt, wo er sich in Abstraktionen verliert, die er dann wieder durch ganz konkrete Bilder unterbricht. Sein Verfahren erinnert stark an die Art und Weise der Romantiker, alles zu verneinen und alles zu bejahen. „Warum nur zwei oder drei Lebensarten haben und nicht tausende?" Nichts ist ihm gewiß als die Ungewißheit. Die Natur will nicht, daß wir nach allgemeinen Gesichtspunkten leben; sie bedarf einseitig veranlagter Individuen, um ihre Teilzwecke zur Verwirklichung zu bringen, so verstehen die Menschen

einander nicht, und der weiter blickende Geist sieht immer zugleich die Bejahung und die Verneinung.

Am meisten Verbreitung hat das kleine Buch „Conduct of Life" gefunden, in dem vom Fatum, von der Macht, der Bildung, der Würde und Gottesverehrung, der Schönheit und Illusion, vom Reichtum, vom Betragen die Rede ist. Die Ueberschriften sagen aber nichts über den Inhalt der Kapitel, die unter sich ganz zusammenhanglos sind. Wer sich die feste Norm einer Lebensführung aus diesem Buche holen wollte, würde sich arg getäuscht sehen; es ist formell und inhaltlich eine der schwächsten Veröffentlichungen Emersons. Der Carlylesche Vorwurf, daß die einzelnen Sätze wie Schrotkörner in einem Sacke zusammenständen, die durch die leiseste Erschütterung auseinanderrollen würden, findet auch hier seine Bestätigung. Emerson stellte seine Vorlesungen mosaikartig zusammen; die Zitate dienen ihm oft nur als Ueberleitung zu einer neuen Gedankenreihe, die mit der vorhergehenden nichts zu tun hat. Er weiß, daß man über seinen Zitatenreichtum spöttelt, bleibt aber seinem Verfahren treu in der Ueberzeugung, daß die Gedanken der Großen dazu da sind, Allgemeingut zu werden. Kraft wechselt mit Anmut, feiner Humor mit scharfer Satire, Belehrung mit anschaulichen Bildern, das Entlegendste wie das Nächste wird zum Vergleich herangezogen, um den Moralisten nicht allein erträglich, sondern auch ergötzlich zu machen. Carlyle ist viel origineller und leidenschaftlicher, Ruskin im künstlerischen Ausdruck vollkommener, Novalis phantastischer und erotischer, Maeterlinck mystischer, aber jeder hat vom anderen gelernt und gelesen und trägt den deutschen Idealismus in alle Lande.

Der hat Macht, der aktive Kraft besitzt. Macht kann der Einzelne, kann das Volk besitzen. Emerson sieht in seinem Volke diese Macht, die ihm gestattet, Schmarotzer zu ernähren, ohne an seiner Kraft Einbuße zu erleiden. Auch die Ausschreitungen der Kraft sind zu ertragen, wenn sie einem gesunden Boden entspringen; sie müssen allerdings durch den Geist geleitet werden. Entschlußfähigkeit ist das eine, um etwas zu leisten, Ausdauer, Beharrlichkeit, Zähigkeit, selbst auf die Gefahr hin, einseitig zu werden, das andere. Stets wird die geistige Seite betont. „Die Menschen erweisen sich einander hilfreich durch ihren Geist und ihre Neigungen, alle andere Hilfe ist falscher Schein." Die ganze soziale Ordnung ließe sich ohne alle Vorschriften am besten wahren, wenn jedermann nicht so eifrig darauf achten würde, ob und wo ihm ein Unrecht geschieht, sondern es seine erste Sorge sein ließe, selbst kein Unrecht zu tun. Ein anderes Heilmittel

zur Linderung der sozialen Uebelstände als die eigene sittliche Läuterung kennt er nicht. Der Mensch, der sich hohe Ziele steckt, vergißt die Erbärmlichkeit des Lebens und reißt durch sein Beispiel die anderen mit sich fort. Wer andere befreien will, muß selber zuerst frei sein, frei von den Schwächen der selbstsüchtigen Natur, die immer wieder in den Schmutz der Niedrigkeit hinunterzieht, wenn man sich nicht mit Kraft den unbewußten Tiefen der eigenen Seele zuwendet und aus ihr neue Frische für neue Taten gewinnt. Das Ziel allein zählt; ein großes Ziel wird auch immer große Mittel fordern, Ausdauer und Begeisterung. Für die Massen hat er keine Hochschätzung. Mögen sie verschwinden, wenn nur die Weisen bleiben, die nach Ehre und Gewissen leben. So ist er ein Geistesaristokrat und zählt nur die, deren Leben voll geistiger Bedeutung ist.

Ueber Natur äußert er sich oft und mit Vorliebe. In dem Aufsatz über den amerikanischen Gelehrten (scholar) ist es die Natur, der er den wichtigsten Einfluß auf den menschlichen Geist zuschreibt. Zuerst scheint alles chaotisch zu sein, aber bei näherer Betrachtung erkennt man, daß die Gesetze der Natur und des Geistes dieselben sind. Den subjektiven Idealismus Kants, der die transcendente Kausalität verwirft, läßt er also nicht gelten, sondern weist der Natur volle Realität zu. Inwieweit sie stofflich ist, erfahren wir freilich nicht. Da der Geist das Prius aller Dinge ist, läßt er auch die Materie aus der Idee entspringen. Aber über Anfang und Zweck des Weltprozesses äußert er sich nirgends. In der Anlehnung an Böhme und Schelling räumt er den polaren Gegensätzen eine große Bedeutung ein. Auch Geist und Stoff oder bei den Menschen Gedanke und Natur ist ihm ein solcher Gegensatz. Aber die ursprüngliche Einheit steht darüber. Auch von Plotin, der die Natur als eine Art Selbstentfremdung vom reinen göttlichen Sein auffaßte, ist er beeinflußt, wenn er die Natur als erste Stufe betrachtet, von der das Leben in rasch aufeinanderfolgenden Entwicklungen zum menschlichen Geist aufsteigt, der dann wieder sich als Teil der göttlichen Einheit erfaßt. So ist die Tugend letzten Endes auch nur das Resultat eines mechanischen Prozesses, so sind andererseits wir darauf gewiesen, Symbole unserer Gefühle und Gedanken in der Natur zu finden.

Emerson betrachtet das Leben fröhlich, weil er nicht viel für sich erwartet. Die Freude an seinen Kindern macht ihn beredt. In dem Aufsatz über häusliches Leben hat er sich in rührenden Worten über die Bedeutung des Kindes für die Umgebung ausgesprochen. In fast weiblich zarter Weise wird er den seelischen Einflüssen, die von den

in harmonischen Verhältnissen aufwachsenden Kindern ausgehen, gerecht. Dennoch verfällt er niemals in schwächliche Sentimentalität. Wie er selbst im Umgang zurückhaltend war, so daß sogar seine nächsten Freunde sich nicht leicht eine Vertraulichkeit erlaubten, so schätzte er auch die guten Formen an anderen hoch. „Laßt uns in einiger Entfernung von einander uns niedersetzen und von Gipfel zu Gipfel sprechen wie die Götter des Olymps.“ Er ist der Meinung, daß es zum Gesetze erhoben werden müßte, daß kein Besucher länger als zehn Minuten bliebe, es sei denn, er empfange ausdrücklich die Aufforderung zum längeren Verweilen. Vor der Berührung mit den Häßlichkeiten dieser Welt zieht er sich scheu zurück. Er wandelte gern auf den Wolken und ließ die Dünste niederer Leidenschaft, die seine Seele betrübten, tief unter sich. Er war nicht oberflächlich, aber die großen Rätsel des Daseins haben ihn doch nie beschäftigt, wenigstens drängte sich ihm nicht die innere Nötigung auf, mit ihnen zu ringen. Ein tragischer Charakter war er nicht; vielleicht wirkte er dadurch umsomehr, denn die leidenschaftliche Heftigkeit tragisch veranlagter Menschen ist nicht jedermanns Sache. In seinem Hause durfte niemand die Harmonie stören. „Jeder Mensch sollte das Glück des Lebens und der Natur für uns vermehren, oder er wäre besser nie geboren.“

Emerson war einer der ersten gewesen, der sich für die Abschaffung der Sklaverei eingesetzt und seine Kirche einem dafür auftretenden Redner geöffnet hatte. So sehr er sich von jeder öffentlichen Teilnahme am politischen Treiben zurückhielt: für die Abschaffung der Sklaverei hat er trotz der heftigsten Anfeindungen mehreremale geredet. Sein abstrakter Idealismus sah nur die Ungerechtigkeit in der Behandlung, die die schwarze Rasse von der weißen erfuhr. Ob die vollständige politische Gleichstellung beider Rassen vom Standpunkt des Kulturinteresses nicht doch ein Mißgriff war, der sich bitter rächen würde, kam dieser Zeit, die noch nicht so vom Nationalitäts- und Rassenprinzip durchdrungen war, vorläufig nicht zum Bewußtsein.

Alle durch die Macht des gesprochenen Wortes hinreißenden Menschen bevorzugen den Aphorismus. Weder tief eindringende Untersuchungen, noch der ruhige Fluß wissenschaftlicher Belehrung vermögen so zu begeistern und zu überzeugen, wie ein gelegentliches Aperçü, das wie mit einem Blitzschlage eine dunkle Seite des Lebens erhellt. Und die Essays Emersons sind voll von solchen feinen und geistreichen Bemerkungen! Wie schön ist das Wort: „Die Dichter

befreien die Ideale" und das andere: „Der einzige Weg, um einen Freund zu besitzen, ist selbst einer zu sein." Ueber Freundschaft hat er überhaupt viel Wahres gesagt. „Glücklich ist das Haus, das einen Freund unter seinem Dache beherbergt. Glücklicher ist es, wenn er das Heilige solcher Verbindung kennt und ihre Gesetze ehrt! Es ist kein fruchtloses Band, kein nur für die Festtage geschaffenes."

Seine eigenen Worte finden auf ihn die beste Anwendung: „Es ist, als ob die Gottheit jede Seele, die sie in die Welt sendet, mit gewissen Vorzügen und Kräften bekleidet hätte, die sich anderen nicht mitteilen lassen, und auf diese Gewande der Seele die Worte „Unübertragbar" oder „Nur für diese eine Strecke gültig" geschrieben hätte, als sie sie zu einem neuen Rundgang durch den Kreis der Weisen aussendet." Auch Emersons Lehren könnten zu keiner anderen Zeit in keinem anderen Lande eine ähnliche Wirkung hervorgebracht haben; was ihn uns so sympathisch macht, ist die Wahrnehmung, daß dieser Amerikaner durch und durch germanisch denkt und fühlt; denn was er an Bereicherung seelischer Kultur hervorgebracht hat, ist nichts als eine neue Blüte auf dem starken Stamme germanischen Geisteslebens. Wir Deutsche sind aber daran interessiert, daß sich der von uns ausgehende geistige Einfluß nicht verliert, und begrüßen deshalb eine so starke Regung geistigen Daseins wie die von Emerson ins Leben gerufene, als ein erfreuliches Zeichen zunehmender sittlicher Reife in dem neuen Kontinent, der immer mehr in das Zeitalter eintritt, wo er sich von dem rein materiellen Streben abwenden und sich dem edelsten Luxus einer rein betrachtenden Weltanschauung hingeben kann.

# Theologische Philologie.

Von

**Hans Delbrück.**

Professor Johannes Kromayer in Czernowitz hat vor einigen Jahren eine Studienreise durch Griechenland gemacht und auf Grund der dabei angestellten topographischen Forschungen ein Buch über „Antike Schlachtfelder"*) erscheinen lassen, über das Gustav Roloff in einer Gegenschrift**) urteilt: „Er (Kromayer) vertritt irrige Anschauungen von dem strategischen und taktischen Fundament des griechischen Kriegswesens und hat keine klare Vorstellung, welche Truppenbewegungen möglich oder nicht möglich sind; er ist in der Quellenforschung höchst willkürlich und verwirft bald hyperkritisch nach Gutdünken begründete Angaben der antiken Berichte, bald nimmt er widerspruchslos unsachliche und schlecht bezeugte Mitteilungen auf, bald übersieht er wichtige Quellenstellen, bald liest er zu viel aus ihnen heraus, und endlich fehlt es nicht an falschen Uebersetzungen wichtiger Zeugnisse." Ganz ebenso urteilt Professor Edm. Lammert in einer ausführlichen Besprechung in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum".***) Das Buch entspreche nicht den berechtigten Erwartungen. „Vorsicht und Umsicht im Urteilen, sichere Beherrschung des Quellenmaterials, im besonderen genaue Kenntnis der griechischen Taktik sind bei dem Verfasser zur Zeit noch nicht in genügendem Maße vorhanden." Lammert fragt: „Hat diese Untersuchung (der Schlachtfelder an Ort und Stelle), irgend etwas Neues, das die Wissenschaft fördern könnte, zu Tage

*) Johannes Kromayer, Antike Schlachtfelder in Griechenland. Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte. Erster Band, von Epaminondas bis zum Eingreifen der Römer. Mit sechs lithographischen Karten und vier Tafeln in Lichtdruck. 352 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1903.

**) Dr. Gustav Roloff, Probleme aus der griechischen Kriegsgeschichte. Berlin, E. Ebering. 1903. 141 S.

***) E. Lammert, die neuesten Forschungen auf antiken Schlachtfeldern in Griechenland. Jahrgang 1904. I. Abth. XIII. Bd. 2 bis 4. Heft.

gebracht? Die Antwort kann nur lauten: nein." Von den „Ergebnissen für die Geschichte der Kriegskunst", wie sie der Verfasser erzielt zu haben glaubt und in einem Schlußwort zusammenfaßt, sagt der Rezensent: „soweit sie für diese überhaupt in Frage kommen, sind sie entweder längst bekannt oder gänzlich unbrauchbar."

Roloff ist den Lesern dieser Jahrbücher bereits durch mehrfache Beiträge als ein vorzüglicher Kenner der Kriegsgeschichte bekannt; Lammert hat sich um das antike Kriegswesen, gestützt auf umfassende und durchdringende philologische Forschung entscheidende Verdienste erworben. Beide Kritiker sind für den vorliegenden Gegenstand als Autoritäten anzusehen, und auch ich bedauere, die Komplimente, die Kromayer mir als Kenner der antiken Kriegsgeschichte gespendet hat*), nicht zurückgeben zu können, sondern muß erklären, daß von jenem Verdikt nichts abzudingen ist. Selbst in topographischer Beziehung befriedigt die Forschung nicht. Von den vier Schlachtplänen, die das Buch bringt, sind drei nach den vorhandenen Karten entworfen, der vierte ist neu aufgenommen. Die vielfältigen neuen Eintragungen und Feststellungen sind eigentlich nur an einem Punkt (bei Sellasia) wirklich wesentlich, vor allem aber ist das, was hätte festgestellt werden können und müssen, nicht immer festgestellt worden. Für die Schlacht bei Mantinea, wo Epaminondas fiel, baut Kromayer seine Rekonstruktion auf der Breite einer Talenge auf, wo das spartanische Heer gestanden und auf beiden Flügeln Anlehnung gehabt haben soll. Diese Talenge ist nach der von Kromayer angenommenen Karte 1650 Meter, nach dem französischen Forscher Fougères aber, der sich wiederholt monatelang in Mantinea aufgehalten, eine Spezialuntersuchung darüber geschrieben hat und die Gegend so gut wie Niemand sonst kennt, 2000—2500 Meter breit. Von diesem Unterschied hängt natürlich alles ab; ist das Tal wirklich so breit wie Fougères annimmt, so ist es für die präsumierte Aufstellung der Spartaner nicht mehr brauchbar. Kromayer war dort, aber er muß uns erklären, daß er es leider versäumt hat, die Entfernung persönlich abzuschreiten. Diese Unterlassung ist nicht ganz so schlimm, wie sie auf den ersten Anblick scheint. Der Gelehrte hatte sich, als er an die topographische Feststellung ging, nach den Quellen, und zwar aus ganz guten Gründen, ein anderes Bild von der Schlacht gemacht als er jetzt hat, und die Möglichkeit seiner jetzigen Rekonstruktion ist ihm

*) Jahrb. d. Archäol. Instit. Archäol. Anzeig. 1900. S. 209.



erst eingefallen, als er den Platz wieder verlassen hatte. Das wird jedem Anfänger auf diesem Gebiete passieren. Wer es nicht selber praktisch erfahren hat, wie unendlich schwierig und kombinationenreich eine solche Schlachtfelduntersuchung ist, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, und damit mag man den eigentümlichen Fehler entschuldigen; entschuldigen freilich nur in dem Sinne, daß keine unerhörte Gedankenlosigkeit vorliegt, sondern daß der Verfasser, als er an seine Aufgabe ging und seine Reise antrat, von ihrer Schwierigkeit und der Art der Vorbereitung, die dazu nötig ist, noch ganz ungenügende Vorstellungen hatte, und das ist immer noch Vorwurf genug. Ein schlechteres Zeugnis als die Unterlassung bei Mantinea scheint dem deutschen Gelehrten aber noch die Untersuchung des Schlachtfeldes von Chäronea, wo Philipp von Mazedonien die Griechen besiegte, auszustellen. Hier hat ein griechischer Gelehrter, Georgios Sotiriades, seine Untersuchungen nachgeprüft und vollständig wieder umgeworfen.*) Kromayer hat die Lage von Chäronea unrichtig bestimmt; denn wo er einen Stadtteil ansetzt, zeigt der völlig intakte weiche Fels, daß dort nie eine Mauer und Gebäude gewesen sind; von einem von Kromayer für eine antike Ruine gehaltenen Bau stellt Sotiriades fest, daß es ein Chan aus türkischer Zeit sei; wo Kromayer die Reste eines Turmes gefunden hat, ist nichts als das elende Mauerwerk einer Bauernhütte; wo Kromayer nur steile Abhänge gesehen hat, führt eine Schlucht und durch diese Schlucht ein Pfad auf die Höhe. Der Grabhügel der gefallenen Mazedonier liegt nicht da, wo ihn Kromayer ansetzt, sondern $2^1/_2$ Kilometer weiter süd-östlich.

Als Beispiel für die Vorstellungen von taktischen Bewegungen, die Kromayer hat, füge ich schließlich hinzu, daß er in der Schlacht bei Chäronea die Phalanx Philipps von Mazedonien 600 Meter „ohne kehrt zu machen" rückwärts gehen läßt. (S. 167.) Das ist die Bewegung, die bei uns auf das Kommando: „rückwärts richt't euch, marsch" gemacht wird; selbst kleine Abteilungen können diese Bewegung nur einige Schritte machen, ja selbst ein einzelner Mensch wäre kaum imstande, 600 Meter rückwärts zu gehen, ohne einigemale zu stolpern; eine größere Masse würde dabei nicht nur in Unordnung kommen, sondern sehr bald reihenweis übereinander am Boden liegen, und um das Unglück noch zu steigern, läßt Kromayer die Bewegung gar bergan machen. Auch etwa schräg,

*) Mitteilungen des archäologischen Instituts. Athen. Abteil. Bd. 28. 3. und 4. H. S. 301.

halbrückwärts zu gehen, würde nichts helfen, sondern dasselbe Ergebnis haben. Auch diese Entgleisung, so grotesk sie ist, will ich als Einzelheit dem Verfasser so hoch nicht anrechnen; es ist überaus schwer, sich zu voller Anschaulichkeit von Erscheinungen, die uns heute so fremd geworden sind wie das antike Kriegswesen, durchzuarbeiten, und auch den besten Kennern sind dabei die wunderlichsten Irrungen durchgeschlüpft, z. B. die harmlose Nacherzählung der Riesenzahlen des Xerxesheeres oder die Belastung der römischen Legionare mit einem Proviant für 30 Tage, d. h. einem Sack von 60 Pfund Mehl zu allen anderen Lasten, wie in dem berühmtesten Handbuch der römischen Altertümer zu lesen ist. Zeigte Kromayer sich sonst als Kenner oder hätte er positive Leistungen aufzuweisen, so dürfte und müßte man die Fehler im einzelnen mit aller Nachsicht beurteilen. Aber das ist schließlich das Entscheidende: die positive Leistung fehlt; es findet sich kaum ein militärischer Begriff in dem ganzen Buch, den der Verfasser nicht schief oder falsch anwendete; selbst die technisch-militärischen griechischen Ausdrücke sind öfter unrichtig übersetzt. Nicht eine verschiedene Auffassung kommt dabei in Frage; die Probleme sind so überaus kompliziert, und das Material ist oft so unzuverlässig, daß die Forscher nur gar zu leicht zu divergierenden Auffassungen gelangen können. Auch Roloff und Lammert sind öfter verschiedener Ansicht. Roloff ist vorsichtiger, zurückhaltender, Lammert, im Vertrauen auf die Vollständigkeit und Sicherheit seines philologischen Wissens, wagt mehr positive Lösungen zu geben, denen zu folgen ich mich doch einigemale nicht entschließen konnte. Aber die Unsicherheit und die gelehrten Differenzen, die hier bleiben, sind nicht das, was mich von Kromayer trennt. Diese und jene seiner topographischen Feststellungen verpflichtet zu Dank, und die gelieferten Karten sind sehr schön und brauchbar, aber das Ganze ist nicht ein wissenschaftliches Werk neben anderen, sondern es ermangelt so sehr der wirklichen wissenschaftlichen Fundamente, daß man ihm die Wissenschaftlichkeit selber nicht mehr zuerkennen kann.

Dieses Buch von Kromayer hat einer unserer ersten Philologen, Ulrich von Wilamowitz in einer Besprechung*) als ein „sehr gutes Buch" bezeichnet; es ist ihm geradezu „eine Erlösung"; „die Darstellung ist lichtvoll und scharf; die Ergebnisse machen meist den

*) Zeitschrift für Gymnasialwesen, 57. Jahrgang. Aprilheft 1903, S. 257.

Eindruck, als würde eine selbstverständliche Tatsache konstatiert". Der Rezensent empfiehlt das Buch dem Studium aller Lehrer, die vom Griechischen zu handeln haben, und teilt mit, daß die Anschaffung vom Ministerium allen Gymnasialbibliotheken empfohlen ist.

Wie ist es möglich, daß ein Gelehrter vom Range Wilamowitz' auf eine solche Scheinleistung, man gestatte mir den Ausdruck, so hereinfallen konnte? Nicht das Kromayersche Buch selber, für dessen Besprechung in dieser Zeitschrift sonst keine Veranlassung vorgelegen hätte, auch noch nicht einmal, daß Wilamowitz bei dieser Gelegenheit einen Angriff auf mich richtet, sondern diese Frage ist es, die mich beschäftigt und mir schließlich die Feder in die Hand gedrückt hat, denn ich glaube gefunden zu haben, daß es sich hier nicht um die zufällige Irrung eines sonst bedeutenden Mannes handelt, sondern daß hier ein sehr tiefer wissenschaftlicher Gegensatz hineinspielt, ein Gegensatz, der mir, je länger ich ihn betrachtet habe, desto interessanter geworden ist, namentlich deshalb, weil sich in ihm wieder die Einheit aller Wissenschaft offenbart, in deren einzelnen Zweigen immer wieder dieselben geistigen Elemente miteinander streiten. Der hier vorwaltende Gegensatz ist uns allen am meisten aus der Theologie bekannt: daher die Ueberschrift dieser Abhandlung.

Man fragt zunächst, wie Wilamowitz zu seinem Vertrauen in die militärisch-technischen Kenntnisse Kromayers gekommen ist. Ich kann mir nicht denken, daß er sich selber ein Urteil darüber zutraut, er hat sich nie damit beschäftigt. Aber er erwähnt in seiner Rezension, daß das Buch dem Grafen Schlieffen, dem Chef des Großen Generalstabes, gewidmet ist, und daß zwei Offiziere Kromayer auf seiner Forschungsreise begleitet haben. Was würde Wilamowitz wohl sagen, wenn jemand einem Kunsthistoriker Autorität zusprechen wollte, weil er sein Buch Lenbach oder Anton von Werner gewidmet und seine Studienreise in Italien mit zwei Malern zusammen ausgeführt hat? Man glaube nicht, daß es mit der Kriegskunst anders ist als mit anderen Künsten; ein Kunsthistoriker hat es so nötig mit lebendigen Malern und Bildhauern zu verkehren und sich bei ihnen Rats zu holen wie ein Kriegshistoriker bei Militärs, aber so einfach ist weder die Kunstgeschichte noch die Kriegsgeschichte, daß man nun bloß die Auskunft des Praktikers und die Quellenuntersuchung zusammenzutun hätte, um des Erfolges sicher zu sein. Die Verhältnisse früherer Zeiten sind gerade im Kriegswesen so ganz anders als die modernen, daß es

für den heutigen Praktiker außerordentlich schwer ist, eine wirklich zutreffende Auskunft zu geben. Wir haben zahllose Militärs, die selber kriegsgeschichtliche Untersuchungen gemacht haben, aber die Erfahrung zeigt, daß es sehr vielen durchaus mißlungen ist, sich in die vergangene Epoche wirklich einzufühlen, ja, das Merkwürdige ist sogar, daß Praktiker in die fremde Welt versetzt, ihr eigenes praktisches Verständnis oft plötzlich vergessen. Das Ganze ist ihnen so fremdartig, daß sie ihre eigenen Maßstäbe garnicht mehr anlegen und Dinge für möglich halten, über die sie selber lachen würden, wenn ihnen dergleichen aus der Gegenwart erzählt würde.

Ein Beispiel, das eine gewisse Aktualität hat, möge das erläutern. Oberstleutnant Dahm, der verdienstlich mitgewirkt hat an der Ausgrabung des großen Römerlagers bei Haltern an der Lippe, hat auch die Feldzüge des Germanicus in Deutschland bearbeitet*) und ist dabei zu der Annahme gekommen, daß das römische Heer, während es an der Weser südlich von Minden Krieg führte, das Magazin, aus dem es sich verpflegte, bei Meppen an der Ems hatte. Es wird dann ganz genau für Mann und Pferd ausgerechnet (S. 100), wie groß der Bedarf täglich war und wie viel Lasttiere dazu gehörten, ihn zu transportieren: alle 6 Tage hätte eine Kolonne von 12 000 Tieren, die eine Wegstrecke von 18 Kilometern einnehmen, vom Magazin im Lager ankommen, 24 000 Tiere hätten also fortwährend unterwegs sein müssen. Eine so genaue Berechnung muß jedem Laien imponieren. Was wurde aber aus den Römern, wenn Arminius eine solche Kolonne auf dem langen Wege von Meppen bis zur Porta Westphalica einmal abfangen ließ? Die 18 Kilometer lange Kolonne war ja zwischen den Wäldern und Sümpfen so gut wie schutzlos, und schließlich stellt sich auch noch heraus, daß die Berechnung nicht richtig, sondern vielleicht um das Sechsfache zu klein ist: es wären also 144 000 Tiere nötig gewesen und die Kolonne wäre 108 Kilometer oder 14 Meilen lang geworden.**) Mit anderen Worten: diese ganze Vorstellung, daß im alten Germanien ein römisches Heer, das an der Weser operierte, sich mit einem Magazin bei Meppen, neun Tagemärsche davon, hätte verpflegen können, ist unmöglich, obgleich sie uns von einem alten praktischen Militär vorgetragen wird.

*) Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Ergänzungsheft XI. 1902. Trier, Jacob Lintz.

**) Nachgewiesen in der „Deutschen Literatur-Zeitung" 1903 Nr. 3 (17. Januar). S. 157.

Derselbe Forscher ist es, der den Gedanken aufgebracht hat, das in den römisch-germanischen Kriegen öfter genannte Kastell Aliso, wohin sich die Reste der Römer aus der Teutoburger Schlacht retteten, sei bei Haltern zu suchen; das Kastell sei aufzufassen als ein Stück der großen befestigten Aufmarsch-Position, die sich die Römer auf dem rechten Rheinufer geschaffen. Nun ist es richtig, daß die Römer, um über den Rhein zu gehen, drüben ein Aufmarsch-Terrain gebrauchten: einige hundert Meter breit und tief. Haltern aber liegt volle 6 Meilen vom Rhein. Ein befestigtes Aufmarsch-Terrain von 6 Meilen Tiefe! Man braucht kaum hinzuzufügen, daß ja allein eine ganze Armee dazu gehört hätte, diese Riesenfortifikation, von etwa 20 Meilen Umfang, zu besetzen, um zu erkennen, daß die ganze Vorstellung nicht mehr Realität hat, als das Magazin und die Proviant-Kolonnen von Meppen.

Auf diese militärische Autorität hin aber haben eine ganze Anzahl von Archäologen und Philologen sich zu eifrigen Vorkämpfern des Gedankens gemacht, daß das zufällig bei Haltern gefundene römische Kastell oder gar das in der Nähe gefundene 100 Morgen große Legionslager Aliso sei. Die Flüchtlinge aus der Teutoburger Schlacht hätten lange Beine haben müssen, um dahin zu kommen, denn es ist volle 20 Meilen von der Gegend von Detmold entfernt, wohin man jetzt wieder ziemlich allgemein die Schlacht versetzt, und der römische Feldherr Asprenas, der noch mit zwei Legionen am Rhein stand, hätte das Lob nicht verdient, das unsere Quellen ihm spenden, wenn er die Flüchtlinge des Varus-Heeres so nahe dem Rhein hätte monatelang von den Germanen einschließen und fast zum Verhungern kommen lassen, ohne sie zu entsetzen. Das Kastell muß natürlich in ziemlicher Nähe des Teutoburger Schlachtfeldes gelegen haben, so weit vom Rhein, daß die Belagerten nicht entsetzt werden konnten. Diese haben die Germanen schließlich überlistet, sich herausgeschlichen und sich zum großen Teil trotz des weiten Weges gerettet. Die spätere deutsche Geschichte bietet dazu ein interessantes Gegenstück. In dem großen Preußenaufstand gegen die deutschen Ordensritter wurden eine Anzahl Burgen im Innern von den Heiden belagert. Wenn der Besatzung endlich die Lebensmittel ausgingen, suchte sie sich durchzuschleichen, was auch denen von Heilsberg, Braunsberg und Wiesenburg gelang; die von Kreuzburg wurde abgefangen und vernichtet. Die Besatzung von Bartenstein hielt sich bis ins vierte Jahr, endlich zwang der Hunger zur Flucht; ein Teil schlug den

Weg nach Königsberg ein, der andere nach Elbing und beide Abteilungen kamen glücklich durch, obgleich die zweite einen Weg von 15 Meilen durch das feindliche Land zu machen hatte.

Ich will dem Oberstleutnant Dahm gar keine besonderen Vorwürfe wegen seine verfehlten Konstruktionen und Berechnungen machen. Es ist nicht so leicht, trümmerhafte Quellenberichte in Ordnung zu bringen, und ehe man sich's versieht, hat man sein Luftschloß fertig und sich so hineingedacht, daß man alle Kritik und die eigenen besseren Kenntnisse darüber vergißt. Vor allem ist die Vorstellung falsch, daß der gelehrte Quellenkenner und der sachkundige Praktiker sich von einander trennen, daß der Eine sich auf den Anderen verlassen könne, ohne die Dinge selber zu beherrschen. In Kromayers Vorrede findet sich der Satz, daß der Oberst Janke, der ihn auf seiner Reise begleitete, die Verantwortung für die in dem Buche behandelten fachmännisch militärischen Fragen mit übernehme. Von der Tragweite dieses Satzes haben die beiden Herren offenbar keine Vorstellung gehabt. Auch hier gilt aber die alte Wahrheit, daß geteilte Verantwortung keine Verantwortung ist: der Philolog verläßt sich auf den Praktiker, der Praktiker auf den Philologen, keiner denkt sich infolgedessen wirklich in die Dinge hinein und gewinnt die volle Anschauung, die erst die Kritik ermöglicht und die Hirngespinste vertreibt. Das Ergebnis haben wir kennen gelernt; die 600 Meter rückwärts bergan richtende Phalanx ist nur eine der Früchte dieser Arbeitsteilung, Roloff und Lammert weisen Abschnitt für Abschnitt ähnliche Fehler nach.

Kromayer hat seine Studienreise mit Unterstützung der philosophischen Fakultät der Universität Straßburg, der Berliner Akademie der Wissenschaften und des Großen Generalstabes gemacht. Man kann es Wilamowitz also eigentlich nicht verdenken, daß er geglaubt hat, seine wissenschaftliche Qualifikation als verbürgt anzusehen zu dürfen. Wie vorsichtig man aber damit sein muß, lehrt wieder ein Beispiel, das erst vor kurzem an den Tag gekommen und zum Trost für alle die mitbeteiligten hohen Instanzen über ihren Mißgriff hier eingefügt sein mag. Die Generaldirektion der Königlich Preußischen Staatsarchive hat noch unter Heinrich von Sybel in ihren Publikationen auch die Tätigkeit der preußischen Könige für die Landeskultur in vier stattlichen Bänden behandeln lassen und glaubte einen guten Griff zu tun, als sie für diese Arbeit einen Praktiker der Landwirtschaft, den Oekonomierat Dr. Rudolf Stadelmann gewann, der sich als ehemaliger Generalsekretär des

landwirtschaftlichen Zentralvereins der Provinz Sachsen große Verdienste um die Landwirtschaft seiner Heimat erworben hatte. Das Werk wurde bei seinem Erscheinen begrüßt etwa in denselben Tönen, mit denen Wilamowitz das Kromayersche willkommen geheißen hat. Der Inhalt sei „reich und gediegen, die Untersuchung sorgfältig, umfassend und von großer Sachkunde". Durch einen Zufall aufmerksam geworden, hat der der Wissenschaft vor wenigen Wochen zu früh entrissene Professor Wilhelm Naudé erst einige Akten noch einmal verglichen und dann eine umfassende Nachprüfung angestellt, als deren Ergebnis er feststellt,*) daß die Stadelmannsche Arbeit wissenschaftlich unverwertbar ist und einfach noch einmal gemacht werden muß. Der treffliche Oekonomierat hatte von dem Wesen einer historischen Edition nicht die geringste Vorstellung gehabt, z. B. Aktenstücke mit eigenhändigen Marginalbemerkungen Friedrich Wilhelms I., wenn er diese, als mangelhafter Paläograph, nicht lesen konnte, einfach fortgelassen. Es macht einen tragikomischen Eindruck, wie diese unter der Aegide der höchsten Wissenschaftlichkeit in die Welt gesandte Publikation in der kritischen Beleuchtung Naudés sich in ein Flickwerk von teils alten, teils zufällig ergriffenen und beliebig zusammengenähten bunten Lappen verwandelt.

Mit allen diesen Zusammenhängen und Erinnerungen sind wir jedoch immer erst in der Vorhalle unserer eigentlichen Betrachtung. Mag es nach dem Vorstehenden erklärlich sein, daß Wilamowitz in das technische Können Kromayers volles Vertrauen gesetzt hat, so ist das doch noch kein genügender Grund für die helle Begeisterung, mit der ihn das Buch erfüllt hat. Der Kenner würgt sich mit Mühe durch diese lange Kette von Absurditäten und Trivialitäten — Wilamowitz, der doch ein Mann von Geist ist, ist davon ganz berauscht!

Die Wurzel dieses Enthusiasmus ist der quellenkritische Standpunkt Kromayers: er hat, nach Wilamowitz, „Achtung vor der wirklichen Ueberlieferung". Er hat sich verschiedentlich als Gegner der „Sachkritik" bekannt; er sieht darin „moderne Spekulationen", „deren Urheber dies und jenes aus ihrer Erfahrung nicht mit der Ueberlieferung reimen zu können glaubten." Er will sein „Vertrauen lediglich auf die setzen, welche von den Dingen selbst noch etwas gesehen hatten, ganz ohne Rücksicht darauf, ob ihre Angaben

*) Forschungen zur Brandenb. u. Preuß. Geschichte. Bd. XV.

für unser Empfinden den Schein der Wahrheit haben oder nicht." Besonders nimmt er wiederholt und mit großer Emphase Polybius gegen angebliche „Verdächtigungen" in Schutz.*) Diese Stellen und diese Tendenz haben ihm Wilamowitz' Herz gewonnen und seine Begeisterung entzündet.

Die Spezialfrage Polybius kann dabei eigentlich ausscheiden, da sie offenbar nur auf Mißverständnis beruht. Es ist keinerlei Streit darüber, daß Polybius zu den großen Historikern aller Zeiten und des Altertums im besonderen gehört. Ebensowenig ist ein Zweifel darüber, daß Polybius bei der Benutzung der ihm vorliegenden Quellen noch nicht scharf genug und auch öfter etwas flüchtig war. Kein Historiker seit Menschengedenken erzählt es ihm mehr nach, daß Hannibal in Italien seinen eigenen Soldaten so wenig getraut habe, daß er stets verschiedene Perücken und verschiedene Kleider trug, um selbst seiner Umgebung unkenntlich zu sein (III. Kap. 78). Die berühmte Erzählung, daß die Römer, als sie in den ersten Krieg mit den Karthagern geraten waren, um sich eine Flotte zu bauen, eine gestrandete Pentere ihrer Gegner zum Modell hätten nehmen müssen und die Ruderer während des Baues auf dem Lande eingeübt hätten (I., Kap. 20), ist eine offenbare Fabel, da mit anderen zahlreichen griechischen Seestädten Syrakus, wo die Penteren erfunden waren, auf der Seite der Römer stand. Mommsen hat die „Darstellung, die glauben machen möchte, als hätten damals die Römer zuerst die Ruder ins Wasser getaucht" für eine „kindische Phrase" erklärt, die aus den römischen Rhetorenschulen stamme. Besonders scharf ist Polybius allgemein angegriffen worden wegen einer Darstellung der Schlacht bei Issus, wo er einen anderen Historiker kritisiert, selber aber nicht nur unklar bleibt, sondern sich in Widersprüche verwickelt. Zum Teil haben die Vorwürfe, die deshalb gegen ihn erhoben worden sind, wohl über das Ziel hinausgeschossen; ich glaube ihn ziemlich gerechtfertigt zu haben,**) mit Ausnahme eines Rechenfehlers, der notwendig vorliegen muß, und solche Rechenfehler finden sich noch öfter, z. B. bei der Stärke und Verlustberechnung für die Römer in der Schlacht bei Cannä.***) Einen Lapsus strategischer Art hat erst jetzt Roloff in seiner Untersuchung (S. 10) aufgedeckt. Polybius berichtet (IX, 8), Agesilaus habe

*) Hermes Bd. 35, S. 217, 218, 238, 242, 243.
**) Gesch. der Kriegskunst I, 167.
***) Kriegskunst II, S. 243.

einmal mit einem Hoplitenheer einen Marsch von Sparta nach Mantinea gemacht, der, wenn man nachrechnet, eine Leistung von 10 deutschen Meilen in 10 Stunden ergibt. Das ist natürlich unmöglich und zum Glück haben wir die Urquelle für diesen Krieg, Xenophon, und daraus ergibt sich, daß Agesilaus garnicht bis Mantinea gekommen ist, sondern sich nur einen Tagemarsch von Sparta entfernt hat. Polybius' Versehen ist um so auffallender, als es sich um seine Heimat, Arkadien, handelt, deren geographische Verhältnisse ihm doch bekannt sein mußten. Aber solche Ausstellungen im einzelnen heben nicht im Entferntesten die Autorität des Historikers im Ganzen auf; dergleichen findet sich z. B. bei Sybel und Treitschke recht häufig. Es kommt hinzu, daß Polybius ein systematischer, konstruktiver Kopf ist, der die Dinge nicht einfach erzählen, sondern sie begrifflich fassen und auch daran demonstrieren und damit dozieren will. Das ist ein Teil seiner Stärke und auch seiner Bedeutung, wird aber auch zuweilen zu einer Schwäche, indem es ihn verleitet, die Dinge nicht ganz unbefangen zu sehen, sondern sie etwas in seine Theorie hineinzuzwingen. Wir haben in der deutschen Geistesgeschichte einen großen Mann, von dem ganz dasselbe gilt, Eike von Repgow, den Verfasser des Sachsenspiegels, dem man früher absolut vertraute, von dem man aber allmählich auch erkannt hat, daß er die Rechtsverhältnisse nicht nur systematischer dargestellt hat, als sie in Wirklichkeit waren, sondern dabei sogar manchmal recht tendenziös gewesen ist. Das tut aber seiner historischen Größe gar keinen Eintrag, so wenig wie die Bibel von ihrem wahren Werte verloren hat, seit man die Inspirationstheorie aufgegeben hat und nicht mehr jedem einzelnen Wort Irrtumslosigkeit beimißt.

Was über Polybius streitig ist, sind also nur einige konkrete Angaben und Darstellungen, ob sie so wie sie dastehen, anzunehmen oder als lückenhaft zu bezeichnen oder etwa ganz zu verwerfen sind. Wilamowitz ist offenbar der Meinung, daß Kromayer die Autorität des Polybius in demselben Maße verteidige, wie ich sie verwerfe. Das ist ein vollständiger Irrtum, hervorgerufen durch die Lebhaftigkeit des Tones, den Kromayer anschlägt, wenn er sich auf Polybius beruft. In Wahrheit schiebt er selber mehrfach und sogar ohne sachliches Recht diese Autorität bei Seite, so daß Roloff sie gegen ihn in Schutz nehmen muß. Es handelt sich also, wenn man der Sache auf den Grund sieht, nur darum, an welchen Stellen, ob an den von mir, ob an den von Kromayer angefochtenen,

Gründe vorliegen, Polybius zu glauben, und da Kromayer so weit geht, dem antiken Meister sogar absichtliche Entstellung vorzuwerfen (S. 302), was ich für ganz unberechtigt halte, so steht er bei mir jedenfalls in höherem Ansehen als bei diesem seinem eigentümlichen Verteidiger.*)

Je weniger an Differenz in der Wertung der Autorität des Polybius tatsächlich vorhanden ist, desto deutlicher wird, daß die Quelle des ganzen Eifers und des ganzen Zornes, den Wilamowitz gegen mich zeigt, der Abneigung gegen die von mir geforderte und geübte Methode der Sachkritik entspringt, gegen die er in Kromayer einen Bundesgenossen gefunden zu haben glaubte. Hier haben wir den wirklichen tiefen Gegensatz, von dem ich sagte, daß er alle Wissenschaft durchziehe und aus dem heraus Wilamowitz mich angegriffen hat.

Die Sache ist nicht bloß von wissenschaftlicher, sondern auch von einer gewissen praktischen Bedeutung. Die Welt- und Kriegsgeschichte der nächsten Generation wird sich zum Teil auf Gebieten abspielen, die ihr schon einmal als Schauplatz gedient haben und dann lange zurückgetreten sind. Da wird man auch auf die alten Kriegsereignisse zurückgreifen z. B. bei der Frage, ob die Russen die Engländer in Indien angreifen können, wird man an den Zug Alexanders und anderer Eroberer erinnern, und wenn man erwägt, ob die Franzosen einmal von Tunis aus den Engländern in Aegypten zu Leibe gehen könnten, wird man daran denken, daß arabische Heere tatsächlich zu Lande, durch Tripolis ziehend, von Aegypten aus Tunis und Algier und von dort aus wieder Aegypten eingenommen haben. Wäre, was damals möglich war, nicht heute wieder möglich? Ein sehr kundiger Mann, der wohl zuweilen vorbeigehauen, aber auch oft sehr treffende Betrachtungen gemacht hat, der Weltreisende Dr. Albrecht Wirth, hat jüngst die Frage eines Marsches der Russen nach Indien erörtert und die Möglichkeit verneint, „denn ehedem", schreibt er, „bestand Indien aus einer häufig unübersehbaren Reihe von kleineren oder größeren Einzelstaaten, die sich meist gegenseitig befehdeten, und von denen einer immer bereit war, dem nordwestlichen Eroberer zu helfen und die Wege zu ebnen; damals wanderten Nachrichten langsam, und das Pendschab konnte schon in der Hand der Mongolen oder Tataren sein, ohne daß man in Madras oder in Assam davon gehört hätte; damals focht man mit Schwertern, Lanzen und Bogen und brauchte

*) Vergl. Roloff S. 11, S. 110, S. 130.



keine Munition und nur wenig Proviant mitzuführen, da man alles, was man brauchte, aus dem Feindeslande nahm. Heutzutage ist Indien ein großes einheitliches Reich; heute leben wir im Zeitalter der Fernwaffen, weittreffender Winchester und Armstrongs; heute meldet es der Telegraph in einer Stunde bis an die Enden der Erde, sobald die Russen nur die afghanische Grenze überschritten haben, und in kürzester Zeit befördert das vortrefflich organisierte indische Bahnsystem Zehntausende von Truppen aus Madras und Kalkutta nach dem Ganges."

Wenn es weiter keine Schwierigkeiten für einen Feldzug nach Indien gäbe, so würde der russische Generalstab sich wohl nicht lange besinnen und alle heutigen Weltverhältnisse wären von Grund aus andere. Denn was soll es den Russen schaden, daß die Engländer ihre Macht mit Hilfe der Eisenbahnen an den Pässen konzentrieren können und mit Armstrongs schießen? Haben die Russen nicht zehnmal soviel Soldaten wie die Britten und ebenso gute Kanonen, und sind nicht in älteren Zeiten die Riesenheere der Mongolen und Tataren über den Hindukusch an den Indus herabgestiegen?

Hier steckt der Fehler, nämlich der historische. Eines der wesentlichsten Ergebnisse meiner „Geschichte der Kriegskunst" ist die Reduktion der überlieferten Riesenzahlen. Die mongolischen, tatarischen und hunnischen Heere sind unzweifelhaft, ganz wie die germanischen Heere der Völkerwanderung, sehr klein gewesen, wohl kaum je mehr als 15 000 Mann. Auch die 135 000 Mann, die Alexander auf dem Feldzug in Indien gehabt haben soll, sind eine sehr große Uebertreibung. Von der Schlacht am Hydaspes, in der er den Porus besiegte, haben wir eine sehr zuverlässige Nachricht, daß es 11 000 Mann waren, die der Mazedonier ins Gefecht führte. Reine Fabeln sind auch die Riesenheere der Perser. Es ist anzunehmen, daß sowohl die Griechen in den Perserkriegen, wie Alexander dem Gegner wenigstens gleich waren, wahrscheinlich aber die numerische Ueberlegenheit hatten. Der moralische Wert der Griechensiege bei Marathon und Platää beruht nicht auf dem Siege einer Minderzahl über eine große Mehrzahl, sondern auf dem Siege einer Bürgerwehr, was die (die Spartiaten vorbehalten) Griechen waren, über ein Ritterheer, was die Perser waren, wobei man freilich von „Rittern" nicht bloß die landläufige Vorstellung, sondern den kriegsgeschichtlichen Begriff haben muß.

Diese historische Richtigstellung läßt die Möglichkeit eines

russischen Feldzuges nach Indien sofort in einem ganz anderen Lichte erscheinen. So lange man glaubte, daß die alten Erobererheere zu Hunderttausenden den Hindukusch überstiegen hätten, war kein Grund zu behaupten, daß die Russen es heute nicht könnten. Das Mitführen von Munition kann einen so großen Unterschied nicht machen. Wenn die alten Erobererheere aber höchstens, sagen wir 20 000 Mann stark waren, so konnten sie allerdings leicht das Grenzgebirge übersteigen, denn ein so kleines Heer ernährt sich in jedem leidlich angebauten Lande und schleppt seine Lebensmittel auch für einige Tage mit — die Russen aber können es ihnen nicht nachmachen, denn mit weniger als 300 000 Mann dürfen sie nicht kommen, und die kann Afghanistan oder Beludschistan nicht ernähren. Die Massenheere haben in der Vergangenheit nie existiert, sondern sind erst ein Produkt der modernen Kulturtechnik; wo diese moderne Kulturtechnik, vor allem die Eisenbahnen — auch der Kartoffelbau gehört dazu — noch nicht hingekommen sind, können die Massenheere auch nicht existieren.

Aber lassen wir diese praktische Nutzanwendung der Kriegsgeschichte auf sich beruhen und wenden uns der rein wissenschaftlichen Untersuchung zu.

Das erste große Ereignis der quellenmäßig beglaubigten Kriegsgeschichte ist die Schlacht bei Marathon. Hier wird uns von Herodot, der zweifellos das Schlachtfeld besucht und es von der Höhe des noch heute erhaltenen Grabhügels überschaut hat, berichtet, daß die Athener die Perser im Laufschritt angegriffen hätten und daß dieser Lauf acht Stadien (= $1^1/_2$ km) lang gewesen sei. Dieser Acht-Stadienlauf ist eine der wichtigsten Notizen, die wir aus der antiken Kriegsgeschichte haben; er muß maßgebend sein für die Fixierung der Stellung, die die Athener in der von Bergen eingeschlossenen kleinen marathonischen Ebene eingenommen hatten, und aus dieser Stellung wiederum, da wir die Bewaffnung auf beiden Seiten, bei den Griechen wie bei den Persern kennen, ergibt sich der Schluß auf die Taktik. Die Taktik bei Marathon ist wieder die Richtschnur für das Verständnis der anderen Schlachten der Perserkriege und somit der Ausgangspunkt für die beglaubigte Geschichte aller Kriegskunst. Die erste Untersuchung, die anzustellen ist, ist, ob ein solcher Lauf überhaupt möglich, und wenn nicht, wie die Notiz, die in ihrer zahlenmäßigen Bestimmtheit doch nicht völlig grundlos und von Vater Herodot aus der Luft gegriffen sein kann, zu erklären und zu verwerten.

ist. Auf den Siegen der Griechen über die Perser beruht alle Kultur bis auf den heutigen Tag. Den Grund dieser Siege richtig zu erklären, ihre Genesis historisch zu verstehen, ist eine unverächtliche Aufgabe der Historie und bei dem Acht-Stadienlauf muß die Untersuchung einsetzen.

Die Untersuchung ist nicht so einfach, wie sie scheinen möchte. Es ist zu fragen, wie viel ein einzelner Mann laufen kann, ohne an Kampffähigkeit zu verlieren, wie viel ein schwer bewaffneter Mann; es ist zu fragen, ob ein großer Haufen ebenso läuft wie ein Einzelner, aus was für Leuten das athenische Heer bestand und wieweit die Trainierung auf den Turnplätzen in Betracht kommt. Es ist ferner in Erwägung zu ziehen auf der einen Seite die ungeheuere seelische Erregung einer Schlacht, die die Leistungsfähigkeit steigert, auf der anderen die Tatsache, die auch heute bei der Kavallerie und bei der Flotte eine so große Rolle spielt, daß sich die Schnelligkeit bei der geordneten Bewegung einer Menge nicht nach den besten, sondern nach den schlechtesten Rennern richten muß. Alle diese Fragen können nicht so flott beantwortet werden, sondern es gehören dazu Erwägungen der athenischen Sozial- und Verfassungsgeschichte, Nachforschungen in Exerzier- und Turn-Reglements, Nachfragen bei Experten und selbst praktische Versuche. Das Ergebnis aller Erwägungen ist schließlich gewesen, daß ein Lauf von acht Stadien eine Unmöglichkeit ist und wohl das sechs- bis achtfache der denkbar höchsten Leistung darstellt, also etwa wie wenn jemand schriebe, ein Heer sei an einem Tage 50 Meilen marschiert. Es muß in Herodots Angabe irgend ein Mißverständnis stecken und das ist denn auch nicht schwer zu finden, wenn man die Schlacht im Zusammenhange und innerhalb des gegebenen Geländes betrachtet: die acht Stadien finden sich hier ganz deutlich: es ist die Entfernung von einer für die Athener vorzüglichen Stellung in einem Taleingang bis zu dem schon erwähnten Grabhügel, d. h. Herodot hat die Attacke mit der Erstreckung der Schlacht verwechselt.

Ganz anders behandelt Wilamowitz das Problem: „Der fabelhafte Lauf sollte niemand quälen“, erklärt er*): „Artemis hat den Athenern die Kraft zu den βοηδρόμια (Lauf mit lautem Rufen zu Ehren der Göttin) gegeben und erhält zum Dank das Ziegenopfer.“ „Es ist der Unverstand und die Mißgunst allein, die

*) Aristoteles und Athen II., 85. I., 250.



diesem Tage (von Marathon) abstreiten, daß das schlichte Vertrauen auf Gott und die eigene Tüchtigkeit wider alle Voraussicht menschlicher Kleingläubigkeit den Tapferen den Sieg gegeben hat. Das ist die Hauptsache." Man sieht, dieser Historiker hält nicht nur nichts von Untersuchungen, die solchen Fragen mit Zählen, Messen und Wägen naherücken, er hat geradezu einen moralischen Widerwillen dagegen. „Ob die Feinde", geht der Passus weiter, alle in Schlachtreihe standen, wo die (fabelhafte) Reiterei blieb, ob die Athener im Sturmschritt oder im Laufschritt vorgingen, und wann das Signal „marsch! marsch!" gegeben ward, das sind schließlich Bagatellen."

Wilamowitz ist nicht der Einzige, der so denkt. Die „Nordd. Allgemeine Zeitung" (19. Juli 1902) brachte einen längeren Aufsatz über meine „Geschichte der Kriegskunst" von Karl Trost, in dem das Buch auf das entschiedenste abgelehnt wurde. „Daß irgend eine Spezialwissenschaft tatsächlich der Kritik die Mittel liefern sollte, um die Geschichte des hellenischen Altertums auf den Kopf zu stellen — credat Judaeus Apella!"!"

„Die Menschen haben von jeher, wenigstens so lange sie kräftig dem Leben zugewandt blieben und nicht in unfruchtbare Krittelei und Pedanterei versanken, die Erzählungen aus der Vergangenheit nicht aufgenommen wegen ihres Wirklichkeitsgehaltes, sondern nach Maßgabe der suggestiven Wirkung, die von ihnen ausging. Und wenn der Genius sich dieser Erzählungen bemächtigte, so wurden daraus Offenbarungen, von denen eine Kraft ausströmte auf die Jahrtausende. Marathon und Platää sind Namen von einer gewaltigen weltgeschichtlichen Symbolik. Die Millionenheere des Perserkönigs können nicht entbehrt werden als Folie für diese noch heute zu der ganzen arischen Kulturwelt redende Plastik des Symbols. Der Genius hellenischer Freiheit und Schönheit, der Geist einer aufstrebenden europäischen Kultur, trotz des größten numerischen Mißverhältnisses, siegreich über die Heerdentierheit asiatischer Barbaren! Wer kann ermessen, in welchem Grade Miltiades und Themistokles mitgewirkt haben zu jener herrlichen Kulturerscheinung, die wir selber erleben durften, der Vereinigung der arischen Mächte zur Dämpfung mongolischer Barbarei. Marathon und Platää sind unser; hier haben, trotz kleiner Anzahl, Männer gesiegt, in deren Adern unser Blut, das Blut unserer Rasse, rollte, in deren Häuptern die Ideen keimten, Ideen der Freiheit, der Schönheit und Gerechtigkeit, die auch heute noch triumphieren über

asiatische Brutalität und Stumpfsinn. Es sind unsere Väter, die Väter unserer Kultur, die bei Marathon und bei Salamis zu Wasser und zu Lande die Reihen der Barbarenhorden sprengten und für lange Jahrhunderte den geheiligten Boden der europäischen Zivilisation von ihnen befreit haben. Die Triumphe der Hellenen sind die unsern: wir wollen uns von ihrem Glanze nichts rauben lassen."

„Sei die Geschichte des Kampfes um Athen, so wie die Alten sie erzählten, eine Dichtung, Hoheslied der Vaterlandsliebe und des europäischen Kulturbewußtseins, so reiht sich diese Dichtung würdig der „Ilias" an, ist ein Gesang aus der großen Epopöe, worin das hellenische Volk sich und das Göttliche in ihm besungen —, dann hat Kritik und Spezialforschung hier erst recht nichts zu suchen."

Der erst vor etwa einem Jahre verstorbene Karl Trost war ein schwäbischer Theologe, der in die Politik und in die Journalistik verschlagen war; er war ein Mann von ungewöhnlicher Bildung und hat auch für diese „Jahrbücher" einige fein empfundene Beiträge geliefert. Er hat mich noch kurz vor seinem Tode zuweilen besucht und kam gern auf das Thema zu sprechen, daß die Wirklichkeit gar nicht interessant genug sei, um von den Historikern aufgezeichnet zu werden. Die „Hauptsache" war ihm ganz wie bei Wilamowitz das, was über die gemeine Wirklichkeit erhebt, das Symbolische. Dieses eigentlich Wertvolle der Geschichte schien ich ihm mit meinen angeblichen Zahlen-Berichtigungen zu zerstören, und das erregte seine ganze Mißbilligung.

Es liegt unzweifelhaft eine große Wahrheit in dieser Weltanschauung — diejenige Wahrheit, die in der Theologie sich mit besonderer Kraft geltend macht, aber keineswegs allein in der Theologie. Es ist ja auch jüngst von anderer Seite darauf hingewiesen worden, daß die göttliche „Offenbarung" sich keineswegs auf Moses und die Propheten beschränkt habe; man darf mit vollem Recht sagen, daß jede historische Tradition, nicht bloß die religiöse, ihre Heiligkeit habe, die die Gläubigen sich nicht gern nehmen lassen.

Aber der Drang nach klarem Erkennen, „der alte Maulwurf", wie Hegel sagte, ist nicht zu vertreiben; er wühlt unter der griechischen Geschichte ganz wie unter der jüdischen.

Wäre die wissenschaftliche Kritik wirklich nur die Maulwurfs-Arbeit, die die Heiligtümer unterwühlt, so wäre der menschliche Geist in einem sehr üblen Dilemma. Aber glücklicherweise gibt es in diesem Widerspruch eine Synthese. Es ist wohl richtig, daß die

Wissenschaft Formen des Heiligen zerstört, aber nicht ohne daß sie im Stande wäre, neue, höhere Formen zu schaffen oder soweit sie sie nicht selbst schafft, ihnen Raum zu lassen. Auch philosophische Denker können fromme Gläubige sein, in ihrer Art, und gar in der profanen Geschichte ist die Zerstörung von Legenden nur mit der fortwährenden Steigerung des Wertes der Geschichte Hand in Hand gegangen. Es ist aber nur natürlich, daß die Gläubigen einer bestimmten Denkweise sich sträuben gegen die Umschmelzung, denn sie hängen einmal mit ihrem Herzen an dem Ueberlieferten, und der Prozeß der Wandlung bringt Schmerzen mit sich. Aber aufgehalten darf er darum doch nicht werden, am wenigsten da, wo nicht nur keine Einbuße, sondern sogar eine Steigerung des überlieferten Wertes sich ergibt.

Das ist aber z. B. der Fall bei meiner Umbildung der Ueberlieferung der Perserkriege.

Die Ueberlieferung der ungeheueren Zahl der Perser geht auf eine doppelte psychologische Wurzel zurück, zunächst die allgemeine Neigung der Menschen zu Uebertreibungen, namentlich in Zahlen*),

*) Die Neigung zu Uebertreibungen in Zahlen ist wohl zu allen Zeiten und bei allen Völkern ziemlich dieselbe. Der dritte Band meiner „Geschichte der Kriegskunst" wird für das Mittelalter ganz ähnliche Beispiele bringen, wie die beiden ersten für Altertum und Völkerwanderung. Die Annal. Col. max. berichten z. B. zum Jahre 1164, daß das Erzstift Köln ein Heer von den tapfersten und adligsten Männern in Stärke von über 125 000 Mann aufgestellt habe: es wäre schon viel gewesen, wenn Köln ein Heer von 2000 bis 3000 Mann in dieser Art hätte aufstellen können. Im 14. Jahrhundert soll Köln nach den Chroniken 30 000 Webstühle gehabt haben: in Wirklichkeit waren es nach Ennen Gesch. v. Köln II, 681 weit unter 1000. Sir J. H. Ramsay hat soeben in der Engl. Histor. Rev. Oktbr.-Heft 1903 eine sehr instruktive Zusammenstellung von Uebertreibungen sonst zuverlässiger englischer Chronisten des Mittelalters publiziert. Als Lösegeld für Richard Löwenherz sollen nach Roger v. Hoveden, in zwei Jahren 733 000 Pfund Sterling geschickt worden sein; in Wirklichkeit waren es etwa 12 000. Roger v. Wendover gibt die Zahl der Studenten in Oxford im Jahre 1210 auf 3000 an: in Wirklichkeit waren es etwa 300. 1418 bei Rouen hatte Heinrich V. 500 Iren; Monstelet gibt ihm 8000. Heinrich III. soll einmal 100 000 Pfund Sterling Gebühren erhoben haben; in Wirklichkeit wurden gezahlt etwa 2000.

Man glaube nicht, daß unsere Zeit besser ist. Eins der allerstärksten Beispiele ist, daß immer noch in wissenschaftlichen Werken erzählt wird, bei Hagelsberg 1813 hätten die märkischen Landwehren 4000 Franzosen mit den Kolben erschlagen. Nach der bestimmten Aussage des Generals v. d. Marwitz, der Augenzeuge war, waren es etwa 30. Wie schwer würde es uns werden, eine so große Reduktion anzunehmen, wenn wir nicht das positive Gegenzeugnis hätten! Für die Perserkriege fehlt das Gegenzeugnis; wir haben nur die einseitige, legendarische Aussage der Griechen. Nichtsdestoweniger ist es ganz gut möglich, auf indirektem Wege, durch die Märsche und die beiderseitigen Operationen zu annähernd richtigen Größenbestimmungen zu gelangen.

dann aber noch der besondere Trieb, sich den Ruhm eines großen Sieges in der Gestalt des Sieges einer Minderzahl über eine Mehrzahl vorzustellen, weil das das einfachste und greifbarste ist. Wenn nun, wie ich schon sagte, der Sieg der Griechen ein Sieg von Bürgern über Ritter war, so ist das doch wohl noch mehr, als wenn es der Sieg über eine völlig unkriegerische, nur mit Peitschenhieben ins Gefecht getriebene, wenn auch sehr große Masse gewesen wäre. Der moralische Charakter des Ereignisses bleibt derselbe, nur ist es aus der Kategorie der bloßen Quantität in die höhere der Qualität versetzt. Das ist für eine populäre Erzählung nicht so eindrucksvoll: einer gegen 100, das klingt; Bürger gegen Ritter, das muß erst überlegt werden, um es als Großtat genügend einzuschätzen.

Hier also liegt neben dem Unrecht auch ein gewisses relatives Recht der Alt-Gläubigen, und sie schelten hüben und drüben, die Religiösen und die Profanen, ganz auf dieselbe Weise über die Kritiker, die ihnen ihre Zirkel stören.

Als ich in Bonn studierte, lehrte dort der Professor der Theologie Johann Peter Lange. Hören wir, was dieser Fromme, als er in Köln den Tierbändiger Martin gesehen hatte, unter dem Titel „Theologisches aus einer Menagerie" schrieb:*)

„Wenn der feste Mut eines ausgezeichneten Menschen, gleichsam als das Surrogat höherer Stimmungen, die verwilderten Bestien der jetzigen Welt magisch beherrschen kann, wie viel mehr konnte der Genius der Unschuld in dem paradiesischen Menschen, die Magie des reinen Geistes, hervorblitzend aus den hellsten Kindesaugen, mit der höchsten Sicherheit die milden, schöpfungsfrischen und schöpfungsfrommen Urexemplare der großen Bestien unter dem Szepter des Geistes halten! Und wenn der Genius der Unschuld das vermochte, wie vielmehr konnte der Geist des Glaubens und des Friedens, die prophetische Geistesmacht eines Daniel, den Mut der Löwen fesseln, zu denen man ihn geworfen hatte!" Deshalb will Lange nichts wissen von „dem kritischen Scharfsinn moderner Geister, welche nicht an die Macht des reinen Menschen und des neuen Menschen glauben und nicht glauben an die Wunder der Löwengrube und des vollendeten Reiches Christi."

Man halte es nicht für Spott — es sind doch fast dieselben

*) Vermischte Schriften Bd. 4 S. 189.

Worte, mit denen Wilamowitz das Lauf-Wunder von Marathon wider den Unverstand, die Mißgunst und den Kleinglauben verteidigt. Die Göttin hat den Athenern die Kraft dazu gegeben und erhält dafür das Ziegenopfer — was will man mehr?

Sollte der Vergleich mit Johann Peter Lange in der Rangklasse zu niedrig gegriffen erscheinen, so lassen sich auch vornehmere Namen anführen. Herder in seinen „Theologischen Briefen" verteidigt das Wunder des Propheten Jonas, denn „als Dichtung schön und treffend, erhaben und nützlich, — warum sollte es das als wirkliche Geschichte nicht mehr bleiben?" und in der Schrift „vom Erlöser und von Gottes Sohn" verlangt er, daß wir die Wundererzählungen der Evangelien glauben, denn es sind „Begebenheiten, deren Geschichtlichkeit in unserem Herzen einen geheimen Fürsprecher hat."

Wer heilige Schriften kritisiert, steht von vornherein unter dem Verdacht der Ruchlosigkeit oder zum wenigsten nicht ganz lauterer Motive — denn wenn die Kritik einmal angefangen hat, wo hört sie auf?

Auf der „Allianzkonferenz zur Vertiefung des Glaubenslebens", die im August des vorigen Jahres zu Blankenburg abgehalten wurde, erklärte ein Pastor Stockmayer: „Wie tief muß ein Kind Gottes verirrt sein, um der Gemeinde des Herrn für eine alttestamentliche Stelle einen Text vorzuschlagen, mit dem ein unantastbares Wort des Neuen Testaments aus dem heiligen Buche unseres Gottes einfach gestrichen ist"; er würde nie zugeben, fuhr der Redner fort, daß seine Mutter seziert würde, „und ich sollte dem Seziermesser der Wissenschaft erlauben, zu sezieren den Mutterschoß, der mir unendlich heiliger ist? Welch kolossale Verirrung!" und General v. Viebahn fügt hinzu: „Zurück, du verwegener Mensch! Ob Theologe, ob Nichttheologe, die Hand zurück vom Worte Gottes!"

Diese Zornesworte sind gerichtet gegen den Pfarrer Johannes Lepsius, der, obgleich er bisher selber zur „Gemeinschaft" gehörte, im Alten Testament eine philologische Konjektur vorgenommen hatte. „Wenn Dr. Lepsius Textverbesserung wahr ist, fällt die Gottheit Jesu dahin", rief deshalb der Pastor Rubanowitsch aus.*)

Solche Bannsprüche haben doch eine verdächtige Aehnlichkeit

*) Die Stellen aus der Alliance-Konferenz sind entnommen dem reizenden Schriftchen von Joh. Lepsius „Ein menschlicher Tag". Das Reich Christi. 7. Jahrg. Nr. 1. Berlin W. 10. Reich-Christi-Verlag 1903.

mit der Empörung, mit der Kromayer die moderne Kritik ableitet aus der „Sucht, Polybius zu meistern“, und ihr unterlegt, „das heißt Polybius für einen gedankenlosen und schludrigen Skribenten erklären.“ Die Anzweiflung einer seiner Angaben ist ihm eine „Verdächtigung“, er wendet sich gegen die „sogenannten sachlichen Gesichtspunkte“, „die wenig beneidenswerten Resultate moderner Konstruktionen“, „die modernen Spekulationen“*), er will keine Rücksicht darauf nehmen, ob die „Angaben für unser Empfinden den Schein der Wahrheit haben oder nicht“, und Wilamowitz zürnt, „daß die Sophistik am Schreibtisch sich mit ungezügelter Anmaßung an den Schriftstellern vergehen darf“, nämlich vor 20 Jahren Müller-Strübing und jetzt ich, „der sich zugetraut hat, das besser zu verstehen als Polybius.“

Was tun wir nun aber mit den Rechenfehlern in der Schlacht bei Issus und bei Cannä, mit dem Zehnmeilenmarsch in zehn Stunden, mit den Perrücken Hannibals und mit dem Rudern der Römer auf dem Lande? Es wird auch hier wohl gelten, was Lepsius seinen Richtern entgegenhält, daß sie trotz dem Verbot des Apostelkonzils zu Jerusalem und trotz der „Unantastbarkeit und organischen Einheit der heiligen Schrift“ sich kein Gewissen daraus machen, Blutwurst zu essen, und daß der Rat des Pastors Paul in Gnadau, „wenn wir finden, daß in der Bibel etwas nicht stimmt, so lange auf die Knie zu fallen, bis uns Gott Licht gibt und erkennen lasse, daß es doch stimmt“, gegen das Einmaleins nicht aufkommt.

Es ist eben unmöglich, mit der bloßen Gläubigkeit an die Ueberlieferung durchzukommen, sobald die Fragen einmal gestellt sind; das gilt von Moses und Matthäus so gut wie von Polybius und Thukydides. Sollte Kromayer und Wilamowitz das etwa bestreiten? Natürlich nicht; sie würden das mit Entrüstung zurückweisen, aber zwischen der wirklich wissenschaftlichen Kritik und dem naiven Nacherzählen hat sich eine Zwischenstufe gebildet, die es für möglich hält und es sich zur Aufgabe stellt, die Kritik mit ihren eigenen Waffen zurückzuschlagen und das Gebäude der Ueberlieferung mit den Mitteln, mit den Denkoperationen, in der Art der Wissenschaft zu verteidigen und zu erhalten. Diese

*) Hermes, Bd. 35 H. 2. S. 218 ff. Auf S. 13 seines jetzigen Werkes verwahrt sich Kromayer gegen die Zitierung dieser Stellen, da sie aus dem Zusammenhang gerissen seien, hat aber nicht hinzugefügt, inwiefern sie in ihrem Zusammenhang einen anderen Sinn gehabt haben, und ich habe auch einen anderen Sinn nicht entdecken können.



Art von Theologie gibt es auch in der Philologie und zu dieser Richtung gehören auch die beiden genannten Gelehrten.

Die Versuche, die Bibel und die Kritik, die Bibel und die Naturwissenschaft, die Bibel und die Geschichte mit einander in Einklang zu bringen, gehen ja bis ins achtzehnte Jahrhundert und noch weiter zurück. Zur Zeit, als ich studierte, gab es eine eigene Zeitschrift dafür, die sich namentlich die Aufgabe stellte, den Schöpfungsbericht in der Genesis naturwissenschaftlich aufzufassen und zu rechtfertigen; was kam dabei heraus? Das Werden der Erde hat sich im Laufe von vielen Hunderttausenden oder Millionen von Jahren vollzogen: Ganz recht, Moses meint mit den sechs Tagen der Schöpfung nicht sechs Tage, sondern sechs Zeiträume. Ein Professor der Theologie in Greifswald hatte astronomische Studien gemacht und dabei von der Zentralsonne erfahren: er knüpfte daran die Vermutung, daß diese Zentralsonne wohl der Platz sein werde, wo der Thron Gottes stehe. Daß die Erzählung von der Sündflut, und ganz gelehrt schreibt man auch „Sintflut", historisch ist, wird bezeugt dadurch, daß auch viele heidnische Völker davon wissen, und einer der größten Naturforscher, Alexander von Humboldt, hat die Vermutung ausgesprochen, sie möchte entstanden sein, als Amerika aus der großen Wasserflut auftauchte und die beiden Ozeane schied. Noch jüngst wurde mir ein Blättchen „Der rechte Kurs" für Seeleute zugeschickt, mit einer Untersuchung, ob die Arche Noah seetüchtig gewesen sei. Das Ergebnis ist, daß sie ein ausgezeichnetes Seeschiff gewesen, in ihren Abmessungen sehr ähnlich den heutigen amerikanischen Ozean- und Binnensee-Frachtdampfern, nur reichlich breit. Da die Arche 480 Fuß lang 80 Fuß breit und 40 Fuß tief war, so läßt sich ihr Rauminhalt berechnen, es waren 11 413 Tonnen. Ein Naturforscher, es war kein geringerer als Buffon, hat berechnet, daß es 244 Ur-Tierarten gibt, von denen alle heut existierenden abstammen. Mehr als diese brauchten nicht erhalten werden; die Arche hatte also für sie und auch noch für die Unterbringung von Lebensmitteln Raum genug.

Es ist tatsächlich keine Uebertreibung, daß die kriegswissenschaftlichen Anschauungen und Feststellungen Kromayers genau von derselben Art sind wie d[illegible] [illegible]chen-Berechnung, und er ist nicht der Einzige. In [illegible] gibt es einen sehr gelehrten Phi[illegible] Hauvett[illegible] Werk von der A[illegible] einen wissen[illegible] Preis e[illegible] Erzählung [illegible] von den [illegible] in [illegible] n zu rec[illegible]



unternommen hat, nach derselben Methode wie Kromayer die Widersprüche und Lücken in einigen Schlachtschilderungen des Polybius. Das Zweimillionen-Heer des Xerxes scheint ihm vielleicht etwas, aber keineswegs so sehr übertrieben, und diese Vorstellung ist um nichts schlechter als der Achtstadien-Lauf von Marathon oder die sechs Fuß Abstand, mit denen Kromayer die römischen Legionare bei der Attacke aufstellt und in ihrer Stellung treffend und praktisch vergleicht mit der Stellung deutscher Studenten bei einer Säbel-Glacé-Mensur — ungefähr so treffend wie der Vergleich der Arche Noah mit einem modernen Ozean-Dampfer. Speziell diese Untersuchung Kromayers, ein wahres Konglomerat von Ungeheuerlichkeiten, ist von Wilamowitz als eine „ausgezeichnete Arbeit" gepriesen worden.*)

Ließe man sich mit jenen naturwissenschaftlichen Theologen in eine Debatte ein, so würden sie sich vermutlich darauf berufen, daß sie wissenschaftlich mit unsereinem durchaus gleichberechtigt seien; sie hätten die naturwissenschaftliche Forschung mit Fleiß verfolgt und das mit den Zitaten in ihren Schriften belegt und hätten auch Naturforscher auf ihrer Seite. Alles sei zahlenmäßig berechnet. So hat auch Kromayer kriegswissenschaftliche Schriften in Menge gelesen und zitiert sie reichlich: Clausewitz, Goltz, Wallhausen, Macchiavelli, die Generalstabswerke; er deckt sich durch die Autorität von Militärs und macht allenthalben die genauesten Berechnungen. Das Ergebnis aber haben wir kennen gelernt, es ist hüben und drüben dasselbe: gerade genug Wissenschaft, um Dilettanten zu täuschen, aber nicht genug, um für die Wissenschaft selber eine Frucht zu bringen. Denn dazu genügt nicht halbes Verständnis, sondern dazu gehört ganzes, und das ist auch im Kriegswesen nicht durch die Lektüre von einem Dutzend Bücher, sondern nur durch ein wirkliches, fachgemäßes Studium zu er-

*) Als Beleg, daß der Vergleich von Kromayers Methode mit der Archen-Berechnung wirklich nicht übertrieben ist, diene noch folgendes. In seiner Untersuchung über die Rottenbreite kommt er auf einen Punkt, der ihm Schwierigkeiten macht und der tatsächlich unlösbar ist, so daß seine Auffassung daran scheitern muß. Da erklärt er, er habe für die Schwierigkeit wohl eine Lösung, wolle sie aber vorläufig noch nicht sagen. Man dürfte das jetzt vielleicht Methode „Stadelmann" nennen: was man nicht enträtseln kann, wird fortgelassen. In dem Buche über die antiken Schlachtfelder kommt er auf die Frage der Rottenbreite zurück und verteidigt seine Auffassung; von dem schwierigen Punkt aber und der geheimen Lösung kein Wort. Dies ist, ich muß es wiederholen, die Untersuchung, die dem Philologen Wilamowitz als „eine ausgezeichnete Arbeit" erschienen ist.



langen. Wer aber wie Wilamowitz das Sachliche in einer Schlacht für „Bagatellen" hält, oder wie Kromayer von „sogenannten sachlichen Gesichtspunkten" spricht, der verwendet natürlich nicht die Mühe und den Ernst auf diese Studien, die allein zu einem wirklichen Verständnis führen können.

Kromayer hat sich bei seinem philologischen Rezensenten empfohlen durch seinen angeblichen Respekt vor den Quellen, durch das eifrige Bestreben, die überlieferte Autorität des Schriftstellers zu bewahren und sie durch alle möglichen Kunstgriffe, in der Art der naturwissenschaftlichen Theologen, zu stützen. Nicht nur wird dieser Zweck nicht erreicht, sondern man erkennt auch bei näherem Zusehen, daß nicht einmal wirkliche Gerechtigkeit und Pietät für das geschriebene Wort dabei waltet, sondern daß diese Arbeitsweise zu den allergrößten Willkürlichkeiten und schärferen Eingriffen verleitet, als sie die wahre Kritik mit sich bringt. Wir haben ja gesehen, daß Polybius bei Kromayer tatsächlich schlechter fährt als bei mir, sodaß man daraus deduzieren könnte, daß überhaupt kein prinzipieller Gegensatz vorhanden ist. Es ist ja auch zuletzt nur ein Gegensatz der Konsequenz. Denn statt des objektiven, sachlichen Maßstabes herrscht das subjektive Meinen und Wähnen und glaubt zu triumphieren, wenn es mit seiner Scheingelehrsamkeit die naturwissenschaftliche Bildung Moses nachweisen oder irgend ein Versehen eines klassischen Schriftstellers hinwegdisputieren kann. Die wahre Kritik schont die Quellen zugleich, indem sie sie durch scharfe Austrennung des Unbrauchbaren auf ihre eigentliche Natur zurückführt und diese gelten läßt. Die Willkür, die die überlieferte Autorität zu schützen meint, zerstört sie, indem sie alles zweifelhaft macht. Ganz wie die wahrhaft wissenschaftliche Theologie nicht bloß kritisch auflöst, sondern ebenso sehr aufbaut, so lehrt auch die sachlich-wissenschaftliche Methode der Behandlung des Altertums und im besonderen der Kriegsgeschichte nicht bloß Legenden auszuscheiden, sondern ebenso häufig Vorgänge und Urteile zu verstehen, die bis dahin unverständlich waren und angezweifelt wurden. Ich denke, es ist mir gelungen, Thukydides in drei der bestrittensten Punkte seiner klassischen Erzählung, dem Perikleischen Kriegsplan, Kleon bei Sphakteria, dem Verlust von Amphipolis vollständig zu rechtfertigen. Es war tatsächlich nichts als ungenügendes Verständnis für strategische und taktische Vorgänge, weshalb die Neueren hier

den Meister getadelt haben. Auch für Polybius habe ich an der schon angeführten Stelle, Schlacht bei Issus, eine Rechtfertigung und für seine Darstellung der Schlachten von Cannä und Zama-Naraggara, wie ich glaube, den taktischen Schlüssel gefunden, ja sogar eine viel bestrittene Lesart in Cäsars Bellum Gallicum hat sich als unangreifbar feststellen lassen.

Auf dem Wege der reinen philologischen Behandlung der Probleme war es nicht nur nicht möglich, zu diesen Ergebnissen zu gelangen, sondern man blieb, in dem steten Widerspruch, Dinge zu beurteilen, die man eigentlich nicht beherrschte, in ewiger Unsicherheit, und gerade der Begabteste und Temperamentvollste wurde von allen der Willkürlichste.

So ist denn das merkwürdige Ergebnis, daß Wilamowitz, den wir eben kennen gelernt haben als den glühenden Verehrer und leidenschaftlichen Verteidiger der überlieferten Autorität, Wilamowitz, der im äußersten Falle das Wunder anruft, um einer sachlich-kritischen Feststellung zu entgehen, daß eben er die überlieferten Quellenberichte mit einer Nonchalance behandelt, wie sonst niemand, schlechthin niemand unter den lebenden Gelehrten des klassischen Altertums. Er tritt für die Quellenautorität nur dann mit richterlicher Strenge ein, wenn ein anderer sich eine Abweichung von ihr erlaubt. Diese Tatsache ist in der wissenschaftlichen Welt so bekannt, daß sie gar keines eigentlichen Beweises bedarf; ein auswärtiger Philolog bestätigte mir einmal, daß man das auch außerhalb Deutschlands wisse. Nur der Anschaulichkeit halber und um des weiten Leserkreises willen seien hier einige Beispiele hinzugefügt.

In der Schlacht bei Marathon spielt die Frage, weshalb die persische Reiterei nichts tat, eine wesentliche Rolle, da Herodot ausdrücklich berichtet, daß um ihrer Reiterei willen die Perser diese Ebene zur Ausschiffung gewählt hätten. Wilamowitz beseitigt die Schwierigkeit durch die einfache Behauptung, daß die Perser (deren Hauptstärke in ihrer Reiterei lag) bei Marathon gar keine Reiterei gehabt hätten: „Die Torheit . . . mit Kavallerie von Marathon auf Athen zu marschieren, ist den Persern nicht leicht zuzutrauen.“*) Man denke: Attika hat geräumige Ebenen, die für Reiter gut geeignet sind; in der klassischen Zeit hatte es selbst eine sehr stattliche Kavallerie; das persische Heer ist in einer Ebene ge-

*) Aristoteles und Athen I. 112.



landet, und unsere Quelle berichtet ausdrücklich, daß es um der Verwendung der Reiterei willen geschehen sei. Nur weil man nun, um von der marathonischen in die atheniſche Ebene zu gelangen, gegen drei Meilen durch Berg- und Hügelland zu marschieren gehabt hätte, soll es eine „Torheit sein, die man den Persern nicht leicht zutrauen kann", daß sie mit Reitern übers Meer gekommen seien? Eine „Torheit!" Das ist doch wirklich ein hartes Wort, das man nur anwenden sollte, wo man seiner Sache ganz sicher ist, da es sich sonst rückwärts wendet. Wie viel Feldherren würde es treffen, die wenn sie durch ein feindliches Gebirgsland gezogen sind, auch ihre Kavallerie mitgenommen haben! Und mit einem solchen Argument soll eine positive Quellenaussage aus der Welt geschafft werden?

Auch hier verstehe ich wieder Wilamowitz' Begeisterung für Kromayer, denn von diesem Genre sind auch die militärischen Räsonnements des Topographen der antiken Schlachtfelder.

Als zweites Beispiel der Willkür wähle ich die Behandlung, die Wilamowitz einer der großartigsten Erscheinungen der klassischen Ueberlieferung, Perikles als Repräsentanten des kulturellen Athen hat zu Teil werden lassen. Jedermann weiß, daß die einzige und unvergleichliche Stellung Athens in der Geschichte darauf beruht, daß die politische und die kulturelle Hochblüte, die sonst häufig zeitlich auseinanderfallen, hier zusammenfiel, und Perikles' Hoheit ist, daß er die beiden Seiten auch in seiner Person vereinigte. Einen besonderen Schimmer verleiht dieser Majestät noch die Teilnahme einer Frau, um so anmutiger und wohltuender als Aspasia in die sonst ausschließlich männliche hellenische Geschichte fast allein diesen Zug von Weiblichkeit bringt.

Wie ein Fanatiker, in den gröbsten Ausdrücken fällt Wilamowitz über diese ganze Vorstellung her*): „Keine Spur führt darauf", behauptet er, „daß für irgend eine Kunst eine Ader in Perikles geschlagen hätte; daß er den Parthenon und die Propyläen hat bauen lassen, beweist das nur dann, wenn die Bauten Schinkels für Friedrich Wilhelm III. beweisen." „Das „Perikleische Zeitalter" mit seinen heiteren dem Kultus der Schönheit hingegebenen Griechen, in der Mitte der Mäcen oder Mediceer Perikles, die geistig ebenbürtige, ihm durch eine Gewissensehe verbundene Aspasia am Arme, ist eine Erfindung des deutschen romantischen

*) Aristoteles und Athen II, 99.



Philhellenismus, hat aber so viel Wert wie Kaulbachs Blüte Griechenlands und Aspasia ist das Widerlichste darin". . . . . . . „In Athen heißt keine anständige Frau Aspasia". . . . . . „Ich bin nicht so albern, dem toten Frauenzimmer zu grollen, aber man soll es lassen, wie es ist, tot und ein Frauenzimmer. Leute, die ohne weibliches Parfüm keine Geschichte riechen mögen und ihre Helden nicht menschlich finden, wenn sie nicht unterweilen girren oder meckern, mögen Hamerling statt Thukydides lesen. Aber es ist kein kleines Zeichen von der Würde der attischen Geschichte, daß nur ein Weib in ihr vorkommt, das aber beherrscht sie: die Jungfrau von der Burg."

„Naiv ist vollends, sich Perikles in menschlichem Verkehr mit Pheidias zu denken, der gesellschaftlich und nach seiner Bildung (einen Hexameter konnte er nicht machen) ein βάναυσος war und blieb. Vereinzelt kommt es ja vor, daß ein Mann aus besseren Kreisen wie Kephisodotos eine Bildhauerwerkstatt hat, aber die Regel ist, daß solche Leute zum Handwerk gehören und in ihren Kreisen bleiben. Das Altertum ist von der Verkehrtheit, die Bewunderung ihrer Werke auf ihre Person zu übertragen, völlig frei. Meiner Meinung nach liegt die Vortrefflichkeit der antiken Kunst zum guten Teile daran, daß man sich um die Künstler so wenig kümmerte, keine Kunstakademien und Künstlerheime hatte, und von keinem Gesandten forderte, daß er mit seinen Einladungen „bis hinab zum Künstler" ginge. Diese Meinung ist gleichgültig, aber wer von der Ideengemeinschaft zwischen Perikles und Pheidias redet, beweise erst, daß Staatsmann und Bildhauer eine Gemeinschaft und Pheidias Ideen hatte. Augen hatte er und Hände, das sieht man, und das ist genug, die Ideen empfing er wie sein Volk von den Dichtern und Weisen; er gab ihnen Gestalt: darin liegt seine Größe."

Eduard Meyer in seiner Geschichte des Altertums (Bd. IV S. 47, S. 52) lehnt diese Auffassung Wilamowitz' mit den einfachen Worten ab, er verstehe sie nicht. Ich setze die schönen Worte, in denen er selber das Verhältnis darstellt, wörtlich hierher: „Wie hätte ein Athener des fünften Jahrhunderts, der seinem Volk aus dem Herzen zu reden vermochte, der literarischen und künstlerischen Entwicklung fremd und kalt gegenüberstehen können? Sein (Perikles) Verhältnis zu Pheidias ist vom Künstler auf dem

Schilde der Göttin verewigt: inmitten der Athener, welche die Amazonen abwehren, bildete er den Perikles in voller Kriegsrüstung, eine Amazone niederstoßend, und daneben sich selbst in Werktagsgewand, wie er mit beiden Händen einen Steinblock auf die Feinde schleudert. Den Vertretern der alten Gläubigkeit, Männern wie dem Seher und Orakelpropheten Lampon hat Perikles die Berücksichtigung nicht versagt. Aber mächtig ergriff auch ihn die aus der Fremde hereinbrechende Naturphilosophie und die moderne Aufklärung: er hat Zeno den Eleaten gehört, Anaxagoras von Klazomenae wurde sein vertrauter Freund; einen ganzen Tag konnte er, als bei Kampfübungen ein Mitspieler durch einen unglücklichen Speerwurf getötet war, mit Protagoras über die Frage disputieren, wer der wahre Schuldige sei, der Werfende, der Speer oder der Veranstalter des Wettkampfs."

„Der Philosoph Anaxagoras hat nicht nur seinem Verstande, sondern auch seinem Herzen nahe gestanden; und unentbehrlich war ihm, ganz gegen die ionische Sitte, die auch in Athen dominirte — im Verborgenen gab es allerdings mehr Ausnahmen, als man eingestehen mochte, — die Liebe einer Frau. Die Ehe mit einer nahen Verwandten, der geschiedenen Frau des Hipponikos, hat ihm kein häusliches Glück gewährt; er hat sie entlassen, nachdem sie ihm zwei Söhne geboren hatte. Was er begehrte, fand er in Aspasia, der Tochter des Axiochos aus Milet, die als Hetäre nach Athen gekommen war. Ihr war er mit inniger Liebe ergeben, weit über das hinaus, was nach attischen Anschauungen dem Verhältnis zwischen Mann und Weib entsprach. Er hat sie in sein Haus aufgenommen und bis an den Tod ihr die Treue gewahrt. Als geistreiche, hochbegabte Frau, bei der die angesehensten Athener verkehrten, als Meisterin lebendig angeregter Unterhaltung über alle Fragen des Lebens, welche die Zeit in ihren Tiefen bewegten, erscheint sie in den Schriften der Sokratiker. Auch Perikles hat mit ihr besprochen, was ihn beschäftigte, und manche Anregung von ihr erhalten; so ist es natürlich, daß die Athener von dem illegitimen Einfluß munkelten, den sie auf seine Entschließungen ausübe, und die Komiker sie als neue Omphale oder Deianira, oder auch als die Hera, der der Zeus von Athen untertan sei, auf die Bühne brachten."

Aus den Worten Meyers ist zu ersehen, daß das traditionelle Bild von Perikles und Aspasia keineswegs eine philhellenische Er-

findung, sondern historisch und quellenmäßig gut beglaubigt ist. Wie ist es nun möglich, daß Wilamowitz, der die „Achtung vor der wirklichen Ueberlieferung" in so hohen Tönen preist, und wie ein Prophet des klassischen Altertums zu reden pflegt, hier wie ein Bilderstürmer gegen die Heiligen wütet? Es ist nichts als die bis zur Laune gesteigerte Willkür. Sollte das ganze Unglück daher rühren, daß Wilamowitz den Roman von Hamerling über Perikles und Aspasia gelesen hat und den Aerger, den ihm diese Salbaderei bereitet, nun an Perikles und Aspasia selber ausläßt?

Die Willkür entspringt einem unausgeglichenen Widerspruch. Wilamowitz kann und will sich so wenig wie die Vermittelungs-Theologen der modernen Auffassung, die auch die heilige und die klassische Geschichte in ihrem menschlichen Zusammenhang realistisch zu durchdringen sucht, nicht entziehen. Ich bediene mich wieder der Worte Eduard Meyers, der in einem Nachruf auf Mommsen die Bedeutung schildert, die dessen „Römische Geschichte" für diesen Fortschritt der Historiographie gehabt hat. Meyer schreibt:

„Als die „Römische Geschichte" erschien, hat sie vielfach Kopfschütteln und heftigen Widerspruch hervorgerufen nicht nur wegen ihrer Auffassung im ganzen und im einzelnen, sondern vielleicht mehr noch wegen ihrer Form. Ein durchaus moderner Geist wehte durch das ganze Buch. Die Politik, die Kultur, die Staatsmänner und Schriftsteller des alten Roms erschienen in einer Beleuchtung, wie man sie bisher nur in Geschichtswerken, die die Neuzeit behandelten, gekannt hatte, und der Verfasser trug nicht die mindeste Scheu, überall Parallelen aus allen Epochen der Weltgeschichte bis zur Gegenwart hinab heranzuziehen und an Stelle lateinischer Ausdrücke und der Altertumswissenschaft geläufiger Bezeichnungen die allermodernsten Worte und Wendungen zu gebrauchen, um dem Leser Zustände und Denkweise einer fernen Vergangenheit klar und anschaulich zu machen. In einem solchen Stil und in solcher Auffassung war Geschichte des Altertums noch niemals geschrieben worden. Allmählich hat man begriffen, welchen gewaltigen Schritt die Geschichtschreibung damit vorwärts getan hat zur Erfüllung ihrer wahren Aufgabe. Mommsens „Römischer Geschichte" verdanken wir in erster Linie, daß uns jetzt das Altertum nicht mehr als ein Phantasieland erscheint, in dem die Ideale sich frei bewegen können, die im Raum, in der wahren Geschichte, so hart sich stoßen, sondern daß es lebendig vor uns steht und wir

gelernt haben, auch hier die Vergangenheit als eine gewesene Gegenwart zu erfassen und menschlich zu begreifen."

Sieht man auf einzelne Leistungen und Aeußerungen Wilamowitz', so scheint es, daß auch er ganz und gar in diesen Bahnen wandle. Gleichzeitig aber ist er Romantiker, der es nicht übers Herz bringen kann, daß das Altertum „nicht mehr das Phantasieland sein soll, in dem die Ideale sich frei bewegen können". Sein Glaube und sein Wissen stehen in fortwährendem Kampfe miteinander. Er „kann griechisch", aber die strenge sachliche Methode hat er nicht; sie ist ihm nicht nur fremd, sondern sie ist ihm unausstehlich. Sie haftet nach seiner Meinung am Aeußerlichen, zählt, mißt und wägt — das sind ihm Spielereien und „Bagatellen". Mit souveränem Kommando behandelt er die Ueberlieferung. Die höchste historische Quellen-Autorität, die uns aus dem Altertum überkommen ist, hat Thukydides. Wilamowitz spottet über die Forscher, die seine Erzählung von Themistokles für „so wahr halten, wie die Leitartikel ihrer Lieblingszeitung, weil Thukydides diese Geschichte erzählt"; er wundere sich schon seit zehn Jahren, „wie sehr dem Modernen das Etikett über den Inhalt der Flasche geht"*), mit anderen Worten, daß man das Quellen-Zeugniß (und sei es auch Thukydides, nicht bloß Polybius!) so sehr über die Sachkritik stelle. Bei Anderen ist ihm ein solches Verfahren eine „ungezügelte Anmaßung", und eine Debatte gibt es nicht, denn der Maßstab ist rein subjektiv; nicht das logische Argument entscheidet, sondern die auf Wissen und Studium aufgebaute Empfindung, die phantasievolle Intuition, die jede Einzelheit aus der Gesamterscheinung vom Altertum heraus unmittelbar beurteilt, wobei dann das Urteil zwischen der gläubigen Verehrung des Wunders und dem Nihilismus der absoluten Skepsis hin- und herschwankt.

Man darf auch hier wohl das Wort Kants anwenden (Vorrede zur 2. Aufl. der Kritik der reinen Vernunft), wo er warnt, „die Fesseln der Wissenschaft gar abzuwerfen, Arbeit in Spiel, Gewißheit in Meinung, und Philosophie in Philodoxie zu verwandeln."

Wilamowitz ist sich der Unzulänglichkeit des subjektiven Verfahrens zuweilen selber bewußt. „Wer nicht in dem Stande des Famuli Wagner beharren will, schreibt er einmal*), der muß sein

*) Aristoteles und Athen I, 150.
*) Aristoteles und Athen, II, 12.

Subjekt in die Schanze schlagen, nicht bloß auf die Gefahr hin, sondern mit der sicheren Zuversicht, im Drang nach Wahrheit jämmerlich zu irren." Das ist ein wirklich schönes Bekenntnis, das mit vielem versöhnt, aber es nötigt auch zuweilen darauf hinzuweisen, wann und wo nun das „jämmerliche Irren" wirklich eingetreten ist. Wenn es scheinen möchte, als ob ich gar zu lieblos die wissenschaftliche Blöße eines Kollegen aufgedeckt hätte, so möchte ich das nicht bloß dadurch als gerechtfertigt ansehen, daß der Kollege mich in einer, ich darf wohl sagen, ungewöhnlich schroffen Weise provoziert hat, sondern auch durch die objektiv-wissenschaftliche Notwendigkeit, die Schranken, die dem Können der Romantik im Klassizismus gesetzt sind und sie von der strengen wissenschaftlichen Kritik trennen, zuweilen festzustellen.

Das Recht von dieser Art subjektiver Behandlung der Wissenschaft vollständig abzuleugnen, fällt mir nicht ein. Auch Phantasie und Intuition sind Elemente der Wissenschaft, und mancher, der diese Zeilen liest, wird meinen, daß diese künstlerische Methode eigentlich die höhere sei im Vergleich zu der mühsamen und nüchternen Arbeit der Sachkritik. Wie weit es wirklich der Fall ist, hängt von der Stärke der Persönlichkeit ab; da alles subjektiv ist, läßt sich diese Wissenschafts-Methode so wenig generell einschätzen, wie lehren oder übertragen. Sicher ist, daß, mag Wilamowitz auch hundertmal vorbeifahren und uns nichtige Machwerke als „Erlösung" preisen, seine Anregungen doch wie ein Sauerteig die ganze Altertumswissenschaft durchdringen und mit genialen Blitzen auch zuweilen wirkliches Licht bringen. Wenn ich auf Herder hinweise, dessen wissenschaftliche Anlage eine ähnliche war und von dem auch ähnliche Wirkungen ausgegangen sind, so paßt das zwar insofern nicht, als wir heute eine durchgebildete, wissenschaftliche Methode der Kritik haben, deren das achtzehnte Jahrhundert noch entbehrte, aber der Vergleich ist doch subjektiv nicht falsch und wird wenigstens Zeugnis sein, daß es mir bei dieser ganzen Abhandlung nicht bloß um die Polemik zu tun gewesen ist. Auch von einem ins Gelehrt-Philologische versetzten Emerson könnte man vielleicht sprechen. Ich freilich halte es in der Wissenschaft mit Kant, der „die Schulmethode der freien Bewegung des Geistes und Witzes" vorzog, denn „der Witz hascht nach Einfällen, Urteilskraft strebt nach Einsichten . . . der Witz geht mehr nach der Brühe, die Urteilskraft nach der Nahrung"

(Anthropologie. Hartenstein VII, 539). Oder „Es gibt auch gigantische Gelehrsamkeit, die doch oft cyklopisch ist, der nämlich ein Auge fehlt, . . . um diese Menge des historischen Wissens, die Fracht von hundert Kameelen . . . zweckmäßig zu benutzen". (ebd. S. 545). Die zweckmäßige Benutzung, wie ich sie verstehe, ist diejenige, welche uns schon Polybius vorschreibt und die ich meiner „Geschichte der Kriegskunst" als Motto vorgesetzt habe: „ἐγὼ δὲ φημὶ μὲν δεῖν οὐκ ἐν μικρῷ προσλαμβάνεσθαι τὴν τοῦ συγγραφέως πίστιν, οὐκ αὐτοτελῆ δὲ κρίνειν, τὸ δὲ πλεῖον ἐξ αὐτῶν τῶν πραγμάτων ποιεῖσθαι τοὺς ἀναγιγνώσκοντας τὰς δοκιμασίας."

---

# Babelturm und Irminsul.

Von

**Carl Schuchhardt.**

---

Gegenüber dem Strome von Aufklärung, der uns heute aus der neu erschlossenen Quelle von Altbabel wieder entgegenkommt, mag es die drückende Dankesschuld uns erleichtern, wenn wir auch ex occidente einmal einen Lichtstrahl beisteuern können.

Der Turm zu Babel hat unsere Phantasie von Kindheit an beschäftigt und ist inzwischen, wenn auch noch nicht selbst dem Boden entstiegen, so doch durch eine stattliche Zahl von Brüdern in seinen Hauptzügen uns vertraut geworden. Wir wissen heute, daß er ein viereckiger Etagenturm gewesen ist, bei dem jedes folgende Stockwerk schmäler war als das voraufgehende, so daß außen ein Umgang blieb, der in langsamer Steigung auf die Spitze führte. Hier stand nach Herodots Bericht „ein großer Tempel, und in dem Tempel war ein großes Ruhebett wohlhergerichtet, und vor diesem ein goldener Tisch aufgestellt." „Ein Standbild" fährt er fort, „befindet sich darinnen aber nicht. Es behaupten die Priester, was sie mich aber nicht glauben machen, der Gott selbst besuche den Tempel und ruhe auf dem Lager, wie das auch im ägyptischen Theben der Fall sein soll." Neben dem Turme, heißt es dann weiterhin, ist „unten ein anderer Tempel, worin ein großes goldenes Bild des Zeus sitzt; vor ihm steht ein großer goldener Tisch . . . und außen vor dem Tempel ein goldener Altar."

Aber so gut wir damit auch über das Aeußere des Heiligtums unterrichtet sind, seine innere Bedeutung hat uns der Turm noch nicht enthüllt. Wie ist er zu seiner eigenartigen Form gekommen und was beabsichtigte man mit ihm? Im 1. Buch Mose heißt es bekanntlich nur: „laßt uns einen Turm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen." Und viel mehr ist uns bis heute nicht gesagt worden. Noch in

den neuesten Besprechungen heißt es nur unbestimmt und halbverlegen, daß der Turm „mit dem astralen Charakter der babylonischen Religion eng zusammen hänge", daß er ein „Heiligtum, zugleich aber auch Sternwarte und astrologisches Observatorium" sei — vielleicht auch zur aktiven Verteidigung angelegt und eingerichtet."

Und doch läßt sich die Bedeutung des Turmes, wie mir scheint, in einen kurzen Satz zusammenfassen. Er ist nichts anderes als die künstliche Nachbildung eines natürlichen Berges, auf dessen Gipfel das Volk der Sumerier in seiner gebirgigen Urheimat die Gottheit unsichtbar thronend gedacht und verehrt hatte. Nur muß man, um zu diesem Ergebnis zu gelangen, seinen Blick weit über Babylonien hinausrichten, einen Rundgang machen bei Aegyptern, Juden, Griechen, Germanen, wo sich vielfach verwandte und meist ebenfalls noch unverstandene Erscheinungen finden.

Schon in Babylonien fällt auf, daß der Etagenturm keineswegs einer einzelnen Gottheit angehört, sondern sich so ziemlich in jeder alten Stadt findet. Das kommt daher, daß diese verschiedenen Gottheiten einander außerordentlich verwandt sind. Der Bel zu Nippur, Marduk zu Babel, Ningirsu zu Lagasch sind gleichmäßig Licht- und Sonnen-Götter und unterscheiden sich eigentlich nur dadurch, daß der eine in Nippur, der andere in Babel, der dritte in Lagasch residiert. In Aegypten können wir Aehnliches erkennen und zugleich die Ursache davon. Es hat ursprünglich jede Landschaft eine Hauptgottheit gehabt, die eine den Osiris, die andere den Ammon, die dritte den Thot. Als dann mehrere Landschaften zusammengefaßt wurden und endlich das Reich sich bildete, traten diese Gottheiten neben einander und mußten nun auch mit einander in Beziehung gebracht werden. So wurden die führenden Götter der einverleibten Gebiete jüngere Geschwister oder Kinder des Gottes der Hauptmacht.

Für Griechenland ist die gleiche Tatsache längst beobachtet. Apollo, Hermes, Ares, ja auch Perseus und Herakles sind ursprünglich selbständige Himmels- und Sonnen-Götter gewesen und erst in einem größeren Kulturkreise Söhne des Zeus geworden. Die klarste urkundliche Bestätigung dafür liefert gegen Ende der griechischen Kultur die große Inschrift vom Antiochos-Grabe auf dem Nimrud Dagh in Commagene, in der die drei großen Gottheiten, die im Mittelpunkte des ganzen Denkmals thronen, be-

zeichnet werden als 1. Zeus-Oromasdes, 2. Apollon-Mithras-Helios-Hermes, 3. Artagnes-Herakles-Ares.

Diese großen Gottheiten haben nun überall bei den verschiedensten Völkern ihren Sitz auf hohen Bergen; bei den Griechen auf dem Olymp, dem Ida, dem Helikon, dem Parnaß; bei den Germanen auf den heute noch erkennbaren Wodans-, Donners- und Osterbergen, bei den Juden auf dem Sinai, dem Horeb, dem Karmel, bei den Japanern auf dem Fudschi. Die Erklärung dafür liegt nahe. Das Volk braucht keineswegs in grober Auffassung die Sonne selbst für die Gottheit zu halten, sondern mag im feineren Sinne Sonne, Mond und Sterne nur als den vornehmsten Ausdruck der großen allwaltenden Himmelskraft betrachten: Immer wird ein hoher Berg, der Morgens die ersten Lichtzeichen bringt und Abends die letzten, ihm leicht als ausersehen gelten zur Verständigung zwischen Göttern und Menschen; auf ihm wird die Gottheit sich niederlassen, wenn sie vom Himmel herabsteigen und in die Dinge dieser Welt eingreifen will.

Eine Etappe weiter und die Griechen meißeln auf solch einem Götterberge einen Thron aus, um der Gottheit einen bequemen Sitz ständig bereit zu halten. So finden sich auf Thera zwei Throne neben einander, und unter dem einen steht ΔΙΟΣ (für Zeus), unter dem anderen ΗΡΑΣ (für Hera). Auch im Sipylos über Magnesia ist ein sehr bekannter solcher Felsthron, der gemeiniglich, aber natürlich fälschlich, der Thron des Pelops genannt wird.

Mit der Zeit wandelt dann dieser leere Thron hinab zu den Wohnungen der Menschen, und ein Tempel wird über ihm errichtet. In Amyklä ist der von Pausanias beschriebene riesige Thron des Apollo leer, und die vor ihm aufgestellte große Apollofigur gehört ursprünglich nicht hierher. Im Zuge des Xerxes gegen Griechenland wird noch ein heiliger Wagen des Zeus mit einem Sitz, den kein Mensch besteigen darf, von acht weißen Rossen gezogen. (Herodot VII. 40). Vor Allem ist aber die Bundeslade der Juden nichts als ein tragbarer leerer Thron. Die Lade, die die Gesetzestafeln beherbergt, ist nur der untere Teil, der Thronkasten, darauf befindet sich der Sitz, dessen Rück- und Armlehnen die Cherubim mit hoch- oder niedergeschlagenen Flügeln bilden. Und dieser Sitz heißt der „Gnadenstuhl“, auf dem Jehova erscheinen und zu Israel zeugen will. (II. Mos. 8 ff.)

Diese Beobachtungen zeigen schon, daß es vor der von den Griechen zur Blüte gebrachten bildlichen Darstellung der Götter in

weiter Verbreitung, und auch bei den Griechen selbst, einen bildlosen Kult gegeben hat, indem man die Gottheit erst auf einem hohen Berge thronend dachte und dann ihr einen künstlichen Thron in der Nähe der menschlichen Wohnungen bereitete. Welche Rolle aber dieser bildlose Kult gespielt hat, das tritt überraschend hervor, wenn man die vielfachen rohen Formen des Ersatzes oder der Nachbildung des alten Götterberges beachtet. Sie beherrschen in Griechenland die ganze mykenische Periode. Ein Baum, eine Steinpyramide, ein Pfeiler oder eine Säule erscheint auf den Wandbildern und den Gemmen dieser Zeit als das Kultstück, vor dem man anbetet und opfert. Am häufigsten ist es ein Pfeiler oder eine Säule, auf welche Dämonen von beiden Seiten her aus Kannen Trankopfer gießen.

Darnach kann nicht zweifelhaft sein, daß auch auf dem bekannten Relief vom Löwenthor zu Mykenä die Säule die gleiche Bedeutung als Träger der unsichtbaren Gottheit hat. Dasselbe Bild der Säule oder des Baumes bald von Löwen, bald von Greifen, bald von Hirschen wappenartig flankiert, liegt uns jetzt auf vielen anderen mykenischen Darstellungen vor. Die Tiere sind die Begleittiere der Gottheit, und die Säule steht genau so zwischen ihnen, wie nachher die menschengestaltige Gottheit, die sie bei den Hälsen packt.

Als nach der mykenischen Zeit die Götterbilder im Kulte herrschend wurden, haben sich Reste des Stein- und Baumkultus doch noch weit bis ins klassische Griechen- und Römertum erhalten. Wie oft sehen wir nicht neben oder hinter einem Altar den heiligen Baum als den, freilich nicht mehr verstandenen, aber doch noch dunkel empfundenen alten Sitz der Gottheit! Der Steinkegel ist besonders dem Apollo heilig geblieben. Er wird ihm gesetzt an den Heerstraßen und in Athen vor den Haustüren. Und so ist auch der Omphalos zu Delphi, der vielumstrittene, offenbar der alte verschrumpfte Sonnenberg, auf den Apollo nachher leibhaftig sich stellt, ebenso wie er in Amyklä den alten leeren Thron betritt.

Nicht zu verwundern ist es, wenn im Laufe der Zeit solch ein Steinkegel oder eine Säule beim Volke mißverstanden wird, wenn er aus dem Sitze der Gottheit ihr Inbegriff, ihre Erscheinungsform wird. Die Berührung der Gottheit heiligt das rohe Material, und gerade weil sie daneben nicht besonders erscheint, wird sie darin vermutet.

Am sprechendsten zeigt sich das bei den Juden. Als sie aus

Aegypten auszogen, „zog der Herr vor ihnen her, des Tages in einer Wolkensäule . . . und des Nachts in einer Feuersäule“; und nachher, als Moses die Stiftshütte errichtet hatte, kam, wenn er in die Hütte trat, „die Wolkensäule hernieder und stund in der Hütte Tür und redete mit Mose . . . Der Herr aber redete mit Mose von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet“.

Bei den Griechen und Römern kommt die handgreifliche Säule oder der Kegel bis weit in die klassische Zeit hinein vor als ein Stück, in das die Gottheit gefahren ist, und das nun selbst heilig, göttlich, wundertätig geworden ist. Das ist keineswegs eine so rohe Auffassung, daß sie notwendig den Anfang der ganzen Entwicklung bezeichnen müßte. Dergleichen kann jedem beliebigen Symbol und Abbild widerfahren zu allen Zeiten und bei allen Völkern, bei wilden wie bei hochzivilisierten. Zu sagen, wie neuerdings geschehen, die griechische Religion sei aus einem rohen und öden Fetischismus hervorgegangen, wie er ähnlich bei den heutigen Wilden in Afrika und Australien herrsche, heißt ein bereits stark verunreinigtes Sammelbecken mit der Urquelle verwechseln.

Freilich, das Griechentum allein bietet wenig, die ursprüngliche Bedeutung der Fetischkegel aufzuklären. Auch Evans, der auf Grund seiner kretischen Entdeckungen den „mykenischen Baum- und Pfeilerkult“ eingehend behandelt hat, ist auf ihren Zusammenhang mit den alten Götterbergen nicht gekommen, sondern nennt sie aniconic images, „bildlose Götterdarstellungen“, in denen die Gottheit hausen solle. Aber bei anderen Völkern steht es besser, und die beiden, bei denen das Verhältnis des künstlichen Göttersitzes zu dem alten Götterberge geradezu mit Worten bezeichnet wird, sind die Germanen und Babylonier.

Die Irminsul, die Karl der Große auf seinem ersten Sachsenzuge 772 nebst ihrem ganzen Heiligtume in dreitägiger Arbeit zerstört hat, ist keineswegs ein Götzenbild gewesen, wie noch Rethel sie im Aachener Rathause gemalt hat. Was sie in Wirklichkeit war, hat Rudolf von Fulda ums Jahr 850, also nur etwa 70 Jahre nach ihrem Sturze niedergeschrieben. Truncum ligni, sagt er, non parvae magnitudinis in altum erectum sub divo colebant, patria eum lingua Irmensul vocantes, quod latine dicitur universalis columna quasi sustinens omnia. Ein Baumstamm also, hochaufgerichtet, sollte die Weltsäule bedeuten, welche das All trägt.

Der Ausdruck erinnert direkt an den Atlas, der den Himmel trägt, und der natürlich die Personifikation des in die Wolken ragenden afrikanischen Berges ist. Der Baumstumpf Irminsul kann seine mächtige Bedeutung nur daher haben, daß er ein Abbild, ein Symbol eines ähnlichen Berges ist. Und man möchte vermuten, daß dies auch im Namen läge. Sûl-Säule geht zurück auf Süll-Schwelle, Erhebung, Berg. Beide stehen in demselben Verhältnis zu einander, wie columna und columen, culmen. Beide Male hat sich aus der natürlichen Erhebung begrifflich und wörtlich die künstliche entwickelt. Die vielen Süllberge, die wir im Lande haben, erklären sich als Tautologien, und der Solling, mittelalterlich Suilberge, an der mittleren Weser, gehört auch in die Reihe.

Aber ein tatsächlicher „Irmensüll" läßt sich zunächst nicht nachweisen, und wir müssen uns deshalb mit der Irminsûl, wie Rudolf von Fulda sie erklärt, begnügen.

Seine Worte sind der harmonische Schluß zu dem, was wir sonst über den Götterkultus der alten Germanen, und speziell über den des Irmin, erfahren. Daß sie auf dem alten schönen Standpunkte der bildlosen Gottesverehrung standen, sagt Tacitus ausdrücklich. „Sie halten es der Hoheit der Himmlischen unangemessen, sie in Wände einzuschließen oder irgend in menschlicher Gestalt abzubilden." Und er beweist es durch seine Beschreibung des Nerthus-Festes: „Auf einer Meeresinsel befindet sich ein heiliger Hain, und in ihm der Götterwagen mit Zeug überspannt. Nur der Prister darf ihn berühren. Er stellt fest, ob die Göttin darinnen sei, und folgt ehrfürchtig, wenn sie von Kühen fortgezogen wird" usw. Also das Gegenstück zu dem persischen Sonnenwagen und der jüdischen Bundeslade. Was aber insbesondere den Irmin betrifft, so bezeichnet ihn als alten Sonnengott mit klaren Worten Widukind von Corwey (um 950) in seiner Beschreibung des Siegesfestes der Sachsen bei Burgscheidungen i. J. 531. „Vor dem Tore gegen Osten errichten sie einen Altar ihrem Gotte Hirmin, den sie in der Form der Säule verehren wie die Griechen den Herakles, und der nach dem Orte der Verehrung (nämlich gegen Osten) der Sonnengott ist wie der griechische Apollo."

Damit ist die Brücke geschlagen zu dem klassischen Altertum, und mit der Fackel, die uns vorher Rudolf von Fulda in die Hand gedrückt hat, können wir nun hier manches Dunkel erhellen.

Heraklessäulen gibt es einerseits ganz im Osten der altgriechischen Welt am Bosporus — und später bei der Erweiterung dieser Welt bezeichnenderweise in Indien —, andererseits ganz im Westen bei Gibraltar. Sie tragen das Himmelsgewölbe auf der einen und auf der anderen Seite und sind die Marken für die auf- und untergehende Sonne. Wenn es für gewöhnlich heißt, Herakles habe die Säulen als Male seiner weiten Reisen aufgerichtet, so ist das nur der Erklärungsversuch einer Zeit, die die ursprüngliche Bedeutung nicht mehr verstand.

Wie Herakles aber haben verschiedene andere alte Götter ihre zwei Säulen; so Zeus auf dem Lykaion in Arkadien, wo „auf der höchsten Höhe, von der aus man fast den ganzen Peleponnes übersieht", eine „Erdschüttung" (γῆς χῶμα) als Altar des Zeus steht und links und rechts davon eine riesige Säule „scheinbar bis zum Himmel ragend" und mit einem goldenen Adler darauf (Pausanius VIII 38. 7). Es folgt, dem Herakles innig verwandt, der phönikische Melkart mit den zwei Säulen, die sich vor seinem Tempel zu finden pflegen, so in Tyrus, so in Cadix, beides nach Strabo; und so sind dann wohl auch die beiden großen Bronzesäulen Jachin und Boas zu erklären, die vor der Tür des Salomonischen Jehovatempels aufgestellt wurden, und die offenbar schon dem damaligen Geschlechte gänzlich unverständlich waren (1. Kön. 7. 15—22).

Das Alles sind wirkliche Säulen oder wenigstens schließlich solche geworden.

Irminsul bedeutet aber im deutschen garnicht einmal eine regelrechte Säule, sondern ein aufgerichtetes Mal, wie eine Steinpyramide, oder einen Obelisken. Im 1. Maccabäerbuche (c. 13. 28) werden die pyramides, offenbar Stein-Tumuli, die jemand Vater, Mutter und vier Brüdern setzt, mit irmansuli und avarun verdolmetscht; und avarun, wörtlich = „Schichtung", wird anderweit zur Uebersetzung von „Mal" oder auch von „Scheiterhaufen" verwendet.

In der mittelhochdeutschen Kaiser-Chronik heißt es von Julius Cäsar, dessen Asche nach der Legende in dem Knopfe eines O b e l i s k e n geborgen sein soll:

601. Romare in ungetruweliche sluogen,
sìn gebaine si ùf ain irmunsûl begruoben;
und 4212 Symon der gaukelare kam ouch dar,
ûf ain irmensûl er staich,
daz lantfolch im allez naich.

Das letztere ist offenbar irgend ein Postament oder ein roher Steinklotz. Daß aber der Obelisk ausdrücklich der Säule des sächsischen Irmin gleichgesetzt wird, ist besonders interessant, denn er hat in seiner Heimat Aegypten sich eben heute wieder in der Tat als dasselbe erwiesen. In einem Bericht über die neuesten deutschen Ausgrabungen in Abusir sagt Adolf Erman (Mitth. d. deutsch. Orient-Ges. No. 10 S. 9), „die Könige der 5. Dynastie haben vor allen anderen Göttern der Sonne gedient, und jeder von ihnen hat es für seine erste Pflicht gehalten, diesem Gott ein Heiligtum aufzuführen, dessen charakteristischen Teil ein gewaltiger Obelisk bildet."

Es ist eben in Aegypten wie überall, je tiefer wir in die ältesten Zeiten zurückschauen, umsomehr zeigt der Kultus die einfachen Züge des Sonnendienstes.

Bei dem germanischen Irmin treten sie auch noch in einigen Zusammensetzungen seines Namens deutlich hervor, nämlich in dem Altnordischen iörmun-gandr „Irminschlange" und iörmun-rekr „Irminstier". Jeder alte Sonnengott: Marduk, Jehova, Apollo, Perseus, Siegfried tötet einen Drachen, einen Wurm; das ist das Chaos, das zerspalten wird, um Erde und Himmel zu scheiden und so die Welt zu schaffen. Darauf wird man den iörmungandr zu beziehen haben. Der iörmun-rekr aber erinnert daran, daß das Begleittier der Sonnengötter der Stier zu sein pflegt, so bei Bel (das goldene Kalb) und bei Marduk, bei Ammon (Apis), bei Melkart (Moloch), beim kretischen Zeus (Minotauros).

Schließlich ist es der Irminsul ergangen wie den Obelisken und den griechischen Steinkegeln: wo die wirkliche Bedeutung seit mehr als tausend Jahren dahin ist, will doch die Form immer noch nicht sterben. In Lauensteins alter „Reformationshistorie" heißt es i. J. 1734: „Zum Andenken der abgeworfenen Irmensäule wird annoch zu Hildesheim jährlich am Sonnabend vor Lätare auf dem kleinen Domhofe folgendes Schauspiel gehalten. Es kommt am selbigen Tage dahin ein sonderlich dazu bestellter Bauersmann, der bringet einen langen hölzernen Klotz in Gestalt eines Kegels mit sich, setzet den großen Klotz in die Erde und das kleine Holz oder Kegel oben drauf. Dann kommen ein Haufen Jungen und Buben zusammen, werfen mit Steinen und Stöcken, daß sie den Kegel, wodurch der Heidengötze bedeutet wird, herabwerfen mögen. Dann kommen andere und setzen den Kegel wieder darauf . . . bis endlich alles in Stücken

geworfen oder weggeschleppt worden." Ein ähnlicher Brauch wird für Paderborn und für Halberstadt bezeugt.

Ein anderes Zeichen, in dem ich die alte Irminsul erkennen möchte, ist der „Geck", ein kleines Säulchen auf den Hausgiebeln in vielen Gegenden des alten Sachsenlandes, besonders westlich der Weser bis gegen Osnabrück hin, und dann die Weser und Hunte abwärts. Wie die Pferdeköpfe, die das verbreitetste Zeichen auf den niedersächsischen Bauernhäusern sind, auf Wodan weisen und weiter nördlich die Ochsenhörner und Schwanenköpfe auf Tor und andere, so bleibt für den „Geck" kaum eine andere Bedeutung übrig als die der Irminsul.

Wo hat nun die große Irminsul, die Karl der Große zerstört hat, gestanden? Leider wissen wir es nicht. Die Quellen sprechen nicht bestimmt genug, und die Suche im Terrain ist bisher nicht sachlich genug gewesen, da die Lokalforscher, ähnlich wie in der Varusschlachtfrage, zu sehr bemüht waren, die berühmte Oertlichkeit möglichst nahe bei ihrem Heimatsorte erstehen zu lassen. Aber es hat mehr als eine Irminsul gegeben, und die Stelle einer zweiten glaube ich aufweisen zu können.

Südlich nicht weit von Hildesheim liegt ein kleines Dorf Irmenseul, plattdeutsch Armensülle genannt. Da der Name alt ist, erweckt er den Verdacht, daß wir es hier mit einer Irmensul zu tun haben. In der Tat erhebt sich unmittelbar neben dem Dorfe ein Kegelberg, dessen Krone „dat hillige Holt" heißt. Damit ist also das Heiligtum schon gegeben. Die Talschlucht aber, die neben dem Kegelberge niedergeht, heißt das „Wormstal." Hier hauste der Wurm des Marduk, Apollo, Siegfried, Irmin!

Der Hilligenholtberg liegt, wie es der bei Burgscheidungen beschriebene Irminkult nur verlangen kann. Er springt aus der nördlich streichenden Kette des Sackwaldes weit gegen Osten vor und erhebt sich mit seiner Spitze noch einmal stattlich.

Diese Erfahrung gibt nun doch einen gewissen Anhalt für das Suchen nach der berühmten Irminsul. Nach der Schilderung der Reichsannalen kann nur das Eggebirge und der Teutoburger Wald von Warburg bis gegen Detmold in Betracht kommen. Auf dieser Strecke liegen die höchst merkwürdigen Externsteine, isolierte, steile, turmhoch emporragende Felsen. Ihre Form ist derartig, daß man sie nach dem vorhin bestimmten Sprachgebrauch des Wortes direkt Irminsul nennen könnte. Hierzu kommt aber ein Zweites. Karl der Große mag sich noch so eifrig bemüht haben,

das große Sachsenheiligtum auszurotten, die Stätte wäre durch einfaches brachliegen lassen nie so stumm geworden wie es alle die andern, die in dem langen Gebirgszuge etwa in Betracht kommen könnten, tatsächlich sind. Bei den Externsteinen aber sind nicht bloß die Turmfelsen einzig in Norddeutschland, sondern für einen noch viel weiteren Kreis ist es das monumentale in den Felsen gehauene Relief der Kreuzigung Christi aus romanischer Zeit. Wir können den christlichen Kult, der hier bestanden hat, urkundlich und bildlich nur etwa bis zum Jahre 1000 zurückverfolgen, aber er ist für diese Zeit von solcher Intensität, daß sich daraus die völlige Verwischung und Ueberdeckung der alten Irminsul-Verehrung erklären würde.

Zwei Namen scheinen auch an der Stelle auf alte Zeit zurückzugehen. Der Silberbach, wie er heute auf den Karten heißt, wird vom Volke „Süllbach" genannt, und das ganze Gebiet heißt „in den Bangern", d. i. in dem Banngarten, in der Einhegung. Dazu wollen wir uns erinnern, daß gerade bei Paderborn, das nur 22 km von Horn liegt, und im Hildesheimischen Irminsul-Gebräuche sich bis heute erhalten haben.

Es würde sich wohl verlohnen, an diesen Stellen auf dem einzig sicheren Wege, nämlich durch Ausgrabungen, zu prüfen, ob wirklich in heidnischer Zeit hier schon ein Kult bestanden hat; und man sollte sich nicht dadurch abschrecken lassen, daß bei den Externsteinen die Grabungen voraussichtlich sehr umfangreich und kostspielig werden würden wegen der starken Umwälzung, die das Terrain durch Anlage von Straßen und Wirtschaften erfahren hat.

Aber, will man auch über die Stätte der Irminsul noch zweifeln, über ihren Charakter wird man es nicht mehr wollen. Die „Weltsäule, welche das All trägt" ist kein Götzenbild, sondern, wie die alten Götterberge und ihre Nachbildungen bei anderen Völkern, der Sitz, der Thron der unsichtbaren Gottheit.

Und dasselbe ist nun, als letzter und bester der babylonische Turm. Wie schön sagt das gerade der Punkt in Herodots Berichte, an den der Berichterstatter selbst nicht glaubt, daß die Gottheit dort oben erscheine und auf dem leeren Ruhebette sich niederlasse. In dem bloßen Turme besteht ursprünglich das Heiligtum, der Tempel zu seinen Füßen mit dem Götterbild darin ist eine spätere Zutat.

Hinzu treten die Benennungen des Turmes, die die Ausgrabungen uns gebracht haben, und die nach allem Voraufgegangenen jetzt ohne Weiteres verständlich sind. In Nippur heißt der Turm ekur „Berghaus" (e-Haus, kur-Berg) also ein Haus wie ein Berg, ein Haus, das einen Berg darstellen soll, dürfen wir sagen; der in Babylon heißt e temen anki (e-Haus, temen-Fundament, an-Himmel, ki-Erde) Haus des Fundamentes Himmels und der Erde, oder duranki „Band zwischen Himmel und Erde."

Damit haben wir das genaue Gegenstück zu der universalis columna quasi sustinens omnia, nur sprechen die babylonischen Bezeichnungen noch einen Grad deutlicher.

Braucht man dazu noch zu beweisen, daß die Sumerier in der Tat ursprünglich wirkliche Berge zur Verfügung gehabt haben? Ihre Herkunft aus dem Hochlande ist immer schon angenommen worden, und die archäologischen Beobachtungen haben alle Augenblicke auf diese notwendige Voraussetzung hingewiesen; so als man sah, daß sie ihre Toten nicht begraben, sondern verbrennen, trotzdem ihnen dafür in Babylonien nur kümmerliches Schilf und Asphalt zur Verfügung steht, und daß sie ihre kleinen Lehmziegel zuerst herstellen in einer Form, wie wenn es roh aus dem Felsen zugehauene Steine wären.

Viel schwerwiegender und weittragender ist die Frage, wie es gekommen ist, daß man die großen „Berghäuser" so bald nicht mehr verstanden hat. Nicht nur bei den klassischen Schriftstellern finden wir häufig den Turm zu Babel als „das Grab des Bel" aufgefaßt, schon Hammurabi spricht von dem Grabe der Sonnengöttin Ai zu Sippar, und der Etagenturm zu Nippur wird ebenfalls schon in alten Keilinschriften zum Eigunu „Haus des Grabes". Ebenso wurde in Kreta über Knossos auf der steilen Höhe Juktas, offenbar einem alten Götterberge, „das Grab des Zeus" gezeigt, und der Omphalos, auf dem Apollo in Delphi steht, sollte das Grab des Dionysos sein, der auch ein alter Sonnengott war. Die Pyramiden in Aegypten, Königsgräber aus dem alten Reiche, sind in Form und Größe mit dem babylonischen Etagenturm so verwandt, daß ein Zusammenhang nicht wohl abzuweisen ist.

Die Richtung, in der die ganze Frage zu lösen ist, scheint mir der große Tumulus Antiochos' I. von Kommagene auf dem Nemrud Dagh zu zeigen, den Humann und Puchstein der Wissenschaft bekannt gemacht haben. Entgegen der Auffassung, die von

Homer an das klassische Griechentum beherrscht, daß die Seele des Abgeschiedenen in die dunkle Unterwelt eingeht und dort ein ewiges Schattendasein führt, erklärt hier Antiochos in seiner Grabschrift, er habe entsprechend dem alten persisch-griechischen Glauben seiner Vorfahren auf hohem Berge, möglichst nahe bei den Göttern, die Stätte bereitet, wo sein Leib ewig ruhen solle, nachdem er die Seele zum Throne des Zeus Oromasdes hinaufgesandt habe. Neben dem Tumulus steht dann auf hohen Sockeln eine ganze Reihe von Bildwerken, Reliefs und Vollfiguren. Auf jedem der Reliefs begrüßt Antiochos eine andere der Gottheiten, mit denen er nun zusammen leben soll, und die Vollbilder stellen ihn und seine Ahnen dar, gemischt unter die großen Götter Zeus-Oromasdes, Apollon-Mithras-Helios-Hermes, Artagnes-Herakles-Ares.

Die ganze Auffassung, die sich in diesem eigenartigen Grabdenkmal ausspricht, erinnert einerseits an den Walhalla-Glauben der Germanen, nach dem auch die Seelen der Guten und Tapferen nicht in die dunkle Unterwelt fahren, sondern emporschweben, um Teil zu nehmen an den ewigen Freuden der Götter. Anderseits aber erinnert sie an die Bilder der ägyptischen Totenbücher, wo in derselben Weise die Besuche, die der Verstorbene den verschiedenen Gottheiten im Jenseits zu machen hat, dargestellt werden, und weiter, wie die Seele, als Vogel gestaltet, zu Zeiten zurückkehren darf, um auf ihrem Grabe in der Sonne zu sitzen oder von den Früchten des Feldes zu picken.

Daß diese Auffassung in entschiedenem Gegensatze zu Homer stehe, war von Anfang an klar. Man glaubte aber bis vor kurzem, daß sie bei den Griechen eine völlige Ausnahme darstelle, daß nur Persönlichkeiten, wie Antiochos, die schon auf Erden als göttliche Erscheinung betrachtet wurden, ihrer Seele den Flug zu den Göttern, der dann nur eine Rückkehr sei, zutrauen durften.

In den letzten Jahren sind wir besser belehrt worden. Auch bei den Griechen ist das Fortleben der Seele als Vogel im Urglauben vorhanden gewesen, und dieser Glaube, obgleich seit Homer für Jahrhunderte in der offiziellen Auffassung zurückgedrängt, hat sich doch im Volke erhalten und tritt in der hellenistischen Zeit, wo so viele Unterströmungen heraufkommen, wieder kraftvoll zu Tage. Nur einige Andeutungen finden sich in der Literatur. Gelegentlich fliegt einem Sterbenden ein Rabe aus dem Munde. Beim Scheitern der Flotte des Mardonius am Athos werden eine

Menge weißer Tauben über dem Meere beobachtet. Weit mehr spricht sich die alte Tradition fortdauerd in der Volkskunst aus. Die Sirene, ein Vogel mit Menschenkopf, ist die Verkörperung der Seele und deshalb der beliebteste Grabschmuck. Auf der Spitze des Tumulus sitzt sie, und keineswegs ist sie zu ewiger Trauer nnd Klage verurteilt, sondern wir sehen sie im Gefolge des Dionysos jubilieren, am Gelage der Himmlischen Teil nehmen, in seliger Freude musizieren und tanzen. Elysium—Walhalla!

Es stimmt gut zu diesen neuen archäologischen Beobachtungen, daß schon Erwin Rohde, rein nach literarischen Quellen, die Heroen — mit nur wenigen Ausnahmen, wie Perseus, Herakles — nicht als herabgestiegene Götter, sondern zur Unsterblichkeit emporgestiegene Menschen mit großer Entschiedenheit aufgefaßt hat.

Es ist heute kein Zweifel mehr, dem trübseligen, dunklen Unterweltsglauben Homers ist auch bei den Griechen ein hellerer Himmelsglaube voraufgegangen, wie er bei anderen Völkern uns überall entgegentritt. Wie Antiochos für sein Grab die höchste Höhe wählt, um den Göttern gleich möglichst nahe zu sein, so wird auch Moses ermahnt, auf den hohen Berg Nebo zu steigen, um dort seine Seele auszuhauchen, gleichwie es sein Bruder Aaron auf dem Berge Hor getan habe (5. Mos. 32, 49 ff.).

Oben erwähnte ich schon das Wort avarun für „Steinhügel", „Grabmal". Offenbar dasselbe ist avalun, das Grab König Arthurs in der britischen Sage, das aber zugleich die Bedeutung einer „Insel der Seligen" gewonnen hat, zu der nachher auch andere Helden, wie Ogier, Roland, Iwein eingehen.

Da die Seele nach solchem Glauben gottähnlich oder gottgleich wird, so wird auch der Seelenkult dem Götterkulte ähnlich oder gleich. Man wählte für ihn ebenfalls hohe Berge oder errichtete in der Ebene möglichst hohe Abbilder der Berge. Die beiden Kulte gehen eine Weile mit einander denselben Weg, bis die Gabelung kommt, die den Götterkult in eine neue Richtung führt, während der Seelenkult die alte beibehält. Für die Götter baut man jetzt Tempel zu ebener Erde und setzt ein Bild in Menschengestalt hinein. Ueber den Toten aber häuft man immer weiter kleine oder große Hügel. So werden die alten Kegeltürme und Tumuli, die für die Götter errichtet waren, nicht mehr verstanden und den für die Toten bestimmten zugerechnet.

# Zur Heranbildung unseres Offiziersersatzes.

Von

**H. Rhenanus.**

---

Die folgenden Gedanken sind in ihrem wesentlichen Kerne bereits seit einiger Zeit abgeschlossen gewesen. Mit ihnen an die Oeffentlichkeit zu treten hat der Verfasser aber lange gezaudert, weil ihm die Verhältnisse der Gegenwart nicht sehr geeignet erschienen, die Umänderung seit Jahren bestehender und durch die Tradition gewissermaßen geheiligter Einrichtungen und Gepflogenheiten gerade jetzt anzuregen. Denn es ist natürlich und psychologisch wohl zu erklären, daß inmitten der Flut von Mißverständnissen, Uebertreibungen, Entstellungen und Gehässigkeiten, die während des letzten Jahres sich über die deutschen Heereseinrichtungen und besonders über das Offizierkorps ergossen hat, bei dieser von allen Seiten angefallenen und mit kritischen Werkzeugen und Säuren aller Art bearbeiteten Armee die Neigung nicht gerade größer geworden ist, den willkommen zu heißen, der mit der Sonde in der Hand an sie herantritt, möge er auch in bester Absicht und ohne jeden unsachlichen, parteilich-agitatorischen Nebengedanken handeln. Auch der objektiven Kritik gegenüber verschließt sich leicht das Ohr desjenigen, der sich von Unberufenen und Unwissenden, von offenen und heimlichen Gegnern beinahe täglich auf offenem Markte kritisieren lassen muß; eine Kritik aber, die von vornherein darauf zu verzichten genötigt ist, Gehör zu finden und, soweit sie es vermag, auch zu bessern, dürfte ihren letzten und vornehmsten Zweck leicht verfehlen.

Indessen, wann wird diese trübe Flut verrauschen? Wann wird dem deutschen Volke und seinem Heere endlich einmal wieder die Ruhe beschieden sein, die den Starken und Charaktervollen der Kritik und auch der Selbstkritik so sehr viel zugänglicher macht als die Stunde des Zornes und des Kampfes? Es gibt keinen,

der darauf Antwort geben könnte, und ſo ſei es denn gewagt, die Gedanken, die in mancher ſtillen Stunde entſtanden ſind, niemandem zur Freude und niemandem zum Leide in Worte zu kleiden und der Oeffentlichkeit zu übergeben, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß der gelle Kampfeslärm ringsherum ſie übertöne, daß ſie im Sturme verweht werden und verhallen.

1.

Die Heranbildung unſeres Offiziererſatzes leidet in erſter Linie an einem gewiſſen Mangel an Einheitlichkeit und Gleichmäßigkeit. Dieſer Mangel beſteht einmal, wie jeder weiß, auf dem Gebiete der allgemeinen, wiſſenſchaftlichen Vorbildung, indem für dieſen Beruf nicht, wie ſeitens der übrigen höheren Berufe, die Abſolvierung einer neunklaſſigen höheren Lehranſtalt als Vorbedingung gefordert wird. Es mag dies ein Mangel ſein in Beziehung auf das Leben im Offizierkorps ſelbſt, vielleicht auch in Beziehung auf ſein Verhältnis zu anderen Ständen und Berufen, indem dadurch die Gefahr gegenſeitiger Mißverſtändniſſe und unnötiger Spannungen unter Umſtänden erhöht werden kann. Die praktiſche Tätigkeit und dienſtliche Verwendbarkeit des Offiziers, beſonders des jungen Offiziers, wird aber nach unſeren Beobachtungen und Erfahrungen durch dieſe Verſchiedenheit ſo gut wie garnicht berührt. Die Leiſtungen des jungen Offiziers ſind zunächſt praktiſcher Art, und praktiſche Anſtelligkeit, Dienſtkenntnis, Dienſterfahrung und gewiſſe Charaktereigenſchaften beeinfluſſen ſeine Leiſtungsfähigkeit mehr als ein Plus oder Minus an wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, an Uebung im abſtrakt-theoretiſchen Denken. Kommt er endlich in Stellungen, in denen ſeine Tätigkeit einen abſtrakt-wiſſenſchaftlichen Charakter anzunehmen beginnt, ſo hat ſich der Inhalt des mitgebrachten Schulſackes in der Regel mehr oder weniger verflüchtigt, und das Ding an Sich im Menſchen, die angeborenen Geiſtes- und Charakterfähigkeiten gelangen ausſchlaggebend zur Geltung. Von dieſer Ungleichmäßigkeit der wiſſenſchaftlichen Vorbildung ſoll daher nicht weiter die Rede ſein.

Bedenklicher erſcheint dagegen der Mangel an Einheitlichkeit auch in der beſonderen Fachvorbildung unſeres Offiziererſatzes. Wenn wir von den verhältnismäßig ſeltenen Fällen des Uebertritts von Reſerveoffizieren in den aktiven Truppendienſt abſehen, haben wir der praktiſchen Fachvorbildung nach unter unſeren Offizieren

nicht weniger als vier Kategorien zu unterscheiden. Die einen, vielleicht sind es die meisten, treten als Rekrut, in diesem Falle Fahnenjunker genannt, in ein Regiment, werden dort etwa sechs Monate ausgebildet, avancieren inzwischen zum Gefreiten, Unteroffizier und Fähnrich und besuchen dann eine Kriegsschule. Nach neunmonatlichem Aufenthalte dort bestehen sie das Offiziersexamen, kehren darauf zu ihrem Regimente zurück und werden nach weiteren vier bis sechs Wochen auf Vorschlag des Offizierkorps zum Leutnant befördert. Eine zweite Kategorie bilden die Obersekundaner der Kadettenanstalt Lichterfelde, die jährlich in der Zahl von etwa 200—250 der Armee zugeführt werden. Diese treten nicht als Rekruten, sondern als charakterisierte Fähnriche, also mit Unteroffiziersrang, in ihr Regiment, bleiben dort ebenfalls sechs Monate und kommen dann zugleich mit den Offiziersaspiranten der ersten Kategorie zur Kriegsschule, von wo an ihre Laufbahn wie bei jenen sich gestaltet. Anders ist der Weg der Abiturienten der Kadettenanstalt, die nach Besuch der Obersekunda noch den zweijährigen Primakursus absolviert und durch das Bestehen der Reifeprüfung die Berechtigung zum Universitätsstudium erworben haben. Diese kommen zu ihrem Truppenteil als wirkliche Fähnriche, verbleiben dort aber nur etwa vier Wochen und besuchen dann die Kriegsschule; das Offiziersexamen nach neun Monaten und die Beförderung zum Leutnant schließt sich in der üblichen Weise daran an. Die sogenannten Selektaner endlich treten aus der Kadettenanstalt sogleich als Offiziere in die Armee; die Kriegsschulkenntnisse werden ihnen nach Absolvierung der Obersekunda in der Selekta, einer Abteilung der Lichterfelder Anstalt, übermittelt. Aus den beiden letzten Kategorien gehen jährlich etwa 100—120 Offiziere hervor.

Die Verschiedenheiten in der Fachvorbildung unseres Offizierersatzes sind demnach nicht unerheblich, und sie liegen merkwürdigerweise nur auf dem Gebiete der praktischen Fachvorbildung. Die Kriegsschule ist allen vier Kategorien gemeinsam; die Berührung mit der Praxis des Truppendienstes ist aber nach sehr verschiedenem Maßstabe bemessen. Wir haben Offiziere, die während ihrer Fachvorbildung einige Monate als Soldaten mit der Masse der Soldaten in Reih' und Glied gestanden haben, wir haben andere, die während ihrer Fachvorbildung von Anfang an eine Vorgesetztenstellung innegehabt haben, und wir haben noch andere, die mit dem Truppendienst erst nach Abschluß ihrer Vorbildung, nach der

Beförderung zum Offizier, bekannt geworden sind. Sechs Monate Frontdienst, vier Wochen Frontdienst, gar kein Frontdienst, das sind die, gewiß recht ungleichmäßigen Grundlagen, auf denen sich Dienstkenntnis und Diensterfahrung der jungen Offiziere aufbaut.

Der Zweck und das Ziel der praktischen Fachvorbereitung, die für die Aspiranten aller derjenigen höheren Berufe zu fordern ist und auch gefordert wird, die, wie der Offiziersberuf, zu einer überwiegend praktischen Tätigkeit hinführen und in ihrer Beaufsichtigung und Leitung bestehen, ist offenbar in zwei Richtungen zu suchen. Einmal soll der zukünftige Leiter sich gewisse technische Fertigkeiten aneignen, die innerhalb des zu leitenden Betriebes von großer, vielleicht grundlegender Bedeutung sind, damit er später bei Beaufsichtigung und Beurteilung der technischen Leistungen seiner Untergebenen des sicheren, auf eigener Erfahrung und Beobachtung beruhenden Anhaltes nicht entbehrt. Es liegt auf der Hand, daß solche technischen Fertigkeiten nur durch praktische Betätigung und Mitarbeit, nicht durch theoretische Studien erworben werden können. Ferner soll aber der Aspirant auf eine derartige Führerstelle von vornherein Gelegenheit haben, die, an deren Spitze er zu treten beabsichtigt, seine späteren Untergebenen und Gehilfen, bei der Arbeit zu sehen, ihre Gesinnung und Denkungsart, ihre Beziehungen untereinander und zu der gemeinsamen Arbeit, die Einwirkungen dieser gemeinsamen Arbeit und ihrer Organisation auf jene zu beobachten, von den üblichen Schwierigkeiten und Hemmnissen und den Mitteln ihrer Ueberwindung sich auf Grund eigener Anschauung eine klare Vorstellung zu verschaffen, kurz, den ganzen Betrieb zunächst einmal von unten kennen zu lernen, den er später von oben her zu leiten berufen ist, und außer mit seiner Technik auch mit seiner Dynamik vertraut zu werden.

Fragt man nun an der Hand der Erfahrung, welche von diesen beiden Aufgaben, die einer solchen praktischen Fachvorbereitung zufallen, an Wichtigkeit überwiegt, so scheint uns die letztere von größerer Bedeutung zu sein. Der zukünftige Bergrat arbeitet monatelang in den Tiefen der Erde Schulter an Schulter mit dem Berufsbergmann und lernt Keilhaue, Fäustel und Spitzhammer im Schweiße seines Angesichts handhaben, vorwiegend nicht, um später einmal mit dem geübtesten seiner Hauer in Konkurrenz treten zu können, sondern damit er sieht, wie es dort unten zugeht, und die Mühseligkeiten und Leiden am eigenen Leibe mitempfinden lernt, die dem Berufe anhaften und zu deren Mehrung oder Milderung

er später in leitender Stellung so manches beizutragen vermag. Ebenso arbeitet der spätere Baumeister und Ingenieur, Oberförster, Landwirt und Großkaufmann eine Zeit lang in Reih und Glied mit solchen, die er später leiten wird, nicht, um ein Meister zu werden in den Fertigkeiten und der Technik des Subalternen, denn dazu ist die Zeit nicht lang genug, sondern um das Zusammenwirken der unteren Träger des Betriebes und seine Einzelheiten mit eigenen Augen zu beobachten und die Hindernisse und Schwierigkeiten richtig beurteilen zu lernen, die durch Menschen und Dinge gerade innerhalb seines Tätigkeitsgebietes dem Willen der Leiter in den Weg gestellt werden können. Hier von vornherein möglichst klar zu sehen, ist für den Anfänger von größter Bedeutung, und man vermeidet es daher, ihn in irgend einer dienstlichen Funktion unter seine zukünftigen Untergebenen treten zu lassen. Soweit es sich überhaupt erreichen läßt, sollen die unteren Organe einem solchen Lehrling, Eleven, Aspiranten oder wie er sonst genannt werden mag, unbefangen und ohne Rücksicht auf dienstlichen Vorteil oder Nachteil gegenübergestellt werden, damit er Gelegenheit findet, die Verhältnisse kennen zu lernen, wie sie sind, und dadurch in die Lage gebracht wird, später Schein und Sein möglichst sicher von einander zu unterscheiden.

Betrachtet man nun von diesen Gesichtspunkten und Grundsätzen aus, die die praktische Fachvorbildung auf alle höheren Berufe ähnlicher Art beherrschen, die Fachvorbildung unseres Offiziersersatzes, so kann dieselbe in der Gestalt, wie sie den Offiziersaspiranten der vierten Kategorie, den Selektanern, zuteil wird, nur als wenig zweckmäßig bezeichnet werden. Diese jungen Leute werden heraus aus der Abgeschlossenheit eines Internates mitten in den Truppendienst gestellt als Lehrer und Leiter des Volkes in Waffen, ohne vorher selbst der Armee angehört und mit wirklichen Soldaten etwas zu tun gehabt zu haben. Es fehlt ihnen daher, so umfangreich auch ihre theoretischen Kenntnisse sein mögen, notwendigerweise eine ausreichende, praktische Erfahrung und auf Anschauung beruhende sichere Kenntnis des inneren Dienstbetriebes, es fehlt vor allem an Verständnis für die besondere Art und die zweckmäßigste Behandlung des Menschenmaterials, dessen Lehrer und Erzieher sie sein sollen. Sie sind in der Regel noch zu jung, um über die Welterfahrung und Menschenkenntnis zu verfügen, die auch in unbekannten Verhältnissen mit instinktiver Sicherheit den richtigen Weg finden läßt, und so sind sie, oft recht lange,

darauf angewiesen, sich mit Reminiszenzen von der Schulbank her, mit halbverstandenen Aussprüchen ihrer Lehrer oder Leitfäden, mit allerlei Konstruktionen und vorgefaßten Meinungen zu behelfen. Auch ihre Kenntnis von der Technik des gewählten Berufes und besonders die Uebung in der Anwendung derselben kann naturgemäß nur beschränkt sein. Freilich tragen die Kadetten Uniform, sie lernen die Gewehrgriffe, exerzieren wöchentlich zwei bis drei Stunden, reiten sogar im letzten Jahre und verschießen jährlich ein paar scharfe Patronen auf den Schießständen ihrer Anstalt. Aber diese Schießstände reichen, wenn wir recht berichtet sind, nicht über 200 Meter hinaus, während der Rekrut im ersten Jahre seiner Dienstzeit auf 600 Meter zu schießen lernt, und im übrigen liegt es auf der Hand, daß die praktisch-militärische Aus- und Durchbildung von 16—18 jährigen jungen Leuten, die jahrelang täglich 7—8 Stunden durch wissenschaftlich-theoretischen Unterricht und die Vorbereitung darauf in Anspruch genommen werden, unmöglich besonders gründlich sein kann. So steht der Selektaner selbst als Infanterieoffizier zunächst auf einem recht schwankenden Boden, auf dem seine gymnastische Fertigkeit oft den einzigen festen Anhalt bildet, und kann das mit einigem Mitleid gemischte Wohlwollen meist recht gut gebrauchen, das ihm Vorgesetzte, Kameraden und nicht selten auch Untergebene in Gestalt gutgesinnter Feldwebel und Unteroffiziere entgegenbringen; die Truppe schleppt ihn, wie man so sagt, eine Weile mit durch, bis er allmählich in die Stellung des Führers und Lehrers hineingewachsen ist. Noch weniger an Dienstkenntnis und Erfahrung vermag naturgemäß die Kadettenanstalt dem aus der Selekta hervorgehenden Artillerie-, Kavallerie- oder Pionieroffizier mitzugeben. Hier müssen Vorgesetzte und Kameraden so gut wie alles tun, und es erwächst die schwierige und für alle Beteiligten oft recht peinliche Aufgabe, den jungen Offizier in die Anfangsgründe seines Berufes einzuführen, ohne doch seine Autorität zu schädigen in den Augen derjenigen, die eigentlich von ihm lernen sollen. Es mag sein, daß die meisten dieser Selekta-Offiziere mit der Zeit durch ihren Diensteifer, ihre Anstelligkeit und die fortgesetzte erziehliche Einwirkung von Vorgesetzten und Kameraden dahin gelangen, tüchtige Offiziere zu werden; sicherlich würde bei einer rationelleren Fachvorbildung gerade dieses Offiziermaterial der Armee sehr viel mehr zu leisten imstande sein.

Auch die Fachvorbildung der Abiturienten der Kadettenanstalt

auf den Offiziersberuf kann nicht als zweckmäßig gelten. Sie treten zwar nicht sogleich als Offiziere zur Truppe über, sondern als Fähnriche, nehmen aber damit immerhin den Rang ein vor dem größten Teile des Unteroffizierkorps und stehen dem Soldaten als Vorgesetzte gegenüber. An Dienstkenntnis und Erfahrung bringen sie in diese Stellung noch weniger mit als die Selektaner, da an sie während des zweijährigen Primakursus der wissenschaftliche Unterricht und die Vorbereitung auf die Abiturientenprüfung ganz besondere Anforderungen stellt, denen gegenüber die militärische Weiterbildung durchaus zurücktreten muß. Es bleiben ihnen in der Regel vier Wochen, um sich mit dem Frontdienst oberflächlich bekannt zu machen. Dann nimmt die Kriegsschule sie auf, nach deren Absolvierung sie sehr bald die Epauletten erhalten. So werden sie nach einer Truppenpraxis von, im günstigsten Falle, 10 Wochen, innerhalb deren aber eine Pause von 9 Monaten liegt, Offiziere und sind ebenso wie die Selektaner darauf angewiesen, als Lehrer und Führer die Kenntnisse, Erfahrungen und Beobachtungen zu sammeln und nachträglich sich anzueignen, über die sie bei einer praktischeren Fachvorbildung eigentlich verfügen müßten, bevor ihnen die Beaufsichtigung und Leitung nicht unwichtiger Zweige des militärischen Betriebes anvertraut wird.

Die Obersekundaner der Kadettenanstalt gehören sechs Monate der Truppe an und beziehen erst dann die Kriegsschule. Sie lernen so einen erheblich größeren Ausschnitt aus der militärischen Praxis kennen, bevor sie wieder zur Theorie übergehen. Sie nehmen teil an den Besichtigungen des Frühjahrs, an den Felddienstübungen und Märschen im Sommer, an der Truppenausbildung auf Schieß- und Uebungsplätzen, an den Manövern im Herbst und finden somit viel reichere und vielseitigere Gelegenheit, Erfahrungen auf der Grundlage eigener Anschauung zu sammeln als ihre sonst bevorzugteren Kameraden. Die Dinge, deren Zusammenhang und System, Ursache und Wirkung, Zweck und Absicht sie später innerhalb der Kriegsschulcöten näher kennen lernen, sind ihnen nicht mehr ganz fremd, sie haben sie zum großen Teil mit eigenen Augen gesehen oder mit durchlebt. Sie haben den feldmarschmäßig gepackten Tornister nebst Mantel auf staubiger Landstraße spazieren getragen, sie haben Feldwachen bezogen und im Schützengraben gelegen, Kavallerieattacken mitgeritten und Pontonbrücken bauen helfen, die abgeprotzte Batterie und der Doppelzünder ist ihnen kein leerer Begriff.

Trotzdem scheint uns auch an dieser Art der praktischen Fachvorbereitung ein erheblicher Mangel zu haften. Die jungen Krieger dieser Kategorie lernen zwar die Technik ihres späteren Berufes und ihre Handhabung sehr viel genauer kennen, bevor ihnen die Aufgabe des Lehrers und Leiters zugewiesen wird. Sie sind dadurch vor den Selektanern und Kadettenabiturienten entschieden bevorzugt. Aber dem Naturleben der Truppe, den Stimmungen, Gefühlen und Bedürfnissen des gemeinen Mannes kommen sie doch auch nur in Ausnahmefällen näher. Sie sind für ihn von Anfang an doch immer ein Stück Vorgesetzter, vor dem er die Hacken zusammenzunehmen hat, und demgegenüber er mit Aeußerungen seines wirklichen Gefühls zurückzuhalten gewöhnt ist. Das Stückchen Tresse an ihrem Kragen und das silberne Portepee hindert zwar die Vorgesetzten dieser Kadettenfähnriche in keiner Weise, sie bisweilen recht rekrutenmäßig anzufassen; dem Untergebenen gegenüber bilden aber diese Abzeichen von Anfang an eine Schranke, ihr Träger wird durch sie vom ersten Tage an herausgehoben aus Reih und Glied und der rechten Beteiligung entzogen am Soldatenschicksal, wie es in Freud und in Leid wirklich und tatsächlich sich gestaltet. Wem, wie uns, gerade dieses zeitweise Mitleben, Mitarbeiten, Mitfreuen und Mitdulden auf der untersten Stufe der Berufsleiter als das Wichtigste und Wertvollste erscheint, was eine derartige praktische Fachvorbereitung dem späteren Lehrer, Erzieher und Führer gibt, der wird nicht verkennen, daß dieser Mangel von wesentlicher Bedeutung ist.

Die Fachvorbereitung des Fahnenjunkers setzt da ein, wo zweckmäßiger Weise die Vorbereitung aller Offiziersaspiranten einsetzen sollte. Er tritt als Rekrut in die Truppe und wird wie ein Rekrut ausgebildet. Er untersteht mehrere Monate dem Herrn Unteroffizier und wird auf diese Weise, was für den zukünftigen Offizier sehr wichtig ist, mitfühlend, unter Umständen auch mitleidend, mit der Wirksamkeit und den Unterlassungssünden, den Vorzügen und den Schwächen dieses seines späteren Gehilfen an einem oder einzelnen Exemplaren der Gattung näher bekannt. Er sieht in den militärischen Betrieb einige Zeit nur von unten hinein, seufzt unter Umständen mit unter den Mißgriffen und Launen höherer und niederer Vorgesetzten und vermag sich daraus nützliche Lehren zu ziehen. Er ist Soldat unter den Soldaten, die sich ihm gegenüber zwangloser geben als vor den Augen eines Höherstehenden, und lernt Menschen und Dinge aus nächster Nähe kennen, manches

verstehen und vielleicht auch entschuldigen, was dem schwer verständlich bleibt, der von Anfang an auf diese Verhältnisse nur aus einer gewissen Vogelperspektive herabzublicken Gelegenheit gehabt hat. So sammelt er, je nach den Verhältnissen und der Schärfe seiner Beobachtungsgabe, einen Schatz von Eindrücken, Erinnerungen und Erfahrungen, aus dem er später, wenn sich nur noch die obere Seite der Dinge seinem Blicke darbietet, zu seinem und der Truppe Nutzen schöpfen mag.

Aber diese, an und für sich so zweckmäßig eingerichtete Zeit praktischer Fachvorbereitung hat einen wesentlichen Fehler: Sie ist zu kurz bemessen. Schon nach einigen Monaten beginnen die Beförderungen, und die Zeit, in der er als Soldat unter Soldaten, ohne die Prärogative einer Vorgesetztenstellung, die Praxis des Frontdienstes und das Naturleben der Truppe mit ansah, hat damit ihr Ende erreicht. Der Herr Unteroffizier, der Herr Fähnrich wird aus dem Soldatenmilieu herausgenommen, oft gerade dann, wenn er eben begonnen hat, die Verhältnisse, die ihn als Soldaten umgeben, klar zu erkennen und mit Verständnis zu beurteilen. Denn der junge Mann, der aus einer Gymnasialklasse sich plötzlich in die Kaserne und auf den Exerzierplatz versetzt sieht, braucht selbstverständlich zunächst einige Zeit, um sich in der neuen Welt, die fortan seine Welt sein soll, leiblich zurecht zu finden; er muß erst sehen lernen, bevor er mit Nutzen beobachten kann. So geht, je nach der Individualität des Einzelnen, ein kürzerer oder längerer Zeitabschnitt am Anfange dieses halben Jahres für die eigentliche Fachvorbildung im höheren Sinne regelmäßig verloren, und es bleiben dann bis zur Beförderung zum Unteroffizier in der Tat nur einige Monate mit Bewußtsein und Verständnis verlebten, wirklichen Soldatenlebens übrig. Die Erfahrungen dieser wenigen Monate, so nützlich sie an und für sich auch sein mögen, können naturgemäß nicht allzu umfangreich und vielseitig sein.

2.

Aus den bisherigen Erörterungen ergeben sich als notwendige Konsequenzen zwei Aenderungen in der Heranbildung des Offizierersatzes, deren Durchführung, wie mit Sicherheit erwartet werden kann, die Leistungsfähigkeit unseres Offizierkorps in seiner Gesamtheit wesentlich erhöhen und besonders die Verwendbarkeit, nicht selten vielleicht auch die Anschauungsweise und Charakter-

entwicklung des jungen Offiziers günstig beeinflussen würde. Es erscheint einmal notwendig, daß sämtliche Offiziersaspiranten der Truppe als Rekruten überwiesen werden und ihre militärische Ausbildung in der Truppe und durch die dazu vorhandenen Organe derselben in gleichmäßiger Weise erhalten, daß niemand, was eigentlich selbstverständlich ist, in der Armee Unteroffizier oder Offizier werden kann, der ihr nicht vorher als Soldat angehört hat. Ferner aber ist die Truppendienstzeit sämtlicher Offiziersaspiranten wesentlich zu verlängern, um ihnen Gelegenheit zu geben, möglichst reichhaltige, auf eigener Anschauung beruhende praktische Erfahrungen zu sammeln, bevor sie zur theoretischen Vorbereitung auf den gewählten Beruf, zum Kriegsschulstudium zugelassen werden, dessen Fruchtbarkeit durch Verstärkung seiner praktischen Grundlage nur gewinnen kann. Die Erfahrung langer Jahre hat nun gelehrt, daß eine einjährige Dienstzeit gerade genügt, um junge Leute, die ebenfalls eine höhere Bildung und Intelligenz in die Truppe mitbringen, zu leidlich brauchbaren Soldaten, Reserveunteroffizieren und Reserveoffiziersaspiranten zu machen. Für die Fachvorbildung des zukünftigen Berufsoffiziers und militärischen Volkserziehers müßte demnach eine Truppenpraxis von mindestens derselben Dauer als erforderlich bezeichnet werden.

Während dieses Jahres, in dessen letztem Quartal erst die Beförderung zum Unteroffizier erfolgte, hätte der Offiziersaspirant zweckmäßiger Weise eine Zeit lang eine Mannschaftsstube in der Kaserne zu bewohnen und an der Hauptmahlzeit der Soldaten teilzunehmen. So würden ihm die Augen geöffnet werden auch in Beziehung auf diese, nicht unwichtige Seite des militärischen Mikrokosmus, und er würde es schon früh lernen, mit Kaltblütigkeit und Verständnis in Verhältnisse hineinzusehen, deren intimere Details für gewöhnlich, wir wollen nicht gerade sagen mit Nacht und Grauen verhüllt sind, aber immerhin etwas abseits liegen und auf den Kulturmenschen leicht einen befremdenden Eindruck machen, wenn er sich plötzlich vor sie gestellt sieht, um mit ordnender Hand einzugreifen. Manches unliebsame Vorkommnis würde dann vermieden werden können, wenn auch der junge Offizier mit dem Kasernenleben vertraut wäre, wie es ist, nicht nur wie es nach den Dienstvorschriften sein soll, und das Zusammenwirken der verschiedenen Faktoren mit eigenen Augen zu beobachten Gelegenheit gehabt hätte, die für das Innenleben der Kaserne in Betracht kommen.

Die Verlängerung der praktischen Fachvorbildung auf ein ganzes Jahr würde ferner die gewiß nützliche Folge haben, den zukünftigen Offizier eine wichtige Periode des militärischen Jahres mit einigem Sachverständnis mit durchleben zu lassen, der er bei der gegenwärtigen Gestaltung der Dinge so gut wie ganz fern bleibt, obgleich er später berufen ist, schon früh gerade hier eine besonders bedeutungsvolle Tätigkeit zu entfalten. Da die Offiziersaspiranten in ihrer großen Mehrzahl zum 1. April oder etwas früher eintreten, befinden sie sich vom Oktober an bis in den nächsten Sommer hinein auf der Kriegsschule und sehen und hören auf diese Weise garnichts von der mühsamen Arbeit der Rekrutenausbildung, die sich vom November an durch den ganzen Winter zieht und einen gewissen Abschluß durch die Frühjahrsbesichtigungen erhält. Dieser Mangel ist gewiß nicht unerheblich; denn derselbe junge Offizier, dem sich niemals die Gelegenheit geboten hat, beobachtend und lernend, in unverantwortlicher Stellung und unter der Leitung erfahrener Praktiker, mitzuarbeiten an diesem militärischen Elementarunterricht, derselbe muß im nächsten Jahre als Rekrutenoffizier die Leitung dieses Dienstzweiges übernehmen und soll eine nicht nur formelle, sondern auch sachliche Aufsicht über diejenigen führen, denen die Rekrutenausbildung direkt obliegt. Uns hat es immer geschienen, als ob hier von dem docendo discimus erheblich mehr erwartet wird, als es nach Lage der Dinge zu leisten vermag. Bei einer Ausdehnung des Frontdienstes der Offiziersaspiranten auf ein Jahr würde sich hier sehr viel ändern. Der Fahnenjunker, einem besonders erfahrenen und verständigen Unteroffizier als Gehilfe zugeteilt, würde die ganze Ausbildungsperiode noch einmal durchleben, vieles in seinem Zusammenhang und seinen Ursachen erst jetzt ganz erfassen, das ihm während seiner eigenen Ausbildung infolge noch geringen Sachverständnisses unklar geblieben ist, und zu einer eigenen Lehrtätigkeit unter einfachen Verhältnissen, bei beschränkter Schülerzahl und dauernder Beaufsichtigung allmählich übergeleitet werden. Den allgemeinen Anweisungen des Kompagniechefs wie des beaufsichtigenden Offiziers würde er schon jetzt wichtige Gesichtspunkte entnehmen und somit der Aufgabe, die seiner im nächsten Jahre wartet, von Anfang mit größerer Sicherheit und Sachkenntnis gegenübertreten.

Endlich würde die vorgeschlagene Reform nicht nur dadurch nützen, daß sie dem jungen Offizier eine sicherere Beherrschung der militärischen Technik, größere Diensterfahrung und eine eingehendere

Kenntnis von der Denkungsart, den Bedürfnissen und dem Zusammenwirken seiner späteren Untergebenen und Gehilfen verschaffte. Gleichzeitig würde sie auch dem Offizierkorps Gelegenheit geben, den Charakter desjenigen, der einst in seine Mitte eintreten will, sehr viel eingehender kennen zu lernen und seine Entwicklung unter Umständen sehr viel intensiver zu beeinflussen, als dies heutzutage möglich ist. Es ist gewiß ein schöner, echt ritterlicher Gedanke, daß der Ernennung zum Offizier die Wahl durch das Offizierkorps vorangehen muß. Aber das gegenwärtige Verfahren schwächt selbst die Kautelen ab, die in dieser Einrichtung dem Eindringen weniger geeigneter Elemente begegnen sollen, indem es einmal Zöglinge eines militärischen Internates ohne Erprobung in der Truppe selbst als fertige Offiziere der Armee überweist und andererseits die Wahl vielfach zu einer Formalität macht. Dies letztere geschieht dadurch, daß die bewußte Teilnahme der Offiziersaspiranten an dem Leben der Truppe und des Offizierkorps auf eine so kurze Zeit zusammengedrängt wird, besonders wenn man die Wochen des schüchternen Anfängertums abzieht, daß ein auf eingehender Erfahrung beruhendes Urteil über die Persönlichkeit des zu Wählenden aus Mangel an Beobachtungsmaterial meist kaum möglich ist und ganz allgemeine und äußerliche Eindrücke oft ausschlaggebend sein müssen. Gewiß würde über einen Fähnrich, der ein ganzes Jahr an demselben Orte, in denselben Verhältnissen und unter den Augen desselben Offizierkorps gelebt hätte, mit sehr viel größerer Sicherheit geurteilt werden können.

### 3.

Eine sachliche Kritik unserer Vorschläge, d. h. eine Kritik, die Traditionen und bestehende Einrichtungen nicht nur deshalb, weil sie eben da sind und bestehen und es bisher damit so leidlich gegangen ist, Reformideen gegenüber in Schutz nimmt, könnte besonders zwei Bedenken hervorheben, die Geldfrage und die Altersfrage. Es sei daher zum Schluß vergönnt, auf beide noch kurz einzugehen.

Selbstverständlich würde eine Verlängerung der praktischen Vorbereitungszeit für die Offizierslaufbahn auch eine Vermehrung der Ausgaben für ihre Aspiranten mit sich bringen. Doch ist der Unterschied zwischen dem jetzigen und dem angestrebten Zustande nicht allzugroß. Gegenwärtig gebrauchen sämtliche Offiziers-

aspiranten mit Ausnahme der Kadettenabiturienten und Selektaner bis zur Beförderung zum Leutnant 16—17 Monate, während deren sie im wesentlichen von ihren Angehörigen erhalten werden müssen. Die vorgeschlagene Reform würde diese Zeit um sechs Monate verlängern. Da nun alle Eltern, deren Söhne diesen Beruf wählen, darauf eingerichtet sein müssen, ihnen eine Reihe von Jahren eine monatliche Zulage zu geben, so wird dieser Mehraufwand für die sechs Monate von den Kreisen, aus denen sich der Nachwuchs der Armee rekrutiert, auch ertragen werden können. Rein pekuniär betrachtet würde sich die Offizierslaufbahn auch dann noch vor allen anderen höheren Berufen durch eine gewisse Billigkeit auszeichnen, so daß ein Mangel an Aspiranten nicht zu befürchten wäre. Hat doch auch die Marine noch niemals an geeigneten Offizieranwärtern Mangel gehabt, obgleich dort schon seit längerer Zeit eine Fachvorbereitung von rund dreijähriger Dauer eingeführt ist. Schließlich würde es die Militärverwaltung immer in der Hand haben, die Unkosten dieser praktischen Fachvorbereitung, besonders während der neunmonatlichen Kriegsschulperiode, auf ein Minimum zu reduzieren und im Bedürfnisfalle Beihilfen ähnlich der späteren Königszulage zu gewähren. Die Bereitstellung und Bewilligung besonderer Mittel dafür könnte um so weniger auf Schwierigkeiten stoßen, als auch in den akademischen Berufen durch das Stipendienwesen würdigen und fähigen, aber bedürftigen Aspiranten die Zeit der Vorbereitung materiell vielfach erleichtert wird.

Ganz fortfallen würden allerdings die nicht unerheblichen pekuniären Vorteile, die der bestehende Zustand den Selektanern der Kadettenanstalt und, bis zu einem gewissen Grade, auch den Kadettenabiturienten gewährt, und ebenso wenig wäre mit der Durchführung einer einheitlichen, gleichmäßigen und ausreichenden praktischen Fachvorbildung des Offiziersersatzes der Fortbestand der Tradition zu vereinen, welche sämtliche Zöglinge der Kadettenanstalt aus der Schulstube sofort in Unteroffizierstellen innerhalb der Truppe beruft. Daß die Selekta und der hier gemachte Versuch, Offiziere ohne jede Berührung mit dem Front- und Truppendienst heranzubilden, von dem Standpunkte aus, auf den wir uns gestellt haben, grundsätzlich abzulehnen ist, braucht kaum noch besonders gesagt zu werden. Es ist von vornherein zu erwarten, daß diese Konsequenzen unserer Vorschläge innerhalb des Offizierkorps selbst



mancherlei Widerspruch erwecken werden seitens derjenigen ehemaligen Kadetten, die in wohl begreiflicher Pietät der Orte und der Art ihrer eigenen Jugenderziehung gerne gedenken. Eine sachliche Berechtigung hat diese materielle und formelle Bevorzugung der Kadetten schon seit langer Zeit nicht mehr gehabt, und sie ist auch nicht von dem Gesichtspunkte aus zu verteidigen, daß auf diese Weise bedürftigen Offiziersaspiranten geholfen würde. Denn weder die Selektaner noch die Primaner der Kadettenanstalt werden nach der Bedürftigkeit ausgewählt, sondern ein Blick in die jährliche Kadettenverteilung zeigt, daß gerade aus diesen, materiell am meisten bevorzugten Kategorien nicht wenige der Kavallerie und anderen kostspieligeren Truppenteilen überwiesen werden. Der wirklichen Bedürftigkeit zu helfen, würde, wie oben gezeigt ist, auch ferner möglich sein, ohne daß deshalb eine rationelle, einheitliche Fachvorbildung des Offiziersersatzes beeinträchtigt werden müßte. Im übrigen sei auch in diesem Zusammenhange wieder auf die Marine verwiesen, die von jeher Lichterfelder Kadetten und andere Offiziersaspiranten ohne jeden Unterschied zusammenstellt und gar keine Rücksicht darauf nimmt, daß der eine oder andere jener schon monate- oder jahrelang den Gefreitenknopf oder gar die Unteroffizierstresse getragen hat. Die Vorteile, ideeller und materieller Art, die die Kadettenanstalt ihren Zöglingen bietet, würden auch nach einer derartigen Reform immer noch so groß bleiben, daß eine Verminderung ihrer Frequenz nicht zu erwarten ist.

Das Lebensalter der angehenden Offiziere müßte durch die angestrebte Erweiterung ihrer praktischen Ausbildung im Truppendienst naturgemäß ebenfalls erhöht werden. Leutnants von achtzehn Jahren, wie sie gegenwärtig oft genug aus der Selekta hervorgehen, wären nicht mehr möglich, und auch der neunzehnjährige Offizier würde eine seltene Erscheinung bilden. Der Zukunftsoffizier würde in der Regel das einundzwanzigste Lebensjahr, das Jahr der gerichtlichen Volljährigkeit, erreicht haben oder ihm wenigstens nahe stehen. Einen Nachteil an und für sich vermögen wir hierin nicht zu finden. Es ist doch nicht gut zu leugnen, daß eine zu große Jugendlichkeit derjenigen, die als Vorgesetzte, als Erzieher, Lehrer und Führer Erwachsener zu wirken berufen sind, etwas Unnatürliches an sich hat und zu Mißständen und Mißgriffen leicht Anlaß gibt, die bei größerer Reife ganz von selbst vermieden werden. Die Notwendigkeit, schon an der Schwelle des Jünglings-

alters, bei noch nicht abgeschlossener Körperentwicklung, eine autoritative, in tausend Aeußerlichkeiten sich markierende Stellung auszufüllen, zwingt heutzutage nicht selten den allzu jungen Offizier zu einem künstlichen Sichhinaufschrauben über die Grenzen der naturgemäßen, dem Alter angemessenen Gesamtentwicklung der Persönlichkeit hinaus und führt so leicht zu einer dauernden Hypertrophie der Charakteranlagen in der Richtung auf das Gesuchte, Anspruchsvolle, Forcierte. Uns scheint, als ob manche der Mißstimmungen, die gegenwärtig dem Offizierkorps gegenüber bestehen, hierin ihren Grund haben und allmählich verschwinden würden, wenn dem militärischen Nachwuchse etwas mehr Zeit zum völligen Ausreifen gelassen werden könnte.

Selbstverständlich läge es nun nicht im Interesse der Armee, wenn diese Heraufsetzung des Anfangsalters im Offizierkorps eine dauernde Verschiebung der gesamten Altersverhältnisse nach oben hin zur Folge haben sollte. Dem läßt sich aber unschwer entgegenwirken. Schon jetzt werden seit einiger Zeit diejenigen Offiziersaspiranten, die das Abiturientenexamen abgelegt haben, bei ihrer Beförderung zum Leutnant durch angemessene Vorpatentierung dagegen geschützt, in ihren Anciennitätsverhältnissen dauernd geschädigt zu bleiben, weil sie auf ihre allgemein-wissenschaftliche Vorbildung etwas mehr Zeit und Arbeit verwendet haben als andere. Diese Vorpatentierungen wären systematisch auszugestalten und, in mannigfacher Abstufung, auch Nichtabiturienten bei Verleihung der Epauletten als Belohnung für besondere, praktische und theoretische, Leistungen zugänglich zu machen. Auf diesem Wege und vermittelst der weiteren Beschleunigung und Förderung, welche die amtliche Laufbahn verdienter Offiziere so wie so erfährt, ließe es sich wohl ermöglichen, die angedeuteten Nachteile abzuwenden und das Offizierkorps, bei größerer Reife und sicherer Fachkenntnis in seinen untersten Schichten, auf seinen oberen Rangstufen so jugendlich zu erhalten, daß es den höchsten und letzten Anforderungen seines schönen Berufes stets und in jeder Beziehung zu genügen imstande wäre.

# Vier Dokumente aus der Zeit der Christenverfolgungen.

Von

**Dr. Adolf Matthaei,**
Professor an der höheren Staatsschule in Cuxhaven.

---

Th. Mommsen, Zweisprachige Inschrift aus Arykanda, i. d. Arch.-Epigr. Mitteilungen aus Oesterreich-Ungarn, XVI S. 93 ff., S. 108; F. Krebs, Ein libellus eines libellaticus aus dem faijûm, i. d. Sitzungsberichten d. K. Pr. Akademie d. Wissensch. zu Berlin, Jahrg. 1893 S. 1007 ff.; A. Deißmann, Ein Original-Dokument aus der Diokletianischen Christenverfolgung, 1902; vergl. A. Harnack i. Theolog. Literaturzeitung, Jahrg. 1894, Sp. 38—41, Sp. 162 ff. u. Jahrg. 1902, Sp. 206 ff.; E. Preuschen ebendort Jahrg. 1893, Sp. 355 ff.

Originaldokumente aus alter Zeit haben ihren ganz eigenartigen Wert. Wer hat nicht die Erfahrung gemacht, daß ein wiederaufgefundener Brief aus der Jugendzeit, eine vor Jahren von ihm selbst oder einem Kameraden angefertigte Zeichnung, ein vergessenes Porträt plötzlich lang verblaßte Erinnerungen hell und farbenfrisch vor sein geistiges Auge führte, und daß ähnliche sichtbare und greifbare Zeugen aus fernerer Vergangenheit ihm die Voreltern und deren Zeit lebhafter vergegenwärtigten als lange Erzählungen oder Studien in einer später aufgezeichneten Familienchronik! Seit den gewaltigen Fortschritten, welche die vervielfältigende Technik in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, sind mit Erfolg und in steigendem Maße Nachbildungen von Handschriftenproben, alten Titeldrucken und Bildern jeglicher Art für die Veranschaulichung früherer Kulturzustände und für die Belebung des Geschichtsunterrichtes nutzbar gemacht worden; ja, es mag darin auch vielerwärts des Guten zu viel geschehen sein, denn das Uebermaß stumpft gegen jeden Reiz ab, und die Ueberschüttung mit Details erschwert den Gesamtüberblick. Trotzdem bleibt bestehen, daß gerade das scheinbar Nebensächliche, das Originaldokumente neben ihrem wesentlichen Inhalt zu bieten pflegen, zuweilen auch ihre zufälligen Unvollkommenheiten uns Persönlichkeiten der Vor-

zeit erst als wirkliche Menschen von Fleisch und Blut näher zu rücken vermögen, und daß die Phantasie, welche doch einmal die notwendigerweise lückenhaft bleibenden Ergebnisse strenger Forschung ergänzen muß, durch solche Anreize eine durch nichts ersetzliche Anregung erhält, deren Wert im gleichen Verhältnis mit der Bedeutsamkeit der zu erschließenden Geschichtsperiode steht.

Für die Zeit der Christenverfolgungen, auf welche, trotzdem sie zugleich die Zeit des sich vollziehenden Synkretismus ist, das dankbare Auge der Christenheit immer mit besonderer Vorliebe blicken wird, hat es bisher an solchen Reliquien gefehlt; denn es ist nicht jedermanns Sache, an die Echtheit der Knöchelchen und Gewandfetzen zu glauben, welche mancherwärts als von Märtyrern herrührend gezeigt werden, und die Katakomben, nicht einmal die darin aufgefundenen Ampullen mit ihrem roten Bodensatz, haben keine untrüglichen Spuren des Märtyrertums erhalten. Erst im letzten Jahrzehnt sind zwar nicht Reliquien im eigentlichen Sinne, aber wegen ihrer unzweifelhaften Echtheit weit wertvollere Originalurkunden aufgefunden worden, die, ohne unsere Kenntnis in wesentlichen Punkten zu erweitern, doch eine äußerst dankenswerte Bestätigung des schon Bekannten gewährt haben und, selbst Stücke der Vergangenheit, von welcher sie reden, uns unmittelbar an die treibenden Kräfte jener Zeit, an die Helden und Schwächlinge, die sie hervorgebracht hat, heranführen.

Vier Urkunden sind es, die nunmehr für die letzten 60 Jahre des Kampfes, den Christentum und Heidentum im römischen Reiche mit einander geführt haben, als Quellen allerersten Ranges gelten müssen, nämlich die drei ägyptischen Papyrusblätter aus Alexanderinsel, aus Philadelphia, aus Kysis in der Großen Oase, und außerdem die Inschrift von Arykanda. Mit ihrem Inhalt sind die Fachgelehrten durch die vortrefflichen und kaum einer Berichtigung Raum lassenden Erläuterungen, welche Mommsen, Krebs, Wessely, Harnack und Deißmann zu ihnen gegeben haben, genugsam bekannt geworden; aber diese merkwürdigen Dokumente verdienen es auch wohl, von einem weiteren Leserkreise gewürdigt zu werden, besonders da man sich an ihrer Hand leicht über die für die Christenverfolgungen wichtigsten Faktoren orientieren kann. Freilich ist es unvermeidlich, wenn dieser Zweck im Auge behalten werden soll, die in der obigen Aufzählung befolgte chronologische Ordnung zu durchbrechen und mit der zweisprachigen Urkunde von Arykanda zu beginnen, welche der Zeit nach wahrscheinlich die späteste ist.

Wenige Bemerkungen werden genügen, um ihr Verständnis vorzubereiten.

Es ist bekannt, daß der Charakter des Christentums als einer religio peregrina, die Furcht der Kaiser vor der bei den Christen gewitterten Geheimbündelei und vor der Entstehung eines Staates im Staate, vor allem aber der, mit dem Anspruch der Verbindlichkeit für alle Untertanen auftretende Cäsarenkultus notwendig zu einem Zusammenstoß zwischen dem römischen Staat und der jungen Religionsgemeinde führen mußte. Aber man geht doch fehl, wenn man annehmen wollte, daß die Christenverfolgungen lediglich von oben her, um die Autorität des Staates und der Kaiser aufrechtzuerhalten, in Szene gesetzt worden wären. An Verordnungen gegen die Christen hätte es auch so nicht gefehlt; aber ihre Ausführung war doch an die Willigkeit der Behörden und die Stimmung der Provinzen geknüpft. Besonders in den Zeiten der Dürre, des Mißwachses und anderer der Gottlosigkeit der Christen aufgebürdeter öffentlicher Notstände kam es zu stürmischen Aufläufen und Ausbrüchen der Volkswut, denen an Roheit und Unverstand die neueren Judenhetzen in Rußland nahekommen mögen. Daß aber zur Agitation gegen die Christen auch der geordnete Weg der Petition beschritten worden ist, dürfte weniger bekannt sein, obwohl Eusebius darüber ausführlich berichtet. Eine solche Petition nun, welche die kleinasiatischen Landschaften Pamphylien und Lykien an den Kaiser Maximinus gerichtet haben, gibt die zu besprechende Tafel von Arykanda wieder, welche vor 10 Jahren im Herzen des alten Lykiens entdeckt worden ist. Auf den Befehl des Kaisers selbst ist die griechisch verfaßte Petition, der die kaiserliche Antwort in lateinischer Sprache vorangestellt ist, zur ewigen Erinnerung in Stein eingegraben worden. Die folgende Uebertragung*) soll, ohne sich ängstlich an die Worte zu klammern, versuchen, den Sinn der Inschrift zutreffend wiederzugeben:

(Antwort des Kaisers.)

„Wir stellen es eurer Ergebenheit anheim, jede Vergünstigung, die ihr wollt, zum Lohn für euer frommes Vornehmen zu erbitten; schon gegenwärtig dürft ihr glauben sie eurer Bitte gemäß erhalten zu haben, denn unverzüglich wird dieselbe euch zuteil werden, welche für alle Zeiten eben sosehr unsern frommen Sinn gegenüber den unsterblichen Göttern bezeugen wie euren

*) Meine Uebersetzung folgt dem von Mommsen wiederhergestellten Texte.



Kindern und Nachkommen kundtun wird, daß ihr durch unsere Gnade vollentsprechende Belohnung empfangen habt."

(Petition.)

„Dringendes Bittgesuch des Volkes der Lykier und Pamphylier an die Beglücker jedes Volkes und jeder Nation der Welt, die ehrwürdigen Cäsaren Galer. Valer. Maximinus, Constantinus und Valer. Licinianus Licinius.

Göttliche Herrscher! Da die Götter, mit denen ihr gleichen Stammes seid, mit Taterweisungen ihre Güte allen Menschen bekundet haben, welche ihrem Dienste sich um euer als der die Welt besiegenden Herren steten Heiles willen gewidmet haben, so haben wir es für gut erachtet, unsere Zuflucht zu eurer unsterblichen Regierung zu nehmen und zu bitten, daß den schon vormals wahnwitzigen und noch jetzt mit derselben Krankheit behafteten Christen gesteuert werde, und daß sie durch keinerlei unheilvollen neuen Gottesdienst gegen den den Göttern schuldigen verstoßen mögen. Dies ließe sich verwirklichen, wenn durch euren göttlichen und ewigen Willen verordnet würde, daß allen die Erlaubnis zu dem hassenswerten Kultus der Gottesleugner völlig verwehrt werde, daß alle den Dienst der Götter, welche mit euch gleichen Stammes sind, üben mögen um eurer ewigen und unvergänglichen Regierung willen, was offenbar allen euren Untertanen den größten Nutzen bringt".

Diese wahrscheinlich aus dem Jahre 312 stammende Urkunde versetzt uns in die Zeit, welcher der letzte große Kampf zwischen Christentum und Heidentum und der Sieg Konstantins über Licinius bald folgen sollte. Vorausgegangen war die landläufig nach Diokletian benannte Christenverfolgung, bei welcher aber tatsächlich von vornherein Galerius und neben ihm nach dem 305 vollzogenen Rücktritt Diokletians Maximinus Daza die Hauptrollen spielten. Schon hatte es nach dem auch von Maximinus anerkannten Toleranzedikt, welches Galerius 311 gegen Ende seines Lebens erlassen hatte, geschienen, als habe diese hartnäckigste, allgemeinste und schreckensreichste aller Verfolgungen ihr Ende erreicht, als im Orient sehr bald nach dem Tode des Galerius der Cäsar Maximinus, und später Licinius, von neuem zu scharfen Maßregeln gegen die Christen schritt. Eingeleitet wurde diese neue Schwenkung des Maximinus durch eine Flut von Petitionen, denen auch die vorliegende beizuzählen ist.

Was ihren Inhalt betrifft, so gehen diese Kleinasiaten weiter

als die Tyrier, deren Gesuch fast dem Wortlaute nach aus dem von Eusebius überlieferten Bescheid des Maximinus erschlossen werden kann. Sie verlangen nicht lediglich, wie jene, Vertreibung der Christen aus ihrem Gebiet, sondern vielmehr, daß überall im Reiche der christliche Gottesdienst abgestellt werden soll, und wenn sie dazu eine kaiserliche Verordnung erbitten, durch welche alle Untertanen angehalten werden, sich am Dienst der offiziellen Götter zu beteiligen, so fordern sie den Kaiser damit indirekt zu neuen Zwangsmaßregeln heraus; denn die Petenten wissen sehr wohl, daß die Christen, welche sie selbst die Wahnwitzigen nennen, nicht weltklug genug sind, um sich freiwillig zu fügen.

Man beachte ferner die Anklagen, mit denen die Notwendigkeit neuer Maßnahmen begründet werden soll. Dem Kenner der Zeit fällt es kaum mehr auf, daß die Christen Gottesleugner gescholten werden; es ist begreiflich, daß der großen Masse nur ihre negative Stellungnahme gegenüber dem bestehenden Kultus ins Auge fiel, während ihr ganz entging, wie sehr der positive Gehalt des Christentums geeignet war, das in der Zeit liegende Sehnen nach Sühnung und nach der Vereinigung mit einem höchsten Wesen zu befriedigen. Sonst wird der Lebenswandel der Christen nicht etwa verdächtigt; Märchen, wie das bekanntermaßen ursprünglich den Christen (erst viel später den Juden) angedichtete, als erforderten ihre Riten das Schlachten kleiner Kinder, oder ähnliche vom Haß eingegebene Verleumdungen werden hier nicht aufgetischt. Worin wird aber ihre eigentliche Schuld gesehen? Auch ein zweites mögliches Motiv, das man erwarten könnte, bleibt, wie wohl beachtet werden muß, in der Petition aus. Selbst diesen in Untertänigkeit ersterbenden Bittstellern, welche es an überschwänglichen, die Kaiser unmittelbar an die Götter heranrückenden Prädikaten nicht fehlen lassen, ist der Glaube an die Göttlichkeit der Kaiser nicht so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie in der an sie gerichteten Eingabe den Christen etwa in erster Linie ihre beharrliche Ablehnung des Kaiserkultus aufbürdeten; die Göttlichkeit der Kaiser wird nur insofern herangezogen, als die Untertanenpflicht die Christen, wie alle andern, zur Verehrung derjenigen Götter führen sollte, mit denen die damals auch als Jovier und Herkulier bezeichneten Kaiser gleichen Stammes sind. Der Hauptnachdruck wird aber darauf gelegt, daß die Christen den Reichsgöttern den schuldigen Dienst versagen und dadurch den Erfolg der kaiserlichen Regierung und die Wohlfahrt des Landes gefährden. Denn auch

wo der Ernst des alten Glaubens an die Naturgötter erschüttert war, blieb der Aberglaube doch stark genug, daß man sich hütete, etwas zu versehen, und nicht dulden wollte, daß von irgend einer Seite durch Unterlassung der althergebrachten Zeremonien vielleicht Erdbeben, Wassersnot oder eine Niederlage der kaiserlichen Heere heraufbeschworen würde.

Zwar ist trotz der gegenteiligen Versicherung des Maximinus nicht daran zu zweifeln, daß diese Petition wie alle andern gleichzeitigen, auf welche er fußte, bestellte Arbeit gewesen ist, und daß sie auf höheren Wunsch, dem die Beamten nachzukommen sich beeiferten, entstanden ist. Dennoch dürfen wir ihren Hauptinhalt als typisch ansehen für die Anschauungen der Christenhasser in den ersten Jahrhunderten. Dieser Anklage liegt dasselbe Verfahren zu Grunde, zu dem der viel angeführte Ruf auffordert: Non pluit Deus, duc ad Christianos! An allem materiellen Schaden, den das Reich oder einzelne Landesteile erlitten, sollten die Christen durch ihre vermeintliche Gottlosigkeit schuld sein; darum galt es, sie mit allen Mitteln auszurotten!

Von dieser Stimmung des Volkes begünstigt, haben die Kaiser, und unter ihnen, weil nach ihrer Auffassung ein Reichsinteresse auf dem Spiele stand, gerade die besten und tatkräftigsten, das Christentum bekämpft. In die anfangs planlosen Christenhetzen brachte erst Trajan durch die Weisung, welche er dem jüngeren Plinius, dem Statthalter von Bithynien, auf seine Anfrage im Jahre 112 zukommen ließ, einiges System, indem er die wegen Christentums Angezeigten und die Opfer Verweigernden mit dem Tode bestrafen hieß, die Christen aufzusuchen aber verbot. Damit blieb es noch dem Zufall überlassen, ob sich Privatpersonen fanden, die aus Fanatismus oder Böswilligkeit zu Anklägern der Christen wurden und dabei den Mut hatten, mit ihrem Namen hervorzutreten; denn auf anonyme Denunziationen einzugehen, erklärte Trajan für der modernen Zeit unwürdig. Nachdem noch Septimius Severus vergeblich versucht hatte dem Christentum dadurch die Ader zu unterbinden, daß er im Jahre 202 den Uebertritt zu demselben unter schwere Strafe stellte und demgemäß den Katechumenen und jungen Christen den Prozeß machen ließ, verfolgte zuerst Decius zielbewußt und mit berechneter Wahl der Mittel die Ausrottung der Christen. Sein im Jahre 250 erlassenes Edikt, dem später Maximinus sein fünftes Edikt nachgebildet hat, bedrohte nicht nur die Bischöfe mit dem Tode, damit die ihrer

Leiter beraubten Gemeinden zerfielen, sondern es setzte auch, um möglichst keinen entschlüpfen zu lassen, einen Termin fest, bis zu welchem alle Christen im ganzen Reiche „mit ihren Frauen und Dienstboten, auch mit den Säuglingen, opfern, Trankopfer spenden und vom Opferfleisch genießen sollten". Die Widerstrebenden sollten unter Anwendung der Geißelung und Folterung mit dem Schwerte oder durchs Feuer zu Tode gebracht werden. Um die Durchführung dieser Bestimmungen zu sichern, sollten überall die Ortsbehörden durch eine aus fünf Männern bestehende besondere Opferkommission verstärkt werden. Dies Edikt stellte die Christen vor die furchtbar schwere Entscheidung, entweder ihren Glauben zu verleugnen und eine Handlung zu begehen, welche ihre Ausstoßung aus der Gemeinde zur Folge haben mußte, oder einen qualvollen Tod zu erleiden. Es ist natürlich, daß die Erinnerung an die decianische Verfolgung, welche sich übrigens auch nach dem Tode des Decius noch fortsetzte und welche an Ausdehnung nur von der diokletianischen übertroffen worden ist, in uns zunächst die Bilder der Glaubenshelden aufsteigen läßt, die, gleich unzugänglich gegen Einschüchterung wie gegen das Angebot billiger Auswege, den Tod wählten. Aber es ist auch lehrreich, und es kommt wiederum dem Verständnis für die Leistung der Märtyrer zu statten, wenn man durch die Betrachtung der Kehrseite die Verlegenheiten und Lockungen der Zeit, sowie die eigenartigen Sophistereien des zu allen Zeiten erfinderischen Gewissens kennen lernt. Die Versuchung war groß, und zahlreiche Schwächlinge — oder muß es heißen: Menschen wie wir? — unterlagen ihr. Denn die niedergesetzten Kommissionen vereinfachten sich ihr Geschäft sehr und machten es nebenbei zu einer einträglichen Erwerbsquelle, indem sie auch, jedenfalls gegen Geldzahlung, von der wirklichen Opferung, die den Christen das schwerste Gewissensbedenken bereitete, Dispens erteilten. Verlangt wurde nur, daß bei der Kommission ein schriftlicher Antrag auf Ausstellung eines Opferattestes eingereicht wurde und daß dasselbe die entweder zutreffende oder erlogene Versicherung enthielt, sich der Opferzeremonie in Gegenwart der Kommission unterzogen zu haben. Die Opferatteste, welche dann als Freibriefe gegenüber irgend welchen Anklägern dienten, konnten sogar im Interesse der Geheimhaltung in den amtlichen Bureaus belassen werden, um erst in Empfang genommen zu werden, wenn Gefahr heranzog. Diese Anträge, an deren Fuß der Bequemlichkeit wegen die Atteste gleich angefügt wurden, hießen libelli und die Antragsteller libellatici.

Aus den Trümmerhügeln des Faijûm, welche uns so manche wertvolle Papyrusblätter aufbewahrt haben, sind auch zwei solcher libelli zum Vorschein gekommen, welche, obwohl vielleicht in ihrer Zeit vor jedermann außer den Nächstbeteiligten geheimgehalten, nun mit den genauen Namen der Attestempfänger zur allgemeinen Kenntnis gekommen sind. Das erste von Krebs im Jahre 1893 veröffentlichte Schriftstück lautet:

„An die zur Beaufsichtigung der Opferungen gewählte Kommission des Dorfes Alexanderinsel.

Von Aurelius Diogenes, dem Sohne des Sabatus, aus dem Dorfe Alexanderinsel. (Alter:) ungefähr 72 Jahre. (Kennzeichen:) Narbe an der rechten Augenbraue.

Stets und fortwährend habe ich den Göttern geopfert, und auch jetzt habe ich in eurer Gegenwart den Verordnungen gemäß geopfert, Trankopfer gespendet und von dem Opferfleisch gekostet und ersuche euch, das unten zu bescheinigen.

Lebt stets glücklich!

Ich, Aurelius Diogenes, habe diese Eingabe gemacht.

Daß wir den Aurelius opfern gesehen haben, bescheinigen wir (Namen).

Am 2. Epiphi (26. Juni) des ersten Jahres des unumschränkten Kaisers Gajus Messius Quintus Trajanus Decius, des frommen, glücklichen, ehrwürdigen."

Der zweite fast gleichlautende libellus, den Wessely 1894 auf Grund jenes ersten rekonstruiert hat, möge hier gleich folgen:

„An die zur Beaufsichtigung der Opferungen gewählte Kommission des Ortes Philadelphia.

Von Aurelius Syrus und seinem Bruder Aurelius Pasbeius und unseren Frauen Demetria und Sarapias, die vor den Toren wohnen. Stets und fortwährend haben wir den Göttern geopfert und haben auch jetzt in eurer Gegenwart den Verordnungen gemäß das Trankopfer gebracht und von dem Opferfleisch gekostet und ersuchen euch, das unten zu bescheinigen.

Lebt stets glücklich!

Aurelius Syrus und Aurelius Pasbes (?) haben diese Eingabe gemacht.

Ich, Isidorus habe sie für die der Schrift Unkundigen geschrieben."

Wer sollte sich nicht den 72jährigen Greis aus dem ägyptischen

Dorfe Alexanderinsel vorstellen können? In seiner Jugend hat ihm vielleicht bei der Christenhetze unter Septimius Severus ein Steinwurf die Wunde über dem rechten Auge beigebracht, an welche ihn noch die Narbe erinnert. Ein Christ ist er geblieben; aber er ist jetzt alt und möchte in Ruhe seine Tage beschließen. Da wissen Freunde für ihn guten Rat und führen ihn zu dem Sekretär der Opferkommission. Oder sollte er wirklich geopfert haben? Möglich wäre es ja; aber der Umstand, daß der erste Teil des Briefes eine jedenfalls unwahre Angabe enthält, erregt Zweifel an der ganzen Erklärung. Er hat die Eingabe ja auch ihrem Wortlaut nach nicht selbst verfaßt; ihre wörtliche Uebereinstimmung mit dem zweiten libellus aus Philadelphia beweist, daß es eine stereotype Form für solche Gesuche gab. So wird denn der Sekretär ihm die Eingabe in die Feder diktiert haben, oder, was noch wahrscheinlicher ist, weil Diogenes sonst gewiß bei der Niederschrift noch größere Fehler gemacht haben würde als sie ihm auch so begegnet sind, er hat ihm ein Formular zur Abschrift gegeben.

War sich Diogenes über die Unehrlichkeit seines Verfahrens klar, und wußte er, daß er sich selbst der während des ganzen Lebens fortgesetzten Abgötterei zieh? Schwerlich verstand er beim Abschreiben die volle Tragweite der von ihm abgegebenen Erklärung; aber daß etwas dabei nicht in Ordnung war, mußte er wohl bestimmter erkennen als die vor den Toren Philadelphias wohnende Bauernfamilie, auf die unser zweiter libellus sich bezieht. Dieses christliche Brüderpaar nebst ihren Frauen war des Schreibens völlig unkundig, so daß ein Schreiber für sie das Gesuch aufsetzen mußte, unter das sie nicht einmal die eigenen Namen setzen konnten.

Wer weiß, ob diese Leute von dem, was vorging, mehr gewußt haben, als daß sie es sich ein Stück Geld kosten lassen mußten, um weder opfern noch sterben zu brauchen? Die alte Kirche hat es nicht fertig gebracht, diese Kategorie der Fehlenden mit den Opferern auf die gleiche Stufe zu stellen und sie unwiderruflich zu exkommunizieren, sondern sie hat zu ihren Gunsten eine Stufenleiter von Büßungen erfunden, nach deren Durchlaufung die Reuigen wieder Aufnahme finden konnten. Es hat sich auch wohl zur Genüge gezeigt, daß die Schuld der libellatici, von denen manche, wie wir aus Cyprian wissen, sich sogar einbilden konnten, recht zu handeln, wenn sie sich durch den Kauf eines Opferattestes der

Sünde des Opferns entzogen, sehr abgestuft sein konnte, und daß daher auch wir schwerlich über sie strenge zu Gericht sitzen können.

Erfreulich ist es aber doch, daß wir unsere Durchmusterung der Originale hiermit nicht abzuschließen brauchen, sondern daß der vierte Fund uns in demselben Aegypten, aus welchem Diogenes und das philadelphische Brüderpaar stammten, noch eine standhafte Christin kennen lehrt, die sich zu keinerlei Konzession herbeiließ und alle Hintertüren verschmähte. Eine Märtyrerin ist sie nicht in dem Sinne zu nennen, als hätte sie unter dem Beil des Henkers oder in den Flammen des Scheiterhaufens die Glaubensprobe bestanden; sie hat vielmehr das anspruchlosere Märtyrertum einer Verbannten auf sich genommen. Denn noch andere Strafen als gewaltsamen Tod, von dem sie wohl wußten, daß er den Sterbenden in den Augen seiner Glaubensgenossen mit einer unvergänglichen Ehrenkrone schmückte, ersann die Findigkeit der heidnischen Richter. Gerade auch für Aegypten ist die Verordnung eines kaiserlichen Statthalters bekannt, daß Christen geringeren Standes zur Zwangsarbeit in die Steinbrüche und Bergwerke geschickt, daß Frauen vornehmen Standes nach entlegenen Gegenden verbannt werden sollten. Diese ruhmlose Strafe der Verbannung war doch nur scheinbar eine milde; wenn damit zugleich Verlust des gesamten Vermögens verbunden war, so galt es für die Verurteilte, nicht nur auf Heimat und Familie zu verzichten, sondern auch für lange gewohnten Wohlstand und Behaglichkeit drückende Armut und aufreibende Arbeit einzutauschen.

Der Brief, der uns von einer solchen verbannten ägyptischen Christin Kunde gibt, ist mit einer größeren Anzahl anderer Papyrusblätter schon vor mehr als einem Jahrzehnt in der Großen Oase (jetzt El Khargeh) aufgefunden worden, aber um die Deutung seines Inhalts haben sich erst seit dem Jahre 1902 Deißmann und, von seiner fesselnden und warmen Darstellung angeregt, manche andere angelegentlich bemüht. Deißmanns Uebersetzung, von der ich allerdings*), einer späteren Berichtigung des Textes folgend, an einer Stelle abweichen muß, lautet:

*) Anm. des Verf.: Während Harnack ἐξ ἀντίης (?), ich selbst ἐξάντην vermutete, legte Deißmann in Zeile 13 des Papyrus die Lesart ἐξαυτῆς seiner Uebersetzung zu Grunde. Wie derselbe die Güte hatte mir brieflich mitzuteilen, erkennt er jetzt die ursprünglich von Grenfell und Hunt stammende Lesung ἐξ αὐτῶν an, nachdem sie inzwischen durch eine doppelte Nachprüfung des Londoner Originals (Theol. Literaturzeitung 1902, Sp. 564 und Archiv für Papyrus-Forschung III S. 175) sicher bestätigt worden ist. Damit fallen alle Textverbesserungsvorschläge, und es kann nur noch die früher

„Psenosiris dem (es soll heißen: der) Presbyter an Apollon den Presbyter, seinen geliebten Bruder im Herrn, Heil!

Vor allem grüße ich dich vielmals und alle bei dir befindlichen Brüder in Gott. Wissen lassen möchte ich dich, Bruder, daß die Totengräber hierher in das Innere die Politike gebracht haben, die in die Oase gesandt ist von der Regierung. Und ich habe sie den Trefflichen und Gläubigen aus der Zahl der Totengräber selbst zur Obhut übergeben bis zur Ankunft ihres Sohnes Neilos. Und wenn er mit Gott gekommen ist, wird er dir von allem Zeugnis geben, was sie an ihr getan haben. Tue mir aber auch deinerseits kund, was du hier getan haben möchtest; ich tue es gern.

Ich wünsche dir Wohlergehen im Herrn Gott.

(Adresse auf der Rückseite:)

An Apollon von Psenosiris
den Presbyter dem Presbyter im Herrn."

Dieser Brief ist, einerlei ob er, wie wahrscheinlich, in die Zeit Diokletians gehört oder ob er gar in die des Decius oder Valerians hinaufzurücken ist, der älteste von der Hand eines christlichen Geist-

---

von allen deutschen Erklärern verworfene Lesart ἐξ αὐτῶν in Betracht kommen, die übrigens auch keine ernste sprachliche Schwierigkeit bietet, da sich der partitive Gebrauch der Präposition ἐκ genügend belegen läßt. Nach meiner Ansicht wird aber dadurch für Deißmanns Deutung nur eine geringe Abänderung bedingt. Deißmann nahm zwei Gruppen von Totengräbern an; die einen wohnen in Kysis und bringen die Politike nach dem Innern, die anderen im Innern ansässigen nehmen dieselbe auf. Unter αὐτοὶ οἱ νεκροτάφοι kann man aber jetzt unmöglich mehr andere Totengräber verstehen als diejenigen, welche die Verbannte an ihr Ziel geleitet haben. Da jene nun zugestandenermaßen am Wohnorte des Psenosiris zu suchen sind, so sind die das Geleite gebenden Totengräber solche, die auf der Rückwanderung von Kysis nach ihrem im Innern gelegenen Heimatsort begriffen sind.

Im übrigen habe ich keine Bedenken mehr, Deißmanns Erklärung zu folgen. Ich kann die Verbannte weder mit Harnack für eine Dirne (d. h. eine strafweise in ein öffentliches Haus gesteckte Christin), noch mit Dieterich (Göttinger Gel. Anz. 1903, S. 550—555) für eine Leiche (!) halten. Gegen Harnack, der, wie es vor Deißmann allgemein geschah, τὴν πολιτικὴν als Appellativum faßt, spricht die für den Briefschreiber vorliegende Notwendigkeit, den Namen der Pflegbefohlenen zu nennen, den zu verschweigen er bei einer wegen ihres Christentums schon Verurteilten keinen Anlaß haben konnte, wenn er sogar den ihres Sohnes nennt; und alle Betrachtungen über den häßlichen Anklang des Namens werden überflüssig gemacht durch die von Deißmann über das tatsächliche Vorkommen des Namens Πολιτική gegebenen Nachweisungen. Endlich möchte ich den schlagenden Gründen, welche Deißmann gegen Dieterich geltend macht („Die Studierstube", Jahrg. 1903, Dez.-Heft), die Bemerkung hinzufügen, daß, wenn es sich um eine Leiche handelte, ihre Uebergabe an Totengräber, und nicht an andere Personen, selbstverständlich wäre, daß also dann der Zusatz αὐτῶν keinen Sinn hätte.

lichen geschriebene Brief, den wir im Original besitzen. Und doch ist der erste Eindruck, den er hervorbringt, vielleicht der einer Enttäuschung. Wir finden nichts darin, was uns über die Gedankenkreise, in denen diese ägyptischen Christen lebten, Aufschluß gibt; er enthält kein Lob der mutigen Dulderin, nicht einmal eine Hindeutung auf ihren Prozeß und die Gründe ihrer Verurteilung! Mit Recht hat man dies auffällige Schweigen und die Unbestimmtheit des Ausdrucks aus der berechtigten Befürchtung des Schreibers erklärt, daß der Brief auch in unrechte Hände geraten und dann ihm und anderen gefährlich werden könnte. Aber so wenig dem Presbyter diese Vorsicht verdacht werden kann, so sehr erschwert sie uns das Verständnis der Sachlage. Dazu kommt die Unleserlichkeit einiger Stellen des 1600 Jahre alten Papyrusblattes, ja selbst mit der Möglichkeit von Schreibfehlern ist zu rechnen; begegnet es doch dem vielleicht hochbetagten Psenosiris, daß er, wie ein zerstreuter Professor, versehentlich den Brief an sich selbst adressiert. Unter diesen Umständen kann man als völlig ausgemacht nur ansehen, daß eine Verbannte den Gegenstand des Briefwechsels bildet und daß sie eine Christin war; denn über welche andere von der Regierung in die Oase gesandte Frau sollten wohl zwei christliche Presbyter eine briefliche Unterhaltung führen? Aber diese bloße Tatsache genügt, um uns herzliche Teilnahme für die Politike einzuflößen und den Versuch nahe zu legen, dem möglichen Zusammenhang nachzuspüren, wobei in allen Hauptsachen Deißmann unser Führer sein möge.

Die verbannte Politike ist zuerst, von einer Militäreskorte bewacht, nach Kysis am südlichen Rande der Großen Oase gelangt. Dort wird sie freigelassen; aber besitzlos wie sie geworden ist, steht sie hilflos da und sehnt sich vor allem, möglichst schnell einen sichern Zufluchtsort zu finden, wo sie unbeobachtet und unbehelligt ihres Glaubens leben kann. Da nimmt sich der Presbyter von Kysis, mit Namen Apollon, ihrer zuvorkommend an und übergibt sie, weil sie sich an seinem Wohnort nicht sicher fühlen kann, einer Schar von Totengräbern, die zu einem Mumientransport oder zur Einbalsamierung einer Leiche aus dem Innern der Oase dorthin gekommen sind und nun den Rückweg nach ihrer abgelegenen Heimat antreten. Von ihnen wird Politike geleitet, und in ihrer Mitte findet sie sogar Glaubensgenossen, die sie liebevoll behandeln. Nach ihrem Eintreffen im Innern liefern sie ihrem Auftrage gemäß ihren Schützling an den dortigen Presbyter Psenosiris ab,

zugleich mit einem Briefe des Apollon, in welchem er ihn bittet, für die vorläufige Unterbringung der Einsamen zu sorgen. Dieser braucht nicht erst lange nach einer geeigneten Unterkunft Ausschau zu halten; denn wo kann sie besser aufgehoben sein als bei der christlichen Totengräberfamilie, der sie schon auf der Reise näher getreten ist? Hier kann sie getrost bleiben, bis ihr Sohn Neilos, dem es gewiß verwehrt gewesen war, sich der seine Mutter zur Oase befördernden Eskorte anzuschließen, und der ihr später nachreisen sollte, ankommen und über das weitere Verbleiben seiner Mutter die Entscheidung treffen wird. Daher kann Psenosiris seinem Amtsbruder berichten, daß dessen Auftrag von den Totengräbern aufs beste ausgerichtet ist, was, wie er nicht zweifelt, Neilos ihm seinerzeit bezeugen wird; er schließt mit dem Ausdrucke der Bereitschaft, in ähnlichen Fällen dem Apollon gern zu dienen.

So ist denn die Politike zur Zeit der Absendung des Briefes in guten Händen; das Bewußtsein, von Glaubensgenossen umgeben zu sein und von ihnen Freundlichkeit und Hilfe zu erfahren, hat sie wieder aufgerichtet. Aber welche Stunden des Seelenkampfes und des Abschiedswehes mögen vorausgegangen sein! Und wer die Schwierigkeit der Eingewöhnung in fremde und dazu noch viel bescheidenere Verhältnisse kennt, der ahnt, daß sie noch manchen Entbehrungen und Demütigungen entgegengeht und daß vielleicht ihr ganzes noch übriges Leben einem Märtyrertum gleichen wird.

Es haben sich somit die vier mitgeteilten Urkunden als Ausschnitte aus dem großen Kampfe um die Religion dargestellt, welcher der Geschichte der ersten drei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung den bedeutsamsten Inhalt verliehen hat. Sie haben uns menschliche Schwäche auch auf der Seite derer nicht verhehlt, welche den Christennamen trugen, aber sie haben noch viel mehr die innere Ohnmacht eines Heidentums offenbart, dessen Frömmigkeit nur auf die materielle Wohlfahrt des Landes und der Regierung spekuliert und das den Kampf mit Organen führt, denen alles gleichgültig ist, wenn es nur etwas zu verdienen gibt. Der Brief aus der Großen Oase endlich hat zwar nicht ausgereicht, uns das Christentum in seiner vollen Herrlichkeit und Sieghaftigkeit zu zeigen; aber er hat uns von neuem mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß nicht von äußeren Machtmitteln, nicht von seinen inneren Organisationen der Sieg des Christentums abhing, sondern von der Ueberzeugungstreue und Leidensfähigkeit seiner Bekenner. Mehr geleistet hat die Standhaftigkeit einer Politike als Konstantins Politik.

# Löbichau.

## Ein Idyll aus der klassischen Zeit.

Von

**Rudolf Kayser.**

---

Der Glanz Weimars, der Zentralsonne im deutschen Geistesleben um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, läßt leicht die kleineren Lichter übersehen, die damals an so vielen Stellen des deutschen Landes geglänzt haben. Freilich ist Jena in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts, in der Zeit Schillers, Humboldts, Fichtes, Schlegels, eng mit Weimar verbunden; aber in größerer Ferne leuchten Hamburg mit Klopstock, Claudius und dem Teezirkel im Hause Reimarus; Eutin, wo der Hof des Fürstbischofs von Lübeck die Stolberge, Voß, Jacobi, Schlosser, Nicolovius vereinigte; Münster mit dem Kreise der Fürstin Gallitzin, und als Stätten der Wissenschaft Göttingen, Königsberg und zuletzt Berlin. Da reiht sich auch ein kleiner Punkt an, von dem zwar kein neues Licht ausging, der aber als Brennspiegel einige Strahlen in sich vereinigen konnte. Es ist Löbichau bei Altenburg, das Gut, welches die Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Kurland im Jahre 1796 erwarb, und das sie seitdem bis zu ihrem Tode 1821 im Sommer regelmäßig bewohnte und zur Stätte heiterster und edelster Geselligkeit machte.

Dorothea entstammte der zweiten Ehe des kurländischen Reichsgrafen Johann Friedrich von Medem; ihre ältere Halbschwester war Elisa von der Recke. Durch Schönheit und Anmut ausgezeichnet, vermählte jene sich 1779, 18 Jahre alt, mit Peter Biron, dem Herzoge von Kurland. Dies Land war damals ein polnisches Lehensherzogtum, zuerst seit der Säkularisierung regiert von dem Hause der Kettler; dann wurde der Günstling der russischen Kaiserin Anna, Johann Ernst Biron, 1737 von der Ritterschaft zum Herzoge gewählt. Durch russische Willkür wurde

er nach Annas Tode mit seiner Familie in Sibirien und im östlichen Rußland in Gefangenschaft gehalten, und erst nach Jahren ließ ihn Katharina II. wieder in sein Land. Ihm folgte 1774 sein Sohn Peter. Der Herzog war bei seiner Vermählung schon 55 Jahre alt, aber noch ein Mann von sehr gutem Aeußern, warmherzig und liebenswürdig, und die Ehe mit Dorothea, des Herzogs dritte Ehe, scheint durchaus glücklich gewesen zu sein. Aus ihr gingen vier Töchter und ein Sohn hervor; doch dieser starb schon nach wenigen Jahren. Die Verhältnisse in Kurland wurden indessen immer schwieriger. Beim Untergange Polens legte sich Rußlands schwere Hand auf das Herzogtum; das bewog den Herzog, schließlich bei der dritten Teilung Polens 1795 zu verzichten und auch seine großen Güter dort an Rußland zu verkaufen. Nur mit der Bezahlung war es übel bestellt; Rußland hat sie niemals ganz geleistet, doch hat es der Herzogin später noch lebenslänglich jährlich 140 000 Taler ausgezahlt und der Herzog ihr eine Witwenrente von 36 000 Talern hinterlassen. Der Herzog war vorsichtig genug gewesen, sich vor der Katastrophe eine Reihe von Besitzungen in Deutschland zu kaufen; so das Herzogtum Sagan in Schlesien und die Herrschaft Nachod in Böhmen, und nun 1796 auch Löbichau. Eine weite Reise, die der Herzog mit seiner Gemahlin 1784—86 durch Deutschland und Italien unternahm, hatte den beiden viele freundschaftlichen Beziehungen verschafft, und besonders die Herzogin hatte durch ihre Anmut und Liebenswürdigkeit allgemein bezaubert. Sie war vom Alten Fritz in Potsdam mit Auszeichnung empfangen worden; man hatte Freundschaft mit seinem Neffen, Friedrich Wilhelm II., und mit preußischen Prinzessinnen geschlossen. Auch in späteren Jahren haben Reisen und besonders der häufige Aufenthalt in Karlsbad der Herzogin Gelegenheit gegeben, ihren Bekanntenkreis zu erweitern. An ihren Besuch in Karlsbad erinnern noch heute der Dorotheentempel und die Dorotheenaue. Der Herzog ist 1800 zu Sagan gestorben.

Löbichau wurde nun der Lieblingssitz der Herzogin. Das Gut liegt zwei Meilen südwestlich von Altenburg, in fruchtbarer, stark hügeliger Gegend, wie sie der Schönheitssinn der Zeit liebte. Ein kleiner Wald und ein hübscher Park grenzen an das Gut und verdecken dem Wanderer, der sich ihm nähert, den offenen Anblick. Wirtschaftsgebäude, das alte Herrenhaus und ein neues, das Dorothea errichten ließ, begrenzen die vier Seiten des Hofes. Die

Hauptfront des neuen Hauses nach dem Park zu ist charakterisiert durch einen mächtigen Balkon, der mit vier stattlichen Säulen über niedrigen Arkaden emporragt. Meist klein und einfach, dem Charakter des Landhauses entsprechend, sind die Räume des Schlosses, doch mit prächtigen Oelgemälden geschmückt. Angelika Kauffmann, Anton Graff, der Italiener Grassi sind dazu von der Herzogin in Anspruch genommen worden. Bilder der Herzogin, ihres Vaters und Bruders, ihrer Töchter, der Elisa von der Recke, der Königin Luise, aus späteren Zeiten Kaiser Wilhelm und Augusta, dazu Geschenke von Napoleon I., Alexander I. von Rußland, Talleyrand zieren noch heute die Zimmer. Ein kleineres Schlößchen, Tannfeld, auch von der Herzogin erbaut, liegt eine halbe Stunde von Löbichau entfernt; dort brachte man die Gäste unter, wenn sie auf dem Gut nicht Platz fanden.

Denn unumschränkte Gastlichkeit zu üben, machte der Herzogin besondere Freude, und so war es ein buntes Leben, das sich auf jener Szene abspielte. Wenn die Töchter der Herzogin, als sie sich verheiratet hatten, mit Hofdamen, Dienerinnen, eigenen Kindern oder Pflegetöchtern, Schwester und Neffen der Herzogin, kurländische Freunde des Hauses und die vielen anderen, zu denen Dorothea in Deutschland in Beziehung getreten war, dort in den Sommermonaten wohnten, dazu von nahen Gütern oder aus Altenburg Freunde herbeikamen, so stieg die Zahl der Gäste wohl auf fünfzig und mehr, und man versteht kaum, wie sie unterkamen. Nur die Anspruchslosigkeit gegenüber äußeren Bequemlichkeiten, die den Kindern jener Zeit selbst an den Stätten des Luxus, in Schlössern und Badeorten, eigen war, machte es möglich, dort friedlich beisammen zu wohnen.

Aber es muß wohl eine starke Anziehung gewesen sein, die dieses Haus mit seinen Bewohnern auf die Gäste ausübte, und Dorothea hatte alle Eigenschaften, um einem großen Kreise von Gästen Behagen, Freude und Anregung zu geben. Sie selbst, von vollendeter Anmut und bis an ihr Lebensende noch eine schöne Frau, und im Bewußtsein davon wohl auch ein wenig kokett, war von einer stets gleichen Güte und Freundlichkeit allen gegenüber, den Bauern des Gutes nicht weniger als den Höchstgestellten. Als sie Löbichau kaufte, schlug sie sofort 20 Prozesse nieder, die sie von ihren Vorgängern dort überkommen hatte, und für Wohltätigkeit und werktätige Hilfe konnte sie sich im Spenden nicht genug tun. Sie war nicht geistreich, wie andere Frauen, die einen Salon ge-

halten und kluge Menschen um sich geschart haben, aber ihre Güte gewann jeden, und sie war es von früh auf gewohnt, mit geistreichen Menschen umzugehen. Ihr Leben und ihre tätige Mitwirkung in den politischen Verwicklungen Kurlands und Polens mögen das große politische Interesse in ihr geweckt haben; an Gesprächen aus diesem Gebiete nahm sie stets lebhaften Anteil. Tiefere Fragen des Lebens, auch der Religion, sind ihr nicht so nahe gegangen, wie ihrer Schwester Elisa. Ihre Freunde rühmten „ihr ungemeines Talent, Personen, für die sie sich interessiert, durch tausend feine Aufmerksamkeiten angenehme Empfindungen zu machen“, und alles, was sie tat, geschehe mit Feinheit, Weiblichkeit und Grazie; Lebhaftigkeit und Wärme, auch Seele und feine Empfänglichkeit sprechen sie ihr nicht ab, doch Geist und Tiefe dürfe man von ihr nicht erwarten; man nennt sie sogar frivol. Gerade die ihr Nächststehenden klagen oft, daß sie durch ihre Umgebung verdorben würde. Den übeln Einfluß ihrer Hofdame, einer Frau von Piattoli, bedauert die Elisa immer wieder; sie litt schwer unter der Entfremdung von ihrer Schwester, die solchen Einflüssen in den neunziger Jahren entsprang. Eine gewisse Aeußerlichkeit, Koketterie, Putzsucht, Abhängigkeit von anderen: das sind die Vorwürfe, die man der Herzogin macht. Ernsteres wissen ihr auch böse Zungen, die sich über sie geäußert haben, nicht nachzusagen.

Neben der Herzogin stehen ihre Töchter, alle schön und geistvoll. Die älteste, Wilhelmine, erlebte wechselvolle Schicksale. Gatte der vielumworbenen, erst 15jährigen wurde ein emigrierter Prinz Rohan in Prag, von dem sie nach einigen Jahren geschieden wurde; eine zweite Ehe, die sie trotz Abmahnung mit dem russischen Fürsten Trubetzkoi einging, endete durch Scheidung schon nach einem Jahre; nach längerer Zeit wagte sie eine dritte Ehe mit einem Grafen Karl von der Schulenburg. Vom Vater erbte sie den Titel einer Herzogin von Sagan. Besser erging es der zweiten, Pauline, die den Fürsten von Hohenzollern-Hechingen heiratete; mit ihrem Sohne starb dies Haus aus. Die dritte, Johanna, vermählte sich mit dem italienischen Herzog von Acerenza-Pignatelli, aber auch ihre Ehe war unglücklich und wurde geschieden. Sie hat zu Prag, wo sie sich niedergelassen hatte, 1806 bei Friedrich Gentz heftigste Leidenschaft erregt, und „ihre Reize machten ihn ganz vergessen, daß es jenseits der Anhöhen um Prag eine Sonne und Sterne gab“. In seinem Herzen trat zur Zeit

des Wiener Kongresses an Johannas Stelle die Herzogin von Sagan, und es wird nur nicht ganz deutlich, ob sie mit ihm oder mit Metternich nähere Freundschaft geschlossen hat. Er rühmt den ungemeinen Scharfsinn der Herzogin in politischen Dingen. Johanna hat später alle ihre Geschwister überlebt, und nachdem sie mit den anderen Schwestern ihre letzten Jahre meist in Wien zugebracht hatte, ist sie, 93jährig, erst 1876 zu Löbichau gestorben. Weit jünger war die vierte Tochter, Dorothea, eine vollendete Schönheit mit schwarzem Haar und blauen Augen. Auch sie war erst 16 Jahre alt, als sie 1809 an den jungen Grafen Edmond Périgord-Talleyrand, den Neffen des Ministers, verheiratet wurde. In der Zeit, als Napoleon durch fürstliche Ehebündnisse für sich, seine Familie und seine Freunde eine engere Verbindung mit der Legitimität suchte, tat Kaiser Alexander von Rußland selbst dem Minister Talleyrand den Gefallen und vermittelte auf der Rückreise vom Erfurter Fürstentage zu Löbichau persönlich für den Neffen die Heirat mit der nicht weniger reichen als schönen Herzogstochter. Die guten Eigenschaften des jungen Fürsten besiegten die Abneigung der Prinzessin gegen den fremdländischen Freier. Aber die Mutter stand damals schon ganz unter dem Bann der Persönlichkeit Napoleons, eine unter den vielen Deutschen, denen er es angetan hatte; denn als Deutsche fühlte sie, die dem kurländischen Adel entstammte, sich selbstverständlich. Als ihre Tochter zu Frankfurt durch den Primas von Dalberg getraut worden war, begleitete die Mutter sie nach Paris, und hier lernte sie ihren Helden persönlich kennen. Sie hatte in ihm zuerst, seit dem Staatsstreich, den Ordner Frankreichs und Europas gesehen, dem sie nur die edelsten Absichten zutraute. Diese Sympathie brachte sie in mancherlei Streit mit ihren Freunden und besonders mit ihrer Schwester. Erst der spanische Krieg Napoleons erschütterte ihr Vertrauen zu ihm, und seit 1811 war es damit zu Ende. Doch hat sie Paris noch immer mit Vorliebe aufgesucht; Talleyrand sah sie gern in seinem Hause. Er war, wie die scharfe Zunge der Gräfin Potocka berichtet, nicht unempfindlich für ihre äußeren Vorzüge und betrachtete sie in der Gesellschaft stets „mit anbetenden Blicken, daß die Damen seines Serails alle Veranlassung hatten, vor Eifersucht aus der Haut zu fahren". Auch die schöne Nichte sah Talleyrand gern um sich; auf dem Wiener Kongreß repräsentierte sie in seinem Hause und konnte mit ihren beiden ältesten Schwestern — man nannte sie die drei Grazien — Triumphe feiern.

Der häufigste Sommergast in Löbichau war Elisa von der Recke. Ihr hatte das Glück nicht so gelacht wie der Schwester. Sehr jung hatte sie auf Wunsch ihrer Eltern, besonders der Stiefmutter, einen Verwandten von dieser, den Freiherrn Georg von der Recke geheiratet. Der derbe, herrische Mann hatte kein Verständnis für die feine, empfindsame, oft überzarte Art seiner Frau; er verspottete sie und machte keinen Versuch, ihren persönlichen seelischen Bedürfnissen entgegenzukommen. Bald trat gänzliche Entfremdung ein; sie verließ das Haus, und es kam zur Scheidung. Zu spät sah er seine Verkennung ein; sie traten, wie es scheint, wieder in Briefwechsel mit einander, und den Sterbenden hat sie zu Mitau 1795 noch ihrer Vergebung versichern können. Sie ist dann eine eifrige Verfechterin der Frauenrechte gewesen, sah aber ihre Aufgabe vor allem darin, den Frauen durch Erziehung und durch Eröffnung helfender Tätigkeit den Inhalt des Lebens zu bereichern. Auf langen Reisen durch Deutschland, in Badeaufenthalten zu Pyrmont und Karlsbad knüpfte sie Beziehungen zu allen bedeutenderen Deutschen ihrer Zeit an, und wo sie sich aufhielt, war ihr Salon der Sammelplatz erlauchter Geister. In jener schreiblustigen Zeit hat wohl keine Frau eine solch reiche Korrespondenz geführt wie sie. Die etwas schwärmerische junge Frau wandelte sich zur Weltdame und Edelfrau im besten Sinne des Wortes um. Eine gewisse feierlich-pathetische Art ist ihr, der „hohen Elisa", wie man sie gern nannte, eigen geblieben; ihr fehlte die Anmut und Natürlichkeit der auch schöneren Schwester. Nahm diese das Ernste zu leicht, so nahm sie das Leichte stets ernst und schwer. Aber (wie Gustav Parthey sie in seinen „Jugenderinnerungen" schildert) „der Glanz ihrer Persönlichkeit überströmte alle ihr näher Tretenden mit einer wohltätigen Wärme. In ihren klaren, blauen Augen lag eine unbewußte Hoheit, vor der jedermann unwillkürlich sich beugte; sehr selten hörte man von ihr tadelnde Aeußerungen über Personen, ein liebloses Urteil nie." Goethe, den sie 1784 in Weimar kennen gelernt und später oft in Karlsbad getroffen hatte, schrieb ihr zur Begleitung des ersten Bändchens von „Dichtung und Wahrheit" 1811 die schönen Worte: „Seit manchen Jahren bin ich Zeuge der schönen Wirkungen, die ihnen das Vaterland zu verdanken hat, und ich muß mir im voraus die Erlaubnis erbitten, davon zu seiner Zeit nach meiner Ueberzeugung sprechen zu dürfen. Bei so viel unerläßlichen Widerwärtigkeiten, die der Mensch zu erdulden hat, bei unvermeidlicher Spannung

und Widerstreit, macht er sich oft unwillkürlich ein Geschäft, sich von anderen abzusondern, andere von anderen zu trennen. Diesem Uebel zu begegnen, haben die vorsehenden Gottheiten solche Wesen geschaffen, welche durch eine glückliche Vermittlung dasjenige, was sich ihnen nähert, zu vereinigen, Mißverständnisse aufzuheben und einen friedlichen Zustand in der Gesellschaft herzustellen wissen. Sagte ich nun: Sie, verehrte Freundin, gehören zu diesen, so würde ich viel zu wenig sagen. Denn auf meinem Lebenswege ist mir niemand begegnet, dem jene Gabe mehr wäre verliehen worden, als Ihnen, oder der so anhaltenden, so schönen Gebrauch von derselben gemacht hätte." Man hat geglaubt, in der Makarie in Wilhelm Meisters Wanderjahren Züge Elisas wiederzufinden, und es liegt nahe, wenigstens den Namen der Nachodine in demselben Buche auf Elisa zurückzuführen, die auf dem Schlosse Nachod, das ihrer Schwester gehörte, oft die Sommermonate zugebracht hat. Noch eine, vielleicht die stärkste Seite im inneren Leben Elisas, ist hervorzuheben: ihr religiöses Empfinden, anfangs etwas mystisch gerichtet, aber stets warm und echt, geübt in einer an Enttäuschung und Entsagung reichen Jugendzeit und in religiösen Dichtungen ausgesprochen. Sie war in der Aufklärung groß geworden und hat stets eine Vorliebe für die Dichter der Zeit vor Goethe, für Gellert, Klopstock, Gleim bewahrt. Sie stand in naher Freundschaft zum Flachsten der Flachen, dem Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai und seinem Kreise, und hat ihre Abneigung gegen katholisierende Spielereien und Sympathien in der Zeit der Romantik und Restauration stark genug zum Ausdruck gebracht; wie sie denn auch den Schwindler Cagliostro, dem sie zuerst getraut hatte, unter dem Eingeständnis ihres Irrtums vor aller Welt entlarvte, in demselben Jahre 1787, als Goethe in Palermo den Spuren der Familie des Abenteurers nachging. Dabei aber hatte sie in ihrem warmen persönlichen religiösen Leben auch ein großes Interesse für evangelische Kirchengemeinschaft: eine unter den vielen Persönlichkeiten, die sprechende Beweise sind gegen die von Romantik und Restauration geschaffene Legende von dem bloßen Moralismus, der religiösen Unfruchtbarkeit und der kirchenfeindlichen oder kirchenzerstörenden Art des Rationalismus.

Nach langen Reisen ließ Elisa sich in Dresden nieder, wo sich ihr August Tiedge als naher Freund anschloß; sie hatte ihn schon lange als Dichter der Urania verehrt. Der Dichter von Göckingk, den sie als einen ihrer Lieblingsdichter auf ihren Reisen aufgesucht

hatte, vermittelte ihr 1786 auch die Bekanntschaft mit Tiedge. Nach 17 Jahren sah sie ihn in Berlin wieder und zog ihn zu sich heran; er begleitete sie auf einer Reise nach Italien und wurde dann in der Heimat ihr Lebensgefährte. Damals war sie 50, er 52 Jahre alt, als sich zwischen ihnen das merkwürdigste, nach beider Art selbstverständlich ganz ideal aufgefaßte Freundschafts- und Lebensbündnis bildete. Er war ihr Dichter, sie ihm das Ideal der Frau. Seine Urania, die heute wohl nur noch selten einen Leser findet, Kants Philosophie in Versen, war ihr die höchste dichterische Offenbarung; sie begann ihr Tagewerk des Morgens damit, daß sie einen Gesang daraus las. Ihre gemeinsame Wohnung in Dresden war Jahre lang neben dem Hause Ludwig Tiecks der geistige Mittelpunkt. Im Sommer haben jene beiden im alten Herrenhause zu Löbichau stets Zimmer an Zimmer gewohnt.

Elisa war in Karlsbad 1789 mit dem schlesischen Grafen Karl Geßler fünf Wochen zusammen gewesen. Auch er wurde einer der Löbichauer Gäste, und es bildete sich zwischen ihm und Elisa eine nahe gefühlvolle Freundschaft, die zu einer Ehe zu führen versprach, aber bald einer gewissen Entfremdung Platz machte; er war scharf und sarkastisch und hatte ein herbes Urteil über Menschen, sie war stets ernst und gefühlvoll, für Scherz und Witz nicht zugänglich. Der weitgereiste und hochgebildete Mann hat sich in den Befreiungskriegen durch große Geldspenden und unermüdliche Tätigkeit in den Lazaretten wahre Verdienste und das Eiserne Kreuz, das er aber nicht annehmen wollte, erworben und hat E. M. Arndt in seinen „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein" Gelegenheit zu einer treffenden Schilderung des trefflichen Mannes gegeben. Er starb 1829.

Durch Geßler, der damals außerordentlicher preußischer Gesandter am sächsischen Hofe war und sich in Loschwitz bei Dresden angekauft hatte, wurde zunächst Elisa, dann Dorothea auch mit Christian Gottfried Körner bekannt. Der vortreffliche Mann nahm beide gastlich in seinem Hause auf und zeigte zartes Mitgefühl für die Trauer der Herzogin, die gerade ihren einzigen Sohn verloren hatte. Dora Stock, die Malerin und Schwester von Körners Frau, ist in Begleitung der Herzogin und Elisas dann wiederholt in Karlsbad gewesen, und bis zum Tode der Herzogin ist die treue Freundschaft für die Familie in Dresden geblieben. Als im September 1791 dem Körnerschen Paare der Sohn geboren wurde,

da wurden ihm zu Paten unter anderen Graf Geßler und Dorothea gegeben, und nach ihnen wurde das Kind Karl Theodor genannt; der erste Name ist später seit 1808 auf Dorotheens Wunsch durch den zweiten als Rufname ersetzt worden.

Durch den jungen Dichter Körner tritt uns nun zunächst das sommerliche Leben und Treiben zu Löbichau in ein helleres Licht. Nachdem die Herzogin ihr Patenkind schon wiederholt dorthin eingeladen hatte, folgte er im August 1808. In jugendlichem Uebermut brachte er dort mit Dichten und Kurschneiden einige Wochen zu. Nach seiner Rückkehr zur Bergakademie in Freiberg ist er noch ganz entzückt von seinem Aufenthalte dort. Er widmete der Herzogin die erste kleine Gedichtsammlung, die er herausgab, „Knospen“ betitelt, und sein erstes Drama „Toni“. Zum zweiten Male sah ihn der Sommer 1810 in Löbichau. Damals kam auf der Rückreise von Karlsbad auf zwei frohe Tage auch Goethe von Altenburg herüber, lernte Körner kennen und lud ihn nach Weimar ein. Körner war der Mittelpunkt des anmutig lustigen Kreises auf dem Gute. Er tat sich zusammen mit der Hofdame der Herzogin, einer Kurländerin, Dorothea von Knabenau, die später den kriegerischen Namen einer Gräfin von Chassepot führte, mit einem Arzte und einem Künstler, Namens Rösel. Sie gründeten ein häusliches Journal, wie man es einst in Tiefurt gemacht hatte, „Teeblätter“ genannt, weil jeder, der daran teilnahm, zur Teestunde einen Beitrag mitbringen mußte; das meiste stammte von Körner. Die Herzogin bewahrte die Blätter in ihrem Schreibtisch auf, von wo sie dann später spurlos verschwunden sind. Als Körner am Abend vor seiner beabsichtigten Abreise nach einem langen Spaziergang zur Gesellschaft zurückkehrte und merkte, daß er seinen Beitrag vergessen, zog er sein Notizbuch heraus und schrieb seiner hohen Gönnerin zu Ehren die kleine Charade „Kurland“ nieder:

„Willst Du in Deiner Krankheitsnacht verarmen,
So brauche, was die erste spricht!
Die zweite ruht in weichen Meeres Armen,
Bis einst der Weltenbau zerbricht.

Das Ganze ist ein lieber Fleck der Erde,
Wo für das Edle noch die Herzen glühn,
Wo reich das Glück sein üppig Füllhorn leerte,
Und schöne, seltne Blumen stehn.“

Als er am andern Morgen noch seine turnerische Fertigkeit am Geländer des Balkons zeigen wollte, stieß er sich einen eisernen

Stachel in den Fuß und mußte noch eine volle Woche liegen, freilich in bester Pflege. Mit schwerem Herzen schied er; es war der letzte Sommer, den er dort zubringen sollte. Im Sommer 1811 begab er sich von Teplitz, wo er Elisa traf, sogleich nach Wien, und von dort ist er im Frühjahr 1813 zu den Lützowern gestoßen. Nach seiner ersten Verwundung bei Kitzen hat ihn in Karlsbad Elisa „mit mütterlicher Sorgfalt überhäuft" und gepflegt. Nach dem Heldentode des Sohnes brachte der Vater Körner noch manchen Sommer in Löbichau zu, und durch Elisas warme Fürsprache bei Wilhelm von Humboldt wurde ihm der Uebertritt aus dem sächsischen in den preußischen Staatsdienst nach den Befreiungskriegen ermöglicht, wie durch ihre Verwendung beim Herzog von Mecklenburg der Ankauf der Grabstätte zu Wöbbelin, die zur Ruhestätte der ganzen Familie geworden ist.

Noch einmal strahlte Löbichaus Licht heller in den drei letzten Sommern, die der Herzogin dort vergönnt waren, in den Jahren 1819—1821. Wieder war ein Dichter dort, der den umschwärmten Mittelpunkt bildete: Jean Paul. Die Herzogin hatte ihn in Bayreuth auf der Durchreise am 1. Mai 1819 besucht und ihm das Versprechen abgenommen, ihr Gast in Löbichau zu sein. Seine besondere Verehrerin, die Gräfin Chassepot, erneuerte dringender die Aufforderung; er möge kommen, wenn es ihn gelüste, sich recht hätscheln und lieb haben zu lassen. Dem konnte er nicht widerstehen, und so erschien er denn am 31. August, abends; seine Freundinnen waren ihm schon entgegengereist. Er brachte seinen berühmten Pudel mit, der auch den Zutritt zum Abendsalon erhielt, wenn er mit dem Schoßhündchen der Herzogin von Sagan Freundschaft halten wollte. Der Dichter bewahrte sich auch darin seine Eigentümlichkeit, daß er den Tee als ein dünnes, fremdländisches Getränk verschmähte und sich an das Geraer Doppelbier hielt; es war bekannt, daß er nur dort leben mochte, wo das Bier kräftig und gut war; Weimar und Berlin waren ihm darum verhaßt. Auch daß seine Wäsche die Sorgfalt einer weiblichen Hand vermissen ließ, nahm man ihm nicht übel. Die Herzogin von Sagan goß ihm in den ersten Tagen nach seiner Ankunft einen feinen Wohlgeruch auf sein Taschentuch; den letzten Tag vor der Abreise, fast drei Wochen später, zeigte er es ihr vor, noch von ihrer Gabe duftend. Aber er entzückte alle durch seinen Geist. Er las aus seinen Dichtungen vor, schon morgens in Tannfeld, wo die Prinzessinnen mit ihren Damen Unterkunft hatten; dort

las er halb im Freien, oben an der Freitreppe sitzend, wo sich dann seine Zuhörerschaft zwanglos um ihn scharte. Schon das Frühstück um 12 Uhr vereinigte dann die meisten der Gäste, damals etwa dreißig; erst das Abendessen um 7 Uhr sah die ganze Schar beisammen. Dann las der Dichter wiederum vor, oder man widmete sich mannigfacher geselliger Unterhaltung. Die Prinzessinnen selbst mit ihren Damen sangen oder musizierten, man trieb gesellige Spiele und tanzte; der kleine, rundliche Dichter verschmähte es nicht, sich an der Polonaise zu beteiligen, und er sah sich „in den liebenswürdigsten Verkettungen" mit den schönen Fürstinnen und jungen Mädchen des Kreises, was er vollkommen zu genießen wußte. Dorothea selbst erscheint ihm „als die immer ruhige und heitere auf dem Kampfplatz, um die brennend zusammen gehenden Strahlen verschiedener Parteien sanft auseinander zu brechen"; dem frohen Kreise wurde sie zur Elfenkönigin Titania, Löbichau zu Elfenau. Die gänzliche Freiheit, die jeder Gast für sein Tagewerk genoß, weiß der Dichter besonders zu rühmen; nicht minder die Freiheit in der Unterhaltung, die jedem gewahrt wurde. Und so konnte er sagen: „Die Löbichauer Zeit mißt mit einer Sanduhr, worinnen der Sand so fein und durchsichtig ist, daß man ihn nicht laufen sieht und hört, und man kommt eher zu jedem andern als zu sich selbst."

Aber auch mit den Gästen hatte er es glücklich getroffen. Einen scharfen Mitbewerber in der poetischen Unterhaltung der Gesellschaft fand er in dem steifen, langen, fast siebzigjährigen Johann Friedrich Schinck, der in jüngern Jahren als Freund von Fr. L. Schroeder als Dramaturg und Dichter an der Hamburger Bühne tätig gewesen war und nun in seinen alten Tagen an Elisa und der Herzogin freundliche Gönnerinnen fand; Dorothea setzte ihm ein Jahresgehalt aus, und die Herzogin von Sagan machte ihn zu ihrem Bibliothekar. Er war ein bescheidener Mann, der aber von seinen Freunden als Dichter überschätzt wurde. Dort nun im Sommer zu Löbichau verging kein Tag, an dem er nicht einer der Damen ein Rätsel, eine Charade oder ein Lied gewidmet hätte. Entzückt preist er „die Tage unter Dorotheens Lilienszepter": „Hätten mir auch nie die Musen gelächelt, hier mußte mir ihre Offenbarung werden." So beschloß man denn eines Tages, ihn als Frauenlob den Zweiten zum Dichter zu krönen, halb komisch, halb ernst, und Jean Paul war nicht ohne Neid auf die Ehre, die dem nicht oft Gepriesenen widerfuhr. Man legte

jenem nach einigen Tagen in Gestalt einer Apotheose ein Pflaster auf die Wunde. Eines Abends ging man vom Essen in den Park; bald strahlten alle Baumgänge von Lichtern, sanfte Musik drang aus dem Gebüsch, und zwei Herzoginnen führten den Dichter der Vergötterung zu: „Da hatte ich endlich jene Nacht des Himmels, nach der ich mich durch meine leere Jugend hindurch so oft gesehnt.“ Er vergalt die Huldigung, indem er am folgenden Tage in lauter einzelnen Sätzen und Einfällen, wie es seine Art war, den Frauen allerlei geistreiche Artigkeiten sagte.

Tiedge hatte zu jener Dichterkrönung das Gedicht gemacht; als Kanzler des Ordenskapitels trug es der Präsident Anselm von Feuerbach vor, neben Jean Paul unter den Gästen wohl der interessanteste. Es ist der berühmte Strafrechtslehrer, der Verteidiger Kaspar Hausers, des geheimnisvollen Findlings, der Vater des Philosophen Ludwig und des Archäologen Anselm Feuerbach; der mutige Verfechter freiheitlicher Grundsätze, der als Mitglied des bayerischen Ministeriums 1806 die Abschaffung der Folter erreichte.*) Man hatte ihn 1817 bei Seite geschoben und zum ersten Präsidenten des Appellationsgerichtes zu Ansbach ernannt. Er hatte 1815 zu Karlsbad Elisa und Tiedge kennen gelernt und fand in diesem „eine liebe Dichterseele, voll Kraft mit unschuldigem Kindersinn“, in jener „ein Ideal weiblicher Güte, Hoheit und Demut.“ Aus dieser Bekanntschaft entspann sich ein Briefwechsel, in dem Feuerbach seine Briefe immer an beide zugleich richtete. Zu persönlichem Wiedersehen folgte er der Einladung nach Löbichau, und noch in der Erinnerung erschienen ihm die Wochen dort als ein wahrer Feen-Aufenthalt, in dem er sich unvergängliche Schätze des Geistes und des Herzens erworben. Auch er war der Gesellschaft besonders lieb durch sein lebhaftes, jugendfrisches Wesen, mit dem er, der 44jährige, an allen Spielen und Scherzen fröhlich teilnahm, der Jugend auch interessant als Verfasser der Kriminalgeschichten, die man begierig verschlang. Man gab ihm den Namen Vulcanus oder Vesuvius. Ein platonische

*) Es ist bezeichnend, wie man es nicht über sich brachte, die Abschaffung im Regierungsblatt bekannt zu machen, und welchen Anfeindungen Feuerbach als Norddeutscher, Thüringer, dort ausgesetzt war. Ein bayerisches Blatt von damals sagte: „Der Grundzug des Süddeutschen ist Kraft, der des Norddeutschen Schwäche.“ Im Hause des Ministers Montgelas äußerte man sich hohnlachend über „die neu aufkommende fatale Deutschheit“, und man liebäugelte mit Napoleon, von dem der bayerische Geschichtsschreiber von Aretie zu behaupten wußte: „In seinem System liege ächte Deutschheit, d. h. Kosmopolitismus.“



Schwärmerei für die musikalische Fürstin Pauline machte ihm Löbichau noch besonders lieb. Er hatte seinen Sohn Anselm mitgebracht, der in Erlangen in den Bannkreis eines Professors (Kanne) geraten war, der sich persönlicher Erscheinungen des Heilandes rühmte und junge Leute um sich sammelte, die durch Wachen und Beten dem Himmel die gleichen Erscheinungen abzuringen suchten. Ihn nahm Elisa von Löbichau mit nach Dresden, und sie, die sich einst von einem ähnlichen Einflusse Cagliostros befreit hatte, innig fromm, doch ohne allen mystischen Ueberschwang, wurde ihm zum rettenden Engel. In den fröhlichen Schwarm harmloser Jugend zu Löbichau paßte er allerdings nicht hinein; als er im nächsten Jahre wiederkam, war er schon ein anderer geworden.

Denn gern kehrte der Vater auch im folgenden Sommer wieder ein. Der Besuch war noch zahlreicher als im Jahre vorher. Es kam Vater Körner mit seiner Gattin und Dora Stock; der Archäologe Böttiger, einst in Weimar, jetzt in Dresden, der morgens im alten Herrenhause bei Elisa Vorlesungen über Arabesken hielt; von Halle der Buchhändler Eberhard, früher wohl mehr bekannt als jetzt als Dichter der poetischen Erzählung „Hannchen und die Küchlein“; er gab durch seine stete Heiterkeit der Unterhaltung immer neue Würze. Es kam Friedrich Foerster, der Waffengefährte Theodor Körners, eine Reihe adliger Verwandten und Freunde aus Kurland; endlich von Berlin der junge Gustav Parthey, später berühmter Archäologe, der Enkel Friedrich Nicolais, mit seinem Vater, dem Hofrat Parthey, dem Inhaber der Nicolai'schen Buchhandlung; er war der älteste Freund des Hauses der Medem, einst Dorotheens Erzieher und noch jetzt Vermögensverwalter der Herzogin. Wie vor fast einem halben Jahrhundert im fernen Kurland setzte sich der alte Parthey, ein Virtuose im Spiel, ans Klavier, und wie damals sang die Herzogin eine Arie aus Pergoleses Stabat mater zu seiner Begleitung. Der Sohn hat in hohem Alter in seinen liebenswürdigen „Jugenderinnerungen“ die Tage von Löbichau geschildert und dadurch die Pflegetochter der Herzogin von Sagan, Emilie von Gerschau, dazu angeregt, auch ihre Erinnerungen in einem anmutigen Buche „Drei Sommer in Löbichau“ niederzulegen.

Auch in diesem Jahre war Löbichau „ein Fürstensitz der Kunst und Wissenschaft, das thessalische Tempe, in dem des Pindar Schwestern sich auf- und abbewegten und die Grazien ihren immer

wechselnden Reigen tanzten.“ Aber die Gedanken nahmen noch einen höheren Flug. Feuerbach hatte die Rede des Münchener Studiendirektors Cajetan Weiller: „Ueber die religiöse Aufgabe unserer Zeit“ mitgebracht und trug sie im Zimmer Elisas vor. Verwundert lesen wir die Schilderung, die er selbst von der Wirkung dieser Rede gibt: „Unter Jubel, unter Tränen des Entzückens, Umarmung, Aufjauchzen des Beifalls; unter Tränen der lächelnden Hoffnung auf den Sieg des Lichtes der reinen Christenlehre über die Finsternis der Hölle, Tränen freudiger Hochachtung für den herrlichen Mann.“ Elisas Zimmer wurde „ein Tempel, jedes Herz ein Altar der Andacht und der reinsten Begeisterung für das Höchste und Heiligste.“ „Schönere Stunden“, sagt er, „sind mir in meinem Leben nicht geworden und werden mir nicht mehr werden.“ Und welche Gedanken erregten dieses Entzücken? Weiller war liberaler Katholik, der den Menschen nur als praktischen Christen schätzte: „Die Idee der Liebe“, sagt er, „ist der Träger des ganzen Christentums, und es gibt in dieser Hinsicht nur einen Katholizismus. Das Christentum zieht alle Menschen an und stößt alle Parteien ab.“ Damals in der Zeit der beginnenden Erneuerung des Ultramontanismus nach 1814, in den vielen Chikanen, denen auch der Protestantismus in Bayern ausgesetzt war, erschien das mutige Auftreten Weillers Feuerbach als eine Tat. Er fand hier in der Herzogin eine feste Gesinnungsgenossin. Mit Empörung vernahm sie von dem Konkordat, das die bayerische Regierung mit dem Papste geschlossen, und durch das sie sich diesem ganz in die Hände gegeben. Sie war eine eifrige Beschützerin der protestantischen Gemeinde zu Paris, sie spendete ihr reiche Geldmittel und betrieb dort die Errichtung eines evangelischen Waisenhauses. Klerikale Blätter der Hauptstadt gossen darum ihr Gift über sie und ihre Schützlinge aus; alle Verbrechen wurden den Protestanten zugetraut. Da trat sie offen und entschieden in der Gesellschaft dem geistlichen Zensor der Zeitungen entgegen, der sich unter ihren kräftigen Worten wand. An diesen Vorfall dachte sie, als sie bald nachher schrieb: „Der Kampf zwischen echtem Christentum und Papsttum, zwischen Gesetz und Willkür hat begonnen; aber was erlangt der Mensch ohne Kampf? Das Gold muß durch das Feuer geläutert werden. So geht es mit den ewigen großen Wahrheiten, bis sie erkannt und gefaßt werden. Sie können verdunkelt werden, aber nur um

nachher desto heller zu leuchten." So ist ihr ganzes Denken in religiösen Dingen weitherzig und wahr: „Die Religion, zu weltlichen Zwecken als Mittel gebraucht, ist Gotteslästerung." „Es sollen überall keine Sektenbenennungen sein; alle sollten Christen heißen und Christen sein; wir wollen glauben, lieben und hoffen, Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, und diese Anbetung spreche sich in tätigem Christentum aus." Es ist wieder die gesunde Religion der Aufklärung, eine Religion des täglichen Lebens, frei von allen hierarchischen, dogmatischen und romantischen Allüren, wenn sie auch zum Schmerz Elisas nicht unempfänglich war für den Sinnenprunk des katholischen Gottesdienstes. Aber es ist doch auffallend, daß ihre vier Töchter sich alle katholisch verheirateten und nach der Mutter Tode zum Teil zur katholischen Kirche übertraten. Mit Entrüstung hatte schon Feuerbach, im Zimmer der Herzogin von Sagan zu Löbichau einquartiert, unter dem Betthimmel ein Kruzifix und eine Madonna hängen sehen. Ihm war es ein befreiendes Bewußtsein, daß Dorothea nicht mehr erlebte, was er kommen sah: „Die entschiedene Herrschaft des Aberglaubens, des Pfaffentruges und der Unvernunft."

Jener Sommer von 1820 war die letzte frohe Zeit zu Löbichau. Schon kränkelnd kehrte Dorothea im Mai 1821 von Paris zurück; man feierte in ihrer Kirche beim Gute mit einem Chorlied Tiedges ihre Wiederkehr und Besserung. Aber sie erschien nun seltener in den geselligen Vereinigungen. Noch kam mancher Besuch. Von Altenburg kam der junge Wilhelm von Binzer herüber, der Dichter der Lieder: „Stoßt an, Jena soll leben!" und „Wir hatten gebaut ein stattliches Haus." Er belebte die musikalische Unterhaltung durch seine kräftige Baßstimme und das gesellige Gespräch durch seine Erinnerungen vom Wartburgfest. Bald nachher hat er Emilie von Gerschau als Gattin heimgeführt.

Am 20. August 1821 früh morgens entschlief Dorothea. Was irgendwie konnte, fand sich zu Löbichau ein, besonders alles, was von Kurländern in Deutschland war, um die letzte Herzogin von Kurland zehn Tage später zu Grabe zu geleiten. Im Walde hatte man ihr die Gruft gemauert, und auf den Pfaden, die sie so oft, Freude genießend und Freude spendend, betreten hatte, bewegte sich der Zug zum Grabe. Ihre Tochter, die Fürstin von Hohenzollern, ist 1845 zu ihr gebettet worden; dann, als 1876 auch die letzte der Töchter, die Herzogin von Acerenza starb, brachte man

ihrer aller sterblichen Ueberreste nach Sagan. Damals ging Löbichau in den Besitz einer Verwandten, der Prinzessin Fanny von Biron-Kurland über, die an den preußischen General Hermann von Boyen verheiratet war; heute bewohnt das Schloß ihre Tochter, Frau von Tümpling.

Am 13. August 1833 ist zu Dresden Elisa von der Recke, am 8. März 1841 Tiedge dort gestorben; schon vor ihm sind Körner, Feuerbach, bald nach ihm Körners Gattin dahingegangen. Als letzte lebendige Zeugin der schönen Tage von Löbichau ist am 9. Februar 1891, 90 Jahre alt, Emilie von Binzer geschieden, die dort im Glanz der Jugendzeit die frohesten Tage ihres reichen Lebens zugebracht hatte.

---

# Deutschland und der wirtschaftliche Imperialismus.

Von

**Alfred Weber.**

---

Stellen wir uns einmal vor, was ein künftiger Historiker unsern Enkeln über die Periode der Weltgeschichte, die wir heute durchleben, sagen wird, um ihnen ihre wirtschaftliche Signatur deutlich zu machen. Eine gewaltige revolutionäre Kraft wird er, glaube ich, sagen, war durch die Entfesselung des Kapitalismus, die mit dem Zustandekommen einer ganz neuen Technik zusammenfiel, um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in das Leben der Menschheit getragen worden. Bei den Völkern, die von den entfesselten Kräften ergriffen wurden — und dies Ergriffenwerden breitete sich rasch wie ein Brandfeuer aus — gingen in wenigen Jahrzehnten Verschiebungen vor sich, die in der älteren Geschichte ganze Jahrhunderte ausgefüllt haben würden. In wenigen Jahrzehnten versanken im Innern der Staaten früher einflußreiche Berufsklassen in Stagnation, zum Teil Verarmung, kamen andere vorher kaum bemerkte zu entscheidendem Einfluß empor, wurden Gegenden früher aussichtsvoller Entwicklung durch Produktionsverschiebungen zu dauernder Menschenleere und Armut verurteilt, wuchsen andere rapide zu unerhörter Bevölkerungsdichtigkeit und Reichtum heran. So auch zwischen den Völkern. Nationen, die durch Jahrhunderte in der Weltgeschichte führend gewesen waren, brachen wie morsche Baumstämme zusammen, weil sie sich den kapitalistischen Kräften nicht anzupassen vermochten. Bisher gänzlich zur Seite stehende, die der Kapitalismus ergriffen, wuchsen über Nacht zu Weltmächten heran. Gegenden, die vor 1850 noch dem Büffel gehört hatten, wurden durch eine riesige Einwanderung in wenigen Jahrzehnten zum Schwerpunkt der Welt, andere, in denen eine seit Jahrtausenden dichte und kultivierte Bevölkerung saß, in demselben Zeitraum zum

Spielball ihrer diplomatischen Künste. Es war eine Zeit der lautlosen Revolution, eine Uebergangszeit im innern Leben der Völker und in ihrer Stellung gegen einander.

Das letztere ist das, was uns an diesem historischen Urteil hier interessiert. Es ist wichtig, von der Erkenntnis auszugehen, daß wir uns in einer Zeit der internationalen Kräfteverschiebung befinden. Es ist das wichtig, um die Tatsache, von deren Bedeutung für Deutschland hier gesprochen werden soll, den heutigen Imperialismus und seine Schutzzolltendenzen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang zu verstehen. Der Geschichtschreiber, den ich antizipiert habe, würde wahrscheinlich mit dem Wort „schutzzöllnerischer Imperialismus" ein wichtiges Kapitel seines Buches überschreiben. Ein Kapitel, in welchem er von den Mitteln spräche, zu welchen sinkende Völker in gleicher Weise zu dieser Zeit griffen, um sich zu halten, wie aufstrebende, um in die Höhe zu kommen.

„Der Imperialismus, könnte es dort heißen, war an sich kein schutzzöllnerischer Gedanke; er war ursprünglich einfach die Idee einer gewissen Beherrschung der Welt durch die fortgeschrittenen Nationen in der Absicht, die weniger fortgeschrittenen fortzuentwickeln. Aber in dieser Zeit des Auf und Nieder, der steigenden und sinkenden Klassen und Völker verwandelten sich bei den Nationen ganz ebenso wie bei den Klassen alle Ideen und Ziele sehr leicht in Hilfsmittel des gegenseitigen Kampfes. Sie wurden dazu umgestaltet aus dem Bestreben, sich im fühlbarer gewordenen Kampf als geschlossenen Körper zu fühlen. Wie die Klassen ihre Organisationen zum großen Teil in Monopole zu verwandeln versuchten, so glaubten die Nationen die Gebiete, mit denen sie wirtschaftlich im Austauschverkehr lebten, für sich monopolisieren zu müssen, damit sie aus ihnen kein anderer vertriebe. Sie fingen wieder an, wie es eine früher wirtschaftlich naive Zeit nicht getan hatte, zollpolitische Wälle und Gräben um das Gebiet, das sie zu beeinflussen suchten, zu ziehen. Sie fingen an, solche für das Mittel zu halten, mit dem man in der Welt wirtschaftlich Terrain zu erobern wie auch besessenes an sich zu ketten vermöge. Daraus ergab sich dann der schutzzöllnerische Imperialismus, ein Imperialismus, nicht mehr so sehr zur Entwicklung der Welt als zu ihrer Verteilung."

Kehren wir zur Zeit dieses Imperialismus selber zurück. Man gebraucht diesen Begriff bei uns noch nicht lange. Man unterschied die Tendenzen, die er zusammenfaßt, bis vor kurzem noch nicht von den gewöhnlichen schutzzöllnerischen Autarkiebestrebungen, die ja sehr

alt sind. Man trennte sie nicht davon, weil beide Bestrebungen als Mittel vorwiegend den Schutzzoll gebrauchen und weil sie beide auf die Konstituierung sich selbst genügender Wirtschaftsgebiete abzielen. In Wahrheit aber stellen beide himmelweit verschiedene Bewegungen dar. — Der alte Autarkismus war und ist, denn er ist noch sehr stark lebendig, ein Ausdruck des Bestrebens aller kleinsten, politisch selbständigen Körper sich auch zu wirtschaftlich abgeschlossenen Körpern zu runden. Der Imperialismus aber ist in seiner heutigen Form das Bestreben derjenigen großen Gebiete, die für ihr Kapital oder für ihre Menschen oder für die Auswirkung ihrer politischen Machtinstinkte nicht Raum in ihrem eigenen Territorium zu haben glauben, weitere Gebiete zu einer wirtschaftlichen Angliederung zu zwingen. Es ist also das Bestreben der Großen und Größten, sich über die Welt auszudehnen. Beide laufen in ihrem Ziel auf eine Zerschlagung der Weltwirtschaft und des Weltmarktes hinaus, aber der Autarkismus will diese Dinge in ganz kleine selbständige Teile zerschlagen, der Imperialismus dagegen sie in einige wenige große Absatzbecken zerlegen. Er ist weiter der ärgste Feind jener alten Tendenzen deswegen, weil er nicht wie sie die Welt in allen ihren Teilen zu einer gleichmäßig hohen wirtschaftlichen Entwicklung erheben will — diesen fortschrittlichen Gedanken haben jene Tendenzen immerhin mit dem Freihandel, der sonst ihr Feind war, gemein —, weil es viel mehr sein Ziel ist, ihre zurückgebliebenen Teile zu dauernden wirtschaftlichen Dependancen der heute fortgeschrittenen zu machen. Es kann keine zwei Strömungen geben, die an sich entgegengesetzter verliefen.

Beide sind nun ohne Frage in der Welt heute im starken Maße vorhanden. Und es mag sehr nützlich sein, sich ihnen gegenüber auch durch prinzipielle Betrachtung der Vorteile und Nachteile von Schutzzoll und Freihandel auseinanderzusetzen. Es erscheint aber nicht minder, und heute wohl vor allem nötig, einmal einfach ihre praktische Tragweite zu untersuchen.

Ihre praktische Tragweite! Es liegt nahe, anzunehmen, daß der Imperialismus durch seine Gegensätzlichkeit zum alten Autarkismus ungeheuer an Bedeutung einbüßen müßte, daß er sich mit ihm paralysieren oder doch durch den Zusammenstoß zu einem ganz andern Resultat, als er wollte, hinführen müßte. Hat doch nichts dem Zollvereinsgedanken in Deutschland, den man gern, wenn auch unter angenommenen Gesichtspunkten absolut mit Unrecht, als „Vorläufer" des heutigen Imperialismus anruft, so sehr auf lange Zeit alle prak-

tische Bedeutung geraubt, als die alte autarkistische Schutzzollidee aller Kleinstaaten in Deutschland; und ist doch dieser Vorläufer damals schließlich nicht etwa durch den Schutzzollgedanken allein Sieger geworden, sondern nur durch das Bündnis mit der Freihandelsidee, dadurch, daß man in gewissen Kreisen an der Nützlichkeit aller Schutzzölle überhaupt zu zweifeln begann. Es wäre an sich durchaus möglich, daß das Parallelogramm der Kräfte zwischen dem Vereinigungs- und dem partikularistischen Gedanken von heute in seiner praktischen Wirkung schließlich sich in einer ähnlichen, der ursprünglichen protektionistischen Richtung beider Strömungen fremden Diagonale entlüde.

Aber wir können heute schon sagen, daß das Gesamtresultat der beiden heutigen Strömungen ein ganz anderes sein wird. Die entstehende Diagonale scheint absolut nicht auf eine Abmilderung des Protektionismus zu weisen. Zunächst:

Dem neuen Imperialismus stehen für die Expansionstendenzen, die er in Wahrheit vertritt, gewaltige Teile der Erde offen, in denen er überhaupt auf ernstlich ins Gewicht fallende Gegenkräfte zu wirtschaftlich selbständiger Entfaltung nicht stößt. Im größten Teil Asiens, fast in ganz Afrika stößt er durchgängig auf Völker, die entweder durch eine versteinerte Kultur zu sehr gealtert, oder durch die Tropen zu sehr entnervt, oder durch eine zu kärgliche Natur zu weit zurück sind, um den Gedanken selbständiger kapitalistischer Entwicklung zu fassen und sich einer wirtschaftlichen Absorbtion aus eigener Kraft mit Erfolg widersetzen zu können. Teilweise schweigend, teilweise einen hoffnungslosen Widerstand leistend, fallen hier vor unsern Augen unausgesetzt große Menschenmassen und große Gebiete denjenigen kapitalistischen Expansionsländern anheim, die sie am stärksten mit ihrer Macht zu überschatten vermögen. Es ist für die Mandschurei nicht das Verdienst der Chinesen, daß dieser Absorbtionsprozeß hier noch nicht zu Ende gelangt ist, und es ist fürEgypten auch nicht das Verdienst der Egypter, daß trotz der Absorbtion hier noch nicht eine imperiale Schutzzollabschließung erfolgt ist. Sondern beides ist die Folge der Tatsache, daß es vorläufig noch unentschiedene Rivalitäten zwischen den verschiedenen großen Expansionsmächten der Welt gibt, und der weiteren Tatsache, daß bei manchen von ihnen Imperialismus noch nicht gleichbedeutend ist mit Protektionismus. Es ist aber jederzeit möglich, daß die Stärksten unter den Starken einmal an die Stelle des Prinzips der Rivalität das der Teilung einsetzen; dann wäre es sicher auch für große Teile der heute noch freien Gebiete mit

dem Prinzip der sogenannten offenen Türe vorbei. Für sie alle haben der Imperalismus und die Aufteilung der Erde in große Schutzzollgebiete ihre Grenzen nur in einem wechselnden internationalen Kräfteverhältnis der Großen, ganz gewiß aber nicht in einer Gegenbewegung der Kleinen.

Aber auch da, wo eine solche Gegenbewegung einen Faktor von entscheidender Wichtigkeit darstellt, wie z. B. bei dem Chamberlainschen Versuch, England und seine Auswanderungsgebiete zu einem zollpolitischen Ganzen zusammenzuschweißen, scheint diese Gegenbewegung weder zu einer Verhinderung des ganzen imperialistischen Planes, noch auch etwa zu einer freihändlerischen Diagonalbewegung, wie bei der Begründung des deutschen Zollvereins, zu führen. Das Parallelogramm der Kräfte stellt sich eben heute, wo ein generelles Freihandelsdogma, das man um die imperialistische Fahne zu schlingen vermöchte, in Wahrheit nicht mehr existiert, ganz anders. Kanada, das mit der Bevorzugung des Mutterlandes den Anfang macht, legte zu diesem Zweck nicht etwa Bresche in sein Schutzzollsystem; sein Uebergang zum Imperialismus bedeutete vielmehr Erhöhung seiner Zollsätze gegen das gesamte nichtenglische Ausland. So verfuhr auch Barbados, so verfährt Südafrika, so wird sicher auch Australien verfahren. England selbst wird, wie man weiß, dadurch vor die Frage des Verzichts auf den Freihandel gestellt; nicht Chamberlain stellt es davor, sondern in Wahrheit eben die Tatsache, daß die praktische Diagonale zwischen „Partikularismus“ und „Zollvereinsgedanken“ sich, wie die Dinge heute liegen, nach der Schutzzollseite bewegt. Der britische Zollverein wird entweder nicht sein, oder er wird ein Gebilde sein, sehr unähnlich seinem angeblichen deutschen Vorbild, ein Gebilde von übereinander getürmten Schutzzollsystemen. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Form Nachfolger finden, daß sie z. B. auch die Lösungsformel für eine teilweise Verwirklichung von Panamerika sein wird.

Eins ist sicher: Imperialismus und Autarkismus paralysieren sich heute *nicht*; teils tritt der Autarkismus dem Imperialismus nicht in den Weg, teils scheint er sich mit ihm zu Gebilden verschwistern zu wollen, die man vor ganz kurzer Zeit noch für unmögliche Monstrositäten angesehen hätte. Mag es nun wirklich zur Vollgeburt dieser Gebilde kommen oder nicht, jedenfalls werden wir gut tun, sie für unsere weitere Betrachtung als eine wirkliche und wahrscheinliche zu hypothesieren. — Nehmen wir also einmal an, alles was an schutzzöllnerischem Imperialismus in der Welt heute

arbeitet, dränge tatsächlich durch, für welche Teile unseres Außenwirtschaftslebens und daher vor allem unserer Ausfuhr wäre das von Bedeutung?

Die Gebiete Asiens und Afrikas, in denen, soweit sie selbständig sind, im ganzen nur die Rivalität der Mächte die imperialistische Angliederung hemmt oder, soweit sie bereits angegliedert sind, nur noch ein bestehendes Freihandelsprinzip des Mutterlandes ihre zollpolitische Abschließung zu hindern scheint, also: China, Persien, die Türkei, Egypten, Indien und Tropisch-Afrika nehmen heute im ganzen einen deutschen Export auf von etwa 220 Millionen Mark. Gesetzt den Fall, daß es den Imperialmächten hier auch nur für diejenigen Gebiete, die heute schon Kolonien oder tatsächliche Dependancen darstellen, gelingt, sie mit imperialistischem Stacheldraht zu umgeben (für Persien, Egypten, Tropisch-Afrika und Ostindien), so handelt es sich dabei für uns immerhin noch um ein gegenwärtiges Absatzgebiet von mehr als 120 Millionen.

Mittel- und Südamerika resorbieren von Deutschland jährlich Waren im Werte von ebenfalls etwa 220 Millionen. Setzen wir den Fall, daß es gegenüber der mächtigen imperialen Idee der Vereinigten Staaten, den Gebieten des gemäßigten Klimas in Südamerika, die sich ja wirtschaftlich mit der Union in keiner Weise ergänzen und gleichzeitig Zielpunkte starker europäischer Einwanderung sind, daß es Argentinien und Chile glückt, dauernd ganz selbständig zu bleiben, ja weiter, daß von den tropischen und subtropischen Teilen die Amerikaner sich nur etwa die Hälfte anzugliedern vermögen, so überschattet die imperialistische Entwicklung trotzdem auch hier wieder ein gegenwärtiges deutsches Absatzgebiet von 60—70 Millionen.

In den Kolonien der englischen Auswanderung, in Kanada, Südafrika und Australien, in denen der schutzzöllnerische Imperialismus bereits heute seine Herrschaft beginnt, handelt es sich gegenwärtig schon für uns um mehr als 120 Millionen.

Das sind zusammen überseeische Gebiete, die von uns heute für mehr als 300 Millionen an Produkten aufnehmen.

Siegt der protektionistische Imperialismus in der englischen Welt, so tritt auch England aus dem freien Weltmarkt heraus; und dabei handelt es sich um ein Gebiet, das heute von Deutschland für über 950 Millionen Mark resorbiert. Das sind nunmehr ein und ein viertel Milliarden. Diese Zahl aber ist noch ein wenig zu niedrig: denn ein gewisser Teil unseres Exports nach überseeischen Gebieten geht über Holland und Belgien und erscheint in der Statistik

zum Teil als Ausfuhr nach dort statt nach draußen. Von den 650 Millionen, die wir in diese vorlagernden Uferstaaten entsenden, ist demnach eine gewisse Quote ebenfalls durch den Imperialismus tangiert. Mehr als der vierte Teil unseres Exports, der im ganzen $4^3/_4$ Milliarden beträgt, geht demnach in Gebiete, für die wir die Einflüsse der imperialistischen Strömungen als eine praktische Größe ansehen müssen.

Nun liegt weiter noch folgendes vor: Deutschland selbst hat keine großen, von ihm überschatteten Dependancen; es spielt in der imperialen Bewegung so gut wie gar keine Rolle. Es hat keine Aussicht, sich auf friedlichem Wege selber ein Imperium zu gründen. Es hat keine Auswanderergebiete, in die es seine zuwachsenden Menschenmassen hineinwerfen könnte, ohne sie aus seinem Einflußkreis zu verlieren, wie England; es hat keine unentwickelten Nachbargebiete, wie Rußland und die Vereinigten Staaten, deren Bedürfnisse es selber großziehen und für die es dann seinen Bevölkerungszuwachs arbeiten zu lassen vermöchte. Es hat auch keine großen tropischen Kolonien, die eine seiner zunehmenden Exportfähigkeit auch nur entfernt entsprechende Resorbtionsfähigkeit hätten. Und — freie Gebiete, die es annektieren könnte, sind nicht mehr da. Es ist in derselben Lage, in der sich seine umgebenden Nachbarstaaten, Oesterreich, Italien, die Schweiz, Belgien und Holland, auch Skandinavien, befinden, in der, daß es überhaupt mit der imperialen Politik nicht viel anfangen kann, daß es vielmehr mit seiner ganzen Arbeitskraft, die über die heimische Nahrungsmittelbasis hinauswächst, d. h. aber mit einem recht erheblichen Teil schon seiner gegenwärtigen, vollends mit dem größten Teil der ihm zuwachsenden Menschen dauernd angewiesen erscheint auf ein Arbeiten für Gebiete, die es weder seiner unmittelbaren Herrschaft, noch seinem bestimmenden Einfluß zu unterstellen vermag, auf ein Arbeiten für das, was wir heute eben als Weltmarkt bezeichnen. Es ist in der Lage, daß es mit seiner Gegenwart und vor allem fast ganz mit seiner Zukunft auf die Entwicklung der freien Weltwirtschaft angewiesen erscheint.

Was bei den gegenwärtigen Versuchen, diese Weltwirtschaft zu zerschlagen, für uns Deutsche auf dem Spiel steht, ist demnach nicht bloß eine bestimmte, wie wir sahen, nicht unerhebliche Quote unseres Exports, es steht fast unsere ganze Zukunftsentwicklung dabei auf dem Spiel. Es steht auf dem Spiel, ob wir künftig, wie heute, die uns zuwachsenden Menschenmassen im wesentlichen im Lande behalten

und durch friedliche und industrielle Arbeit für die übrige Welt zu ernähren vermögen, oder ob wir mit ihnen, um sie nicht verhungern zu lassen, oder sie nicht ganz zu verlieren, irgend eine territoriale Eroberungspolitik treiben, uns in irgend welche fremden Gebiete gewaltsam eindrängen müssen, oder ob wir versuchen müssen, ihnen in irgend einer anderen freilich nicht ersichtlichen Weise Beschäftigung und Nahrung zu schaffen.

Wird uns diese Alternative auf die Bahnen einer kriegerischen Expansionspolitik treiben? Es ist klar, daß sie es müßte, wenn der kommende Imperialismus uns die Absatzgelegenheiten in der Welt wirklich abschnitte oder sie auch nur erheblich verkürzte. Wir sind ein Volk, das ebenso stark wie die Engländer, beinahe so stark wie die Russen und mehr als achtmal so stark als die an Volkszahl nahezu stagnierenden Franzosen wächst; wir haben also, äußerlich betrachtet, wohl den Beruf zu einer Expansionspolitik in uns. Wir würden, wenn es sich um unsere ganze Zukunft handelte, ganz gewiß auch die Kraft zu einer solchen Politik finden und wir würden — eine Quantité negligeable, sind wir ja auch isoliert, numerisch noch nicht —.wir würden in einem solchen Kampf Bundesgenossen besitzen, denn neben uns stände das gesamte an Bevölkerung wachsende, von der Imperialpolitik aber gleichfalls ausgeschlossene Mitteleuropa, dem dieser Imperialismus ganz in der gleichen Weise wie uns den Weltmarkt und damit die heimischen Ernährungsmöglichkeiten seiner Zuwachsbevölkerung verschlösse.

Die entscheidende Frage ist: Wird er das tun? Kann seine äußerlich ohne Zweifel auf Zerschlagung des Weltmarktes ausgehende Strömung diesen auch innerlich wirklich zerstören? Kann sie dem Export unserer Fabrikate wesentlich schaden? Eine definitive, jedermann voll überzeugende Antwort an dieser Stelle auf diese Frage zu geben, maße ich mir nicht an. Was ich versuchen will, ist vorurteilslos soviel an Beantwortung zu leisten, als im Rahmen eines kurzen Aufsatzes, der noch dazu schnell geschrieben sein mußte, mit den vorhandenen Materialien möglich erscheint. — Welche Materialien stehen uns für die Beantwortung dieser Zukunftsfragen aber überhaupt zu Gebote? Darauf antworte ich: die Exportstatistik der letzten Jahrzehnte.

Die Zerschlagung des Weltmarktes, die der Imperialismus will, ist als Zerschlagung nichts neues. Wir haben eine Zerschlagung des Weltmarktes schon gegenwärtig durch die andere Strömung, den Autarkismus, der

älter ist als der Imperialismus. Wir haben sie schon in allen Nüancen, die man sich nur ausdenken kann: Von einer Ummauerung gewisser Gebiete mit Zollschranken, die bis zu 100 Proz. und mehr des Warenwertes sich erheben, über reguläre Schutzzollumwallungen von 20—40 Proz. bis zum gemäßigten Schutzzoll oder nur modifizierten Freihandel von 15 Proz. und darunter. Wir haben diese Zollschranken geschmückt mit allem schulmäßigen Stachelwerk, das man als Verkehrshindernis nur anbringen kann, mit Ursprungszeugnissen, Desinfektion, Gesundheitsuntersuchung und ähnlichen Dingen. — Das, was der Imperialismus durch die Potenzierung des Schutzzollsystems, die wir als seine wahrscheinliche Wirkung erkannten, ausschließlich bringen kann, ist, daß er eine Zahl von Freihandelsgebieten in Schutzzollgebiete eingliedert und daß er die Zahl der vollen Schutzzoll- und der Hochschutzzollgebiete gegenüber den gemäßigten Schutzzollgebieten erhöht, daß er mit andern Worten eine quantitative Verschiebung in dem Vorkommen der verschiedenen, schon heute vorhandenen Nüancen herbeiführt. Wir müssen an der Wirkung, die diese verschiedenen Nüancen schon bisher auf unsern Export ausgeübt haben, erkennen können, welche Wirkung auch eine solche Verschiebung auszuüben vermöchte.

Dabei ist nun eins unangenehm: Wir haben in Deutschland wohl eine bis zur Gründung des Reichs zurückreichende Exportstatistik; aber wir haben wegen des Wechsels des Zollsystems um die Wende der siebziger und achtziger Jahre und der damit verbundenen Aenderungen in der Anschreibung der Einfuhr und Ausfuhr keine vollkommenen vergleichbaren Zahlen über 1880 zurück; und — was für den vorliegenden Zweck noch schlimmer ist — der A n t e i l unserer verschiedenen Absatzgebiete an dem Gesamtexport ist sogar nur bis 1889 rückwärts vergleichbar. Die Vergleichbarkeit reicht nicht weiter zurück, weil erst Ende 1888 unsere großen Ausfuhremporien, Hamburg und Bremen in den Zollverband traten und erst seitdem ein recht erheblicher Teil unserer überseeischen Ausfuhr, die durch diese Städte geht, nicht mehr als Ausfuhr in diese Gebiete auftritt, sondern auch mit dem eigentlichen Bestimmungsort in der Statistik erscheint.

Sollen wir, weil wir also nur für einen kurzen Zeitraum die Entwicklung unserer Ausfuhr in die verschiedenen Weltgebiete exakt zu überblicken vermögen, auf den Versuch, dieses Material zu verwerten, verzichten? Ich meine, nicht. Freilich müssen wir vorsichtig sein.

Die richtige Methode für die Betrachtung der Außenhandels-

statistik ist, daß man an das Auf und Nieder der Weltwirtschaft anknüpft und die Durchschnittsziffern der einen Hausseperiode mit denen der andern, der einen Baissezeit mit denen der anderen vergleicht. Das ist hier nicht möglich; denn es sind in den vorliegenden 13 Jahren keine vollen zwei Weltwirtschaftscyklen enthalten, da die Aufschwungsperiode des Endes der achtziger Jahre bereits 1887 begann und das Ende der gegenwärtigen Depressionszeit noch nicht erreicht ist. Es bleibt nichts übrig, als zwei typische gleichartige Jahre beider Perioden gegenüberzustellen. Und dazu sind die beiden Jahre 1890 und 1900 am besten geeignet, denn sie sind die beiden Kulminationspunkte der beiden in Betracht kommenden Aufschwungsperioden; und wenn wir mit dem Vergleich dieser beiden Jahre auch nicht eine ähnliche Genauigkeit in der Beurteilung der Entwicklung wie bei Durchschnittsziffern gewinnen, vermögen wir doch aus ihnen zu entnehmen, ob die Resorbtionsfähigkeit eines Gebiets für deutsche Waren von der einen bis zur andern Welle der weltwirtschaftlichen Entwicklung stieg oder fiel, mit anderen Worten: die Tendenz der Entwicklung. Nur diese soll hier festgestellt werden.

Gliedern wir zunächst das in allen Farben der menschlichen Zivilisation schillernde bunte Gewirr der Völker, an das Deutschland seine Produkte absetzt, zu diesem Zweck etwas. Man tut gut, unter einem europazentrischen Gesichtspunkt folgende Gruppen in der Weltwirtschaft zu unterscheiden: Erstens: Das zentrale Europa, in dem die Bevölkerungsdichtigkeit heute so groß ist, daß es seine Menschenmassen zum guten Teil nur durch Arbeit für andere Teile der Erde zu ernähren vermag, gebildet durch Großbritannien, Deutschland und Frankreich und die dazwischen liegenden Länder (Belgien, Holland, die Schweiz und Dänemark); umlagert von der europäischen Peripherie, d. h. von Ländern, die entweder in der Bevölkerungsdichtigkeit über die Tragfähigkeit des heimischen Bodens noch nicht hinaus sind (Skandinavien, Rußland, Ungarn, der Balkan und Spanien) oder die bei erheblicher Bevölkerungsdichtigkeit so ungünstige natürliche oder staatliche Industrie-Bedingungen haben, daß an Stelle der Industrieentwicklung überwiegend Abwanderung tritt (Italien und Oesterreich). — Zweitens: Die großen überseeischen Auswanderungsgebiete, in die Europa seit 50 Jahren soviel an Bevölkerung hinausgesandt hat, daß in ihnen heute zahlenmäßig etwa ein Viertel des europäischen Kulturbereichs liegt; diese Gruppe ist gegenwärtig das große Nahrungsmittel- und Rohstoffreservoir für Zentraleuropa und

gleichzeitig der weitaus größte überseeische Abnehmer seiner industriellen Produkte. Sie umfaßt die Vereinigten Staaten, Kanada, das gemäßigte Südamerika, Südafrika und Australien. — Drittens: Die tropischen und subtropischen europäischen Kultivationen. Sie sind heute in Amerika von Mexiko im Norden bis Brasilien im Süden überwiegend politisch selbständige Staaten. In Asien und Afrika sind sie noch Kolonien, teils rechtlich (Ostindien, Sumatra, Java usw.) teils wenigstens faktisch (Egypten). Diese Gruppe, die Europa mit tropischen Rohstoffen und sogenannten Kolonialwaren versorgt, rangiert in der Aufnahmefähigkeit für seine Fabrikate weit hinter dem Auswanderergebiet, übertrifft darin aber immer noch ganz erheblich den Rest der Welt, die selbständigen Staaten fremder Kultur, die es richtig ist, hier trotz ihrer Verschiedenheit als letzte Gruppe zusammenzufassen. Sie sind mit dem, was wir Europäer etwas anmaßend „Weltwirtschaft" nennen, erst ganz lose verbunden; selbst in einem Lande wie Japan, das sich ihr grundsätzlich angeschlossen hat und als Inselreich von Natur gewissermaßen offen steht, steigt der Austausch mit der übrigen Welt pro Kopf der Bevölkerung kaum auf vierzig Mark jährlich, d. h. noch nicht auf den halben Betrag dessen, auf was er sich z. B. in einem so zurückgebliebenen europäischen Koloniallande wie Argentinien beläuft. In Persien sinkt er auf zwanzig Mark jährlich, in der asiatischen Türkei steht er sicher kaum höher. Und China wird trotz aller Versuche es zu öffnen, von der Weltwirtschaft heute noch immer wie ein riesiger ungebrochener Eisberg umspült.

Die zollpolitische Eingliederung in die Weltwirtschaft ist bei keinem der genannten vier großen Gruppen für alle ihre Teile die gleiche.

1. Am einheitlichsten ist diese Eingliederung in den Gebieten fremder Kultur, hier sind es überall weniger Zölle, als sonstige Umstände (das Fehlen von Eisenbahnen, Binnenverkehrs-Hindernisse, geöffnete Häfen und fremde Sitten), die für das Eindringen europäischer Produkte ein Hindernis bilden. Die Grenzzölle Chinas und der Türkei stellen sich als ganz niedrige Finanzzölle von 5—8 Proz. dar; Japan hat einen überaus gemäßigten Schutzzoll, der sich um Sätze von 10—15 Proz. bewegt und sich in seiner Wirkung von einem reinen Finanzzoll kaum unterscheidet. Wir können diese fremden Kulturgebiete für eine grobe internationale Vergleichung als Freihandels- und Finanzzollgebiete bezeichnen.

Der deutsche Export in die wesentlichsten dieser Länder hat sich folgendermaßen entwickelt:

| | 1890 Mill. Mk. | 1900 Mill. Mk. |
|---|---|---|
| Türkei . . . . | 34,0 | 34,0 |
| China . . . . | 29,8 | 52,9 |
| Japan . . . . | 18,4 | 70,4 |

2. Weniger gleichartig schon ist die Eingliederung der tropischen und subtropischen Kultivationsgebiete Europas. Man unterscheidet hier zweckmäßig zwischen Kolonialgebieten und von Europa politisch emanzipierten Gebieten. In den Kolonialgebieten befolgen bisher die Engländer und die Niederländer, ebenso wie wir Deutschen das absolute Freihandelsprinzip, während Frankreich, Spanien und die Vereinigten Staaten ein System der Bevorzugung des Mutterlandes, also bereits imperialistische Differenzialzollpolitik haben. — In den politisch emanzipierten früheren Kolonialgebieten, also in den tropischen und subtropischen Staaten Amerikas, herrscht wieder reines Finanzzollsystem. Die Zollsätze sind teilweise hoch, weil in diesen unentwickelten Ländern überall fast die ganzen durch Rüstungen und hohe Beamtengehälter überflüssig gesteigerten Staatsausgaben aus ihnen gedeckt werden müssen; sie haben aber nirgends eigentlich protektionistische Zwecke, wie schon daraus hervorgeht, daß sie zu einem sehr großen Teil nicht Einfuhr-, sondern Ausfuhrzölle, vor allem auf den Hauptexportartikel Kaffee darstellen. Nur Mexiko verbindet mit dem Ausbau seines Finanzzollsystems, praktisch auch Schutzzollgedanken.

Der deutsche Export für diese zollpolitisch also recht verschiedenartigen Gebiete hat sich folgendermaßen gestaltet:

A. Rechtliche und faktische Kolonien.

1. Mit Freihandel und Finanzzoll:

| | 1890 Mill. Mk. | 1900 Mill. Mk. |
|---|---|---|
| Britisch-Ostindien . . . . . . | 32,1 | 70,0 |
| Niederländisch-Indien . . . . | 10,9 | 27,3 |
| Aegypten . . . . . . . . . | 3,7 | 15,7 |
| Britisch-Afrika (trop.) . . . . | 4,7 | 7,6 |
| Deutsch-Afrika (trop.) . . . | 5,5 | 12,0 |
| **2. Mit imperialistischem Differentialzoll:** | | |
| Portugiesisch-Afrika . . . . . | 2,2 | 6,1 |
| Französisch-Afrika . . . . . | 0,0 | 0,9 |
| Philippinen, Kuba, Portorico . | 9,3 | 18,1 |

B. Selbständige Staaten.

1. Mit reinen Finanzzöllen:

| | 1900 Mill. Mk. | 1900 Mill. Mk. |
|---|---|---|
| Zentral-Amerika . . . . . . | 10,6 | 7,4 |
| Brasilien . . . . . . . . . | 52,3 | 45,7 |
| Sonstiges tropisches Südamerika | 23,0 | 26,2 |
| 2. Mit Finanz- und Schutzzöllen: | | |
| Mexiko . . . . . . . . . . | 14,3 | 28,1 |

3. Einheitlicher wieder in seinem zollpolitischen Verhalten ist das Auswanderungsgebiet. Hier herrscht überall ein ausgesprochenes Bestreben, sich durch Schutzzölle aus der Weltwirtschaft auszulösen. Dies Gebiet ist der eigentliche Herd protektionistischer Autarkiepolitik; und zwar ganz naturgemäß, da es sich hier um aufstrebende Wirtschaftskörper handelt, die einen riesigen noch unbenutzten Boden mit seinen Reichtümern unter sich fühlen und daher nur zu leicht die Empfindung bekommen, als könnten sie allein für sich in der Welt existieren. Es sind da nur Abstufungen, freilich immerhin noch recht weite, vorhanden, in denen sich die Gedanken Lists und Carey's in die Wirklichkeit umgesetzt haben; Abstufungen, die sich einfach nach dem Grad der Selbständigkeit des politischen Lebens in diesen Staaten zu richten scheinen. Je selbständiger dieses Leben, um so höher anscheinend der Zoll. Wenn man diese Staaten nach der Höhe ihres Zollschutzes gruppiert, so ergiebt sich folgendes Bild der Entwicklung unseres Exports:

Auswanderungsgebiete.

1. Mit bloßen Finanzzöllen:

| | 1890 Mill. Mk. | 1900 Mill. Mk. |
|---|---|---|
| Südafrika . . . . . . . . . | 6,0 | 18,1 |
| 2. Mit regulären Schutzzöllen: | | |
| Australien . . . . . . . . . | 21,9 | 47,9 |
| Kanada*) . . . . . . . . . | 14,9 | 20,0 |
| Argentinien und Chile . . . | 56,9 | 103,9 |
| 3. Mit Hochschutzzöllen: | | |
| Vereinigte Staaten . . . . . | 416,6 | 439,6 |

4. Wir kommen zum Kerngebiet der Weltwirtschaft, zu Europa. Hier, wo der größte Teil der Ideen, die wir in unseren Absatz-

*) Da es sich um die Periode 1890—1900 handelt, sind natürlich die heutigen imperialistischen Zollfestsetzungen noch nicht berücksichtigt.

gebieten sich auswirken sehen, gewachsen ist, besteht natürlich auch die größte Buntheit in der Zollpolitik. Hier giebt es Gebiete, die auch heute, wenn schon, wie wir wissen, mit argen Zuckungen, praktisch noch den Freihandelsgedanken der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts befolgen: England und Holland; ferner Gebiete, die sich von diesem Gedanken wohl prinzipiell emanzipiert, aber praktisch noch nicht sehr weit abgewandt haben: Dänemark und Norwegen; weiter Staaten, die zwar nicht aus Liebe, aber aus Zwang, d. h. durch überschattenden fremdländischen Einfluß im ganzen freihändlerisch sind, lediglich Finanzzollpolitik treiben: Serbien, Bulgarien. — Hier gibt es weiter die große Gruppe der kontinentalen mitteleuropäischen Staaten, die sämtlich seit etwa 1880 wieder ein voll entwickeltes Schutzzollsystem haben, seit 1892 aber durch die Caprivischen Handelsverträge eine gegenseitige Bindung ihrer Zollsätze für längere Perioden haben eintreten lassen. Es sind Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien und die Schweiz, ein mit Schutzzöllen durchzogener europäischer Kern, zu dem als Anhängsel auch noch Schweden, Rumänien und Griechenland kommen, die gleichfalls reguläre Schutzzollstaaten darstellen, die aber nur teilweise keine vertragsmäßig gebundenen Zollsätze haben. — Hier in Europa gibt es endlich an seinem östlichen, wie an seinem westlichen Ende entwickelte Hochzollgebiete; im Westen Frankreich, das sich einen Doppeltarif mit gewaltig hohen Minimalsätzen geschaffen hat und sich mit seinen Kolonien zu einem imperialen Schutzzollganzen abzuschließen versucht, ähnlich Portugal, ferner Spanien, — im Osten Rußland, das zwar äußerlich seit 1894 der mitteleuropäischen Konventionalgruppe angegliedert erscheint, in Wahrheit aber vermöge der erhalten gebliebenen Zollmauern von bis zu 100 Proz. gleichfalls eine Hochzollbastion und zwar die gewaltigste in Europa repräsentiert. — In seinem Kerne von den — wenn auch überwiegend gebundenen, so doch ganz gut entwickelten Schutzzollgehegen durchzogen, flankiert im Osten und Westen von Hochzollbastionen und nur auf seiner atlantischen Seeseite mit vorgelagerten Freihandelsgebieten versehen, die sich wie Trittbretter zum Ersteigen des Ganzen ausnehmen, erscheint heute das auf der Karte so kleine Europa wie eine mikrokosmische Durchbildung aller Schutzzollsysteme.

Versuchen wir auch seine Staaten nach ihrem wesentlichen Zollcharakter aufsteigend zu gliedern, so erhalten wir für die Uebersicht unserer Exportentwicklung folgendes Bild:

Staaten.

1. Mit Freihandel oder gemäßigten Schutzzöllen:

| | 1890 Mill. Mk. | 1900 Mill. Mk. |
|---|---|---|
| Großbritannien und Irland . | 705,2 | 912,1 |
| Holland . . . . . . . . . | 258,0 | 395,9 |
| Dänemark . . . . . . . . | 76,3 | 125,5 |
| Norwegen . . . . . . . . | 39,7 | 70,6 |
| Serbien und Bulgarien . . | 6,0 | 13,5 |
| 2. Mit regulären Schutzzöllen: | | |
| Belgien . . . . . . . . . | 150,8 | 253,1 |
| Schweiz . . . . . . . . . | 179,6 | 292,1 |
| Oesterreich-Ungarn . . . . | 351,0 | 510,7 |
| Italien . . . . . . . . . | 94,7 | 127,3 |
| Schweden . . . . . . . . | 91,5 | 138,3 |
| Rumänien und Griechenland . | 57,1 | 35,3 |
| 3. Mit Hochschutzzöllen: | | |
| Rußland . . . . . . . . | 206,4 | 360,0 |
| Frankreich . . . . . . . . | 231,1 | 277,6 |
| Spanien und Portugal . . . | 74,1 | 74,3 |

Was lehren uns die mitgeteilten Tabellen über den Einfluß der fremden Zollpolitik auf unseren Export?

Der erste Eindruck für jeden, der sie durchblättert, muß sein, daß sie überhaupt keinen entscheidenden Einfluß ausgeübt hat. Fassen wir diejenigen Länder zusammen, in welche die Einfuhr unserer Waren sich garnicht vermehrt hat oder sogar zurückging, so erhalten wir aus der ersten Gruppe die Türkei, aus der zweiten die tropischen und subtropischen Zentral- und Südamerikanischen Staaten und aus der letzten Gruppe endlich Spanien, Portugal und Rumänien. Diese Länder treiben die verschiedenartigste Zollpolitik; die Türkei, wie wir sahen, die Politik eines Finanzzolls weniger Prozente; Zentral- und Südamerika die eines hohen Finanzzolls; Rumänien treibt regulären Schutzzoll, und Spanien und Portugal endlich haben Hochschutzzollpolitik. Zollpolitisch also haben diese Länder, welche die entwicklungsunfähigen Teile an unserem Exportkörper bilden, garnichts gemein. Was sie dagegen gemein haben, ist, daß sie sämtlich Länder mit *stagnierender wirtschaftlicher Entwicklung* darstellen. Diese Stagnation war in Rumänien vielleicht eine vorübergehende Erscheinung gerade des in Rede stehenden Zeitraumes, hervorgerufen durch eine Reihe sehr schlechter Ernten, die die Einnahmen und dadurch die Konsumtionsfähigkeit der Bevölkerung schwächten; sie *war* jedenfalls

da. Sie ist da in den übrigen drei Gebieten, die die typischen internationalen Beispiele von Mißwirtschaft sind. Herrscht doch in Spanien ein Regierungssystem, das gerade während dieses Zeitraumes zu dem Zusammenbruch seiner Großmachtstellung in dem Kriege mit den Vereinigten Staaten geführt hat, in der Türkei aber ein Finanzsystem, das die schlecht honorierten und in Wirklichkeit noch schlechter bezahlten Beamten direkt zur Ausplünderung der Bevölkerung, ja ganzer Bevölkerungsklassen zur teilweise gewaltsamen Ausplünderung anderer antreibt. In den Zentral- und Südamerikanischen Republiken endlich werden die Massen durch die Regierungen ihrer weißen Oberschicht zu Gunsten eines riesigen Verwaltungsapparates und stehender Heere, die beide dort zum guten Teil Spielerei sind, mit unerhörten indirekten Steuern bis aufs Blut ausgesogen. Jene unaufhörlichen Revolutionen, von denen die Zeitung aus diesen Gebieten berichtet, stellen nicht etwa die Beseitigung dieser Mißbräuche, sondern nur den regelmäßigen Regierungswechsel zwischen Koterien dar, die das Land alle in gleicher Weise ausbeuten. — Es ist charakteristisch, daß das einzige tropische amerikanische Land, in dem nicht diese Wirtschaft, sondern seit Jahrzehnten die verschleierte Diktatur eines vernünftigen und kräftigen Präsidenten besteht, Mexiko, auch das einzige ist, das eine erhebliche Einfuhrvermehrung von deutschen Waren verzeichnet; und dieses, obgleich Mexiko gleichzeitig auch das einzige unter den dortigen Ländern ist, in welchem ein Zollsystem mit protektionistischen Zwecken besteht.

Also, das Wesentliche alle protektionistischen Maßnahmen offenbar an Bedeutung weit überragende Moment, das unsere Ausfuhr beherrscht, ist das Gedeihen oder Nichtgedeihen unserer Absatzgebiete; wo sie gedeihen, nimmt unsere Ausfuhr, trotz der Autarkiepolitik, zu, wo sie nicht gedeihen, nimmt sie in jedem Fall ab. Der Fortschritt der übrigen Welt ist das beste und, wie es scheint, nicht durch Zollpolitik zu paralysirende Mittel auch unseres Fortschreitens. Das ist eine Erkenntnis, die zwar nicht absolut neu ist, die aber doch eine recht erhebliche Dosis Beruhigung für aufgeregte Nerven enthält.

Wirkt denn nun aber die ausländische Zollpolitik, wird man fragen, tatsächlich nicht im mindesten hindernd? Es wäre ja nicht zu verstehen, wäre das nicht der Fall. Sie muß irgendwie wirken.

Also, sehen wir zu.

Blicken wir zunächst in folgende Tabelle, die unsere Absatzgebiete auf Grundlage ihrer oben in groben Zügen gegebenen Zoll-Charakterisirung in drei Gruppen zusammenfaßt, nämlich: erstens Freihandels- und Finanzzollgebiete, zweitens Schutzzoll-, und drittens Hochschutzzollgebiete. Es haben vom deutschen Export aufgenommen:

| Gebiete*): | 1890 Mill. Mk. | 1890 % des Ges.-Exports | 1900 Mill. Mk. | 1900 % des Ges.-Exports | vom Ges.-Export mehr oder weniger % | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. Mit Freihandel und bloßem Finanzzoll . . . . . | 1316 | 40,1 | 1902 | 41,1 | + | 1 |
| 2. Mit regulärem Schutzzoll | 1032 | 31,4 | 1556 | 33,6 | + | 2,2 |
| 3. Mit Hochschutzzoll . . . | 928 | 28,2 | 1152 | 24,8 | — | 3,4 |

Es resorbierten also die Freihandelsstaaten 1900 41,1 Proz. unseres in seinem Bestimmungsort nachgewiesenen Exports gegen 40,1 Proz. im Jahre 1890, daher 1 Proz. mehr; die regulären Schutzzollstaaten 33,6 Proz. gegen 31,4 Proz. oder 2,2 Proz. mehr, und die Hochschutzzollgebiete 24,8 Proz. gegen 28,2 Proz., also 3,4 Proz. weniger als vorher. Merkwürdig, nichts scheint unserm Export besser zu bekommen, als wenn unsere Absatzgebiete ein reguläres Schutzzollsystem haben; denn dort ist er stärker als in die Freihandelsgebiete gewachsen. Während diesem Export allerdings andererseits das Bestehen von Hochschutzzöllen ein Hemmnis zu sein scheint; er ist auch dorthin gewachsen, aber schwächer als in die beiden andern Gebiete. Dieses Resultat ist in der Tat sehr schwer zu verstehen, aber es ist auch in der Form nicht richtig. Das geringere Wachstum der Freihandels- gegenüber den Schutzzollgebieten rührt nämlich daher, daß in ersteren auch die Durchgangsländer, wie England und Holland, enthalten sind, die sich als erste Emporien für die Aufnahme unserer weiter bestimmten überseeischen Ausfuhr vor unsere Seegrenzen lagern. Von diesen Emporien haben wir uns in den letzten Jahrzehnten in Deutschland zunehmend mehr unabhängig gemacht; unser Handel ist zunehmend auch in Holland in unsere eigenen Hände gekommen und daher statistisch auch ein Durchgangshandel geworden; und wir haben uns ferner von der englischen Vermittlung für den Vertrieb unserer Waren zunehmend befreit.

Unsere Ausfuhr in diese Freihandelsgebiete, die in Wahrheit zum Teil immer Durchfuhr war, mußte daher auch prozentual zu

*) Nicht mit aufgeführt sind die Kolonien, die imperialistische Differentialzölle schon 1890/1900 hatten. Von ihnen später.

unserer Gesamtausfuhr sinken. Das prozentuale Zurückgehen dieser Durchgangsgebiete aber ist die alleinige Ursache davon, daß unser Absatz in die Freihandelsgebiete der Welt statistisch nicht so stark gewachsen zu sein scheint, wie in die Schutzzollgebiete. Das ergibt die Tabelle, die folgt:

| | 1890 | | 1900 | | vom Ges.-Export mehr oder weniger |
|---|---|---|---|---|---|
| | Mill. Mk. | % des Ges.-Exports | Mill. Mk. | % des Ges.-Exports | % |
| 1. Großbritannien u. Holland . . . | 963 | 29,4 | 1307 | 28,2 | — 1,2 |
| 2. Die sonstig. Freihandelsgebiete . | 353 | 10,7 | 463 | 12,9 | + 2,2 |

Sieht man also von den Durchfuhrgebieten ab, so ist der Anteil der Freihandelsgebiete in dem letzten Jahrzehnt ganz in demselben Maße gewachsen wie der Anteil der regulären Schutzzollgebiete; sie haben genau ebenso wie diese um 2,2 Prozent Terrain in unserem Gesamtexport gewonnen. Die Erscheinung einer stärker steigenden Resorbtionsfähigkeit regulärer Schutzzollgebiete liegt also nicht vor.

Andererseits aber wäre es auch verkehrt aus der in der Statistik erscheinenden relativ langsameren Zunahme unseres Exports in die Hochschutzzollstaaten allzuweit gehende Schlüsse auf die Wirkung ihrer Hochschutzzölle zu ziehen. Es handelt sich hier nur um fünf Länder, in die die Entwickelung unseres Exports im einzelnen folgende war:

Bei dreien von diesen Ländern können es gerade so gut andere Verhältnisse, als der Hochschutzzoll gewesen sein, die unsere Einfuhrzunahme langsamer als anderswo machten. Spanien und Portugal gehören in die Kategorie der oben besprochenen Gebiete, die schon wegen ihrer wirtschaftlichen Stagnation keine zunehmenden Warenmengen aufnehmen können, Frankreich aber ist aus einem anderen Grund, wegen seiner stagnierenden Bevölkerung, wenn auch nicht in einer gleichen, so doch in einer ähnlichen Lage. Nur Rußland und die Vereinigten Staaten also bleiben übrig, als Grundlage des Urteils über das, was der Hochschutzzoll uns zu schaden vermag. Nach Rußland aber ist unser Export trotz der fortbestehenden Zollsätze von 100 Proz., die der Handelsvertrag von 1894 nur für Metallwaren und Maschinen etwas durchbrochen hatte, ganz gewaltig gewachsen (von 206 auf 350 Millionen), d. h. ebenso stark wie in irgend ein anderes Land. Und zwar

ist die Zunahme nicht nur in Artikeln mit regulären Zollsätzen, sondern auch in denen mit direkten Prohibitivsätzen erfolgt*). Und dieses, trotzdem sich in dieser Zeit Rußland vermöge der zunehmenden Notlage der Landwirtschaft seiner zentralen Bezirke, die den Schwerpunkt des riesigen Reiches ausmachen, in einer keinesfalls rosigen Lage befand. Es scheidet also als Beispiel für eine restringierende Wirkung des Hochschutzzolls ebenfalls aus. Nur die Vereinigten Staaten bleiben übrig als ein Gebiet, in dem wirtschaftliches Fortschreiten und Hochzoll mit einer mindestens relativen Stagnation unserer Warenaufnahme koinzidieren. Sie sind in der Tat auch die Hauptursache dafür, daß in der Statistik unser Export als in Hochschutzgebiete überhaupt weniger schnell fortschreitend erscheint. Können wir mit Bestimmtheit behaupten, daß es gerade der amerikanische Hochschutzzoll ist, der das Stagnieren dorthin veranlaßt? Können wir das angesichts der Tatsache, daß dieser Hochzoll anderwärts wieder nicht so zu wirken scheint? Offenbar nicht!

Das Gesamtresultat, zu dem wir kommen, ist also, daß die Statistik eine Einwirkung der regulären Schutzzollsysteme auf die Entwickelung unserer Ausfuhr auch nicht einmal andeutungsweise ergibt; deren Resorbtionsfähigkeit wächst nach ihr in demselben Maße, wie die der Freihandels- und Finanzzollgebiete. Der reguläre Schutzzoll scheint uns zur Zeit nicht zu schaden. — Für die Hochzollgebiete weist die Statistik eine schwächere Resorbtionsfähigkeit nach, es ist auch möglich, daß das teilweise von dem Hochschutzzoll kommt. Es ist aber nicht sicher, denn es gibt in der Welt auch Hochzollgebiete, in die unsere Ausfuhr trotz ungünstigster Verhältnisse in demselben Maße wächst, wie in irgend welche anderen Länder der Erde.

Dies Resultat, das auf den ersten Blick etwas verblüffend wirkt, ist aus dem Ueberblick einer recht kurzen Zeitspanne gewonnen, ich würde es ohne weiteres für wertlos erklären, wenn es mit dem im Widerspruch stände, was die aprioristische theoretische Ueberlegung uns lehrt. Es steht aber nicht im Gegensatz dazu, sondern es stimmt damit durchaus überein. Darüber noch ein paar Worte.

---

*) Ballod meint sogar, daß das etwas stärkere Wachstum, das Metallwaren und Maschinen aufweisen, gar nicht von den niedrigen Zollsätzen, sondern von den Verhältnissen der inneren Entwickelung Rußlands herrühre. cfr. Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 90.

Woher kommt es zunächst, daß die Freihandelsgebiete keine stärker wachsende Resorbtionsfähigkeit haben als die regulären Schutzzollgebiete? Es hat das einen einfachen Grund. Diese Freihandelsgebiete liegen heut, soweit sie nicht überhaupt aus inneren Gründen notwendig nur langsam sich entwickelnde Länder darstellen, wie China, die Türkei und die tropischen Kultivationen, sie liegen, soweit sie europäisch sind, als Oasen in einer von Schutzzöllen durchzogenen Welt. Sie können sich dadurch gar nicht wesentlich anders als die sie umgebenden Schutzzollländer entwickeln, sie können nicht zu einer größeren Konzentration auf die nach ihren Verhältnissen produktivsten Erwerbszweige kommen, da diese nur aus internationaler Arbeitsteilung und allgemeinem Freihandel hervorgehen kann. Sie können also auch nicht zu einer schnelleren Entwickelung ihres Reichtums kommen, die die Voraussetzung einer raschen steigenden Resorbtionsfähigkeit wäre. Im Gegenteil, dadurch, daß sie, wie die Dinge heut liegen, zu Ablagerungsstätten der mit Exportprämien, also ungewöhnlich billig aus den Schutzzollgebieten fortgeschleuderten Ueberproduktion werden, kann unter Umständen ihre eigene produktive Arbeit für die Weltwirtschaft leiden*), ihr Reichtum geschädigt und dadurch ihre Aufnahmefähigkeit für fremde Waren herabgesetzt werden. Es ist ganz selbstverständlich, daß sie an Aufnahmefähigkeit nicht schneller wachsen als Schutzzollgebiete; diese selber tun alles, um sie daran zu verhindern. Wir haben also heute keinen Maßstab, um zu wissen, wie stark der Weltverkehr und die Resorbtionsfähigkeit fremder Länder bei wirklichem Freihandel wäre.**)

Auf der andern Seite, wie weit reicht das, was überhaupt Schutzzölle als Restriktionsmittel des Weltverkehrs und unserer Absatzentwicklung zu leisten vermögen? In Wahrheit nicht bis zu einer Verhinderung und nur wenig hinaus über eine Entwicklungsverschiebung. — Fassen wir die Weltwirtschaft als ein Ganzes, so steht der Schutzzollpolitik in ihr in jedem Augenblick eine gegebene Menge von Menschen und Kapital gegenüber. Dadurch, daß sie Teile dieses Ganzen mit Wall und Graben

*) Nämlich dann, wenn sie dadurch von den nach ihren Verhältnissen produktivsten Erwerbszweigen abgedrängt werden. Ich bin hier nicht ganz genau der Ansicht von Brentano, der die Möglichkeit dieser Schädigung mit den englischen Freihändlern zu bestreiten scheint in seinen scharfsinnigen Ausführungen über Ausfuhrprämien in Patria 1904, Verlag der Hilfe, Berlin.

**) Daß sie größer wäre als jetzt, ist selbstverständlich, und wir hätten daher natürlich trotz der Statistik Interesse daran, daß Freihandel herrschte.

umgibt, kann sie wohl dem geographischen Kreislauf der Güter gewisse Bahnen anweisen und kann sie wohl auf die lokale Verteilung der Menschen und Kapitalien einen gewissen Einfluß ausüben, sie hierhin ziehen und von dorther vertreiben. Was sie aber im Großen gesprochen nicht umwälzen kann, ist die Gesamtverteilung der vorhandenen Menschen- und Kapitalmasse auf die verschiedenen Berufe, ist insbesondere deren Gesamtverteilung auf die Produktion in der Landwirtschaft und Industrie. Denn diese Verteilung ist für das Ganze der Weltwirtschaft eine gegebene, gegeben durch die Gliederung der Bedürfnisse ihrer Bevölkerung als Ganzes auf der einen und die Produktivität der menschlichen Arbeit auf der andern Seite.*) Auf dieser Gesamtverteilung aber beruht die Entwicklung unseres Exports, dieser ist — soweit er nicht Austausch von Spezialitäten mit gleich hochentwickelten Nebengebieten darstellt, einen Austausch, dessen Eindämmung schmerzlich, aber ungefährlich sein würde — im wesentlichen industrielle Arbeit, die wir für die landwirtschaftlichen und sonstigen Rohstoffaußenschläge der Gesamtweltwirtschaft leisten, für Außenschläge, die genau in dem Verhältnisse weiter wachsen müssen, als es für die Versorgung dieser Gesamtwirtschaft mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen notwendig ist. Denn so lange es noch freien Boden und so lange es noch unentwickelte Tropen in der Weltwirtschaft gibt — und das wird noch recht lange der Fall sein —, so lange ergießt sich derjenige Teil des Bevölkerungs- und Kapitalzuwachses in diese Gebiete, der für die Versorgung ihres Gesamtzuwachses mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen notwendig ist. Er ergießt sich dorthin, denn diese Bewegung wird geregelt durch die internationale Preisbewegung der landwirtschaftlichen und industriellen Produkte und der daraus hervorgehenden Rentabilität der verschiedenen Berufe im ganzen. So lange aber diese Bewegung des Hinausströmens des einen Teils ungestört dauert, so lange wird auch der andere daheim, d. h. in Europa verbleibende Teil des Menschen- und Kapitalzuwachses Arbeit für diese Hinausziehenden in Gestalt von Industrieproduktion und Industriewaren-Ausfuhr besitzen, denn es fällt diesem zurückgebliebenen Teil ganz

*) Das ist ein Gedanke, der, wie ich sehe, auch von Franz Oppenheimer ausgeführt ist in „Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und die neuere Nationalökonomie“. Er erfährt eine Einschränkung durch die Möglichkeit des Eintretens neuer menschenreicher aber bisher arbeitsarmer Gebiete in die Weltwirtschaft (China, Indien, Aegypten), das geschieht aber nicht durch Schutzzölle und steht auf einem anderen Blatt.



ebenso die weltwirtschaftliche Aufgabe zu, die Hinausgewanderten mit Maschinen, Geräten, Kleidung und sonstigem Zivilisationsapparat zu versorgen, wie umgekehrt die Hinausgezogenen die Zurückgebliebenen mit Rohstoffen und Nahrung versehen.

Es kann sich immer nur fragen, welche von den älteren Ländern überwiegend Menschen und Kapitalien hinaussenden müssen, welche von ihnen solche überwiegend in der Heimat zu behalten vermögen. Das richtet sich nach ihrer größeren oder geringeren internationalen Eignung für Landwirtschafts- oder Industrieproduktion. Diese bestimmt in der Weltwirtschaft im ganzen in ähnlicher Weise heute die geographische Verteilung der verschiedenen Produktionszweige und damit die Kapital- und Menschenbewegung, wie das im geschlossenen Handelsstaat der Theorie die Eignungsdifferenzen im nationalen Gebiet tun müßten. Alles, was eine Schutzpolitik heute an der internationalen Situation ändern kann, ist, daß sie die Entwicklung auf der einen Seite verlangsamt, auf der andern beschleunigt. Verlangsamt, das ist klar. Aber auf der anderen Seite: eine richtig geführte Listsche Industrieschutzpolitik tut nichts, als daß sie Plätze mit international stärkerer industrieller Eignung auf Kosten anderer Gegenden schneller zur Entfaltung bringt, indem sie in der Weltwirtschaft überhaupt für Industrie überschüssige Menschen und Kapitalien dorthin früher zusammenführt, als das ohnedem geschehen wäre.

Das kann aber nur Ländern schaden, die, international betrachtet, zu den industriell weniger geeigneten zählen, „schwachen Plätzen", nicht Ländern, die wie Deutschland zu den stärksten natürlichen Attraktionsplätzen gehören. Für uns liegt die Sache so: Schließen sich unsere industriell entwickelten Nachbargebiete gegen uns ab, so bedeutet das die Bedrohung des obengenannten Spezialitätenaustausches in Fabrikaten. Das mag wie gesagt wegen der notwendig werdenden Umgestaltung der Industrieproduktion, die übrigens für beide Teile vorliegt, sehr empfindlich sein, ist aber nicht lebensgefährlich. — Schließen sich die unentwickelteren Nachbargebiete und die Kolonisationsländer gegen uns ab, treiben *sie* Industrieschutzpolitik, so bedeutet das *entweder* ein Verschiebung der für Industrieproduktion in der Welt so wie so überschüssigen Arbeitskräfte und Kapitalien von einem schwachen Platze nach einem stärkeren hin. Dies dann, wenn die Schutzzollpolitik auf einem von Natur starken Industrieplatz, einem Zukunftsplatz angewandt worden ist. So hat die Schutzzollpolitik der Vereinigten Staaten nicht ein Aus-dem-Boden-

Stampfen von Industrie bedeutet, sondern die Verlegung von Industrie, die sonst in Rußland, Oesterreich, Italien, Skandinavien entstanden wäre, an einen international geeigneteren Platz; geschaffen durch die Zusammenziehung von Arbeitskräften aus jenen Gegenden dorthin. Das ist ein Vorgang, der uns, da wir keineswegs von der Natur zum industriellen Abwanderungsland berufen sind, überhaupt nicht zu schädigen braucht, und der uns auch tatsächlich nicht schädigen kann, wenn wir nur alles tun, um die industrielle Arbeit bei uns unter Ausnutzung unserer natürlichen Vorteile ebenso produktiv zu gestalten, wie sie in dem neuen Industriezentrum ist.*) Oder — eine solche Schutzzollpolitik, wenn sie an einem international schwachen Platz angewandt wird, bedeutet — da sich ein solcher Platz keine Produktivkräfte andekretieren kann, die er nicht hat — einfach eine Steuer auf den Konsum. Sie mag äußerlich auch hier Industrie schaffen, indem sie Menschen und Kapitalien festhält, die sonst nach stärkeren Industrieplätzen abgewandert sein würden, aber sie stampft auch damit offenbar keine sonst für uns nicht vorhandene Konkurrenzindustrie aus dem Boden. Sie erhält nur eine Industrie am unproduktiveren Platz und daher mit höheren Preisen; und nur, sofern sie durch diese höheren Preise den sonstigen Konsum in unserem Absatzlande einschränkt, kann sie uns und unserem Export schaden. Das mag der Grund sein, weswegen die Statistik nachweist, daß die Hochschutzzollpolitik mancher Länder unsere Exportzunahme eingeschränkt hat. Verhindern kann eine solche Politik diese Zunahme im ganzen nicht, denn jede Konsumeinschränkung hat schließlich ihre „inneren“ Grenzen.

Somit die theoretische Widerlegung bestätigt wie die Statistik, daß, wenn wir überhaupt ein von der Zukunft für Industrieentwicklung prädestiniertes Gebiet sind, fremde Zollpolitik uns wohl schaden, aber nicht von der Entwicklung abschneiden kann. Wir haben dann eine internationale Aufgabe, die von selbst wieder Menschen- und Kapitalanhäufung in unserem Territorium herbeiführt und die uns niemand außer wir selbst zu entreißen vermag.

*) Dazu gehört für uns natürlich nicht eine Zollpolitik nach dem Muster der Vereinigten Staaten; sondern ungefähr gerade die umgekehrte Politik wie dort. Denn wir haben nicht unentwickelte Bodenschätze zur Entfaltung zu bringen, sondern über entfalteten Bodenschätzen stehende Schätze an menschlicher Arbeitskraft und Kultur. Das geschieht aber nicht durch Schutzzölle, die hier nur einschnürend wirken, sondern durch Kulturpolitik, d. h. wirtschaftlich eine soziale Politik, die auf die Entfaltung die menschlichen Arbeitskraft ausgeht.

Oder vielleicht der Imperialismus mit den Differentialzöllen, die er verwendet? Es scheint nicht so. Ich lege auf die bekannte Tatsache, daß unser Export nach Kanada, seitdem es uns differenziert, nicht zurückgegangen, sondern ganz besonders stark gewachsen zu sein scheint (1900: 20,0; 1902: 38,7 Mill. Mk.) keinen entscheidenden Wert; denn es kann sein, daß dabei eine andere Anschreibung unserer Einfuhr (als deutsche nämlich statt als englische) mitgewirkt hat. Nicht unwichtig aber ist, daß nach den imperialistisch abgeschlossenen Kolonien Frankreichs, Portugals und der Vereinigten Staaten, früher Spaniens unser Export ruhig fortwächst (1890: 12,1; 1900: 25,1 Millionen Mark). Auch ein imperiales Mutterland kann sich eben dadurch, daß es eine Bevorzugung auf dem kolonialen Markt für sich schafft, keine neuen produktiven Kräfte andekretieren; es kann immer nur soviel exportieren, also auch nach seinen Kolonien exportieren, als es nach den Kräften, die es einmal hat, überhaupt vermag. Was es bewirken könnte, wäre höchstens eine Verschiebung in den Gebieten seines Absatzes, eine Verschiebung zu Gunsten des Absatzes in seine Kolonien, weil es in diesen nunmehr einen gewissen Vorsprung vor andern Ländern besitzt. Um ebenso viel aber, als es auf diese Weise von seinem Absatz in die Kolonien ablenken würde, würde es für andere Länder Absatzraum in den von ihm bisher versorgten fremden Gebieten frei machen*). Vorläufig nun sind die kolonialen Vorzugstarife überall offenbar noch viel zu niedrig, als daß sie die mutterländischen Produktionen überhaupt veranlassen könnten, sich vollkommen umzugestalten, als daß sie z. B. die französischen Industriellen bewegen könnten, statt feiner Modeartikel für New York und London grobe Baumwollwaren für die Kabylen an der nordafrikanischen Küste zu fabrizieren, oder die englischen, statt feinen Garns für die ganze Welt grobe Metallwaren für die Kanadier zu machen. Daher vorläufig das Fehlen eines fühlbaren Einflusses. Aber auch, wenn durch hohe Differentialzölle ein solcher Einfluß herbeigeführt würde, würde er immer im ganzen nur in der gedachten Verschiebung, nicht in einer Schädigung der Ausfuhr anderer Staaten bestehen. Ausgenommen wieder man schränkt durch Hochschutzzölle die Konsum- und Entwicklungs-

*) Das gilt mit der nicht sehr weit greifenden Einschränkung, daß die plötzliche Reservierung eines kolonialen Marktes wie jede neue Marktöffnung einen Anstoß zur Einführung produktiverer Arbeitsmittel und daher größerer Produktion mit denselben Kräften abgeben kann.

fähigkeit der abhängigen Imperialländer ein und zwingt dadurch die Industrien des Hauptlandes trotz ihrer Bevorzugung auf dem imperialen Markt in alter Weise ihren Absatz im Ausland zu suchen; ausgenommen also, man legt alles Gewicht darauf, sich das fremde Gebiet einfach zu reservieren, und kein Gewicht darauf, es zu entwickeln, und man schreitet dabei bis zu dessen ökonomischer Schädigung fort.

Ich habe kein so großes Vertrauen zu der Entwicklung der Dinge, daß ich glaubte, derartiges könnte als Begleiterscheinung des Imperialismus nicht kommen, oder wenn es kommt, sich nicht erhalten. Es könnte das hier ebensogut eintreten, wie das zwecklose „Engerziehen des Schmachtriemens“ in der Entwicklung des Autarkismus erfolgt ist. Die sachlich zum Teil unsinnigen Schutzzollsysteme Rußlands, Spaniens und der Vereinigten Staaten sind da und haben auch alle Aussicht, noch eine ganze Weile fortzubestehen. Mißverstandene nationale Interessen auf der einen Seite und kapitalistische Renteninteressen auf der anderen halten sie aufrecht. Und es ist ja anzunehmen, daß diese Kräfte in der Geschichte des Imperialismus sogar eine noch größere Rolle spielen werden, als in der bisherigen Schutzzollbewegung. — Es ist sehr möglich, daß die Angst um die nationale Zukunft in dem über die ganze Erde zerstreuten englischen Volke, das heute überall in der Lage ist, jüngere Brüder neben sich aufkommen zu sehen, noch solche Dimensionen annimmt, daß es über die heutigen Ideen eines niedrigen Differentialzollverbandes weit hinaus greift und zu dem Versuch kommt, das ganze von ihm besessene Territorium durch wirklich hohe Zollmauern aus der Welt abzusondern, nur um es sicher vollkommen allein zu besitzen. Es kann weiter gut sein, daß die kapitalistischen Interessen in den Vereinigten Staaten und Rußland die Politik, die sie für das Mutterland durchgesetzt haben, auch für die Imperialgebiete durchsetzen werden. Drängt doch in Amerika auf diese Entwicklung von Seiten der zu resorbierenden Gebiete die Tatsache hin, daß die Zentral- und Südamerikanischen Staaten ihr Finanzzollsystem auch gegen die Union kaum werden herabsetzen können, ohne ihre heutigen Haupteinnahmequellen schwer zu gefährden, daß also hier das Gesamtzollsystem von vornherein ein hohe Zölle noch überhöhender sein muß. — Und wirkt doch für Rußland nach derselben Richtung die Tatsache, daß es ohne eine vollkommene Abschließung der resorbierten Gebiete mit seiner schwachen In-

dustrie überhaupt wohl kein Gebiet in der ganzen Welt für sich zu erobern vermag.

Ich bin sehr weit entfernt, zu raten, vor den Restriktionsgefahren der Entwicklung, die in so etwas liegen, die Augen zu schließen. Wir müssen alles tun, um zu erreichen, daß wenigstens bei der einen Form der imperialistischen Ausdehnung, bei dem Hineinfallen immer neuer großer Gebiete fremder Kultur in imperiale Machtsphären unsere Interessen berücksichtigt werden, — alles tun, um zu verhindern, daß die völlige zollpolitische „Verkapselung" solcher Gebiete eintritt. Können wir uns für eine solche Politik nicht stark genug machen, so bleiben wir immer eine „dienende Nation", die sich in ihrer Entwicklung nach fremden Schutzzöllen einrichten muß. Und das heißt sehr viel.

Aber — das für unsere internationalen Gegner — wir werden auch dann ein wirtschaftlich fortschreitendes Volk sein. Denn auch keine „Verkapselung" von Weltgebieten kann die Zunahme unseres Exports dauernd hindern. Auch die in ihr liegende gegenwärtige Restriktion unseres Exports hat ihre „inneren" Grenzen, ganz ebenso wie die oben betrachtete durch nationale Hochzölle, da auch sie nur durch Entwicklungshinderungen der betreffenden Gebiete hindurchgeht.

Und eben aus demselben Grunde hat nun schließlich zollpolitische Verkapselung selbst für ihre Anwendung überhaupt auch sehr deutlich erkennbare „äußere" Grenzen. Einer solchen „Verkapselung" widerstreben und werden sich mit Erfolg wiedersetzen alle heute schon entwickelteren großen Kolonisationsgebiete der Erde. Kein einzelner Staat kann solche Gebiete, nachdem er sie entfaltet hat, wieder völlig aus der Weltwirtschaft lösen, weil er sie für sich allein einfach nicht mehr zu verdauen vermöchte. Schon bei den heutigen maßvollen Differentialzollideen in England läßt man Ostindien z. B. ganz aus dem Spiel. Man weiß, daß es heute mit so viel tausend Fäden in der Weltwirtschaft hängt, daß man nicht versuchen kann, diese zu Gunsten der Fäden, die es mit England verbinden, zu lösen. Ostindien, durch einen Hochzoll für England zu reservieren, käme dem Versuch einer Schlange gleich, statt eines Kaninchens ein Kamel zu verspeisen.

Und noch viel mehr gilt das Gleiche für die größten und zukunftsreichsten, noch unentwickelten Kolonisationsgebiete der Erde. — Zwei ganze Weltteile, die noch in den weitesten Strecken fast menschenleer sind, hängen in ihrer ganzen Weiterentwicklung von

der europäischen Arbeits- und Kapitaleinwanderung ab. Es kann keiner Macht, auch nicht den stärksten Imperialstaaten einfallen, noch weniger glücken, die allgemeine europäische Menschen- und Kapital-Invasion in diese wirtschaftlichen Hohlräume zu Gunsten bestimmter nationaler Sonderinteressen zu unterbinden. Vollends nicht, da der reichste und fruchtbarste von ihnen, Südamerika, in seinen gemäßigten Teilen vollkommmen außerhalb der Sphäre jeder imperialen Beeinflussung liegt. So lange aber der Strom von Menschen und Kapitalien in diese Hohlräume weiter fließt, so lange bleibt der Blutkreislauf ungestört, der uns als Industriezentrum direkt oder indirekt immer neues Leben zuführt. Die wirtschaftliche Gesamtentwicklung der Erde, wie sie heut sich vollzieht, die weder der Freihandel noch der Schutzzoll, sondern die der moderne Kapitalismus im Bunde mit der modernen Technik und dem Bevölkerungsüberfluß in Europa heraufgeführt hat, wird sich auch unter der Aegide des Imperialismus ruhig weiter vollziehen. Es ist nicht so leicht, die großen Ströme der Weltwirtschaftsentwicklung aus dem Bett zu vertreiben, das ihnen ihre immanenten Gesetze und die Natur selber anweisen. — Vielleicht ist es gut, wenn sich daran heute ängstliche Gemüter in den nicht imperialen Ländern ebenso erinnern wie jene aufgeblasenen Leute in den andern, die zu glauben scheinen, es bedürfe nur einiger Zollsätze oder einiger Verträge, um die Welt ohne Rücksicht auf andere Nationen zu teilen.

---

# Ueber Clara Viebig.

Von

**Max Lorenz.**

---

Es war meine Absicht und mein Wunsch, über Clara Viebig anläßlich ihres eben erschienenen Romans „Das schlafende Heer" (Verlag von Egon Fleischel u. Co. in Berlin; Preis 6 Mk.) etwas im allgemeinen zur Analyse ihrer künstlerischen Persönlichkeit zu schreiben. Denn daran finden wir Kritiker doch längst keine Freude mehr, nach Beckmessermanier vor ein Kunstwerk zu treten und mit Stirnrunzeln diktatorisch zu entscheiden: dieses ist gut, jenes aber schlecht und hätte besser so gemacht werden sollen. Wir sehen das Kunstwerk im organischen Zusammenhang mit der Persönlichkeit, die es aus sich heraus geschaffen hat; wir werten das Kunstwerk als die Frucht eines Baumes und fragen darum: „Was ist das für ein Baum, der solche Früchte trägt?" Aber wir fragen noch weiter: „In welchem Erdreich steht der Baum und unter welchen Bedingungen ist er emporgediehen?" Wir fragen also nach dem Verhältnis, in dem eine künstlerische Persönlichkeit zu ihrem Volk und zu ihrer Zeit steht und welche Bedeutung ihr als der Ausdruck des Zeitgeistes oder auch für dieses Zeitgeistes Gestaltung oder Entwicklung zukommt. Der Mensch, sein Werk und seine Zeit — diesen organischen Zusammenhang mitfühlend zu verstehen und mit analytischer Kunst begreiflich zu machen: das ist die schöpferische und lustvolle Tätigkeit des Kritikers, der dem sogenannten „schaffenden Künstler" keineswegs subordiniert, sondern koordiniert ist. Der Künstler ist Synthetiker, der Kritiker Analytiker, d. h. aber keineswegs, daß jener schaffend zusammensetzt und dieser zerstörend auflöst. Denn auch der Analytiker behält immer das Ganze als organische Einheit im Auge, von dem er ausgeht und zu dessen intimstem Verständnis er nach gelungener Analyse zurückkehrt.

Eine gelungene und vollständige Analyse von Clara Viebigs künstlerischer Persönlichkeit vermag ich nicht zu geben. Ich habe das meiste von ihren Werken gelesen und immer dringlicher stellte sich mir die Frage vor: „Was ist das eigentlich für ein Mensch, diese Clara Viebig?“ Ich vermag diese Frage nicht zu beantworten — auch jetzt noch nicht, nachdem ich „Das schlafende Heer“ gelesen habe. Ich habe in diesen Jahrbüchern über Maupassant und Tolstoi, über Maeterlinck, Hauptmann, Sudermann, Liliencron, Dehmel, Theodor Fontane und viele andere geschrieben. Ich glaube, daß es mir in den meisten Fällen gelungen ist, die Grundlinien ihres Charakters mit ungefährer Richtigkeit zu ziehen, und die Elemente ihrer Natur aufzufinden. Ich weiß aber nicht, wo ich Clara Viebigs künstlerische Persönlichkeit anfassen soll, um zu einem logischen und psychologischen Aufbau ihres Wesens zu gelangen.

Da für die analytische Kunst der Kritik Clara Viebigs Persönlichkeit von vornherein nicht angreifbar und zerlegbar ist — gleich als ob es sich um ein Element und eine Elementarkraft handelte — so bleibt nichts anderes übrig, als zunächst einmal gewissermaßen den objektiven Tatbestand festzustellen und die Werke zu betrachten. Wir wollen die bisherigen vier großen Hauptwerke ins Auge fassen: Das Weiberdorf, Unser tägliches Brot, Die Wacht am Rhein, Das schlafende Heer. Es ist wunderbar, wie ein einziger Mensch so entgegengesetzte Verhältnisse bis ins Innerste hinein mitfühlend erfassen und mit lebensvollster Anschaulichkeit zur Darstellung bringen kann. Man weise nicht etwa auf Zola hin, der es vermocht hat, nahezu alle Lebensgebiete zu Objekten seiner Kunst zu machen. Zolas Kunst ist sehr groß und bewundernswert, aber sie ist begreiflich, wenn man sich über die M a n i e r des Dichters klar geworden ist. Diese Manier setzt sich zusammen aus einem genauesten Studium der Wirklichkeit, das Zettel über Zettel im Kasten sammelt und aus der Fähigkeit, das so gewonnene Material mit der Fantasie eines Romantikers zu verarbeiten. Zola weckt nicht die scheinbar toten Dinge zu dem ihnen eigentümlichen Leben und verleiht ihnen die Fähigkeit, in i h r e r Sprache zu reden, sondern er sammelt Photographien der Wirklichkeit und „dichtet“ dann, indem er mit grellrotem Licht riesige Schattenbilder dieser Photographien auf die Wand wirft. Zolas Manier beruht auf dem Zusammenarbeiten von Naturalismus und Romantik. Die Viebig aber vergewaltigt die Dinge keineswegs durch die Subjektivität ihrer

Persönlichkeit, sondern läßt mit der Schöpferkraft eines objektiven Geistes die Dinge lebendig werden und in ihrer Sprache reden. Eine größere Objektivität ist garnicht denkbar, als sie diese Schriftstellerin in ihren Werken zum Ausdruck bringt. Sie läßt das Rheinland lebendig werden, sie ist mit dem Geist der polnischen Erde vertraut, sie stellt in treuem Bilde die Großstadt mit ihrem Glanz und ihrer Fäulnis dar, sie lebt mit der Gegenwart und weiß die Vergangenheit heraufzubeschwören, als ob sie Gegenwart wäre. Man darf aber nicht glauben, daß sich solche Künste ausüben lassen, indem man das Material sammelt und in Büchern studiert, und dann das Gefundene in einen Roman zusammenflickt. So kommt nimmermehr ein Kunstwerk mit lebendiger Seele zustande. Wenn Clara Viebig in ihrer „Wacht am Rhein" die Vermählung des rheinischen Temperaments mit dem preußischen Geiste zur Darstellung bringt, so müssen die streitenden Seelen, die sie heraufbeschwor, in ihr selber heimisch sein. Und wenn sie im „Schlafenden Heer" sich des deutsch-polnischen Nationalitätenkampfes in unserer Ostmark als Stoff bemächtigt hat, so muß ihre Seele so polnisch fühlen können, wie deutsch, soll anders ein Kunstwerk und kein brutales Tendenzstück zustande kommen. Clara Viebig hat den Westen und den Osten des Reichs, die Millionenstadt in der Mitte und die kleine Welt der entlegenen Dörfer lebendig werden und in der heimischen Sprache zu uns reden lassen. Mutter Erde, die deutsche Mutter Erde, ist Mensch geworden und hat die Gestalt dieser Dichterin angenommen.

Das Mütterliche — das scheint mir der fundamentale Wesenszug in Clara Viebigs künstlerischer Individualität zu sein. Mutter Erde ist Mensch geworden — das scheint mir die Formel zu sein, mit deren Hilfe der Organismus der Dichterin dem kritisch-analytischen Verständnis zu erschließen ist.

Von diesem leitenden Gesichtspunkt aus gewinnt man sofort Verständnis nicht nur, sondern lebhafte Sympathie für einen den Werken der Dichterin eigentümlichen Wesenszug, der zu Angriffen aus Unverstand Anlaß gegeben hat. Man hat nämlich gegen die Dichterin den Vorwurf erhoben, daß sie dem Gebiet des Geschlechtlichen zuviel Raum gewähre, und sich darauf gar zu frei bewege. Es ist richtig, daß in den Werken der Viebig der Geschlechtstrieb stets eine gewisse Rolle spielt. Aber es handelt sich bei ihr — aus ihrem Grundzug des Mütterlichen heraus — ausschließlich um eine Sinnenfreudigkeit, die zur Fruchtbarkeit drängt, niemals jedoch um jene Sinnenlust, die das Gebiet der Erotik ausmacht. Wie Mutter

Erde Bäume und Früchte aus ihrem Schoße treibt, so voll starker und reiner Natur ist die Sinnenfreude, die uns aus den Werken der Viebig warm entgegenstrahlt.

Mit Hilfe jener Formel „Mutter Erde ist Mensch geworden" läßt sich eine andere, ihren literarischen Charakter bestimmende Eigenart gut begreifen und verständlich machen. Clara Viebig schildert niemals die Menschen an und für sich. Ihre Menschen sind immer nur denkbar auf dem Untergrund einer bestimmten Landschaft. Ob der Landschaft oder den Menschen die Bedeutung des primären Moments zukommt, läßt sich garnicht sagen, so eng sind beide miteinander zu einer organischen Einheit verwachsen. Clara Viebig gibt die Landschaft und schildert die Menschen darin, als ob diese jener Kinder wären. Die Dichterin schildert stets b e v ö l k e r t e L a n d s c h a f t und dementsprechend zielt sie mehr darauf ab, uns die Bevölkerung in ihren verschiedenen und doch organisch zusammenhängenden Typen lebensvoll vor Augen zu stellen, als es ihr etwa darauf ankommt, die tausend Einzelzüge besonderer Individualitäten mit raffinierter Psychologie zu einem Bilde zu vereinigen. In ihrer Schilderung typischer Charaktere hat Clara Viebig etwas von der Art eines Bildhauers, der aus dem Vollen heraus, aus der rohen Steinmasse, seine Gestalten schlägt. Am meisten bewundernswert ist die Dichterin in ihrer Schilderung der Masse und der Massenstimmungen und Masseninstinkte; sie kennt „das Volk" und seine wechselvollen und gegensätzlichen Regungen, weil eben das Volk der Mutter Erde am nächsten steht und ihr unmittelbar entsprossen ist, wie die Blumen und das Unkraut, die in Massen ganz von selbst auf den Wiesen und den Aeckern gedeihen.

Endlich ist aus dem Wesenszug des Mütterlichen auch die Objektivität zu erklären, die den Werken der Viebig zu Eigen ist. Das Mütterliche ist eben Gegenstand der Befruchtung und die Subjektivität des persönlichen Willens kommt dabei innerhalb natürlicher Verhältnisse nicht in Betracht. Clara Viebig unterscheidet sich so in bewundernswerter Weise von den anderen weiblichen Schriftstellern, deren Namen innerhalb der spezifisch modernen Richtung rühmend genannt werden: Gabriele Reuter, Emmy von Egidy, Maria Janitschek und andere. Diese repräsentieren den Feminismus. Der Feminismus aber geht darauf aus, das Weibliche vom Männlichen zu emanzipieren und eine spezifisch weibliche Individualität der Welt und der Gesellschaft als besonderen Wert einzuführen. Der Feminismus ist bis zu gewissem Grade auf die Ver-

weiblichung der Welt gerichtet. Die literarischen Werke dieser Richtung tragen stets einen Zug des extremsten Subjektivismus an sich. Sie haben für sich allein gar keinen Bestand, gar kein eigenes Leben, sie sind nur für den Psychologen interessant als Aeußerungen und Merkmale eines bestimmten seelischen Zustandes ihrer Verfasserinnen. Dieser Richtung des subjektivistischen Feminismus steht Clara Viebig weltenfern — eben vermöge ihres Grundzuges des Mütterlichen, das zur Fruchtbarkeit drängt und aus diesem Grundzug des Mütterlichen erklärt sich — wie gesagt — auch ihre Objektivität. Sie ist gewissermaßen das Objekt des künstlerischen Genius, von dem sie befruchtet wird. Nicht sie schafft, sondern er schafft durch sie. Man hat gesagt — und ich habe es wohl gar selber einmal gesagt — Clara Viebigs Werke verrieten eine geradezu männliche Begabung, wegen der Kraft der Gestaltung und des geraden Blicks, der das Wesentliche zu fassen weiß. Dieses Urteil kann nur der fällen, dem eben der wirkliche Wesenszug Clara Viebigs noch nicht offenbar geworden ist. Clara Viebigs künstlerische Persönlichkeit ist potenziert weiblich: mütterlich.

* * *

Ich komme auf ihren neuesten Roman zu sprechen: Das schlafende Heer. Wenn mir irgend einer unserer berühmtesten Autoren mitteilen würde, er beabsichtige, den deutsch-polnischen Nationalitätenkampf in unserer Ostmark in einem Roman darzustellen, so würde ich ihm sagen: „Bitte schön, das ist eine sehr große und sehr schwere, aber auch sehr schöne und sehr bedeutsame Aufgabe; ich wünsche Ihnen viel Glück." Innerlich aber würde ich denken: „Das solltest Du doch lieber bleiben lassen!" Ich traue eben keinem unserer Dichter die Kraft und das Maß zu, eine solche Aufgabe zu meistern. Clara Viebig hat es vermocht. Ich will mich von jeder Superlativität des Ausdrucks und der Anerkennung freihalten. Denkbar wird einem solchen Stoff gegenüber immer eine noch größere dichterische Leistung sein — denkbar und möglich. Ich will nur nochmals auf die ganz ungeheure, garnicht zu überschätzende Schwierigkeit der Aufgabe hinweisen und dann mein Urteil fällen: es ist ein Werk, das unter allen Umständen die hohe Anerkennung und das stärkste Interesse sowohl des literarischen Kritikers wie des politischen Betrachters finden muß. Clara Viebig hat ihre schwere Aufgabe mit einer Einfachheit und Selbstverständ-

lichkeit in die Hand genommen, die nur von der Größe der Begabung eingegeben sein kann. Sie hat in die gegebene Situation, in die Ostmark, mit ihrer Bevölkerungsmasse und ihren Bevölkerungstypen als erregende und bewegende Kräfte eine vom Rheinland stammende bäuerliche Ansiedlersfamilie einerseits und einen eingeborenen deutschen Freiherrn mit hakatistischen Idealen und Allüren andererseits hineingestellt. Um diese, deren Schicksal sich in der Ostmark erfüllt, gruppieren sich die verschiedenen einheimischen und eingeborenen Typen: der deutsche Agrarier, der mit dem polnischen Rittergutsbesitzer und Standesgenossen gemeinsame wirtschaftliche Interessen zu vertreten hat; die polnische Geistlichkeit, in den Kontrastgestalten eines alten, dem Trunk nicht abholden Plebejers, und des jungen Adeligen aus wirtschaftlich herabgekommener Familie; die Frelikowski und Sculcz, die eigentlich Fröhlich und Schulz heißen; die Stasia, der Typus der höheren und durch den herrschaftlichen Umgang entarteten Dienerin und die Michalina, das polnische Mädchen aus dem Volk, treu wie ein Hund; dazu noch viele andere Typen, auf deren Aufzählung ich Verzicht leiste, aber alle gleich lebenswahr und für das Verständnis des Lebens und der Kämpfe dort hochbedeutsam.

Ich will überhaupt nicht auf die Details des Romans näher eingehen. Ich will nur drei Punkte hervorheben, die besonders charakteristisch, aber von der bisherigen Kritik — soweit ich sie gelesen habe — nicht berührt oder gar falsch verstanden sind. Der erste Punkt betrifft den vom Rheinland gekommenen Ansiedler Peter Bräuer nebst Familie. Diese Ansiedlersfamilie verläßt schließlich wieder das Land, nachdem sie nichts darin gewonnen, aber den Sohn an eine schöne polnische Dirne verloren hat. Diese Leute fühlen sich vollkommen fremd in diesem Land, mit dessen Eigenart sie garnichts gemein haben. Das ist nur zu natürlich, denn sie kommen aus einer Gegend her, darin das Land wie ein Garten zu schauen ist und auch wie ein Garten bebaut wird. Hier aber dehnt sich Meile über Meile das gelbe Meer des reifenden Korns. Es besteht nun eben die Schwierigkeit, wie fremde Menschen den Kampf bestehen sollen mit einem Geschlecht, das diese polnische Erde seine Heimat nennt. Sie können wohl auf der Grundlage des deutschen Idealismus den Willen zum Kampfe in sich erziehen und stärken. Aber dieses fremde Stück Erde wird ihnen nie eine Mutter sein und ein Bauer, der ein Fremdling im Lande ist, ein b o d e n f r e m d e r B a u e r ist ein gar zwiespältiges Ding.

Der in der besten Kraft des Mannesalters stehende Freiherr von Doleschal ist die Verkörperung des neudeutschen Idealismus, dessen Pflege in jenem Lande sich der Ostmarkenverein angedeihen läßt. Er ist bereit, Gut und Blut im Interesse des Deutschtums hinzugeben und erzielt mit seinem Idealismus doch nur, daß er zwischen den Verhältnissen zerrieben wird, und sich selbst den Tod gibt. Gegen diese Gestalt hat die literarische Kritik von künstlerischen Gesichtspunkten aus vielfach Einwendungen erhoben. Man hat gesagt, diese Gestalt sei in ihrem reinen Idealismus schemenhaft. Man hat auch der Dichterin den guten Rat gegeben, sie hätte an Stelle dieses Freiherrn eine realistische Kraftnatur Bismarckschen Kalibers setzen müssen. Wie unrealistisch und ungerecht in ihrer beschränkten Subjektivität manche Kritiker doch sind! Gerade ein Bismarck, dort hineingesetzt, also ein Mann, der befähigt wäre, jene Verhältnisse in der Ostmark so zu meistern, wie Bismarck auf dem Gebiet der hohen Politik fertig geworden ist, — gerade das wäre eine der Forderung des künstlerischen Realismus widersprechende und willkürliche Fantasiegestalt. Denn es hat sich bis jetzt eben — leider Gottes! — noch kein Bismarck der Ostmarkenpolitik gefunden. Wohl aber laufen dort in einer Anzahl von Exemplaren die Freiherrn von Doleschals herum. Und gerade in der Charakteristik dieses Freiherrn ist der Dichterin ein Meisterstück gelungen. Dieser hakatistische Freiherr ist wirklich ein deutscher Ritter ohne Furcht und Tadel und eine nach jeder Richtung hin glanzvolle Erscheinung — aber nur für die subjektive Betrachtung, für die Betrachtung gewissermaßen von seinem eigenen Standpunkt aus. Objektiv betrachtet, d. h. im Lichte der dort gegebenen Verhältnisse und der dort zu lösenden Aufgaben, ist er ein geradezu unausstehlicher und gelegentlich sogar schädlicher Kerl. Sein schöner und edler Stolz wird als Hochmut empfunden und wirkt so aufreizend. Seine Sorge Stunde für Stunde um das Wohl des Deutschtums an jedem Ort wird selbst von den eigenen Landsleuten als anmaßende Schulmeisterei und Krakehlsucht empfunden. Der Freiherr von Doleschal vertritt jene Abart des deutschen Idealismus, der das Verlangen stellt, daß selbst ein Schwein mit nationalem Hochgefühl geschlachtet werden müsse. Wir wiederholen nochmals: Nur für sich und als absoluter Mensch betrachtet ist dieser Freiherr eine ideale Prachtgestalt. Die Kunst der Dichterin und ihre Fähigkeit zur Objektivität zeigt sich gerade darin, daß diese Prachtgestalt, sobald man sie nicht in ihrer Absolutheit betrachtet, sondern als soziale Er-

scheinung innerhalb des gesellschaftlichen und politischen Milieus, viel weniger prächtig erscheint. Es ist der mangelnde Sinn für die Wirklichkeit, wodurch der Freiherr nicht ohne objektive Verschuldung schließlich zu Grunde geht. Wer Verhältnisse meistern will, muß sich zunächst einmal ihnen einzufügen wissen.

Der Roman Clara Viebigs läßt schließlich die pessimistische Frage übrig: „Was will das werden?“ Clara Viebigs Roman hat keinen eigentlichen Abschluß. Sie zeigt uns zuletzt nur ein symbolisches Bild, das gewisse vage Hoffnungen weckt: die Witwe des Freiherrn von Doleschal schreitet durch reifende Aehren ihrem Hause zu und fünf blühend aufwachsende Söhne eilen der Mutter entgegen. Diese Söhne will die deutsche Frau so erziehen, daß sie im Lande bleiben, wenn sie einst zu Männern herangewachsen sind, und daß diese fünf deutschen Männer dann wieder in der heimischen Mutter Erde Wurzel fassen, darin ihr Vater in einer Zeit des Uebergangs wurzellocker geworden war. Es ist eine vage Hoffnung, mit der Clara Viebig ihren Roman beschließt. Aber was anderes haben denn die Doleschals in Wirklichkeit als vage Hoffnungen, wenn wir die Entwicklung jener Verhältnisse in der Ostmark voraus eilenden Blickes sinnend betrachten? Clara Viebig hat also ein natürliches Recht, ihre Dichtung mit jenem symbolischen Bilde zu beschließen. Und wenn es die Mutter ist, auf die sie ihre Hoffnung setzt, so bringt sie damit zugleich und wiederum aus der Tiefe des Unbewußtseins den fundamentalen Wesenszug zum Ausdruck, der der eigenen künstlerischen Persönlichkeit Eigenart und Größe verleiht: das Mütterliche.

---

# Notizen und Besprechungen.

## Philosophie.

**Max Dreßler: Die Welt als Wille zum Selbst. — Heidelberg 1904 bei Carl Winter.**

Am 22. Oktober 1818 hielt Hegel eine Anrede an seine Zuhörer bei Eröffnung seiner Vorlesungen in Berlin. Die tiefen, unvergeßlichen Worte, die er damals an die Studenten richtete, lauten: „Was die Auszeichnung des Deutschen in der Kultur der Philosophie betrifft, so zeigt nämlich der Zustand dieses Studiums und die Bedeutung dieses Namens bei den anderen Nationen, daß der Name sich noch bei ihnen erhalten, aber seinen Sinn verändert hat und daß die Sache verkommen und verschwunden ist, und zwar so, daß kaum eine Erinnerung und Ahnung von ihr zurückgeblieben ist. Diese Wissenschaft hat sich zu den Deutschen geflüchtet und lebt allein noch in ihnen fort. Uns ist die Bewahrung dieses heiligen Lichtes anvertraut und es ist unser Beruf, es zu pflegen und zu nähren und dafür zu sorgen, daß das Höchste, was der Mensch besitzen kann, das Selbstbewußtsein seines Wesens nicht verlösche und untergehe. Aber selbst in Deutschland ist die Flachheit der früheren Zeit vor seiner Wiedergeburt so weit gekommen, daß sie gefunden und bewiesen zu haben meinte und versicherte, es gebe keine Erkenntnis der Wahrheit; Gott, das Wesen der Welt und des Geistes, sei ein Unbegreifliches, Unfaßbares; der Geist müsse bei der Religion stehen bleiben und die Religion beim Glauben, Gefühl und Ahnden, ohne vernünftiges Wissen. Das Erkennen betreffe nicht die Natur des Absoluten, Gottes und dessen, was in Natur und Geist wahr und absolut ist, sondern vielmehr allein teils nur das Negative, daß nichts Wahres erkannt, sondern daß allein Unwahres, Zeitliches und Vergängliches gleichsam den Vorzug genießen, erkannt zu werden, — teils, was eigentlich darunter gehört, das Aeußerliche, nämlich das Historische, die zufälligen Umstände, unter denen das angebliche Erkennen erschienen ist, und eben solche Erkenntnis sei nur als etwas Historisches zu nehmen und nach jenen äußerlichen Seiten kritisch und gelehrt zu unternehmen: aus seinem Inhalt könne kein Ernst gemacht werden. Sie sind so weit gekommen als Pilatus, der römische Prokonsul; wie er Christus das Wort

Wahrheit nennen hörte, erwiderte er dies mit der Frage: was ist Wahrheit? in dem Sinn als einer, der mit solchem Worte fertig sei und wisse, daß es keine Erkenntnis der Wahrheit gebe. So ist das, was von jeher für das Schmählichste und Unwürdigste gegolten hat, der Erkenntnis der Wahrheit zu entsagen, von unseren Zeiten zum höchsten Triumph des Geistes erhoben worden." — Wer könnte heut noch, wenn er den in allen Wissenszweigen zur Herrschaft gekommenen relativistischen Positivismus betrachtet, zu behaupten wagen, daß uns die Bewahrung des heiligen Lichtes der reinen Wahrheitserkenntnis anvertraut ist, — zu behaupten, daß wir es als unseren Beruf bewährt haben, dieses geistige Licht zu pflegen und zu nähren? Es ist vielmehr genau dahin gekommen, wohin es zu Hegels Zeiten bereits mit den anderen Nationen gekommen war, daß der Name „Philosophie" sich noch bei uns erhalten, aber seinen Sinn verändert hat, und daß die Sache verkommen und verschwunden ist, und zwar so, daß kaum eine Erinnerung und Ahndung von ihr zurückgeblieben ist!

Der große Gedanke des universellen Idealismus, dem Europa seine überlegene Kultur verdankt, — dieser lebenzeugende Gedanke, der von Plato bis zu Kant und Hegel herüberreicht, er ist der gegenwärtigen Generation unverständlich geworden, und diese hat sich statt dessen der Sophistik des Protagoras und Humes, Benthams und Spencers, Comtes und Mills in die Arme geworfen. Wer es aber noch nicht wissen sollte, daß wir seit geraumer Zeit das teuere Erbgut unserer Väter haben brachliegen lassen, der prüfe nur einmal den geistigen Tiefstand, zu dem wir hinabgesunken sind, an dem Gegensatz zu der idealistischen Höhenlinie, wie sie Hegel damals seinen Studenten gezeichnet hat. „Was im Leben", so rief er ihnen zu, „wahr, groß und göttlich ist, ist es durch die Idee; das Ziel der Philosophie ist, sie (die Idee) in ihrer wahrhaften Gestalt und Allgemeinheit zu erfassen. Die Natur ist darunter gebunden, die Vernunft nur mit Notwendigkeit zu vollbringen; aber das Reich des Geistes ist das Reich der Freiheit. Alles was das menschliche Leben zusammenhält, was Wert hat und gilt, ist geistiger Natur, und dies Reich des Geistes existiert allein durch das Bewußtsein von Wahrheit und Recht, durch das Erfassen der Ideen. — Der Mut der Wahrheit, Glauben an die Macht des Geistes ist die erste Bedingung des philosophischen Studiums; der Mensch soll sich selbst ehren und sich des Höchsten würdig achten. Von der Größe und Macht des Geistes kann er nicht groß genug denken. Das verschlossene Wesen des Universums hat keine Kraft in sich, welche dem Mute des Erkennens Widerstand leisten könnte, es muß sich vor ihm auftun und seinen Reichtum und seine Tiefen ihm vor Augen legen und zum Genusse bringen."

Die europäische Kultur hat ihre Lebensfunktion in der Idee: die Sinnennatur von der Geistnatur, die sinnliche Religion von der

geistigen Religion, die sinnliche Moral von dem sittlichen Geist, das sinnliche Leben von dem geistigen Leben aus zu erfassen und fortschreitend auszugestalten. Das Aufkommen aber der positivistischen Tendenz, sei es nun in der Gestalt des Materialismus, Sensualismus oder Psychologismus, erweist sich jedesmal als ein Zurücksinken auf die voreuropäische Stufe der sinnlich-empirischen Menschheitskultur. Es gibt darum gegenwärtig für uns keine höhere Aufgabe, als die verloren gegangene Spur des Idealismus erst einmal wieder aufzusuchen, um dann von diesem Boden aus die Vergeistigung derjenigen elementaren Lebenserscheinungen in Angriff zu nehmen, deren bloß empirische Bewegung heut die errungene Kultur in ein anarchistisches Chaos aufzulösen droht. Von allen der Lösung harrenden Problemen ist aber keins so dringlich, keins so wichtig wie die aus dem Begriff der Geistnatur zu konstruierende Umgestaltung der Eigentumsordnung; denn um eine solche Umgestaltung handelt es sich jetzt, und wenn wir nicht der zerstörenden Tendenz des praktischen Positivismus, wie sie im materialistischen Sozialismus tätig ist, rettungslos verfallen wollen, so gibt es kein anderes Mittel, als endlich den zielbewußten Anfang damit zu machen, die ökonomische Ordnung aus der Idee des sozialen Geistes und nicht wie bisher aus der Idee der sozialen Materie heraus zu entwickeln. Und so durchzieht der Gegensatz des Positivismus und des Idealismus, theoretisch und praktisch, unser ganzes Dasein; der positivistischen Religion ist die Geistesreligion gegenübergestellt, der positivistischen Philosophie die idealistische Philosophie, der äußeren Tatsachenhistorie die Historie der Ideen, der materialistischen Eigentumsordnung eine aus der Idee des Geistes zu gestaltende Oekonomie. Kultur aber schafft nur der Idealismus, und wenn daher unser Volk auch fernerhin noch als Kulturträger wirken will, so hängt das allein davon ab, ob es sich noch rechtzeitig wieder aus den lähmenden Fesseln des Positivismus zu befreien vermag. Wiedereroberung des Idealismus ist die Parole unserer Zeit!

In diesem Sinne muß eine Schrift auf das freudigste begrüßt werden, die Max Dreßler unter dem Titel „Die Welt als Wille zum Selbst" herausgegeben hat. So klar, tief und energisch ist der Grundgedanke des Idealismus lange nicht mehr ausgesprochen worden. Auch gehört ein nicht geringer Mut dazu, heut ein solches Buch zu veröffentlichen. Aber darum eben ist dieses Werk auch so erfreulich, weil es ein Zeichen dafür ist, daß jener höhere Lebenszug in unserem Volke noch lebendig und tatkräftig ist, denn eine solche Geistestat ist ja niemals bloß der Ausdruck der subjektiven Vertiefung einer Einzelpersönlichkeit, sondern sie ist stets die Verlebendigung einer allgemeinen Lebensmacht, von der sich das Individuum ergriffen und getragen fühlt. In einer solchen Lebensäußerung kommen die leisen Herzensstimmen Vieler und der Besten auch mit zum Wort, und so wird uns ein solches Erzeugnis zu einem wichtigen

Dokument der geistigen Bewegung unseres Zeitalters. Es rauscht etwas wie Frühlingsahnung durch diese Blätter, und ein solcher Hauch ist umso erquickender, je starrer und anhaltender der Winterfrost war.

Die Wörter „Idee", „Idealismus", „Geist", „Wahrheit" werden ja oft gebraucht, auch von Materialisten und Positivisten; aber daß das nicht bloß Ausdrücke für subjektive Vorstellungsarten sind, sondern daß sie wahrhafte Realitäten bedeuten, aus denen alles Materielle, Sinnliche, Subjektiv-Psychische erst seine besondere Erscheinungsbestimmtheit empfängt, das eben ist dem gewöhnlichen Bewußtsein fremd geworden. Dazu muß das bloß verständige Denken erst wieder erzogen werden; und wer nun wissen möchte, was es damit auf sich hat, der greife zu dem Dreßlerschen Buch. Unser deutscher Idealismus ist ja im strengen Sinne erst von Kant begründet worden, und zwar mit dem der natürlichen Auffassung zuwiderlaufenden Nachweis, daß nicht die Dinge unsere Erkenntnis, sondern diese die Dinge bestimme. Seine Nachfolger wiesen dann weiter nach, daß auch die besonderen Bestimmungen jedes Dinges, die Empfindungs- und Wahrnehmungsmaterie, letzthin nichts weiter sei als eine Differenzierung der materialen Wissensfunktion, und daß daher die Wahrheit und Realität der besonderen Dinge samt ihren Veränderungen nur aus dieser allgemeinen Wissensfunktion zureichend erkannt werden könne. Damit setzt das vorliegende Werk ein, und so heißt es: „Das Wissen ist der Idealismus des Dings. Die Wahrheit des Dings ist sein Idealismus, das Wissen. Wahrheit ist nur im Wissen. Unmittelbare Realität ist weder Wissen noch Wahrheit; sie ist nur die unmittelbare Gewißheit des Daseins. Wissen und Wahrheit überfliegen die dingliche Realität; Wissen vermittelt das Ding zu seiner Wahrheit. Unmittelbar wie es den Sinnen gegeben ist, ist das Ding Ding; die Wahrheit des Dings ist nicht seine unmittelbare sinnliche Gegenwart, sondern wird durch diese nur versichert. Damit ist das Ding zwar nicht die Wahrheit; denn das wäre ein Widerspruch in sich: sobald einmal das Ding als unmittelbare sinnliche Realität gilt, ist auch die Unterscheidung von dieser Unmittelbarkeit als Wahrheit des Dings, wenn auch nicht gefunden, doch gefordert; aber das Ding ist ebensowenig aus dem Dienste der Wahrheit entlassen. Das Ding ist der Vermittler, die Darstellung der Wahrheit, die Idee, das Wissen des Dings ist nicht unmittelbar, wie das Ding, sondern vermittelt. Die Wahrheit ist nicht das Ding, doch auch nicht ohne das Ding, das ihre Vermittlung darstellt; und die Wahrheit ist immer nur vermittelt. Die Wahrheit ist die vermittelte Idee dessen, was unmittelbar als Ding erscheint."

Es wird dann weiter von dem Verfasser mit aller nur wünschenswerten Nachdrücklichkeit zu Gemüte geführt, in welcher Selbsttäuschung das bloß sinnlich-verständige Denken befangen bleibt. Denn Sinnlichkeit ist seiner strengen Bedeutung nach unmittelbares Gewißwerden des Besonderen; der Verstand aber ist trennendes, reflektierendes Denken, das

diese Besonderheit der sinnlichen Wahrnehmung zum Inhalt hat. Das Wesen dieser Reflexion ist die abstrahierende Verselbständigung und Verallgemeinerung des Besonderen, und das führt dazu, die also abstrahierten Bestimmtheiten der Einheit des lebendigen Zusammenhanges zu entreißen und sie als solche wie objektive Realitäten zu behandeln. So stellt dann dieses sinnliche verständige Denken Gott und Welt, Geist und Materie, Seele und Leib in abstraktem Dualismus gegenüber, ohne von diesem Standpunkt aus die lebendige Einheit wiederfinden zu können. Die Unwahrheit dieses Verfahrens liegt demnach nicht in der Abstraktion an sich, sondern in der objektiven und realen Verselbständigung dieser Abstraktionen; ferner aber erzeugt die starre Trennung des abstrakten Objektes und des abstrakten Subjektes die Unmöglichkeit, von diesem Boden aus die lebendige Totalität jemals wieder zu ergreifen. Der schlechte Materialismus und der ebenso schlechte Subjektivismus, der tote Mechanismus und der zügellos willkürliche Individualismus sind die polaren Gegensätze dieser psychologischen Verstandestätigkeit.

Aus dieser Unwahrheit und Verirrung gibt es nur eine Rettung, nämlich die Erkenntnis, daß Leben, Einheit und Zusammenhang der ewigen Totalität nicht von dem Besonderen, sondern von dem Allgemeinen, nicht von dem Endlichen, sondern von dem Unendlichen, nicht von dem Sinnlichen, sondern von dem Geist wahrhaft erfaßt werden kann. Der endliche Verstand nimmt freilich den Geist auch nur als Bezeichnung für die Intelligenz seines eigenen abstrahierenden Vorstellungsverfahrens, aber das ist eben eine psychologische Verfälschung dieses Begriffs, denn der Geist ist das wahrhaft Konkrete, aus dem alles geboren ist, was da ist, und ohne welchen es nichts gibt; er ist das Allgemeine und Unendliche, aus dem alles Besondere und Endliche erzeugt wird von der allnährenden Sonne herab bis zu den Mücken, die in ihrem Lichte spielen. Die konkrete Unendlichkeit des Geistes ist aber auch nicht die äußerliche zeitliche und räumliche Grenzenlosigkeit, sondern sie ist das Infinitesimale, das in der Hervorbringung jeder endlichen Größe immerdar tätig ist, sei diese Größe die Natur im Ganzen oder seien es die einzelnen Dinge und Individuen. Die niedere Mathematik der endlichen Größenbestimmung ist längst in die höhere der Unendlichkeitsrechnung aufgehoben worden, aber daß auch die Wahrheit des Lebens nur spekulativ aus dem unendlichen Geiste zureichend erkannt werden kann, dazu vermag sich das psychologische und positivistische Denken nicht zu erheben.

Es gibt nur eine wahre Erkenntnis und kann nur eine geben, weil es nur einen Geist gibt, den Geist des unendlichen Alls. Und diese wahre Erkenntnis ist keine andere als die des Geistes selbst, seine Selbsterkenntnis. Zu dieser seiner Selbsterkenntnis hat der Geist den Menschengeist als sein Organ aus sich hervorgebracht, und so offenbart sich der absolute Geist in der unendlichen Mannigfaltigkeit der sich zeitlich und räumlich differenzie-

renden Menschheit. Das Individuum aber ist Mensch, menschliche Persönlichkeit, nicht wie es unmittelbar ist und geboren wird, sondern soweit es selbst den unendlichen Geist in sich erkennt. So wird man es auch zu verstehen haben, wenn Dreßler sagt: „Es ist nur Ein wahres Wissen: Selbsterkenntnis. Es ist nur Eine wahre Ruhe: im Selbst. Selbst ist lebendige Selbsterkenntnis durch schöpferische Selbstdarstellung; so ist es ewiges Werden Seiner, Selbstentwicklung. Sein ewiges Schaffen und Werden Seiner ist sein ewiges Beruhen in sich; seine ewige Ruhe ist sein Leben, seine Tat. Die Weltentwicklung ist seine Selbstvermittlung. Die Weltentwicklung in ihrer Unmittelbarkeit erscheint als rastloses Werden, ruhelose Flucht der Dinge; als die Unruhe des Willens zum Selbst. Die Weltentwicklung zur Selbsterkenntnis vermittelt die lebensvolle Ruhe in ewiger Gegenwart, befriedigter Wille. Selbsterwachen ist Gefühl der Willensbefriedigung. Selbstgefühl ist Lust. Die Lust des Selbstgefühls verkündet die unmittelbare, noch dumpfe, noch nicht entwickelte, doch gewisse Gegenwart des Selbst. In allen Weltgestalten lebt das Selbst, denn der Wille zum Selbst ist Schöpfer der Welt als Wille zum Mittel. Selbstwerdenwollen ist der Trieb der Weltindividuen; sich zu ihrer Wahrheit zu vermitteln ist das bindende Gesetz für alle Unmittelbarkeit. Diese Sehnsucht der Weltindividuen nach dem Selbst ist ihres Lebens Wahrheit: Selbstgenuß in aller Welt ihr lockendes, oft mißverstandenes Glück; denn Weltbesitz ist nur in Selbsterkenntnis."

Der Abfall vom Idealismus in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat den krankhaften Zustand heraufbeschworen, in welchem das gegenwärtige Leben sich abmartert zwischen den zwei abstrakten Ungeheuern, zwischen dem toten Mechanismus einerseits und dem hohlen, fratzenhaften Individualismus andererseits. Aber das Krankhafte liegt nicht in dem Dasein dieser an sich notwendigen Instanzen als solchem, sondern nur darin, daß diese partikularen Bestimmtheiten zum allgemeinen Prinzip erhoben werden. Es gibt ein Erscheinungsgebiet, das lediglich mechanisch konstruiert ist, und das daher auch lediglich unter dem Prinzip der mechanischen Beziehung erkannt werden kann; aber schon innerhalb der Naturwissenschaft selbst erhebt sich über diesem Gebiet der anorganischen Beziehungen dasjenige der organischen, das aus jenem Prinzip allein bereits nicht mehr zureichend zu erkennen ist. Ferner aber untersteht der Naturwissenschaft überhaupt als Forschungsgebiet nur das, was in sinnlich-räumlicher Beziehung auftritt; und wenn nun schon das mechanische Prinzip nicht einmal zur Erforschung dieses äußeren Daseinsbereiches genügt, zu welchen groben Verirrungen muß es dann führen, wenn man die umfassende Welt des Geistes dieser einseitigen Methode unterwerfen will! Die mechanische Forschung ist wertvoll und unentbehrlich, aber sie ist es nur dann, wenn sie sich streng innerhalb der Grenzen ihres genau bestimmbaren Gebietes hält; überschreitet sie diese willkürlich, so ist das jedes-

mal ein Zeichen zerstörender Selbstüberhebung und der mangelnden Erkenntnisfähigkeit, daß die Totalität nur aus der allgemeinen Potenz des unendlichen Geistes geboren wird. Jedes Zeitalter, in welchem die mechanische Weltansicht oder der zum Prinzip erhobene Mechanismus sich durchsetzt, ist eine Epoche geistiger Unreife. Und wie jede Einseitigkeit, so erzeugt auch der Mechanismus eine ebenso einseitige Gegeninstanz, und das ist in diesem Fall der psychologistische Individualismus. Der Mangel an Verständnis für die urschöpferische Potenz des Geistes ist dem Mechanismus und dem Individualismus gemeinsam; verschieden aber sind sie dadurch, daß jener das abstrakte Objekt, dieser das abstrakte Subjekt zum Ausgangspunkt nimmt. Da aber keine dieser Abstraktionen von der anderen aus lebendig erfaßt werden kann, weil sie sich als solche eben ausschließen, so gehen daraus auch für die Praxis des Lebens zwei Richtungen hervor, die ebenso einseitig und unwahr sind. Der Mechanismus, der in offener Gestalt als Materalismus, in verschämter Verschleierung dagegen als mechanischer Biologismus und Physiologismus auftritt, erzeugt den utilitaristischen, materiellen Sozialismus. Der Individualismus aber, der theoretisch als Skeptizismus und Pessimismus zum Ausdruck kommt, führt letzthin auf die rohe Ichbestie oder auf die ästhetisch eitle Ueberbestie. Dem minder konsequenten Menschen bleibt es dann überlassen, irgend einen erträglichen Kompromiß zwischen diesen beiden Richtungen zu schließen.

Aus dieser zwiespältigen Unwahrheit heraus gibt es nur eine Rettung: die Wiedererweckung der Einsicht, daß alles Materielle und Mechanische, alles Physiologische und Psychologische nur Momente des einen, unendlichen Geistes sind. Für uns Menschen aber besagt das, daß unser individuelles Dasein als solches nicht Selbstzweck ist, sondern nur Mittel, um den allschöpferischen Geist in bestimmter Gestalt zu vergegenwärtigen. Das Individuum hat keine abstrakte Selbständigkeit, sondern es ist einheitlich und lebendig mit der Totalität des Unendlichen verbunden; es ist nicht Eins neben anderen Einheiten, nicht Atom neben Atomen, nicht Monade neben Monaden, sondern es ist Organ, geistiges Organ, Funktion und Organ zugleich des Einen, unendlichen Geistes. Dieses Organ stellt sich dar als seelisch-leibliche Individualität, deren Funktion eben aus der Einheit der Lebenstotalität bestimmt wird und ihr zu dienen hat. Die organisch-sinnlichen Funktionen wirken blind oder nur einseitig und unmittelbar gefühlsmäßig bewußt; die geistige Funktion des Menschen dagegen ist bestimmt, sich ihrer im Zusammenhang des Ganzen bewußt zu werden und so ihre Bestimmung als frei gewählten Zweck zu vollbringen. Aus der animalischen sinnlichen Seele wird die geistige Menschenseele mittelbar entwickelt, indem sie sich über ihren spezifischen Daseinsorganismus erweitert, die ganze Welt umspannt und ihrer spezifischen Funktion so aus der Gesamtfunktion des Geistes heraus selbsttätig und frei die Richtung

gibt. Der Mensch ist wahrhafter Mensch erst dann, wenn er sich dieser Einheit und des lebendigen Zusammenhanges mit dem Unendlichen bewußt ist und aus diesem geistigen Wissen heraus das Selbst des Ganzen als sein Selbst gestaltet. In diesem Sinne spricht Dreßler von der „Welt als Wille zum Selbst". Und so sagt er: „Indem das Individuum dahin gelangt ist, in sich das werdende Selbst, sich als das werdende Selbst in Wahrheit zu wissen, verschwindet ihm die natürliche Realität des individuellen Ich, aller individuellen Iche, es weiß die eigene Natur, wie alle Natur, also das ganze Principium individuationis als nichts anderes denn als Darstellung, Mittel des großen Selbst, dessen lebendige Selbsterkenntnis alle Entwicklung in der Natur wirkt, das in unserem Willen an seiner Arbeit ist. Dann schwindet vor der in uns aufgehenden Sonne des Selbst die dämmernde Illusion des individuellen Ich."

Das ist in der Tat der Grundgedanke des echten, lebendigen Idealismus und der Wahrheit überhaupt. Er ist nicht ausgeklügelt und espritvoller Subjektivität entsprungen, sondern er ist der wahrhafte Grund alles Lebens und Daseins. Der Anfang dieses geistigen Wissens ist von den Hellenen ausgegangen, und dies ist dann vom Christentum als Religion gestaltet worden. Wir Deutschen aber haben diese Idee zuerst im sechzehnten Jahrhundert selbständig, und zwar in der Einzelpersönlichkeit ergriffen, aber noch als Idee unmittelbaren religiösen Glaubens. Mittelbar und allseitig entwickelt hat diesen Idealismus dann unsere klassische Literatur und Philosophie. Das muß man zu sehen vermögen, um diese Epoche richtig zu würdigen. Auch Goethe und Schiller haben ja nicht gedichtet, um mit Schöpfungen einseitig ästhetische Bedürfnisse zu befriedigen oder lediglich sich als empirische Individuen auszusprechen, sondern ihnen schwebte nicht mehr und nicht weniger vor, als im Kunstwerk die höhere Welt- und Lebensanschauung auszusprechen, von der sie das ganze Menschendasein wahrhaft getragen sahen. Und so geht denn in diesem Zeitalter ein höherer Begriff von Kunst auf, als was wir gewöhnlich darunter verstehen. Denn wie hoch auch immer die Fähigkeit geschätzt zu werden verdient, die Erlebnisse tieferen Schauens in Versen oder Tönen, mit dem Pinsel oder dem Meißel zum Ausdruck bringen, so ist das dennoch noch nicht Kunst im höchsten Sinne. Vielmehr gibt es eine allgemeinere Kunst, welche jene bestimmten Weisen, das Erlebte in einem einzelnen Sinneselement zu fixieren, nur als eine besondere Art unter sich befaßt, — die gewaltigere Kunst, das Leben selber und in jedem Falle zum geistigen Kunstwerk zu gestalten. Das war es, was Schiller zum Ausdruck bringen wollte, als er seine „Künstler" dichtete: der Mensch ist schlechthin zum Künstler bestimmt. „Im Fleiß kann dich die Biene meistern, in der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein; dein Wissen teilest du mit vorgezogenen Geistern, die Kunst, o Mensch, hast du allein." Das Reich der Tiere ist das Reich der Sinnlichkeit oder des Besonderen, das Reich der Götter ist dasjenige

des absoluten Geistes oder des abstrakt Allgemeinen; das Reich des Menschen ist das der Idee oder der konkreten Einheit des Allgemeinen und des Besonderen. Die Verwirklichung dieser Einheit oder die Verlebendigung des Allgemeinen im Besonderen, des Geistigen im Sinnlichen, des Begriffs in der Anschauung ist das, was „Kunst" heißt. Das Gebiet des Besonderen aber kann entweder das der sinnlichen Anschauung sein, und dann haben wir dementsprechend die Kunst im engeren Sinne; oder aber es kann das Besondere auch dasjenige des sinnlichen Wollens sein, und dann haben wir die Kunst im weiteren Sinne, diejenige des lebendigen, sittlichen Handelns. Denn Sittlichkeit ist die Kunst der lebendigen Vergegenwärtigung des allgemeinen im individuellen Willen. Auf die eine oder andere Weise aber soll jeder ein Künstler sein.

Es ist schön, daß Dreßlers Studie in diesem höchsten Gedanken menschlicher Wahrheit ausklingt. Und man wird unwillkürlich an jene Auffassung Schillers erinnert, wenn man die prächtigen Schlußsätze liest: „Im Selbst vollbringt das Ganze sich selbst zu seiner Wahrheit, als das lebendige ewige Kunstwerk der Welt. Das Wissen ist der Künstler, der sich selbst durch den ganzen Weltprozeß schafft; die Welt als Wissen, das Selbst, ist Künstler und Werk in Einem; alle Wahrheit; Alles; der sich selbst darstellende Künstler, das sich selbst schaffende Kunstwerk; die lebendige Realisierung seiner Selbst. Das Kunstwerk des Künstlers, vom Leben und Selbst abgelöst, steht in den kalten Hallen des Museums; das wahre Kunstwerk muß Leben bleiben, unversteinert, das letzte, höchste, wahre Kunstwerk, das wahrhafte Ganze, nicht rhapsodische, nicht abstrakte, nicht nur innerlich gefühlte, sondern lebendige, ewig wirkliche, in unendlichen Erscheinungen Eine, hinflutend durch den Strom der eigenen Gestalten, sich triumphierend im Ringsvergehen erhaltend und steigernd, das Einzige, Freie, seine Ewigkeit in unendlichen Formen grüßende, das Leben des Selbst, die wahre Darstellung der Wahrheit in sich selbst."

Das vorliegende Werk Dreßlers ist so ein mächtiger Mahnruf an unsere Zeitgenossen, eine kernige Aufforderung, den Faden des Idealismus wieder aufzunehmen, den unsere Ahnen für uns gesponnen haben, und den wir achtlos aus unseren Händen haben gleiten lassen. Möge es an seinem Teile dazu beitragen, den deutschen Genius wieder aus seinem tiefen Schlummer zu wecken, den deutschen Genius, dessen universale Bestimmung es ist, die Vergeistigung des menschlichen Lebens und aller seiner inneren und äußeren Verhältnisse für die Gesamtheit der übrigen Welt verwirklichen zu helfen. Schon zu lange währt die Nacht, die über das geistige Leben unseres Volkes hereingebrochen ist, aber nun verkündet wieder das erste Morgenrot den kommenden Tag, und wir begrüßen wohlgemut den Vorboten des goldenen Helios.

Charlottenburg I. Ferdinand Jakob Schmidt.

## Geschichte.

**Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker.** Eine staatswissenschaftliche Studie auf Grund der neueren Biologie von Dr. **Wilhelm Schallmeyer** in München. Verlag von **Gustav Fischer** in Jena. 1903.

**Darwinismus und Sozialwissenschaft** von **Arthur Ruppin.** Dr. phil., Magdeburg. Verlag von **Gustav Fischer** in Jena. 1903.

**Urgeschichte, Geschichte und Politik.** Populär-naturwissenschaftliche Betrachtungen von **Bernhard Rawitz.** Berlin 1903.

Mit der sich gegenwärtig vollziehenden Herausgabe von „Natur und Staat", einem Sammelwerk, das aus einer größeren Zahl von preisgekrönten Büchern besteht, unternimmt Professor Häckel in Jena eine umfassend angelegte Aktion gegen die historische Weltanschauung in unserem öffentlichen Leben: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?" So fragte das Preisausschreiben für „Natur und Staat", und die Bewerber um die Preise hatten jene Frage unter den verschiedensten Gesichtspunkten zu beantworten. Neben anderen Teilen des Sammelwerkes liegt der Oeffentlichkeit auch schon jene Schrift vor, welcher der erste Preis zuerkannt worden ist. Es ist das oben genannte Buch von Schallmeyer über Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Dr. Schallmeyer, welcher der politischen Wissenschaft eine veränderte Grundlage biologischer Natur geben will, ist von Beruf Mediziner und hat als Schiffsarzt Ostasien gesehen. Von seinem Thema jedoch, des der theoretischen Politik, versteht Schallmeyer ebensowenig wie sein Meister Häckel von der Philosophie und der Religion, jenen Sphären des geistigen Lebens, welche der Jenenser Professor durch sein 1900 erschienenes Buch: „Die Welträtsel" umzuwälzen versuchte, wie heute sein Schüler Schallmeyer die Wissenschaft vom Staate zu revolutionieren strebt. Was die „Welträthsel" betrifft, so hat Friedrich Paulsen im 101. Bande dieser Zeitschrift auf S. 29 u. ff. nachgewiesen, wie konfus und sachunkundig die Schrift ist; die Schallmeyersche Arbeit stellt sich hinsichtlich dieser Gebrechen dem Buche des Meisters der Schule ebenbürtig an die Seite. Eine kurze Vergegenwärtigung der Grundgedanken von „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker" wird genügen, um zu beweisen, daß der preisgekrönteste unter den Vorkämpfern des jüngsten materialistischen Angriffes auf die Geisteswissenschaften sein Ziel vollständig verfehlt hat.

Nach dem Gesetze der natürlichen Auslese, so argumentiert Schallmeyer, werden durch die fortschreitende Entwicklung der Arten immer diejenigen Individuen ausgemerzt, welche sich den wachsenden Lebensbedingungen nicht anzupassen vermögen. Das bezeichnete heilsame Gesetz vermag sich

leider bei den Kulturvölkern nicht mehr recht zur Geltung zu bringen. Während innerhalb der barbarischen Stämme die schwächlich angelegten Naturen im allgemeinen früh hinwegsterben und nicht in dem Maße wie die robusten zur Fortpflanzung gelangen, bringen es in den zivilisierten Gemeinwesen zahllose minderwertig Disponierte zu einer ansehnlichen Lebensdauer und zu reicher Nachkommenschaft. Durch die bezeichnete Störung der natürlichen Auslese degeneriert die Rasse, deren Kraftniveau herabgedrückt wird, indem sich der Nachwuchs der Tauglichen mit dem viel zahlreicheren Nachwuchs der Halbtauglichen paart. Wie wird beispielsweise die natürliche Auslese gehemmt durch die Fortschritte der ärztlichen Kunst! Es ist ganz und gar verkehrt, die medizinischen Errungenschaften als einen unbedingten Segen für die Menschheit anzusehen: „So wird z. B. gegenwärtig die Tuberkulosis mit einem früher nie dagewesenen Eifer bekämpft. . . Angesichts dieser Bestrebungen ist daran zu erinnern, daß die Tuberkulosis vorzugsweise solche Individuen erfaßt und überwältigt, deren Konstitution schon vor der Infektion mangelhaft und darum wenig widerstandsfähig war, daß also die Tuberkulosis insofern eine auslesende Wirkung übt, und daß die durchschnittliche gesundheitliche Erbkonstitution der gegenwärtigen Bevölkerung unmöglich ebensogut sein könnte, wenn nicht die Tuberkulosis stets einen sehr beträchtlichen Teil ihrer schwächeren Glieder frühzeitig ausgemerzt hätte. Je mehr es also den Vorbeuge- und Heilbestrebungen der Hygiene und der Medizin gelingt, tuberkulös disponierte oder erkrankte Personen, die sonst jung gestorben wären, dem Leben und der Fortpflanzung zu erhalten, desto schwächer wird der Durchschnitt der Bevölkerung."

Hätte Schallmeyer seine „Idee" folgerichtig zu Ende gedacht, so müßte er fordern, daß der Kampf der Heilkunde gegen die Seuchen eingestellt würde, denn nur so könnte sich die Menschheit dem von unserem Autor so hoch gehaltenen Ideal des primitiven Kraftmenschen wieder nähern. Indessen will Schallmeyer nicht gelten lassen, daß seine Auffassungen die bezeichnete Konsequenz mit sich bringen: „Man muß nur wissen", bemerkt er, „welche Folgen die Ausschaltung oder Einschränkung der natürlichen Auslese hat, um die Notwendigkeit und die Verpflichtung einzusehen, diesen Folgen auf einem anderen Gebiet, dem der geschlechtlichen Auslese, entgegenzutreten. Das „allgemeine Menschenrecht" der Fortpflanzung wird sich dabei allerdings eine Einschränkung gefallen lassen müssen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Soll einem Volk . . . . . seine generative Tüchtigkeit erhalten werden, so muß die natürliche Auslese durch eine bewußte ersetzt werden . . . . . . .
Diese bewußte oder künstliche Auslese hätte sich beim Menschen selbstverständlich nicht der Vernichtung von Individuen zu bedienen, welche den für die Auslese jeweilig maßgebenden Anforderungen nicht genügen, sondern würde in ihrer bloßen Fernhaltung von der Fortpflanzung zu be-

stehen haben, d. h. in der Versagung der Ehe durch Sitte und Gesetz ... Für Versagung der Ehebewilligung seitens des Staates gegen konstitutionelle Verbrecher, gegen Syphilitiker wenigstens bis zu einem gewissen Zeitpunkt, gegen Gonorrhoiker bis zu zweifelloser Beseitigung der Virulenz (in letzteren Fällen nicht, um eine Vererbung auf die Nachkommen zu verhüten, sondern um einer Schädigung einerseits der Gesundheit und andererseits der Fruchtbarkeit der Gattinnen vorzubeugen) — hingegen wohl noch nicht gegen Gewohnheitssäufer, psychopathisch belastete, auch nicht gegen unzweifelhaft tuberkulöse, geschweige gegen nur tuberkulös veranlagte Personen würde die öffentliche Meinung schon heute zu gewinnen sein, wenn zunächst die offizielle Wissenschaft ihren Einfluß in dieser Richtung geltend machen würde, und dann der Staat mit seinen mächtigen Hilfsmitteln — Schulen, Presse, Autorität der mit diesen Anschauungen erfüllten Beamten, endlich Gesetzgebung — das öffentliche Gewissen in diesem Sinne heranbilden und schärfen würde."

Die Engländer sagen, das Uebermaß des Beamtenwesens in Deutschland verspottend, die eine Hälfte des deutschen Volkes ist immer damit beschäftigt, die andere zu examinieren. Zu allen anderen Prüfungskommissionen soll nun nach dem Vorschlage unseres Reformators der Staatswissenschaften noch eine amtsärztliche Behörde treten, welche jeden Heiratskandidaten auf diskrete Krankheiten zu untersuchen hat. Wird ein Ehestandslustiger nicht gesund befunden, so soll man ihm den obrigkeitlichen Ehekonsens, der mit Unrecht für reaktionär gilt und wiedereinzuführen ist, pure verweigern: „Zwischen dieser Untersuchung und der Eheschließung dürften nur einige Wochen liegen", — natürlich damit der lose Vogel es ohne illegitimes Schnäbeln bis zur Hochzeit aushalten kann; sonst hat Schallmeyer kein hinreichendes Vertrauen zu der sittenpolizeilichen Kontrolle, unter welche die gesamte Männerwelt gestellt werden soll. Regelung der Fortpflanzung seiner Untertanen durch den Staat ist eine der wichtigsten Konsequenzen, zu welcher nach Schallmeyer der auf die Staatswissenschaft angewendete Darwinismus führt. Wenn die Naturwissenschaftler schweigen, muß von seiten der Vertreter der Geisteswissenschaften nachdrücklicher Protest eingelegt werden gegen die Schädigung des Andenkens des großen Naturforschers Darwin durch die Neudarwinianer. Daß diese ihre Alchemie ungestraft als Darwinismus anpreisen dürfen, kompromittiert die sonst so ehrenreiche Naturwissenschaft unseres Zeitalters aufs stärkste. Selbstverständlich hat Schallmeyer ganz recht, wenn er an manchen Ehen vom hygienischen Standpunkte aus den größten Anstoß nimmt. Auch kann ihm ohne weiteres zugestanden werden, daß die Gesetzgebung prinzipiell berechtigt sein würde, in die bezeichneten Verhältnisse einzugreifen. Was das Schallmeyersche Buch zu einer Karikatur macht, ist das einem Mann mit allgemeiner Bildung nicht zu verzeihende Vorurteil, daß in mehr oder weniger glücklichen Betrachtungen über menschliche Fortpflanzungsverhält-

nisse der Hauptinhalt der Staatswissenschaft erblickt werden müsse. Was von Plato und Aristoteles an bis zu den politischen Theoretikern unserer Tage den Inhalt der Staatswissenschaft ausgemacht hat, wird von ihrem materialistischen Reformator mit dem Stillschweigen der Unkenntnis oder der Verständnislosigkeit übergangen. Ein naiver Leser muß aus der Lektüre der Schallmeyerschen Arbeit den Eindruck gewinnen, daß vor dem Verfasser von „Auslese und Vererbung" niemand staatswissenschaftliche Gedanken hervorgebracht hat, welche durch die Erfahrung als probehaltig erwiesen worden sind. Streift Schallmeyer wirklich einmal die Gedankenarbeit eines seiner Vorgänger, so handelt es sich niemals um einigermaßen gründliche Studien, sondern immer bloß um aufgepickte Lesefrüchte. Nur diese Unwissenheit in der Geschichte der politischen Studien macht es erklärlich, wie das Alpha und Omega einer modernen Staatswissenschaft in dem Problem erblickt werden kann, die durch Fortpflanzung Kränklicher und durch Konvenienzehen verfälschte menschliche Zuchtwahl tunlichst zu der einem normalen Lebewesen gebührenden natürlichen Zuchtwahl zurückzubilden. Was Schallmeyer sonst über öffentliche Angelegenheiten vorbringt, ist durchweg so flüchtig und äußerlich, daß es an Gehalt und Gediegenheit tief unter dem Niveau der Tagespresse steht. Der einzige greifbare Gedanke in seinem Buch bleibt die Verbesserung unserer Rasse durch natürliche Zuchtwahl; die Züchtung des Uebermenschen — Nietzsche imponiert Schallmeyer sehr — in einem menschlichen Trakehnen. Welche Opfer des Intellektes Schallmeyer jenem Wahn zu bringen imstande ist, zeigt sein Vorschlag einer so hohen Wehrsteuer für die Militäruntauglichen, daß sie in ihrer Fortpflanzungsmöglichkeit bedeutend beeinträchtigt werden. Gestalten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse eines militäruntauglichen Staatsbürgers trotz der ihm auferlegten Sondersteuer immer günstiger, so will Schallmeyer dem Manne gegenüber die Steuerschraube mit solcher Rücksichtslosigkeit angezogen wissen, daß der erstrebte „bevölkerungspolitische" Zweck unter keinen Umständen verfehlt werden kann. Also je fleißiger und nüchterner einer lebt, je umsichtiger er wirtschaftet, desto brutaler soll die Obrigkeit ihn die soziale Stufenleiter wieder herunterstoßen, welche er kraft seiner Tugenden emporgestiegen ist; das fordert ein Gegner des Zuchthausstaates der Sozialdemokratie! Schallmeyer ist, wie schon bemerkt, als Schiffsarzt in Ostasien gewesen. Auf Grund der in China gewonnenen Eindrücke verspürt der Verfasser von „Vererbung und Auslese" nicht übel Lust, die chinesische Kultur für wertvoller als die europäische zu erklären. Zum mindesten ein Element der chinesischen Zivilisation möchte er der europäischen einimpfen, nämlich die Familienstammbäume: „Bis heute kann man das dickleibigste hygienische Kompendium in die Hand nehmen, ohne darin auch nur eine Andeutung von dem Bewußtsein entdecken zu können, daß mindestens das Studium der menschlichen Zuchtwahlverhältnisse zu den Aufgaben einer Wissenschaft gehört, die sich mit der Vorbeugung der

Krankheiten zu befassen hat. . . . Hierzu bedarf es vor allem der Schaffung wissenschaftlichen Materials zur Belehrung des Volks hinsichtlich der Gattenwahl. . . . . So glänzend die Erfolge sind, welche die Hygiene auf ihren bisherigen Gebieten erzielt hat, sie würde sich doch noch weit größere Verdienste erwerben durch Sorfalt für Hebung der menschlichen Zuchtwahl. . . . . . . . . . Die üblichen Quellen der medizinischen Statistik vermögen aber zur Erforschung der Erblichkeitsfrage kein brauchbares Material zu liefern. . . . . . . Dazu bedarf es wissenschaftlich angelegter offizieller Individualstammbäume. Es ist klar, daß die Zuverlässigkeit dieser Erkenntnisquelle von Generation zu Generation wachsen würde. . . . . . . Man würde anfangen, sich zwecks Eheschließung für diese Stammbäume zu interessieren, zuletzt vielleicht nicht weniger wie jetzt für Vermögensverhältnisse. . . . . . . . ."

Der Autor erklärt an einer anderen Stelle die Züchtung eines Menschenschlages mit heiterem Temperament für biologisch möglich. Darnach könnten in dem naturwissenschaftlichen Zukunftsstaat menschliche Warmblüter und Kaltblüter gezüchtet werden. Gedankenarme Politiker pflegen, wenn sie ihren Mangel an Originalität fühlen, regelmäßig die Errichtung einer neuen bureaukratischen Behörde anzuregen. In diesem Sinne verlangt Schallmeyer neben den schon erwähnten Syphilis- und Gonorrhöe-Behörden die Kreierung eines deutschen Nationalgestütmeisters für die zweibeinige Reichstierwelt. Ich scherze nicht: Schallmeyer sagt: „Um durch Feststellung der generativen Beschaffenheit jeder Person . . . . brauchbares Material für Individual- und Familienstammbäume zu erlangen, sind staatliche Einrichtungen erforderlich, deren Schaffung des Schweißes eines für seine Aufgabe begeisterten Gesundheitsministers ebenso würdig wie bedürftig ist." Diese tiefe Staatsweisheit entnehmen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie laut derjenigen Unterabteilung von „Natur und Staat", welcher der erste Preis zuerkannt worden ist. Ich habe unter den übrigen Preisschriften noch die von Ruppin gelesen, welche den Titel führt: „Darwinismus und Sozialwissenschaft". Ruppin ist ein klarerer Kopf als Schallmeyer, und es ist interessant, in „Darwinismus und Sozialwissenschaft" zu beobachten, wie rasch Ruppin, natürlich unbewußt, die für ein sozialwissenschaftliches Thema nicht geeignete naturwissenschaftliche Grundlage aufgibt und eine geschichtliche sucht. Als Dilettant in den Geisteswissenschaften vermag er freilich die erstrebte zuverlässige Basis nicht zu finden. Typisch ist für die historischen Kenntnisse des Autors der Satz: „In England ist die früher dort heimische schwarze Ratte fast gänzlich verschwunden, seitdem die graue Ratte aus Hannover mit den Schiffen Wilhelms des Eroberers über den Kanal gekommen war und der schwarzen Ratte das Feld streitig machte."

Das Häckelsche Sammelwerk ist nur insofern ernst zu nehmen, als es, dem Zeitgeist schmeichelnd, in der Masse eine gewisse Verbreitung finden

dürfte. Wie die Tendenz, die theoretische Politik materialistisch-naturwissenschaftlich zu begründen in der Luft liegt, zeigt das Erscheinen der dritten oben zitierten Publikation, das Buch von Rawitz, welches mit „Natur und Staat“ nicht in äußerer Verbindung steht aber durch und durch von seinem Geiste erfüllt ist. Rawitz steht der Disziplin der theoretischen Politik mit derselben totalen Sachunkenntnis wie Schallmeyer gegenüber. Sein Buch ist schlechthin inhaltlos. Um sich und den Leser über die Leere hinwegzutäuschen, erfindet der Verfasser zwei neue Kunstausdrücke: Coenonismus und Personalismus. In diese beiden verschwommenen Formeln preßt er gewaltsam den ganzen reichen Inhalt des historisch-politischen Lebens hinein und hetzt den Gegensatz der künstlich gemachten, unfruchtbaren Begriffe auf mehreren hundert Seiten förmlich zu Tode. Charakteristisch für die politische Qualifikation von Rawitz ist der Satz, er beschränke sich auf deutsche Politik, da es zu schwierig sei, die öffentlichen Angelegenheiten fremder Völker zu verstehen!! Die ganze neudarwinistische Literatur über die geschichtliche Welt gehört gleich den Schriften von Lamprecht und von Houston Chamberlain in die Kategorie der Afterwissenschaft, der geisteswissenschaftlichen Alchemie.

E. Daniels.

---

Marengo. (Mit zwei Karten und einem bibliographischen Anhang.) Von Dr. Alfred Herrmann. Münster i. W. Aschendorffsche Buchhandlung. 1903.

Diese 256 Druckseiten starke Schrift ist eine Doktordissertation, mit welcher der Verfasser in Breslau promoviert hat. Sie ist Aloys Schulte gewidmet. Die Wissenschaft ist dem Verfasser zu Danke verpflichtet. Er hat auf dem Wiener Kriegsarchiv fruchtbare Studien angestellt und mit schönem Erfolg das österreichische Quellenmaterial verwertet, welches in den letzten Jahren durch Hüffer veröffentlicht worden ist. Die kriegsgeschichtliche Bildung Herrmanns zeichnet sich durch Gediegenheit aus, wenn auch erhebliche Fehler in der strategischen Kritik noch vorkommen. Ihrer ungeachtet bildet die Herrmannsche Arbeit eine gute Vervollständigung unseres Wissens über den napoleonischen Feldzug von 1800. Es ist wohl nicht unseres Autors Schuld, sondern das Verdienst seiner Vorgänger, wenn sich das Neue, das Herrmann zu bieten weiß, fast ausschließlich auf die österreichische Seite beschränkt. In Bezug auf die Franzosen sind seine Forschungen ziemlich ergebnislos geblieben. Hervorgehoben sei nur der Tagesbefehl, den Berthier als vorläufiger Befehlshaber der Armee ein paar Tage vor dem Abmarsch nach dem großen St. Bernhard erließ: „Von morgen an soll man alle Konskribierten ein paar Gewehrschüsse abgeben lassen; man soll sie unterweisen, wie man mit richtigem Augenmaß das Gewehr anlegt, um zu zielen und endlich, wie man das Gewehr



ladet.“ Diese merkwürdige Verfügung beleuchtet drastisch den Gewehrmangel, der bei der mühsam zusammengebrachten „Reservearmee“ herrschte. Noch nach dem Alpenübergang, zwei Tage vor der Schlacht von Marengo, fehlten im 29. Linienregiment noch immer die Gewehre für 19 Mann. Von Reservegewehren war natürlich nicht die Rede, und die gleiche Unfertigkeit waltete hinsichtlich aller anderen Rüstungsgebiete ob.

Charakteristisch für den österreichischen Feldherrn Melas ist, daß er am Morgen der Schlacht von Marengo die Kavalleriebrigade Nimptsch, zwei schöne Regimenter von zusammen 2300 Mann, der Verwendung auf der Wahlstatt entzog, indem er sie auf das Erscheinen von ein paar französischen Reitern hin weitab in das Bormidatal detaschierte und dort den ganzen Tag stehen ließ. Jene kleine Abteilung französischer Kavallerie gehörte zu dem Heer Massenas, das soeben, durch Hunger bezwungen, gegen freien Abzug Genua übergeben hatte, und noch viel zu erschöpft war, um wieder im Felde zu erscheinen. Nur die nicht mit eingeschlossen gewesene Division Suchet war aktionsfähig, aber alle diese Truppen standen noch in Ligurien, von der piemontesischen Ebene, in der Marengo liegt, durch den Apennin getrennt. Ein kleiner Bruchteil der Brigade Nimptsch genügte, um die Massenaschen Eklaireurs bis hinter Acqui zurückzujagen, Melas fühlte sich aber gleichwohl nicht veranlaßt, die beiden Reiterregimenter auf das Schlachtfeld zu ziehen.

Hier siegten die Oesterreicher allerdings auch ohne das; sie befanden sich in mäßiger Ueberzahl. Wenn man einerseits die Brigade Nimptsch, andererseits die Division Desaix außer Ansatz läßt, kämpften nach Herrmanns allerdings nicht ganz sicherer Berechnung 28 500 Oesterreicher gegen 23 000 Franzosen. In Wahrheit scheinen die Kaiserlichen noch um ein paar tausend Mann stärker gewesen zu sein, als Herrmann annimmt, eine geradezu erdrückende Uebermacht an Kombattanten besaß Melas jedenfalls nicht. Kolossal aber war das Uebergewicht der Oesterreicher an Artillerie. Fast 200 österreichische Geschütze*) zählt Herrmann gegen 17**) französische. Hatte doch Napoleon nicht mehr als 36 Kanonen über die Alpen mitgenommen, da für einen größeren Artilleriepark die Bespannung nicht aufzutreiben war.

Napoleon wurde an dem Schlachttage von Marengo zunächst vollständig geschlagen. Die Frage, warum die Oesterreicher dann doch die Schlacht verloren, ist bisher nicht mit Bestimmtheit entschieden worden. Man hat Melas für den Umschlag deshalb verantwortlich machen wollen, weil der hochbetagte Herr nach Empfang einer leichten Kontusion das Schlachtfeld, das seine Truppen anscheinend genommen hatten, verließ und

*) Gegen 100 sechspfündige Bataillonskanonen und 92 Reservegeschütze, teils sechspfündig, teils zwölf- und achtzehnpfündig; dazu Haubitzen von sieben und zehn Pfund.

**) Hiernach sind die irrigen Angaben der Memoiren Marmonts zu berichtigen.

sich zu seiner Erholung und Pflege in das benachbarte Alessandria begab. Aber Melas war für die Durchführung von Marengo sicher nicht unentbehrlicher als Friedrich für die Durchführung von Mollwitz. Die mithin offenbleibende Frage nach den Gründen des gewaltigen, welterschütternden Schicksalswechsels an diesem verhängnisvollen 14. Juni hat Herrmann sich das große Verdienst erworben, als erster völlig befriedigend zu beantworten. In der Anweisung für die kaiserlichen Generale vom Jahre 1796 hatte es geheißen: „. . . Es ist alles anzuwenden, um bei der Truppe die Zusammenhaltung, den Schluß in Reih' und Glied zu erwirken und weder bei Attacken noch Verfolgen umsoweniger bei Rückzügen das Zerstreuen und Auseinanderlaufen zu gestatten." Im Sinne der bezeichneten traditionellen Taktik verordnete Melas' Generalquartiermeister — kein geringerer als Radetzky — in dem Armeebefehl für den Tag von Marengo:

„Es wird sich hauptsächlich darum handeln, mit konzentrierten Kräften dem Feind entgegenzugehen, folglich sich auf keine Art in Plänklers aufzulösen, sondern selbst in Verfolgung des Feindes, der selbst in der Flucht sich sammelt und seine Angriffe erneuert, geschlossen zu bleiben." Diese Verfügung, welche dem überlieferten Charakter des Heeres richtig angepaßt war, ließ sich nicht durchführen. Die siegreich vorgedrungenen Linien lösten sich gegen den Willen der Offiziere in kleine und ganz kleine Abteilungen auf, indem die hungrigen und durstigen Soldaten in den Meierhöfen Erquickungen suchten. Viele Leute plünderten die gefallenen und gefangenen Feinde, ohne sich durch die Ohrfeigen ihrer Vorgesetzten einschüchtern zu lassen. Nicht einmal die Avantgarde des verfolgenden Heeres blieb in Gefechtsformation, trotzdem das Gelände einer breiten Front keine besonderen Hindernisse in den Weg legte. Anstatt dessen avanzierten an der Spitze regellose, aus allen Regimentern gebildete Haufen von „Tirailleuren", die nicht tiraillieren gelernt hatten. Bei den strenger disziplinierten Preußen hätte sich, trotz der Disqualifikation auch des Fridericianischen Heeres für die Verfolgung, jene Selbstauflösung mitten im Erfolge wohl kaum zu ereignen vermocht; hier konnte man ein Jena verlieren, aber schwerlich ein Marengo. An persönlicher Tapferkeit fehlte es übrigens den österreichischen Offizieren mit nichten, wie es die hohen Verlustziffern der Aktion beweisen.

Indem die österreichische Armee die Schlachtordnung aufgab, in der sie allein zu fechten gewohnt war, wurde die Avantgarde unvermutet von der Abends anlangenden frischen Division Desaix angegriffen. General Desaix selber fiel zu Beginn dieses neuen Gefechts, ein Ereignis, welches den Oesterreichern noch einmal ermöglichte, den Gegner zurückzudrängen. Aber auch jetzt gelang es den Führern nicht, die Soldaten wieder in die Hand zu bekommen; die Desaixsche Leiche ist geplündert aufgefunden worden. Die Division Desaix brachte 8 Geschütze mit; bei dem Mangel der Fran-

zosen an Artillerie ein besonders wertvoller Sukkurs; fünf von jenen Kanonen waren den Oesterreichern erst eben bei Montebello abgenommen worden; so schlug sie der Korse mit ihren eigenen Waffen!

Nachdem die Franzosen dank der Division Desaix Luft bekommen hatten, sammelten sie sich von neuem und sprengten die Tête des verfolgenden Heeres. Der Generalstabschef Zach, der an der Spitze der k. k. Truppen die Verfolgung leitete, geriet in Gefangenschaft. Nach der Tête wurde die Hauptkolonne der Oesterreicher von dem Rückstoße des Feindes heimgesucht. Auch sie befand sich dank der Unbotmäßigkeit der Soldaten nicht mehr in derjenigen Formation, an welcher dem Radetzkyschen Armeebefehl gemäß auch während der Verfolgung festzuhalten war. Unter dem Ansturm der wieder ermutigten Franzosen aufs neue aufzumarschieren, gelang weder der Infanterie noch der Kavallerie, und so räumten denn die über den Haufen geworfenen Sieger das Schlachtfeld in noch größerer Unordnung, als die, in welcher sie verfolgend vorgedrungen waren. Ganz gewiß war die Disziplin auf der französischen Seite nicht besser als auf der österreichischen, aber die zerstreute Fechtweise der republikanischen Heere ertrug eine gewisse Lockerung der Manneszucht ohne Schaden, während die Oesterreicher mit ihrer Lineartaktik die Schlacht von Marengo verloren, weil der Wiederaufmarsch der aufgelösten Linien nicht durchgesetzt werden konnte. Rein materiell betrachtet, gewannen die Franzosen durch den Sieg fast garnichts; ihre Verluste waren nur unbeträchtlich niedriger als die der Feinde, die auch wenige Trophäen zurückgelassen hatten. Allerdings sahen sich die Kaiserlichen von ihrer Basis, den Erblanden, abgeschnitten, aber sie hatten hinter der Bormida, auf Alessandria gestützt, immerhin noch für sechs Tage gesicherte Verpflegung. Unter diesen Umständen würde sich vielleicht ein anderer Feldherr als der greise, obendrein leicht verwundete Melas nicht zu der Konvention von Alessandria entschlossen haben, durch die ganz Italien bis zum Mincio mit sämtlichen Festungen von den kaiserlichen Truppen geräumt wurde. Freilich wäre es unter einem begabteren Oberbefehlshaber wohl überhaupt nicht zu einer so unglücklichen Lage der kaiserlichen Armee gekommen. Man vergegenwärtige sich nur das Gewicht, welches die frische Kavalleriebrigade Nimptsch hätte in die Wagschale werfen können, wenn Melas diese nutzlos detachierten 2300 Reiter herbeigerufen hätte wie Napoleon die 5000 Mann Desaix'! Jetzt erfüllte das kaiserliche Hauptquartier infolge der schwer bestraften Fehler und des jähen Schicksalswechsels eine allgemeine Demoralisation.

Wie wenig heroisch die Stimmung unter den österreichischen Generalen war, zeigt ein Bericht über den Kriegsrat am Morgen nach der Schlacht, an dem teilnahmen: Melas, Radetzky und die Generale Ott, Kaim und Schellenberg. Man debattierte darüber, ob man mit dem Feinde unterhandeln oder versuchen solle, durchzubrechen, sei es nach den Erblanden, sei es über den Apennin nach Genua, wo man sich auf die englische Flotte

zu stützen vermochte: „Wegen der Bagage", sagte Ott, „daran ist mir nicht viel gelegen; ich will gern alles, was ich habe, zum Besten des Staats sakrifizieren." „Ja!" schrie Kaim, „was hast denn Du alles bei Dir? Gelt! eine Kuchel-Kalesch mit ein paar Schindmähren bespannt! Wenn ich sonst nichts bei mir hätte, das könnten die Franzosen alles beim Kripps nehmen, aber ich habe mein ganzes Vermögen bei mir; das schüttelt man nicht so zum Aermel hinaus." Obwohl diese kleinen Interessen selbstverständlich für Melas nicht maßgebend sein durften, tat er nach allem Vorangegangenen doch wohl Recht, die Armee dem Kaiser zu erhalten, anstatt sich auf neue Kämpfe mit verwandter Front einzulassen. Für den Feldzug von 1805 wurde die Bagage des österreichischen Heeres auf die Hälfte reduziert und blieb trotzdem noch weit größer als beim Gegner. Im Jahre 1801 nahm noch der Infanterieleutnant Pferde mit ins Feld, so ungeheuer war der Troß. Herrmann tadelt die Konvention von Alessandria ganz außerordentlich streng, und beinahe ebenso scharf wie mit Melas geht er mit Napoleon ins Gericht. Nach dem Einzuge in Mailand will er die napoleonische Strategie, deren Genialität er bis dahin anerkannt, nicht mehr gelten lassen; der blendende Erfolg des französischen Feldherrn, so urteilt Herrmann, trat ein trotz einer verwerflichen Kriegsführung dank der noch verwerflicheren seines Gegners. Das ist eine sehr starke Uebertreibung, in welcher bloß ein winziges Körnchen Wahrheit steckt. Weiter will ich mich auf die schon zu Beginn der Besprechung berührten Auffassungsirrtümer des Autors nicht einlassen, nachdem das Gute, welches ich aus seiner Erstlingsarbeit berichten konnte, bereits einen beträchtlichen Raum in Anspruch genommen hat.

E. Daniels.

---

## Nationalökonomie.

**Berliner Jahrbuch für Handel und Industrie.** Bericht der Aeltesten der Kaufmannschaft. Jahrgang 1903. Band I. XIX u. 542 Seiten. Band II. XVI u. 425 Seiten. Preis M. 10.—.

Das hier erschienene Jahrbuch, welches an die Stelle der früher von den Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft ausgegebenen wirtschaftlichen Jahresberichte getreten ist, hat nicht nur bei den Mitgliedern des Berliner Handelskammerbezirks freudiges Aufsehen erregt, sondern auch in der volkswirtschaftlichen Fachwelt lebhafte Diskussionen hervorgerufen, die sich mit der Frage über die Art der Abfassung der Handelskammerberichte befassen.

Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, mehrere Jahre hindurch beruflich Gelegenheit gehabt hat, die Fülle von Material zu studieren, die in den Handelskammerberichten aufgespeichert wird, der wird sich dem Gedanken nicht verschließen können, daß die Berichterstattung der Handelskammern

außerordentlich reformbedürftig ist. Auf diesem Gebiete hat sich das historisch Ueberlieferte länger in der alten Form erhalten, als dieses notwendig war. Die Handelskammerberichte sind ursprünglich nichts weiter, als Berichte an den Handelsminister, dem die Kammern unterstellt sind, über die Tätigkeit der Kammer und das wirtschaftliche Leben im Kammerbezirk, offenbar lediglich mit dem Zweck, dem Handelsminister für etwaige gesetzgeberische Maßnahmen Material zu liefern. So haben auch sehr viele Handelskammerberichte äußerlich die Form eines Berichtes an den Handelsminister beibehalten.

Mit den Jahren haben sich die Handelskammern erheblich vermehrt und die Zahl der heute gedruckt erscheinenden Handelskammerberichte wird weit über hundert sein. Der inhaltliche Aufbau der Berichte ist fast bei allen gleichförmig. Er zerfällt in der Regel in drei Teile, erstens in Betrachtungen über die allgemeine wirtschaftliche Lage, wobei sich die Sekretäre der Handelskammer zumeist über alles und noch einiges mehr expektorieren, über Volkswirtschaft und Sozialpolitik, Politik und alle Gebiete, die nur annähernd sich mit einem oder dem anderen Punkte der Handelskammertätigkeit berühren. Ein zweiter Teil behandelt die Tätigkeit der Kammer und enthält eine Zusammenstellung aller nur halbwegs wichtigen Beschlüsse und Maßnahmen der Kammer während des Berichtsjahres. Der dritte Teil endlich enthält die von den Handelskammermitgliedern gelieferten Berichte über das Wohl und Wehe der einzelnen im Kammerbezirk vorhandenen Geschäftszweige, betreffs derer der Sekretär in der Regel sich nur die Arbeit macht, die gröbsten orthographischen und stilistischen Schnitzer auszumerzen.

Es läßt sich denken, daß namentlich dieser letzte Teil zumeist vollkommen einseitige Bilder über das wirtschaftliche Gedeihen der einzelnen Branchen enthält, da in der Regel für jeden Geschäftszweig nur ein Berichterstatter herangezogen wird. Natürlich läßt es sich dagegen nicht vermeiden, daß zwischen den einzelnen Handelskammerberichten, und hierbei kommen auch direkt benachbarte Bezirke in Frage, die Urteile über die einzelnen Industriezweige durchaus verschieden lauten, je nachdem, ob der Berichterstatter eine große oder kleine Firma ist, ob er viel oder wenig am Export interessiert ist, ob er sein Rohmaterial selbst herstellt oder beziehen muß und was dergleichen grundlegende Unterschiede mehr sind. Naturgemäß aber indentifiziert sich der einzelne Berichterstatter mit seiner ganzen Branche und gibt seine Spezialinteressen in dem Bericht für diejenigen der ganzen Branche aus, ob bewußt oder unbewußt, das tut nichts zur Sache. Nun kommt es natürlich oft genug vor, daß bei einer Industrie, die über große Gebiete des Reiches verstreut ist, ein Mitglied dieser Branche in irgend einem kleinen Handelskammerbezirk sitzt und über die Branche dort zu berichten hat. Infolgedessen wird sein Urteil häufig ein irreführendes sein, und das Gros der Branche wird sich oft genug be-

danken, seine Ideen, Wünsche und Bestrebungen von einem solchen Mitgliede wiedergegeben zu sehen. Wie oft kommt es nicht vor, daß eine Industrie, über die ein Handelskammerbericht Mitteilungen macht, in dem betreffenden Bezirk nur durch eine einzige, dazu noch nicht einmal bedeutende Firma, vertreten ist.

Diese Umstände haben dazu beigetragen, diesen dritten Teil der Handelskammerberichte zu einem wahren Monstrum zu machen. Indessen wer die Handelskammerberichte benutzen wollte, um auf irgend einem volkswirtschaftlichen Gebiete zu richtigen Urteilen zu gelangen und gezwungen war, dabei auf diesen Teil der Handelskammerberichte zurückzugreifen, der kannte in der Regel diese Verhältnisse und es wurde gang und gebe, für die verschiedenen Industrien, die man kennen lernen wollte, ganz bestimmte Handelskammerberichte heranzuziehen, indem man dabei diejenigen Bezirke aussuchte, in denen Hauptteile solcher Industrien sitzen. Ueber die Kohlenindustrie zog man den Essener Bericht heran, über die Eisengießerei den Elberfelder, über Schiffahrt den Hamburger, über Getreidehandel den Danziger oder Königsberger, über Holzhandel den Lübecker, über Spielwaren den Sonneberger, über Zucker den Magdeburger usw. Jeder Handelskammerbericht hatte eine gewisse Spezialität, für die er eine Autorität in Anspruch nehmen konnte.

Indessen erhellt hieraus, daß andererseits große Teile der Handelskammerberichte vollkommen wertlos waren und nutzlose Arbeit darstellten, sodaß hier zweifellos eingegriffen werden mußte. Als der jetzige Handelsminister Möller in die Regierung berufen wurde, erließ er schon nach kurzer Zeit eine Verfügung, in der er die Mißstände, die sich bei dieser Berichterstattung in den Handelskammerberichten gezeigt hatten, rügte und den Handelskammern auferlegte, die von den einzelnen Branchenvertretern eingelieferten Berichte ihrerseits einer genauen Prüfung zu unterziehen, schiefe Urteile zu beseitigen, falsche Wünsche und Bestrebungen auszumerzen. Der Erlaß ist zweifellos gut gemeint, aber, daß er viel nützen wird, kann ich mir nicht denken, denn die ganze Institution der Handelskammern ist darauf zugeschnitten, solange diese Art der Berichterstattung überhaupt beibehalten wird, stets ein einseitiges Urteil zu liefern. In den 80 er Jahren hat einmal der deutsche Handelstag, die Vereinigung sämtlicher deutscher Handelskammern, mehrere Jahre hindurch den Versuch gemacht, aus allen, oder doch den meisten vorliegenden Handelskammerberichten eines Jahres einen einheitlichen Gesamtüberblick zusammenzustellen und diesen der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Idee, die diesem Unternehmen zugrunde lag, war an sich richtig, sie scheiterte daran, daß die Zusammenstellung erst so spät erscheinen konnte, daß das Gesamturteil über ein Jahr fertig war, wenn größere Einzelresultate über das folgende Jahr bereits wieder vorlagen. So stellte man nach mehreren Versuchen dieses Unterfangen wieder ein. Zweifellos war dies

zu bedauern, denn das Unternehmen ging von der durchaus richtigen Idee aus, daß das in den Handelskammerberichten niedergelegte Material wertvoll genug sei, um nicht nur für die Räte des Handelsministers als Material zu dienen, sondern auch der Allgemeinheit, den verschiedensten Interessenvertretungen, beratenden und gesetzgebenden Körperschaften bekannt zu werden. Und das beabsichtigen ja auch zweifellos die Handelskammern selbst, wenn sie Jahr für Jahr ihre oft umfangreichen Berichte im Druck erscheinen lassen und den verschiedensten Körperschaften zusenden. Also der ursprüngliche Zweck der Berichte, lediglich zur Information für den Handelsminister zu dienen, ist zweifellos durch die Praxis der Handelskammern dahin ausgedehnt worden, daß die Berichte auch der Oeffentlichkeit Material zuführen sollen. Damit ist aber, wie von einzelnen Handelskammern bestritten wird, das Recht zu öffentlicher Kritik gegeben.

Das Unternehmen des Handelstages scheiterte an der verspäteten Herstellung. Damit ist ein wichtiges Moment für die Handelskammer-Berichterstattung in den Vordergrund gerückt: Die Berichterstattung muß eine möglichst schleunige sein. Offiziell läßt der Handelsminister den einzelnen Kammern ein halbes Jahr Zeit, um den Bericht fertig zu stellen, und ein nicht unbedeutender Teil sämtlicher Handelskammerberichte erscheint nach dem 1. April eines jeden Jahres. Das sind in der Regel diejenigen Kammern, bei denen sich die „Sekretäre Zeit lassen". Andere, bei denen die Sekretäre, oder auch die Präsidenten vielleicht ehrgeiziger sind, bemühen sich, ihre Berichte so rasch wie nur irgend möglich herauszubringen. Schon hierdurch entsteht eine völlige Ungleichheit in der Verwertbarkeit der Berichte. Die ersten nach Ablauf des Jahres erscheinenden Handelskammerberichte werden begierig von den verschiedensten Seiten studiert und benutzt, während für die später erscheinenden eine so dringende Verwendung nicht mehr vorhanden ist. Selbst wenn also unter den späteren noch wertvolle Berichte sich befinden, so treten sie zurück vor den weniger wertvollen früher erschienenen. Als seinerzeit der Kampf um die Gründung einer Handelskammer in Berlin ausgefochten wurde, war es einer der Haupttrümpfe der gegenüber der Korporation der Kaufmannschaft im Verein Berliner Kaufleute und Industrieller gebildeten freien Organisation, daß der Jahresbericht des Vereins in der Regel wenige Tage nach Jahresschluß, ja teilweise schon zum Neujahrstage erschien. Eine solche Beschleunigung ist natürlich nur möglich, wenn man auf die Vollständigkeit selbst der wichtigsten statistischen Angaben für das Berichtsjahr verzichtet und sich etwa mit einer Berichterstattung über 11 Monate begnügt.

Um dem Fehler der verspäteten Herstellung zu entgehen, gewöhnten sich andere Kammern daran, sofort zum Schlusse des Jahres zunächst einen kurzen die allgemeinen Erfahrungen des Jahres wiedergebenden Bericht zu publizieren und die Einzelberichterstattung für die folgenden Monate oder Wochen zu verschieben. Dieses ist eine Aushilfe, die indessen

gerade den Ansprüchen, die man von einem Handelskammerbericht fordert, nicht genügt und sich wohl zur Wiedergabe in der Presse eignet, nicht aber eigentlich verwendbares wirtschaftliches Material bietet. Ein solcher Vorbericht enthält in der Regel eben keine Tatsachen, sondern nur Meinungen. Das was eigentlich den Kern des Handelskammerberichtes ausmacht, soweit er für die größere Oeffentlichkeit von Interesse ist, nämlich die Berichterstattung über die Ergebnisse des Jahres in den einzelnen Geschäftszweigen, das wird stets mindestens eine Arbeit von Wochen beanspruchen, wenn eine zuverlässige Berichterstattung vorliegen soll. Je größer der Handelskammerbezirk ist und je umfangreicher sein Geschäftsverkehr, um so längere Zeit wird die Herstellung dieses Teiles des Berichtes brauchen. Indessen ist diese Schwierigkeit doch nur eine rein technische, die bei genügender Verwendung von Hilfskräften zu bewältigen ist.

Was den zweiten Teil der Handelskammerberichte betrifft, die Tätigkeit der einzelnen Handelskammern, die sich in ihren Beratungen, Maßnahmen usw. äußert, so weisen hier die meisten Handelskammerberichte wiederum große Gleichförmigkeit auf, da ja naturgemäß fast mit allen wichtigeren Fragen des Handels und Verkehrs sich jede Handelskammer befaßt, und da ferner bei einer großen Zahl von Fragen die Auffassung der Handels- und Verkehrskreise eine einheitliche ist, so kehren hier dieselben Gründe für und gegen eine Maßnahme der Regierung oder anderer Körperschaften unzählige Male wieder, sodaß ein großer Teil von Papier und Druck unnötig vergeudet wird. Wohl ist es richtig, daß die einzelnen Handelskammergremien sich mit den Handel und Verkehr angehenden Fragen in ihren Beratungen befassen sollen, aber daß jede kleine Handelskammer diese Dinge zu Papier bringt und gefällig broschiert der Oeffentlichkeit überreicht, das ist nicht notwendig. Eine Vereinfachung dürfte hier um so eher Platz greifen, als man nicht vergessen darf, daß die Handelskammern Zwangsgemeinschaften sind, die von zwangsweise erhobenen Steuern ihrer Zugehörigen leben. Freilich will natürlich jede Handelskammer schon durch ihren Bericht dokumentieren, daß sie sich um alle Fragen von Handel und Verkehr kümmert, sie will ihrem Bezirk zeigen, daß sie auf dem Posten gewesen ist. Hier spielt der Eifer und die Eitelkeit der Handelskammerpräsidenten, Mitglieder und Sekretäre eine gewisse Rolle.

Die Reformierung der bisher geschilderten beiden Teile der Handelskammerberichte, nämlich des Teiles über die Tätigkeit der einzelnen Handelskammern und die Berichterstattung über die einzelnen Industriezweige kann bewirkt werden lediglich durch Dekret von oben. Das liegt nun einmal in den Zuständen. Freiwillig wird sicherlich keine Handelskammer gern auf diese Berichterstattung verzichten, weil sie sonst ihre Bedeutung gegenüber anderen Handelskammern herabzusetzen glauben würde. Deshalb muß ernstlich erwogen werden, ob nicht für diesen Teil der Berichterstattung

eine die Einheitlichkeit verbürgende Anordnung zu erlassen ist. Es könnte beispielsweise den Handelskammern vorgeschrieben werden, daß sie lediglich über diejenigen Geschäftszweige zu berichten haben, die innerhalb ihres Bezirkes eine wirkliche Bedeutung für die gesamte Volkswirtschaft haben, d. h., die einen gewissen Prozentsatz der Gesamtindustrie ausmachen. Damit würde jede Handelskammer sich auf ihre sogenannten Spezialitäten beschränken können, und allein schon dadurch wäre eine große Vereinfachung erreicht. Naturgemäß würde für einen Bezirk wie Berlin oder Köln oder Frankfurt eine solche Verfügung weniger praktisch werden können, wohl aber für 80—100 andere kleinere Handelskammern. Es würde sich weiter fragen, ob man nicht die Zeit, in der dieser Teil des Berichtes fertig zu stellen wäre, auf 3 Monate anstatt der jetzigen 6 beschränken könnte, da ja dieser Teil derjenige ist, der ein brauchbares Bild nur dann ermöglicht, wenn die Berichte der verschiedensten Handelskammern möglichst rasch mit einander verglichen und zusammengestellt werden können.

Was den Berichtsteil betreffend die Tätigkeit der Handelskammern anlangt, so könnte hier eine Aenderung dahingehend getroffen werden, daß eine große Zahl von Fragen, die an alle Handelskammern gelangt ist und von allen oder doch vielen behandelt wurde, nicht im Jahresbericht jeder Handelskammer wiederkehrt, sondern von einer Zentralstelle aus bearbeitet wird. Die gegebene Zentrale hierfür ist der deutsche Handelstag, der schon jetzt bei allen wichtigeren Gelegenheiten die Meinungen der ihm angeschlossenen Handelskammern einholt und in Folge dessen leicht in der Lage wäre, über diese Fragen einen besonderen Bericht zu erstatten. Er könnte dieses um so rascher tun, als es Fragen sind, die schon während einzelner Teile des Jahres zu einem gewissen Abschluß gebracht werden und deshalb rechtzeitig redaktionell für den Bericht vorbereitet werden können. Den einzelnen Handelskammern aber würde dadurch eine weitere Arbeitsentlastung zu teil werden, die auf die Schnelligkeit bei der Fertigstellung ihres Berichtes wiederum förderlich sein müßte. Ihnen bliebe für diesen Teil der Berichterstattung nur die Behandlung derjenigen Fragen, welche von der betreffenden Handelskammer entweder speziell angeregt worden sind, oder die das Wohl und Wehe ihres engeren Bezirkes betreffen.

Der allerschlimmste Teil der Handelskammerberichte ist der erste sogenannte „Allgemeine Teil“. Hier herrscht ein wahres Tohuwabohu von volkswirtschaftlichen, politischen und sozialen Anschauungen, ein Durcheinander von wichtigem und unwichtigem Material, bald aus dem engsten, bald aus dem weitesten Gesichtskreise, sodaß dieser Teil der Handelskammerberichte bei den meisten Kammern geradezu ungenießbar ist. Hier ist die Reform am dringendsten, hier ist sie vielleicht aber auch am schwierigsten. Man könnte ja schließlich den Handelskammern schlechtweg untersagen, diese allgemeinen Expektorationen über das Wirtschaftsjahr

überhaupt in den Bericht aufzunehmen, oder aber man könnte den Bericht auf gewisse Punkte beschränken. Indessen werden sich hier richtige Grenzen schwer ziehen lassen. Und andererseits ist es doch von großer Wichtigkeit, in einem allgemeinen Ueberblick zu sehen, wie sich das Geschäftsleben eines Jahres in den Köpfen der einzelnen Handelskammergremien malt. Freilich ist es natürlich kaum wertvoll, zu wissen, wie die Handelskammer etwa in Altenburg sich diese wirtschaftliche Welt betrachtet, wohl aber wie Hamburg, Bremen, Köln, Nürnberg usw. sich ihre Auffassung und welche Auffassung gebildet haben. Es wird aber kaum angehen, den kleineren Handelskammern solche allgemeinen Betrachtungen zu verbieten, um sie einzelnen großen zu erlauben. Ich wüßte in der Tat gegenwärtig kein Mittel, um dem geschilderten Uebelstande abzuhelfen, es sei denn, daß ein Appell an die Handelskammern selbst, der meinetwegen auch ein ministerieller Appell sein könnte, eine Wirkung hätte.

Hier ist nun der Punkt, wo das vorliegende „Berliner Jahrbuch" sich in den Rahmen unserer Betrachtungen einfügt. Es bedeutet nämlich schlechtweg für den Allgemeinen Teil der Handelskammerberichte eine Reform in allen Punkten.

Schon bisher haben gewisse Handelskammern ihren Ehrgeiz darin gesetzt, die allgemeine Wirtschaftslage nicht lediglich aus dem engen oder mindestens einseitigen Gesichtswinkel ihres Bezirkes heraus zu betrachten, sondern die Erfahrungen, die sie in ihrem Bezirk gesammelt haben, mit denen der Allgemeinheit in Einklang zu bringen. In dieser Hinsicht haben sich gewisse Handelskammerberichte, ich brauche nur beispielsweise den Breslauer, den Magdeburger, den Düsseldorfer zu nennen, ohne irgend wie vollständig sein zu wollen, ein gewisses autoritatives Ansehen geschaffen. Indessen waren dieses doch nur Anfänge, und das Bestreben kein ausgesprochenes, sondern ein nur unbewußtes. Das Berliner Jahrbuch indessen will ganz bewußt eine Reform der wirtschaftlichen Jahresberichterstattung anstreben. Das Jahrbuch stellt die wirtschaftliche Entwicklung des großen Berliner Bezirkes bewußt in Zusammenhang mit dem allgemeinen deutschen und dem internationalen Wirtschaftsleben.

Demnach enthält das Jahrbuch zunächst eine allgemeine Charakterisierung des deutschen Wirtschaftsjahres 1903 auf grund der hauptsächlichsten hierfür erreichbaren allgemeinen statistischen Ziffern. Es wird ferner in kurzen Daten ein Ueberblick über die auswärtige Politik gegeben und im Anschluß hieran die wirtschaftliche Entwicklung in Berlin und dem Korporationsbezirk gekennzeichnet. Es überrascht den Leser der bisherigen Handelskammerberichte geradezu, in welch umsichtiger Weise das Jahrbuch die für das abgelaufene Wirtschaftsjahr charakteristischen Daten zusammenstellt. Das Jahrbuch gewinnt seine einleitende allgemeine Auffassung zunächst aus drei wichtigen Momenten, nämlich dem Bedarf an Kapitalien, dem Bedarf an Verkehrsmitteln und dem Bedarf an menschlichen Arbeitskräften. Für den

ersten Punkt sind die Ziffern der Reichsbank maßgebend, für den zweiten die Einnahmen der Eisenbahnen, für den dritten die Ergebnisse der Arbeitsnachweise. Das Jahrbuch zeigt in höchst interessanter Weise, wie der Verlauf der in diesen Ziffern verborgenen Kurven ein völlig einander entsprechender ist, und gibt einen interessanten Rückblick in dieser Beziehung namentlich für die Zeit der letzten Depression. Es stellt fest, daß der Anfang der Abwärtsbewegung bei der Reichsbank im Juli 1900, bei den Eisenbahnen im Februar 1901, bei den Arbeitsnachweisen im Februar 1900 eintrat, und der Anfang der Besserung bei der Reichsbank im November 1902, bei den Eisenbahnen im Juni 1902, bei den Arbeitsnachweisen im August 1902. Der Anfang des Niederganges war also nirgends so früh mit Sicherheit zu konstatieren, wie bei den Arbeitsnachweisen, während der Anfang der Besserung sich fast gleichzeitig in der Zunahme des Verkehrs und der Zunahme der Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt zeigt. Auch welche Daten das Jahrbuch für den Berliner Bezirk heranzuziehen vermag, ist interessant. Es sind dieses nämlich u. a. die Daten über die Einwohnerzahl und ihre Veränderungen, über Temperatur und Sonnenscheinstunden, über die Arbeitsnachweise und die Stellenvermittlung einzelner kaufmännischer Vereine, über die Zahl der Krankenkassenmitglieder, über den Markenverkauf der Landesversicherungsanstalten, über die bei der Polizei eingelieferten Bettler, über den Fremdenverkehr und so fort. Insbesondere enthält das Jahrbuch ferner eine Statistik über die Preise der bedeutendsten Welthandelsartikel.

Ein umfangreiches Kapitel ist den Kartellen, Syndikaten und ähnlichen Vereinigungen gewidmet; ferner ein anderes den Streiks und Aussperrungen, über die eine genaue statistische Nachweisung, soweit Berlin in Betracht kommt, aufgenommen ist; desgleichen ein Verzeichnis der im Berliner Bezirk in Geltung befindlichen kollektiven Arbeitsverträge zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern.

Der Geldmarkt und die Bewegung der Reichsbank sind in der ausführlichsten Weise behandelt und mit internationalen Ziffern in Beziehung gesetzt. Gleich ausführlich ist die Bewegung des Fondsmarktes, insbesondere der Börsenkurse und der Emissionen behandelt. Eine Uebersicht über die wirtschaftliche Entwicklung des Auslandes vervollständigt diesen ersten allgemeinen Teil. Von Bedeutung ist ferner, daß eine kurze Chronik über die wirtschaftlichen, sowie eine solche über die politischen Ereignisse beigegeben ist, die als ausgezeichnetes Hilfsmittel die Erlangung eines richtigen Urteils erleichtert.

Es kann hier nicht Aufgabe sein, den Inhalt des Berliner Jahrbuches näher zu skizzieren. Es kam darauf an, ausgehend von dem vorliegenden Werk, welches nicht mit Unrecht über weite Fachkreise hinaus Aufsehen erregt hat, zu erörtern, wie weit eine Reform der wirtschaftlichen Berichterstattung in Deutschland seitens der dazu berufenen

Körperschaften möglich ist. Soweit hier erzieherisch auf die einzelnen Handelskammern gewirkt werden kann, bildet das vorliegende Jahrbuch der Korporation der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Berlin, die ja nicht einmal eine offizielle Handelskammer darstellt, geradezu ein musterhaftes Vorbild. Das Bestreben ist hier vorhanden, Erfahrungen des einzelnen Bezirks, mit denen des deutschen, ja des internationalen Wirtschaftslebens in einen folgerichtigen Zusammenhang zu bringen und deshalb sind selbst da, wo nur Daten für Berlin gegeben sind, diese Daten von viel weitergehendem Interesse, als bloß für den Berliner Bezirk. Es sei bemerkt, daß auch in der übrigen Berichterstattung, nämlich bei derjenigen über die Tätigkeit der Korporation sowie über den Geschäftsgang in den einzelnen Zweigen, dieses Bestreben in mustergültiger Weise beibehalten worden ist. Wir sehen alles und jedes nicht aus dem Gesichtspunkt eines einzelnen Geschäftsmannes oder eines einzelnen Wirtschaftsbezirkes, sondern aus dem weitesten Gesichtskreis eines mit der deutschen Volkswirtschaft sowie mit dem internationalen Wirtschaftsleben unlöslich verknüpften Wirtschaftsgebietes.

Das Erscheinen des Berliner Jahrbuches hat die Frage wiederum akut gemacht, wie der wirtschaftlichen Berichterstattung aufzuhelfen ist. Die Frage bedarf dringendster Erwägung. Sollte man sich zu einer Reform entschließen, so soll auch noch darauf hingewiesen werden, daß heute die Berichterstattung über die Landwirtschaft von der der Handelskammern vollkommen gesondert ist, und daß sich bei einem Vergleich dieser mit den Berichten der Handelskammern noch größere und krassere Divergenzen ergeben, als unter den Handelskammerberichten selbst; es wäre die Frage, wie weit auch mit diesen ein innerlicher Zusammenhang hergestellt werden könnte. Dr. Hjalmar Schacht.

---

Die Kleinbahnen in Preußen. Von Dr. Max Wächter. Berlin, Verlag von Julius Springer. VI. und 268 S.

Die vorliegende Schrift bezweckt nach des Verfassers eigener Angabe in erster Linie das Material zur Beurteilung des Kleinbahnwesens in Preußen in übersichtlicher Form zusammenzustellen. Diese Aufgabe darf man als erreicht ansehen. Die Literatur über Kleinbahnen ist zwar umfangreich, indessen ebenso sehr zerstreut, und das Wächtersche Buch wird deshalb in dieser Hinsicht gute Dienste leisten. Es bringt eine Zusammenstellung der Gesetze, welchen die Bahnen überhaupt und insbesondere die Kleinbahnen unterliegen, und stellt die Entwicklung des Kleinbahnwesens unter diesen Gesetzen dar.

Nachdem die Eisenbahnen schon im Jahre 1838 in Preußen ein besonderes Gesetz bekommen hatten, blieben die Kleinbahnen noch lange Zeit außerhalb eines Spezialgesetzes, insbesondere war von einer eigentlichen Förderung des Kleinbahnwesens bis in neuere Zeit hinein keine Rede.

Die Hoffnung, daß das Privatkapital sich dem Kleinbahnwesen zuwenden würde, wurde nicht erfüllt, aus dem einfachen Grunde, weil die voraussichtlich rentablen Bahnlinien in der Regel von Haupt- und Nebeneisenbahnen mit Beschlag belegt wurden und für die Kleinbahnen nur Linien geringerer Rentabilität übrig blieben. Ueberdies ermunterten, solange kein Spezialgesetz für Kleinbahnen vorhanden war, die allgemeinen gesetzlichen Vorschriften nicht gerade zum Bau von Kleinbahnen, da die vielen Schwierigkeiten bei Erwerbung des Grund und Bodens die mit den einzelnen Gemeinden abzuschließenden Verträge und dergleichen Mühe und Arbeit und große Kosten verursachten. Trotzdem ist das Kleinbahnwesen nicht nur im Gesamtinteresse des Staates volkswirtschaftlich wichtig, sondern für die Entwicklung einzelner Landesteile geradezu notwendig. Nichtsdestoweniger dauerte es bis zum Jahre 1892, ehe ein besonderes Kleinbahngesetz zu Stande kam.

Bis zum Jahre 1880 war die Zahl der erbauten nebenbahnähnlichen Kleinbahnen, welche hauptsächlich für die Entwicklung des Landes in Frage kommen (also abgesehen von Straßenbahnen ꝛc.) eine minimale. In den letzten 12 Jahren vor Erlaß des Kleinbahngesetzes wurden dann im ganzen 145 km nebenbahnähnliche Kleinbahnen gebaut bezw. konzessioniert. In dem auf den Erlaß des Kleinbahngesetzes folgenden Dezennium dagegen wurden nahezu 6000 km Kleinbahnen gebaut. Während ferner vorher der Mangel einer besonderen gesetzlichen Regelung möglichste Billigkeit des Bahnbaues zur Bedingung gemacht hatte, wurde jetzt etwa das Doppelte der Kosten auf die Ausstattung der Bahnen verwandt, um diese letzteren möglichst leistungsfähig und möglichst den Nebenbahnen ähnlich zu gestalten.

Die Rentabilität der Kleinbahnen ist heute wie früher eine sehr mangelhafte und das Schmerzenskind dieser ganzen volkswirtschaftlichen Institution Sie beträgt etwas weniger als 1 Proz. Deshalb ist die Kapitalsbeschaffung für den Bau von Kleinbahnen schwierig und die wichtigste Frage der Kleinbahnpolitik geworden. Das Eisenbahnpfandgesetz vom Jahre 1895 suchte in diesem Punkt Abhilfe zu schaffen, indem es die grundbuchamtliche Verpfändungsmöglichkeit der Kleinbahnen erleichterte. Indessen hat dieses Gesetz keinen allzu großen Erfolg gehabt, und so kommen denn in der Hauptsache nur die staatlichen und kommunalen Geldunterstützungen für den Kleinbahnbau als wesentliche Förderung in Frage. Die Kleinbahnunterstützung des Staates betrug im Jahre 1895 5 Millionen Mark, in den drei folgenden Jahren je 8 Millionen Mark und stieg dann auf 20 Millionen Mark jährlich. Die Bewilligung ist abhängig gemacht von Gutachten, welche die Königlichen Oberpräsidenten sowie die Königlichen Eisenbahndirektionen auf Grund bestimmter Vorschriften abzugeben haben. Eine weitere Unterstützung erhalten die Kleinbahnen durch die Provinzial-Verwaltungen, sei es durch Darlehen, durch teilweise Zinsgarantie oder

Leistung von Betriebszuschüssen u. dergl. Die Provinzial-Verwaltungen, welche das größte Interesse an den Kleinbahnen haben, haben die Förderung des Kleinbahnwesens rege betrieben, indessen sind gerade auf diesem Gebiet noch zahlreiche Wünsche vorhanden. Nach übereinstimmender Ansicht aller Beteiligten genügt das bisher vorhandene Kleinbahnnetz auch noch nicht im entferntesten den an ein solches gestellten Anforderungen, wenn auch die Wünsche der nächst Beteiligten etwas gar zu weit gehen mögen, wie denn z. B. der Bund der Landwirte mehr als 50 000 Kilometer Kleinbahnen gegenüber den bestehenden 6000 Kilometer verlangt. Allzuviel Hoffnung, daß auch ein wesentlich bescheideneres Ziel mit den gegenwärtig vorhandenen Mitteln erreicht werden kann, besteht nicht, denn, wie der Verfasser treffend hervorhebt, sind natürlich zunächst die wirtschaftlich günstigsten Linien ausgebaut worden, so daß die Rentabilität der ferneren Kleinbahnen eine noch bescheidenere werden dürfte. Wie aus diesem Konflikt herauszukommen ist, dafür bringt der Verfasser einige Punkte bei, ohne indessen die Frage einer Lösung wesentlich näher zu führen; in der Tat dürfte dieselbe auch sehr schwierig sein. Was der Verfasser an Material aus Denkschriften der Landesdirektoren und anderer zunächst interessierter Behörden beibringt, fördert die Frage nach keiner Richtung. Es mag möglich sein, daß durch eine Frachttarifpolitik, welche die Kleinbahnen inniger an die Haupt- und Nebenbahnen schließt, mancherlei gewonnen werden könnte. Auch erscheint es als zweifellos, daß die Eisenbahn-Behörden dem Kleinbahnwesen vielfach mit einem ziemlich geringen Wohlwollen gegenüber zu stehen scheinen, und es scheint, als ob die Mauern, welche um die einzelnen Ressorts errichtet sind, gar zu hoch und dick wären; aber die Hauptfrage, wie eine bessere Rentabilität für die Kleinbahnen zu erreichen sein wird, dürfte lediglich durch eine Besserung auf tarifarischem Gebiet nicht gelöst werden.

Die Kleinbahnfrage hängt zweifellos mit unserer ganzen Agrarpolitik so innig zusammen, daß sie losgelöst von derselben keine fruchtbare Betrachtung ermöglicht. Diesen Punkt aber läßt die Schrift Wächters völlig aus den Augen. Eine genaue Untersuchung der Größenverhältnisse landwirtschaftlicher Betriebe sowie der verschiedenen Betriebsarten mit Rücksicht auf die Rentabilität der Kleinbahnen würde der Lösung der Frage eher entgegenführen.

H. Schacht.

---

## Literatur und Sprachkunde.

### Theodolit.

Zu den eigenartigsten und gewaltigsten Leistungen der Neuzeit gehören unzweifelhaft die riesigen Alpentunnel, und die Zeitungen berichten wiederum regelmäßig über den Stand des neuesten Durchstichs durch den Simplon. Die für den Laien auffallendste und kaum faßbare Leistung bleibt dabei die Möglichkeit, derartige Durchstiche an den beiden durch viele Stunden Wegs und himmelhohe Erhebungen getrennten Enden zugleich beginnen und unterirdisch weiterführen zu können, ohne daß sich alsdann doch die beiden meilenlangen Strecken tief im dunklen Erdinnern verfehlen.

Die dazu nötigen äußerst genauen Vermessungen und Berechnungen werden bekanntlich nur ermöglicht durch ein sinnreiches Werkzeug, den Theodolit. Die grundlegende Erfindung zu diesem kunstvollen Meßwerkzeug, das Astrolabium, verdanken wir unserm großen Meister Johann Müller aus Königsberg in Franken (1436—1476), ohne dessen Schrift „Ephemeriden" und ohne dessen astronomische Werkzeuge wohl kein Vasko da Gama den Seeweg nach Ostindien gewagt und kein Kolumbus Amerika entdeckt hätte.

Das Gerippe dieses Instruments bilden eine horizontale und eine vertikale geteilte Kreisscheibe auf einem Gestell mit Fernrohr und Fadenkreuz.

Höchst merkwürdig bleibt es nun, daß der Name Theodolit für jenes wunderbare und doch im Grundgedanken einfache Instrument, wie auch die Zeitungen erwähnten, bisher allen Erklärungsversuchen getrotzt hat, ja daß man sogar darüber streitet, ob das Wort aus dem Griechischen oder aus dem Arabischen stamme. Daß das Arabische überhaupt noch in Betracht kommt, ist für jene Zeiten um so weniger zu verwundern, als eben unser Königsberger Meister, meist lateinisch Regiomontanus genannt, selber noch den sogenannten „Almagest" des Griechen Ptolemäos aus der arabischen Bearbeitung dem Abendlande ins Lateinische verdeutschen mußte. Aber das Wort Theodolit mutet uns doch gar zu griechisch an, und selbst die Verteidiger seines arabischen Ursprungs nehmen an, daß es von englischen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts verstümmelt worden sei; wir sehen: ein fast babylonisches Sprachengewirr! und die Schwierigkeit der Erklärung scheint groß. Aber vielleicht hat gerade der gordische Knoten dieses alten Rätsels den deutschen Professor gereizt und mit einer glücklichen Inspiration erleuchtet!

Eine alte griechische Regel heißt in lateinischer Fassung: Interaspiratio non scribitur, d. h. etwa: Bei Zusammensetzung von Wörtern fällt ein ins neuentstehende Wort hineingeratenes h (im Griechischen ein kleines Häkchen) zwischen zwei Vokalen aus. Das scheint uns hier bei dem mittleren Bestandteil des Wortes Theodolit der Fall zu sein. Wir leiten das Wort ab aus den drei griechischen Stämmen: 1. θεα (= thea) schauen

(vergl. Theater), 2. ὁδο (= hodo) Weg, Bahn, Zug, Fahrt (vergl. Hodegetik) und 3. λιθ (= lith) Stein, Fels (vergl. Lithograph); also von den drei griechischen Wörtern θεάομαι, ὁδός und λίθος. Das ergibt die Bedeutung: Wegsteinschauer, Richtpunktmesser, Bahn- (oder Entfernungs)zeichenschauer; oder auch Felswegkucker, Bergbahnmesser!

Denkt man sich die Meßscheibe ursprünglich als Steinplatte, so könnte man auch Wegschaustein übersetzen, oder Bahnmeßtisch, Streckenmeßplatte, oder Entfernungsmeßscheibe. Freilich würde bei der dadurch wichtiger gewordenen Bedeutung des letzten Wortbestandteiles „Stein" das Schluß-th wohl geschützter gewesen sein; allein bei der naheliegenden Verdunklung der ersten Bestandteile „Theodo" konnte auch das lith umsomehr aus dem Vordergrunde des Bewußtseins zurücktreten, als die Limbusscheibe ja sicher schon bald nicht mehr aus Stein, sondern aus Metall hergestellt wurde.

Nach allen Regeln der Kontraktion und Krasis, also der Zusammenziehung der Vokale und Mischung der Wörter konnte aus dem aho (griechisch αὁ oder αο) in Theahodolith bezw. Theaodolith ein langes o werden, also Theodolith. Wer erinnerte sich nicht aus der Quarta oder Tertia seiner verba contracta τιμάω = τιμῶ, τιμάομαι = τιμῶμαι; und ähnlich steht's mit der Krasis.

Nun aber bleibt noch ein dunkler Punkt, ein unerklärter Rest: wir schreiben Theodolit, und nicht Theodolith. Hier allein müssen wir einige Gewalt anwenden; unsere neuen amtlichen Rechtschreibungen, die schon zweimal Hunderte von th in einfache t verwandelt haben, stärkten auch uns neuerdings den Mut, hier mit dem gordischen Eisen zu schneiden, eine philologische Konjektur zu wagen „in Erwägung, daß" 1. im Worte selbst schon ein h, die Interaspiration, fallen mußte, 2. das dem Anfange gleiche th am Ende vielleicht anstößig erschienen sein mag, 3. das ganze Wort ja sogar vielfach als sprachlich bis zur völligen Unkenntlichkeit verstümmelt gilt, und sicher die spätmittelalterliche Entstehung des griechischen Wortes in der Bildung und Zusammensetzung auch größere Freiheiten erklären könnte als den Uebergang des End-th in t. Die von uns hinzugedachte Anfügung eines so luftigen Hauches, wie das h ihn darstellt, an das Schluß-t des Wortes ist wirklich keine alexandrische und „übermenschliche" Tolldreistigkeit. Endlich fände sich zum Ueberfluß für überängstliche Gemüter der konservativsten Gepflogenheit neben dem Stamme lith (λιθ) noch eine Wurzel lit (= λιτ) ohne das bedenkliche h in λίς λιτός, die auch wohl die Bedeutung Stein, glatter Stein (mit Ergänzung von πέτρα Fels, Gebirgszug) annimmt.

Bahnsteinschauer, Wegpunktkucker oder Richtpunktmesser und Fernpunktmesser; bezw. auch Felswegschauer, Bergbahnmesser wären also einerseits genaue Uebersetzungen des griechischen Wortes und zugleich andererseits keine so üblen, weil die Sache scharf bezeichnende und uns fast modern anmutende Verdeutschungen für den bösen Theodolit.

Fragen wir uns zum Schlusse, ein wenig verwundert und fast miß-trauisch, wie konnte denn aber eine so einfache Lösung des alten Rätsels Jahrhunderte lang ungefunden bleiben, so gibt's wohl auch darauf eine nicht unwahrscheinliche und befriedigende Antwort. Die Lösung war vielleicht nur dadurch erschwert, daß das Griechische den allbekannten Stamm theo (Gott) in sehr zahlreichen Wortanfängen zeigt (vergl. Theologe, Theodor u. s. f.), und daß man, dadurch verleitet, die Möglichkeit theo aus theao abzuleiten einfach übersehen hat. Sobald durch einen glücklichen Zufall ein kritischer Blick in dem Worte Theodolit den Stamm θεο vermutete, bezw. die griechische Schreibung mit langem o, also nicht θεοδόλιτ, sondern θεωδόλιτ voraussetzte, ergab sich die Lösung des Rätsels von selber.

Prof. Dr. Didolff.

---

Karl Gjellerup. Die Opferfeuer. Verlag Seemann, Leipzig 1903.

Die Dichtung (in dramatischer Form) führt uns zu Alt-Indiens schöner ferner Welt, die uns Kinder dieser Zeit so geheimnisvoll verwandt und zugleich so seltsam fremd anmutet. Wundervolle alte Legenden aus den Upanishaden weben sich dem Dichter zusammen, um ein einheitliches bewegt-ruhevolles Bild zu werden, woraus der ewige Gegensatz von dem aus Gottes Gnaden Erlebenden, aus der Quelle Schöpfenden, und den aus Büchern Lernenden rührend und hoheitsvoll zu uns spricht.

Zu dem Brahmanen Gaupavana, dem größten und berühmtesten der Weisheitslehrer, der die anderen im Redekampf niederspricht, trat einst flehend ein Jüngling. Aus dem Walde kam er, wo er die Herde gehütet, und wo Wandergans und Tauchervogel und Gazelle und Riesenelefant zu ihm sprachen — nicht mit Menschenstimme, aber viel verständlicher als Menschen, welche schwatzen. Aus jener glücklichen Welt hat Wissensdurst ihn vertrieben, der in ihm erwachte und wie Fieberglut an ihm zehrte, und er hatte sich aufgemacht, zu den Weisheitlehrern zu wandern, ihr Schüler zu werden und die erlösende Lehre vom Brahman zu lernen, von der es heißt:

„Und böte jemand ihm dafür die ozean-umgrenzte Erde,—
„Dies ist mehr wert, mehr wert“ so soll er denken.“

Aber keiner der Lehrer hatte ihn annehmen wollen; denn seine Herkunft war ihm unbekannt. Doch wie er mutlos, nur um zuletzt auch dies zu versuchen, zu dem größten unter ihnen, Gaupavana kam, und dieser ihn auch nach seiner Familie fragte, und er antworten mußte, das wisse er nicht, denn er sei vater- und mutterlos und niemand habe ihm sagen können, woher er stamme, Ach, er sei gewiß aus niedriger Familie, — antwortete der Priester mit wahrhaft vornehmem Sinne: „Nur ein Brahmane kann so offen reden!“ und nahm ihn zum Schüler an.

Aber Jahre sind vergangen, und dem Brahmanen sind Zweifel ge-

kommen, denn der Jüngling kann die Sprüche nicht auswendig behalten, die der Lehrer ihn lehrt. Wie zungenfertig sagt sein anderer Schüler sie her! Ç,vetaketu aber pflegt wohl die heiligen Feuer mit einer Innigkeit und Andacht, daß sie viel schöner brennen als je zuvor, — doch die heiligen Sprüche und Zauberworte vergißt er, sie haften ihm nicht, und der Meister meint, wenn er ein Brahmane wäre, müßte das anders sein. Und so gibt er ihm nicht mehr die rechte Belehrung, und Ç,vetaketu verzehrt sich in Sehnsucht und Durst nach Wahrheit und beginnt an sich selbst zu verzweifeln. Die heilige Opferschnur wirft er weit von sich, weil er ihrer nicht würdig sei.

Des Opferpriesters Töchterlein freilich tröstet ihn mit einem starken Argument: sie liebt ihn, und wie könnte Gaupavanas Tochter jemand lieben, der kein Brahmane ist? — So zieht sich dieser rührende Gedanke — von dem natürlichen Adel des hoch entwickelten Menschen, der unverkennbar ist, — durch das Ganze hindurch, und tiefsinnig und humorvoll zeigt sich, wie der Priester irrt, wenn er das Lernen und Behalten heiliger Worte mit zu den untrüglichen Zeichen dieses Adels rechnet.

Denn dem Jüngling, der an sich selbst verzweifelt, wird wunderbare Hilfe. Die Opferfeuer selbst heben an, mit Klingen aufzusteigen und in wundervollen Tönen mit ihm zu reden, ihm Offenbarung gebend, die Offenbarung von Brahman. Sodaß, als der Lehrer wiederkehrt, dieser sich beugen muß vor der hohen Klarheit des Jünglings, die aus seinem ganzen Wesen wunderbar strahlt und von der gewonnenen Meisterschaft zeugt.

Der dramatische Aufbau der Dichtung ist festgefügt und wirkungsvoll. Es gibt auch, namentlich im Gespräch zwischen dem Jüngling und der Geliebten, Stellen von hoher Poesie. Dem Sinne nach und dem inneren Gehalte nach erfüllen auch die Belehrungen der Flammen und die Aeußerungen des vollendeten Meisters die hohen Anforderungen, die an sie gestellt werden. Die lyrische Kraft aber versagt bei den Belehrungen der Flammen völlig. Die Stellen wirken opernhaft und teilweise trivial. Aber freilich! um hier würdigen und entsprechenden Ausdruck zu finden, dazu hätte es einer lyrischen Kraft allerersten Ranges bedurft. Im ganzen hinterläßt die Dichtung eine edle, ihres hehren Stoffes durchaus würdige Wirkung, die sich durch eine mit Liebe und Verständnis in Szene gesetzte Bühnendarstellung gewiß sehr verstärken wird.

Gertrud Prellwitz.

---



zu bedauern, denn das Unternehmen ging von der durchaus richtigen Idee aus, daß das in den Handelskammerberichten niedergelegte Material wertvoll genug sei, um nicht nur für die Räte des Handelsministers als Material zu dienen, sondern auch der Allgemeinheit, den verschiedensten Interessenvertretungen, beratenden und gesetzgebenden Körperschaften bekannt zu werden. Und das beabsichtigen ja auch zweifellos die Handelskammern selbst, wenn sie Jahr für Jahr ihre oft umfangreichen Berichte im Druck erscheinen lassen und den verschiedensten Körperschaften zusenden. Also der ursprüngliche Zweck der Berichte, lediglich zur Information für den Handelsminister zu dienen, ist zweifellos durch die Praxis der Handelskammern dahin ausgedehnt worden, daß die Berichte auch der Oeffentlichkeit Material zuführen sollen. Damit ist aber, wie von einzelnen Handelskammern bestritten wird, das Recht zu öffentlicher Kritik gegeben.

Das Unternehmen des Handelstages scheiterte an der verspäteten Herstellung. Damit ist ein wichtiges Moment für die Handelskammer-Berichterstattung in den Vordergrund gerückt: Die Berichterstattung muß eine möglichst schleunige sein. Offiziell läßt der Handelsminister den einzelnen Kammern ein halbes Jahr Zeit, um den Bericht fertig zu stellen, und ein nicht unbedeutender Teil sämtlicher Handelskammerberichte erscheint nach dem 1. April eines jeden Jahres. Das sind in der Regel diejenigen Kammern, bei denen sich die „Sekretäre Zeit lassen". Andere, bei denen die Sekretäre, oder auch die Präsidenten vielleicht ehrgeiziger sind, bemühen sich, ihre Berichte so rasch wie nur irgend möglich herauszubringen. Schon hierdurch entsteht eine völlige Ungleichheit in der Verwertbarkeit der Berichte. Die ersten nach Ablauf des Jahres erscheinenden Handelskammerberichte werden begierig von den verschiedensten Seiten studiert und benutzt, während für die später erscheinenden eine so dringende Verwendung nicht mehr vorhanden ist. Selbst wenn also unter den späteren noch wertvolle Berichte sich befinden, so treten sie zurück vor den weniger wertvollen früher erschienenen. Als seinerzeit der Kampf um die Gründung einer Handelskammer in Berlin ausgefochten wurde, war es einer der Haupttrümpfe der gegenüber der Korporation der Kaufmannschaft im Verein Berliner Kaufleute und Industrieller gebildeten freien Organisation, daß der Jahresbericht des Vereins in der Regel wenige Tage nach Jahresschluß, ja teilweise schon zum Neujahrstage erschien. Eine solche Beschleunigung ist natürlich nur möglich, wenn man auf die Vollständigkeit selbst der wichtigsten statistischen Angaben für das Berichtsjahr verzichtet und sich etwa mit einer Berichterstattung über 11 Monate begnügt.

Um dem Fehler der verspäteten Herstellung zu entgehen, gewöhnten sich andere Kammern daran, sofort zum Schlusse des Jahres zunächst einen kurzen die allgemeinen Erfahrungen des Jahres wiedergebenden Bericht zu publizieren und die Einzelberichterstattung für die folgenden Monate oder Wochen zu verschieben. Dieses ist eine Aushilfe, die indessen

gerade den Ansprüchen, die man von einem Handelskammerbericht fordert, nicht genügt und sich wohl zur Wiedergabe in der Presse eignet, nicht aber eigentlich verwendbares wirtschaftliches Material bietet. Ein solcher Vorbericht enthält in der Regel eben keine Tatsachen, sondern nur Meinungen. Das was eigentlich den Kern des Handelskammerberichtes ausmacht, soweit er für die größere Oeffentlichkeit von Interesse ist, nämlich die Berichterstattung über die Ergebnisse des Jahres in den einzelnen Geschäftszweigen, das wird stets mindestens eine Arbeit von Wochen beanspruchen, wenn eine zuverlässige Berichterstattung vorliegen soll. Je größer der Handelskammerbezirk ist und je umfangreicher sein Geschäftsverkehr, um so längere Zeit wird die Herstellung dieses Teiles des Berichtes brauchen. Indessen ist diese Schwierigkeit doch nur eine rein technische, die bei genügender Verwendung von Hilfskräften zu bewältigen ist.

Was den zweiten Teil der Handelskammerberichte betrifft, die Tätigkeit der einzelnen Handelskammern, die sich in ihren Beratungen, Maßnahmen usw. äußert, so weisen hier die meisten Handelskammerberichte wiederum große Gleichförmigkeit auf, da ja naturgemäß fast mit allen wichtigeren Fragen des Handels und Verkehrs sich jede Handelskammer befaßt, und da ferner bei einer großen Zahl von Fragen die Auffassung der Handels- und Verkehrskreise eine einheitliche ist, so kehren hier dieselben Gründe für und gegen eine Maßnahme der Regierung oder anderer Körperschaften unzählige Male wieder, sodaß ein großer Teil von Papier und Druck unnötig vergeudet wird. Wohl ist es richtig, daß die einzelnen Handelskammergremien sich mit den Handel und Verkehr angehenden Fragen in ihren Beratungen befassen sollen, aber daß jede kleine Handelskammer diese Dinge zu Papier bringt und gefällig broschiert der Oeffentlichkeit überreicht, das ist nicht notwendig. Eine Vereinfachung dürfte hier um so eher Platz greifen, als man nicht vergessen darf, daß die Handelskammern Zwangsgemeinschaften sind, die von zwangsweise erhobenen Steuern ihrer Zugehörigen leben. Freilich will natürlich jede Handelskammer schon durch ihren Bericht dokumentieren, daß sie sich um alle Fragen von Handel und Verkehr kümmert, sie will ihrem Bezirk zeigen, daß sie auf dem Posten gewesen ist. Hier spielt der Eifer und die Eitelkeit der Handelskammerpräsidenten, Mitglieder und Sekretäre eine gewisse Rolle.

Die Reformierung der bisher geschilderten beiden Teile der Handelskammerberichte, nämlich des Teiles über die Tätigkeit der einzelnen Handelskammern und die Berichterstattung über die einzelnen Industriezweige kann bewirkt werden lediglich durch Dekret von oben. Das liegt nun einmal in den Zuständen. Freiwillig wird sicherlich keine Handelskammer gern auf diese Berichterstattung verzichten, weil sie sonst ihre Bedeutung gegenüber anderen Handelskammern herabzusetzen glauben würde. Deshalb muß ernstlich erwogen werden, ob nicht für diesen Teil der Berichterstattung

eine die Einheitlichkeit verbürgende Anordnung zu erlassen ist. Es könnte beispielsweise den Handelskammern vorgeschrieben werden, daß sie lediglich über diejenigen Geschäftszweige zu berichten haben, die innerhalb ihres Bezirkes eine wirkliche Bedeutung für die gesamte Volkswirtschaft haben, d. h., die einen gewissen Prozentsatz der Gesamtindustrie ausmachen. Damit würde jede Handelskammer sich auf ihre sogenannten Spezialitäten beschränken können, und allein schon dadurch wäre eine große Vereinfachung erreicht. Naturgemäß würde für einen Bezirk wie Berlin oder Köln oder Frankfurt eine solche Verfügung weniger praktisch werden können, wohl aber für 80—100 andere kleinere Handelskammern. Es würde sich weiter fragen, ob man nicht die Zeit, in der dieser Teil des Berichtes fertig zu stellen wäre, auf 3 Monate anstatt der jetzigen 6 beschränken könnte, da ja dieser Teil derjenige ist, der ein brauchbares Bild nur dann ermöglicht, wenn die Berichte der verschiedensten Handelskammern möglichst rasch mit einander verglichen und zusammengestellt werden können.

Was den Berichtsteil betreffend die Tätigkeit der Handelskammern anlangt, so könnte hier eine Aenderung dahingehend getroffen werden, daß eine große Zahl von Fragen, die an alle Handelskammern gelangt ist und von allen oder doch vielen behandelt wurde, nicht im Jahresbericht jeder Handelskammer wiederkehrt, sondern von einer Zentralstelle aus bearbeitet wird. Die gegebene Zentrale hierfür ist der deutsche Handelstag, der schon jetzt bei allen wichtigeren Gelegenheiten die Meinungen der ihm angeschlossenen Handelskammern einholt und in Folge dessen leicht in der Lage wäre, über diese Fragen einen besonderen Bericht zu erstatten. Er könnte dieses um so rascher tun, als es Fragen sind, die schon während einzelner Teile des Jahres zu einem gewissen Abschluß gebracht werden und deshalb rechtzeitig redaktionell für den Bericht vorbereitet werden können. Den einzelnen Handelskammern aber würde dadurch eine weitere Arbeitsentlastung zu teil werden, die auf die Schnelligkeit bei der Fertigstellung ihres Berichtes wiederum förderlich sein müßte. Ihnen bliebe für diesen Teil der Berichterstattung nur die Behandlung derjenigen Fragen, welche von der betreffenden Handelskammer entweder speziell angeregt worden sind, oder die das Wohl und Wehe ihres engeren Bezirkes betreffen.

Der allerschlimmste Teil der Handelskammerberichte ist der erste so genannte „Allgemeine Teil". Hier herrscht ein wahres Tohuwabohu von volkswirtschaftlichen, politischen und sozialen Anschauungen, ein Durcheinander von wichtigem und unwichtigem Material, bald aus dem engsten, bald aus dem weitesten Gesichtskreise, sodaß dieser Teil der Handelskammerberichte bei den meisten Kammern geradezu ungenießbar ist. Hier ist die Reform am dringendsten, hier ist sie vielleicht aber auch am schwierigsten. Man könnte ja schließlich den Handelskammern schlechtweg untersagen, diese allgemeinen Expektorationen über das Wirtschaftsjahr

überhaupt in den Bericht aufzunehmen, oder aber man könnte den Bericht auf gewisse Punkte beschränken. Indessen werden sich hier richtige Grenzen schwer ziehen lassen. Und andererseits ist es doch von großer Wichtigkeit, in einem allgemeinen Ueberblick zu sehen, wie sich das Geschäftsleben eines Jahres in den Köpfen der einzelnen Handelskammergremien malt. Freilich ist es natürlich kaum wertvoll, zu wissen, wie die Handelskammer etwa in Altenburg sich diese wirtschaftliche Welt betrachtet, wohl aber wie Hamburg, Bremen, Köln, Nürnberg usw. sich ihre Auffassung und welche Auffassung gebildet haben. Es wird aber kaum angehen, den kleineren Handelskammern solche allgemeinen Betrachtungen zu verbieten, um sie einzelnen großen zu erlauben. Ich wüßte in der Tat gegenwärtig kein Mittel, um dem geschilderten Uebelstande abzuhelfen, es sei denn, daß ein Appell an die Handelskammern selbst, der meinetwegen auch ein ministerieller Appell sein könnte, eine Wirkung hätte.

Hier ist nun der Punkt, wo das vorliegende „Berliner Jahrbuch" sich in den Rahmen unserer Betrachtungen einfügt. Es bedeutet nämlich schlechtweg für den Allgemeinen Teil der Handelskammerberichte eine Reform in allen Punkten.

Schon bisher haben gewisse Handelskammern ihren Ehrgeiz darin gesetzt, die allgemeine Wirtschaftslage nicht lediglich aus dem engen oder mindestens einseitigen Gesichtswinkel ihres Bezirkes heraus zu betrachten, sondern die Erfahrungen, die sie in ihrem Bezirk gesammelt haben, mit denen der Allgemeinheit in Einklang zu bringen. In dieser Hinsicht haben sich gewisse Handelskammerberichte, ich brauche nur beispielsweise den Breslauer, den Magdeburger, den Düsseldorfer zu nennen, ohne irgend wie vollständig sein zu wollen, ein gewisses autoritatives Ansehen geschaffen. Indessen waren dieses doch nur Anfänge, und das Bestreben kein ausgesprochenes, sondern ein nur unbewußtes. Das Berliner Jahrbuch indessen will ganz bewußt eine Reform der wirtschaftlichen Jahresberichterstattung anstreben. Das Jahrbuch stellt die wirtschaftliche Entwicklung des großen Berliner Bezirkes bewußt in Zusammenhang mit dem allgemeinen deutschen und dem internationalen Wirtschaftsleben.

Demnach enthält das Jahrbuch zunächst eine allgemeine Charakterisierung des deutschen Wirtschaftsjahres 1903 auf grund der hauptsächlichsten hierfür erreichbaren allgemeinen statistischen Ziffern. Es wird ferner in kurzen Daten ein Ueberblick über die auswärtige Politik gegeben und im Anschluß hieran die wirtschaftliche Entwicklung in Berlin und dem Korporationsbezirk gekennzeichnet. Es überrascht den Leser der bisherigen Handelskammerberichte geradezu, in welch umsichtiger Weise das Jahrbuch die für das abgelaufene Wirtschaftsjahr charakteristischen Daten zusammenstellt. Das Jahrbuch gewinnt seine einleitende allgemeine Auffassung zunächst aus drei wichtigen Momenten, nämlich dem Bedarf an Kapitalien, dem Bedarf an Verkehrsmitteln und dem Bedarf an menschlichen Arbeitskräften. Für den

ersten Punkt sind die Ziffern der Reichsbank maßgebend, für den zweiten die Einnahmen der Eisenbahnen, für den dritten die Ergebnisse der Arbeitsnachweise. Das Jahrbuch zeigt in höchst interessanter Weise, wie der Verlauf der in diesen Ziffern verborgenen Kurven ein völlig einander entsprechender ist, und gibt einen interessanten Rückblick in dieser Beziehung namentlich für die Zeit der letzten Depression. Es stellt fest, daß der Anfang der Abwärtsbewegung bei der Reichsbank im Juli 1900, bei den Eisenbahnen im Februar 1901, bei den Arbeitsnachweisen im Februar 1900 eintrat, und der Anfang der Besserung bei der Reichsbank im November 1902, bei den Eisenbahnen im Juni 1902, bei den Arbeitsnachweisen im August 1902. Der Anfang des Niederganges war also nirgends so früh mit Sicherheit zu konstatieren, wie bei den Arbeitsnachweisen, während der Anfang der Besserung sich fast gleichzeitig in der Zunahme des Verkehrs und der Zunahme der Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt zeigt. Auch welche Daten das Jahrbuch für den Berliner Bezirk heranzuziehen vermag, ist interessant. Es sind dieses nämlich u. a. die Daten über die Einwohnerzahl und ihre Veränderungen, über Temperatur und Sonnenscheinstunden, über die Arbeitsnachweise und die Stellenvermittlung einzelner kaufmännischer Vereine, über die Zahl der Krankenkassenmitglieder, über den Markenverkauf der Landesversicherungsanstalten, über die bei der Polizei eingelieferten Bettler, über den Fremdenverkehr und so fort. Insbesondere enthält das Jahrbuch ferner eine Statistik über die Preise der bedeutendsten Welthandelsartikel.

Ein umfangreiches Kapitel ist den Kartellen, Syndikaten und ähnlichen Vereinigungen gewidmet; ferner ein anderes den Streiks und Aussperrungen, über die eine genaue statistische Nachweisung, soweit Berlin in Betracht kommt, aufgenommen ist; desgleichen ein Verzeichnis der im Berliner Bezirk in Geltung befindlichen kollektiven Arbeitsverträge zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern.

Der Geldmarkt und die Bewegung der Reichsbank sind in der ausführlichsten Weise behandelt und mit internationalen Ziffern in Beziehung gesetzt. Gleich ausführlich ist die Bewegung des Fondsmarktes, insbesondere der Börsenkurse und der Emissionen behandelt. Eine Uebersicht über die wirtschaftliche Entwicklung des Auslandes vervollständigt diesen ersten allgemeinen Teil. Von Bedeutung ist ferner, daß eine kurze Chronik über die wirtschaftlichen, sowie eine solche über die politischen Ereignisse beigegeben ist, die als ausgezeichnetes Hilfsmittel die Erlangung eines richtigen Urteils erleichtert.

Es kann hier nicht Aufgabe sein, den Inhalt des Berliner Jahrbuches näher zu skizzieren. Es kam darauf an, ausgehend von dem vorliegenden Werk, welches nicht mit Unrecht über weite Fachkreise hinaus Aufsehen erregt hat, zu erörtern, wie weit eine Reform der wirtschaftlichen Berichterstattung in Deutschland seitens der dazu berufenen

Körperschaften möglich ist. Soweit hier erzieherisch auf die einzelnen Handelskammern gewirkt werden kann, bildet das vorliegende Jahrbuch der Korporation der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Berlin, die ja nicht einmal eine offizielle Handelskammer darstellt, geradezu ein musterhaftes Vorbild. Das Bestreben ist hier vorhanden, Erfahrungen des einzelnen Bezirks, mit denen des deutschen, ja des internationalen Wirtschaftslebens in einen folgerichtigen Zusammenhang zu bringen und deshalb sind selbst da, wo nur Daten für Berlin gegeben sind, diese Daten von viel weitergehendem Interesse, als bloß für den Berliner Bezirk. Es sei bemerkt, daß auch in der übrigen Berichterstattung, nämlich bei derjenigen über die Tätigkeit der Korporation sowie über den Geschäftsgang in den einzelnen Zweigen, dieses Bestreben in mustergültiger Weise beibehalten worden ist. Wir sehen alles und jedes nicht aus dem Gesichtspunkt eines einzelnen Geschäftsmannes oder eines einzelnen Wirtschaftsbezirkes, sondern aus dem weitesten Gesichtskreis eines mit der deutschen Volkswirtschaft sowie mit dem internationalen Wirtschaftsleben unlöslich verknüpften Wirtschaftsgebietes.

Das Erscheinen des Berliner Jahrbuches hat die Frage wiederum akut gemacht, wie der wirtschaftlichen Berichterstattung aufzuhelfen ist. Die Frage bedarf dringendster Erwägung. Sollte man sich zu einer Reform entschließen, so soll auch noch darauf hingewiesen werden, daß heute die Berichterstattung über die Landwirtschaft von der der Handelskammern vollkommen gesondert ist, und daß sich bei einem Vergleich dieser mit den Berichten der Handelskammern noch größere und krassere Divergenzen ergeben, als unter den Handelskammerberichten selbst; es wäre die Frage, wie weit auch mit diesen ein innerlicher Zusammenhang hergestellt werden könnte. Dr. Hjalmar Schacht.

---

Die Kleinbahnen in Preußen. Von Dr. Max Wächter. Berlin, Verlag von Julius Springer. VI. und 268 S.

Die vorliegende Schrift bezweckt nach des Verfassers eigener Angabe in erster Linie das Material zur Beurteilung des Kleinbahnwesens in Preußen in übersichtlicher Form zusammenzustellen. Diese Aufgabe darf man als erreicht ansehen. Die Literatur über Kleinbahnen ist zwar umfangreich, indessen ebenso sehr zerstreut, und das Wächtersche Buch wird deshalb in dieser Hinsicht gute Dienste leisten. Es bringt eine Zusammenstellung der Gesetze, welchen die Bahnen überhaupt und insbesondere die Kleinbahnen unterliegen, und stellt die Entwicklung des Kleinbahnwesens unter diesen Gesetzen dar.

Nachdem die Eisenbahnen schon im Jahre 1838 in Preußen ein besonderes Gesetz bekommen hatten, blieben die Kleinbahnen noch lange Zeit außerhalb eines Spezialgesetzes, insbesondere war von einer eigentlichen Förderung des Kleinbahnwesens bis in neuere Zeit hinein keine Rede.

Die Hoffnung, daß das Privatkapital sich dem Kleinbahnwesen zuwenden würde, wurde nicht erfüllt, aus dem einfachen Grunde, weil die voraussichtlich rentablen Bahnlinien in der Regel von Haupt- und Nebeneisenbahnen mit Beschlag belegt wurden und für die Kleinbahnen nur Linien geringerer Rentabilität übrig blieben. Ueberdies ermunterten, solange kein Spezialgesetz für Kleinbahnen vorhanden war, die allgemeinen gesetzlichen Vorschriften nicht gerade zum Bau von Kleinbahnen, da die vielen Schwierigkeiten bei Erwerbung des Grund und Bodens die mit den einzelnen Gemeinden abzuschließenden Verträge und dergleichen Mühe und Arbeit und große Kosten verursachten. Trotzdem ist das Kleinbahnwesen nicht nur im Gesamtinteresse des Staates volkswirtschaftlich wichtig, sondern für die Entwicklung einzelner Landesteile geradezu notwendig. Nichtsdestoweniger dauerte es bis zum Jahre 1892, ehe ein besonderes Kleinbahngesetz zu Stande kam.

Bis zum Jahre 1880 war die Zahl der erbauten nebenbahnähnlichen Kleinbahnen, welche hauptsächlich für die Entwicklung des Landes in Frage kommen (also abgesehen von Straßenbahnen ꝛc.) eine minimale. In den letzten 12 Jahren vor Erlaß des Kleinbahngesetzes wurden dann im ganzen 145 km nebenbahnähnliche Kleinbahnen gebaut bezw. konzessioniert. In dem auf den Erlaß des Kleinbahngesetzes folgenden Dezennium dagegen wurden nahezu 6000 km Kleinbahnen gebaut. Während ferner vorher der Mangel einer besonderen gesetzlichen Regelung möglichste Billigkeit des Bahnbaues zur Bedingung gemacht hatte, wurde jetzt etwa das Doppelte der Kosten auf die Ausstattung der Bahnen verwandt, um diese letzteren möglichst leistungsfähig und möglichst den Nebenbahnen ähnlich zu gestalten.

Die Rentabilität der Kleinbahnen ist heute wie früher eine sehr mangelhafte und das Schmerzenskind dieser ganzen volkswirtschaftlichen Institution. Sie beträgt etwas weniger als 1 Proz. Deshalb ist die Kapitalsbeschaffung für den Bau von Kleinbahnen schwierig und die wichtigste Frage der Kleinbahnpolitik geworden. Das Eisenbahnpfandgesetz vom Jahre 18.. suchte in diesem Punkt Abhilfe zu schaffen, indem es die grundbuchamtliche Verpfändungsmöglichkeit der Kleinbahnen erleichterte. Indessen hat dieses Gesetz keinen allzu großen Erfolg gehabt, und so kommen denn in der Hauptsache nur die staatlichen und kommunalen Geldunterstützungen für den Kleinbahnbau als wesentliche Förderung in Frage. Die Kleinbahnunterstützung des Staates betrug im Jahre 1895 5 Millionen Mark, in den drei folgenden Jahren je 8 Millionen Mark und stieg dann auf 20 Millionen Mark jährlich. Die Bewilligung ist abhängig gemacht von Gutachten, welche die Königlichen Oberpräsidenten sowie die Königlichen Eisenbahndirektionen auf Grund bestimmter Vorschriften abzugeben haben. Eine weitere Unterstützung erhalten die Kleinbahnen durch die Provinzial-Verwaltungen, sei es durch Darlehen, durch teilweise Zinsgarantie oder

Leistung von Betriebszuschüssen u. dergl. Die Provinzial-Verwaltungen, welche das größte Interesse an den Kleinbahnen haben, haben die Förderung des Kleinbahnwesens rege betrieben, indessen sind gerade auf diesem Gebiet noch zahlreiche Wünsche vorhanden. Nach übereinstimmender Ansicht aller Beteiligten genügt das bisher vorhandene Kleinbahnnetz auch noch nicht im entferntesten den an ein solches gestellten Anforderungen, wenn auch die Wünsche der nächst Beteiligten etwas gar zu weit gehen mögen, wie denn z. B. der Bund der Landwirte mehr als 50 000 Kilometer Kleinbahnen gegenüber den bestehenden 6000 Kilometer verlangt. Allzuviel Hoffnung, daß auch ein wesentlich bescheideneres Ziel mit den gegenwärtig vorhandenen Mitteln erreicht werden kann, besteht nicht, denn, wie der Verfasser treffend hervorhebt, sind natürlich zunächst die wirtschaftlich günstigsten Linien ausgebaut worden, so daß die Rentabilität der ferneren Kleinbahnen eine noch bescheidenere werden dürfte. Wie aus diesem Konflikt herauszukommen ist, dafür bringt der Verfasser einige Punkte bei, ohne indessen die Frage einer Lösung wesentlich näher zu führen; in der Tat dürfte dieselbe auch sehr schwierig sein. Was der Verfasser an Material aus Denkschriften der Landesdirektoren und anderer zunächst interessierter Behörden beibringt, fördert die Frage nach keiner Richtung. Es mag möglich sein, daß durch eine Frachttarifpolitik, welche die Kleinbahnen inniger an die Haupt- und Nebenbahnen schließt, mancherlei gewonnen werden könnte. Auch erscheint es als zweifellos, daß die Eisenbahn-Behörden dem Kleinbahnwesen vielfach mit einem ziemlich geringen Wohlwollen gegenüber zu stehen scheinen, und es scheint, als ob die Mauern, welche um die einzelnen Ressorts errichtet sind, gar zu hoch und dick wären; aber die Hauptfrage, wie eine bessere Rentabilität für die Kleinbahnen zu erreichen sein wird, dürfte lediglich durch eine Besserung auf tarifarischem Gebiet nicht gelöst werden.

Die Kleinbahnfrage hängt zweifellos mit unserer ganzen Agrarpolitik so innig zusammen, daß sie losgelöst von derselben keine fruchtbare Betrachtung ermöglicht. Diesen Punkt aber läßt die Schrift Wächters völlig aus den Augen. Eine genaue Untersuchung der Größenverhältnisse landwirtschaftlicher Betriebe sowie der verschiedenen Betriebsarten mit Rücksicht auf die Rentabilität der Kleinbahnen würde der Lösung der Frage eher entgegenführen.

H. Schacht.

---

## Literatur und Sprachkunde.

### Theodolit.

Zu den eigenartigsten und gewaltigsten Leistungen der Neuzeit gehören unzweifelhaft die riesigen Alpentunnel, und die Zeitungen berichten wiederum regelmäßig über den Stand des neuesten Durchstichs durch den Simplon. Die für den Laien auffallendste und kaum faßbare Leistung bleibt dabei die Möglichkeit, derartige Durchstiche an den beiden durch viele Stunden Wegs und himmelhohe Erhebungen getrennten Enden zugleich beginnen und unterirdisch weiterführen zu können, ohne daß sich alsdann doch die beiden meilenlangen Strecken tief im dunklen Erdinnern verfehlen.

Die dazu nötigen äußerst genauen Vermessungen und Berechnungen werden bekanntlich nur ermöglicht durch ein sinnreiches Werkzeug, den Theodolit. Die grundlegende Erfindung zu diesem kunstvollen Meßwerkzeug, das Astrolabium, verdanken wir unserm großen Meister Johann Müller aus Königsberg in Franken (1436—1476), ohne dessen Schrift „Ephemeriden" und ohne dessen astronomische Werkzeuge wohl kein Vasko da Gama den Seeweg nach Ostindien gewagt und kein Kolumbus Amerika entdeckt hätte.

Das Gerippe dieses Instruments bilden eine horizontale und eine vertikale geteilte Kreisscheibe auf einem Gestell mit Fernrohr und Fadenkreuz.

Höchst merkwürdig bleibt es nun, daß der Name Theodolit für jenes wunderbare und doch im Grundgedanken einfache Instrument, wie auch die Zeitungen erwähnten, bisher allen Erklärungsversuchen getrotzt hat, ja daß man sogar darüber streitet, ob das Wort aus dem Griechischen oder aus dem Arabischen stamme. Daß das Arabische überhaupt noch in Betracht kommt, ist für jene Zeiten um so weniger zu verwundern, als eben unser Königsberger Meister, meist lateinisch Regiomontanus genannt, selber noch den sogenannten „Almagest" des Griechen Ptolemäos aus der arabischen Bearbeitung dem Abendlande ins Lateinische verdeutschen mußte. Aber das Wort Theodolit mutet uns doch gar zu griechisch an, und selbst die Verteidiger seines arabischen Ursprungs nehmen an, daß es von englischen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts verstümmelt worden sei; wir sehen: ein fast babylonisches Sprachengewirr! und die Schwierigkeit der Erklärung scheint groß. Aber vielleicht hat gerade der gordische Knoten dieses alten Rätsels den deutschen Professor gereizt und mit einer glücklichen Inspiration erleuchtet!

Eine alte griechische Regel heißt in lateinischer Fassung: Interaspiratio non scribitur, d. h. etwa: Bei Zusammensetzung von Wörtern fällt ein ins neuentstehende Wort hineingeratenes h (im Griechischen ein kleines Häkchen) zwischen zwei Vokalen aus. Das scheint uns hier bei dem mittleren Bestandteil des Wortes Theodolit der Fall zu sein. Wir leiten das Wort ab aus den drei griechischen Stämmen: 1. θεα (= thea) schauen

(vergl. Theater), 2. ὁδο (= hodo) Weg, Bahn, Zug, Fahrt (vergl. Hodegetik) und 3. λιθ (= lith) Stein, Fels (vergl. Lithograph); also von den drei griechischen Wörtern θεάομαι, ὁδός und λίθος. Das ergibt die Bedeutung: Wegsteinschauer, Richtpunktmesser, Bahn- (oder Entfernungs)zeichenschauer; oder auch Felswegkucker, Bergbahnmesser!

Denkt man sich die Meßscheibe ursprünglich als Steinplatte, so könnte man auch Wegschaustein übersetzen, oder Bahnmeßtisch, Streckenmeßplatte, oder Entfernungsmeßscheibe. Freilich würde bei der dadurch wichtiger gewordenen Bedeutung des letzten Wortbestandteiles „Stein" das Schluß-th wohl geschützter gewesen sein; allein bei der naheliegenden Verdunklung der ersten Bestandteile „Theodo" konnte auch das lith umsomehr aus dem Vordergrunde des Bewußtseins zurücktreten, als die Limbusscheibe ja sicher schon bald nicht mehr aus Stein, sondern aus Metall hergestellt wurde.

Nach allen Regeln der Kontraktion und Krasis, also der Zusammenziehung der Vokale und Mischung der Wörter konnte aus dem aho (griechisch αὁ oder αο) in Theahodolith bezw. Theaodolith ein langes o werden, also Theodolith. Wer erinnerte sich nicht aus der Quarta oder Tertia seiner verba contracta τιμάω = τιμῶ, τιμάομαι = τιμῶμαι; und ähnlich steht's mit der Krasis.

Nun aber bleibt noch ein dunkler Punkt, ein unerklärter Rest: wir schreiben Theodolit, und nicht Theodolith. Hier allein müssen wir einige Gewalt anwenden; unsere neuen amtlichen Rechtschreibungen, die schon zweimal Hunderte von th in einfache t verwandelt haben, stärkten auch uns neuerdings den Mut, hier mit dem gordischen Eisen zu schneiden, eine philologische Konjektur zu wagen „in Erwägung, daß" 1. im Worte selbst schon ein h, die Interaspiration, fallen mußte, 2. das dem Anfange gleiche th am Ende vielleicht anstößig erschienen sein mag, 3. das ganze Wort ja sogar vielfach als sprachlich bis zur völligen Unkenntlichkeit verstümmelt gilt, und sicher die spätmittelalterliche Entstehung des griechischen Wortes in der Bildung und Zusammensetzung auch größere Freiheiten erklären könnte als den Uebergang des End-th in t. Die von uns hinzugedachte Anfügung eines so luftigen Hauches, wie das h ihn darstellt, an das Schluß-t des Wortes ist wirklich keine alexandrische und „übermenschliche" Tolldreistigkeit. Endlich fände sich zum Ueberfluß für überängstliche Gemüter der konservativsten Gepflogenheit neben dem Stamme lith (λιθ) noch eine Wurzel lit (= λιτ) ohne das bedenkliche h in λίς λιτός, die auch wohl die Bedeutung Stein, glatter Stein (mit Ergänzung von πέτρα Fels, Gebirgszug) annimmt.

Bahnsteinschauer, Wegpunktkucker oder Richtpunktmesser und Fernpunktmesser; bezw. auch Felswegschauer, Bergbahnmesser wären also einerseits genaue Uebersetzungen des griechischen Wortes und zugleich andererseits keine so üblen, weil die Sache scharf bezeichnende und uns fast modern anmutende Verdeutschungen für den bösen Theodolit.



Fragen wir uns zum Schlusse, ein wenig verwundert und fast mißtrauisch, wie konnte denn aber eine so einfache Lösung des alten Rätsels Jahrhunderte lang ungefunden bleiben, so gibt's wohl auch darauf eine nicht unwahrscheinliche und befriedigende Antwort. Die Lösung war vielleicht nur dadurch erschwert, daß das Griechische den allbekannten Stamm theo (Gott) in sehr zahlreichen Wortanfängen zeigt (vergl. Theologe, Theodor u. s. f.), und daß man, dadurch verleitet, die Möglichkeit th.. aus theao abzuleiten einfach übersehen hat. Sobald durch einen glücklichen Zufall ein kritischer Blick in dem Worte Theodolit den Stamm ... vermutete, bezw. die griechische Schreibung mit langem o, also nicht θεοδολιτ, sondern θεωδολιτ voraussetzte, ergab sich die Lösung des Rätsels von selbst.

Prof. Dr. Tidolff.

---

Karl Gjellerup. Die Opferfeuer. Verlag Seemann, Leipzig 1...

Die Dichtung (in dramatischer Form) führt uns zu Alt-Indiens schöner ferner Welt, die uns Kinder dieser Zeit so geheimnisvoll verwandt und zugleich so seltsam fremd anmutet. Wundervolle alte Legenden aus den Upanishaden weben sich dem Dichter zusammen, um ein einheitliches bewegt-ruhevolles Bild zu werden, woraus der ewige Gegensatz von den aus Gottes Gnaden Erlebenden, aus der Quelle Schöpfenden, und den aus Büchern Lernenden rührend und hoheitsvoll zu uns spricht.

Zu dem Brahmanen Gaupavana, dem größten und berühmtesten der Weisheitslehrer, der die anderen im Redekampf niederspricht, trat einst flehend ein Jüngling. Aus dem Walde kam er, wo er die Herde gehütet, und wo Wandergans und Tauchervogel und Gazelle und Riesenelefant zu ihm sprachen — nicht mit Menschenstimme, aber viel verständlicher als Menschen, welche schwatzen. Aus jener glücklichen Welt hat Wissensdurst ihn vertrieben, der in ihm erwachte und wie Fieberglut in ihm zehrte, und er hatte sich aufgemacht, zu den Weisheitlehrern zu wandern, ihr Schüler zu werden und die erlösende Lehre vom Brahman zu lernen, von der es heißt:

„Und böte jemand ihm dafür die ozean-umgrenzte Erde,—
„Dies ist mehr wert, mehr wert" so soll er denken."

Aber keiner der Lehrer hatte ihn annehmen wollen: denn seine Herkunft war ihm unbekannt. Doch wie er mutlos, nur um zuletzt auch dies zu versuchen, zu dem größten unter ihnen, Gaupavana kam, und dieser ihn auch nach seiner Familie fragte, und er antworten mußte, das wisse er nicht, denn er sei vater- und mutterlos und niemand habe ihm sagen können, woher er stamme, Ach, er sei gewiß aus niedriger Familie. — antwortete der Priester mit wahrhaft vornehmem Sinne: „Nur ein Brahmane kann so offen reden!" und nahm ihn zum Schüler an.

Aber Jahre sind vergangen, und dem Brahmanen sind Zweifel ge-

kommen, denn der Jüngling kann die Sprüche nicht auswendig behalten, die der Lehrer ihn lehrt. Wie zungenfertig sagt sein anderer Schüler sie her! C,vetaketu aber pflegt wohl die heiligen Feuer mit einer Innigkeit und Andacht, daß sie viel schöner brennen als je zuvor, — doch die heiligen Sprüche und Zauberworte vergißt er, sie haften ihm nicht, und der Meister meint, wenn er ein Brahmane wäre, müßte das anders sein. Und so gibt er ihm nicht mehr die rechte Belehrung, und C,vetaketu verzehrt sich in Sehnsucht und Durst nach Wahrheit und beginnt an sich selbst zu verzweifeln. Die heilige Opferschnur wirft er weit von sich, weil er ihrer nicht würdig sei.

Des Opferpriesters Töchterlein freilich tröstet ihn mit einem starken Argument: sie liebt ihn, und wie könnte Gaupavanas Tochter jemand lieben, der kein Brahmane ist? — So zieht sich dieser rührende Gedanke — von dem natürlichen Adel des hoch entwickelten Menschen, der unverkennbar ist, — durch das Ganze hindurch, und tiefsinnig und humorvoll zeigt sich, wie der Priester irrt, wenn er das Lernen und Behalten heiliger Worte mit zu den untrüglichen Zeichen dieses Adels rechnet.

Denn dem Jüngling, der an sich selbst verzweifelt, wird wunderbare Hilfe. Die Opferfeuer selbst heben an, mit Klingen aufzusteigen und in wundervollen Tönen mit ihm zu reden, ihm Offenbarung gebend, die Offenbarung von Brahman. Sodaß, als der Lehrer wiederkehrt, dieser sich beugen muß vor der hohen Klarheit des Jünglings, die aus seinem ganzen Wesen wunderbar strahlt und von der gewonnenen Meisterschaft zeugt.

Der dramatische Aufbau der Dichtung ist festgefügt und wirkungsvoll. Es gibt auch, namentlich im Gespräch zwischen dem Jüngling und der Geliebten, Stellen von hoher Poesie. Dem Sinne nach und dem inneren Gehalte nach erfüllen auch die Belehrungen der Flammen und die Aeußerungen des vollendeten Meisters die hohen Anforderungen, die an sie gestellt werden. Die lyrische Kraft aber versagt bei den Belehrungen der Flammen völlig. Die Stellen wirken opernhaft und teilweise trivial. Aber freilich! um hier würdigen und entsprechenden Ausdruck zu finden, dazu hätte es einer lyrischen Kraft allerersten Ranges bedurft. Im ganzen hinterläßt die Dichtung eine edle, ihres hehren Stoffes durchaus würdige Wirkung, die sich durch eine mit Liebe und Verständnis in Szene gesetzte Bühnendarstellung gewiß sehr verstärken wird.

Gertrud Prellwitz.

---



# Politische Korrespondenz.

## Wirtschaftliche Rückwirkungen des Krieges in Rußland.

Von

George Cleinow, St. Petersburg.

Die „Verkürzungen einzelner Staatsausgaben mit Rücksicht auf den Krieg", wie es im amtlichen Stil heißt, setzen sich zusammen aus Abstreichungen am Budget-Voranschlag pro 1904 mit 115 498 336 Rubeln und aus Ersparnissen aus den beiden vorhergehenden Jahren mit 18 878 770 Rubeln. Das Budget pro 1904 balanzierte mit 2 178 637 055 Rubel; demnach beträgt also die Kürzung nur 5,3 Proz. Bei einem Vergleich mit dem Budget-Voranschlag pro 1903 verlieren diese Kürzungen im ersten Augenblick scheinbar noch mehr an Bedeutung, wenn man bemerkt, daß die in Voranschlag gebrachten ordentlichen Ausgaben pro 1904 noch nach Abzug von rund 60 Mill. Rubeln jene pro 1903 um 26 Mill. Rubel übersteigen. Anders scheint sich das Bild darzustellen, wenn wir die außerordentlichen Ausgaben mit in Betracht ziehen. Von 212 178 804 Rubeln in Voranschlag gebrachten außerordentlichen Ausgaben sind nämlich 55 467 687 Rubel oder 26,09 Proz. gestrichen. Dieses Verhältnis darf uns jedoch nicht wundern. Denn die unter der Rubrik „außerordentliche Ausgaben" in den Etat eingestellten Summen sind schon seit vielen Jahren als solche zu betrachten, die der innern Wirtschaft entzogen und wie Ueberschüsse in einem mächtig aufblühenden Lande zu Zwecken verwandt wurden, die erst in einer fernen Zukunft der nationalen Volkswirtschaft Nutzen bringen können. Es erscheint daher nicht mehr als recht und billig, wenn gerade die Außerordentlichen Ausgaben besonders stark beschnitten wurden.

Keine Abstriche haben erfahren: die Zahlungen für die Staatsschuld, die Höchsten Staatsinstitutionen, das Ministerium des Kaiserlichen Hofes, das Kriegsministerium und die Reichskontrolle.

Bei den übrigen Ressorts usw. verhalten sich die Abstriche folgendermaßen:

| Nr. | Ressorts p. p. | Voranschlag Rbl. | Abzug Rbl. | Prozent |
|---|---|---|---|---|
| 1. | Heiliger Synod . . . . . . . | 29 331 890 | 264 500 | 0,9 |
| 2. | Ministerium des Aeußern . . . | 6 417 790 | 465 495 | 7,2 |
| 3. | „ der Marine . . . | 113 622 426 | 1 152 704 | 1,01 |
| 4. | „ „ Finanzen . . . | 372 122 649 | 15 240 457 | 4,09 |
| 5. | „ für Landwirtschaft . | 49 829 102 | 3 114 801 | 6,45 |
| 6. | „ des Innern . . . | 114 727 078 | 9 847 894 | 8,81 |
| 7. | „ der Volksbildung . . | 43 677 451 | 1 107 706 | 2,53 |
| 8. | „ „ Verkehrswege . . | 473 274 611 | 24 603 704 | 5,2 |
| 9. | Verw. d. Handelsschiffahrt u. Häfen | 16 547 466 | 3 903 388 | 23,6 |
| 10. | Justiz-Ministerium . . . . . . | 51 082 938 | 80 000 | 0,15 |
| 11. | Gestütsverwaltung . . . . . . | 2 116 735 | 250 000 | 11,8 |
| 12. | Außerordentliche Ausgaben . . . | 212 178 804 | 55 467 687 | 26,09 |

Auf besonderen Befehl des Zaren sind die Abstreichungen nach dem Gesichtspunkte vorgenommen worden, daß nur solche Kredite gekürzt wurden, „die für neue, Verbesserungen anstrebende Maßnahmen ausgeworfen waren; nicht durfte der komplizierte Bau und der gewöhnliche Gang des staatlichen Lebens angegriffen werden. Die Verkürzungen durften auch nicht unter Berührung von irgend Jemandes Rechten gegenüber der Staatsrentei vor sich gehen.“

Für unsere weiteren Betrachtungen kommen 1 152 704 Rubel, dem Marine-Ministerium abgenommen, nicht in Betracht, da sie zum Ausbau und zur Befestigung der Häfen von Port Arthur und Wladiwostok bestimmt waren; sie dienen also wie früher demselben großen Zweck, werden heute nur im Detail anders verwendet.

Die übrigen Streichungen sind zu gruppieren, wie sie sich auf die einzelnen Zweige der Volkswirtschaft verteilen. Wir kommen dann zuerst auf den für Rußland wichtigsten Teil, auf die Landwirtschaft, die wiederum einzuteilen wäre in die bäuerliche und die des Großgrundbesitzers. Die diese beiden Produktionsklassen in politischer Beziehung vertretenden Organisationen sind die Bauern-Versammlungen, die Sjemstwo und die Adelsversammlungen. Während aber die Bauern- und Adelsversammlungen reine Standesinteressen vertreten, so finden wir bei den Sjemstwo verschiedene Nüancen, je nachdem liberale oder konservative Tendenzen in ihnen vorherrschen. Wollten wir also erkennen, wie weit Bauernwirtschaft und landwirtschaftlicher Großbetrieb vom Kriege betroffen werden, so müßten wir zuschauen, welche Einnahmen von außerhalb den drei genannten Institutionen durch den Krieg entzogen werden, respektive welche Erwerbsmöglichkeiten im Innern ihnen entgehen. Das ist nun nicht möglich, es sei denn, daß es jemand glückte, die sämtlichen Budgets der genannten Institutionen pro 1904 wenigstens zu Hand

zu bekommen. Wir können leider für den diesmaligen Zweck uns nur solcher Quellen bedienen, die uns sagen, welche Summen in Pausch und Bogen als Kredite ausgeworfen waren.

Die Einnahmen der genannten Organisationen von außerhalb fließen aus dem Finanzministerium, dem Ministerium für Landwirtschaft, dem Ministerium des Innern und aus den Außerordentlichen Ausgaben. Sie bestehen im wesentlichen aus den in folgender Tabelle aufgeführten Einzelposten, die ich für den Zeitraum der letzten fünf Jahre geordnet nach den Ministerien und unterteilt in Zuschüsse für Wegebau, Schulen und wirtschaftliche Unterstützung verschiedener Art wiedergeben möchte.

(Siehe nebenstehende Tabelle.)

Betrachten wir uns diese Zahlen einmal näher. Sie stellen dasjenige dar, was der russische Staat dem russischen Volk in die Provinz hinausgegeben hat zur Hebung derjenigen Volksklassen, die sich im ganzen genommen mit Landwirtschaft befassen. Wir vermissen zunächst Ausgaben für die Dorfschulen; sie werden von den Sjemstwo getragen. Ueberflüssig scheint dagegen auf den ersten Blick die Erwähnung des Postens C 3. „Lokalverwaltung". — Ich habe ihn hier hereingenommen, um zu zeigen, daß diese Ausgaben in fünf Jahren gestiegen sind von 57 Mill. auf 72 Mill. d. h., um 15 Mill. Rubel, während B 2. „Bau- und wirtschaftliche Operationsausgaben" nur von 18,7 Mill. auf 22,7 Mill., also um 4 Mill. Rubel stiegen; die einen um 26,3 Proz., die anderen dagegen nur um 21,4 Proz. Ferner sind in diesem Posten die Ausgaben für Polizei enthalten in Höhe von 3,6 Mill. Rubeln, der die deutsche Sozialdemokratie so in Aufregung brachte, weil an ihm keine Kürzungen zu Gunsten der Kriegskasse gemacht wurden.*) Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß die 71 885 000 Rubel eine Kürzung von 542 000 Rubel an Gehältern und für Nichteinrichtung von 106 Stellen (sjeurski natschalniki) Friedensrichtern und von 300 000 Rubel Zuschüsse an die Sjemstwo, also zusammen von 842 000 Rubeln oder 1,18 Proz. erfahren haben.

Erst nach Abzug dieser 71 885 000 Rubel von 119 811 000 Rubel erhalten wir die annähernd korrekte Summe für die der Landwirtschaft budgetmäßig zu gute kommen sollenden Kredite. Stellen wir den übrig bleibenden 47 927 000 Rubeln die Abzüge in Höhe von 29 220 000 Rubel gegenüber, so sehen wir eine Kürzung von 60,9 Proz. und unter Berücksichtigung von 12 460 000 Rubeln aus früheren Jahren von 33 Proz.

Schwer ins Gewicht für die Sjemstwo fallen besonders 12 Mill. Rubel Entschädigungen für Einbüßung des Propinationsrechts, die im laufenden Jahr nicht gezahlt werden sollen. Die Einnahmen aus Schank-

*) „Vorwärts" vom 16. März 1904 citiert in der Frankf. Ztg. Nr. 76.



| Titel der Voranschläge pro | 1900 Einzeln | 1900 Total | 1901 Einzeln | 1901 Total | 1902 Einzeln | 1902 Total | 1903 Einzeln | 1903 Total | 1904 Einzeln | 1904 Total | Abzüge |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **A. Finanz-Ministerium.** | | | | | | | | | | | |
| 1. Subventionen an Adelskorporationen z. Errichtung u. z. Unterhalt v. Pensionsanstalten u. Freistätten für Söhne erblicher Adliger | 2 000 000 | | 1 000 000 | | 1 000 000 | | 3 000 000 | | 3 000 000 | | |
| 2. Darlehen zu Wegebauten | 5 000 000 | | — | | 2 500 000 | | 2 300 000 | | 1 280 000 | | |
| 3. do. an Kleinkredit-Instit. | — | 7 000 000 | — | 1 000 000 | — | 3 500 000 | — | 5 300 000 | 2 000 000 | 6 280 000 | 7 100 000 (davon 2 460 000 aus den Jahren 1900, 1902, 1903), es bleiben also 4 640 000 od. 73,2%. |
| **B. Landwirtschafts-Minist.** | | | | | | | | | | | |
| 1. Wissensch. Unterrichtsanst. für Forstwesen, Landwirtschaft, Bergbau . . . . | 2 231 000 | | 2 325 000 | | 2 429 000 | | 2 635 000 | | 2 937 000 | | |
| 2. Bau- und wirtschaftliche Operationsausgaben . . | 18 674 000 | 20 905 000 | 17 470 000 | 19 795 000 | 19 284 000 | 21 713 000 | 23 143 000 | 25 778 000 | 22 694 000 | 25 631 000 | 2 100 000 = 11 %. |
| **C. Ministerium des Innern.** | | | | | | | | | | | |
| 1. Mediz.- u. Quarantänewes. | 3 064 000 | | 3 055 000 | | 3 707 000 | | 4 379 000 | | 4 536 000 | | |
| 2. Subvention. an Sjemstwo, pp. Städte, Anstalten der allgemeinen Fürsorge . . | 2 022 000 | | 1 292 000 | | 1 324 000 | | 1 421 500 | | 9 480 000 | (1 416 000) | 8 020 000 = 75%. |
| 3. Lokalverwaltung . . . | 57 254 000 | 62 340 000 | 60 074 000 | 64 421 000 | 61 973 000 | 67 064 000 | 67 232 000 | 73 032 500 | 71 885 000 | 85 901 000 | |
| **D. Außerordentl. Ausgaben.** | | | | | | | | | | | |
| 1. Zu Entschäd. v. Privatpers., Institut., Städten, Landschaften für die Aufhebung des Propinationsrechts . | 5 000 000 | 5 000 000 | 7 500 000 | 7 500 000 | 5 000 000 | 5 000 000 | 10 000 000 | 10 000 000 | 2 000 000 | 2 000 000 | 12 000 000 = 100 %. |
| | | 95 245 000 | | 92 716 000 | | 97 277 000 | | 114111000 | | 119812000 | bei Anrechnung der 10 Mill. d. Vorjahres. |
| Lokalverwaltung d. Minist. des Innern . . . . | | 57 254 000 | | 60 074 000 | | 61 973 000 | | 67 232 000 | | 71 885 000 | |
| bleiben . . | | 37 991 000 | | 32 642 000 | | 35 304 000 | | 46 879 000 | | 47 927 000 | 29 220 000, abzüglich 12 460 000 bleiben 16 760 000 od. 33 %. |

konzessionen bildeten den Hauptstock des Budgets der Sjemstwo-Verwaltungen: sie sind auch zum größten Teil an obiger Summe beteiligt. (Näheres hierüber findet sich in meinem Aufsatz „Das Branntwein-Monopol in Rußland" Allg. Ztg., München 1903. Nr. 240. 42. 44.)

Ein noch ungünstigeres Bild ergibt sich, wenn man sich beim Lesen der Kürzungen daran erinnert, daß in manchen Gouvernements, besonders des östlichen Schwarzerdegebiets, die gesamten Bauernwirtschaften einzig mit Unterstützung von Seiten der Sjemstwo zu existieren vermögen. Dann fallen die folgenden Abzüge besonders schwer ins Gewicht, die in den obigen Aufstellungen nicht enthalten waren. Es sind:

| | |
|---|---|
| 1. Vergütung für bei den Sjemstwo nicht eingegangene Steuern auf Bauern-Land . . . . . . . . . . | 2 000 000 |
| 2. Vergütung für Fortfall von Patentgebühren durch Einführung des Branntweinmonopols, etwa . . . . | 45 000 |
| 3. Verschiedene Kredite, etwa . . . . . . . . . | 300 000 |
| 4. Zuschuß für Steuer-Ausfälle . . . . . . . . . | 300 000 |
| zusammen | 2 645 000 |

Zu dieser Summe müssen noch 12000000, die oben unter D 1 Verrechnung fanden, zugeschlagen werden, so ergibt sich daraus der Gesamtausfall, den die Sjemstwo-Verwaltungen mindestens direkt erleiden, nämlich 14,6 Mill. Rubel. Zu dieser Zahl wären noch folgende Kürzungen allgemeiner Natur hinzuzurechnen:

| | |
|---|---|
| 1. Domänen-Departement . . . . . . . . . . . . | 370 855 |
| 2. Wegeverbesserungen . . . . . . . . . . . . . | 1 396 088 |
| 3. Gestütswesen . . . . . . . . . . . . . . . | 250 000 |
| | 2 016 943 |

zusammen rund 16,6 Mill. Rubel oder 12,4 Proz. aller Kürzungen. — Wie der Ausfall für die Sjemstwo sich weiter auf die Bauernwirtschaften äußert, zeigt unter andern folgender Fall. Auf Befehl des Ministers des Innern, ihre Ausgaben nach Möglichkeit zu beschränken, hat die Sjemstwo von Samara die Kredite für Landwege um 75 Proz., jene für Saatgetreide, das an notleidende Dörfer verteilt wird, um 33 Proz. herabgesetzt.*) — Welche Aussichten ergeben sich aus solchen Kürzungen für die kommende Ernte? — —

Das sind aber kaum die einzigen Kürzungen, die die Sjemstwo gezwungen sein werden, vorzunehmen. Wenden wir nur unsern Blick ihrer Tätigkeit für das „Rote Kreuz" und für die Ergänzung der russischen Flotte zu.

So hat die Gouvernementssjemstwo von Moskau allein 300 000 Rubel

*) Ztg. „Wolgar", Anfang März, — Nummer und Datum ist leider aus dem Ausschnitte nicht zu ersehen.

für diese Zwecke ausgeworfen, — Charkow 250 000, Woronesh, Kasan, Kursk je 100 000, Tula 75 000, Jaroslaw, Kostroma je 50 000, Tambow 35 000, Moskau (Kreis) Orel je 25 000 und Ufa 20 000 Rubel.*) — Im ganzen kann man die von den Sjemstwo allein dem Staate gebrachte Hilfe auf rund 15 Mill. Rubel pro 1904 veranschlagen. Notwendigerweise müssen diese Mittel dort genommen werden, wo sie bisher der Entwicklung der Provinz, also der Landwirtschaft in erster Linie, dem Unterhalt von Dorfschulen, Aerzten und Hebammen dienen sollten.

Auch Nebengewerbe der Bauern blieben nicht verschont. So sind 2 Mill. Rubel A 3 zur wirtschaftlicheren Gestaltung der ländlichen Hausindustrie ausgesetzt gewesen, die nun Kriegszwecken zum Opfer fielen. Dabei sind es in Rußland annähernd 13 Mill. Menschen, die während 7 bis 8 Wintermonaten einzig Nahrung durch Heimarbeit finden können.**)

Zusammengerechnet, möchte ich alle der russischen Landwirtschaft für das Jahr 1904 direkt entgehenden Beträge auf rund 30 Mill. Rubel veranschlagen. Wie groß der Schaden ist, der zweifellos eintreten muß durch die verminderte Aussaat von Getreide, den Mangel an Arbeitskräften während der kurz bemessenen Erntezeit und durch die Einstellung bereits im Werden begriffener Bauten und Meliorationen, läßt sich heute auch nur annähernd nicht ermitteln.

Wenden wir uns nun dem Schulwesen der verschiedenen Ressorts zu. Wir sahen das Ministerium für Volksaufklärung 1 107 706 Rubel oder 2,53 Proz. seiner Kredite einbüßen. Hierzu sind noch zu zählen für Schulen bei:

| | | Rubel |
|---|---|---|
| 1. | Heiligen Synod | 250 000 |
| 2. | Polytechnikum in St. Petersburg | 450 000 |
| 3. | Stipendien d. Min. f. Landwirschaft | 1 800 |
| 4. | Landwirtschaftliche Schulen | 96 000 |
| 5. | Forstschulen | 31 000 |
| 6. | Elektrotechnisches Institut | 125 000 |
| | | 953 800 |
| | + | 1 107 706 |
| | zusammen | **2 061 506** |

Für die Transsibirische Bahn und den von ihr durchschnittenen Landstrich wird ohne Zweifel der Krieg einen ganz bedeutenden Aufschwung zur Folge haben, umso größer, je mehr es der russischen Regierung gelingen wird, der Ausbeutung der Bevölkerung durch einzelne Händler entgegenzutreten. Schon der Umstand allein, daß die Leistungsfähigkeit der Bahn

*) Nowoja Wremja Nr. 10 073 v. 20. März 1904.

**) Staats- u. Sozialwissensch. Forschungen v. G. Schmoller und M. Sering. Bd. XXII, Heft IV. G. Cleinow, „Beiträge zur Lage der Hausindustrie in Tula“ 1904. S. 116—132.

auf das bei ihrer leichten Bauart höchst mögliche Niveau gehoben wird durch Verstärkung der Brücken, des Unterbaues und durch Einlegung von 160 Ausweichestellen hebt ihre Bedeutung für Friedenszwecke. Ein weiterer günstiger Umstand liegt in den reichlichen Verdiensten aus Transporten, Verproviantierungen und Handreichungen, die infolge des Truppendurchzuges notwendig geworden sind. So hat das Fuhrwesen längs der Bahn einen gewaltigen Aufschwung genommen.*) Geld — bares Geld kommt ins Land und wird ganz besonders der Butter- und Eierproduktion im westlichen Teil Sibiriens zu gute kommen. Allerdings ist der Zuzug von Ansiedlern aus dem europäischen Rußland völlig unterbunden, auch die dafür ausgeworfenen Mittel sind der Streichung anheimgefallen. Sie bestanden aus: Unterstützungen durch das Ministerium des Innern in Höhe von 325 000 Rubeln und 351 800 Rubel durch die Sibirische Bahn. Sonstige Kredite beliefen sich für West-Sibirien auf 29 500 Rubel und für Transbaikalien auf 80 500 Rubel, zusammen 786 800 Rubel. Ferner waren für den Ausbau der transsibirischen Bahn 1 617 000 Rubel ausgeworfen, so daß praeter propter 2,1 Mill. Rubel durch den Krieg lediglich eine andere Verrechnung erfahren.

Ganz anders gestaltet sich das Bild an den Grenzen Persiens und Afghanistans. Die Kredite, die für den Ausbau jener Gegenden ausgeworfen waren und vollständig zurückgezogen wurden, sind nachstehend aufgeführte:

A. in Kaukasien.

| | Rubel |
|---|---|
| 1. Der Transkaukasische Sjemstwo | 279 577 |
| 2. Wegebauten in Kaukasien | 250 000 |
| 3. Zweigbahn von der Strecke Alexandropol—Erivan zur persischen Grenze | 2 000 000 |
| 4. Eisenbahn Tiflis—Kars | 450 000 |
| zusammen | **2 979 577** |

B. in Zentral-Asien.

| | |
|---|---|
| 1. Vorbereitung d. Einführung des Branntwein-Monopols in Turkestan | 100 000 |
| 2. Unterhalt einzelner Behörden in Turkestan | 36 100 |
| 3. Bewässerungsanlagen in Turkestan | 300 000 |
| 4. Forstbeamte in Turkestan | 13 800 |
| zusammen | **449 900** |

Nun ist es bekannt, daß die Truppen an der afghanischen Grenze mobil gemacht sind. Daher ist wohl auch anzunehmen, daß die Eisenbahnen von Krasnowodsk über Merw nach Kokand, Andijan und Kuscht nach Möglichkeit verbessert werden.

*) Moskowskija Wjed. 77. Jahrg. 148.

Die wichtigste Streichung ist jedenfalls diejenige der 300 000 Rubel für Bewässerungsanlagen in Turkestan. Welche große Bedeutung die russischen Politiker dem Turkestan als Produktionsort für Baumwolle beimessen, zeigen uns zwei Artikel der Moskowskija Wjedomosti, die unter dem Eindruck des Gedankens an einen Krieg mit England geschrieben wurden.*) Es heißt darin zu Anfang: „Zur selben Zeit, während der Krieg gegen Japan in allen Schichten der Bevölkerung eine gehobene Stimmung erzeugt, gibt es ein Gebiet, auf dem eine Beunruhigung wahrzunehmen ist, besonders im Hinblick auf die Möglichkeit einer Verwickelung mit England. Es ist das Gebiet der Volkswirtschaft. — Pessimistische Stimmen sagen, ein Krieg mit England würde Rußland von der amerikanischen Baumwolle abschneiden, die $^3/_4$ unseres Bedarfs daran deckt.... vor uns steht das Gespenst der Arbeitslosigkeit von 2—300 000 Arbeitern!" — Im Anschluß hieran stellt und beantwortet der Autor zwei Fragen, — sollte die russische Produktion allgemein unter den Wirkungen des Krieges zurückgehen? und gibt es wirklich eine Branche, die des Krieges wegen zurückgehen muß, und wie könnte man solchem Rückgange entgegentreten? — Im ersten Teil der Abhandlung verneint der Autor die erste Frage, indem er die Gelegenheit benutzt, tüchtig auf die Juden Lassalle, Marx, „Bljoch" zu schimpfen, wogegen er im zweiten Teil eine ernste Gefahr für die Manufaktur-Industrie sieht, sobald es zu einem Kriege gegen England kommen sollte. Dann fordert er die Manufakturisten auf, mit dem Minister für Landwirtschaft in Verbindung zu treten wegen Hebung der Baumwollgebiete in Zentral-Asien, und Aufsuchen neuer ..... usw. Ich glaube nicht, daß dieser Appell großen Erfolg haben wird. Denn die Manufakturisten geben nur ungern ihre kolossalen Gewinne (40 und mehr Prozent) her, um sich das Rohmaterial im Inlande selbst zu schaffen. Daß der Bauer die Kosten der wirtschaftlichen Aufschließung Turkestans trägt, das scheint ihnen selbstverständlich — nur ja kein Risiko übernehmen! wozu ist der Staat und die Bauern da? — Aber so ist es in allen Branchen und Gewerben: das Kapital hält sich von aller Expansionspolitik fern, läßt sie vielmehr den Staat inaugurieren, der die nötigen Mittel auf dem Wege der indirekten Steuern vorwiegend vom Bauern nimmt.

Für die deutsche Handelswelt interessiert gewiß, daß die langerstrebte Telephonverbindung Berlin—Odessa über Warschau—Kijew bis auf weiteres nicht zustande kommen wird, da 150 000 Rubel, zum Ausbau der Strecke Kijew—Odessa bestimmt, dem Kriegsmoloch zum Opfer fielen. Ebensowenig ist an eine direkte Telegraphenverbindung Westgrenze—Moskau—Mandschuria zu denken.

Im Eisenbahnetat sind bei den ordentlichen Ausgaben rund zwanzig, bei den außerordentlichen Ausgaben rund fünfzig Millionen Rubel abgesetzt.

* Nr. 48 u. 49. Jahrg. 148. „Der Krieg und die heimische Produktion."



Ich möchte noch auf einige kleinere Zahlen aufmerksam machen, die mehr eine symptomatische Bedeutung haben als wirtschaftliche.

Der Heilige Synod gibt nur 0,9 Proz. seines Etats zu Kriegszwecken. Die Geringfügigkeit dieses Abstrichs scheint verständlich, wenn man den Worten der „Moskowskija Wjedomosti"*) trauen darf. Danach hat der Heilige Synod 100 000 Rubel aus seinem Spezialfonds bewilligt und in seiner Sitzung vom 28. Januar a. St. festgesetzt, daß alle in ihm Sitz und Stimme habenden Erzpriester auf ihr Gehalt zu gunsten von Kriegsausgaben verzichten müßten; ferner sollten sämtliche Geistlichen und die Klöster zu Beiträgen und Spenden aufgefordert werden. Die in der Zentralverwaltung angestellten Geistlichen und sonstigen Beamten geben von ihren Gehältern 1 Proz. her. — Bisher läßt sich aus den langen Spendenverzeichnissen nicht feststellen, daß die Geistlichkeit und die Klöster sich besonders stark beteiligt hätten, was umsomehr auffällt, als sonst alle Spenden irgend einer Staatsinstitution mit großem Pomp der Oeffentlichkeit bekannt gemacht werden.**) Dagegen wird schon jetzt in der Presse***) auf den „Mangel an Kirchen" hingewiesen, so daß das russische Volk wohl oder übel wird noch zu Sammlungen für Kirchenbau beisteuern müssen. Auch der auswärtigen Mission wird eine so bedeutende Wichtigkeit zugemessen, daß Kredite dafür nur in Söul gekürzt sind, während für die Mission in Prag die sofortige Bereitstellung von 2230 Rubel angeordnet wurde.†)

Die an sich geringfügige Summe verdient mit Rücksicht auf die panslavistischen Hetzereien, die seit Eingang der „Russischen Wohltätigkeits-Gesellschaft" 1896, ganz besonders von Prag aus betrieben werden, der Erwähnung. Dies scheinbar unbedeutende Zeichen deutet darauf hin, wie sehr die russische Regierung bestrebt ist, gerade in Prag gute Verbindungen zu unterhalten. Aeußerungen, die der aus der Vorgeschichte des Krieges 1877/78 berüchtigte ††) serbische Agitator Spiridowitsch kürzlich gelegentlich der Jahresversammlung der „Moskauer Slavischen Gesellschaft" als deren Vorsitzender getan hat, lassen den Zweck der Mission in Prag noch deutlicher hervortreten. Der Herr meinte nämlich, Rußland habe nur einen Feind, das seien die Germanen: England und Deutschland.†††)

* * *

*) Nr. 31. Jahrg. 148 v. 30. Januar 1904 a. St. Leitartikel.

**) Das reiche Kloster in Sergejewo hat nur 5000 Rubel bewilligt. Dort beschäftigte Arbeiter brachten die Summe von 931 Rubel auf. Mosk. Wjed. Nr. 68. Jahrg. 148.

***) Nowoje Wremja.

†) Praw. Wjestnik. Nr. 71 vom 23. März / 5 April 1904.

††) Th. Schiemann, „Deutschland und die große Politik 1901." Verlag Georg Reimer Berlin 1902. S. 248/9.

†††) Nach „Russj." vom 21. März 1904 a. St.

Was lehrt uns das Bild, das in den voraufgegangenen Zeilen zu zeichnen versucht wurde? Es ist, kurz gesagt: Die größte Last des Krieges trägt der Bauer und die bäuerliche Wirtschaft, — er gibt nicht nur sein Leben als Soldat, er wird auch in seiner Wirtschaft geschädigt. Die Reichen bleiben ziemlich verschont vom Kriege, — was sie geben an Mitteln, das geben sie freiwillig, während der Bauer durch die ganze Organisation des Finanzwesens **gezwungen** ist, sein Letztes herzugeben. Was Branntweinmonopol, Sparkassen, Eisenbahnpolitik, großindustrielle Züchtungen und unverständiger Protektionismus noch nicht zustande zu bringen vermochten, das wird nun der Krieg zu Ende führen, — auf dem Gebiet der Volkswirtschaft tabula rasa zu machen. — Die Gegner von Wittes das Land aussaugender Politik scheinen die Oberhand gewonnen zu haben, noch ehe der Krieg begonnen hatte; denn es heißt in dem vorerwähnten Regierungs-Kommunique, daß es bereits im Dezember 1903 eine beschlossene Sache war, den Posten „**Außerordentliche Ausgaben**", der Herrn von Witte befähigte, geradezu budgetlos zu schalten, auf das notwendigste Minimum herabzusetzen. — Der neue Leiter der russischen Finanzwirtschaft hat eine ungemein schwierige Aufgabe übernommen, der er nur dann gerecht zu werden vermag, wenn er **auch schon jetzt während des Krieges** beginnt, der **Landwirtschaft und dem Kleingewerbe**, ohne sich von philanthropischen Sozialpolitikern beeinflussen zu lassen, seine Hauptfürsorge zuzuwenden. Er soll nur den Begriff wirtschaften so auffassen, wie ihn Schmoller*) erklärt, nämlich „**planvoll berechnend, klug, den höchsten Erfolg mit den kleinsten Mitteln erstreben**", dann wird er auch der beste Sozialpolitiker seines Landes sein. — Die Abstriche von 134 Mill. Rubel bedeuten für die russische Wirtschaft viel, die 29,2 Mill., der Landwirtschaft entzogen, bilden ein „**zu viel**". — Rußland kann nur vorwärts kommen, wenn mit dem System Witte ernstlich aufgeräumt und Landwirtschaft und Kleingewerbe als die kräftigsten Faktoren der russischen Volkswirtschaft auch in der Praxis anerkannt werden!

St. Petersburg, den 1/14. April 1904.

---

## Deutschland in der Weltpolitik. Der Krieg.

Die französisch-englische Konvention ist wirklich in dem Sinne, wie wir ihn bereits vor vier Wochen angenommen und besprochen haben, zustande gekommen, und die deutsche Presse hat sie, mit Ausnahme der alldeutsch gestimmten Blätter, die ohnehin in Sachen der auswärtigen Politik als Franktireurs gelten, gutgeheißen. Der Herr Reichskanzler selber hat im Reichstag ebenfalls sich in dem Sinne ausgesprochen, daß Deutschland

*) Schmoller, G., Grundriß der Volkswirtschaftslehre. I. S. 3.



eine Abkunft, wodurch politischer Zündstoff in der Welt beseitigt und Reibungsflächen vermindert würden, nur mit Befriedigung begrüßen könne, und es ist auch wohl nicht anders möglich, als daß Deutschland amtlich und öffentlich in diesem Sinne spricht. Ebenso nötig ist es aber auch, daß man sich in Deutschland nicht nur die ganze Tragweite des Ereignisses klar macht, sondern namentlich auch daraus die rechte Erkenntnis gewinnt, wie gering und wie gefährdet zugleich unsere Stellung in der Weltpolitik und aus welchen Gründen sie dies ist.

Als der große Zweck des neugebildeten Deutschen Reiches hat sich immer mehr herausgestellt, zu verhindern, daß die Welt englisch werde: nicht aus Feindseligkeit gegen das englische Volk, gegen die angelsächsische Rasse oder gegen den englischen oder den amerikanischen Staat, sondern nur, um neben dieser so hoch stehenden wie hoch geschätzten Nationalität auch für andere Nationalitäten auf der Welt Raum zu lassen. Die Menschheit würde verarmen, wenn zuletzt eine Nationalität, mag sie auch in sich so hohen ethischen und Kulturwert haben wie die angelsächsische, die Welt ausschließlich beherrschen und alle andern neben ihr nur noch als Anhängsel und Enklaven Bestand haben sollten. Auch wenn man die Aufgabe so ausdrückt, daß die Welt nicht zwischen Engländern und Russen aufgeteilt werden dürfe, bleibt der Zweck derselbe; denn das Engländertum ist dem Russentum innerlich so unendlich überlegen, daß das Vorbehalten eines Teiles der Welt für die Russen nichts anderes als das Vorbehalten für ein halbes Barbarentum wäre, was man ebenso wenig als Segen für die Menschheit ansehen könnte, wie wenn die Welt ausschließlich angelsächsisch würde. Eine größere Zahl durchaus selbständiger, großer Nationalitäten als verschiedenartiger Kulturzentren und Kulturträger, so daß dazwischen auch eine Anzahl mittlerer und kleiner noch Platz hat, müssen notwendig erhalten werden, und das kann nur geschehen, indem das Deutsche Reich in den Vordergrund tritt und durch die höchste Machtanspannung und Machtentwicklung das Prinzip der gleichberechtigten Völker-Vielheit durchkämpft. Fällt Deutschland aus, so ist die Welt binnen einigen Generationen nur noch auf den Kampf zwischen Angelsachsentum und Russentum gestellt, vielleicht nicht einmal das mehr, wenn bis dahin das Zarentum innerlich zusammengebrochen ist. Nicht nur um unserer Selbstbehauptung und um des Deutschtums, sondern auch um der Menschheit willen, müssen wir diesen Kampf kämpfen und diese Last tragen. Man sollte meinen, das ist so einleuchtend, daß selbst Leute, die grundsätzlich nach kosmopolitischer Bildung und Auffassung streben, sich dem Verständnis nicht ganz verschließen könnten. Der nationale Gedanke zeigt sich bei uns heute oft in so widerwärtigen Formen, wird von so minderwertigen Personen repräsentiert, zeitigt ethisch so häßliche Auswüchse, daß man es wohl verstehen kann, wenn man hier und da zu ihm in Opposition tritt und mit Vorliebe die internationalen Werte verteidigt; aber in den demokratischen und sozialdemokratischen

Kreisen, in denen man heute wesentlich diese kosmopolitischen Gedanken pflegt, gibt es doch neben den doktrinären auch Leute von historischer Bildung, die sich unmöglich ganz der Wahrheit verschließen können, daß der Kosmopolitismus selber, wenn er nicht ganz schemenhaft aufgefaßt wird, die selbständigen Nationalitäten verlangt, und daß, so wie heute die Weltlage ist, die Selbständigkeit der Nationalitäten schlechterdings nur durch ein sehr starkes Deutsches Reich verbürgt werden kann. Unter den sozialdemokratischen Revisionisten sind gewiß schon recht viele, die für diesen Gedanken innerlich eine recht lebhafte Empfindung haben; aber selbst unter den Radikalen sollte sich in einem Mann wie z. B. Franz Mehring, der wirklich bedeutende historische Kenntnisse hat, doch zuweilen etwas wie ein böses Gewissen regen, wenn er sieht, wie die Genossen die Weltpolitik immer nur unter dem Gesichtspunkt des „Militarismus“ und „Marinismus“ ansehen, das heißt, darüber schimpfen.

Unsere Hoffnung muß sein, daß wir durch eine sehr starke Rüstung zu Lande wie zu Wasser England so sehr imponieren, daß es uns Andern auf der Welt Raum gewährt, ohne daß es darüber zu einem wirklichen Kriege kommt. Die Aussicht, dazu zu gelangen, ist garnicht gering, denn ein so kriegerisches Volk die Engländer sind, den Krieg als solchen wünschen sie so wenig wie wir und werden gern bereit sein, sich mit uns auseinanderzusetzen, sobald und soweit sie sich vor uns fürchten. Das ist das Wesen aller Politik und aller Völker zu allen Zeiten: kommt man in Streit um ein einzelnes Gebiet und hat keinen Anlaß, den Gegner zu respektieren, so sind die leitenden Staatsmänner nicht imstande, die Anwendung von Gewalt hintan zu halten. Es ist garnicht nötig, daß ein Volk mit Bewußtsein nach der Weltherrschaft strebt, — das haben nicht einmal die alten Römer getan und nicht einmal Napoleon I. — und die Engländer werden auch heute diesen Gedanken entschieden zurückweisen, aber in jedem einzelnen Fall weicht der, der die Macht hat, nicht freiwillig zurück oder teilt freiwillig, sondern die Macht wird nur durch Macht gebändigt und eingeschränkt.

Unsere heutige Lage ist nun die, daß wir zwar schon neben den Russen das Haupthindernis für die grenzenlose Ausdehnung des Anglizismus bilden, aber nicht so, daß das Deutschtum selber dabei etwas gewönne. Das Ergebnis des jüngsten französisch-englischen Abkommens ist, daß England den Franzosen, wie ich bereits im vorigen Heft dargelegt habe, gegen ganz unbedeutende Zugeständnisse drei große Reiche überantwortet hat; wie kommt es, daß das stolze England sich gegen die Franzosen so überaus gefällig erweist? Frankreich ist doch der eigentliche Erbfeind Englands! Seit Jahrhunderten ist es der höchste Grundsatz der englischen Politik gewesen, Frankreich kommerziell und kolonial nicht erstarken zu lassen, jetzt wirft man ihm die größten Gebiete nur so in den Schoß.

Aus Freundschaft für die Franzosen? Aus Edelmut, weil man Anderen

auch etwas gönnen will? Ganz gewiß nicht, sondern aus Furcht vor uns und vielleicht auch vor den Russen und den Amerikanern.

Die Franzosen sind froh ihres Erfolges und dürfen es auch sein. Aber im letzten Grunde ist es keineswegs für sie ein Ehrenzeugnis, daß die Engländer so kulant gegen sie sind — weshalb sind sie es nicht gegen uns? Deshalb, weil sie sich vor uns noch etwas fürchten, vor den Franzosen aber garnicht mehr. Es gehört zu den Gesetzen der Historie, wenn man welche aufstellen will, daß die Großmächte lieber an Mittelmächte Konzessionen machen als an andere Großmächte. Das ist z. B. dem Großen Kurfürsten im Westfälischen Frieden zu Hilfe gekommen; das hat in der Napoleonischen Epoche und auf dem Wiener Kongreß Bayern, Württemberg und die Niederlande emporgebracht; das hat auch Friedrich dem Großen im Ersten schlesischen Kriege geholfen — aber als er eben dadurch Preußen zur Großmacht gemacht hatte, da schlug es um und im Siebenjährigen Kriege wandte sich alles gegen ihn. Die leitenden englischen Staatsmänner haben mit anerkennenswertem politischen Scharfblick erkannt, daß ihnen das stagnierende Frankreich mit seinem dissoluten republikanischen Regiment, dem grimmigen Haß zwischen der bürgerlichen Regierung und dem Offizierkorps nicht mehr gefährlich ist. Erst, nach der Niederlage von 1870, tat die deutsche Politik alles, den Franzosen Ersatz zu schaffen und ermöglichte ihnen die Eroberung von Tonkin und Tunis — jetzt machen uns die Engländer das nach. Das ist die Erklärung für das wunderbare Schauspiel, daß das besiegte Frankreich die ungeheuersten Eroberungen gemacht hat, das siegreiche, viel mächtigere Deutschland sich kaum hier und da mit einem fast wertlosen Brocken hat begnügen müssen.

Marokko ist ein Land von großer Zukunft, sehr günstiger Lage, viel fruchtbarem Boden und Mineralschätzen. Die Franzosen haben keinerlei Anspruch darauf. Wenn Marokko in der natürlichen Interessensphäre eines europäischen Volkes liegt, so ist es das spanische. Die vornehmsten und stärksten Handelsinteressen haben England und Deutschland. Frankreich hat nur die Nachbarschaft von Algier, die aber ganz nebensächlich ist, da die eigentliche Front von Marokko nicht die nördliche an Algier grenzende Küste, sondern die andere, die ozeanische ist, die zu Frankreich keinerlei Beziehungen hat. Trotzdem hat England jetzt das Protektorat dieses Landes den Franzosen überwiesen.

An sich kann es Deutschland heute so wie zu Bismarcks Zeit nur recht sein, wenn Frankreich Kolonialgebiete erwirbt, denn in der Vielheit und dem Gleichgewicht der Kulturnationen, die wir wünschen, sind die Franzosen eines der allerwichtigsten und unentbehrlichsten Elemente. Der französische Genius ist von einer Originalität, die durch keine andere Nation zu ersetzen ist. Aber wie lange darf es so weiter gehen, daß die anderen Völker die Erde unter sich verteilen und wir dabei leer ausgehen, daß wir durch unsere Machtstellung England wohl veranlassen, anderen

etwas zu überlassen, nur uns selber nicht? Das Wesen einer Großmacht besteht darin, daß sie keine beschränkte Interessensphäre hat, sondern von allen großen Weltfragen berührt wird und keine der großen Weltfragen gelöst werden kann, ohne daß sie gefragt wird und mitspricht. Sind wir wirklich in der Position, daß Frankreich und England die Gelegenheit, wo Rußland anderwärts beschäftigt ist, benutzen können, die halbe Welt unter sich zu verteilen, ohne uns nur darum zu begrüßen? Schon seit einer Reihe von Jahren ist die englische Politik weit vorausschauend und umsichtig darauf ausgegangen, uns zu isolieren. Im spanisch-amerikanischen Kriege nahm nicht nur die Regierung, sondern auch mit einem Instinkt, wie ihn nur ein politisch seit Generationen erzogenes Volk haben kann, die englische Nation für die Vereinigten Staaten Partei und machte dann in der Frage des Panamakanals so viel Konzessionen, daß der alte Haß der Yankees gegen das Mutterland sich wirklich überwunden gegeben hat und die Sympathie von Nordamerika heute England gehört. Jetzt hat man auch die Franzosen eingefangen, ja die Preß-Kampagne, die seit Jahren diesem Abkommen vorgearbeitet hat, ist sogar unter der Ueberschrift einer englisch-französisch-russischen Verständigung betrieben worden. Diese wird sich nun doch wohl nicht realisieren; der Plan hatte wohl immer nur den taktischen Wert, die Franzosen an England heranzuziehen, ohne daß das sofort als eine Abwendung von Rußland erschien. Das ist auch wirklich gelungen, gerade wie bei uns hat man auch in Rußland die Faust in der Tasche gemacht und sich gestellt, als ob es für das Zarenreich garnichts ausmache, wenn Frankreich zu einer intimen Freundschaft mit England übergeht.

Ist es nun, daß wir bloß zu geizig und zu genußsüchtig gewesen sind, daß wir unsere Kräfte nicht genügend angespannt, daß wir zu spät und zu langsam den Ausbau unserer Seemacht in die Hand genommen haben, oder sind auch diplomatische Fehler gemacht worden? Wäre eine geschickte, zugleich besonnene und kühne Staatsleitung imstande gewesen, mit den mäßigen Mitteln, die zur Verfügung stehen, mehr zu leisten? Die öffentliche Meinung sucht bekanntlich, wenn in der auswärtigen Politik etwas nicht nach Wunsch gegangen ist, immer den Fehler an dieser Stelle; namentlich in Deutschland ist das so der Brauch: das Volk ist edel, gutgesinnt, opferwillig, die Schuld liegt immer nur an der Regierung, und es wird ja wohl auch so sein, daß im einzelnen Fehler gemacht worden sind; ob aber gerade bei den Gelegenheiten und in der Art, wie die öffentliche Meinung es glaubt, erscheint mir noch sehr fraglich. Die einzelnen diplomatischen Vorgänge sind von den Zeitgenossen immer nur sehr schwer zu beurteilen, da man fast nie die sämtlichen und die entscheidenden Motive der Handelnden zu durchschauen vermag. Wirklich zu beurteilen ist immer nur die allgemeine Tendenz und gegen diese ist nichts einzuwenden.

Sucht man nach Fehlern im einzelnen, so wäre wohl jetzt angesichts



des französisch-englischen Abkommens in erster Linie zu fragen, ob man nicht den Engländern hätte den Rang ablaufen und in der Zeit, wo die öffentliche Meinung in Frankreich schwankte, ob sie den Erbfeind jenseits des Kanals oder jenseits der Vogesen zu suchen habe, Frankreich auf die deutsche Seite hätte hinüberziehen können. Die große Kunst in der Politik ist ja, im richtigen Augenblick Opfer zu bringen. Dem eigenen Volke ein Zurückweichen aufzuerlegen, verlangt oft viel mehr Tatkraft und Entschluß, als es zu einem aggressiven Vorgehen hinzureißen. Die englischen Staatsmänner haben sich jetzt zu Opfern entschlossen, die vor wenigen Jahren noch für ganz unmöglich gegolten hätten; das englische Volk hat sie verstanden und hat ihnen zugestimmt. Die Frage ist, ob Deutschland einmal hätte etwas ähnliches tun können, denn mit bloßen Freundlichkeiten und wohlwollender Haltung zu ihrer Kolonialpolitik waren die Franzosen natürlich nicht zu gewinnen. Das Opfer, um das es sich gehandelt hätte, ist ja oft genug besprochen worden, es wäre die Herstellung der Sprachgrenze, d. h. die Rückabtretung von Metz gewesen. Um diesen Preis hätte man vielleicht die Gewinnung einer wirklich großen und zukunftreichen deutschen Kolonialstellung mit einem Schlage erreichen können. Aber solche Gedanken sind leichter ausgesprochen als realisiert. An sich würde der Verzicht auf Metz, besonders, wenn es mit dem Eintritt Luxemburgs in das Deutsche Reich verbunden gewesen wäre, für uns kein wesentliches Opfer bedeutet haben; Bismarck hat es ja schon im Jahre 1871 nur sehr ungern genommen; aber wäre man mit den Franzosen darüber wirklich zu einem Abkommen gelangt? Hätten sie nicht sofort mehr gefordert? Hätte die so völlig unerzogene öffentliche Meinung in Deutschland es geduldet? Und hat es wirklich einen Moment gegeben, wo die sonstigen Umstände und Weltverhältnisse den Tausch von Metz, sagen wir gegen die französischen Besitzungen in West-Afrika ermöglicht hätten? Gewiß zeigt es eine großartige nationale Perspektive, gegen das Opfer eines Landfleckchens, das immer zum französischen Sprachgebiet gehört hat, ein riesiges Zukunfts-Deutschland über See — aber wenn der günstige Zeitpunkt dafür jemals gewesen ist, so ist er eben jedenfalls gewesen. Heute ist schon die erste Voraussetzung, daß Metz eine Stadt französischer Zunge sei, nicht mehr zutreffend: durch die starke Ab- und Einwanderung ist es bereits sehr stark germanisiert. Die ganze Betrachtung hat nur noch den prinzipiellen Wert, durch den Vergleich mit dem heutigen Verhalten Englands unseren Hypernationalen zu zeigen, daß man nationale Politik nicht immer bloß mit Zugreifen macht, sondern daß man manchmal auch verstehen muß nachzugeben, und daß es ein Verdienst wäre, das deutsche Volk auch einmal auf diese Seite der Politik aufmerksam zu machen.

Liegt hier möglicherweise ein Versäumnisfehler in der Politik unserer Vergangenheit vor, so ist ein anderer noch viel deutlicher und ganz unbestreitbar, das ist die Haltung gegenüber England im Burenkriege.



Deutschland hatte den Versuch gemacht, den Buren eine gewisse moralische Rückendeckung zu gewähren in der Hoffnung, daß das auf England Eindruck machen werde. Sehr bald zeigte sich, daß man das Selbstvertrauen und die Macht Englands unterschätzt hatte, und als die Buren trotz der Warnungen, die ihnen von deutscher Seite zugingen, nun losschlugen, konnten wir nichts für sie tun. Es liegt nahe, der Regierung den Vorwurf zu machen, daß sie dann die Hand überhaupt hätte aus dem Spiel lassen sollen, aber der Vorwurf ist leichter erhoben als vermieden; man konnte es doch nicht wissen, ob man nicht auf dem diplomatischen Wege etwas erreichen würde und versuchte es. Es ist mißglückt und war deshalb für die retrospektive Betrachtung ein Fehler. Aber das sind Vorgänge, die sich in der Geschichte der Politik unausgesetzt wiederholen, und es bleibt nichts übrig, als sich darin zu schicken, wie es die Regierung denn auch tat. Die öffentliche Meinung in Deutschland aber verstand die Situation schlechterdings nicht und wütete gegen England, ohne zu empfinden, daß dadurch erst der Schade für uns wirklich groß geworden ist. Denn diese Haltung der öffentlichen Meinung und des größten Teils der Presse in Deutschland ist es recht eigentlich gewesen, die die Funken der antideutschen Stimmung bei den Vettern jenseits des Kanals zu heller Flamme entfacht und dadurch die heutige bedrängte Lage des Reiches herbeigeführt hat. Man weist wohl darauf hin, daß in Frankreich damals ganz ebenso geschimpft worden ist und die Engländer es doch den Franzosen heute nicht mehr nachtragen. Das ist ganz richtig: wenn die politischen Interessen einmal so laufen, so kommt man auch über die böseften Worte wieder hinweg. Da die Engländer sich klar gemacht haben, daß die Franzosen keine Zukunftsrivalen mehr für sie sind, wir aber umsomehr, so frischen sie die Erinnerung an die häßlichen Worte, die ihnen damals von Deutschland aus nachgerufen worden sind, immer wieder auf, während sie die französischen der Vergessenheit anheimgeben. Während es Deutschlands höchstes Interesse gewesen wäre, das Aufkeimen der Rivalität gegen England so lange wie irgend möglich zurückzuhalten, hat gerade die nationale Presse in Deutschland in ihrer vollendeten Gedankenlosigkeit alles getan, um die Engländer aufmerksam zu machen und ihnen von unsern bösen Absichten für die Zukunft Vorstellungen beizubringen, die weit über das hinausgehen, was wirklich die deutsche Politik je in Aussicht nehmen kann und wird.

Nach den allerjüngsten Nachrichten soll England seinen guten Willen kundgegeben haben, zwischen Rußland und Japan einen Frieden zu vermitteln, und es scheint wirklich, als ob die Nachricht nicht so völlig grundlos wäre; bringt man das mit dem französisch-englischen Abkommen zusammen, so könnte man auf den Verdacht geraten, daß doch schließlich ein englisch-französisch-russisches Zusammenwirken geplant ist, was die Spitze gegen Deutschland richten würde. Aber an diese äußerste Gefahr möchte ich doch noch nicht glauben; es ist, vorausgesetzt daß an der Nachricht überhaupt

etwas ist, eine viel harmlosere Auslegung möglich. Es ist, wie das in diesen Blättern von Anfang an betont worden ist, garnicht gesagt, daß England den russisch-japanischen Konflikt zum Aeußersten getrieben zu sehen wünscht. Es scheint, daß die Haltung der Chinesen immer drohender wird: treten sie wirklich in den Krieg ein, so liegt die Gefahr sehr nahe, daß es ein Krieg der gelben Rasse gegen die weiße wird, was auch die Engländer nicht wünschen können. Ferner aber droht fortwährend die Möglichkeit, daß die Russen, da sie nun einmal im Kriege sind, und es viel schlimmer nicht werden kann, in Afghanistan einrücken. Hier ist ja der eigentliche wunde Punkt Englands. Lord Curzon hat jüngst mit einem treffenden Bilde Indien mit einer Festung verglichen, deren Glacis Afghanistan und Tibet bildeten; man dürfe nicht dulden, daß sich auf diesen Glacis ein Feind einniste. Man könnte vielleicht auch noch einen andern Vergleich ziehen. Cäsar berichtet uns von den alten Germanen, daß sie sich dadurch gegen ihre Feinde sicherten, daß sie rings um ihr Gebiet eine Wüste schufen, ein Land, wo sie Niemand wohnen ließen. Nicht anders machten es nachher die Römer selbst am Limes; kein Germane durfte in seiner Nähe wohnen, auf einen Tagemarsch blieb das Land unbebaut und frei. So wird Indien jetzt dadurch geschützt, daß Afghanistan kein Kulturland ist und keine Eisenbahnen hat. Sobald die Eisenbahn von Herat nach Kandahar gebaut ist, ist Indien der Invasion der Russen preisgegeben, und in Afghanistan selber ist die russische Armee der englischen überlegen. Nur indirekt kann England verhindern, daß Rußland Afghanistan okkupiert. Eines der Mittel zu diesem Zweck wäre, daß Rußland nicht etwa seine ostasiatische Politik aufgibt, sondern an ihr festhält und ihr seine Mittel zuwendet; es wäre also für König Eduard ganz genehm, wenn Rußland jetzt, nachdem es tüchtig zur Ader gelassen ist, mit Japan Frieden schlösse. Wie aber ist zu erwarten, daß die Russen eine solche Demütigung auf sich nehmen?

Noch ist es ja keineswegs entschieden, wer sich schließlich als der Stärkere erweisen wird. Zwar haben die Japaner unerhörte Erfolge zur See davongetragen, Erfolge, die keineswegs bloß der Ueberlegenheit oder dem Glück, sondern offenbar auch einer sehr klugen und sachkundigen Führung zuzuschreiben sind. Aber die Leistung zu Lande läßt bisher von dieser Eigenschaft nichts erkennen. In 11 Wochen hat die japanische Heeresleitung es nicht fertig gebracht, an irgend einer Stelle mit der Ueberlegenheit, die ihr an sich zur Verfügung steht, zur Aktion zu kommen und ein russisches Truppenkorps zu schlagen. Das macht den Verdacht sehr großer Organisations-Mängel fast unabweisbar. Es ist aber möglich, daß dabei irgend welche Umstände mitspielen, die von hier nicht zu beurteilen und in keinem der eingehenden Berichte erwähnt sind, z. B., daß das späte Umschlagen des Monsuns in diesem Jahr im Yalu Wasserverhältnisse geschaffen hat, die einen Aufschub herbeigeführt haben. Manche Nachrichten scheinen ja auch zu ergeben, daß

endlich eine erhebliche japanische Armee am Yalu aufmarschiert ist und der Uebergang unmittelbar bevorsteht. Was werden die Russen tun, wenn sie dann wirklich von der Ueberlegenheit überwältigt werden sollten? Von General Kuropatkin selber ist jetzt gemeldet worden, daß er ein Gegner der Mandschurei-Politik sei: aber kann Rußland die Niederlage als solche einstecken? Es müßte zum wenigsten gleichzeitig nach einer großen Kompensation suchen. Hier ist die wahre Sorge der englischen Staatsmänner; hier ist die letzte Erklärung des englisch-französischen Abkommens; hier ist auch das punctum saliens für eine positive deutsche Politik. Es ist wahr, wir sind noch viel zu schwach, um eine direkte und positive Weltpolitik zu machen, wie sie die drei wahrhaft großen Mächte England, Rußland und Amerika machen. Aber wir sind doch stark genug, um uns zu ihrem Range zu erheben, wenn wir nur wollen.

24. 4. 04. D.

---

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

**Vorläufiger Jahresbericht der Handelskammer zu Cöln für 1903.** Cöln, M. Du Mont Schauberg.
**Wigalois.** — Der Tempel zu Rethra und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des germanischen Heidentums. M. 1,50. Berlin, P. Wendland.
**Zeitschrift für das gesamte Fortbildungsschulwesen in Preussen.** Herausgeber: H. Siercks, Fr. Lembke, M. Dennert. Jahrgang 1, Heft 7. Abonnementspreis M. 8,— pr. Jahrgang. Kiel, Lipsius & Tischer.
**Adler, Dr. Max** und **Dr. Rud. Hilferding.** — Marx-Studien. Band I. 8 Kronen = 7 M. Wien, Wiener Volksbuchh. Ignatz Brand.
**Agahd, K.** — Kinderarbeit und Kinderschutz. 15 Pf. (Sozialer Fortschritt No. 4.) Leipzig, Felix Dietrich.
**Alt, Dr. Carl** — Schiller und die Brüder Schlegel. M. 2,80. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.
**Archiv** für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschliesslich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. Jahrgang 1. Heft 2. M. 4,—. Berlin, Verlag der Archiv-Gesellschaft.
**Arnold, Dr. Robert F.** — Die Kultur der Renaissance. Gesittung, Forschung, Dichtung. (Sammlung Göschen.) 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen.
**Auerbach, Mathias.** — Einfälle und Betrachtungen. Philosophische und weltliche Gedanken. Dresden, Carl Reissner.
**Berlin.** — Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungs-Jahren 1895 bis 1900; Berlin, Carl Heymann.
**Bibliographie** der deutschen Universitäten. Bearbeitet von Wilh. Erman und Ewald Horn. I. Teil. M. 30.—. Leipzig, B. G. Teubner.
**Bischoff, Dietrich.** — Die Logenarbeit und das „Reich Gottes". Betrachtungen über die religiös-sittliche Erziehungsaufgabe der Freimaurerlogen. M. 1,50. Leipzig, Max Hesse.
**Bruinier, Dr. J. W.** — Das deutsche Volkslied. Ueber Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 7. Bändchen.) 2. Aufl. Geh. M. 1,—. geschmackvoll geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
**v. Bonin, Dr. B.** — Grundzüge der Rechtsverfassung in den deutschen Heeren zu Beginn der Neuzeit. M. 4,—. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger.
**Brunn, L.** — Die Krone. Roman. M. 3,50. Stuttgart, Axel Juncker.
**Darmstädter, L.** und **Du Bois-Reymond, R.** — 4000 Jahre Pionier-Arbeit in den exakten Wissenschaften. Berlin, J. A. Stargardt.
**Deutsche Monatsschrift** für das gesamte Leben der Gegenwart. Begründet von Julius Lohmeyer. Heft 7. M. 2.—. Berlin, Alexander Duncker.
**Dibelius, Dr. Wilhelm.** — Bismarck und die Aufgaben unserer Zeit. 30 Pf. Posen, Merzbach'sche Buchdruckerei und Verlagsanstalt.
**Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.** — Band XXIII. Heft 7. „Der Kampf in der Schule. Gedanken über die geistliche Schulaufsicht. Von einem kath. Schulmanne." Preis des Bandes (12 Hefte) M. 4,60, Einzelhefte 50 Pfg. Hamm i. W., Breer & Thiemann.
**Fridrichowicz, Dr. E.** — Kurz gefasstes Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. Band VIII. M. 1,60. Berlin, S. Calvary & Co.
**Georgii.** Die Haftpflichtversicherung im Entwurf eines Gesetzes über den Versicherungsvertrag. M. 2,50. Stuttgart, W. Kohlhammer.
**Goethes** sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. 25. Band. M. 1,20. Stuttgart, J. G. Cotta.



**Gramzow, Dr. Otto** — Gustav Ratzenhofer und seine Philosophie. M. 1,—. Berlin. Hugo Schildberger.
**Hebbels** Ausgewählte Werke. Band 5. M. 1.—. Stuttgart, J. G. Cotta.
**Hirschfeld.** — Absatzquellen für Schriftsteller. Herausgegeben von der Redaktion der „Feder". 1.—3. Tausend. Berlin, Federverlag, Dr. Max Hirschfeld.
**Jahresbericht** des Statistischen Amts der Stadt Düsseldorf für 1903. Ergänzungsheft zu den Statistischen Monatsberichten der Sadt Düsseldorf. Düsseldorf. L. Voss & Cie.
**Joseph, Dr. D.** — Heinrich Schliemann. M. 1.—. Berlin, Hugo Schildberger.
**Juschkewitsch, S.** — Die Parias. Erzählung aus dem Leben der russischen Juden. M. 2.—, geb. M. 3,—. München, Dr. J. Marchlewski & Co.
**Kantorowicz, Dr. Herm. U.** — Goblers Carolinen-Kommentar und seine Nachfolger. Geschichte eines Buchs. M. 1,50. Berlin, J. Guttentag.
**König, Karl.** — Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott. Geh. M. 1,—, geb. M. 2.—. Berlin, Alexander Duncker.
**Landsberg, Dr. Hans.** — Die moderne Literatur. M. 1,50. (Die neue Kunst.) Berlin, Leonhard Simion Nf.
**Leixner, Otto von.** — Zum Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild. Ein Mahnwort und Aufruf. 15 Pf. (Sozialer Fortschritt No. 10.) Leipzig, Felix Dietrich.
**v. Löbells Jahresberichte** über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen. XXX. Jahrgang 1903. Unter Mitwirkung zahlreicher Offiziere. Herausgegeben von v. Pelet-Narbonne, Generalleutnant z. D. Mit 2 Skizzen im Text. M. 11,—, geb. M. 12,50.
**Loewe, Dr. Victor.** — Bücherkunde der deutschen Geschichte. Kritischer Wegweiser durch die neuere deutsche historische Literatur. 120 S. Berlin, Johannes Räde.
**Meredith, George.** — Richard Feverels Prüfung. Brosch. M. 4,—, geb. 5,—. Minden, J. C. C. Bruns.
**Meyer, Oswald.** — Nord und Nebel. Lieder und Balladen. Brosch. M. 1,80, geb. M. 2,50. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
**Müller, Dr. Adolf.** — Aestetischer Kommentar zu den Tragödien des Sophokles. M. 5.—. Paderborn, Ferdinand Schöningh.
**Naumann, D. Fr.** — Die Erziehung zur Persönlichkeit im Zeitalter des Grossbetriebes. 25 Pf. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".
**Pädagogische Reform.** — Eine Vierteljahrsschrift, herausgegeben von der Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung und den Garanten der „Pädagogischen Reform". Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Ross. M. 3 jährlich, Einzelhefte 80 Pf. Hamburg, Verlag der Pädagogischen Reform.
**Parow, Dr. Walter.** — Die Notwendigkeit der Einheitsschule. Ein Mahnwort an alle Freunde erziehlicher Jugendbildung. 80 Pf. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler.
**Politikus.** — Bismarck oder Lassalle? 80 Pf. Görlitz, Rudolf Dülfer.
**Rehm, Dr. Hermann.** — Modernes Fürstenrecht. Brosch. M. 12,50, eleg. geb. M. 14,—. München, J. Schweitzer.
**Reichs-Arbeitsblatt.** Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Zweiter Jahrgang No. 1. Berlin, Karl Heymann.
**Renner, Gustav.** — Ahasver. Eine Dichtung. M. 3,—. Gross-Lichterfelde/Berlin, E. Th. Förster. —,— Gedichte. M. 3,50. Gross-Lichterfelde/Berlin, E. Th. Förster.
**Scheffler, Karl.** — Die moderne Malerei und Plastik. M. 1.20. (Die neue Kunst.) Berlin. Leonhard Simion Nf.
**Schian, Dr. M.** — Der deutsche Roman seit Goethe. 1. Lieferung 50 Pf. Görlitz. Rudolf Dülfer.
**Schillers Sämtliche Werke.** Säkular-Ausgabe. Band 7. M. 1.20. Stuttgart, J. G. Cotta.
**Schmidt, Paul.** — Die Hexe. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. M. 2.—. Dresden, E. Pierson.
**Schneiderreit, Max.** — Heinrich Zschokke. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit. Geh. M. 4,50, fein geb. M. 5,50. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
**Schulte, Dr. Aloys.** — Die Fugger in Rom 1495—1523. 2 Bde. M. 13,—. Leipzig, Duncker & Humblot.
**Schulz, M. von.** — Koalitionsrecht. 15 Pf. (Sozialer Fortschritt No. 2.) Leipzig. Felix Dietrich.
**Sombart, Werner.** — Warum interessiert sich heute jedermann für Fragen der Volkswirtschaft und Sozialpolitik? 15 Pf. (Sozialer Fortschritt No. 1.) Leipzig. Felix Dietrich.
**Timmermann, W.** — Was will die Bodenreform? 15 Pf. (Sozialer Fortschritt No. 3.) Leipzig, Felix Dietrich.
**Tovote, Heinz.** — Sonnemanns. Roman. M. 2,50. Berlin, F. Fontane & Co.
**Uspenskij, Gljeb.** — Novellen. Deutsch von Georg Polonskij. (Internationale Novellen-Bibliothek, Bd. 11. Russische Autoren.) Brosch. M. 1,50, eleg. geb. M. 1,75. München, J. Marchlewski & Co.
**Vierteljahrschrift** für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. St. Bauer in Basel, Prof. Dr. G. von Below in Tübingen, Dr. L. M. Hartmann in Wien. II. Bd. 1. 2. Heft. Preis für den Band (4 Hefte) M. 20,—. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
**Witkowski, G.** — Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. (Aus Natur und Geisteswelt.) M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
**Wohnungsgesetz.** — Bericht des Vereins Reichs-Wohnungsgesetz für das sechste Geschäftsjahr vom 1. Januar bis 31. Dezember 1903 der Jahrbuch der Wohnungsreform im Jahre 1903. M. 1. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

---

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW., Lindenstr. 3.

# Herder und Kant in ihrer Bedeutung für die Gegenwart.

Von

**Otto Pfleiderer.**

---

In dankbarer Pietät hat das deutsche Volk in letzter Zeit die Gedenktage des Todes Herders und Kants gefeiert und durch Wort und Schrift die Größe dieser Männer und die dauernde Bedeutung ihres Wirkens sich vergegenwärtigt. Das Verhältnis beider zueinander blieb dabei im Hintergrund; ihre Fehde miteinander erschien wie ein dunkler Punkt, an dem man lieber schonend vorüberging. Hier möchte ich nun eben dieses Verhältnis beider zueinander einer näheren Betrachtung unterziehen, nicht nach seiner rein persönlichen Seite, sondern indem ich den tieferen Gründen ihrer Fehde in ihrer verschiedenen Denkart nachgehe und in ihnen die charakteristischen Vertreter derselben zwei Geistesrichtungen aufzeige, die sich auch in Goethe und Schiller gegenüberstanden, deren jede in ihrer Art berechtigt, jede aber auch immer der Ergänzung durch die andere bedürftig ist.

Herder war zwar als Student in Königsberg ein begeisterter Schüler des um 20 Jahre älteren Magister Kant gewesen und hatte sich von ihm, der damals noch in den Fußstapfen von Leibniz, Newton, Rousseau wandelte, auf die äußere und innere Erfahrung, die Beobachtung der Natur und des Menschen als die Quelle alles Wissens hinweisen lassen. Auf diesem Wege blieb Herder zeitlebens, daher konnte er dem späteren eigenartigen Gedankenfluge Kants, des kühnen Kritikers und Idealisten, nicht mehr folgen; er hatte kein Verständnis für dessen auf die Bedingungen aller Erfahrung zurückgehende Fragestellung und fand sich von seinem theoretischen wie praktischen Idealismus als wie von einer willkürlichen gespenstischen Abstraktion abgestoßen. Statt Herder daraus einen Vorwurf zu machen, sollte man begreifen, daß und

warum er seiner ganzen Natur nach sich nicht anders zur idealistischen Philosophie Kants verhalten konnte.

Herder war im höchsten Grade das, was wir heute eine impressionistische Natur zu nennen pflegen: mit reizbarster Empfänglichkeit allen Eindrücken der Außenwelt offenstehend, von eigenen und fremden Erlebnissen im tiefsten Gefühl ergriffen, von schmerzlichen Gefühlen und Stimmungen widerstandslos niedergebeugt, von erhebenden zu stürmischer Begeisterung fortgerissen, dabei mit jenem grüblerischen Scharfsinn, den wir auch an Rousseau wahrnehmen, eigenes und fremdes Gefühlsleben belauschend, seine Wandlungen und seinen seelischen Verlauf überschauend und in den Bildern einer lebhaften Einbildungskraft zum sprechenden Ausdruck bringend. Aber diese impressionistische, an die Eindrücke der Welt hingegebene Natur war nicht ebenso befähigt zum selbsttätigen, die Objekte beherrschenden Denken, Wollen und Handeln; so viele Probleme Herder aufgeworfen und so viele neue Gesichtspunkte er in seinem beweglichen Geiste gefunden hat, so hat er doch keine Untersuchung mit dem ausdauernden Fleiße des gründlichen Denkers zu Ende geführt — seine besten Bücher sind alle Fragmente geblieben — und in keiner Lage seines Lebens hatte er die Kraft des Willens, mit freier Selbstbestimmung sein Schicksal selbst zu gestalten, immer hat er durch die Macht der gegebenen Verhältnisse oder durch den übermächtigen Einfluß der sein Gefühl beherrschenden Menschen sich leiten lassen. Kurz, man darf sagen: Herder ist alles, was er war und wurde, nicht durch seine eigene Tat geworden, sondern durch das Schicksal, d. h. durch die Naturanlage, den angeborenen Genius, und durch die Umwelt, die Verhältnisse und Menschen, deren Einwirkungen seinen Genius entwickelt haben. Es gilt von Herder dasselbe, was Goethe, eine ganz ähnliche Natur, von sich sagt:

„Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten,
Bedingung und Gesetz; und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille."

Mag man in diesem Ueberwiegen der passiven Empfänglichkeit über die Selbsttätigkeit, der Naturbedingtheit über die freie Selbstbestimmung, des unwillkürlichen Empfindens und halbbewußten Getriebenwerdens über das verständige Denken und zweckbewußte Wollen in gewisser Beziehung eine Schranke und Schwäche seines Wesens erblicken, so darf man doch nicht übersehen, daß eben darin

auch wieder seine eigentümliche Gabe und Stärke und die Quelle seiner besten Leistungen lag. In einem Zeitalter, wie das 18. Jahrhundert es war, wo ein dürrer Verstand sich mit seinen abgezogenen Allgemeinheiten und trivialen Gemeinplätzen breitmachte und in den starren Regeln der Schule und der konventionellen Sitte alle Ursprünglichkeit erstickt, alle Natürlichkeit verzerrt, alle Eigenartigkeit geknebelt war, da bedurfte es wahrhaftig gerade solcher Männer wie Rousseau, Herder, Goethe und der sonstigen Sturm- und Dranggeister, in denen die Natur mit dämonischem Drang die Fesseln einer erstarrten Kultur sprengte und der naturhafte, sinnlich bedingte Grund des Seelenlebens, das fühlende Herz und die schauende Phantasie, seine Rechte zurückforderte.

Weil Herder solch eine Natur war, darum eben vermochte er es, die Poesie von der dürren Heide der gelehrten Schulbildung wieder zurückzuführen zu den verschütteten Quellen des natürlichen Empfindens; darum entdeckte er im Volkslied die echtesten Perlen naturwüchsiger Dichtung; darum hat er den Theologen wieder die Augen geöffnet für die Schönheit, Innigkeit und Kraft der Sprache der Bibel, und da ihm die Schönheit als der Schleier der Wahrheit galt, so hat er hinter der Schönheit der biblischen Bildersprache auch den Tiefsinn des religiösen Wahrheitsgehaltes erkannt oder doch geahnt. So ist er der Erneuerer der deutschen Poesie geworden, der im jungen Goethe den schlummernden Genius zum Leben erweckt hat; und so ist er der Reformator des protestantischen Bibelglaubens geworden, der die Fesseln des Buchstabens, der toten Ueberlieferung und der dogmatischen Lehrmeinungen gesprengt und den verschütteten Quell des evangelischen Geistes wieder ans Licht gebracht hat. Und weiter wurde für Herder das Verständnis der Poesie als der Muttersprache des menschlichen Geschlechts auch der Schlüssel für das Verständnis des Werdens und Wachsens der Sprache überhaupt; indem er den natürlichen Zusammenhang des seelischen Erlebens mit seinen Aeußerungen in Lauten und Worten belauschte, erkannte er den natürlichen Ursprung der Sprache in der sinnlich-geistigen Organisation des Menschen und legte so den Grund zu der modernen Sprachwissenschaft. Damit war aber auch der Zugang eröffnet zur Urgeschichte der menschlichen Kultur, der Sagen und Religionen, der Sitten und Rechte der Völker. Hatte die Aufklärung das alles für willkürliche Erfindungen und kluge Veranstaltungen gescheidter Köpfe gehalten, so zeigte nun Herder,

daß es vielmehr das unwillkürliche Erzeugnis der unbewußten, naturhaft wirkenden Seelenkräfte der Urmenschheit war, so natürlich und notwendig geworden, wie die Instinktbetätigungen der mancherlei Tiergattungen. Waren aber einmal die Anfänge der menschlichen Geschichte als organische Erzeugnisse der sinnlich-geistigen Menschennatur erkannt, so war es nur ein folgerichtiger Fortschritt, wenn Herder auch den gesamten Verlauf des geschichtlichen Lebens der Menschheit unter demselben Gesichtspunkt einer natürlichen Entwicklung betrachtete, die überall von den Naturbedingungen ihres irdischen Schauplatzes, der Länder und Klimata abhänge und je nach der Verschiedenheit dieser Naturbedingungen einen mannigfach differenzierten Verlauf nehme. In großem Stil hat Herder diesen Gedanken durchgeführt in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte, dieser reifsten und für seine ganze Eigenart charakteristischsten Frucht seines Schaffens, die auch Goethes vollen Beifall fand. In diesem Werke erscheint die ganze Völkergeschichte, einschließlich der Geschichte der Künste und Wissenschaften, der Sitten und Rechte, der Staaten und der Religionen als die Fortsetzung und höhere Stufe der Naturgeschichte der Erde und ihrer Lebewesen; ebenso gesetzmäßig wie die letztere verläuft auch jene; da ist nirgends ein Sprung, eine Kluft, sondern in stetigem Zusammenhang nach ewigen göttlich geordneten Gesetzen entwickelt sich eine Lebensform aus der anderen, aufsteigend vom Kristall zur Pflanze, zu den niedersten Tieren, zu den höheren Tieren, zum Menschen, und dann wieder vom Naturmenschen zum Kulturmenschen, der in verschiedenen Völkern seine mannigfachen Kulturaufgaben je nach der Eigenart der Rassen und Länder eigenartig vollzieht und stufenweise sich erhebt zur immer volleren Verwirklichung des vernünftigen Menschenwesens, zur Humanität. Nichts ist hier zufällig und willkürlich; Entstehen und Vergehen, Blüte und Verfall der Völker, Staaten, Wissenschaften und Religionen vollzieht sich nach inneren notwendigen Gesetzen; auch ist kein Volk oder Zeitalter bloßes Mittel für fremde, ihm äußerliche Zwecke, sondern jedes ist in sich Selbstzweck, eine eigenartige Entwicklungsform der einen Menschheitsgattung, und damit so vollkommen und so glücklich, wie es eben sein kann. Gewiß, ein großartiger Gedanke, der ungemein befruchtend auf die ganze Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts eingewirkt hat. Wenn wir heute die alte pragmatische Methode der Geschichtsschreiber des 18. Jahrhunderts belächeln, die auch die größten Bewegungen des

Völkerlebens aus den kleinsten zufälligen Ursachen erklären wollte, und die jedes Volk und Zeitalter nach dem einförmigen Maßstab des eigenen aufgeklärten Denkens zu beurteilen sich erlaubte, wenn unser Blick für die tieferen Zusammenhänge des Geschehens und für die sozialen Bedingungen der großen Ereignisse schärfer und weiter geworden, und unsere Beurteilung der Vergangenheit unbefangener, weitherziger und billiger geworden ist, so haben wir das wesentlich den Herderschen Ideen zur Geschichtsphilosophie zu verdanken.

Und doch können wir es wohl verstehen, daß eben aus Anlaß dieses Werkes Herders der Gegensatz zwischen seiner Denkart und der Kants erstmals zur Erscheinung gekommen ist. Um diesen Gegensatz zu verstehen und richtig zu beurteilen, müssen wir zurückgehen auf die Wurzeln der Kantschen Philosophie, die in der Eigenart seiner Persönlichkeit liegen.

Auch Kant ist, wie Herder, aus engen und dürftigen Verhältnissen hervorgegangen; auch er hat sein halbes Leben lang mit der Armut zu ringen gehabt; noch in einem Alter, wo Herder längst wohlsituierter Oberkonsistorialrat war, war Kant Privatdozent mit einigen hundert Talern Einkommen. Und nicht bloß mit der Armut, auch mit körperlicher Schwäche und Kränklichkeit hatte Kant zeitlebens zu ringen, seine zu eng gebaute Brust verursachte ihm ein fortwährendes Gefühl des Druckes in der Magengegend, das jeden anderen zum Hypochonder und Melancholiker gemacht haben würde. Aber kein Druck von außen oder innen vermochte sein Gemüt niederzudrücken oder die Spannkraft und Tatkraft seines männlichen Geistes zu beugen. Weder von den äußeren Verhältnissen noch von Gefühlen und Stimmungen ließ er sich beherrschen, sondern er beherrschte sie durch die Kraft seines Willens und seiner Vernunft. Durch strenge Selbstzucht nach vernünftigen Grundsätzen hat er sein Leben gestaltet, hat er sich die Herrschaft über seinen Körper und seine Gefühle und Triebe errungen, hat er die Freiheit des Geistes von Natur und Welt gewonnen. Nicht durch Natur und Umwelt ist er zu dem geworden, was er war, er hat sich selbst dazu gemacht durch die Selbsttätigkeit seines nur der Vernunft gehorchenden Willens.

Aus diesem Charakter Kants ist seine Philosophie zu verstehen. Was der Grundzug seines Wesens war, die vernünftige Freiheit, die sich selbst ihr Gesetz gibt, das war auch der Grundgedanke seiner Philosophie. Seine Grundüberzeugung war es, daß

der Mensch als Vernunftwesen frei ist von der Natur, von den Dingen außer ihm und von dem Naturgrund seines eigenen Seelenlebens, daß er die Kraft hat, aus seinem geistigen Selbst heraus die Natur zu beherrschen, zu überwinden, umzugestalten zum dienstbaren Werkzeug des Geistes. Und woraus schöpfte er die Gewißheit dieser Ueberzeugung? Nicht aus künstlichen Reflexionen über die Beschaffenheit der Welt, sondern aus der innersten Erfahrung, aus der Tatsache des Gewissens. „Du kannst, denn du sollst!" In deinem Gewissen vernimmst du mit unmittelbarer, über jeden Zweifel erhabener Gewißheit und Klarheit das Gebot der Vernunft, die unbedingt kategorisch von dir fordert: Laß dich in allem deinem Wollen und Tun nicht bestimmen von deinen egoistischen Neigungen und Wünschen, sondern allein von dem Gedanken der Pflicht! Handle immer nach den allgemeingültigen Grundsätzen der Vernunft, nach denen alle handeln können. In dem willigen Gehorsam gegen das Gesetz der Vernunft besteht deine Menschenwürde, die dir einen unbedingten, über alles bloß natürliche Sein weit erhabenen Wert gibt; diese Menschenwürde in dir und in allen Menschen zu achten, dich selbst und alle Menschen nie bloß als Naturwesen, sondern immer als Vernunftwesen, nie bloß als Mittel für fremde Zwecke, sondern immer als Selbstzweck, als freie Persönlichkeit zu betrachten und zu behandeln, darin besteht deine sittliche Bestimmung, deine wesentliche Lebensaufgabe, deine unbedingte Pflicht. Freilich können wir die Pflicht nie erfüllen ohne Kampf gegen die widerstrebende selbstische Neigung, denn wir sind ja nicht bloße Vernunftwesen, sondern auch Sinnenwesen, und zwischen diesen beiden Seiten unseres Menschenwesens klafft nach Kants Ueberzeugung eine tiefe, nie völlig zu überwindende Kluft; Neigung und Pflicht, Sinnlichkeit und Vernunft stehen stets im unversöhnlichen Krieg mit einander, und dabei hat von Anfang die Sinnlichkeit die Oberhand über die Vernunft, die selbstische Neigung, das Glückverlangen überwiegt beim Naturmenschen über das Bewußtsein des Gesetzes und der Pflicht. Darum ist nach Kants, mit der christlichen Glaubenslehre hierin ganz einstimmigen, Ueberzeugung der Mensch von Haus aus nicht so, wie er sein sollte, sondern er befindet sich in einem vernunftwidrigen, verkehrten Zustand, ja er ist nach Kants schroffem Ausdruck so „radikal böse", daß nicht einmal eine allmähliche Besserung genügt, sondern es bedarf einer gründlichen Umwandlung, einer „Revolution der Gesinnung", einer „Wiedergeburt".

So lange wir von Neigungen uns ganz oder auch nur teilweise noch bestimmen lassen, mögen zwar wohl unsere Handlungen äußerlich tadellos, „legal“ sein, aber unser Wille, unsere Gesinnung ist damit noch lange nicht wahrhaft gut im moralischen Sinn des Worts. Das wird er erst, wenn an der Stelle aller und jeder Selbstliebe nur die reine Achtung vor dem Vernunftgesetz, das bloße Pflichtbewußtsein zum beherrschenden Beweggrund alles unseres Wollens und Tuns geworden ist. Kant drückt das auch so aus: Wir müssen das Ideal des gottgefälligen Menschen, diesen ewigen, idealen Gottessohn, in unser Gemüt aufnehmen und uns von ihm beherrschen lassen, dann ist unsere Gesinnung gut und dann gibt uns unser Gewissen das Zeugnis, daß wir auch vor dem Auge des Herzenskündigers bestehen können. Das ist nach Kants Deutung der eigentliche sittliche Sinn der kirchlichen Lehre vom rechtfertigenden Glauben.

In der Tat fällt die Verwandtschaft dieser Kantschen Anschauungen mit den Grundgedanken der Lutherschen Reformation in die Augen. Wie Luther die „Freiheit des Christenmenschen“ von aller menschlichen und kirchlichen Autorität verkündigt hat, aber nicht im Sinn einer zucht- und gottlosen Willkürfreiheit, sondern einer Freiheit, die unbedingt an Gott, aber auch nur an Gott gebunden ist, dessen Wille sich unmittelbar im Gewissen eines jeden zu vernehmen und zu erfahren gibt: ebenso hat Kant wieder zur Parole gemacht die Freiheit der sittlichen Persönlichkeit von allem Aeußeren, von der Autorität der Menschen wie vom Zwang der Natur und der Sinne, aber eine Freiheit, die darum doch nicht gesetzlos ist, sondern sich selbst ihr Gesetz gibt durch den eigenen Vernunftgedanken der Pflicht. Diese sittliche Selbstgesetzgebung, diese Freiheit von allen äußeren Schranken und Fesseln, die doch zugleich sich selbst beschränkt, sich selbst bindet, sich selbst unterwirft unter das allgemeingültige Gesetz des Guten, unter die ewige sittliche Weltordnung — das ist der Kardinalgedanke der Kantschen Philosophie wie des protestantischen Christentums, die hierin wesentlich einig sind. Diese Gedanken sind es auch, die Schiller von Kant überkommen und in der begeisterten und begeisternden Sprache der Dichtung dem deutschen Volk verständlich gemacht, ans Herz gelegt und ins Herz geprägt hat. Damit haben Kant und Schiller unserem Volke die geistigen Waffen geschmiedet, mittelst deren es sich aus der tiefen Niederlage zur Freiheit und politischen Neugestaltung zu erheben vermochte. Und

wie tut es auch wieder unserer Zeit not, an jene Urworte der sittlichen Weisheit Kants und Schillers erinnert zu werden, unserer Zeit, in der auf der einen Seite der alte Erbfeind des protestantisch-deutschen Geistes, Roms Macht und viel List wieder am Werke ist, über unser Volk sein Netz zu werfen und unsere Gewissens- und Geistesfreiheit unter das Knechtsjoch der römischen Priesterschaft und der spanischen Jesuiten zu beugen, und wo auf der anderen Seite ein geistloser Materialismus und ein zuchtloser Selbstsuchtsgeist die Massen betören und die Jugend verführen, daß sie nur noch nach Rechten schreien, aber von keinen Pflichten mehr wissen wollen, ja daß sie sich „Uebermenschen" zu sein dünken, wenn sie in brutaler Selbstsucht zu Unmenschen werden! Nach der einen wie nach der anderen Seite hin werden wir siegreich kämpfen mit der Losung Kants und Schillers, die auch die Luthers war: mit der Freiheit, die sich selbst das Gesetz gibt, indem sie sich bindet an die Vernunft, an die Pflicht, an die sittliche Weltordnung, an den Willen Gottes!

Nun hat man aber von jeher gegen die idealistische Freiheitslehre den Einwand vom Standpunkt des realistischen Verstandes aus erhoben, daß ja doch erfahrungsgemäß der Mensch von den Schranken der äußeren Welt wie von den Bedingungen seiner inneren Natur, seiner sinnlich-seelischen Organisation abhängig sei. Diesen Einwurf hat natürlich auch Kant wohl gewußt, aber er hat sich dadurch in seiner sittlichen Ueberzeugung nie irre machen lassen; um ihn zu entkräften, hat er den kühnsten Weg beschritten und die großartigste Umwälzung des menschlichen Denkens herbeigeführt. Bis dahin war man gewohnt gewesen, die Dinge als gegebene, unumstößliche Wirklichkeit zu betrachten und über ihre Eigenschaften und Kräfte allerlei Gedanken sich zu machen, um daraus dann auch des Menschen Stellung zu ihnen abzuleiten; dabei konnte es kaum gelingen, die Freiheit der Persönlichkeit aus dem Banne der allgemeinen Notwendigkeit zu retten. Kant aber, dem diese Freiheit als innere Erfahrung feststand, schlug den umgekehrten Weg ein: statt von den Dingen aus den Menschen zu erklären, der dabei immer als dingliches und unfreies Sein erschien, ging er umgekehrt von dem Menschen als freiem, selbsttätigem Wesen aus und suchte von hier aus die Dinge als Erscheinungen des menschlichen Bewußtseins zu begreifen. Sind denn, so fragte er, die Dinge in Wirklichkeit das, als was sie uns erscheinen? Sind sie denn wirklich Gegenstände im Raum und in der Zeit?

oder sind nicht in Wahrheit Raum und Zeit nur unsere eigenen Anschauungsformen, in die wir unwillkürlich die Empfindungen unserer Sinne zusammenfassen, um sie zu Gegenständen zu gestalten? Nicht gegeben in irgendwelcher Sinneswahrnehmung sind uns ja Raum und Zeit, sie liegen vielmehr vor aller Wahrnehmung in uns als die Formen, in denen wir allen Wahrnehmungsstoff auffassen. Und ferner die Beziehungen, in denen wir die Gegenstände denken als Ursache und Wirkung, als Ding und Eigenschaft, sind uns ebenfalls nicht durch die Sinnesempfindungen gegeben, sondern es sind wieder nur die in uns selbst liegenden Formen des Denkens, des Verstands, in die wir den Wahrnehmungsstoff einkleiden, um ihn zu ordnen und zum verständigen Weltbild zu gestalten. Daraus folgt, sagt Kant, daß die Welt, wie sie in unserem Bewußtsein vorhanden ist, im Grunde nichts anderes ist als das Erzeugnis unserer eigenen Selbsttätigkeit, unserer formgebenden, ordnenden und gestaltenden Anschauungs- und Verstandestätigkeit, die aber nie eine willkürliche, sondern an die uns angeborenen Gesetze unseres Geistes gebunden ist. Die Dinge sind also nicht an sich, in Wirklichkeit, das als was wir sie vorstellen, sie sind nur Erscheinungen, die für uns nur eben das zu bedeuten haben, wozu wir selbst durch unseren Verstand sie erst gemacht haben. So ist denn nach Kants kühnem Wort geradezu unser Verstand der Gesetzgeber der Natur, nämlich der mannigfach verbundenen Vorstellungen, die in unserem Bewußtsein das Weltbild ausmachen. Das ist die Quintessenz der berühmten Kantschen Erkenntnistheorie: statt aus der Welt den Menschen zu erklären und ihn damit zu einem unfreien Weltding herabzusetzen, erklärt er vielmehr die Welt aus dem Menschen, aus seiner inneren gesetzmäßigen Selbsttätigkeit, und macht damit die Freiheit des menschlichen Geistes zu dem unangreifbaren Fels und archimedischen Punkt, von dem aus die ganze Welt der Erscheinungen zu begreifen wie zu beherrschen ist. Hiernach ist die Kantsche Erkenntnistheorie nicht sowohl (wie man gewöhnlich meint) das Gegenteil, als vielmehr das Seitenstück und die Folge seiner Moral. Vom Gewissesten geht er aus, von der Gewissenserfahrung des Sollen und der damit zugleich gegebenen Freiheit der gesetzgebenden Vernunft, und von da aus schließt er, daß alles andere, die ganze äußere Welt nur Erscheinung sei, die darum nicht gegen die Freiheit aufkommen kann, weil sie ja selbst nur Erzeugnis ist derselben selbsttätigen Kraft unseres Geistes, der als Verstand die Erschei-

nungen nach seinen inneren Gesetzen denkt, und als Vernunft die Handlungen nach seinen inneren Gesetzen regelt und gebietet. Mit dieser Weltanschauung aus dem Gesichtspunkt des sittlichen Idealismus ist für immer die materialistische Welterklärung gerichtet und als Torheit erwiesen; wer heute noch materialistisch die Welt und den Menschengeist aus Stoffteilchen zu erklären sich vermißt, der sollte sich wenigstens nicht seiner Aufklärung rühmen, sondern er sollte sich von Kant darüber belehren lassen, daß er noch von allen Vorurteilen des naiven unkritischen Vorstellens befangen ist, er sollte erst lernen, daß wir gar kein Wissen von der Welt, von den Beziehungen der Gegenstände zu einander und zu uns haben könnten ohne den selbsttätig denkenden, verknüpfenden und ordnenden Geist, der sonach die Voraussetzung, nicht das Produkt der Natur ist.

Aber hier erhebt sich nun sofort eine weitere Frage. Zugegeben, daß wir die Welt nur nach den Anschauungs- und Denkformen unseres eigenen Geistes zu erkennen vermögen, folgt nun daraus etwa, daß sie auch an sich nichts weiter sei als ein bloßes Erzeugnis des menschlichen Geistes? Dann kämen die Erscheinungen der äußeren Welt auf einen bloßen Schein hinaus, den unsere Einbildungskraft im wachen Zustand ebenso hervorbringen würde, wie sie im Schlaf die Traumgestalten hervorbringt. Von dieser Meinung eines extremen subjektivistischen Idealismus war jedoch Kants besonnenes Denken weit entfernt. Er wußte sehr wohl, daß die Welt nicht ein bloßer Schein, ein wesenloses Traumbild ist, sondern eine Realität, die uns mittelst der Sinnesempfindungen den Stoff gibt, aus dem wir unser Weltbild gestalten. Liegt aber hinter den Erscheinungen ein selbständiges Ding an sich, steht also die Natur doch auch als reales Sein gegenüber dem Bewußtsein, dann ist die Frage nach einem letzten gemeinsamen Grunde beider nicht mehr zu umgehen. Es ist die Gottesidee, auf die wir hiermit hingeführt sind. Kant hat zwar die theoretische Erkennbarkeit Gottes verneint und die herkömmlichen metaphysischen Beweise dafür als unstichhaltig verworfen, aber nur um dadurch Platz zu bekommen für den nach seiner Ueberzeugung allein sicheren „moralischen Vernunftglauben“. Die Gewißheit des sittlichen Sollen ist ihm, wie für seine Welterklärung, so auch für seinen Gottes- und Unsterblichkeitsglauben der feste Ausgangs- und Stützpunkt. Das höchste Ideal der Vernunft, so sagt er in der „Kritik der praktischen Vernunft“, ist „das höchste Gut“, d. h. die Verbindung von vollkommener Tugend

und Glückseligkeit. Da wir die vollkommene Tugend in keinem Zeitpunkt unseres irdischen Daseins völlig erreichen können, so ist ein endloses Fortschreiten in der Annäherung an das ideale Ziel und somit eine persönliche Unsterblichkeit eine Forderung der sittlichen Vernunft. Und da ferner die Verbindung der Glückseligkeit mit der Tugend nicht in unserer Macht steht, da Glückseligkeit von Naturbedingungen abhängt, über die wir nicht Herr sind, so ist es eine notwendige Voraussetzung der Vernunft, daß ein Gott sei, der die uns unmögliche Verbindung von Tugend und Glückseligkeit herstelle. Der Kern dieser, in ihrer buchstäblichen Form nicht sehr glücklichen Beweisführung läuft darauf hinaus, daß unser Gottesglaube auf einem unabweislichen Bedürfnis unserer sittlichen Natur beruht, weil wir nur in ihm die sichere Bürgschaft dafür haben, daß das Gute, das Seinsollende auch die Macht über die Wirklichkeit sei und in der Welt sich siegreich durchsetzen könne. So hat auch Kant gelegentlich den Gedanken angedeutet, daß das Reich der Natur und das Reich der Zwecke (der sittlichen Geister) einen gemeinsamen Herrn und Urheber haben müssen, weil sonst ihr Zusammenhang, wie er erfahrungsmäßig anzuerkennen ist, nicht begreiflich wäre. Aber die naheliegende Folgerung dieses Gedankens, daß nämlich Gott nicht bloß eine ideale Forderung unserer sittlichen Vernunft sein, sondern daß er sich auch in der wirklichen Welt, in der Natur und in der Geschichte, irgendwie offenbaren, sein Schaffen und Regieren uns erkennbar werden lasse: diesen Schluß hat Kant nicht gezogen. Was ihn davon abhielt, war nicht etwa Mangel an Religion, wohl aber die einseitig moralische Auffassung derselben als einer Betrachtung unserer Pflichten unter dem Gesichtspunkt göttlicher Gebote, womit freilich ihr Wesen keineswegs erschöpft ist. Der tiefere Grund dieses Mangels liegt aber ohne Zweifel in einer gewissen pessimistischen Ansicht von der wirklichen Welt, insbesondere von der geschichtlichen Menschenwelt, und dieser Pessimismus wieder ist die naturgemäße Kehrseite und Folge von Kants hochgespanntem ethischen Idealismus. Je höher er das sittliche Ideal des Menschen dachte, desto dunkler erschien ihm, an diesem Maßstab gemessen, die Wirklichkeit, ja der Gegensatz zwischen Idee und Wirklichkeit spannte sich bis zum unversöhnlichen Zwiespalt.

Hier ist nun der Punkt, wo Herders und Goethes Kritik mit einem gewissen Recht einsetzte. Diese beiden Realisten suchten die Idee nicht jenseits der Wirklichkeit, sondern in ihr als das treibende

und beherrschende Prinzip ihres Werdens, ihrer Entwicklung. Darum konnten sie auch Gott nicht als das jenseitige Ideal der praktischen Vernunft denken, sondern als die allenthalben in der Welt gegenwärtige, in Natur und Menschheit sich offenbarende Macht, Weisheit und Güte. Bekannt ist jenes Wort Goethes, das auch Herders Bekenntnis enthält:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seinen Geist, nie seine Kraft vermißt!"

Und Herder sagt gegen Kant: Für die mit sich einige Vernunft ist Gott garnicht das problematische ferne Wesen, dessen Dasein man erst künstlich erschließen oder, wo das nicht geht, moralisch postulieren müßte; er ist ihr vielmehr das Ursein, das sie in allem Sein, die Urkraft, die sie in allen Kräften, die höchste Vernunft, die sie in der Welt als gegeben anerkennen muß, weil sie eben selbst Vernunft ist. Und diese Anerkennung der Offenbarung Gottes in der Welt ist nach Herder und Goethe nicht bloß Sache der denkenden, reflektierenden, schließenden Vernunft, sondern auch und vorzüglich die des Gefühls und der Phantasie, die den Unendlichen in solchen Bildern, wie sie der menschlichen Fassungskraft entsprechen, veranschaulicht. Für diese tieferen Quellen des religiösen Lebens fehlte Kant bei seinem spröden Rationalismus das Verständnis. Aber auch mit seinem herben Rigorismus und Pessimismus in der Beurteilung des sittlichen Menschenlebens konnte sich der Optimismus Goethes und Herders nicht befreunden. Seine Lehre vom radikalen Bösen in der menschlichen Natur, seine Verurteilung alles Handelns aus Neigung und aus gutem Herzen, statt aus reiner Achtung vor der Pflicht, erschien ihnen wie eine Blasphemie gegen Gott und die Natur, die so viele tüchtige Kräfte und edle Triebe dem Menschen ins Herz gelegt habe. Nicht um eine Unterdrückung der Natur, nicht um radikalen Bruch mit ihren Anlagen, nicht um Wiedergeburt kann es sich nach ihrer Meinung handeln, sondern nur um Weckung ihrer schlafenden Kräfte, um Pflege und Bildung ihrer edlen Triebe, kurz um eine stetige Entwicklung des dem Menschen von Anfang einwohnenden göttlichen Kernes der Vernunft, der Güte, der edlen Menschlichkeit. Die autonome Vernunftgesetzgebung Kants nennt Herder „den

personifizierten Stolz in der tiefsten Unmacht". Nicht ein ausgeklügeltes Gesetz, sondern Leben treibe uns zu dem, was wir tun sollen und müssen. „Wie im Reich der Natur ein allgemeines Gesetz jedem Trieb seinen Umriß vorzeichnet und sein Maß bestimmt, in dessen Einhaltung er zu Genuß und Seligkeit, bei dessen Ueberschreitung aber zu Ueberdruß und Reue gelangt, so muß dieses allgemeine Gesetz seine Wirkung auch im Reich der geistigen Triebe des Menschen, seiner Kräfte und Neigungen äußern. Auch hier wacht ein guter Geist in uns, der die schlafenden Kräfte weckt, ihren Mißbrauch aber zeihet und uns vor dem Ueberdruß bewahrt; nenne man ihn Vernunft, Gewissen usw., alle Wesen haben ihn für eine Stimme Gottes erkannt; er ist eine innere prüfende Richtschnur. Eben diesen reinen Trieb der Menschheit hat das Christentum geweckt, nicht dadurch, daß es Tugend vorschrieb, — denn dadurch erwacht kein Trieb — sondern dadurch, daß es Liebe weckte."

Bei dieser Herderschen Kritik der Kantschen Moral läuft ohne Zweifel Irriges und Richtiges durcheinander. Der Vorwurf des Stolzes und der Anmaßung zwar trifft Kants Moral nicht, denn gesetzgebend ist ja die eine allen gemeinsame Vernunft, der einzelne Mensch als Sinnenwesen aber ist der Untertan, der unbedingt zu gehorchen hat, und dessen individuelle Neigungen als Beweggründe des sittlichen Handelns völlig unberechtigt sein sollen. Aber eben dieser schroffe Dualismus zwischen dem Menschen als Vernunft- und als Sinnenwesen und der damit zusammenhängende abstrakte Formalismus des Sittengesetzes und die rigoristische Verurteilung aller, auch der altruistischen Neigungen und Triebe ist von Herder nicht ohne Grund getadelt worden. Auch stand er hierin keineswegs allein; selbst ein so begeisterter Schüler Kants wie Schiller hat die Kantsche Moral eine Moral für Knechte, nicht für Kinder genannt und hat die Tugend nicht in der Pflichterfüllung wider die Neigung, sondern in der „Neigung zur Pflicht" erkannt. Freilich ist Schiller damit noch nicht ohne weiteres auf Herders Seite getreten, dessen Moral unleugbar einen naturalistisch-eudämonistischen Zug hat und den Ernst der Pflicht, die Forderung der Ueberwindung der bloßen Natur durch den sittlichen Geist nicht genügend zur Geltung bringt. Gegenüber diesem Naturalismus Herders einerseits und dem Antinaturalismus oder Rigorismus Kants andererseits hat Schiller die höhere Einheit gefunden in dem sittlich-schönen Charakter, der die Vernunft so in sein Herz auf-

genommen hat, daß der Kampf zwischen Pflicht und Neigung verschwunden, das Sollen zum freien Wollen geworden und die individuellen Neigungen mit der sittlichen Idee geeinigt und damit veredelt, zur neuen Natur (zur „schönen Seele") geworden sind. In eben diesem Sinne haben auch Fichte, Hegel und Schleiermacher die Kantsche Moral des kategorischen Imperativ fortgebildet zu einem Real-Idealismus, in dem Vernunft und Herz, Individuum und Gemeinschaft gleich sehr zu ihrem Rechte kommen.

Auch Kants Aesthetik, wie sie in der „Kritik der Urteilskraft" begründet ist, hat Herder in der Schrift „Kalligone" zum Gegenstand einer scharfen Kritik gemacht, die zwar weit übers Ziel schießt und Kants Verdienst auch auf diesem Gebiet völlig verkennt, gleichwohl nicht ganz ohne Berechtigung ist. Das ästhetische Geschmacksurteil, daß ein Gegenstand schön sei, unterscheidet sich nach Kant wesentlich vom Angenehmen, Nützlichen und Guten durch das Fehlen jedes stofflichen, die Sinne oder das Begehren reizenden Interesses, denn es beruht nur auf der Auffassung einer solchen Form eines Objekts, wodurch im Subjekt die Einbildungskraft und der Verstand in ein freies Spiel des harmonischen Zusammenwirkens versetzt werden und damit die Lust des ästhetischen Wohlgefallens erweckt wird. Dieses Wohlgefallen entsteht also aus der bloßen Wahrnehmung einer formalen subjektiven Zweckmäßigkeit, die keinerlei Aussage über eine Beschaffenheit des Objekts selbst enthält, sondern nur über den durch dasselbe angeregten Gemütszustand des Subjekts. Sonach ist das ästhetische Urteil zwar von der Beschaffenheit des Objekts unabhängig, also subjektiv, aber doch nicht willkürlich, sondern durch die innere Gesetzmäßigkeit unserer Organisation (des Verhältnisses von Einbildungskraft und Verstand) bedingt und hat insofern einen Anspruch auf Gemeingültigkeit, wie er dem sinnlichen Geschmack des Angenehmen nie zukommt. Vom Schönen unterscheidet Kant noch das Erhabene, das ebenfalls nicht im Objekt, sondern nur im Subjekt liegt und auf einem solchen Zusammenwirken der Einbildungskraft mit Vernunftideen beruht, bei dem das Gemüt seiner (sittlichen) Erhabenheit über die Natur inne wird; das Gefühl des Erhabenen ist daher mit dem sittlichen nahe verwandt, nur daß in diesem die Vernunft der Sinnlichkeit praktisch Gewalt antun muß, im Aesthetischen aber diese Gewalt durch die Einbildungskraft selbst, als durch ein Werkzeug der Vernunft, ausgeübt vorgestellt wird.

Diese Analyse des ästhetischen Urteilens ist nun gewiß ein würdiges Seitenstück von der des theoretischen und praktischen Erkennens; überall geht Kant den Funktionen des menschlichen Geistes auf den Grund, um ihre Gesetze zu ermitteln. Aber, daß auch seine Aesthetik noch an einem einseitigen Subjektivismus und Formalismus leide, wird man kaum bestreiten können; eine bloß subjektive Zweckmäßigkeit, der nicht auch irgendwelche (ob auch unbewußte) Zweckmäßigkeit im Objekt entspräche, käme ja im Grunde auf eine leere Illusion hinaus, und für eine solche werden wir doch wohl das Schöne nicht halten. Uebrigens hat schon Kant selbst auf eine Ueberwindung dieses abstrakten Subjektivismus hingewiesen durch die tiefsinnige Andeutung, daß der letzte Grund der im Geschmacksurteil zum Ausdruck gelangenden Harmonie unserer Erkenntniskräfte im übersinnlichen Substrat der menschlichen Natur liegen, und daß dieses Uebersinnliche in uns zugleich mit dem den Gegenständen zu Grunde liegenden Uebersinnlichen (dem geistigen Weltgrund) identisch sein dürfte, — eine Andeutung, deren weitere Ausführung er selbst freilich noch nicht gab, sondern der nachfolgenden spekulativen Philosophie überließ. Statt aber auf diesem Wege Kants kritische Analyse der Geschmacksurteile zu ergänzen, ging Herder auch hier in seinem realistischen Drang nach Objektivität und Natürlichkeit hinter die bahnbrechende Leistung Kants zurück auf den naiven Empirismus und machte dadurch auch seine berechtigten Einwürfe unwirksam und unfruchtbar. Berechtigt war es gewiß, daß er das Wohlgefallen am Schönen nicht auf der bloßen Zusammenstimmung unserer subjektiven Erkenntniskräfte ohne Zusammenstimmung mit dem inneren Sein nnd Kräftespiel der Dinge selbst begründet sehen wollte, daß er vielmehr die Schönheit aus der Wesensverwandtschaft des Empfundenen und Empfindenden, des eigenen Lebenszweckes oder „Wohlseins" der Dinge und des Lebensgefühls des Menschen entspringen ließ. Aber im Eifer, die objektive Begründung des Schönen zu erweisen, vergaß Herder seine subjektive Bedingtheit und kam zu der naiven Behauptung, daß jedes Naturgeschöpf in seiner eigenen Vollkommenheit „sich selbst schön" sei. Und daraus ergab sich ferner sein Protest gegen Kants scharfsinnige Unterscheidung des uninteressierten ästhetischen Wohlgefallens von dem stofflichen Interesse des Angenehmen oder Nützlichen; der Begriff des Schönen floß für Herder wie für die Popularphilosophie zusammen mit dem des Angenehmen und die innere Zweckmäßigkeit des Kunstwerks verwechselte er mit

seiner äußeren Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit. Damit war der ungeheuere Fortschritt der Kantschen Aesthetik, der die Kunst autonom gemacht und damit die künstlerischen Bestrebungen Goethes und Schillers philosophisch legitimiert hatte, wieder aufgegeben zu Gunsten jenes banausischen Nützlichkeitsgeistes, den doch Herder selbst früher an den Nikolai und Genossen so energisch bekämpft hatte. Es wiederholte sich also in Herders Verhalten zur Kantschen Aesthetik dasselbe, was wir schon bei der Moralphilosophie bemerkt hatten: wie Herder das Unbefriedigende des rigoristischen Idealismus richtig gefühlt hatte, aber nicht zu überwinden vermochte, weil er ihm nur seine unklare halbnaturalistische Gefühlsmoral entgegenzusetzen wußte, ebenso hat er die richtig erkannte Einseitigkeit der subjektivistisch-formalistischen Aesthetik Kants nicht verbessert, sondern ihr die verschwommene Gefühlstheorie vom Schönen entgegengestellt, die dessen Eigenart und Eigenwert durch kritiklose Vermischung mit dem Angenehmen und Nützlichen verkümmert. Es war auch hier wieder Schiller, der die wertvollen Gedanken Kants in ihrer Tiefe erfaßt, aber zugleich von ihrer Einseitigkeit befreit und in der Richtung fortgebildet hat, die in der Aesthetik Hegels, Vischers und E. von Hartmanns sich bis heute siegreich behauptet hat.

Am wunderlichsten erscheint Herders Verhalten zu Kants Religionsphilosophie, an der er gerade die Partien am leidenschaftlichsten verwirft, in denen Kant den kirchlichen Lehren am nächsten gekommen ist und sie nach ihrem bleibenden ethischen Gehalt am tiefsinnigsten gedeutet hat. Kants Religionsphilosophie geht — ganz im Sinne Luthers — nicht von metaphysischen Fragen nach dem Verhältnis Gottes zur Welt, sondern von der praktischen Frage aus: wie der Mensch vom Bösen los und zu einem guten Gewissen kommen könne? Während dem selbstzufriedenen Optimismus der Popularphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts das Bewußtsein des Bösen als einer ernsthaft zu bekämpfenden Macht fast ganz abhanden gekommen war, geht Kant aus von der ihm als Erfahrungstatsache feststehenden Ueberzeugung, daß der Mensch von Natur nicht so sei, wie er sein sollte, daß ihm vielmehr ein „radikales Böse" anhafte. Dieses kann nicht bloß in der Sinnlichkeit bestehen, weil es dann nicht moralisch zurechenbar wäre; ebensowenig in einer Verderbnis der Vernunft, die als gesetzgebende sich doch nicht selbst widersprechen kann; vielmehr besteht das radikale Böse in einem verkehrten Verhältnis der moralischen und sinnlichen

Triebfedern: das Ueberwiegen der Selbstliebe über die reine Achtung vor dem Gesetz ist „die radikale Verkehrtheit des Herzens“. Sie ist nicht die Folge des Sündenfalles der Ureltern im Paradies, da Moralisches sich nicht vererben läßt; dieser Sündenfall ist also zu deuten als „die passendste Art, den Vernunfturſprung des Bösen in einer zeitlichen Geschichte vorstellig zu machen“. Der eigentliche Grund aber liegt nach Kant in einer unerklärbaren intelligiblen Tat der Freiheit eines Jeden, deren Folge die vernunftwidrige Verkehrung der Maximen in der natürlichen Gesinnung des empirischen Menschen ist (in einer alogischen Willensbestimmtheit, die dem zeitlichen Handeln als Tatsache vorausgeht). Die Umwandlung dieser verkehrten Gesinnung in eine gute kann nun nicht durch allmähliche Reform der Sitten, sondern nur durch eine prinzipielle Revolution der Gesinnung, durch „Wiedergeburt“ erfolgen, und diese wird dadurch bewirkt, daß die Idee der sittlichen Vollkommenheit, dieser höchste Zweck der Vernunft, zur beherrschenden Maxime des Willens gemacht wird. Dies kann zwar nur durch eine Tat der individuellen Freiheit geschehen, aber anregend wirkt dazu mit die Veranschaulichung des Ideals in einem geschichtlichen Exempel von so hervorragender sittlicher Erhabenheit, wie Jesus es darstellte. Um deswillen können wir Jesus so ansehen, als ob das Ideal des Guten leibhaftig in ihm erschienen wäre, ohne daß wir doch Ursache hätten, ihn für etwas anderes als für einen natürlich gewordenen Menschen zu halten; ihn für ein übermenschliches Wesen zu halten wäre sogar praktisch unzweckmäßig, weil er uns dann nicht mehr sittliches Vorbild sein könnte. Auch die Frage, ob seine geschichtliche Person dem ewigen Ideal völlig entsprochen habe, ist für uns zu beantworten weder möglich, da wir ja keine Herzenskündiger sind, noch auch nötig, da doch auf jeden Fall der eigentliche Gegenstand unseres moralischen Glaubens nicht dieser geschichtliche Mensch, sondern das Ideal der gottgefälligen Menschheit ist, welches, weil nicht von uns gemacht, sondern in unserem übersinnlichen Wesen begründet, als der vom Himmel gekommene Gottessohn vorgestellt werden kann. Wer an diesen idealen Gottessohn, zu dem sich Jesus als das repräsentierende Exempel verhält, glaubt, d. h. wer die sittliche Idee der gottgefälligen Menschheit in sein Gemüt aufnimmt und sich von ihr beherrschen läßt, der darf glauben, in den Augen des Herzenskündigers als gerecht zu gelten, sofern das Gutsein seiner Gesinnung die Mängel seiner Lebensführung gutmacht. Auch um

die Schuld der Vergangenheit braucht er sich keine Sorge zu machen, weil dieselbe in seinem neuen moralischen Zustand gesühnt ist. Denn wenn auch die kirchliche Vorstellung des stellvertretenden Leidens Christi zur Genugtuung für die Sünder wörtlich genommen nicht richtig sein kann, weil ja auf sittlichem Gebiet eine derartige Uebertragung von Schuld und Verdienst nicht denkbar ist, so kann man doch in jener Vorstellung den symbolischen Ausdruck der wahren Idee finden, daß in dem täglichen Schmerz der Selbstüberwindung, des Gehorsams und der Geduld der neue Mensch in uns gleichsam stellvertretend für den alten büße (das eigentlich Erlösende ist also nicht der historische Jesus und sein einmaliger Tod, sondern der „Christus in uns" und unser fortwährendes Absterben für die Sünde — wie schon die Mystiker aller Zeiten gelehrt hatten). Nun ist aber die Herrschaft des guten Prinzips im einzelnen nur dann gesichert, wenn sie es auch in der umgebenden Gemeinschaft ist, und das kann nur geschehen durch Errichtung eines ethischen Gemeinwesens auf Grund von Tugendgesetzen oder eines „Reiches Gottes". Ein solches ist aber weder der Staat, da dieser auf ein bestimmtes Volk und Land beschränkt und auf Rechts- nicht auf Tugendgesetze begründet ist; noch auch die Kirche, da diese auf einem positiven und besonderen Kirchenglauben beruht, das ethische Gemeinwesen dagegen auf dem Allen gemeinsamen moralischen Vernunftglauben. Daher ist das Reich Gottes das stets anzustrebende Ideal der praktischen Vernunft, zu dessen Verwirklichung die statutarischen Religionsformen der bestehenden Kirchen sich nur als zeitweise nützliche, ja notwendige Mittel verhalten, sofern ihr positiver Glaube und Gottesdienst wenigstens ein Prinzip mit sich führt, nach welchem er dem reinen Vernunftglauben und Gottesdienst des sittlichen Lebens sich stetig annähert. Die Aufgabe ist also, die geschichtliche Religion der verschiedenen Kirchen durch ausschließliche Betonung ihres sittlich wertvollen Gehalts, den sie unter ihren statutarischen Formen bergen, in die reine Religion der Vernunft hinüberzuleiten. „Das Leitband der heiligen Ueberlieferungen mit seinen Anhängseln und Observanzen, welches zu seiner Zeit gute Dienste tat, wird nach und nach entbehrlich, ja endlich zur Fessel, wenn der Mensch in das Jünglingsalter eintritt; so lange er ein Kind war, war er klug als ein Kind und wußte mit Satzungen, die ihm ohne sein Zutun auferlegt waren, auch wohl Gelehrsamkeit, ja eine der Kirche dienstbare Philosophie zu verbinden; nun

er aber ein Mann wird, legt er ab, was kindisch ist. Der erniedrigende Unterschied zwischen Laien und Klerikern hört auf und Gleichheit entspringt aus der wahren Freiheit, jedoch ohne Anarchie, weil jeder dem Vernunftgesetz folgt als dem Willen des Weltherrschers."

Das ist in kurzem die Religionsphilosophie Kants, das Bekenntnis und Vermächtnis eines ebenso frommen wie freien protestantischen Denkers, der die von Luther begründete „Freiheit eines Christenmenschen" zu Ende gedacht und die auch den protestantischen Kirchen noch anhängenden Fesseln des statutarischen, heteronomen, historischen Glaubens abgestreift hat. Wie verhielt sich hierzu Herder? In der Schrift „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen" erklärt er den zweiten Artikel des Glaubensbekenntnisses also: „Die Religion des Weltheilands war, reine tätige Liebe sei der einzige Weg zur Rettung von jedem die Menschheit drückenden Uebel, die einzige Triebfeder zur Errichtung eines Reiches Gottes unter Menschen und durch Menschen. Hierzu kann selbst der Name des Stifters dieser Regel des Heiles nichts hinzutun, er heißt Heilbringer, er sagt, was die Regel saget. In sein Herz war geschrieben: Gott ist mein Vater und aller Menschen Vater, die Menschen unter einander sind Brüder. Dieser Religion des Menschengeschlechts weihete er sein Leben, bereit, es willig hinzugeben, wenn sie Menschenreligion würde. Er starb für dies edle Unternehmen, und als er wunderbar ins Leben zurückkam, machte er diese Religion, für die er gestorben war, zur Religion der Völker. Es ist, sagen seine Boten, in keinem andern das Heil als in dieser Religion Jesus Christus'. Was sollen nun bei dieser einfachen Menschenreligion Lehrmeinungen? Sie können ihr nicht helfen, sondern müssen ihr schaden! Sinds die Fragen der kirchlichen Lehre vom Gottmenschen? Gott bewahre uns vor solchen gelehrt-entbehrlichen Kinderfragen! Oder soll die Lehrmeinung einen Roman dichten, etwa wie eine personifizierte Idee des guten Prinzips Gottes Sohn heißen, vom Himmel herabkommen und unter der Idee eines Menschen gedacht werden möge? wie folglich im praktischen Glauben an diese Idee, als habe sie die menschliche Natur angenommen, der Mensch hoffen könne, Gott wohlgefällig, sogar selig zu werden? wie ferner diese personifizierte Idee mit der anderen, des Teufels, in Kampf geraten, und deren Gewalt schließlich gebrochen worden sei? — Wer, der die Geschichte Jesu von Nazareth gelesen, wird an Dichtungen solcher Art auch

nur einen Augenblick Gefallen finden? Sie sind weder Religion noch vernünftig, am wenigsten biblisch. Christus war ein Mensch wie wir, keine Idee. Er repräsentierte nicht, sondern war, den Gottähnlichen wollte er nicht spielen. Das ganze Blendwerk dieser gedichteten Figurationen und maskierten Gotteshandlungen ist eine kleinliche Verdrehung der Schrift, Gottes ebenso unwürdig als dem Zwecke Christi fremd!" usw. In diesem Ton geht es noch lange fort; von der tiefen Bedeutung der Kantschen Unterscheidung zwischen der Christusidee oder dem ewigen, idealen Gottessohn und der geschichtlichen Person des Menschen Jesus hatte Herder offenbar gar kein Verständnis; weil er nicht abstrakt, sondern nur anschaulich zu denken vermag, so verwandelt sich ihm die Idee sofort wieder in eine mystische Personifikation, die er dann zum Gegenstand wohlfeiler Scherze macht. Und während er Kants scharfes kritisches Denken eine Romandichtung nennt, ahnt er gar nicht, daß gerade sein eigenes naives Konfundieren von Idee und Geschichte eine phantastische Romantik ist, bei der weder die Geschichte zu ihrem Recht kommt — denn eine Geschichte, bei der an den entscheidenden Punkten zum Wunder rekurriert wird, ist ja selbstverständlich keine Geschichte im ernsthaften Sinne der Wissenschaft — noch auch die Idee; denn daß die Grundidee des Christentums von Sünde und Erlösung unvergleichlich tiefer von Kant als von Herder gewürdigt worden ist, das ist eine unbestreitbare Tatsache. Der kritische Philosoph hat den Kern der christlichen Religion in der ethischen Erlösungsidee erkannt und diesen von den historischen Fesseln befreit, denn er war mit Lessing der Ueberzeugung: „Daß ein Geschichtsglaube Pflicht sei und zur Seligkeit gehöre, ist Aberglaube; denn der Glaube an einen bloßen Geschichtssatz ist tot an ihm selber". Natürlich kann darum doch immer — das hat auch Kant durchaus nicht geleugnet — die Geschichte ein anregendes und anleitendes Hilfsmittel für den persönlichen Gewissensglauben sein; nur daß sie oder irgendwelche ihrer Erscheinungen das unbedingte Glaubensobjekt sein könne, das hat Kant mit gutem Grund geleugnet, weil damit die Autonomie der praktischen Vernunft, dieser Pfeiler seiner ganzen Moral und Religion, zerstört wäre. Der Theolog Herder dagegen hat zwar tatsächlich sich ebenfalls oft genug dieser Autonomie bedient, überall nämlich da, wo er den Buchstaben der kirchlichen nicht bloß, sondern auch der biblischen Ueberlieferung ungeniert nach seiner eigenen Vernunft weg- und umzudeuten sich erlaubte; aber dabei stand ihm doch prinzipiell die

geschichtliche Autorität immer fest, wie das bei allen Allegorikern von jeher der Fall war; so blieb seine Freiheit im Ausdeuten immer eine halb oder ganz unbewußte, prinziplose und verstohlene; an die Stelle klarer Grundsätze und Methode trat der jeweilige subjektive Geschmack. Kurz, es war die romantische Gefühlstheologie, die Herder der Kantschen Religionsphilosophie entgegenstellte, wie es eine Gefühlsmoral und Gefühlsästhetik gewesen, die er gegen Kants idealistische Moral und Aesthetik geltend machte. Während aber auf den letzteren Gebieten der Kantsche Idealismus in seiner philosophischen Weiterbildung der Sieger geblieben ist, war es auf theologischem Gebiet umgekehrt: da wurde das Kantsche autonome Denken mehr und mehr durch Herdersche Romantik und historischen Positivismus zurückgedrängt, am meisten in den letzten Jahrzehnten, seit die Theologie grundsätzlich ihre frühere Verbindung mit der Philosophie aufgelöst hat. Daß dies teilweise unter dem Deckmantel eines — mißbräuchlich — nach Kant benannten Agnostizismus geschah, ändert nichts an der Tatsache, daß die herrschende Theologie heute tiefer im historischen Positivismus versunken und somit weiter vom Kantschen Autonomismus entfernt ist, wie je zuvor. Ob die Kant-Feier hierin eine Aenderung zum Besseren bringen werde, bleibt abzuwarten.

Werfen wir endlich noch einen Blick auf die Geschichtsphilosophie Kants, so kommt zunächst in Betracht die kleine aber geistvolle Abhandlung über den mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte, in der unter sehr freier Anknüpfung an die biblische Erzählung die Anfänge der menschlichen Kultur beschrieben werden: das erste Erwachen des Bewußtseins der Freiheit in Abweichung vom Naturinstinkt, des Gefühls der geschlechtlichen Scham und Sittsamkeit, des Gedankens an die Zukunft mit der daran sich knüpfenden Furcht und Hoffnung, des Bewußtseins der Ueberlegenheit über das Tier als das bloße Mittel für den Selbstzweck des Menschen. Die Austreibung aus dem Paradies war der Uebergang aus dem rohen tierischen Zustand unter Leitung des Instinkts in die Leitung der Vernunft, aus der Vormundschaft der Natur in den Stand der Freiheit — ein Fortschritt für die Gattung, aber ein Uebel für das Individuum, da jetzt der Kampf der Vernunft mit den natürlichen Trieben, der Kampf mit der Natur in der mühsamen Arbeit und der Kampf unter den sich spaltenden Horden, und damit die Ungleichheit der Menschen begann, aus der sich allmählich ein bürgerliches Gemeinwesen herausbildete. Statt

über die mancherlei Uebel, die eine unvermeidliche Folge der Kultur waren, zu klagen und sich nach der Unschuld des Naturstandes zurückzusehnen, sollte man einsehen, daß der Mensch sich darin nicht erhalten konnte, weil er ihm nicht genügte, und daß die Kultur im ganzen doch eine aufsteigende Entwicklung vom Schlechteren zum Besseren ist, zu welchem Fortschritt jeder nach seinen Kräften beizutragen berufen ist. — Dies wird weiter ausgeführt in der Abhandlung: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht (1784, gleichzeitig mit dem 1. Teil der Herderschen Ideen erschienen). Kant will versuchen, in dem Gang der menschlichen Handlungen, sofern sie als naturbedingte Erscheinungen betrachtet werden, eine den Handelnden selbst unbewußte Naturabsicht als leitendes Gesetz im Spiel der Freiheit der Einzelnen zu finden. Die Natur will, daß alle menschlichen Anlagen vollständig und zweckmäßig ausgebildet werden, und zwar die auf den Gebrauch der Vernunft abzielenden Anlagen nur in der Gattung vollständig, nicht im Individuum. Der Mensch ist so angelegt, daß er alle erreichbare Vollkommenheit und Glückseligkeit sich selbst durch eigene Vernunft verschaffen soll; nicht zum genießenden Wohlleben ist er bestimmt, sondern dazu, durch Mühe und Arbeit sich des Wohlbefindens selbst würdig zu machen. Das Mittel aber zur Entwicklung aller Anlagen ist der Antagonismus derselben in der Gesellschaft, sofern die „ungesellige Geselligkeit" den Menschen eben so sehr zur Gesellschaft treibt, als doch zugleich in ihr ihn vereinzelt und mit den andern in Zwiespalt versetzt. Ohne seine mit den sozialen sich kreuzenden egoistischen Triebe würden in einem arkadischen Schäferleben alle seine Talente immer unentwickelt schlummern. Daher treibt die Natur durch Zwietracht und Ungenügsamkeit die Menschen zur immer neuen Anspannung der Kräfte und Entwicklung ihrer Anlagen. Das höchste Problem aber, zu dessen Lösung sie die Gattung zwingt, ist die Herstellung einer das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft, in der durch die Sicherung der Grenzen der Freiheit eines jeden die größtmögliche Freiheit aller bestehen kann. In diesen Zustand eines gesetzlich geordneten Zwanges einzutreten, treibt die Menschen die Not, die sie im Stande wilder Freiheit einander gegenseitig bereiten. Alle Kultur und Kunst, die die Menschheit ziert, ist Frucht der Ungeselligkeit, die durch sich selbst genötigt wird, sich zu disziplinieren und so, durch abgedrungene Kunst, die Keime der Natur vollständig zu entwickeln. Dieses Problem ist das schwerste und wird am spätesten

gelöst. Der natürliche Mensch in seinem selbstischen Trieb nach Vergewaltigung der anderen ist ein Tier, das einen Herrn nötig hat, der seinen Eigenwillen beuge unter dem allgemeingültigen Willen des Ganzen. Aber jeder Herr ist selbst wieder Mensch und somit zum Mißbrauch seiner Freiheit geneigt. Daher ist die Aufgabe einer richtigen bürgerlichen Verfassung nur annäherungsweise zu lösen. Und weil dieselbe Unverträglichkeit, wie zwischen den Individuen, auch zwischen den Völkern und Staaten besteht, so treibt die Natur auch diese wieder durch die Not der Unsicherheit und Kriege zur Herstellung eines großen Völkerbundes, in dem jedes einzelne Volk seine Sicherheit vom vereinigten Willen aller zu erwarten hat. Das Endziel also, zu dem ein verborgener Plan der Natur die Menschheitsgeschichte hinzuleiten scheint, ist die Herstellung einer innerlich und äußerlich vollkommenen Staatsverfassung, als der einzige Zweck, in dem alle menschlichen Anlagen sich völlig entwickeln können. Eine Betrachtung der Weltgeschichte unter diesem Gesichtspunkt eröffnet die tröstende Aussicht auf eine, ob auch noch ferne, Zukunft, wo die Menschheit sich endlich zu dem Zustande emporgearbeitet haben wird, in dem sie mit der vollen Entwicklung aller ihrer Anlagen ihre Bestimmung auf Erden erfüllt. Das wäre eine Rechtfertigung der Natur oder besser der Vorsehung aus der Geschichte, die noch mehr als die aus der Naturbetrachtung geeignet wäre, uns mit den Uebeln der Wirklichkeit zu versöhnen, statt an ihr verzweifelnd nur in einer anderen Welt eine vernünftige Absicht erfüllt zu hoffen.

Diese Geschichtsphilosophie ist echt Kantisch: nüchtern, ja pessimistisch in der Beurteilung der Wirklichkeit, aber getragen von einer idealen Hoffnung auf ein Endziel der Herrschaft der sittlichen Vernunft auf Erden, ein Endziel, das nicht durch Wunder den Menschen geschenkt wird, sondern durch die Arbeit der Generationen im Dienst der Idee zu realisieren ist. Auch nach Herder ist, wie wir oben sahen, die Geschichte die durch Naturgesetze bedingte Entwicklung der Menschheit, und auch nach ihm ist ein Widerstreit der Kräfte in Kampf und gegenseitiger Einschränkung ein dienendes Mittel zur Herstellung der vernünftigen Harmonie. Aber dies ist bei ihm nur ein unwesentlicher Schatten in dem weit überwiegend lichten Bild seiner optimistischen Weltbetrachtung. Er will die ideale Bestimmung der Menschheit nicht erst an einem fernen Endpunkt und nicht bloß in einer allgemeinen Staatenverfassung erfüllt sehen, sondern zu jeder Zeit und an jedem Ort, wo glückliche

Menschen sich ihres Daseins in maßvoller Genügsamkeit erfreuen, da habe die Natur auch schon ihren Zweck mit ihnen erreicht. Dagegen bemerkt Kant in seiner Rezension von Herders Ideen, daß in einem idyllischen Naturzustand, wenn er auch mit noch so viel Glücksgefühl verbunden wäre, ein vernünftiger Zweck so wenig zu erkennen wäre, als wenn Tiere statt Menschen in diesem Zustand Jahrtausende hindurch vegetierten. Er kann die Idee der Menschheit nicht in natürlichem Glückszustand, sondern nur in einem durch vernünftige Freiheit gewordenen Kulturzustand, näher in allgemeiner Rechtsordnung finden, die außer aller gegebenen Wirklichkeit liegt. Daß dies die höhere Auffassung der Geschichte ist, wird niemand leugnen; aber ebenso gewiß ist ihre Einseitigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit. Die Vernunft könnte, darin hat Herder Recht, in Zukunft sich nicht verwirklichen, wenn sie nicht auch in Vergangenheit und Gegenwart schon irgendwie wirklich und wirksam wäre; aber die optimistische Beurteilung der geschichtlichen Wirklichkeit steht bei Herder allerdings in der Gefahr, die Idee der Menschheit auf das niedere Niveau des naturalistischen Eudämonismus herabzudrücken und damit ihres sittlichen Vernunftgehalts zu entleeren. Die höhere Einheit über diesem optimistischen Naturalismus und jenem pessimistischen Idealismus liegt in Hegels Satz, daß die Vernunft das Wirkliche ist insofern, als sie ihre Idee in stufenweisem Fortschritt der jeweiligen Ideale der Völker und Zeiten und unter stetem Kampf mit der widerstrebenden niederen Natürlichkeit verwirklicht. Der Kantsche Gedanke der Verwirklichung der vernünftigen Freiheit in der menschlichen Gesellschaft durch die sittliche Arbeit aller ist bei Hegel so erweitert, daß auch die ganze Fülle der Kulturarbeit aller Generationen darin Raum finden kann und die ganze Geschichte als die Ausführung des Themas erscheint: „ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο“.

---

# Der Parlamentarismus.

Von

**Outis.**

---

Wenn es dem Menschen schlecht ging, verstand er es stets, sich durch die Hoffnung über Wasser zu halten. Er verstand es, an ein Heilmittel zu glauben, das einst kommen werde, eine bessere Zeit zu bringen und alle Schäden zum Verschwinden zu bringen.

So gab es auch eine schöne Zeit, als man das Parlament für ein Allheilmittel hielt.

Man hat nun aber schon so viele Heilmittel durchprobiert, daß man es wohl als eine Erfahrungstatsache aussprechen darf, daß an der äußeren Form der Regierung nicht allzuviel gelegen ist. Unter allen Formen, monarchischen, aristokratischen und demokratischen, hat es sowohl sehr glückliche als sehr unglückliche Zeiten gegeben. Alle haben sich gut, aber auch schlecht bewährt. Verstand ist nie bei Vielen gewesen, aber leider oft bei keinem Einzigen. Und wenn er mal bei einem Einzigen war, so saß dieser wieder nicht jedesmal gerade auf dem Throne, sondern oft als Hochverräter im Kerker, oder er hing am Kreuze.

Die absolute Monarchie hat das Gute, daß ihre Uebelstände offen zu tage liegen. Steckt der Monarch alle Staatseinkünfte in die eigne Tasche oder in die seiner Günstlinge, so herrscht dennoch darum nicht die mindeste „Korruption“, denn der Monarch hat das „Recht“ für sich, da alle Staatseinkünfte sein „Eigentum“ sind.

Beim parlamentarischen „System“ dagegen ist, an der Oberfläche betrachtet, alles eitel Licht und Wonne. Das „Volk“ beherrscht sich selbst durch seine „Vertreter“. Folglich kann dem Volke niemals „Unrecht“ geschehen, denn des Menschen und folglich auch des Volkes Wille ist sein Himmelreich, und volenti non fit injuria.

Wenn nämlich Begriffe fehlen, so stellt irgend ein Wort sich ein, mit besonderer Vorliebe aber das Wort „Volk“.

Wer das Volk ist, läßt sich allerdings leicht sagen. Es sind eben sämtliche den Staat bildende Menschen. Was aber das Volk will, und was dem Volke nützt oder schadet, das zu entscheiden ist eine der schwierigsten Fragen. „Volk“ ist derjenige Teil des Staates, der nicht weiß, was er will, hat ein Weiser gesagt. Um so bequemer ist es daher für jeden einzelnen, den persönlichen Willen oder Eigennutz geschickt zu verdecken und zu verstecken hinter dem Volkswillen und dem Volkswohl.

Wo viel Köpfe sind, da sind auch nach einem bekannten Naturgesetze mindestens ebensoviele Sinne. Bei jeder einzelnen Frage indessen kann jeder Einzelne doch immer nur entweder mit Ja oder mit Nein stimmen. Daher ist auch im kopfreichsten Volk und Parlament selbst bei der denkbar höchsten Parteizerklüftung doch noch die Mehrheitsbildung möglich.

Die Mehrheit stellt fest, was das Volk will. Der Wille der Minderheit dagegen zeigt nur das an, was das Volk nicht will.

Darin liegt natürlich eine gewisse Härte. Doch der Wille der Mehrheit ist gewissermaßen der Wille des Stärkeren, und der Parlamentarismus ist daher eine besondere Form der Erscheinung für das „Recht des Stärkeren“.

Wenn nun aber das Wahlrecht auch noch so allgemein und noch so gleich und noch so geheim und noch so direkt ist, ganz allgemein ist es doch bisher noch nie gewesen. Der Mann stimmt mit Ausnahme der Verbrecher und der Entmündigten, auch mit Ausnahme der Armen, und Frauen und Kinder sind ganz ausgeschlossen.

Das Kind ist ausgeschlossen, — natürlich. Aber wo hört das Kind auf? Beim zwanzigsten, beim dreißigsten Jahre oder noch später?

Die Frau stimmt nicht mit von Geschlechts wegen! Man mag der „Frauenbewegung“ noch so feindlich gegenüberstehen, aber dies summarische Verfahren ist doch einigermaßen stark. Die Mutter erwachsener Söhne hat zu schweigen, während jeder Junggeselle, also mehr ein Neutrum als ein Maskulinum, zur Wahl berufen wird, sobald er nur das nötige Lebensalter hat!

In neuester Zeit hat sich der Parlamentarismus bekanntlich immer mehr zugespitzt, indem die Minderheit ihre herkömmliche parlamentarische „Ehrenpflicht“ sich zu fügen und zu gehorchen,

nicht mehr so recht anerkennen will. Die allergetreueste Opposition ist zur Obstruktion übergegangen.

In früheren Zeiten war bei den „Oberhäusern" der Pairsschub ein sehr beliebtes Mittel, um eine unbequeme Mehrheit in eine Minderheit zu verwandeln. Man ernannte einfach eine genügende Anzahl neuer Mitglieder, deren Gesinnung der der Mehrheit widersprach.

Beim Unterhaus, dessen Mitglieder nicht ernannt, sondern gewählt werden, läßt sich die Sache nicht in derselben Weise abmachen. Aber es geht auf einem anderen Wege. Man annektiert eine neue Provinz, oder man scheidet eine alte aus, indem man sie selbständig macht.

Das ist keine theoretische Spielerei, sondern es sind sehr greifbare Vorgänge. Als Preußen 1866 die neuen Provinzen hinzuerwarb, war das das stärkste Mittel, die alte Konflikts-Majorität abzuschnüren und die Majorität, die die neue deutsche Bundes-Verfassung schuf, wurde nur dadurch möglich, daß die widerstrebenden süddeutschen Volksteile zunächst außerhalb des Bundes blieben. Bismarck wußte sehr gut, was er tat, als er sie 1866 vorläufig noch draußen ließ und sie erst 1871 in das Reich aufnahm, als der ruhmvolle Krieg die Stimmungen verwandelt hatte.

Ein Teil Deutsch-Oesterreichs möchte sich heute dem deutschen Reiche angliedern. Die Reichsdeutschen öffnen den Brüdern im ersten Freudenrausch die Tür. Dann aber fällt ihnen ein, daß die österreichischen Ultramontanen die Macht des deutschen Zentrums noch sehr verstärken würden, und sie machen ihnen die Tür schnell wieder vor der Nase zu.

Behielte Bayern nur eine selbständige Volksvertretung und schiede aus dem deutschen Reichstag ganz aus, ähnlich wie es mit der deutschen Reichspost bis heute nichts zu schaffen hat, so wäre die Macht des Zentrums im Deutschen Reiche sehr geschwächt, wie es z. B. auch im preußischen Landtage eine geringere Macht hat als im Reichstage. Noch schwächer wäre es in einem außerbayerischen Reichstage.

Wenn das österreichische Cisleithanien sich morgen in zwei oder drei Gruppen teilte, z. B. Galizien selbständig machte, oder wenn Frankreich das streng katholische Belgien annektierte, wären allenthalben plötzlich Mehrheiten Minderheiten und Minderheiten Mehrheiten geworden.

Offenbar ist also das ganze parlamentarische Mehrheits-

evangelium nichts als eine arglistige Spiegelfechterei. Man kann jede beliebige Mehrheit herausdestillieren, je nachdem man die Staatsgrenzen zu ziehen beliebt oder vermag.

Jede Minderheit ist irgendwie und irgendwo eine Mehrheit und hätte daher, wenn man den ganzen Parlamentarismus überhaupt ernst nehmen wollte und könnte, das gute Recht auf die — Mehrheit. Jede Minderheit könnte einen Exodus, eine secessio in montem sacrum veranstalten und sich als einen besonderen Staat proklamieren und konstituieren.

Da innerhalb der Minderheit sich nach demselben Prinzip wieder kleinere Minderheiten isolieren würden, so käme man geradenwegs auf die schönste und reinste Anarchie.

Das Parlament ist nur das Werkzeug dessen, der die Macht hatte, die — Staatsgrenzen zu ziehen. Grenzlinien aber hat man bisher nicht mit der Feder, sondern nur mit dem Schwerte auf dieser spröden Erde zu ziehen vermocht.

Allenfalls ließe sich das Prinzip wenigstens in Gedanken durchführen, wenn man alle einzelnen Staatenparlamente als unmoralisch oder vernunftwidrig verdammte und dafür ein einziges allgemeines Weltparlament forderte.

Es hat auch solche Zeiten gegeben, wo es zum guten Ton gehörte, sich als „Weltbürger" (Kosmopolit) zu fühlen. Heute ist diese Mode veraltet, nur noch die „völkerbefreiende" Sozialdemokratie stolziert in der abgelegten Tracht einher und preist sie laut an, scheint sich aber selber nicht besonders behaglich darin zu fühlen.

Dennoch wäre mit dieser ehrlichen Durchführung des Prinzipes nur der Unsinn auf die Spitze getrieben. Die Neger oder Chinesen würden uns vorschreiben, was wir zu tun und zu lassen, wie wir uns zu räuspern und zu spucken haben. Das „volkreichste" Volk wäre das gebietende. Aber das volkreichste ist leider oft das gedankenärmste.

Wenn wir sagten, daß auch im parlamentarischen System nur die Macht gebiete und entscheide, nicht aber ein märchenhaftes „Recht", sei es auch nur das Recht der Zahl und der Mehrzahl, so ist zu bedenken, daß die Macht dieser Welt nicht nur aus roher körperlicher Gewalt besteht, sondern eben so sehr auch aus List. Das beweist jeder Krieg. Welche Künste aufgeboten werden, um im geeigneten Augenblick eine Parlamentsmehrheit aus dem Boden zu stampfen, das grenzt oft an die höhere Mathematik. Zu der

elementaren Parteiarithmetik gesellt sich die analytische Wahlkreisgeometrie.

Zum mindesten darf man getrost behaupten, daß bisher jedes wirkliche Parlament nur ein künstliches Destillat, doch keineswegs ein Naturprodukt gewesen ist.

Der Parlamentarismus ist wahrlich kein Allheilmittel oder ein erhabenes Wunderwerk.

Aber vielleicht ist er ein notwendiges Uebel, weil er das kleinere Uebel ist.

Hat man eine Zeit lang, ein ganzes Menschenalter lang den Parlamentarismus in vollen Zügen genossen, so hat er „abgewirtschaftet“. Man hat alle seine Mängel durchschaut und wird seiner von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr mehr überdrüssig.

Man kann aber getrost darauf wetten, daß nach Abschaffung des Parlamentarismus die Sehnsucht danach sich bald wieder einstellen wird, und zwar um so schneller und um so stärker, je völliger er abgeschafft ist.

Das liegt nun einmal in der menschlichen Natur. Von allem, was wir haben, besitzen und gebrauchen, kommen uns nur die üblen Wirkungen zum Bewußtsein, während wir die guten und angenehmen unbewußt als etwas Selbstverständliches und Alltägliches hinzunehmen pflegen.

Man kann sich bestreben, die üblen Wirkungen des Parlamentarismus nach Möglichkeit einzuschränken.

Man hat gesagt, die einzelnen Wahlstimmen müßten nicht nur gezählt, sondern auch „gewogen“ werden. Der Gedanke ist vortrefflich. Leider ist er sehr schwer auszuführen, und nur allzuleicht gerät man dabei aus dem Regen in die Traufe. Weder das „Pluralstimmenwahlrecht“ noch das preußische Dreiklassenwahlrecht kann man als eine nur halbwegs erträgliche Form bezeichnen. Auch das Zweikammersystem hat bisher keine brauchbare Gestalt gewinnen können, am wenigsten in den republikanischen Staaten, während man sich in den monarchischen das „obere“ Haus als eine Art Mittelding oder Vermittlung zwischen Regierung nnd Volksvertretung vorstellen kann.

Wenn eine einzelne Kammer nicht allmächtig werden soll, so wäre es das beste und einfachste, auf das zurückzugreifen, was schon der Name des „Senates“ andeutet. Man schafft eine obere Kammer, indem man abermals eine „allgemeine“ Wahl veranstaltet,

bei der aber nur die „Alten“ allein stimmen, etwa die über fünfzig, oder auch die über vierzig Jahr alten.

Ein weiteres Sicherheitsventil ist die geheime Wahl. Durch öffentliche Wahlen erfährt man wohl, welche Gesinnung das Volk für gut befindet, nach außen hin zur Schau zu tragen. Wenn man aber die wahre Stimmung und Denkweise der Leute kennen lernen will, so muß man die Abstimmungen so geheim wie nur möglich machen.

Die Hauptsache aber ist und bleibt die weise Selbstbeschränkung des Parlamentes selbst. Der Allmachtskitzel ist bei Parlamentsmehrheiten nicht minder gefährlich als bei unumschränkten Selbstherrschern. Wenn der Gesetzgebungskoller ausbricht, dann wehe den Beherrschten, wehe den Besiegten.

Es ist durchaus nicht der Beruf des Parlamentes, möglichst viel Zwang auszuüben, zu uniformieren und zu reglementieren. Im Gegenteil. Gerade die weisesten und stärksten Selbstherrscher haben es als ihre vornehmste Lebensaufgabe betrachtet, dafür Sorge zu tragen, daß jeder einzelne nach seiner eignen „Façon“ selig werden kann.' Solche Weisheit sollte ein jedes Parlament sich zum Muster nehmen.

Moralische Rücksichten können freilich als solche in der Politik keine Geltung erlangen. Wo der Vorteil gilt, da werden stets die „Interessenkämpfe“ toben, auf dem schlüpfrigen Parkett der Parlamente nicht minder als auf der blutgetränkten Erde der Schlachtfelder. Aber die Unterdrückung der Meinung und Ueberzeugung des politischen Gegners bringt dem Unterdrücker keinerlei Vorteil, weder pekuniären noch sonstigen. Sie ist also einfach eine Dummheit, die nur durch den blinden Eifer unsinnigen Hasses erklärbar ist. Sie erregt Haß, und schadet dadurch, ohne daß dem irgend ein greifbarer Vorteil gegenüberstände.

Von wahrer Duldsamkeit sind wir von jeher himmelweit entfernt gewesen. In jedem einzelnen von uns scheint ein Schulmeister im schlechtesten Sinne des Wortes zu stecken, der das unüberwindliche Bestreben hat, die lieben Nächsten zu „schulmeistern“.

Man möge sich frei aussprechen, hüte sich aber, Erwachsene schulmeistern zu wollen mit Gewalt. Die Scheiterhaufen und Ketzerverfolgungen sind nichts anderes als eine besondere Erscheinung der allgemeinen Bevormundungssucht.

Gerade darum ist es so bedauerlich, wenn eine märchenhafte

allgemeine „Menschenliebe“ und Völkerverbrüderung gepredigt wird. Das ist nur Heuchelwerk oder frommer Selbstbetrug. Die wahre Duldsamkeit ist durchaus keine Liebe. Im Gegenteil. Duldsamkeit ist nur Klugheit und wohlverstandene oder wohlberechnete Selbstsucht, Liebe aber ist eine — Dummheit, sofern sie nicht den Liebenden selbst hoch beglückt, weil sie aus seiner innersten Natur mit unwiderstehlicher Gewalt herausquillt. Vor aller hineingepredigten Liebe oder gar eingepaukten und eingetrichterten Liebe bewahre uns der Himmel.

Die Duldsamkeit aus Liebe ist eitel Schwindel, und führt zuletzt doch nur zum Zusammenbruch und zu nur um so größerem Hasse.

Die Duldsamkeit aus Gleichgültigkeit, aus vollendeter „Wurstigkeit“ ist das einzig Wahre. Gott bewahre mich vor meinen Freunden, und segne alle die, denen ich „Wurst“ bin.

Wie nobel und wohltuend handelt dagegen der Straßenräuber. Er plündert mich aus und reißt mir endlich auch noch das Hemd vom Leibe. Dann aber läßt er mich doch ruhig laufen und verschont mich mit seinem „guten Rat“. Ich kann meiner Wege gehen, kann tun und lassen, wie mir beliebt. Sogar schimpfen darf ich über den Räuber, er lacht darüber. Eine Satire darf ich gegen ihn schreiben, er liest sie noch mit Behagen. Wenn ich nur Uhr und Börse gutwillig hingegeben habe.

Der Räuber als Erzieher, — wer hat Lust?

Man beklagt die „nackten“ Interessenkämpfe, die „niedrige“ Selbstsucht, die in den Parlamenten den Ton angibt.

Gewiß, ein erhabenes Schauspiel ist es gerade nicht, dies ewige Feilschen und Markten, Erlisten, Erraffen und „Kuhhandeln“.

Aber es fragt sich doch noch sehr, ob es nicht das kleinere, ja das bei weitem kleinste Uebel ist.

So lange die hohen Gesetzgeber damit beschäftigt sind, ihre eignen Taschen brav zu füllen, so lange hat Europa immer noch Ruhe. Die Steuerschraube ist zwar schlimm wegen ihrer allbekannten Endlosigkeit, aber sie ist doch der Uebel größtes nicht, und wo nichts ist, da hat nicht nur der Kaiser, sondern sogar der Steuereinnehmer sein Recht verloren.

Wehe aber, wenn die Gesetzgeber gesättigt sind und dazu übergehen, Volksbeglückungspläne auszuarbeiten. Wehe dann allen, die sich nicht pflichtschuldigst in die Rolle des Hochbeglückten hineinzufinden vermögen. Denn sie sind Ketzer, Hochverräter,

Erreger öffentlichen Aergernisses, die die bestehenden Staatseinrichtungen lächerlich und verächtlich machen durch ihr bloßes Dasein und ihre bekümmerten Mienen. Da hilft nur noch der Scheiterhaufen, der gründlichste und bewährteste aller Volkserzieher zum Guten, Schönen und Wahren.

Die Form freilich tut es auch hier nicht. Es braucht nicht gerade ein Holzstoß zu sein, eine Guillotine leistet dasselbe und arbeitet sogar noch schneller.

Ist das nun aber ein mit reiner Freude erfüllender Anblick, wenn in solcher Weise um Ideale und höchste Güter der Nationen gekämpft wird? Die Guten und Gesinnungstüchtigen rotten die Gottlosen, Vaterlandslosen, Feinde der Gesellschaft, Teufelsanbeter aus.

Wenn man das alles so recht bedenkt, so muß es geradezu wohltuend oder wenigstens tröstend berühren, daß einmal die heiligsten Güter in Ruhe gelasse werden und das Parlament sich in eine Art Markthalle mit nüchternem, auf Barzahlung basierten, Krämerstandpunkt verwandelt.

---

# Die neuesten Ablaß-Studien.

Von

**Theodor Brieger.**

---

In jedermanns Erinnerung ist noch der „Fall Schulte", der im Spätherbst vorigen Jahres die deutsche Presse so stark beschäftigt hat. Da war in den Zeitungen die Behauptung aufgetaucht, der Bonner Professor der Geschichte Aloys Schulte, damals Direktor des Preußischen Historischen Instituts in Rom, habe, als er im vorigen Winter bei seinen Nachforschungen im Vatikanischen Archiv auf „Abrechnungen über den päpstlichen Ablaß von 1517" (oder, wie es ursprünglich hieß: auf „Akten zum Ablaßstreit von 1517") gestoßen, bei dem Reichskanzler angefragt, ob er den Fund veröffentlichen dürfe, und Graf Bülow habe davon abgeraten („Ignorieren!"), während doch, wie bald darauf verlautete, der ebenfalls von Schulte um Rat angegangene Präfekt der Vatikanischen Bibliothek, der Jesuitenpater Ehrle, jedes Bedenken gegen die Publikation der betreffenden Akten weit abgewiesen habe. Eine offiziöse Erklärung in der „Deutschen Literaturzeitung" (vom 19. September) suchte dann den Reichskanzler zu entlasten: das angeblich von ihm empfohlene „Ignorieren" gehöre in „das Gebiet der freien Erfindung"; der Sachverhalt sei ein ganz anderer: statutenmäßig besitze das Kuratorium des Preußischen Historischen Instituts „das freie Verfügungsrecht über die Arbeiten der Mitglieder des Instituts"; es habe nach Vorlegung der Manuskripte und nachdem der wissenschaftliche Beirat zur Sache gehört worden, seine Entscheidung in dem Sinne zu treffen, daß die jeweilige Arbeit entweder unter die Veröffentlichungen des Instituts aufgenommen, oder daß sie dem Verfasser zu beliebiger wissenschaftlicher Verwertung überlassen werde; demgemäß sei zunächst abzuwarten gewesen, bis das Manuskript der Schulteschen Arbeit fertig gestellt war; darüber seien aber natürlicherweise Monate vergangen;

nachdem jetzt das Manuskript dem Kuratorium vorliege, werde die Angelegenheit den statutenmäßigen Verlauf nehmen, und bei ihrer Entscheidung werde „lediglich das Interesse der freien Forschung maßgebend“ sein. Von einem der Mitarbeiter Schultes in Rom war indessen inzwischen die Richtigkeit der ursprünglichen Meldung über das Verhalten des Reichskanzlers dem Kernpunkte nach in sehr bestimmter Weise bestätigt, so daß die offiziöse Erklärung als Ausrede erscheinen mußte. In der Tat wird damals wohl ein jeder Urteilsfähige zu dem Ergebnis gekommen sein, daß der „Sachverhalt“ der Erklärung nur auf ein späteres Stadium der Angelegenheit zutreffe, mit dem ursprünglichen Vorgange gar nichts zu schaffen habe.

Aber woher diese ganze Irrung? Wer trägt die Schuld? Mußte es dem deutschen Forscher im Vatikan nicht genügen, wenn er, seiner Meinung nach höchst belangreiche, Akten zur Geschichte des Ablasses im Zeitalter der Reformation gefunden hatte, sich für die Veröffentlichung der Zustimmung des Vorstandes des Vatikanischen Archivs zu versichern (vorausgesetzt, daß es dessen nach den großzügigen Bestimmungen Leos XIII. für die Benutzung der päpstlichen Archive überhaupt erst bedurfte)? Wie konnte er da auf den Gedanken kommen, in einer Sache, die, von rein wissenschaftlichem Interesse, einzig aus dem Gesichtspunkt der Wissenschaft entschieden werden mußte, erst eine Anfrage an eine politische Behörde zu richten? Als ob der Reichskanzler oder der Kultusminister hier überhaupt zu einer Entscheidung kompetent gewesen wären! Welche andere Antwort konnte er da erwarten, als jene, die er vermutlich empfangen hat? Sollte etwa der Politiker einen Versuch machen, die Bedenken des Gelehrten zu zerstreuen, ihn aufmuntern, sich über sie hinwegzusetzen?

Es ist hoffentlich wie das erste so das letzte Mal, daß die historische Forschung bei uns in Deutschland offiziell ihre Direktiven vom Staatsmann einholt! Wohin würden wir sonst auf diesem Wege kommen? Wir alle wissen es: die Wissenschaft ist eine Herrin, die, eifersüchtig auf ihre Ehre, keine andere Gottheit neben sich duldet. Ungnädig verhüllt sie ihr Angesicht vor dem, der nicht ihr allein zu dienen bestrebt ist, das will sagen: der in ihrem Dienste nicht mutig und unerschrocken die Wahrheit sucht, sondern hier vielleicht auf das Dogma der Kirche, dort auf irgend eine andere Größe zaghaft seinen Blick heftet. —

Mittlerweile hat nun aber das durch den unbedachten Schritt

Schultes gefährdete „Interesse der freien Forschung" gesiegt: seit einigen Wochen liegen die Funde Schultes frei vor aller Augen da — und zwar nicht als Publikation des Instituts, sondern, nachdem offenbar das Kuratorium desselben dem Verfasser seine Arbeit „zu beliebiger wissenschaftlicher Verwertung" überlassen hat, als private Veröffentlichung und zu einem stattlichen Werke erweitert: „Die Fugger in Rom 1495—1523. Mit Studien zur Geschichte des kirchlichen Finanzwesens jener Zeit", zwei Bände (1. Band: Darstellung, 2. Band: Urkunden), Leipzig, Duncker u. Humblot, 1904.

Es ist ein streng gelehrtes Werk, und es gereicht, obgleich es vielleicht etwas zu rasch gearbeitet ist, der deutschen katholischen Geschichtschreibung, der nämlichen, die jüngst ein rabiater Dominikanermönch so arg geschändet hat, unbedingt zur Ehre. Das Streben nach Objektivität, das der Verfasser in der Vorrede für sich in Anspruch nimmt, zeigt sich durchweg und hat sich in mehr als einem Worte unbefangenen Urteils ein schönes Denkmal gesetzt.

Wer als Kenner der Zeit diese Veröffentlichung durcharbeitet, der sieht sofort, daß sie die wissenschaftliche Einzelforschung mannigfach fördert (es wird Aufgabe der Fachzeitschriften sein, das genauer nachzuweisen) — aber nicht nur das: sie bietet auch einige Ergebnisse von allgemeinerem Interesse. Auf diese wollen die nachfolgenden Blätter hinweisen.

## 1.

Zwar wer mit der Vorstellung an das Buch geht, die vatikanischen Funde Schultes seien sensationeller Art, der muß sich enttäuscht fühlen. Aber derartiges hat der Fachmann auch keinen Augenblick erwartet. Wir besitzen für den Ablaßhandel aus den Tagen Leos X. längst ein so reiches und zuverlässiges Quellenmaterial, daß man von den angekündigten „Ablaßabrechnungen" der Fugger wohl eine Bereicherung unserer Kenntnis von Einzelzügen des Bildes erwarten konnte, nicht aber eine Veränderung seiner Umrisse. Wie verhält es sich nun aber mit jener Vermehrung unseres Wissens, soweit sie nicht bloß für den Forscher von Wert ist?

„Die Fugger in Rom" bringen für die Geschichte der Tätigkeit des großen deutschen Handelshauses an der Kurie natürlich

auch sonst eine Fülle von neuen Aufschlüssen; aber zum größten Teil sind sie doch dem Ablaßgeschäft gewidmet, an dessen Abrechnung und — was Schulte überzeugend nachweist — auch Förderung die Fugger auf das stärkste beteiligt gewesen sind.

„Akten zum Ablaßstreit von 1517", von denen man anfangs uns zu erzählen wußte, sind dem Fugger-Forscher im Vatikan freilich nicht in die Hand gefallen, auch nicht ein einziges Blatt, das von jenem Streite Kunde gäbe. Und auch die „Ablaßabrechnungen", deren Ankündigung dann die Aufmerksamkeit weiter Kreise erregte, sind nichts anderes als genau zwei Dutzend Quittungen Leos X. über zumeist von den Fuggern eingezahlte Ablaßgelder, von Schulte aus den sog. Kameralbüchern dieses Papstes erhoben, aus denen schon Hergenröther in seinem großen Regestenwerk zum Pontifikate Leos X. die vier ältesten dieser Quittungen verzeichnet hatte. Sie umspannen die Jahre 1515 bis 1521, bilden aber schwerlich die vollständige Reihe aller in dieser Zeit von der Kurie ausgestellten Empfangsbescheinigungen, wie denn das Jahr 1517 gar nicht, 1518 nur durch eine einzige Quittung vertreten ist. Immer sind sie in mehr als einer Beziehung belehrend. Sie erstrecken sich auf eine stattliche Reihe von Geschäften dieser Jahre, welche in Reichtum und Mannigfaltigkeit der päpstlichen Ablaßgnaden schwerlich ihres Gleichen in der Geschichte haben. Jene Reihe setzt sich aus elf verschiedenen Plenarablässen zusammen, deren mehr oder minder reicher Goldstrom sich in die päpstliche Kasse ergoß. Neben dem alten Jubiläumsablaß, der, noch aus den Tagen Julius' II. stammend, aus Ungarn, Polen, Schlesien und Böhmen den Restbetrag von gegen 9000 Dukaten mit sich führte, stoßen wir auf Ablässe, die für verschiedene Kirchenbauten erbeten waren (in Augsburg, Konstanz, Trier, Brüx und St. Annaberg), nicht minder auf etliche Formen des Ablasses für St. Peter, so jenen, welchen im Norden und in einzelnen Strichen Deutschlands der päpstliche Legat Arcimboldi zu vertreiben hatte, und jenen anderen, der sich an den Namen des Erzbischofs von Mainz und Magdeburg Albrecht von Brandenburg knüpft, und der ja den unmittelbaren Anstoß zu der Tat des 31. Oktober 1517 gegeben hat. Insgesamt lauten die Quittungen, soweit sie sich auf unser heutiges Deutsches Reich beziehen, für die Jahre 1515 bis 1520 auf rund 28 000 Dukaten, von denen die Hälfte allein der St. Peter-Ablaß Arcimboldis (wohl ausschließlich aus

den Kirchenprovinzen Köln, Trier und Bremen) eingebracht hat. Diese Summe stellt den päpstlichen Reingewinn dar — nach Abzug demnach aller Unkosten und Abzug der Hälfte der Ablaßgelder oder auch von zwei Dritteln, welche die Kurie hier für Kirchenbauten, dort für das Geldbedürfnis des Mainzers bewilligt hatte. Im ganzen dürfen wir die hier verrechnete Brandschatzung des frommen Bußeifers der Christgläubigen Deutschlands — bei sehr gelinder Taxierung der Unkosten — auf ungefähr sechzigtausend Dukaten veranschlagen, falls wir nicht gar noch um zwanzigtausend höher gehen müssen (es kommt dabei auf die Berechnung der Gesamterträge des von Arcimboldi vertriebenen Ablasses an, inbetreff deren ich zur Zeit nicht klar sehe). Was eine solche Summe nach dem damaligen Geldwert bedeutet, weiß jedermann. Das waren nun freilich längst nicht mehr die Summen, welche der Ablaß in Deutschland noch im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts eingetragen hatte. Bei dem gehäuften Angebot hatte mittlerweile die Nachfrage nach dieser „Ware" (um mich des Ausdrucks des großen päpstlichen Ablaßkommissars, des Kardinals Peraudi, zu bedienen) erheblich nachgelassen. Ein Beispiel mag das erläutern. Aus der jetzt vorliegenden Abrechnung des Kardinals Albrecht mit den Fuggern vom Herbst 1518 wie aus der entsprechenden Quittung des Papstes über seinen Anteil kennen wir die Reinerträge, welche die Oeffnung der Ablaßkästen an verschiedenen Orten des Metropolitansprengels von Mainz 1517 und 1518 ergab (für das Erzstift Magdeburg wissen wir leider nur die Gesamtsumme). Hiernach kamen in Augsburg im Frühjahr 1517 zur Verteilung (an Papst und Erzbischof) 493 fl., im Stifte Mainz (nicht der Stadt) im August 1517 718 fl., in demselben Monat im Stift Speyer 433 fl. Dürfen wir nun die Unkosten auf ein Drittel der Gesamteinläufe veranschlagen*), so kommen wir bei Augsburg auf 739 fl., bei dem Stift Mainz auf 1177, bei dem Stift Speyer auf 648 fl. Für diese Bezirke kann ich nun freilich aus früherer Zeit keine Zahlen beibringen. Wohl aber

*) Ein ganz ungefährer Ansatz! Schulte hat die Frage nach der Höhe der Unkosten nicht genauer untersucht. Nur einmal, bei dem Trierer Erlaß (zu vergl. allenfalls noch was I, 160 über den Konstanzer Ablaß zu lesen ist), ist er darauf eingegangen (I, 161): hier nimmt er bei dem von ihm auf 5480 Dukaten geschätzten Reintrage 800 Dukaten Unkosten an, also nur fast 1/8 des Gesamteinlaufes. Damit scheint freilich nicht zu stimmen, wenn er I, 186 sagt: „Die Spesen waren jetzt [1514—1518] aber so enorm, der Reinertrag so gering, daß die Gnadengelder nicht viel mehr bedeuteten." Allein hier rechnet er zu den „Spesen" die Abgabe der Hälfte des Rein-

wissen wir, was im Jahre 1502 der Jubiläumsablaß des Kardinals Peraudi in einer einzigen Stadt des Erzbistums Magdeburg, in der erzbischöflichen Residenz Halle, abgeworfen hat. Hier wurde „das Jubeljahr" am 23. März „inthronisiert", und „die Gnade stund" bis zum 13. Juli. Bei der Oeffnung des Kastens zählte man (von ein par falschen Gulden, absonderlichen Münzen und dergleichen abgesehen) 1243 fl., wozu noch 616 fl. aus dem Verkauf von 2550 Ablaßbriefen kamen. Der Ertrag belief sich demnach im ganzen auf 1859 fl. Wie viel geringer wird er 1517 in Halle gewesen sein, als Tetzel daselbst das „güldene Jahr" predigte! Aus einer Quittung Leos X. vom Sommer 1519 erfahren wir, daß der Reingewinn des Albrechtschen Ablasses in der gesamten Kirchenprovinz Magdeburg sich auf nur 5149 fl. belaufen hat.

Dazu nun die außerordentlich hohen Spesen, mit denen gearbeitet wurde!

So hat es nichts Auffallendes, daß einzelne der uns hier beschäftigenden Ablässe, wie das die Berechnung von Schulte ergeben hat, für die deutschen Nutznießer nicht allzu viel abgeworfen, ja zum Teil geradezu einen kläglichen Erfolg gehabt haben. „Die Annaberger sind vielleicht gar nicht auf ihre Kosten gekommen", urteilt Schulte über den Ertrag des Ablasses, den im Jahre 1517 Herzog Georg von Sachsen für die Vollendung der Kirche in seiner Schöpfung St. Annaberg erwirkt hatte. Und ebenso stellt Schulte jenen wichtigsten aller Ablässe dieser Zeit, dessen Erträge wir soeben bereits streiften, den des Erzbischofs Albrecht, als einen Mißerfolg in finanzieller Beziehung hin. Jedenfalls hat er nicht geleistet, was er nach der Meinung des freigebigen Papstes leisten sollte. Wir werden später sehen, er war dazu bestimmt, dem Mainzer Ersatz zu bieten für die Summe von 10 000 Dukaten, die er dem Papst zu zahlen hatte, um seine bisherigen Kirchen von Magdeburg und Halberstadt mit derjenigen von Mainz in seiner Person vereinen zu dürfen. Wenn anders die uns vorliegenden Quittungen den Gesamtbetrag des Ablasses enthalten,

gewinns an den Papst. Indessen, wie hoch würden die Unkosten bei dem Ablaß Albrechts zu berechnen sein, wenn seine Angabe I, 150 richtig ist, daß Tetzel und seine Untergebenen „über 300 fl. monatlich" erhalten haben? Das würde auf zwei Jahre 7200 fl. ausgemacht haben oder, falls Tetzel im ganzen 1517 und 1518 nur ein Jahr tätig gewesen sein sollte, immer noch 3600 fl. Dazu wäre denn noch die Besoldung der Unterkommissare im Erzbistum Mainz gekommen. In der Magdeburger Kirchenprovinz hätten jene (7200 oder) 3600 fl. einem Reinertrage von 5149 fl. gegenübergestanden!

wären auf den Anteil Albrechts 4217 Gulden gefallen (Schulte I, 147 hat versehentlich statt der Hälfte des Reingewinnes den Gesamtreinertrag als dem Erzbischof zufallend angegeben) oder 2969 Dukaten (100 Dukaten zum Kurse von 142 Gulden gerechnet). Das wäre nicht einmal ein Drittel der Summe gewesen, die er ersetzen sollte. Nun aber hatte Albrecht sich (im Oktober 1515) verpflichten müssen, dem Kaiser Maximilian für die von ihm erteilte Erlaubnis, den vom Papst für acht Jahre bewilligten Ablaß drei Jahre lang zu „gebrauchen", für jedes Jahr 1000 Gulden zu zahlen. Demgemäß nimmt Schulte auch an, es seien von den dem Erzbischof zugefallenen Ablaßgeldern noch 3000 Gulden abgegangen. Wir können aber bisher nicht nachweisen, daß Albrecht den Ablaß länger als zwei Jahre 1517 und 1518 vertrieben hat. Seine Abgabe an den Kaiser könnte sich also nur auf 2000 Gulden belaufen haben. Immer wären dann dem Erzbischof als Ersatz für die 10 000 Dukaten nur 2217 Gulden oder 1561 Dukaten zu Teil geworden — wahrlich ein schlechtes Geschäft!

Uebrigens zeigt eine Anweisung, welche Erzbischof Albrecht im Mai 1517 für die Behandlung der Ablaßgelder gab, daß er den Kaiser nicht direkt aus dieser Erwerbsquelle hat entschädigen können, da gerade so gut wie die päpstliche Hälfte des „Gnadengeldes" auch die ihm zukommende an die Fugger abzuführen war. Der Oberkommissar Albrecht tut nämlich in diesem Mandate seinen Subkommissarien zu wissen, der Papst habe jüngst in einem Breve ernstlich befohlen, die Ablaß-Truhen oder Kisten nicht ohne Beisein der Fugger oder ihrer Befehlhaber zu öffnen, sondern ihnen zu einer jeglichen Kiste einen Schlüssel zu geben und „den halben Teil des gefallenen Ablaßgelds", doch nach Abzug aller Unkosten, „von wegen päpstlicher Heiligkeit folgen (d. h. verabfolgen) zu lassen"; dem entsprechend sei zu verfahren, dem Fugger sei aber *auch der andere halbe Teil auszuhändigen* „in Bezahlung der Summa Gelds", die er ihm noch schuldig sei (es waren damals noch an die 17 000 Gulden).

Hieraus geht beiläufig hervor, daß die früher herrschende, auch noch von Ranke und Friedrich von Bezold geteilte Vorstellung, die Ablaßhändler wie Tetzel seien auf ihren Reisen von Vertretern des Hauses Fugger begleitet worden, irrtümlich ist (vergl. auch Schulte I, 185). Vielmehr hatte das Volk überall sein Ablaßgeld in mit drei Schlössern verwahrte Kisten einzulegen, die dann später zu gelegener Zeit vor Notar und Zeugen von Beauftragten beider

Teile, der Fugger und des Erzbischofs, geöffnet wurden. So ging der Papst dank der Hilfe des großen Bankhauses sicher, daß ihm von dem in die Truhen eingelegten Geld auch wirklich der gebührende Anteil werde (nur bei dem Erlös aus den Ablaßbriefen war er durchaus auf die Redlichkeit der Ablaßkommissare angewiesen), während noch von den in Deutschland eingesammelten Geldern des großen Jubelablasses zu Anfang des Jahrhunderts die Kurie längst nicht erhalten hatte, was sie beansprucht.

## 2.

Schulte hat uns des näheren mit dem Fuggerschen Hauptleiter der römischen Geschäfte in dieser Zeit, dem aus Augsburg gebürtigen Johannes Zink, bekannt gemacht. Obwohl Faktor des Bankhauses, wurde er in Rom Kleriker und Beamter der Kurie: der Familiare des Papstes stieg bald zum Protonotar und weiterhin zum Skriptor auf. Er hat nach der von Schulte aus den Registerbänden Leos X. für die Jahre 1513—1521 aufgestellten Liste das Anrecht auf einige dreißig Pfründen und Pfarrkirchen erworben, mit denen er einen schwunghaften Handel trieb. Zweifellos einer der ärgsten „Kurtisanen und Pfründenfresser", übertrumpfte er so noch jenen „Discipel des Bapsts", von dem es in einer Flugschrift des Jahres 1521 heißt:

In den heiligen vater bapst ich geren glaub.
 Bei XXIIII phrund hab ich mit seinem laub:
Davon ich vier tausend guldin hab zu genieszen.
 Sie thund mir gar wol ersprieszen.
Darvon fünfzig priester möchten gnug haben:
 Das thu ich von gotes lehen schaben.

Aber dieser Pfründenkrämer ist — und zwar als Vertreter seines Hauses — auch an dem Ablaßgeschäft der Kurie auf das stärkste beteiligt gewesen. Schulte hat zwei Urkunden aus dem Vatikanischen Archiv veröffentlicht, zwei Obligationen, in denen Johann Zink im Namen der Fugger in der ersten Zeit Leos X. (1514) sich anheischig macht, gewisse zukünftige Abläße in der Weise unterzubringen, daß der päpstlichen Kammer die Hälfte des Reinertrages zufließt. In Aussicht genommen waren für diese Abläße in beiden Fällen deutsche Domkapitel: das eine Mal Konstanz, das andere Mal die Kapitel von Mainz und Köln (nebst ihren

Suffragankirchen), ferner von Bamberg, Brixen, Freisingen und Regensburg. Schulte hat hieraus mit gutem Grunde die Folgerung gezogen, „daß die Fugger (oder vorsichtiger gesagt: Zink) für den größten Teil Deutschlands nicht allein die Vermittlung der Ablaßgelder erstebten, sondern auch die Vermittlung der Ablaßverleihung." „Und wie kam es", fährt er fort, „daß die Kurie ihnen diese Vermittlung konzedierte, sie gewissermaßen mit einem Werbepatente ausrüstete?" Auch darauf geben uns die beiden Urkunden Zinks „eine klare Antwort". „Bis dahin hatte sich die Kurie mit einem Anteil von 33⅓ Proz. begnügen müssen, die Fugger verpflichteten sich aber zur Zahlung der Hälfte. Um diese 16⅔ Proz. zu gewinnen, gestattete die Kurie nun den Fuggern, den päpstlichen Ablaß bei den deutschen Domkapiteln auszubieten!" (I, 135 f.). Und an einer anderen Stelle (I, 249 f.) zeichnet Schulte die Rückwirkung, welche die Tätigkeit der Fugger an der Kurie auf Deutschland hatte, mit den Worten: „Die deutschen Pfründenjäger hatten nun in Rom nicht allein deutsche Kurialen zur Hand, sondern auch ein Bankhaus, und zugleich hatte die Kurie einen finanziellen Ratgeber, Agenten und Unternehmer, um finanzielle Pläne in Deutschland durchzuführen. Eine Steigerung der Pfründenjagd war die Folge und eine Vermehrung der Indulgenzen, bis die Fugger gewissermaßen eine Agentur für den Ablaß hatten." „Die Fugger haben, statt ihrerseits die Reform der alten Kirche zu fördern, die Auswüchse vermehrt; ein italienisches Bankhaus hätte die Geschäfte mit Albrecht von Brandenburg wohl nicht riskiert".

Dieser unheilvolle Einfluß des Hauses Fugger blieb in Deutschland keineswegs verborgen. Selbst in populären Schriften wußte man von ihm zu sagen. In einem bekannten Dialog von 1521 soll das eine Mal der Bann in Rom „durch des Fuckers Bank eilens" zu Wege gebracht werden, und heißt es an einer anderen Stelle: „Neuling hat der Fucker funf tausent gulden umb frunden zu Meinz und Collen geben" und wird sarkastisch dazu bemerkt: „Warlich, das were zu grob und ganz ein neuwes, das thumherrnphrunden mit ander specerei in des Fuckers bank komen solten"; und noch 1524 wird zu dem Artikel der sogen. Regensburger Reformation des Kardinals Campegi: „Pfrund zu kaufen, simonei und anders zu treiben, sol hinfür abgethan sein" in einer Flugschrift bemerkt: „Das laszen wir die curtisan und die Fucker zu Augspurg verantworten". Und schon Luther hatte sich öffentlich darüber vernehmen lassen. Allgemein

bekannt ist seine Aeußerung aus dem Jahre 1520 (in seiner Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation"): „Da nu der unausmeßliche Geiz noch nit genug hatte an allen diesen Schätzen, da billig sich drei mächtige Könige ließen an begnügen, hebt er (nämlich: der Papst) nu an, solche seine Händel zu versetzen und zu verkaufen dem Focker zu Augsburg, daß nu Bistum und Lehen zu verleihen, tauschen, kaufen und die liebe Handthierung geistlicher Güter [d. h. den lieben Handel mit geistlichen Gütern] treiben eben auf den rechten Ort ist kommen, und nu aus geistlichen und weltlichen Gütern eine Handthierung worden". Auch Schulte führt dieses Wort an und bemerkt dazu: „Gewiß, ein leidenschaftlicher Agitator spricht solches aus, so schlimm war es nun doch nicht um die Kurie und die Fugger bestellt, daß die Vergebung von Bistümern an diese verpfändet oder verkauft worden sei. Aber mehr als genug war davon wahr" (I, 195). Und Schulte selbst weiß anderswo von dem „ernsthaften Einfluß" der Fugger auf „die Besetzung deutscher Bistümer" zu reden (I, 249).

Hätte Luther über das simonistische Treiben Leos X. und namentlich über seinen Handel mit Albrecht von Brandenburg gewußt, was wir heute urkundlich feststellen können, „der Agitator" hätte ein klassisches Exempel gehabt, um die beredte Schilderung, die er in jener flammenden Schrift an den Adel von des Papstes „eigen Kaufhaus — das ist des Datarii Haus zu Rom" gibt, für seine Deutschen anschaulich zu machen. Es ist die Zentralbörse für Lehen und Pfründen: „da ist ein Kaufen, Verkaufen, Wechseln, Tauschen, Rauschen, Liegen, Triegen, Rauben, Stehlen, Prachten"; „es ist nichts mit Venedig, Antdorf [Antwerpen], Alkayr [Kairo] gegen diesem Jahrmarkt und Kaufhandel zu Rom". Es ist die Zentralbörse, wo Dispense aller Art feilgeboten werden: da wird Wucher redlich, gerechtfertigt gestohlen, geraubtes Gut; da werden die Gelübde aufgehoben, den Mönchen Freiheit gegeben aus dem Orden zu gehen; da kommt alle Unehre und Schande zu Ehren, wird böser Makel zu Ritter geschlagen und edel; da regiert eine Schätzerei und Schinderei, daß es den Anschein hat, alle geistlichen Gesetze seien allein dazu gegeben, daß nur viel Geldstricke würden, daraus man sich lösen muß, wenn man ein Christ sein will. Kurz, „hier wird der Teufel ein Heiliger und ein Gott dazu: was Himmel und Erden nicht vermag, das vermag dies Haus. Es heißen Compositiones!"

„Composition" war der euphemistische Kunstausdruck für die Abfindungs- oder auch Entschädigungssumme oder einfach die Taxe, welche in der Datarie für einen Gnadenerlaß oder Dispens oder für die Zubilligung einer Pfründe zu zahlen war — die Ausgeburt des schändlichsten simonistischen Treibens, die besonders seit dem Pontifikate Sixtus' IV., damals also seit etwa einem Menschenalter, die Kurie verpestete. In Rom selber hat es in den Tagen Luthers nicht ganz an Versuchen gefehlt, den Krebsschaden der Kompositionen auszurotten. Im Jahre 1522, während der kurzen Regierung des auf Reformen bedachten Hadrian VI., hat ein sittenstrenger Kardinal, Aegidius von Viterbo, sie für den schändlichsten Erwerb (turpissimus quaestus) erklärt, ein Handelsgeschäft, wo für einen festgesetzten Preis verschachert werde, was geistiger Art ist und was zum Heile der Selen ersonnen. Und noch kräftiger ist drei Lustren später eine von Paul III. eingesetzte Reformkommission und an ihrer Spitze der Kardinal Contarini gegen die Kompositionen zu Felde gezogen — ohne Erfolg: die Kurialen wußten sie trefflich zu rechtfertigen: nicht die geistliche Gabe oder auch die kirchliche Pfründe wird für Geld gegeben; sie gewährt der Papst rein lauter umsonst; nur für die Ausfertigung der Urkunde der Bewilligungen, ihre Siegelung und ähnliches wird gebührender Weise eine Taxe erhoben, deren exorbitante Höhe (von Tausenden von Dukaten mitunter) diese Sophisten nicht störte.

Luther kannte sie gut, die Kompositionen, nur leider, wie schon angedeutet, nicht jenes hervorragende Beispiel, welches erst die Forschung Schultes ausgegraben hat — übrigens nicht im Vatikanischen Archiv. Diesen vielleicht interessantesten Vorgang von allen, die wir neu aus den „Fuggern in Rom" erfahren, bergen die Akten eines deutschen Archivs. Es ist das ehemalige Erzbischöflich-Magdeburgische, das für den einschlagenden Handel angeblich seit lange auf das gründlichste durchforscht war.

## 3.

Längst (schon seit 1828) besitzen wir die Bittschrift des Erzbischofs Albrecht, in der er sich — im Sommer 1514 — um die Bewilligung eines großes Ablasses bewirbt: „Euer Heiligkeit geruhe, den für den Bau der Peterskirche eingeführten Ablaß für die Kirchenprovinzen von Mainz und Magdeburg und für die un-

mittelbaren Gebiete der Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg und des Bischofs von Halberstadt wie für diejenigen der Markgrafen von Brandenburg auf die Dauer von acht Jahren zu bewilligen. Die Hälfte der fallenden Almosen und Eingänge sollen nach Abzug der Kosten Euer Heiligkeit für den genannten Kirchbau verabfolgt werden, die andere Hälfte aber dem Erzbischof und den Kirchen von Mainz, Magdeburg und Halberstadt zu Teil werden. Der Erzbischof wird den Ablaß binnen Jahresfrist ins Werk setzen und eifrig und gewissenhaft das Geschäft fortführen und Jahr für Jahr die in Rede stehende Hälfte in Rom abliefern, und sofort wird er Euer Heiligkeit durch seine Botschafter 10 000 Dukaten zahlen, mit der ausdrücklichen Abmachung, daß sie von der genannten Hälfte Eurer Heiligkeit mit nichten abgezogen werden dürfen".

Das hier dem Papste vorgeschlagene Handelsgeschäft, das alsbald durch ein „Placet" Leos X. angenommen worden ist, erscheint durchsichtig genug. Um den Papst willig zu machen, dem Erzbischof für weite Striche deutschen Landes einen lukrativen, die reichsten geistlichen Gnaden mit sich führenden Großablaß zu gewähren, wird dem Papst nicht bloß die Hälfte des Reingewinnes versprochen, sondern zugleich eine stattliche Kaufsumme auf der Stelle bar ausgezahlt.

So hat man denn auch bis in die neueste Zeit ganz allgemein angenommen, Albrecht von Brandenburg, durch die der Kurie zu zahlenden Konfirmationsgelder finanziell über seine Kraft in Anspruch genommen, sei auf die längst nicht mehr ungewöhnliche Finanzspekulation eines Ablasses verfallen und habe sie in jener Weise einzuleiten unternommen, als deren urkundliches Denkmal die Supplik dasteht.

Hat er in dieser Weise spekuliert, so ist er, wie wir bereits sahen, durch ein Fehlschlagen seiner Rechnung empfindlich bestraft worden: nicht einmal ein Fünftel der Kaufsumme für den Ablaß hätte er wiedererhalten, sein Verlust bezifferte sich auf über achttausend Dukaten, der Einbuße seines kirchlichen Ansehens nicht zu gedenken.

Allein, wir kannten bisher nicht die Vorgeschichte jener Eingabe. Erst Schulte hat sie uns enthüllt. Wir erfahren jetzt: nicht in Magdeburg, sondern in Rom hat sie sich abgespielt, und nur irrtümlich haben wir angenommen, die Anregung zu dem Ablaß sei von dem Hohenzollern ausgegangen. Die von Schulte

aus dem Magdeburger Archiv veröffentlichten Berichte seiner Unterhändler in Rom geben uns völlig neuen und überraschenden Aufschluß.

Im Sommer 1513 war Albrecht von Brandenburg im Alter von 23 Jahren zum Erzbischof von Magdeburg, desgleichen zum Administrator des Bistums Halberstadt erwählt worden, und schon im nächsten Frühjahr sah er sich dank der eifrigen und geschickten Werbung seines Bruders, des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, auch zum Erzbischof von Mainz erkoren. Eine derartige Häufung von so hervorragenden Kirchenämtern auf eine Person war in Deutschland ohne Vorgang. Es gehörte ein tüchtiges Stück Arbeit dazu, zumal da es in Rom nicht an Gegenbestrebungen fehlte, durchzusetzen, daß der jugendliche Fürst für Mainz bestätigt wurde, ohne, wenn auch nicht Magdeburg, so doch Halberstadt aufgeben zu müssen. Der Papst zeigte sich allerdings nicht abgeneigt, letzteres wenigstens einem anderen Gliede des Hauses Brandenburg zu geben. Die Gesandten Albrechts glaubten indessen, auch Halberstadt ihrem Herrn sichern zu müssen. Um dieses Stift daher der Kampf, den die erzbischöflichen Oratoren, erfahrene Diplomaten, in Rom zu führen hatten. Es waren — außer drei Mainzer Domherren — die eigentlichen Vertrauensmänner der Brandenburgischen Brüder, der Magdeburger Domherr Busso von Alvensleben, der nachmalige Bischof von Havelberg, und der frühere Frankfurter Professor der Rechte Dr. Johann Blankenfeld, seit kurzem Domherr von Breslau und Prokurator des Kurfürsten Joachim und zugleich des Deutschordensmeisters an der Kurie, noch in demselben Jahre vom Papst zum Bischof von Reval erhoben (später zugleich Bischof von Dorpat, gestorben als Erzbischof von Riga). Die Briefe Alvenslebens und Blankenfelds aus dem Juni, Juli und August 1514 gewähren einen tiefen Einblick in das Treiben am Hofe Leo X.

Es dürfte sich daher wohl verlohnen, den Einzelheiten der Verhandlungen, vielmehr dieses Handelns und Feilschens, nachzugehen.

Noch wußten die Gesandten nicht recht, wo und wie sie ihren Hebel einsetzen könnten. Da nahte sich ihnen unerwartet ein Vermittler, oder auch: der Versucher trat an sie heran. Ein Mann, den sie in allen ihren Briefen geflissentlich in Dunkel hüllen, wohl ein hochstehender Kuriale (Schulte dachte anfangs an den Fuggerschen Faktor Joh. Zink, hat aber später diese Vermutung fallen gelassen),

hat ihnen gesagt: wenn sie ihre Sachen nach ihrem Willen auszurichten gedächten, so müßten sie sich in Kompositionen mit päpstlicher Heiligkeit einlassen, nämlich 10 000 Dukaten geben; doch sollte das nicht den „Namen der Komposition“ haben; denn der Papst würde ihnen dafür „eine Indulgenz und Plenarablaß“ für das Stift Mainz zehn Jahre lang geben. Das gehe ihnen, schreiben sie, wie man sich denken könne, zu Herzen; doch seien sie darob nicht gar so hart erschrocken: „dieweil wir unsere Sach und Intent also durch Geld erlangen mögen“. Noch waren sie freilich guter Hoffnung, auch ohne dieses Mittel zum Ziel zu gelangen; aber für den Notfall hatte ihnen doch der Ungenannte einen Ausweg gezeigt, und er ließ sich vielleicht noch gangbarer machen: „hoffen aber, es soll wohl geringer werden, so daß wir die Stiegen nur halb herunterfallen“. Sie schließen ihr Schreiben mit der Bitte, der Fürst möge ihnen zu erkennen geben, „wes wir uns in obangezeigter Komposition halten sollen“: „denn da steht jetzt unser Negotium“. — Zwei Tage später begaben sich Alvensleben und Blankenfeld zu dem Ungenannten, der „den Anschlag der Komposition auf die 10 000 Dukaten gemacht“, und erklärten ihm, sie seien wegen „der großen Summ erschrocken“, auch achteten sie es dafür, „daß es mit dem Ablaß, so dagegen vorgeschlagen, nicht zu tun wäre, denn es möchte Widerwillen und vielleicht anderes daraus erwachsen“; dagegen seien sie, um dem Papst zu Willen zu sein, bereit, „in zwei oder drei tausend Dukaten mit Seiner Heiligkeit zu komponieren“. Wir hören bei dieser Gelegenheit, daß der Ungenannte nur Beauftragter war, nicht der Urheber des gütlichen Vorschlages; denn die Gesandten bitten ihn, ihre Meinung „an die, von denen er seines Antrages an sie Befehl hätte, gelangen zu lassen“. Darauf empfingen sie die Antwort, die Komposition sei ursprünglich fünfzehn Tausend Dukaten veranschlagt gewesen, während er ihnen allein von zehntausend gesagt; sie sollten daher zufrieden sein, wenn er ihnen zu Gefallen eine Herabminderung auf 13 000 oder 12 000 oder vielleicht auch auf die 10 000 durchsetzen könne: „denn weniger als die 10 000, auch ohne das Mittel der Indulgenz, wüßte er es nicht zu erhalten“; wenn die Gesandten dächten, darauf nicht eingehen zu können, so wolle er „der Handlung müßig stehen“. Erschrocken machten sie da den Vorschlag, daß der Ablaß auf alle drei Stifte und deren Provinzen ausgedehnt werden möchte — was der Unterhändler nicht als völlig ausgeschlossen hinstellte. Ihre

Hoffnung, noch etwas abhandeln („abteidingen“) zu können, war damit geschwunden. Daher zum Schluß des Briefes die Bitte, der Erzbischof möge für die nötigen Gelder sorgen: zehntausend Dukaten, wie sie besorgten, pro compositione“, die gleiche Summe für die Annaten, und noch einmal mindestens 10 000 Dukaten für andere Ausgaben.

Tags darauf traten sämtliche Gesandte zur Beratung zusammen. Sie zogen in Betracht, daß ihnen jener Vorschlag offiziös gemacht worden sei [„daß uns der Handel strack vorgehalten“], daß sie heftige Gegner hätten, wie den Kaiser und den Kardinal von Gurk (Matthäus Lang, Maximilians vertrauten Minister), endlich, daß der Papst diese „um eine kleine Summe“ nicht gern zu Gegnern machen werde, und fanden es daher ratsam: dem Papst fünf-, sechs- bis achttausend Dukaten zu bieten und, falls das nicht zöge, in die 10 000 zu willigen, dafür aber den Ablaß zu nehmen, und zwar für die drei Stifte und deren Kirchenprovinzen. Außerdem schickten sie den Dr. Blankenfeld zu dem Kardinal Giulio de Medici, Leos Neffen und Staatssekretär (dem nachmaligen Papst Clemens VII.), um zu erkunden, ob der Papst um den Vorschlag der Komposition wisse, und bei ihm Mäßigung der Summe und Ausdehnung des Ablasses über Mainz hinaus zu erwirken. Medici verfügte sich darauf ad Sanctissimum und kehrte mit der Antwort zurück, „Seiner Heiligkeit Gemüt wäre nicht, Geld für solche Konfirmation zu nehmen“, was sonst der Papst mit Ehren und Billigkeit tun könnte, das wolle er dem kurfürstlichen Hause Brandenburg zu Ehren, Nutz und Gefallen gern tun; er wolle Albrecht als Erzbischof von Mainz und Bischof von Halberstadt bestätigen, mit dem Stifte Magdeburg einen Anderen nach dem Gefallen des Erzbischofs ausstatten. Eine schlimme Botschaft für die Gesandten! „Unser Rat war also weitläufig abgeschlagen, und des Geldes halben der Komposition hat sich der Papst nichts wollen vermerken lassen.“ Nur erfuhren sie von Medici, der Vorschlag der Komposition stamme von dem „alten Datar“ (dem Kardinal Lorenzo Pucci — er war einer der einflußreichsten Ratgeber Leos, zugleich einer der gewissenlosesten Geldmacher —), dem gegenwärtigen Datar und der uns unbekannten Mittelsperson. Zu eben dieser begaben sich jetzt „übel kontent“ die Gesandten mit der Frage, ob sie seinem Antrage überhaupt Glauben schenken könnten. Seiner Versicherung, daß er auf höheren Befehl gehandelt, fügte er hinzu: man meine aber,

es gebe zwölf und nicht zehn Apostel des Herrn, worauf Alvensleben boshaft erwiderte: es gebe aber doch nur sieben Todsünden. Die Vertröstung, mit der sie entlassen wurden, schien nicht ohne Grund zu sein; denn einige Tage später zeigte sich der Papst wieder willig, Albrecht für Mainz und Magdeburg zu bestätigen, so daß die Gesandten von neuem nur für Halberstadt zu wirken hatten; und wieder guten Mutes, glaubten sie von der Komposition vorläufig absehen zu dürfen. In der Tat erhielten sie noch vor Ablauf des Juni auch in Bezug auf das dritte Stift eine tröstliche Versicherung. Gleichwohl konnten sie in den nächsten Wochen die Wahrnehmung machen, daß ihre Sache nicht von der Stelle rückte; und bald enthüllte ihnen der Ungenannte den Grund dafür: da sie die Komposition nicht zugesagt, würden sie nichts erlangen. Sofort begaben sie sich infolge dieser Eröffnung von neuem zu Medici, um Gewißheit über die Komposition zu erlangen. Und diesmal rückte der Nepot, nach neuer Beratung mit dem Papst, mit der Sprache heraus: Seine Heiligkeit sei mannigfaltig berichtet worden, daß ihr für die Zulassung und Bestätigung solcher Stifte „billig Komposition gebühren wollte". Für das Weitere wies Medici sie an den alten Datar, den jetzigen und den „ersten Antrager der Komposition", und von diesem bekamen sie nun zu hören: „daß päpstliche Heiligkeit zwischen fünfzehn und zwölf Tausend Dukaten und nicht weniger haben wollte", andere wollten gern mehr geben; wenn sie „die Komposition anzunehmen gemeint", werde ihr Begehren erfüllt werden. Jetzt konnten die Gesandten an der festen Willensmeinung des Papstes nicht mehr zweifeln. Ihr einziges Bestreben konnte nur noch sein, die Summe auf die ursprünglich ihnen abverlangten 10 000 Dukaten herabzuhandeln. Und das ist ihnen endlich mit Aufwand harter Mühe gelungen: der Brandenburger wurde für alle drei Stifte bestätigt, zahlte, außer den sonstigen Summen für Mainz, die Komposition und erhielt zur Entschädigung, durch Genehmigung der uns bekannten Supplik, für ansehnliche Bezirke Deutschlands auf acht Jahre den Ablaß, den er endlich nach Ueberwindung von mancherlei Schwierigkeiten zu Anfang des Jahres 1517 ins Werk setzen konnte. Waren seine Abgeordneten in Rom anfangs nur ungern auf ihn eingegangen, da „Widerwillen und anderes daraus erwachsen" möchte, so hatte Erzbischof Albrecht noch vor Ablauf des Jahres die ersten gerichtlichen Schritte gegen den „vermessenen Mönch zu Wittenberg" zu tun, der ihm — noch am 31. Oktober selber — seine

95 Sätze mit einem von tiefster religiöser Entrüstung eingegebenen freimütigen Briefe zugeschickt hatte. — —

„Zuletzt hat der Papst zu all diesen edlen Händeln ein eigen Kaufhaus eingerichtet, das ist des Datarii Haus zu Rom. Dahin müssen alle die kommen, die dieser Weise nach um Lehen und Pfründen handeln.“ „Hast du nun Geld in diesem Hause, so kannst du zu allen den gesagten Stücken kommen.“ „Da ist ein Kaufen, Verkaufen, Wechseln, Tauschen, Rauschen, Liegen, Triegen, Rauben, Stehlen, Prachten. Es ist nichts mit Venedig, Antdorf, Alkayr gegen diesem Jahrmarkt und Kaufhandel.“ „Was Himmel und Erde nicht vermag, das vermag dies Haus. Es heißen Compositiones.“

So schrieb, wie wir bereits sahen, Luther im Jahre 1520, also ein gutes Lustrum nach dieser Compositio, die wir kennen gelernt haben. Und wer von den Beteiligten nahm Anstoß an ihr?

Die Gesandten Albrechts (deutsche Domherren, wie wir wissen, bald darauf Bischöfe) verraten keine Spur von Bedenken; im Gegenteil, sobald sich ihnen die Aussicht zeigt, ihre Sache mit Geld durchsetzen zu können, ist ihnen ein Stein vom Herzen gefallen; und auch der Ablaß erscheint ihnen nur wegen der möglichen üblen Folgen im ersten Augenblick unannehmbar, bald sind sie nur darauf bedacht, ihn von dem Erzbistum Mainz auf ein vier- bis fünfmal so großes Gebiet auszudehnen. Wie ihr Herr und Gebieter sich gestellt hat, wissen wir nicht. Seine Antwortschreiben an die Gesandten sind nicht auf uns gekommen. Sicher ist er letztlich auf den Handel eingegangen. Möglicherweise hat er wenigstens zu Anfang gedacht wie sein Bruder, der brandenburger Kurfürst. Wir kennen heute die von Schulte aufgefundenen Briefe Joachims an Albrecht und dessen römische Unterhändler. „Wir vermerken nit anders“, schreibt er dem ersteren, „es sei allein um Geld zu tun“. Und in dem Briefe an die letzteren von demselben Tage lesen wir: „Der Artikel [nämlich: auch Halberstadt festzuhalten] trifft die Konsciencien und Geld an; doch, wo es um zwei oder drei Tausend Gulden zu tun wär und die Konsciencien nicht beschwert, lassen wir uns gefallen, dasselbige Stift neben den andern mit der Komposition zu erhalten“; die Einzelheiten seien ihnen, den Gesandten, zu überlassen, „als die Gelegenheit des Markts und Kaufs am besten wissen und die Marktleut kennen.“ „Wo es die Konsciencien nicht beschwert“ — wir vernehmen mit Genugtuung

die Stimme des Gewissens bei dem deutschen weltlichen Fürsten. Bei dem Papst und seinem Nepoten würden wir vergeblich nach ihr lauschen. „Mannigfach ist der Papst berichtet“, daß ihm für seine Bestätigung des Erzbischofs in dreien Stiften — eine Kumulation, die ebenso verderblich wie gesetzwidrig war — „billig“ Geld gebühre. Das Wort „Simonie“ hat er nie gehört, und alle die ungezählten Kirchengesetze wider sie sind in seinem Exemplare des kirchlichen Rechtsbuches getilgt.

„Ein junger Mann, kaum der Schule entwachsen, kaum über die Anfänge der Bildung hinaus, wird in einem Jahre dreifacher Kirchenfürst und der hervorragendste von allen! Mich soll wundern, ob Leo ihm das Pallium senden wird. Aber was wäre zu Rom nicht für Geld zu haben?“ So hatte nach der Kunde von Albrechts Wahl zum Erzbischof von Mainz Conrad Mutian, das gefeierte Haupt des Erfurter Humanistenbundes, geschrieben. Die vollendete Skrupellosigkeit des damaligen Oberhauptes der Christenheit sollte ihm Recht geben. „Wenn irgendje eine Pfründe für Geld verkauft worden war, so war es jetzt bei dem Bistum Halberstadt geschehen“, ruft Schulte aus (I, 121). Wahrlich, der verschwenderische Sproß des Großkaufmannshauses der Medici verstand sich, seiner Ahnen nicht unwert, auf den Erwerb — wenn auch in der althergebrachten Weise seiner Vorgänger auf dem Stuhle Petri. „Für den Bankierssohn gab es kein Bedenken, aus wie trüben Quellen auch immer das Geld stammen mochte; er nahm jedes, wenn es nur recht viel war“ (Schulte I, 229). Hatte Luther ein Recht, von dem „unausmeßlichen Geiz“ dieses Papstes zu reden?

Und nun vollends, wenn sich dieser Gelddurst auf die geistliche Gnadengabe des Ablasses warf — in jener Hineinziehung desselben in das Geschäft der Kurie mit dem Magdeburger, die wir bereits kennen gelernt haben. Verweilen wir zum Schluß noch kurz bei dieser eigenartigen Fürsorge für das Selenheil der Christenheit. Denn sie verdient noch heller ins Licht gesetzt zu werden, als wie es von Schulte geschehen ist.

## 4.

Durch Jahrhunderte können wir den Ablaß als Finanzmaßregel der Kurie verfolgen. Es hat Zeiten gegeben, wo er in der päpstlichen Finanzpolitik eine der ersten Stellen einnahm. Auch

jene gehäuften Ablässe in den zwei ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts sind einzig aus dem Geldbedürfnis bald der Päpste wie anderer kirchlicher Instanzen, bald der weltlichen Gewalthaber zu erklären. Und schlecht genug fürwahr barg sich das wahre Motiv. Alle Welt durchschaute es. Herzog Georg von Sachsen, der freilich 1517 mit seinem Annaberger Ablaß das allgemeine Treiben mitgemacht hatte, wollte, wiewohl ein Gegner Luthers, noch 1521 auf dem Reichstage zu Worms unter die „Beschwerden der deutschen Nation wider den Stuhl zu Rom" die Klage aufgenommen wissen: „Es werden die Ablässe, wodurch der Selen Heil geschehen und die man mit Beten, Fasten, Liebe des Nächsten und anderen guten Werken erlangen sollte, um Geld gegeben" — allein um Geld ins Werk gesetzt, hätte er deutlicher sagen können. Das pfiffen die Spatzen von den Dächern. Aber dennoch, vielleicht kein zweites Mal sehen wir so deutlich hinter die Kulissen wie bei Leos X. St. Peter-Ablaß für Erzbischof Albrecht. Es war, so viel wir wissen, noch nicht dagewesen, daß die Kurie einem Prälaten den Ablaß aufdrängte — aufdrängte, um, abgesehen von ihrem eigenen unmittelbaren pekuniären Vorteil, ihn geneigter zur Zahlung eines von ihr geforderten exorbitanten Preises zu machen. Diesen Gipfelpunkt des schamlosen Handels zu erreichen, blieb der Regierung des ersten Medici vorbehalten. Mit Recht hat Schulte nachdrücklich und wiederholt auf diesen Punkt hingewiesen. „Daß ein Ablaß auf St. Peter lautete, um einem Kirchenfürsten das Beschaffen des zur Simonie erforderlichen Geldes und das Kumulieren von Bistümern zu erleichtern, steht ohne Beispiel da" (I, 127; vergl. 136). Nicht einen Augenblick hat bei der Kurie „der Gedanke religiösen Interesses" sich geltend gemacht (I, 129).

In der Tat, keine Spur von religiösem Interesse! Und nun vergegenwärtige man sich die frommen Ergüsse der Ablaßbulle Leos, der Ablaßinstruktion Albrechts. In der langatmigen Bulle — sie trägt das Datum des 31. März 1515 — lesen wir unter anderem: „Indem wir aus allen Kräften bemüht sind, unseres Heilandes und Erlösers des Herrn Jesu Christi heiligen Befehlen, wie sie uns in der Person des Apostelfürsten Petrus, dem er seine Schafe zu weiden befahl, zu Teil geworden sind, pflichtschuldig nachzukommen, suchen wir mit emsiger Ueberlegung die Gläubigen zum Hafen des ewigen Heiles zu führen, auf daß sie nach Ueberwindung der List des alten Feindes mit Hilfe von

frommen Werken der Mildtätigkeit als den sichersten Leitern zur Glorie des himmlischen Hofes glücklich gelangen können." Es folgt die bewegliche Aufforderung an die Gläubigen, St. Peters, des Statthalters Christi auf Erden, Gebäu mit freigebiger Hand zu fördern. „Denn wir, die wir des seligen Petrus Nachfolger in jener Statthalterschaft sind und daher die Vollgewalt auf Erden zu binden und zu lösen besitzen, gewähren allen denen, welche nach der Anordnung der Ablaßkommissare ihre Almosen in die aufgestellten Truhen legen, vollkommensten Erlaß aller ihrer Sünden"; dazu die Erlaubnis, nach Uebereinkunft mit den Kommissaren sich einen mit besonderen Absolutions-, Dispensations- und Kompositions-Vollmachten ausgestatteten Beichtvater zu wählen, d. h.: für diesen Zweck die bekannten Beicht- und Ablaßbriefe zu kaufen.

Aber nicht bloß auf die Lebenden erstreckt sich die fromme Fürsorge des Oberhirten der Christenheit. Seit gut drei Jahrzehnten, seit den Tagen Sixtus' IV., hatte der Ablaß seine Kraft auch an einer Kategorie von Toten, nämlich den armen, unglücklichen Selen im Fegefeuer, zu erproben; und er hatte, wenigstens was seine Ertragfähigkeit anbelangte, die Probe glänzend bestanden. So heißt es denn auch hier im engsten Anschluß an die Bullen früherer Päpste, die übrigens auch sonst durchweg als Muster dienen: „Damit für das Selenheil der Abgeschiedenen umso kräftigere Fürsorge getroffen werde, je mehr sie der Unterstützung anderer bedürfen und je weniger sie sich selber helfen können, wünschen wir mit den Mitteln des Schatzes der heiligen Mutter Kirche, der unserer Verwaltung anvertraut ist, den Selen im Fegefeuer zu Hilfe zu kommen, soweit wir mit Gottes Beistand das vermögen, und wollen daher aus göttlicher Barmherzigkeit und aus der Fülle apostolischer Gewalt und bewilligen kraft eben dieser apostolischen Autorität, daß, wenn Verwandte, Freunde oder andere Christgläubige aus Liebe zum Besten jener Selen, die zur Abbüßung ihrer Strafen im Fegefeuer festgehalten werden, während der acht Jahre der Dauer dieses Ablasses zum Bau der Peterskirche nach Anweisung der Kommissare beitragen, der vollkommenste Ablaß auf dem Wege der Beihilfe [„in einer Art von Unterstützung", per modum suffragii, in der Regel falsch „fürbittweise" wiedergegeben] den betreffenden Selen im Fegefeuer zu vollem Erlaß ihrer Strafen verhelfe."

In der Instruktion Albrechts, die ein kleines Buch ausmacht,

stoßen wir gleich an der Spitze auf den Befehl, daß die Kommissare, Pönitentiare und Beichtväter „vor allen die Ehre Gottes, das Heil der Selen, die Ehrfurcht vor dem Apostolischen Stuhle und den Vorteil des Baues von St. Peter suchen“ sollen. Neben der Anweisung für die Pönitentiare und Beichtväter, der Festsetzung des äußeren Zeremoniells, der bis ins Kleinste durchgeführten Taxen und Aehnlichem handelt aber auch diese Instruktion eingehend von den „Gnaden“ des Ablasses und führt unter den „vier vornehmsten“ in Uebereinstimmung mit der Bulle folgende drei auf, welche es mit dem Selenheil Lebender und Toter zu tun haben. „Die erste Gnade ist der volle Erlaß aller Sünden; Größeres als diese Gnade läßt sich nicht nennen, weil durch sie der sündige und der Gnade Gottes beraubte Mensch vollkommene Vergebung und von neuem die Gnade Gottes erlangt. Kraft dieser Vergebung werden ihm auch die im Fegefeuer abzubüßenden Strafen in vollem Umfange erlassen.“ Auf eine Darlegung dessen, was man zur Erlangung dieser Gnade zu tun hat, wie der „Art und Weise, wie man in den Kasten legen soll“ (modus contribuendi in cistam), folgt die Beschreibung der zweiten Gnade: es ist das „Confessionale“ (Beicht- und Ablaßbrief), „voll von den größten, erheblichsten und vorher unerhörten Vollmachten“, das auch nach Ablauf der acht Jahre der Ablaßpredigt alle Zeit Geltung behalten wird. „Den Inhalt desselben sollen die Prediger und Beichtväter mit aller Kraft erläutern und rühmen.“ Denn es wird in dem Beichtbrief denen, die ihn kaufen, zugestanden, sich einen Beichtvater zu wählen, der die Befugnis hat, sie zu absolvieren 1. von allen Zensuren, 2. von allen und jeden, auch den schwersten Verbrechen, so dem Apostolischen Stuhl vorbehalten sind, ein Mal im Leben und in der Todesstunde, in nicht vorbehaltenen Fällen beliebig oft; der ihnen weiter ein Mal im Leben, desgleichen in der Stunde des Todes vollkommene Vergebung aller Sünden erteilen kann; der die Macht hat, allerhand Gelübde in andere fromme Werke zu verwandeln. — Die letzte der „vornehmsten Gnaden“ ist „der volle Erlaß aller Sünden für die Selen im Fegefeuer.“ „Diesen Erlaß schenkt und bewilligt der Papst den Selen im Fegefeuer aushilfsweise (per modum suffragii), in der Art nämlich, daß für dieselben durch Lebende eine Einlage in den Kasten geschehe, wie der Einzelne sie für sich zu machen hätte.“ „Es ist übrigens nicht nötig, daß die Personen, welche für die

Selen in den Kasten legen, reuig sind und gebeichtet haben, indem diese Gnade sich einerseits auf die Liebe, in welcher der Verstorbene abgeschieden ist, andererseits bloß auf die Einlegung des Lebenden gründet, wie aus dem Text der Bullen klar hervorgeht." „Diese Gnade recht eindringlich darzulegen, sollen die Prediger fleißig bemüht sein, weil durch dieselbe den abgeschiedenen Selen mit voller Sicherheit zu Hilfe gekommen und — für das Werk des Baues von St. Peter auf das fruchtbarste und reichlichste gesorgt wird". Des Heiles der Seelen und des Vorteils der päpstlichen Kasse wird offen nebeneinander gedacht — an seine eigenen Bezüge, die Hälfte des Reinertrages, wagt der Erzbischof nicht zu erinnern. In der Ablaßpredigt selbst ward dann diese Ablaßgnade natürlich bloß als unsagbare Wohltat für geliebte Tote gefeiert und angepriesen. Wir besitzen zufällig das Bruchstück einer Ablaßpredigt aus dieser Zeit, die wohl mit Recht dem gewandtesten Unterkommissar Albrechts, keinem geringeren als dem „großen Klamenten" Johann Tetzel zugeschrieben wird. Reich mit Sprüchen der heiligen Schrift durchwirkt, behandelt sie unter anderm auch dieses Thema: „Was steht ihr müßig? Laufet doch alle nach dem Heil eurer Sele! Es sei ein jeder hurtig dazu und bekümmere sich um seine Seligkeit wie um die zeitlichen Güter, die euch Tag und Nacht keine Ruhe lassen. Suchet den Herrn, dieweil er nahe ist und so lange er zu finden ist (Jes. 55, 6.). Wirket, so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann (Joh. 9, 4.). Hört ihr nicht die Stimmen eurer Eltern und anderer Abgeschiedenen, die rufen und schreien: ‚Ach, erbarmt euch mein, erbarmt euch mein, ihr, meine Freunde; denn die Hand Gottes hat mich gerühret (Hiob 19, 21.). Denn wir sind in den allerhärtesten Strafen und Qualen, daraus ihr uns durch ein winziges Almosen erlösen könntet: Und ihr wollt nicht?! ‚Ach, tut doch euere Ohren auf, weil der Vater zum Sohn und die Mutter zur Tochter spricht: ‚Warum verfolget ihr mich gleich so wohl als Gott und könnt meines Fleisches nicht satt werden!' (Hiob 19, 22.). Gleich als wollten sie sagen: ‚Wir haben euch erzeugt, genährt, geleitet, haben euch unsere zeitlichen Güter hinterlassen, und ihr seid so grausam und hart, daß, da ihr uns mit so großer Leichtigkeit befreien könntet, ihr dennoch nicht wollt, sondern lasset uns in den Flammen liegen und haltet uns auf, daß wir nicht zu der verheißenen Herrlichkeit gelangen.' — —

Dort zu Anfang die Kurie mit ihrem Geldgeschäft, in das der Ablaß einbezogen wird — dann die Bulle des Papstes mit ihrem frommen Eifer für das Selenheil der ihm Befohlenen, die Stimme des Hirten, der seine Schafe weidet — hier zuletzt die Ablaßhändler mit ihrer Fürsorge für die unselig gepeinigten Selen im Vorhimmel und — für den Säckel! Auf welcher Seite war der Ernst? und wo die unsagbare Heuchelei und Frivolität? Beim Papst letztere sicher nicht: er war rein und ohne Schuld, wie der Ablaß „an ihm selbst gut und recht". So versichert uns wenigstens Hieronymus Emser, der bekannte Sekretär des Herzogs Georg von Sachsen, der eine Widerlegung von Luthers Schrift an den Adel schrieb. Freilich auch Emser kennt Mißbräuche: „Daß aber der Mißbrauch drein kommen, ist auch nicht des Papstes, sondern der geizigen Kommissarien, Mönche und Pfaffen Schuld, die so unverschämt davon geprediget und allein um ihres eigen Nutzens wegen, damit sie des Sacks auch ein Zipfel kriegten, die Sach allzu grob gemacht und mehr aufs Geld denn auf Beicht, Reu und Leid gesetzt, welches sie doch von päpstlicher Heiligkeit unzweifelhaft kein Befehl gehabt haben."

Wir wissen es jetzt: wie der Herr so der Diener, wie der Meister so die Jünger.

Martin Luther hat das mit vollendeter Klarheit durchschaut. Er hat im Jahre 1536 in den „Schmalkaldischen Artikeln" in gedrängtester Kürze die Entwicklung des Ablasses gezeichnet und damit ein Bild geliefert, das — dem polemischen Eifer des „Agitators" zum Trotz — von einem geradezu divinatorischen Blick in die Geschichte zeugt. Zug für Zug, fast bis zu der kleinsten Kleinigkeit, wird es von der modernen Forschung bestätigt. Der „heilige Stuhl zu Rom" erfand, der Not der Christenheit, die sich in Genugtuungen schier nimmer genug tun konnte, zu Hilfe kommend, den Ablaß: „damit vergab und hub er auf die Genugtuung, erstlich einzeln, sieben Jahr, hundert Jahr usw., und teilete ihn aus unter die Kardinäle und Bischöfe, daß einer konnte hundert Jahr, einer hundert Tage Ablaß geben; aber die ganze Genugtuung aufzuheben, behielt er ihm allein vor. Da nun solches begann Geld zu tragen und der Bullenmarkt gut ward, erdachte er das Güldenjahr [Jubeljahr] und legte es gen Rom; das hieß er ‚Vergebung aller Pein und Schuld'. Da liefen die Leute zu; denn es wäre jedermann gern der

schweren, unerträglichen Last losgewesen. Das hieß die Schätze der Erde finden und erheben. Flugs eilete der Papst weiter und machte viele Güldenjahr aufeinander; aber je mehr er Geld verschlang, je weiter ihm der Schlund ward. Darum schickte er es darnach durch Legaten heraus in die Länder, bis alle Kirchen und Häuser voll Güldenjahr wurden. Zuletzt rumpelte er auch ins Fegfeuer unter die Toten, erstlich mit Messen- und Vigilien-Stiften, darnach mit dem Ablaß und dem Güldenjahr, und wurden endlich die Selen so wohlfeil, daß er eine um einen Schwertgroschen gab."

# Reichs- und Staats-Anleihen.

Von

**Ludwig Delbrück.**

---

In den letzten Jahren und besonders nach der letzten Emission von deutschen Reichsanleihen (am 17. April 1903) ist viel geschrieben und gesprochen worden über die rasche Zunahme der Reichs- und Staatsschulden, die ungünstige Entwicklung der Kurse und vor allem über das Emissionsverfahren, welches von verschiedenen Seiten für den Kursrückgang verantwortlich gemacht wurde. In weiten Kreisen des Publikums, mehr als es sonst wohl der Fall war, beschäftigte man sich mit der Beobachtung der Kursbewegung, der Kritik unserer Finanzverwaltung und den verschiedenen Vorschlägen zur Hebung des Kursstandes. Etwa seit Mitte September 1903 trat zwar eine allmähliche Hebung der Kurse ein, aber sie ist heute schon wieder verloren gegangen, und noch immer besteht die Besorgnis, daß bei der fortgesetzten Inanspruchnahme von Krediten, die in den nächsten Jahren zu erwarten ist, sich derselbe Uebelstand in gesteigertem Maße geltend machen und der Mangel an Käufern zunehmen werde. Diese Besorgnis ist nicht ganz unbegründet, wenn auch zu einem so weitgehenden Pessimismus, wie er in den ersten Monaten nach der vorjährigen Subskription hervortrat, kein Anlaß vorliegt. Das Abgeordnetenhaus hat sich bereits (in der Sitzung vom 21. April) eingehend mit der Frage beschäftigt, es dürfte sich aber empfehlen, noch einmal darauf zurückzukommen, um auf einige Gesichtspunkte aufmerksam zu machen, die noch nicht in Betracht gezogen worden sind.

Zunächst sollen die Tatsachen ins Auge gefaßt werden, welche die Diskussion hervorgerufen haben.

Am 17. April 1903 wurden 290 Mill. M. dreiprozentiger deutscher Anleihen zur Zeichnung aufgelegt. Die Begebung erfolgte an ein Konsortium von 28 großen Banken und Bankhäusern, an

dessen Spitze die Reichsbank stand. Der Emissionskurs wurde auf 92 Proz. festgesetzt, der Börsenkurs am Subskriptionstage war 92,50. Das Ergebnis der Subskription war scheinbar ein völlig befriedigendes: es wurden nicht weniger als 13 755 426 000 M. gezeichnet, also etwa der 47fache Betrag der Anleihe. Andererseits war der Emissionskurs im Vergleich zu den früheren Emissionen der dreiprozentigen Anleihen ein für das Reich günstiger. Bei der ersten Emission, die im Jahre 1890 stattfand, wurde — zum Teil infolge besonderer Umstände — ein Kurs von 87 Proz. angenommen, in den beiden folgenden Jahren betrug der Subskriptionspreis sogar nur 84,40 und 83,60, und nur im Jahre 1898 wurde ein ebenso hoher Kurs wie im Jahre 1903 erzielt. Gegenüber dem Durchschnitt der früheren Emissionen, welcher einem Kurse von 86,90 Proz., einem Zinsfuß von 3,45 Proz. entspricht, bedeutete also die vorjährige Anleihe einen bemerkenswerten Fortschritt.

Bald nach der Subskription aber zeigte sich, daß der Kurs der Reichsanleihen sich auf der im Anfang April erreichten Höhe nicht halten konnte. Er sank am 18. Mai bereits unter den Emissionskurs herab und ging in den folgenden Monaten immer mehr zurück, bis er am 15. September 1903 mit 89,20 Proz. seinen tiefsten Stand erreichte. Es fehlte auf dem Markte der Preußischen wie der Reichs-Anleihen dauernd an Käufern gegenüber einem verhältnismäßig bedeutenden Angebot. Zwischen dem höchsten vorjährigen Stand der dreiprozentigen Reichsanleihe, der im Anfang April erreicht wurde (92,75 Proz.) und dem niedrigsten Stand gegen Mitte September 1903 (89,20 Proz.) war ein Kursunterschied von **3,55 Proz.**, welcher in weiten Kreisen Beunruhigung hervorrief, zumal man glaubte, daß die sinkende Richtung der Kurse eine dauernde sein werde. Immerhin war diese Kursschwankung nicht größer als im Durchschnitt der vorhergehenden Jahre (1890—1902), wo sie 4,46 Proz. im Jahre betrug, und wenn man den mittleren Stand des Halbjahres vom 1. April bis 30. September 1903 in Betracht zieht, so hielt sich der Kurs der dreiprozentigen Anleihe genau auf der Höhe des Durchschnitts von 1890—1902, nämlich 91,20 Proz., was einer Rentabilität von etwas über $3^1/_4$ Proz. (3,289) entspricht.

Die dreiprozentige Anleihe (siehe Tabelle I) hatte ihren tiefsten Stand im Jahre 1891 mit **82,75 Proz.**; sie erreichte ihren Höhepunkt mit **100,30 Proz.** im Jahre 1895, weist also eine Spannung

von 17,55 Proz. auf. Der niedrigste durchschnittliche Jahreskurs im Jahre 1891 betrug 85,10 Proz., der höchste im Jahre 1896 99,22 Proz. Die Anleihe fiel dann von 1896 bis 1900 in einer Zeit stark steigenden Kapitalbedarfs bis auf 84,90 Proz. oder im Durchschnitt d. J. 1900 auf 86,74 Proz. Darauf trat wieder eine erfreuliche Hebung des Kursstandes ein (Höhepunkt 93,50 im Jahre 1902), die im verflossenen Jahre eine geringe Abschwächung erfuhr; im ganzen jedoch betrug dieser Rückgang im Jahre 1903 nicht mehr als 0,69 Proz. gegenüber dem Vorjahre (92,18 Proz.). Es war also kein Grund vorhanden, sich hierüber besonders zu beunruhigen.

Auch die dreieinhalbprozentigen Reichsanleihen (siehe Tabelle II) haben ähnliche Kursschwankungen durchgemacht. Sie sanken von 105,70 Proz. im Jahre 1896 auf 92,75 im Jahre 1900, um dann im Jahre 1902 wieder auf 103,30 zu steigen (höchster Kursunterschied 12,95 Proz. gegen 17,55 Proz. der dreiprozentigen Anleihe). Der Kursverlust im Laufe des Jahres 1903 bis zum 15. September (höchster Kurs 102,90, niedrigster Kurs 101) betrug allerdings nur 1,9 Proz. gegen 3,55 Proz. der dreiprozentigen Anleihen, weist aber darauf hin, daß nicht bloß die Steigerung des Umlaufs an dreiprozentigen Papieren, sondern auch die allgemeine Lage des Geldmarktes für das Sinken der Kurse, das Steigen des Zinsfußes maßgebend war. Dies erhellt auch aus der Tatsache, daß der Berliner Privat-Diskont in der Zeit vom Januar—September 1903 etwa 1 Proz. höher war als im Vorjahre.*)

Aus einem Ueberblick über die Zunahme der Reichsschulden und der preußischen Staatsschulden (siehe Tabelle III, IV und V) ergibt sich, welche starken Ansprüche besonders in den letzten Jahren an den deutschen Kapitalmarkt gestellt worden sind. Es sollen hier zunächst die Emissionen der dreiprozentigen Anleihen hervorgehoben werden, die seit der Entstehung dieses Anleihetypus im Jahre 1890 stattgefunden haben: In den 14 Etatsjahren von 1890—1903 fanden neun Emissionen statt im Nennwert von 2575 Mill. M. Preußischen und Reichs-Anleihen. Das aufgebrachte Kapital betrug 2251,91 Mill., also $2^1/_4$ Milliarden M., wovon auf das Reich 1431,23, auf Preußen 820,68 Mill. M. entfielen. Hierzu kommen

*) Der Jahresdurchschnitt des Berliner Privatdiskonts betrug 1903 3,01 Proz. gegen 2,19 Proz. im Vorjahre, der des Reichsbankdiskonts 3,84 Proz. gegen 3,32 Proz. i. J. 1902.



noch 80 Mill. M. vierprozentige Reichs-Schatzanweisungen, emittiert im Jahre 1900.

Außer diesen 10 Emissionen im Nennwert von 2655 Mill. M. sind noch beträchtliche Summen von anderweitig veräußerten Reichs- und Staats-Anleihen vorhanden, die entweder freihändig verkauft oder gegen Eisenbahnpapiere umgetauscht, an öffentliche Anstalten, Invalidenfonds usw. verabfolgt wurden. An solchen anderweitig begebenen Konsols und Reichsanleihen gab es in den Etatsjahren 1890—1901, über welche endgültige Abrechnungen vorliegen, nach den Berichten der Schuldenkommissionen 1444,8 Mill.; hierzu kommen noch 172,35 Mill. dreiprozentige Konsols nach der Uebersicht über die Staats-Einnahmen und Ausgaben im Jahre 1902. Es handelt sich also im ganzen um 1617 Mill. M. anderweitig verkaufte und 2655 Mill. M. emittierte Anleihen. Vergleicht man den Schuldenstand vom 1. April 1890 mit dem vom 1. April 1904:

| | Deutsche Reichsschuld | Preußische Staatsschuld |
|---|---|---|
| 1890 . . . . . | 1 117 981 800 M. | 4 775 853 460 M. |
| 1904 . . . . . | 3 103 500 000 „ | 7 035 046 443 „ |
| Zugang . . . . | 1 985 518 200 M. | 2 259 192 983 M. |

(zusammen 4 244 711 183 M.),

so zeigt sich eine Zunahme von $4^1/_4$ Milliarden M. in 14 Etatsjahren, wovon auf das Reich 2 Milliarden, auf Preußen $2^1/_4$ Milliarden entfallen.

Demnach betrug die Steigerung des Umlaufs an Staatspapieren Preußens und des Reichs durchschnittlich im Jahre etwas über **300 Mill. M.** (genau 303,2 Mill.).

Nach den Etats für 1904 sind am 1. April im Umlauf an

| | Reichsanleihen | Konsols |
|---|---|---|
| 3 proz. . . . . | 1783,5 Mill. M. | 1412,1 Mill. M. |
| $3^1/_2$ proz. . . . | 1240 „ „ | 5498,5 „ „ |

also im ganzen 3196 Mill. M. dreiprozentige und 6739 Mill. M. $3^1/_2$ prozentige Anleihen, ferner 80 Mill. M. vierprozentige Reichs-Schatzanweisungen, 112,2 Mill. preußische Eisenbahnpapiere, 3,3 Mill. ehemalig Hannoversche Schulden.

Die Gesamtsumme der deutschen und preußischen fundierten Schulden verglichen mit den Anleihen der übrigen deutschen Staaten war im Jahre 1902 nach den Voranschlägen folgende:

| | Fundierte Schuld | Anteil der Schuld auf den Kopf | Verzinsung |
|---|---|---|---|
| Deutsches Reich | 2 733,5 Mill. M. | 48,49 M. | 89 Mill. M. |
| Preußen . . . | 6 720,8 „ „ | 194,96 „ | 235,6 „ „ |
| Einzelstaaten außer Preußen | 4 525,6 „ „ | 206,70 „ | 151,9 „ „ |
| Reich u. Einzelstaaten . . . | 13 979,9 Mill. M. | 248,02 M. | 476,5 Mill. M. |

Man findet also eine Belastung von 248,02 M. auf den Kopf der deutschen Bevölkerung an Kapitalschuld und 10,11 M. an regelmäßigen Ausgaben für Verzinsung und Verwaltung der Reichs- und Staatsschulden*). Gegenwärtig erfordert die Reichsschuld von 3103,5 Mill. M. bereits 105,3 Mill. M., die preußische Staatsschuld von 7035 Mill. M. 242,3 Mill. M. Zinsen. Der Gesamtumlauf an deutschen Reichs- und Staatspapieren beläuft sich nunmehr auf rund 15 Milliarden.

Der durchschnittliche Kursstand der deutschen und preußischen Anleihen ist im Vergleich zu England und Frankreich noch immer ein recht niedriger. Während das Reich, nach dem Reinerlös auf Grund der dreiprozentigen Emissionen berechnet, seine Anleihen mit 3,44, Preußen mit 3,46 Proz. verzinsen muß, stellt sich die tatsächliche Verzinsung der gesamten Reichsschuld nach der am 3. Dezember 1903 erschienenen Denkschrift über die Ausführung der seit dem Jahre 1875 erlassenen Anleihegesetze auf **3,44 Proz.,** die

| | |
|---|---|
| der 3 proz. Papiere auf . . . | 3,4083 Proz.**) |
| der $3^1/_2$ proz. Papiere auf . . | 3,4618 „ |
| der $3^1/_2$ proz. konv. Papiere auf | 3,5337 „ |

Dem gegenüber gestaltete sich der mittlere Kursstand der Reichsanleihen (nach Jahresdurchschnitten der Börsenkurse berechnet) wie folgt:

| | Kurs | 1890—1902 Zinsertrag |
|---|---|---|
| 3 proz. Anleihe . . . . . . . . . | 91,20 | 3,29 Proz. |
| $3^1/_2$ proz. Anleihe . . . . . . . . | 101,07 | 3,46 „ |
| $3^1/_2$ proz. konv. Anleihe (1893—1902) | 102,84 | 3,65 „ |

*) cfr. „Die Finanzen der deutschen Bundesstaaten", Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs 1903 Heft 2 S. 253.

**) Der Realzins der Emissionen ist etwas höher als der für 3 proz. Anleihen im ganzen bezahlte, die Kurse der Emissionen entsprechend niedriger, weil in der Zeit des hohen Kursstandes überhaupt nur freihändige Verkäufe stattfanden.

Vergleicht man den Durchschnittskurs und den ihm entsprechenden Zinsertrag unserer dreiprozentigen Anleihen im letzten Jahrzehnt mit den Notierungen der dreiprozentigen französischen Rente und der 2³/₄- (seit 1903 2¹/₂) prozentigen englischen Konsols (siehe Tabelle VI), so zeigt sich, daß 1893—1902

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| die Reichsanleihen | bei einem Kurse von | **92,72** | mit | 3,236 | Proz., |
| die französische Rente | „ „ „ „ | **101,13** | „ | 2,966 | „ |
| die englischen Konsols | „ „ „ „ | **103,53** | „ | 2,656 | „ |

rentierten. Demnach war der Zinsfuß in England mehr als ¹/₂ Proz. (0,58), in Frankreich mehr als ¹/₄ Proz. (0,27) niedriger als in Deutschland.*)

Beruhte diese Differenz allein auf dem größeren Kapitalreichtum Englands und Frankreichs, so wäre dazu weiter nichts zu sagen, denn natürlich kann es sich niemals darum handeln, den Zinsfuß künstlich, sei es nach oben, sei es nach unten, beeinflussen zu wollen. Der Zinsfuß ist ein natürliches Produkt der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse in allen seinen mannigfachen Faktoren, und eine künstliche Senkung oder Hebung würde sich früher oder später rächen. Die Frage ist nur, ob umgekehrt gewisse zufällige Umstände oder historisch entstandene Hemmungen, die man hinwegräumen könnte, die Erlangung des natürlichen Niveaus verhindern, und das scheint tatsächlich in Deutschland der Fall zu sein, denn der Kapitalreichtum in Deutschland ist heute so groß und die nicht durch Staatseigentum gedeckte Reichs- und Staatsschuld im Verhältnis zu derjenigen in England und Frankreich so gering, daß der so erheblich höhere Zins, der in Deutschland für die öffentlichen Anleihen gezahlt werden muß, nicht gerechtfertigt erscheint. Vielfach ist für den Rückgang des Kurses der Reichsanleihen nach der Subskription das Emissionsverfahren verantwortlich gemacht worden. Indessen handelt es sich hierbei meist um Fragen von geringerer Bedeutung. In der Hauptsache beruht vielmehr der

---

*) Für das Jahr 1903 berechnet stellten sich die Durchschnittskurse und Zinserträge der Anleihen wie folgt:

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 3 proz. Reichsanleihen . | Kurs | 91,49 | Proz., | Zinsertrag | 3,28 | Proz. |
| 3¹/₂ proz. Reichsanleihen | „ | 102,30 | „ | „ | 3,42 | „ |
| 3 proz. französische Rente | „ | 98,13 | „ | „ | 3,06 | „ |
| 2³/₄ proz. seit 6. April 1903 2¹/₂ proz. englische Konsols | „ | 90,75 | „ | „ | 2,82 | „ |

Der Zinsertrag der französischen Rente war also 0,22 Proz., der der englischen Konsols 0,46 Proz. niedriger als der der dreiprozentigen Reichsanleihen.

Vorsprung Englands und Frankreichs auf der besseren Organisation der Nachfrage nach Staatspapieren sowohl seitens des Privatpublikums als seitens der Banken, industriellen Gesellschaften, Sparkassen, Versicherungsanstalten usw.

Diese Tatsache, deren Nachweis unsere Untersuchung hauptsächlich gewidmet ist, ist von entscheidender Bedeutung, denn aus ihr entspringt der eine wirkliche große Nachteil, mit dem unsere Anleihen gegenüber den englischen und französischen wirklich behaftet sind, das ist ihre geringere Stabilität. Nicht nur von der Höhe des Zinsfußes, sondern auch von der Stabilität hängt die Beliebtheit eines Papiers ab, denn die wenigsten Leute legen Gewicht darauf, daß sie bei einer Steigerung des Kurses etwas gewinnen können; die Käufer von Staatspapieren wollen vielmehr vor allem sicher gehen und nicht riskieren, durch Kursschwankung bei etwa notwendigem Verkauf etwas Wesentliches zu verlieren. Die französische dreiprozentige Rente zeigt in dem Zeitraum von 1893 bis 1903 zwischen Minimum und Maximum des Jahresdurchschnitts (97,22—103,33) eine Differenz von 6,11; die englische (90,75—112,40) von 21,65; davon ist aber abzuziehen, daß mittlerweile der Zinsfuß um ein Elftel, (von $2^3/_4$ auf $2^1/_2$ Proz.) herabgesetzt ist, die wirkliche Schwankung beträgt also nur etwa 11 Proz., obgleich in diesen Jahren das englische Budget mit den ganzen Kosten des Burenkrieges, etwa vier Milliarden, belastet worden ist. Die deutsche dreiprozentige Rente hat in demselben Jahrzehnt (86,27—99,22) eine Schwankung von 12,95 Proz. durchgemacht (vergl. Tabelle VI). Gewisse Schwankungen sind natürlich bei Staatsanleihen niemals ausgeschlossen, da die wirtschaftlichen wie die politischen Verhältnisse fortwährend auf den Kurs einwirken, aber dafür, daß diese Schwankungen in Deutschland größer sind als in andern hochentwickelten Kulturländern, liegt ein sachlicher Grund nicht vor; der Grund liegt vielmehr allein in gewissen Mängeln unserer Kredit-Organisation. Mängel, die um so schädlicher sind und um so empfindlicher wirken, als sie gewissermaßen einen circulus vitiosus hervorrufen: weil der Käuferkreis zu klein ist, ist der Kurs sehr schwankend; weil der Kurs schwankt, ist das Papier unbeliebt und der Käuferkreis wird noch kleiner als er ohnehin ist. Gelingt es also, den Fehler auszuheilen, den Käuferkreis zu seinem natürlichen Umfang zu erweitern, so wird sich auch die Stabilität einstellen und mit der Stabilität die Beliebtheit. Die Maßregeln, die vorgeschlagen werden, sind also von vornherein nicht unter

dem Gesichtspunkt von Mitteln zu betrachten, die den Rentenbesitzern und Sparern im Interesse des Staatskredits aufgeredet oder aufgedrängt werden sollen, sondern das Interesse des Staats und seiner Gläubiger geht durchaus Hand in Hand: der Staat und die Steuerzahler sparen Zinsen und die Gläubiger gewinnen an der so wünschenswerten Stabilität ihrer Anlage, was ihnen bei zukünftigen Käufen an Zinshöhe entgeht.

Die Forderung ist also: es müssen mehr Käufer herangeschafft werden, der Kreis der Nachfrage nach heimischen Staatspapieren muß erweitert werden. Wie kann dies geschehen?

Unter den verschiedenen Gruppen von Käufern, welche Staatspapiere zu dauernder Anlage ihres Vermögens verwenden oder durch Eintragung in das Staatsschuldbuch usw. Rentenansprüche an den Staat erwerben, stehen in Frankreich und England die Sparkassen mit in erster Reihe. Wie steht es demgegenüber in Deutschland?

I. Können unsere Sparkassen mehr als bisher herangezogen werden?

Die Frage ist bereits von verschiedenen Seiten aufgeworfen und namentlich in der Debatte des preußischen Abgeordnetenhauses am 21. April sachkundig erörtert worden. Welche bedeutenden Kapitalien den deutschen Sparkassen zur Verfügung stehen, geht daraus hervor, daß (nach Angabe des Statistischen Jahrbuchs 1903 S. 187) schon im Jahre 1900 das Vermögen derselben mit Einschluß der Reservefonds 9465 Mill. M. betrug. Die Guthaben der Einleger beliefen sich auf 8839 Mill. M., also 156,80 M. pro Kopf der Gesamtbevölkerung, in Preußen allein auf 5746 Mill. M., also 166,46 M. pro Kopf. Gegenwärtig beträgt das werbende Vermögen der deutschen Sparkassen bereits über 10 Milliarden M. Wieviel von diesem Betrage in Effekten, wieviel in Reichs- und Staatsanleihen angelegt ist, ist uns nur für Preußen bekannt.

Nach der Statistik der preußischen Sparkassen für das Jahr 1901 wurde etwa der vierte Teil der zinsbar angelegten Sparkassengelder auf den Ankauf mündelsicherer Wertpapiere verwendet.*) Auf 6523,5 Mill. M. angelegten Kapitals entfielen Inhaberpapiere

*) Die Statuten der preußischen Sparkassen schreiben meist nur vor, daß sie mindestens den zehnten Teil des Bestandes in vom Staate, Kommunalverbänden oder ähnlichen öffentlichen Korporationen (Landschaften) garantierten Inhaberpapieren anzulegen haben. (cfr. Handw. d. Staatswiss., Bd. 6, S. 860.)

im Buchwert von **1724 Mill. M.**, (26,43 Proz.), ferner 3764 Mill. M. Hypotheken (57,71 Proz.), der Rest auf kurzfristige Darlehen in Schuldscheinen, Wechseln, Faustpfändern und auf Anlagen bei öffentlichen Anstalten. Von den genannten Effekten, deren Rennwert sich auf 1769,5 Mill. M. belief, waren aber nur **716,3 Mill. M.** nom. Konsols und Reichsanleihen, bei denen der Buchwert leider nicht angegeben wird. Man muß hiernach annehmen, daß wenig mehr als ein Zehntel des Aktivvermögens von 6671 Mill. M. dem heimischen Staatskredit zu Gute kam, was im Vergleich zu anderen Ländern als außerordentlich geringfügig bezeichnet werden muß. Ein großer Teil der angesammelten Ersparnisse diente dem Kreditbedarf der im Sparkassenbezirk wohnenden Bevölkerung, an welche die Sparkassengelder teils auf längere, teils auf kürzere Frist, hauptsächlich auf Hypotheken ausgeliehen wurden. Auch von den angekauften Effekten besteht der größere Teil (60 Proz.) nicht in Staatspapieren, sondern in Kommunalpapieren, Pfandbriefen usw. Wenn man die Annahme gelten läßt, daß die für Preußen maßgebenden Zahlenverhältnisse ungefähr auch für Deutschland im ganzen zutreffen, so dürfte der gesamte Bestand an deutschen Staatspapieren, den unsere Sparkassen aufzuweisen haben, schwerlich höher als auf 1—1¼ Milliarden, also höchstens ein Zehntel der Reichs- und Staatsschulden zu schätzen sein.

Ganz anders haben sich diese Verhältnisse in anderen Ländern gestaltet, wo neben den Privatsparkassen die Einrichtung der Postsparkassen besteht, die sich — man kann sagen überall in Europa — bewährt haben. Hier nimmt bekanntlich der Staat selbst die Gelder der Sparer entgegen und benutzt sie fast ausschließlich zur Anlage in Staatspapieren. In England werden auch die Kapitalien der Privatsparkassen in derselben Weise verwendet. Die Nachfrage nach staatlichen Fonds war hier eine Zeit lang so groß, daß sie kaum befriedigt werden konnte und wegen des starken Steigens der Kurse bereits der Plan gefaßt wurde, das Anlagegebiet zu erweitern, bis dann die starke Zunahme der Emissionen infolge des südafrikanischen Krieges einen Umschwung herbeiführte. Der hohe und gleichmäßige Kurs der französischen Rente wurde bisher mit auf die Tatsache zurückgeführt, daß in Frankreich — wie in England — der Staat die Verwaltung der Sparkassengelder in die Hand genommen hat und als Käufer seiner eigenen Schuldtitel auf dem Anleihemarkt eine führende

Rolle spielt. Freilich muß er andererseits auch bereit sein, bei Ueberwiegen der Auszahlungen über die Einlagen entsprechende Beträge von Staatsanleihen zu verkaufen, so z. B. im vorigen Jahre, in welchem sich das Anlagekapital der Sparkassen um 198 Millionen Franks verminderte, weil ein Teil der unter klerikalem Einfluß stehenden Bevölkerung aus politischen Gründen die Einlagen zurückzog.

Mag immerhin eine so weitgehende Verquickung des Sparkassenwesens mit dem Staatskredit mit Gefahren verbunden sein, so ist doch auch die in Deutschland überwiegende Anlageform, wenn sie in einseitiger Weise bevorzugt wird — die deutschen Sparkassen haben über 6 Milliarden an städtischen und ländlichen Hypotheken — nicht ohne Bedenken. Vor allem ergibt sich aus einer zahlenmäßigen Gegenüberstellung der im Dienste des Staatskredits verwendeten Sparkassengelder in Deutschland, Frankreich und England, daß Deutschland trotz seines im ganzen höher entwickelten Sparwesens*) in dieser Beziehung zurückgeblieben ist und daher wohl Veranlassung hat, eine etwaige Aenderung des bestehenden Anlageverfahrens ins Auge zu fassen.

Während in Deutschland, wie oben dargelegt, nur 1—1¼ Milliarden M. von 10 Milliarden verfügbaren Kapitals der mehr als 15 Millionen Sparer in Staats- und Reichsanleihen angelegt sein dürften, ist in Frankreich der weitaus größte Teil der Sparkasseneinlagen, nämlich fast **3½ Milliarden M.** in französischen Staatspapieren angelegt. Hier verfügten nämlich Ende 1900 etwa 11 Millionen Sparer bei den gewöhnlichen Sparkassen über 2611,2 Mill. M. Guthaben, bei den Postsparkassen über 808,2 Mill. M. Nach dem „Journal officiel“ vom 31. Januar 1904 betrug Ende 1902 das gesamte Aktivum der Post- und gewöhnlichen Sparkassen 3603,2 Mill. M. und war wie folgt angelegt:

| | | |
|---|---|---|
| 2616,8 | Mill. M. in | dreiproz. französischer Rente (73 Proz.), |
| 860 | „ „ „ | Schatzscheinen (24 Proz.), |
| 47,2 | „ „ „ | staatlich garantierten Anleihen und Obligationen des Crédit Foncier (1 Proz.), |
| 79,2 | „ „ „ | Guthaben beim Schatzamt und bei der Bank von Frankreich (2 Proz.). |

*) Nach W. Fatio Journal de statistique suisse 1900 betrug die durchschnittliche Höhe der Einlagen pro Kopf der Bevölkerung:

| | |
|---|---|
| in Deutschland | 188,20 Fr. |
| „ Frankreich | 110,90 „ |
| „ Großbritannien | 103,10 „ |

Es befanden sich also 3477 Mill. M. Staatspapiere, d. h. etwa der siebente Teil der 24 Milliarden M. betragenden französischen Staatsschuld im Besitz der Sparkassen.

Viel bedeutender sind im Verhältnis zu der Größe der Staatsschuld die Kapitalanlagen der englischen Sparkassen, deren Bestände von der Staatsschuldenkommission ausschließlich in britischen Staatspapieren angelegt werden. Hier belief sich nämlich zu derselben Zeit (Ende 1900) für 10 Millionen Sparer die Höhe der Guthaben auf 1049,7 Mill. M. bei den Privatsparkassen, 2765,2 Mill. M. bei den Postsparkassen. Nach der Veröffentlichung vom 17. Oktober 1903 betrugen die dem Erwerb von staatlichen Schuldtiteln dienenden Fonds der Post- und Privatsparkassen Großbritanniens bereits 4036,2 Mill. M. oder mit Einschluß der für Rechnung der Einleger gehaltenen Staatsrenten etwa **$4^1/_2$ Milliarden M.**, also mehr als den vierten Teil ($27^1/_2$ Proz.) der gesamten Staatsschuld von $16^1/_4$ Milliarden M. Hiervon waren 1133 Mill. M. Annuitäten, d. h. in langfristige Tilgungsrenten verwandelte Konsols und Staatsbuchschulden — eine sehr zweckmäßige Einrichtung, durch welche die Sparkassen auf Grund eines Vertrages mit der Regierung zur Tilgung der Staatsschuld beitragen. Allerdings vergüten die englischen Sparkassen entsprechend dem Zinsfuß der Staatspapiere nur $2^1/_2$ Proz.

Eine ausschließliche Anlage der Spargelder in Staatspapieren würde in Deutschland gleichbedeutend sein mit einer Verminderung des Zinsertrages; denn das Rechnungssystem der deutschen Sparkassen beruht auf einem höheren Zinsfuß als der, den die Staats- und Reichsanleihen zur Zeit abwerfen. Im Durchschnitt des Jahres 1901 erzielten die preußischen Sparkassen für ihre Kapitalanlagen einen Zinsertrag von 4,12 Proz.; sie gewährten den Sparern eine Zinsvergütung von 3—4 Proz., meist $3^1/_2$ Proz. und darüber, 3 Proz. nur 232 von 1323 Kassen. Es würde also dem Entwicklungsgange, den das Sparkassenwesen in Preußen genommen hat, widersprechen, dem Beispiel der französischen und englischen Sparkassen in vollem Maße zu folgen und die verfügbaren Kapitalien ausschließlich in Staatspapieren anzulegen. Indessen ist unter Hinweis auf das in Frankreich und England gegebene Beispiel die Forderung ausgesprochen worden, daß die preußischen Sparkassen hauptsächlich im Interesse ihrer Liquidität mehr Staatspapiere erwerben als bisher. Es fragt sich, ob im Falle eines Krieges oder wirtschaftlicher Not-

lagen die Liquidität der Sparkassen ausreichen würde, um allen Anforderungen auf rasche Rückzahlung der Einlagen zu genügen. Läßt das bisherige Anlageverfahren in dieser Hinsicht zu wünschen übrig?

Es ist unmöglich, diese Frage generell zu beantworten und den Sparkassenverwaltungen eine bestimmte Form der Kapitalanlage als die einzig zweckmäßige zu empfehlen. Die Verhältnisse bei den einzelnen Kassen sind außerordentlich verschiedene, aber im allgemeinen darf behauptet werden, daß sich unsere öffentlichen Sparkassen bisher recht gut bewährt haben. Man sollte es daher vermeiden, durch eine einseitige Kritik der bisherigen Entwicklung des preußischen Sparkassenwesens Beunruhigung in das Publikum hineinzutragen. Die Gesichtspunkte, nach welchen die weitere Ausgestaltung des Anlageverfahrens erfolgen könnte, sind in erster Linie in den wohlerwogenen eigenen Interessen der Sparkassen zu suchen. Als oberstes Prinzip muß bei einer Sparkasse gelten, die Sicherheit der Sparer zu wahren. Es darf niemals Selbstzweck der Sparkassen werden, durch die Anlagen, die sie zu machen haben, lokale oder staatliche Interessen zu fördern. Läßt sich aber dieses an sich berechtigte Ziel mit der Liquidität und Sicherheit der Sparkassen verbinden, so ist natürlich nichts dagegen einzuwenden.

Die Frage, welche Form der Kapitalanlage für die Sparkassen angemessen wäre, ist, wie gesagt, nicht allgemein zu beantworten. Man kann nicht ohne weiteres die Anlage in Hypotheken als eine illiquide bezeichnen. Es gibt viele Sparkassen, welche entweder alle oder einen großen Teil ihrer Hypotheken mit halbjähriger Kündigungsfrist ausgeliehen haben. Auf der anderen Seite sind die Sparkassen nicht verpflichtet, sämtliche Einlagen auf täglichen Ruf zurückzuzahlen; in zahlreichen Fällen sind längere Fristen, zum Teil bis zu einem Jahre und darüber hinaus festgesetzt. Gleichwohl werden viele Sparkassen, deren Besitz an Inhaberpapieren verhältnißmäßig gering ist, in ihrem eigenen Interesse handeln, wenn sie in Zukunft die Kapitalanlage in Hypotheken einschränken und die vorhandenen Bestände an Reichs- und Staatsanleihen vergrößern, da solche Anleihen in Zeiten dringenden Geldbedarfs in der Regel leichter flüssig zu machen sind als langfristige Hypothekenforderungen. Freilich dürfen die Sparkassen in dem Erwerb von Staatspapieren nicht zu weit gehen, weil sie ja häufig mehr Zinsen zu vergüten haben, als die Staats-

und Reichsanleihen einbringen. Es muß ein gewisser Spielraum zwischen dem bezogenen und dem vergüteten Zins zur Deckung der Verwaltungskosten bleiben.

Bei der Erörterung dieser Frage im Abgeordnetenhause ist unter anderem darauf hingewiesen worden, daß im Falle eines plötzlichen Ansturms der Einleger die Sparkassen bei einem gleichzeitigen Verkaufe größerer Mengen von Staatspapieren erhebliche Verluste erleiden könnten, und daß schon aus diesem Grunde die Anlage in Wechseln und Hypotheken sich mehr empfehle. Das Richtige ist wie in so vielen Dingen auch hier, einen Mittelweg einzuschlagen. Die einseitige Bevorzugung der Anlage in Staatspapieren ist ebenso unpraktisch wie die ausschließliche Anlage in Hypotheken. Wenn die Sparkassen, was nur zu empfehlen ist, einen größeren Teil der ihnen anvertrauten Gelder in Staatspapieren anlegen, so müssen sie gleichzeitig darauf bedacht sein, allmählich ausreichende Kursreserven zu schaffen. In dieser Hinsicht haben manche Sparkassen geradezu Mustergültiges geleistet. Von vielen soll nur eine angeführt werden, nämlich die Sparkasse in Bremen. Nach dem letzten Geschäftsbericht vom 31. Dezember 1903 besaß dieselbe bei 95 Mill. Mark Aktivbeständen rund 20 Mill. Mark Inhaberpapiere, und zwar waren eingestellt die dreiprozentigen preußischen Konsols zum Kurse von 75 Proz., dreieinhalbprozentige zu 87½ Proz., also etwa 15 Proz. unter dem Börsenkurs. Wird in dieser Weise der störende Einfluß vorübergehender Kursschwankungen der Staatspapiere beschränkt, so ist andererseits mit Sicherheit anzunehmen, daß die erwähnte Entwicklung des Anlageverfahrens im Sinne gesteigerter Ankäufe von Staatspapieren eine außerordentlich günstige Rückwirkung auf den heimischen Anleihemarkt ausüben wird, gleichviel ob diese Maßregel durch Gesetz oder wie bei der umsichtigen oder wenigstens von den besten Absichten geleiteten Geschäftsführung der deutschen Sparkassenverwaltungen wohl erwartet werden kann, aus eigenem Antriebe zur Durchführung gelangt.

Der Zugang an Kapitalien bei den preußischen Sparkassen betrug im Jahre 1901, in welchem er wesentlich höher war als in früheren Jahren, 489,5 Mill. M. Im Jahre 1902 hat dieser Zugang (nach der „Statist. Korrespondenz" vom 27. Februar 1904) sogar die Höhe von 516 Mill. M. erreicht. Hiervon wurden 302 Mill. M. in Hypotheken, 176,8 Mill. M. in Inhaberpapieren

angelegt. Eine wesentliche Veränderung in den Prozentverhältnissen der Anlagen ist demnach nicht eingetreten:

Inhaberpapiere 1900,87 Mill. = 27 Proz. (Nennwert 1933,35 Mill. M.)
Hypotheken . 4066,59 „ = 57,76 „ von 7039,53 Mill. angelegtem Kapital.

Wenn die Zunahme der Sparkassengelder anhielte, also jährlich etwa 500 Mill. M. betrüge, und wenn beispielsweise der vierte Teil dieser Kapitalien in Staatsanleihen angelegt werden würde, so erschiene jährlich ein Käufer von etwa 125 Mill. M. am Markte. Nach dem bisherigen Verfahren dagegen, nach welchem die Sparkassen durchschnittlich nur den zehnten Teil in Staatsanleihen angelegt haben, würden nur 50 Mill. M. gekauft sein. Wenn die Sparkassen in anderen deutschen Bundesstaaten diesem Beispiele folgten, so würden, da auf Preußen etwa 60 Proz. des deutschen Sparkassenvermögens entfallen, noch ungefähr 40 Proz. zu den angeführten Beträgen hinzukommen, also im ganzen über 100 Mill. M. heimische Staatspapiere von den deutschen Sparkassen in einem Jahre mehr gekauft werden als bisher. Hiernach kann man die Tragweite einer solchen Maßregel für den Kursstand unserer Anleihen beurteilen. Auch wenn das gesetzlich geforderte, von der preußischen Regierung als ausreichend betrachtete Mindestmaß der in preußischen und Reichsanleihen anzulegenden Sparkassenbestände in Zukunft, wie kürzlich mitgeteilt wurde, ein Sechstel der Aktiva betragen sollte, wäre eine dauernde Hebung des deutschen Anleihemarktes zu erwarten. Es ist zu hoffen, daß der vorzüglich organisierte deutsche Sparkassenverband auch seinerseits diese Frage ernstlich in Erwägung ziehen wird.

Eine ähnliche Rolle wie unter den Kapitalanlagen der Sparkassen spielen die Staatsanleihen bei den Versicherungsgesellschaften, ja, sie werden hier sogar in der Regel noch weit mehr vernachlässigt, während die erzielte Zinseinnahme etwa ebenso hoch ist wie bei den Sparkassen.

II. Ist die Nachfrage nach Staatspapieren von seiten der Versicherungsgesellschaften entwicklungsfähig? Worauf beruht es, daß die letzteren auf dem deutschen Anleihemarkte so wenig hervortreten, obwohl ihre Kapitalkraft in stetiger Zunahme begriffen ist?*).

---

*) cfr. Masius Rundschau für Versicherungswissensch. XIV, 1: „Im übrigen zeigt sich auch in Deutschland eine Abnahme der Belegung in Wertpapieren, die hier allerdings zu keiner Zeit . . . von namhafter Be-

Auch hier handelt es sich um Anlagekapitalien von beträchtlicher Höhe. Nach der Statistik des Kaiserlichen Aufsichtsamts für Privatversicherung hatten die 55 größten deutschen Lebensversicherungsgesellschaften im Jahre 1901 bei einem Kapital von 160 Mill. und Reservefonds von 33,5 Mill. eine Prämienreserve von 2330,9 Mill. M. Ferner verfügten die 47 daselbst angeführten bedeutendsten Feuerversicherungsanstalten mit 156,2 Mill. Kapital und 44,8 Mill. Reservefonds über 68,5 Mill. Prämienreserven, 12 Mill. Schadenreserven. Hierzu kommen noch die Unfall- und Haftpflichtversicherungsanstalten mit 105 Mill. Reserven, ferner die Hagel-, Vieh-, Diebstahl-, Transport- und sonstige deutsche Versicherungsbetriebe, endlich die ausländischen, in Deutschland tätigen Gesellschaften.

Alle diese privaten Versicherungs-Unternehmungen, die im Jahre 1901 (siehe Tabelle VII) eine Prämieneinnahme von 615 Mill. M. bezogen und annähernd 200 Mill. M. dem Prämienreservefonds zuführten, haben nach dem Reichsgesetz vom 12. Mai 1901 ihre Prämienreserven, also den größten Teil ihrer verfügbaren Kapitalien, in der Hauptsache mündelsicher anzulegen. Nur höchstens ein Zehntel der Prämienreserve darf in Effekten, die nach landesgesetzlicher Vorschrift zur Anlegung in Mündelgeld zugelassen sind, und in sicheren Hypothekenpfandbriefen bestehen, außerdem sind Policedarlehen und Lombarddarlehen bestimmter Art gestattet. Die den Prämienreservefonds bildenden Kapitalwerte sind gesondert aufzubewahren und stehen unter Kontrolle des Versicherungsamtes, indessen bleibt den Gesellschaften freie Wahl, wieviel sie von ihrer Prämienreserve zum Erwerb von Staatspapieren und anderen zugelassenen Effekten, wieviel zum Ankauf von Hypotheken, welche drei Fünftel des Grundstückswertes nicht übersteigen, verwenden wollen. Die früher in Preußen erprobte Bestimmung, wonach von Seiten der ausländischen, bei uns beschäftigten Unternehmungen die Hälfte des Prämienreservefonds in Reichs- und Staatspapieren anzulegen war, wurde infolge verschiedener Eingaben der deutschen und auswärtigen Lebensversicherungsgesellschaften aus dem Entwurf des

deutung gewesen ist." — Nach einer Zusammenstellung in Ehrenzweigs Assekuranz-Jahrbuch, XXV. Jahrgang, stiegen die Aktiva der in Deutschland bestehenden Versicherungs-Anstalten innerhalb der letzten fünf Jahre um 1120,81 Mill. M., nämlich von 2624,09 Mill. M. i. J. 1897 auf 3744,9 Mill. M. i. J. 1902, also jährlich um 224,16 Mill. M. In demselben Zeitraum ging die Anlage in Wertpapieren von 13 auf 10,9 Proz. der Aktiva zurück, während die Hypotheken von 70,2 auf 73,9 Proz. stiegen.



Reichsgesetzes trotz lebhaften Widerspruchs der Regierungsvertreter gestrichen, hauptsächlich in Erwägung der in den vorhergehenden Jahren des industriellen Aufschwungs eingetretenen Geldverteuerung und Kursdepression.*) Wie sich seit Erlaß des genannten Gesetzes die Kapitalanlagen unserer Versicherungsgesellschaften gestaltet haben, darüber kann nur eine eingehende Prüfung der Bilanzen und speziell der Effektenbestände, die am leichtesten bei den Lebensversicherungsgesellschaften ausführbar ist, Aufschluß geben.

30 der größten deutschen Lebensversicherungsgesellschaften hatten ausweislich ihrer Jahresberichte (siehe Tabelle VIII) im Jahre 1902 bei einer Prämienreserve von 2219,3 Mill. M. 95,4 Mill. M. Wertpapiere, davon 60 Mill. nach B. G. B. mündelsichere. Von den letzteren waren 40 Mill. deutsche Staatspapiere, darunter nur **27,6 Mill. M.** oder mit Einschluß der nicht besonders namhaft gemachten Posten etwa 29 Mill. M. Konsols und Reichsanleihen. Dies war kaum mehr als **$1^1/_4$ Proz.** der Prämienreserve! Fast die ganze Reserve, nämlich 2216,9 Mill. M. war in Hypotheken angelegt.

Alle in der Statistik des Kaiserlichen Aufsichtsamtes angeführten deutschen Lebensversicherungsanstalten zusammen haben hiernach nur 32—33 Mill. M. deutscher Reichsanleihen und preußischer Staatspapiere bei über 100 Mill. M. Effekten, dagegen nahezu $2^1/_2$ Milliarden M. in Hypotheken (1902)!

Auffallend gering ist demzufolge auch der jährliche Zugang an heimischen Staatsanleihen im Vergleich zu den Ankäufen der Versicherungsgesellschaften anderer Länder. Dort wird die Kapitalanlage in Wertpapieren nicht minder gepflegt als der Erwerb von Hypotheken, deren höhere Verzinsung zum Teil durch das damit verbundene Risiko (geringere Liquidität, lange Kündigungsfristen) zu erklären ist. Bei den erwähnten 30 deutschen Gesellschaften aber betrug im Jahre 1902 die Zunahme der Hypotheken 164,6 Mill. M., dagegen der Zugang an Effekten, d. h. der Ueberschuß der Ankäufe über die Verkäufe nur 8 Mill. M., davon $2^1/_2$—3 Mill. M. an preußischen und Reichsanleihen. Es ist demnach anzunehmen, daß

*) Es handelte sich damals um etwa 200 Mill. M., welche in deutschen Fonds angelegt werden sollten und dadurch auch wohl für das einheimische Anlageverfahren maßgebenden Einfluß gewonnen hätten, wenn nicht die zur Prüfung des Entwurfs eingesetzte Reichstagskommission unter dem Eindruck vorübergehender Wertschwankungen unserer Anleihen auf jede gesetzliche Regelung des Erwerbs von Staatspapieren seitens jener Gesellschaften verzichtet hätte.



die Gesamtheit der unter Reichsaufsicht stehenden deutschen Lebensversicherungsanstalten im Jahre 1902 nur für 4—5 Mill. M. Konsols und Reichsanleihen neu erworben hat, während die Prämienreserven um ungefähr 180 Mill. M. vermehrt wurden.

Man vergleiche hiermit die englische Geschäftspraxis, wie sie von den bedeutendsten Versicherungs-Gesellschaften der Welt auf Grund einer weit zurückreichenden Erfahrung mit vorzüglich ausgebildeter Technik gehandhabt wird.

Nach den beigefügten Tabellen (siehe Nr. IX) hatten 15 der bekanntesten britischen Lebensversicherungsunternehmungen mit 2547,1 Mill. M. Prämienreserven **150,6 Mill. M.** britische Regierungssicherheiten, also rund 6 Proz. der Prämienreserven oder $5^1/_2$ Proz. der eignen Kapitalien plus Prämienrücklagen (2790,9 Mill. M.). Dies ist im Vergleich zu den verfügbaren Fonds mehr als das Vierfache von dem, was die großen deutschen Gesellschaften an eigenen Staatspapieren besitzen! Man muß hierbei in Betracht ziehen, daß diese englischen Betriebe außerdem noch — neben 112 Mill. M. fremden Staatspapieren — 175 Mill. M. Indische und Koloniale Regierungssicherheiten*), die doch auch in gewissem Sinne zum heimischen Staatskredit gehören, als Vermögensanlage aufzuweisen hatten. Aus dem Zugang an Kapitalien und Prämienreserven im Jahre 1902 wurden allein von diesen 15 Lebensversicherungsgesellschaften nahezu 10 Mill. M. in englischen Regierungspapieren neu angelegt.

Wesentlich größer scheinen in England sowohl als auch in Deutschland bei den Feuerversicherungsanstalten die Vermögensbestände an Staatspapieren zu sein. So hatten 6 der verbreitetsten englischen Unternehmungen dieser Art (siehe Tabelle IX) bei 49,5 Mill. M. Prämienreserven nicht weniger als **13,1 Mill. M.** englische Staatspapiere, also $26^1/_2$ Proz. der Prämienrücklagen oder $11^1/_4$ Proz. der Kapitalien zuzüglich Prämienreserven.

Wieviel demgegenüber die deutschen Unternehmungen an Staatspapieren besitzen, läßt sich leider nicht ermitteln, weil die Feuerversicherungsgesellschaften mit wenigen Ausnahmen nur ganz summarische Angaben über ihre Effektenbestände machen (siehe Tabelle X). Immerhin ist aus der als Anlage beigefügten Uebersicht, welche 26 deutsche Aktien-Gesellschaften und Gegenseitigkeitsanstalten umfaßt, ohne weiteres ersichtlich, daß hier im Ver-

*) Nach Life Assurance Return 1903.



hältnis zu den für Anlagezwecke verfügbaren Kapitalien der Ankauf von sicheren Wertpapieren einen viel größeren Raum einnimmt als bei den oben angeführten deutschen Lebensversicherungsgeschäften.

Dasselbe Resultat ergibt sich für die Gesamtheit der größeren Feuerversicherungsanstalten, die in den „Beiträgen zur Statistik der deutschen Lebens- und Feuerversicherungen im Jahre 1901" zusammengestellt sind. Nach Mitteilung des Kaiserlichen Aufsichtsamts besaßen nämlich diese 47 Gesellschaften rund 100 Mill. M. Wertpapiere und 130 Mill. M. Hypotheken. Auf die 29 hier angeführten Aktien-Gesellschaften entfallen davon 61,5 Mill. M. Wertpapiere = 20,82 Proz. und 58,5 Mill. M. Hypotheken = 19,81 Proz. der Aktiva. Hieraus folgt, daß zwar die absolute Höhe des Vermögensbestandes an Staatspapieren nicht größer ist als bei den Lebensversicherungsgesellschaften, die relative Höhe aber, nach der Ausdehnung des Effektenbesitzes im Vergleich zum Geschäftsvermögen zu schließen, viel bedeutender, weil hier die Kapitalanlage in Wertpapieren weniger in den Hintergrund gedrängt ist.

Die Mehrzahl unserer Lebensversicherungsanstalten — wir leugnen nicht, daß es bemerkenswerte Ausnahmen hiervon gibt — wählt diese Anlageform nur dann, „wenn es ihnen an ausreichender Gelegenheit zur Unterbringung der Gelder auf solide Hypotheken fehlt".*) Von verschiedenen Sachverständigen, die sich mit dieser Frage beschäftigten, z. B. Gerkrath, Moldenhauer u. a., wird versichert, daß die Anlage in Staatspapieren bei den Versicherungsgesellschaften sehr unbeliebt sei, „da sie nicht nur einen geringen Zins abwerfen, sondern da bei ihnen auch . . . . leicht Kursverluste entstehen, die, obgleich häufig nur buchmäßig, den Gewinn bezw. den Ueberschuß ungünstig beeinflussen können".**)

Es ist allerdings richtig, daß die nach § 261 des Handelsgesetzbuches erforderlichen Abschreibungen auf Wertpapiere zu gewissen Zeiten (z. B. Ende der 90er Jahre bei der Gothaer Gesellschaft 495 325 M.) einen größeren Umfang annehmen können. Indessen lassen sich, wie oben bei den Sparkassen ausgeführt wurde, derartige Störungen der Gewinnverteilung selbst bei bedeutenden Anlagen in Staatspapieren einigermaßen vermeiden,

*) Zustand und Fortschritte der deutschen Lebensversicherungs-Anstalten im Jahre 1902, S. 61.

**) Moldenhauer „Die Aufsicht über die privaten Versicherungsunternehmungen auf Grund des Reichsgesetzes vom 12. Mai 1901", Seite 143.

indem man entsprechende Kursreserven zurücklegt, was vielfach von seiten der englischen Gesellschaften und zum Teil auch bei uns bereits geschieht. Da durch diese Form der Kapitalanlage die Flüssigkeit der Reserven gesteigert würde, so würde es im allgemeinen Interesse liegen, sie in Zukunft in höherem Maße zu pflegen. In diesem Falle würden dann die Versicherungsgesellschaften — ebenso in derselben Lage auch andere Unternehmungen — gut tun, entweder sofort unter Heranziehung von stillen Reserven oder allmählich aus dem Jahresgewinn soviel auf die mündelsicheren Papiere abzuschreiben, daß sie selbst bei außergewöhnlichen Kursrückgängen nicht gezwungen sind, den Jahresüberschuß erheblich zu verkürzen.

Der Haupteinwand, der gegen diese Anlageform erhoben wird, ist auch hier wie bei den Sparkassen, daß der Ertrag der eigenen Kapitalanlagen durch größere Ankäufe von Staatspapieren herabgedrückt werde. Dieser Einwand ist nicht ganz von der Hand zu weisen, obwohl das fortgesetzte Sinken des Zinsfußes, der im Durchschnitt von den deutschen Lebensversicherungsbetrieben erzielt wurde*), darauf hinweist, daß es mehr und mehr angebracht ist, mit einer geringeren Verzinsung auch bei der Prämienveranschlagung zu rechnen. Dies geschieht schon seit längerer Zeit bei den englischen Gesellschaften, deren Kapitalertrag im Jahre 1901 durchschnittlich 3,64 Proz. betrug. Da der effektive Zinsfuß (siehe S. 446) hier mehr als 1/2 Proz. niedriger ist als in Deutschland, so ist der erzielte Kapitalzins trotz der bedeutenden Effektenbestände verhältnismäßig nicht geringer als bei uns. Für die Privatversicherungsanstalten gilt also dasselbe, was oben bei den Sparkassen gesagt ist: In beschränktem Umfange wäre es möglich, die verfügbaren Kapitalien zu vermehrter Anlage in heimischen Staatsanleihen heranzuziehen.

Der gegenwärtig bestehende Zustand kann als ein befriedigender nicht bezeichnet werden; die Einseitigkeit seiner Entwicklung erhellt aus einer einfachen Gegenüberstellung der deutschen und englischen Lebensversicherungsgesellschaften nach der amtlichen Statistik des Board of Trade und des Kaiserlichen Aufsichtsamtes für das Jahr 1901:

---

*) Nach „Zustand und Fortschritte ...“ S. 634 sank dieser Zinsfuß von 1882—1898 um fast 2/3 Proz. und beträgt jetzt im Durchschnitt 4,11 Proz. gegen 4,65 Proz. im Jahre 1882.



| | Kapital und Reservefonds Mill. M. | Prämienreserve Mill. M. | Hypotheken Mill. M. | Effekten Mill. M. | Staatspapiere (Reichs- u. preußische bezw. britische) Mill. M. |
|---|---|---|---|---|---|
| Deutsche Gesellschaften | 193,5 | 2425,6 | 2288 | 96,4 | 28 |
| Englische Gesellschaften | 369,2 | 5895,3 | 1848,9 | 2648,1 | 186 |

Die Vermögensanlage in erstklassigen Wertpapieren (auch in England sind nur Trustee-Effekten gestattet) macht also dort 45 Proz., hier nur 4 Proz. der Prämienrücklagen aus. Die englischen Gesellschaften erwarben allein im Jahre 1901 soviel Staatspapiere (28,6 Mill. M.), wie die deutschen damals an Reichs- und preußischen Anleihen im ganzen aufzuweisen hatten. Eine einzige der großen in Deutschland tätigen ausländischen Gesellschaften besitzt an preußischen Staatsanleihen mehr als die Hälfte von dem, was dreißig der größten einheimischen Unternehmungen jetzt zusammen in ihren Berichten anführen!*)

Einen weiteren Kreis von Käufern, der für die Aufnahme unserer Staatspapiere von hoher Bedeutung ist oder doch sein könnte, bilden die deutschen Banken.

III. Können die **Banken und Bankiers** ihre Kapitalien in größerem Umfange als bisher in deutschen Reichs- und Staatsanleihen anlegen?

Die englischen Clearinghouse Bankers, d. h. die Mitglieder der Abrechnungsstelle, welche unter den Londoner Banken den ersten Rang einnehmen, verfügten nach ihren Bilanzen vom 31. Dezember 1902 — abgesehen von der Bank von England — bei einem eingezahlten Kapital von 617 Mill. M. und Reservefonds von 400,8 Mill. M. über **1057,5 Mill. M.** britische Staatspapiere. Es war also etwas mehr als das ganze eigene Kapital mit Einschluß der Reservefonds oder 12 Proz. von Kapital und Reserven zuzüglich der Depositen und Kreditoren in englischen Regierungssicherheiten angelegt und zwar größtenteils zu dauernder Anlage. So hat z. B. die London Joint Stock Bank seit 1865 $1^1/_2$ Mill. Pfd. Konsols als „Government Stock“ nach Beschluß der Aktionäre festgehalten, die National Provincial Bank besitzt jetzt eine Konsolreserve von $8^1/_4$ Mill. Pfd., London and County Banking Comp. 7 Mill.,

*) Die New-York hatte 1902 10,4 Mill. M. Konsols im Nennwerte von 11 217 200 M., die in Tabelle VIII angeführten Gesellschaften 20,6 Mill im Nennwert von 21 138 800 M.



Lloyds Bank 6 Mill. Pfd. usw.; bei allen bedeutenden Aktienbanken bestehen ähnliche Einrichtungen, die aus freiem Entschluß der Bankleiter hervorgegangen sind. Mit Einschluß der Bank von England, welche auch in dieser Hinsicht an der Spitze steht, verfügten die 19 Clearing-Banken Ende 1902 über **1777 Mill. M.** englische Staatspapiere, gegenwärtig trotz der beträchtlichen Abschreibungen im letzten Jahre ca. 1¾ Milliarden M., zu denen noch bedeutende Summen an indischen und kolonialen Staatspapieren hinzukommen. Diese Form der Kapitalanlage ist typisch für das englische Bankwesen; denn wenn man die Gesamtheit der englischen Aktienbanken ins Auge faßt, ergibt sich das gleiche Resultat, daß etwa das ganze eingezahlte Kapital mit Reserven in derselben Weise wie bei den Clearing-Banken verwendet ist.

Nach der letzten Zusammenstellung der Bankbilanzen im britischen „Economist" vom 17. Oktober 1903 hatten die 89 Joint Stock Banks in Großbritannien an eignen Mitteln 2616,6 Mill. M. (siehe Tabelle Nr. XII). Demgegenüber waren **2360 Mill. M.** britische Staatspapiere als besondere Posten in die Bilanzen eingestellt — ungerechnet die unter „Effekten" mitinbegriffenen Beträge. Mehr als die Hälfte aller Wertpapiere, 53,6 Proz. von 4405,6 Mill. M., über welche die Aktienbanken verfügten, kam also dem englischen Staatskredite zu gute. Hierzu kommen noch die zahlreichen Privatbanken, ferner die Colonial Bankers und Foreign Bankers, die ebenfalls einen großen Teil ihrer verfügbaren Kapitalien durch Anlage in Staatspapieren nutzbar machen. Z. B. sind bei den 16 Privatbanken, welche Bilanzen veröffentlichen, von 110 Mill. M. eignen Kapitalien 54 Mill. M. in britischen Regierungssicherheiten angelegt. Die Kolonial- und ausländischen Banken haben zusammen 237 Mill. M. Staatsfonds ausgewiesen, andere Staatspapiere unter „Effekten" angeführt. Man wird daher kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daß die Gesamtheit der englischen Banken die ungeheure Summe von 150 Mill. Pfd., also mehr als **3 Milliarden M.** an heimischen Staatsanleihen besitzt, d. h. ungefähr soviel wie die jetzige deutsche Reichsschuld. Diese 150 Mill. Pfd. Regierungssicherheiten der englischen Banken sind nicht weniger als der fünfte Teil der gesamten englischen Staatsschuld (23½ Proz. der fundierten Schuld)!*)

*) Höhe der Schuld am 31. März 1903 798 349 190 Pfd., fundierte Schuld 640 085 726 Pfd. nach National Debt Return 1903, S. 3.



Welche Bedeutung die Heranziehung solcher Kapitalmassen für den Umfang des Staatskredits und seine Ausdehnungsfähigkeit in Zeiten gesteigerter Anleiheaufnahme hat, ergibt sich von selbst aus den angeführten Zahlen. Es soll natürlich nicht bestritten werden, daß es auch hier eine Grenze gibt, welche der Staat selbst mit seinen an sich berechtigten Kapitalansprüchen nicht überschreiten darf; die Grenze aber ist bei dem wesentlich größeren Kreise der Nachfrage in England viel weiter hinausgerückt als in Deutschland.

Es ist noch bemerkenswert, daß nach derselben Statistik die britischen Aktienbanken allein im Oktober 1903 16 382,7 Mill. M. Depositen und Kontokorrentguthaben besaßen, sodaß auf 19 Milliarden M. eigene und fremde Mittel 2360 Mill. M. Staatspapiere entfielen, d. h. etwa 12 Proz. der gesamten Kapitalien — ebenso wie oben bei den Clearing-Banken berechnet.*) Wenn man die gleichmäßig durchgeführte englische Bankstatistik weiter zurückverfolgt, so zeigt sich (vergleiche Tabelle XII), seit einer Reihe von Jahren immer ungefähr das gleiche Verhältnis, wonach 12 Proz. der verfügbaren Mittel — nicht viel weniger als das eigene Kapital mit Einschluß der Reserven in britischen staatlichen Papieren angelegt war.

Den englischen Banken standen bis vor kurzem die Konsols in der Regel mit 90 Proz. zu Buche, obwohl bekanntlich bis zum Jahre 1900 der Börsenkurs über pari stand. Der Durchschnittskurs betrug 1893—1902, wie oben (Seite 446) mitgeteilt, 103,53 Proz., er ist aber im verflossenen Jahre beträchtlich gesunken. In England besteht kein Gesetz, welches wie in Deutschland die Aktien-Gesellschaften verpflichtet, auf ihre Effekten-Anlagen Abschreibungen zu machen, wenn der Kurs unter den Buchwert fällt. Dies war 1903 der Fall; die Konsols gingen am 29. September bis auf $86^7/_8$ zurück. Solche Abschreibungen geschehen lediglich aus Vorsicht. Nichtsdestoweniger haben die Londoner Banken, wie im Oktober 1903 in Bankers Magazine mitgeteilt wurde, bereits beschlossen, ihre Regierungssicherheiten allmählich auf 85 herunter zu schreiben. Die Durchführung dieser Maßregel vollzieht sich nach „Financial News" vom 4. Januar 1904 (Nr. 5982) in den meisten Fällen ohne Verkürzung der Dividenden und ohne große Schwierigkeiten.

Unter Hinweis auf die englischen Anlagesitten hat man

*) Genau 12,4 Proz. von 18999351055 M., also der achte Teil der Fonds.



neuerdings mehrfach befürwortet, die deutschen Aktien-Gesellschaften zur Anlegung von „greifbaren“ Reservefonds in mündelsicheren Werten auf gesetzlichem Wege zu veranlassen. Dies ist jedoch deswegen nicht empfehlenswert, weil jeder äußere Zwang auf diesem Gebiete in die Kapitalbeschaffung der Unternehmungen störend eingreifen müßte und weil durch eine solche Bestimmung die freie Verfügung über das Vermögen den Gesellschaften entzogen würde, was bei Krisen usw. geradezu verhängnisvoll wirken könnte. Es würde also auch ein Fehler sein, wenn man durch Gesetz die Banken anweisen wollte, etwa ihre Reservefonds in Staatspapieren anzulegen. Auch in England ist dies nicht Gesetz, aber die Sitte wirkt in dieser Hinsicht vielleicht ebenso zwingend wie das Gesetz, sodaß keine der dortigen Banken sich leicht entschließen würde hiervon abzuweichen, weil man einen hohen Bestand an Staatspapieren als das beste Aushängeschild für die Kreditwürdigkeit betrachtet. Auch würde es sich bei der Entwicklung, die das deutsche Bankgeschäft genommen hat, nicht empfehlen, wenn jene Sitte etwa in demselben Umfange Uebung würde wie in England, wo fast das ganze Kapital in solchen Sicherheiten angelegt ist. Wohl aber gibt es auch hier einen Mittelweg.

Zwölf Berliner Banken hatten (siehe Tabelle XIII) ausweislich ihrer Bilanzen vom 31. Dezember 1902 bei 998 Mill. M. Kapital und 233 Mill. M. Reservefonds ungefähr 260 Mill. M. an eigenen Effekten. Keine derselben gibt an, wieviel davon in mündelsicheren Papieren angelegt, wieviel an deutschen Reichsanleihen und preußischen Konsols unter diesen Wertpapieren enthalten war.*) Man kann aber aus den aufgestellten Effektenkategorieen — so wenig sie auch spezialisiert sind — ungefähr ermitteln, daß von den ca. 100 Mill. M. festverzinslichen Werten dieser Banken sicherlich nicht mehr als 30—40 Mill., wahrscheinlich aber noch weniger in deutschen und preußischen Staatsanleihen angelegt waren. Nach englischer Sitte eingerichtet würden diese Banken, welche an eigenen

*) Aus dem Jahresbericht der Deutschen Bank für 1903 ist zu ersehen, daß dieselbe jetzt 38 Mill. M. deutsche Reichs- und Staatsanleihen unter dem Effektenkonto von 55,7 Mill. M. aufführt. Im übrigen hat sich im Laufe des letzten Jahres in den erwähnten Verhältnissen wenig geändert. Nach den neuesten Jahresberichten hatten dieselben Banken 1098 Mill. M. Kapital, 239 Mill. M. Reserven. Bei 2083 Mill. M. Kreditoren und Depositen waren 868 Mill. M. in Wechseln, 321 Mill. M. in Effekten angelegt. Abgesehen von der Disconto-Gesellschaft und der Deutschen Bank betrugen die Effektenposten, in welchen die deutschen Staatspapiere mitinbegriffen wurden, nur 53 Mill. M.



Kapitalien 1231 Mill., an fremden (Kreditoren und Depositen) 1866 Mill. M. nutzbar machen, etwa den achten Teil ihrer mehr als drei Milliarden betragenden Fonds zum Erwerb heimischer Staatspapiere verwendet haben. Sie würden also nahezu 400 Mill. M. deutsche Anleihen besitzen, während auf die übrigen deutschen Aktien-Kreditbanken noch etwa 350 Mill. M. entfallen würden. Man sieht hieraus, um welch große Summen es sich handeln könnte, wenn man die von deutschen Aktienbanken verwalteten Kapitalien mehr als bisher zum Erwerb von Staatspapieren heranzöge, gar nicht zu reden davon, daß, wenn die Banken dies tun würden, eine große Anzahl von bedeutenden Privatfirmen sich ihnen anschließen würde.

Eine gedankenlose Nachahmung des englischen Verfahrens ist natürlich nicht zu empfehlen. Man kennt die Schattenseiten einer so weitgehenden Abhängigkeit des Bankvermögens vom Stande des Staatskredits, von den Schwankungen des Anleihe-kurses, wie sie durch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände neuerdings in England sich geltend gemacht haben. Aber man muß andererseits die Tatsache im Auge behalten, daß von den sechs Milliarden deutschen Kapitals, mit welchen die deutschen Kredit-banken arbeiten (siehe Tabelle XIV), nur ein außerordentlich geringer Prozentsatz in den Dienst des Staatskredits gestellt ist, und daß von den vorhandenen Effekten auch nur ein kleiner Teil in Reichs- und Staatsanleihen angelegt ist.

Es würde sich demgegenüber wohl empfehlen, zwischen dem bisherigen deutschen und dem englischen Verfahren einen mittleren Weg zu suchen. Wenn auch nur versuchs- oder teilweise dieser Weg beschritten würde, so könnte dies schon von großem Einfluß auf den Kursstand unserer Anleihen sein. Ebenso wie die deutschen Banken jetzt eine Art Ehrgeiz darin finden, möglichst große Reserven zu haben, ein stolzes, mächtiges Bankgebäude mit niedrigem Buchwert zu besitzen, so könnten sie wohl auch mit Recht eine Ehre darein setzen, möglichst große Bestände an mündelsicheren Papieren zu niedrigem Buchwert als besondere Posten offen in ihren Bilanzen aufzuweisen. Viele deutsche Banken verfügen über große stille Reserven, und es wäre ihnen möglich, einen Bestand von Millionen deutscher Staatspapiere unter Heranziehung von solchen Reserven etwa mit 80 Proz. in die Bilanz einzusetzen. Wenn eine oder die andere unserer leitenden Banken hiermit den Anfang machen würde, so ist anzunehmen, daß auch die übrigen die Zweckmäßigkeit solcher Maßregel bald erkennen und ihrem Beispiel folgen würden. Dann

aber würden sie nicht nur nach außen hin ein in jeder Hinsicht einwandfreies Aktivum dem Publikum zeigen, sondern auch gegenüber den sonstigen Kapitalanlagen eine Zinseinbuße, wenn überhaupt, nur in geringem Maße erleiden.

Vergleicht man nämlich den Durchschnittskurs unserer Reichsanleihen und Konsols mit dem Durchschnitt des Berliner Privat-Wechsel-Diskonts, so zeigt sich, daß die Rentabilität unserer Staatspapiere, auf längere Zeiträume hin betrachtet, nicht geringer ist, als die Anlage verfügbarer Gelder in Wechseln (siehe Tabelle XV). Wie wir oben (Seite 446) gezeigt haben, war im letzten Jahrzehnt (von 1893—1902) der Durchschnittskurs der dreiprozentigen Reichsanleihe 92,72, der Realzins 3,24 Proz. Etwas höher verzinste sich die 3½prozentige Anleihe, nämlich bei einem durchschnittlichen Kurs von 101,52 mit **3,45 Proz.** Dies ist auch die durchschnittliche Rentabilität (3,45 Proz.) der 3½proz. Anleihen seit ihrem Bestehen (1886), während die 3prozentige seit 1890 mit **3,29 Proz.** sich verzinste. Demgegenüber betrug 1893—1902 der durchschnittliche Berliner Privat-Diskont (nach der Statistik*) des Reichsbankdirektoriums berechnet) 3,07 Proz. oder in der Zeit von 1890—1902 nur **3,02 Proz.**, was einem Mehrertrag der dreiprozentigen Anleihe von 0,27 Proz., der 3½prozentigen von 0,44 Proz. in 13 Jahren entspricht. Liegt hier also die Möglichkeit vor, durch Verwendung größerer Kapitalien zu dauerndem Erwerb von Staatspapieren eine zweckmäßige Form der Anlage, wie sie in England seit Jahrzehnten Sitte ist, zu pflegen, so ist andererseits auch die Möglichkeit, Geld auf derartige Aktiven zu bekommen, vorhanden.

Man könnte hier vielleicht den Einwand erheben, daß, je mehr die Bestände an Staatspapieren bei den Banken zunähmen, um so größer die Gefahr werden würde, daß die gesamte Kursentwicklung von der Ab- und Zunahme dieser Bestände abhängig wird. Es könnte z. B. bei Ausbruch einer Krise oder bei Konflikten der Banken mit der Finanzverwaltung der Fall eintreten, daß große Mengen von derartigen Effekten gleichzeitig oder in rascher Folge auf den Markt geworfen und dadurch unverkäuflich gemacht würden. Es mag zugegeben werden, daß in dem engeren Zusammenhang des Anleihekurses mit der Bewegung des Bankkapitals, wenn man die Frage theoretisch betrachtet, eine gewisse Gefahr gefunden werden könnte, aber in der Praxis würde

---

*) cfr. „Die Reichsbank 1876—1900" Seite 395 Tabelle 69.

dies um so weniger Bedenken bieten, je mehr die Sitte sich einbürgerte, jahraus jahrein in den Bankbilanzen einen annähernd gleichmäßigen, dem Kapitalbesitz entsprechenden Fond von staatlichen Papieren nachzuweisen. Hat sich diese Sitte, die sowohl dem nationalen Interesse der Hebung des Staatskredits als dem geschäftlichen Interesse der Banken entspricht, erst einmal festgesetzt, so würde eine plötzliche und willkürliche Abweichung davon immer schwieriger und seltener werden. Jede Bank würde ein Interesse daran haben, selbst in ungünstigen Zeiten an ihrem Effektenbesitz festzuhalten, um nicht etwa durch Massenverkäufe eine Entwertung der Staatspapiere herbeizuführen und das Publikum auf ihren hohen Geldbedarf aufmerksam zu machen.

Wenn nun unsere Banken in der geschilderten Art ein steigendes Interesse an der Hebung und Stützung des heimischen Anleihemarktes gewinnen würden, so erhebt sich naturgemäß die Frage, ob nicht vielleicht auch unsere industriellen Gesellschaften in entsprechender Weise vorgehen könnten.

IV. Würde es möglich und zweckmäßig sein, daß die industriellen Gesellschaften ihren Besitz an Staatspapieren erweitern?

Auch diese Frage ist zu bejahen. Selbstverständlich dürfte hier ebenfalls nicht das Gesetz, sondern die Sitte dazu veranlassen, die auch in dieser Hinsicht in England viel weiter verbreitet ist als in Deutschland. Gerade die bestfundierten und angesehensten englischen Unternehmungen verfügen über Konsolreserven oder sogenannte Government Stocks von bedeutender Höhe.

Versucht man in dieser Beziehung die deutschen und englischen Unternehmungen zahlenmäßig zu vergleichen, so bemerkt man, daß nur ein kleiner Teil der deutschen Gesellschaften in den Jahresberichten genauere Angaben über die Art der Effektenanlagen macht, während die englischen in der Mehrzahl der Fälle — wenn auch keineswegs alle — angeben, welche Papiere sich auf ihrem Effektenkonto befinden. Es hängt dies damit zusammen, daß in England überhaupt auf diese Form der Kapitalanlage mehr Wert gelegt wird, daß sie im Verhältnis zu dem gesamten eigenen Kapital eine viel ausgedehntere ist als bei uns.

Nimmt man zum Beispiel 15 beliebig zusammengestellte englische Aktien-Gesellschaften, welche in der beigefügten Tabelle (siehe Nr. XVI) aufgezählt sind, so sieht man, daß auf 1081,9 Mill. M. Aktienkapital und 118,6 Mill. M. Reserve-

fonds 182,6 Mill. M. Effekten, davon nicht weniger als 104,3 Mill. M. englische Staatspapiere entfallen, d. h. nahezu ein Zehntel des Aktienkapitals. Die größten Minen-Gesellschaften z. B., ferner die bedeutendsten Gasanstalten, Wasserwerke, Land-Gesellschaften usw. haben Konsol-Reserven von einer Größe, wie sie bei deutschen Unternehmungen gar nicht oder nur ausnahmsweise vorkommen. Diese Tatsache ist von der größten Wichtigkeit für den Umfang und die Elastizität des staatlichen Kredits. Es ist oben festgestellt, daß die englischen Banken über 3 Milliarden M. in Staatspapieren besitzen: jeder, der die Bilanzen der dortigen Industrie-Unternehmungen kennt, weiß, daß die Summe der Staatspapiere, welche von diesen letzteren nachgewiesen werden, obwohl es sich hier natürlich um viele kleinere Posten handelt, wahrscheinlich nicht geringer, vielleicht sogar noch größer ist.

Wie aber ist es bei den deutschen Gesellschaften? Man sollte meinen, daß sie recht erhebliche Beträge verfügbarer Mittel besitzen, die zur Anlage in erstklassigen Effekten mit niedrigen Zinsen verwertet werden können, aber schon ein flüchtiger Blick auf ihre Bilanzen zeigt, wie wenig beliebt diese Anlageform ist. Nach beifolgender Tabelle (siehe Nr. XVII) haben 15 der größten deutschen Gesellschaften bei einem Kapital von 707 Mill. M. und Reservefonds von 117 Mill. nur 45 Mill. M. eigene Effekten. Dies ist etwas über 6 Proz. des Aktienkapitals gegen 17 Proz. bei den oben genannten englischen Betrieben und 22 Proz. der Reservefonds gegen 154 Proz. Schwerlich mehr als die Hälfte jener 45 Mill. M. Wertpapiere, wahrscheinlich aber weit weniger besteht aus deutschen Staatspapieren. Es gibt allerdings auch in Deutschland, wie die Tabelle zeigt, einzelne Unternehmungen, die Wert darauf legen, größere oder kleinere Bestände an Reichs- und Staatsanleihen zu halten und keine anderen als mündelsichere Werte in ihr Effektenkonto aufzunehmen, aber solche Unternehmungen, die mit Stolz auf Kapitalanlagen dieser Art hinweisen können, gehören, wie gesagt, zu den Ausnahmen in Deutschland. Nur vorübergehend, wenn der Zinssatz für bares Geld ungewöhnlich niedrig ist, führt das Bestreben nach einer Steigerung der Zinserträgnisse in etwas größerem Umfange zum Ankauf solcher erstklassigen, jederzeit realisierbaren Effekten, deren dauernder Besitz sich keineswegs als unvorteilhaft darstellt. Da die heimischen Anleihen sich bisher mit 3,29 resp. 3,45 Proz. verzinst haben (siehe Seite 465) und nur vorübergehend, nämlich 1895—1897, die dreiprozentigen Papiere

sich dem Paristande näherten, so ist diese Kapitalanlage in Deutschland im ganzen vorteilhafter als für die industriellen Gesellschaften in England, denen die Konsols im Durchschnitt des letzten Jahrzehnts nur einen Realzins von 2,66 Proz. abwarfen. Es ist wohl einleuchtend, daß die größten, kapitalkräftigen deutschen Unternehmungen ganz ebenso wie die englischen auf einen hohen Zinsgewinn der Effekten weniger Wert zu legen brauchen als auf die Sicherheit und leichte Verkäuflichkeit derselben.

Dasselbe gilt aber in gewissem Sinne auch für private Kapitalisten.

V. Kann das anlagesuchende Publikum veranlaßt werden, seine Aufmerksamkeit mehr als bisher dem deutschen Anleihemarkte zuzuwenden?

Es gibt in Deutschland viele große und kleine Kapitalisten, welche, obgleich sie in günstigen Einkommensverhältnissen leben und nicht gerade auf hohen Zinsfuß zu sehen brauchen, keine Staatspapiere besitzen, weil ihnen die Verzinsung derselben im Verhältnis zu anderen Effekten zu gering erscheint. Es ist — man kann es nicht anders bezeichnen — die Freude am Gewinn, zum Teil sogar an der Spekulation, welche das Publikum vielfach verleitet, die Kapitalanlage in exotischen Papieren, Industrie-Effekten von schwankendem Werte usw. dem Erwerb von heimischen Staatsanleihen vorzuziehen. In England und Frankreich ist dies anders. Dort begnügen sich selbst kleine Kapitalisten mit geringen Zinsen und sind stolz auf ihren Besitz an Staatsrenten. Es ist einleuchtend, daß dies zum Teil auf der reiferen Entwicklung des Staatskredits und seiner Technik, auf einer größeren Schulung des Publikums beruht, welches dort sehr wohl weiß, daß in dem höheren Zins der Spekulationspapiere eine entsprechende Risikoprämie enthalten ist und daß die einseitige Anlage des Privatvermögens in solchen Effekten auch Gefahren mit sich bringt.

In dieser Hinsicht sind die Banken und Bankiers wohl in der Lage, noch mehr als bisher erzieherisch auf das Publikum einzuwirken und jedem einzelnen Kapitalisten, der ihre Hilfe in Anspruch nimmt, bei Gelegenheit zu raten, wenigstens einen gewissen Teil seines Vermögens in heimischen Staatsanleihen anzulegen. Vielleicht ist in dieser Beziehung in den letzten Jahren für unsere Anleihen zu wenig geschehen. An verfügbaren Ersparnissen hat es jedenfalls nicht gefehlt, denn es ist allgemein bekannt, in wie gewaltigem Maße sich das deutsche Volksvermögen etwa seit Mitte

der 90er Jahre vermehrt hat. Gerade jetzt bei dem im Vergleich zu anderen Ländern niedrigen Stande unserer dreiprozentigen Anleihen sind die Aussichten beim Erwerb dieser Papiere durchaus günstige. Um den Verkehr in Staatsanleihen zu erleichtern, sind nach einer Mitteilung des Finanzministers im Abgeordnetenhause die preußischen Staatskassen neuerdings angewiesen worden oder sollen angewiesen werden, Ankäufe in Staatspapieren für jedermann ohne Berechnung irgend einer Gebühr durch die Seehandlung besorgen zu lassen. Die Staatskassen stehen in gar keiner oder unzureichender Fühlung mit dem anlagesuchenden Publikum, auf das naturgemäß die Banken und Bankiers immer einen weitergehenden Einfluß ausüben werden. Anstatt durch das Vorschieben der Staatskassen die gewerbsmäßigen Vermittler des Anlageverkehrs auszuschalten, dürfte es sich mehr empfehlen, sich das wohlorganisierte, über das ganze Land ausgebreitete Netz der Banken und Bankiers dienstbar zu machen, etwa in ähnlicher Weise, wie die Landesbanken der Provinzen und die Hypothekenbanken dies mit großem Erfolge tun. Diese regulieren bekanntlich an den Börsen den Kurs ihrer Pfandbriefe und verkaufen dieselben durch die Banken und Bankiers, welche auf die zur festen Kapitalanlage bezogenen Schuldverschreibungen eine Provision erhalten. Es ist in Aussicht genommen, daß die Seehandlung nach Vergrößerung ihres Kapitals einen stärkeren Einfluß auf die Kurse der Staatsanleihen ausüben soll. Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß sie in Verbindung damit Gelegenheit findet, das Interesse der Banken und Bankiers durch ähnliche Mittel wachzuhalten wie die Landesbanken der Provinzen und die Hypothekenbanken.

Auch diejenigen Kapitalisten, welche dem Bankverkehr ferner stehen und zur Verwaltung ihres Vermögens eines sachkundigen Beraters nicht zu bedürfen glauben, können Veranlassung finden, die deutschen Staatsanleihen mehr als bisher als Kapitalanlage zu bevorzugen, wenn nur von seiten der Finanzverwaltung das Interesse an diesem Erwerb wachgehalten wird. Hierzu dürfte in erster Linie die zunehmende Verbreitung der vortrefflichen Einrichtung des Reichs- und Staatsschuldbuchs beitragen, auf welche auch an dieser Stelle besonders hingewiesen werden soll.

Während in Frankreich und England die Buchschulden das Ursprüngliche waren, die Inhaberpapiere erst später (1831 bezw. 1863) hinzukamen, sind bekanntlich in Deutschland die Staatsschuldbücher eine vergleichsweise neue Einrichtung, die für Preußen

seit 1883, für das Deutsche Reich seit 1891 besteht. Gleichwohl hat die Zahl der Eintragungen, wie aus umstehender Tabelle (siehe Nr. XVIII) ersichtlich, von Jahr zu Jahr zugenommen. Es hat also diese Einrichtung eine regelmäßig steigende Bedeutung für diejenigen Kreise des Publikums gewonnen, die zwecks dauernder Kapitalanlage Konsols und Reichsanleihen erwerben. Nach den letzten Bekanntmachungen berechnet, waren 23 Proz. der preußischen Staatsschuld und 11 Proz. der Reichsschuld in die Schuldbücher eingetragen, sodaß jetzt bereits über **2 Milliarden** Reichsanleihen und Konsols, ungefähr ein Fünftel des Gesamtumlaufs, der Reichs- und Staatsschuldenverwaltung zur Verwaltung und Aufbewahrung überlassen, in Buchschulden verwandelt sind.

Bedeutende Beträge von Staatspapieren befinden sich unter den Depots bei der Reichsbank*), wo sie zwar etwas beweglicher, aber doch auch in der Hauptsache zu dauernder Kapitalanlage bestimmt sind. Abgesehen von den Mündeldepots und den verschlossenen Depots (letztere im Jahre 1900 7110 Stück mit einem Versicherungswert von 266 Mill. M.), von deren Inhalt die Reichsbank keine Kenntnis nimmt, waren hier im Jahre 1900 an sogenannten offenen Depots Wertpapiere im Nennwert von 2888,8 Mill. M. vorhanden, davon 1151,7 Mill. M., also 40 Proz. deutsche Reichs- und Staatsanleihen gegen 514,4 Mill. M., also 17,8 Proz. Effekten ausländischer Währung, ein für deutsche Begriffe recht günstiges Verhältnis. Nicht weniger als **1020 Mill. M.,** mehr als der zehnte Teil des Gesamtumlaufs an deutschen und preußischen Anleihen, entfielen von dieser Summe allein auf Konsols und Reichsanleihen, nämlich 799,6 Mill. M. preußische und 220,7 Mill. M. Reichsanleihen. Es ist dies ungefähr die Hälfte der in die Schuldbücher eingetragenen Bestände. Schuldbücher und Reichsbank zusammen verwalten demnach gegenwärtig mehr als den d r i t t e n Teil aller deutschen und preußischen Anleihen.

Im letzten Jahrzehnt, vom 1. 4. 1893 bis 1. 4. 1903, betrugen die jährlichen Neueintragungen in die Schuldbücher im Durchschnitt **103,5 Mill. M.,** wovon ungefähr 3/4 auf das preußische, 1/4 auf das Reichsschuldbuch zu rechnen sind (vergl. Tabelle XVIII). Im Verhältnis zu der jährlichen Umlaufssteigerung durch neue Anleihen, die sich, wie oben (Seite 444) ausgeführt, seit

*) cfr. „Die Reichsbank 1876—1900“ S. 209/10 u. 408/9.

1890 auf rund 300 Mill. M. gestellt hat, ist dies ein sehr bedeutender Prozentsatz.

Trotz dieses erfreulichen Fortschritts haben indessen die Erfahrungen nach der vorjährigen Subskription gezeigt, daß die Zahl der unmittelbar nach den Emissionen in Buchschulden umgewandelten Anleihetitel immer noch nicht ausreichend ist gegenüber der großen Zahl der spekulativen Zeichnungen. Zu einer stärkeren Benutzung der Schuldbücher dürfte es wesentlich beitragen, wenn die Eintragung, wie dies nach dem mit allgemeiner Zustimmung aufgenommenen neuen Gesetzentwurf beabsichtigt ist, in Zukunft kostenlos bewirkt wird. Schon bisher erfolgte gemäß § 5 des Gesetzes „betreffend den weiteren Erwerb von Eisenbahnen für den Staat" vom 18. Mai 1903 die Umwandlung der für die Aktien als Abfindung gegebenen Staatsschuldverschreibungen in Buchschulden des Staates gebührenfrei, wenn die Eintragung binnen einer vom Finanzminister festgesetzten Frist bei der Hauptverwaltung der Staatsschulden beantragt wurde. Werden die Eintragungsgebühren nunmehr vollständig beseitigt, so wird sich auch bei zukünftigen Emissionen wahrscheinlich eine Besserung bemerkbar machen.

Ein weiterer Fortschritt, der für die Heranziehung ernsthafter Käufer und die rasche dauernde Unterbringung neuer Anleihen von weittragender Bedeutung werden könnte, wäre in der Gestaltung des Emissionsverfahrens dadurch zu erreichen, daß bei der Zuteilung in erster Linie diejenigen Zeichner berücksichtigt werden, welche die ihnen zufallenden Beträge in das Reichs- resp. Staatsschuldbuch eintragen lassen wollen. Um die Durchführung des Versprechens der Eintragung zu sichern, wäre es empfehlenswert, daß die solchen Zeichnern zuzuteilenden Stücke den betreffenden Zeichnungsstellen nicht ausgehändigt, sondern sofort dem Staatsschuldbuchbureau zur Eintragung übermittelt werden.

Schon bei der vorjährigen Emission hatte die Reichsbank den Zeichnungsstellen gegenüber den Wunsch ausgesprochen, „in erster Linie die reellen kleinen Zeichnungen, sowie solche, welche zweifellos zu festen Kapitalsanlagen, insbesondere auch zur Eintragung in das Reichsschuldbuch bestimmt sind, zu berücksichtigen". Auch waren damals allein bei der Reichsbank 40 Mill. M. (also fast ein Siebentel der Anleihe) zur Eintragung angemeldet worden. Eine Gewähr für die Durchführung des Versprechens der Eintragung

kann aber nur durch die unmittelbare Anmeldung zur Eintragung in die Schuldbücher ohne Verabfolgung von Inhaberpapieren an die Zeichner geschaffen werden. Die besondere Berücksichtigung derartiger Zeichnungen wäre dann von der Zentralleitung des Emissionskonsortiums, nicht wie bisher von den einzelnen Zeichnungsstellen in die Hand zu nehmen. Die betreffende Subskriptionsbedingung würde demnach etwa folgendermaßen lauten müssen:

„Diejenigen Zeichner, welche sich verpflichten, die ihnen zu„fallenden Anleihebeträge unmittelbar in das Deutsche Reichsschuld„buch oder Preußische Staatsschuldbuch eintragen zu lassen, ohne „für sich auf Verabfolgung von Inhaberpapieren Anspruch zu „erheben, werden bei der Zuteilung vorzugsweise berücksichtigt. Die „Zeichnungsstellen werden die Anträge zur Eintragung für diese „Zeichner dem Staatsschuldbuchbureau übermitteln und gleichzeitig „die Reichsbank oder Seehandlung beauftragen, den entsprechenden „Betrag der zur Umwandlung in Buchschulden bestimmten Inhaber„papiere an die Staatsschuldenverwaltung auszuliefern. Im übrigen „erfolgt die Zuteilung nach dem Ermessen der Zeichnungsstellen „tunlichst bald nach Schluß der Zeichnung usw."

Ferner wären manche Erleichterungen bei der Uebertragung von Buchforderungen wünschenswert. In England können derartige Forderungen auch auf die Namen von zwei oder mehreren Eigentümern, z. B. Ehegatten, Kindern usw., eingetragen werden, mit der Maßgabe, daß die Zinsen stets dem an erster Stelle eingetragenen Eigentümer ausgezahlt werden, und daß der Anteil beim Tode eines der Kontoinhaber dem oder den Miteigentümern ohne Umschreibung, also ohne Erledigung schwieriger, kostspieliger Formalitäten zufällt. Bei den hiesigen Schuldbüchern darf dagegen die Eintragung immer nur auf den Namen e i n e s Gläubigers erfolgen. Der Uebergang des Kontos auf den Rechtsnachfolger ist daher an die Erfüllung von umständlichen formellen Vorschriften geknüpft, die vielfach abschrecken und sich vermeiden lassen, wenn man, wie in England, die Eintragung auf die Namen mehrerer Eigentümer zuläßt mit der oben geschilderten Maßgabe inbetreff des Uebergangs auf die Ueberlebenden.

Endlich wäre es zweckmäßig, durch geeignete, periodisch zu wiederholende Bekanntmachungen in den Tagesblättern immer weitere Kreise des Publikums mit der Einrichtung der Schuldbücher bekannt zu machen. Die Veröffentlichungen über den

Stand der Eintragungen erscheinen in der Regel nur im Preußischen Staatsanzeiger, welchen bekanntlich das Privatpublikum wenig oder gar nicht liest. Es wäre erwünscht, daß die Zeitungen diese Berichte bringen, die gewiß von allgemeinem Interesse sind. Wie groß der Erfolg solcher Bekanntmachungen ist, zeigte sich besonders im Jahre 1897 bei der Konversion der vierprozentigen preußischen Anleihen in dreieinhalbprozentige. Bei dieser Gelegenheit wurde auf das Staatsschuldbuch öffentlich in verschiedenen Zeitungen hingewiesen. Die Eintragungen in das Preußische Staatsschuldbuch stiegen in diesem Jahre von 1059 auf 1159 Mill. M., d. h. von 16,6 auf 18,2 Proz. der preußischen Staatsschuld.*)

Wenn unter dem Einfluß einer allmählich sich herausbildenden und durch geeignete Maßregeln stetig zu fördernden Sitte die privaten Kapitalisten, die Banken, industriellen Gesellschaften, Sparkassen und Versicherungs-Unternehmungen einen größeren Teil des vorhandenen Anlagekapitals zum dauernden Erwerb von heimischen Staatspapieren verwenden, so wird in Zukunft nicht zu befürchten sein, daß die Nachfrage auf dem deutschen Anleihemarkte hinter dem wohlerwogenen Bedarf des Staates an neuen Anleihen zeitweise zurückbleibt. Es ist nicht der Mangel an Kapitalien, welcher einer günstigeren Entwicklung der Marktverhältnisse im Wege steht, sondern der Mangel einer planmäßigen Gewöhnung und Schulung der verschiedenen Kreise von Käufern, welche für die Aufnahme unserer Anleihen in Betracht kommen. Die Tatsache, daß Deutschland in dieser Hinsicht hinter anderen Ländern, insbesondere hinter England und Frankreich, zurückgeblieben ist, bildet an und für sich keinen Grund zu einer pessimistischen Auffassung der gegenwärtigen Finanzlage. Allerdings erklärt sich daraus in unwiderlegbarer Weise der relativ niedrige Kursstand und der wesentlich beschränktere Markt der Staatspapiere, aber es ist durchaus nicht anzunehmen, daß diese Tatsache gewissermaßen naturnotwendig und unabänderlich ist. Ob und in welchem Maße sich auch in Deutschland entsprechende Anlagesitten herausbilden, das wird wesentlich abhängen von dem Interesse, dem guten Willen, den nationalen Gesinnungen der beteiligten Kreise und von der Art und Weise, wie dieses Interesse nicht bloß von seiten der Finanzverwaltung, sondern auch von seiten der

*) cfr. „Die Reichsbank 1876—1900" S. 210.



Banken und Bankiers, die auf diesem Gebiet einen weitreichenden Einfluß ausüben könnten, gefördert und wachgehalten wird. In erster Linie kommt es hier darauf an, mit gutem Beispiele voranzugehen und unter Umständen selbst mit Hintansetzung persönlichen Vorteils, aber ohne Verletzung vitaler geschäftlicher Interessen zur Steigerung des Anleihekurses beizutragen. Es war der Hauptzweck dieser Arbeit, die Möglichkeit eines solchen Vorgehens nachzuweisen. Es wäre erfreulich, wenn diese Untersuchungen dazu beitragen, die Ueberzeugung zu verbreiten, daß der deutsche Anleihemarkt noch am Beginn seiner Entwicklung steht und daß noch viel für ihn geschehen muß und geschehen könnte, wenn er sich zu der im allgemeinen Interesse erwünschten Höhe erheben soll.

## Tabelle I.

### Kursbewegung der dreiprozentigen Reichsanleihen.

| | Durchschnitt | Höchster Kurs | Niedrigster Kurs | Emissions-Kurs |
|---|---|---|---|---|
| 1890 | 87,05 | 87,10 | 85,30 | 87 |
| 1891 | **85,10** | 87,10 | **82,75** | 84,40 |
| 1892 | 86,27 | 88 | 84 | **83,60** |
| 1893 | 86,27 | 88 | 84,50 | 86,80 |
| 1894 | 90,73 | 95,75 | 85,25 | 87,70 |
| 1895 | 98,91 | **100,30** | 96,10 | — |
| 1896 | **99,22** | 99,90 | 97,60 | — |
| 1897 | 97,65 | 99½ | 96,80 | — |
| 1898 | 95,51 | 97,70 | 92,50 | — |
| 1899 | 90,71 | 94,30 | 87,60 | 92 |
| 1900 | 86,74 | 89 | 84,90 | — |
| 1901 | 89,27 | 92,40 | 86,25 | 87,50 |
| 1902 | 92,18 | 93,50 | 90,30 | 89,80 |
| 1903 | 91,49 | 93,40 | 89,20 | 92 |

Durchschnitt 1890—1902: 91,20 Proz.,

also durchschnittliche Rentabilität: 3,289 Proz.

### Kurse vom 1. April bis 30. September 1903.

| | Durchschnitt | Höchster Kurs | Niedrigster Kurs |
|---|---|---|---|
| **April** . . . | **92,55** | **92,75** | 92,50 |
| **Mai** . . . . | 92,06 | 92,50 | 91,70 |
| **Juni** . . . | 91,49 | 91,80 | 91,20 |
| **Juli** . . . . | 91,28 | 91,70 | 90,90 |
| **August** . . . | 90,35 | 91 | 89,60 |
| **September** . | **89,55** | 89,90 | **89,20** |

Durchschnitt vom 1. April bis 30. September 1903: 91,20 Proz.

Kurs am 31. Dezember 1903: 91,80.

## Tabelle II.

### Kursbewegung der dreieinhalbprozentigen Reichsanleihen.

| | Durchschnitt | Höchster Kurs | Niedrigster Kurs |
|---|---|---|---|
| 1890 | 100,42 | 103,40 | 97 |
| 1891 | 98,38 | 99,25 | 96,50 |
| 1892 | 99,97 | 101 | 98,60 |
| 1893 | 100,38 | 101,60 | 99,20 |
| 1894 | 102,39 | 104,60 | 100,30 |
| 1895 | 104,44 | 105,20 | 103,30 |
| 1896 | **104,57** | **105,70** | 103 |
| 1897 | 103,58 | 104,50 | 102,60 |
| 1898 | 102,64 | 104 | 100,80 |
| 1899 | 99,77 | 101,90 | 96,90 |
| 1900 | **95,82** | 99,10 | **92,75** |
| 1901 | 99,54 | 101,75 | 95,80 |
| 1902 | 102,06 | 103,30 | 101,20 |
| 1903 | 102,30 | 103,30 | 101 |

Durchschnitt 1890—1902: 101,07 Proz.,
also durchschnittliche Rentabilität: 3,46 Proz.

### Kurse vom 1. April bis 30. September 1903.

| | Durchschnitt | Höchster Kurs | Niedrigster Kurs |
|---|---|---|---|
| April . . . | **102,78** | **102,90** | 102,70 |
| Mai . . . | 102,56 | 102,80 | 102 |
| Juni . . . | 101,94 | 102,20 | 101,75 |
| Juli . . . | 102,30 | 102,60 | 102 |
| August . . | 101,95 | 102,30 | 101,70 |
| September . | **101,40** | 101,60 | **101** |

Durchschnitt vom 1. April bis 30. September 1903: 102,15 Proz.

Kurs am 31. Dezember 1903: 102,20.

Tabelle III.

**Die deutschen Reichsanleihen vom 1. April 1890 bis 1. April 1902**
**in Mark.**

## 1. Dreiprozentige Anleihen.

| Jahr | Umlauf bei Beginn des Etatsjahres: Nennwert | Kapitalerlös | Kurs | Zins | Zugang im Etatsjahre: Nennwert | Kapitalerlös | Kurs | Zins |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1890 | | | | | 170 000 000 | 146 865 312 | 86,3914 | 3,4726 |
| 1891 | 170 000 000 | 146 865 312 | 86,3914 | 3,4726 | 350 537 300 | 301 320 212,25 | 83,8078 | 3,58 |
| 1892 | 529 537 300 | 448 185 524,25 | 84,6372 | 3,5445 | (Rest der Emission) 462 700 | 338 592,54 | | |
| 1893 | 530 000 000 | 448 524 116,79 | 84,6272 | 3,5450 | 160 000 000 | 138 271 713,11 | 84,4198 | 3,4714 |
| 1894 | 690 000 000 | 586 795 829,90 | 85,0429 | 3,5276 | 160 600 000 | 140 575 522,07 | 87,5315 | 3,2473 |
| 1895 | 850 600 000 | 727 371 351,97 | 85,5127 | 3,5082 | 34 655 100 | 34 422 211,20 | 99,3280 | 3,0203 |
| 1896 | 885 255 100 | 761 793 563,17 | 86,0536 | 3,4862 | 15 987 200 | 15 695 069,75 | 98,1727 | 3,0558 |
| 1897 | 901 242 300 | 777 488 632,92 | 86,2685 | 3,4775 | 41 004 500 | 39 824 681,15 | 97,1227 | 3,0889 |
| 1898 | 942 246 800 | 817 313 314,07 | 86,7409 | 3,4586 | 115 703 900 | 106 435 697,75 | 91,9897 | 3,2612 |
| 1899 | 1 057 950 700 | 923 749 011,82 | 87,3149 | 3,4358 | 549 300 | 498 471,50 | 90,7467 | 3,3059 |
| 1900 | 1 058 500 000 | 924 247 483,32 | 87,3167 | 3,4358 | 17 150 000 | 15 021 987,60 | 87,5912 | 3,4250 |
| 1901 | 1 075 650 000 | 939 269 380,92 | 87,3211 | 3,4356 | 417 850 000 | 365 543 536,35 | 87,4820 | 3,4293 |
| 1902 | 1 493 500 000 | 1 304 812 917,27 | 87,3661 | 3,4338 | | | | |

## 2. Dreieinhalbprozentige Anleihen.

| Jahr | Umlauf bei Beginn des Etatsjahres: Nennwert | Kapitalerlös | Kurs | Zins | Zugang im Etatsjahre: Nennwert | Kapitalerlös | Kurs | Zins |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1890 | 667 981 800 | 676 850 884,06 | 101,3277 | 3,4541 | 29 815 900 | 29 392 897,52 | 98,5813 | 3,5504 |
| 1891 | 697 797 700 | 706 243 781,58 | 101,2104 | 3,4581 | 8 232 400 | 8 061 124,70 | 97,9195 | 3,5744 |
| 1892 | 706 030 100 | 714 304 906,28 | 101,1720 | 3,4595 | 54 812 400 | 54 668 058,20 | 99,7367 | 3,5092 |
| 1893 | 760 842 500 | 768 972 964,48 | 101,0686 | 3,4630 | 14 872 000 | 14 915 732 | 100,2941 | 3,4897 |
| 1894 | 775 714 500 | 783 888 696,48 | 101,0538 | 3,4635 | 4 905 300 | 5 021 182,35 | 102,3624 | 3,4192 |
| 1895 | 780 619 800 | 788 909 878,83 | 101,0620 | 3,4632 | 9 380 200 | 9 798 762,70 | 104,4622 | 3,3505 |
| 1896 | 790 000 000 | 798 708 641,53 | 101,1024 | 3,4618 | | | | |

## Tabelle III (Fortsetzung).

### 3. Früher vierprozentige, seit 1. Oktober 1897 dreieinhalbprozentige konvertierte Anleihen.

| Nennwert | Kapitalerlös | Durchschnittskurs | Zins vor | Zins nach der Konvertierung |
|---|---|---|---|---|
| 450 000 000 | 445 705 020,05 | 99,0455 | 4,0386 % | 3,5337 % |

### 4. Vierprozentige Schatzanweisungen (seit 14. Sept. 1900, rückzahlbar 1904 u. 1905)

| Nennwert | Kapitalerlös | Kurs | Zins |
|---|---|---|---|
| 80 000 000 | 79 392 000 | 99,24 | 4,0306 |

### 4. Emissionen der dreiprozentigen Reichsanleihen
in Mark.

| Jahr | Nennwert | Eingezahltes Kapital | Kapitalerlös | Subskriptions-Preis | Begebungs- Kurs (Nettobeträge) | Zins |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1) 30. September 1890 | 170 000 000 | 147 900 000 | 146 865 312 | 87 | 86,3914 | 3,4726 |
| 2) 20. Februar 1891 | 200 000 000 | 168 800 000 | 168 292 647,55 | 84,40 | 84,1463 | 3,5652 |
| 3) 9. Februar 1892 | 160 000 000 | 133 760 000 | 133 366 157,24 | 83,60 | 83,3539 | 3,5991 |
| 4) 11. April 1893 | 160 000 000 | 138 880 000 | 138 271 713,11 | 86,80 | 86,4198 | 3,4714 |
| 5) 24. April 1894 | 160 000 000 | 140 320 000 | 139 985 181,17 | 87,70 | 87,4907 | 3,4289 |
| 6) 28. Januar 1899 | 75 000 000 | 69 000 000 | 68 520 634,80 | 92 | 91,3608 | 3,2837 |
| 7) 3. April 1901 | 300 000 000 | 262 500 000 | 260 364 691,05 | 87,50 | 86,7882 | 3,4173 |
| 8) 22. Januar 1902 | 115 000 000 | 103 270 000 | 102 569 742 | 89,80 | 89,1901 | 3,3636 |
| | | | | im Durchschnitt | | |
| Summe 1890—1901 | 1 340 000 000 | 1 164 430 000 | 1 158 236 078,92 | 86,90 | 86,4355 | 3,4708 |
| Dazu letzte Emission: | | | | | | |
| 9) 17. April 1903 | 290 000 000 | 266 800 000 | 265 028 389 | 92 | 91,389 | 3,2827 |
| | | | | im Durchschnitt | | |
| Gesamtsumme | 1 630 000 000 | 1 431 230 000 | 1 423 264 467,92 | 87,80 | 87,3168 | 3,4358 |

## 5. Gesamtbetrag der Reichsanleihen und Uebersicht der freihändig verkauften Beträge

in Mark.

| Summe der Reichsanleihen | | | Freihändig verkaufte Anleihebeträge | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. April | Nennwert | Kapitalerlös | Zugang im ganzen | Dreiprozent. Anleihen Nennwert | Dreiprozent. Anleihen Erlös | Dreieinhalbproz. Anleihen Nennwert | Dreieinhalbproz. Anleihen Erlös |
| 1890 | 1 117 981 800 | 1 122 555 904,11 | 29 815 900 | | | 29 815 900 | 29 392 897,52 |
| 1891 | 1 317 797 700 | 1 298 814 113,63 | 8 232 400 | | | 8 232 400 | 8 061 124,70 |
| 1892 | 1 685 567 400 | 1 608 195 450,58 | 54 812 400 | | | 54 812 400 | 54 668 058,20 |
| 1893 | 1 740 842 500 | 1 663 202 101,22 | 14 872 000 | | | 14 872 000 | 14 915 732 |
| 1894 | 1 915 714 500 | 1 816 389 546,43 | 5 505 300 | 600 000 | 590 340,90 | 4 905 300 | 5 021 182,35 |
| 1895 | 2 081 219 800 | 1 961 986 250,85 | 44 035 300 | 34 655 100 | 34 422 211,20 | 9 380 200 | 9 798 762,70 |
| 1896 | 2 125 255 100 | 2 006 207 224,75 | 15 987 200 | 15 987 200 | 15 695 069,75 | | |
| 1897 | 2 141 242 300 | 2 021 902 294,50 | 41 004 500 | 41 004 500 | 39 824 681,15 | | |
| 1898 | 2 182 246 800 | 2 061 726 975,65 | 40 703 900 | 40 703 900 | 37 915 062,95 | | |
| 1899 | 2 297 950 700 incl. Emiss. 28. 1. | 2 168 162 673,40 | 549 300 | 549 300 | 498 471,50 | | |
| 1900 | 2 298 500 000 | 2 168 661 144,90 | 17 150 000 | 17 150 000 | 15 021 897,60 | | |
| 1901 | 2 315 650 000 | 2 183 683 042,50 | 2 850 000 | 2 850 000 | 2 609 103,30 | | |
| 1902 | 2 733 500 000 | 2 549 226 578,85 | | | | | |
| inkl. Schatz-Anweisungen | 2 813 500 000 | 2 628 618 578,85 | 275 518 200 | 153 500 000 | 146 576 838,35 | 122 018 200 | 121 857 757,47 |
| | | | Gesamtsumme der 1890—1902 freihändig verkauften Beträge. | | | | |
| 1890-1902 Zunahme | 1 695 518 200 | 1 506 062 674,74 | Hierzu kommen obige Emissionen (1340 Mill. Mark) und 80 Mill. Schatz-Anweisungen, zusammen nebenstehende Zunahme der Schuld. | | | | |

## Tabelle IV.

### Die preussischen Staatsanleihen vom 1. April 1890 bis 1. April 1902 in Mark.

### 1. Dreiprozentige Anleihen.

| Jahr | Umlauf 1. April | Zugang resp. Abgang | *) Barkredite, soweit verrechnet: Nennwert und Erlös | Kurs | Zins | Zugang an neuen Barkrediten: Nennwert und Erlös | Kurs | Zins | *Nennwert-Kredite Zugang resp. Abgang |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1890 | | 65 000 000 | | | | 65 000 000<br>56 063 388,65 | 86,2514 | 3,4782 | |
| 1891 | 65 000 000 | 250 000 000 | 65 000 000<br>56 063 388,65 | 86,2514 | 3,4782 | 250 000 000<br>210 054 593,78 | 84,0218 | 3,5705 | |
| 1892 | 315 000 000 | 180 000 000 | 315 000 000<br>266 117 982,43 | 84,4819 | 3,5516 | 180 000 000<br>149 854 476,95 | 83,2525 | 3,6035 | |
| 1893 | 495 000 000 | 140 000 000 | 495 000 000<br>415 972 459,38 | 84,0348 | 3,5699 | 140 000 000<br>121 017 802 | 86,4413 | 3,4706 | |
| 1894 | 635 000 000 | | 635 000 000<br>536 990 261,38 | 84,5654 | 3,5476 | | | | |
| 1895 | 635 000 000 | 148 162 000 | 635 000 000<br>536 990 261,38 | 84,5654 | 3,5476 | 80 796 300<br>80 152 423,45 | 99,2031 | 3,0241 | 67 365 700 |
| 1896 | 783 162 000 | 51 800 000<br>— 62 400 | 715 796 300<br>617 142 684,33 | 86,2176 | 3,4796 | 7 115 550<br>7 114 767,45 | 99,9890 | 3,0003 | 44 622 050 |
| 1897 | 834 899 600 | | 723 045 850<br>624 390 642,08 | 86,3556 | 3,4701 | | | | |
| 1898 | 834 899 600 | 125 000 000<br>— 2 200 | 723 134 150<br>624 477 045,28 | 86,3570 | 3,4740 | 124 205 600<br>113 334 592,40 | 91,2476 | 3,2878 | 792 200 |
| 1899 | 959 897 400 | 2 500 000 | 883 705 600<br>772 840 169,33 | 87,4545 | 3,4304 | 2 500 000<br>2 300 000 | 92 | 3,3696 | — |
| 1900 | 962 397 400 | 15 000 000 | 886 205 600<br>775 140 169,33 | 87,4673 | 3,4298 | 14 690 000<br>12 890 720,20 | 87,7517 | 3,4187 | 310 000 |
| 1901 | 977 397 400 | 270 000 000 | 901 690 000<br>788 712 431,13 | 87,4705 | 3,4297 | 251 995 000<br>224 243 382,75 | 88,9872 | 3,3713 | 18 005 000 |
| [illegible] | [illegible] | | [illegible] | 87,8030 | 3,4164 | | | | |

## 2. Dreieinhalbprozentige Anleihen.

| Jahr | Umlauf 1. April | Zugang resp. Abgang | Barkredite, soweit verrechnet: Nennwert und Erlös | Kurs | Zins | Zugang an neuen Barkrediten: Nennwert und Erlös | Kurs | Zins | Nennwert-Kredite Zugang resp. Abgang |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1890 | 1 047 190 200 | 840 613 900<br>— 16 200 | 406 388 000<br>409 847 513,19 | 100,8513 | 3,4705 | 7 000 000<br>6 963 325,75 | 99,4761 | 3,5184 | 833 597 700 |
| 1891 | 1 887 787 900 | 3 579 000<br>— 12 450 | 449 187 000<br>451 858 920,77 | 100,5948 | 3,4793 | | | | 3 566 550 |
| 1892 | 1 891 354 450 | 18 502 400 | 456 388 000<br>458 983 455,72 | 100,5687 | 3,4802 | 10 000 500<br>10 050 004 | 100,4950 | 3,4828 | 8 501 900 |
| 1893 | 1 909 856 850 | 3 622 300 | 466 388 500<br>469 033 459,72 | 100,5671 | 3,4803 | | | | 3 622 300 |
| 1894 | 1 913 479 150 | 3 100 300 | 468 921 100<br>471 578 662,42 | 100,5667 | 3,4803 | | | | 3 100 300 |
| 1895 | 1 916 579 450 | 500 | | | | | | | 500 |
| 1896 | 1 916 579 950 | — 2 479 300 | | | | | | | —2 479 300 |
| 1897 | 1 914 100 650 | | | | | | | | |

## 3. Früher vierprozentige, seit 1. Oktober 1897 dreieinhalbprozentige konvertierte Anleihen.

1. April 1890 in Umlauf 3 592 667 850 M., Abgang durch Tilgung seit 1896: 7 447 950 M.,
daher: 1. April 1902 „ „ 3 585 219 900 M.;

davon ursprünglich Barkredite { 1 034 058 400 M. Nennwert, Durchschnittskurs 97,6991
1 010 265 270,40 M. Kapitalerlös, Zinsfuß 4,0942 vor der Konversion
„ 3,5824 nach „ „

*) Anmerkung: Unter „Barkrediten" sind die gegen bar veräußerten Anleihebeträge zu verstehen. „Nennwertkredite" sind solche, die zum Nennwert gegen Eisenbahnpapiere umgetauscht, zur Grundsteuerentschädigung, Konsolidation rc. benutzt, zum Teil auch solche, die noch unverrechnet eingestellt sind.

## Tabelle IV (Fortsetzung).

### 4. Emissionen der dreiprozentigen preussischen Staatsanleihen
in Mark.

| Datum | Nennwert | Eingezahltes Kapital | Kapitalerlös | Subskriptions-Preis | Begebungs-Kurs und Zins Nettobeträge | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1) 30. September 1890 | 65 000 000 | 56 550 000 | 56 063 388,65 | 87 | 86,2514 | 3,4782 |
| 2) 20. Februar 1891 | 250 000 000 | 211 000 000 | 210 054 593,78 | 84,40 | 84,0218 | 3,5705 |
| 3) 9. Februar 1892 | 180 000 000 | 150 480 000 | 149 854 476,95 | 83,60 | 83,2525 | 3,6035 |
| 4) 11. April 1893 | 140 000 000 | 121 520 000 | 121 017 802 | 86,80 | 86,4413 | 3,4706 |
| 5) 28. Januar 1899 | 125 000 000 | 115 000 000 | 114 016 364 | 92 | 91,2131 | 3,2890 |
| 6) 22. Januar 1902 | 185 000 000 | 166 130 000 | 164 795 627,21 | 89,80 | 89,0787 | 3,3678 |
| | | | | im Durchschnitt | | |
| Summe 1890—1902 | 945 000 000 | 820 680 000 | 815 802 252,59 | 86,84 | 86,3283 | 3,4635 |

### 5. Gesamtbetrag der preussischen Staatsanleihen und Uebersicht der freihändig verkauften (resp. gegen Eisenbahnpapiere vertauschten usw.) Beträge
in Mark.

| | Summe der Staatsanleihen | Freihändig verkaufte Anleihebeträge | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | Zugang im Ganzen incl. Eisenbahnpapiere | Dreiprozentige Anleihen | | Dreieinhalbproz. Anleihen | |
| | | | Barkredite Nennwert u. Erlös | Nennwertkredite Zu- u. Abgang | Barkredite Nennwert u. Erlös | Nennwertkredite Zu- u. Abgang |
| 1. April 1890 | 4 775 853 459,72 | 840 597 700 | | | 7 000 000<br>6 963 325,75 | 833 613 900<br>— 16 200 |
| 1891 | 5 692 918 793,07 | 3 566 550<br>165 329 017,06 | | | | 3 579 000<br>12 450 |

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1892 | 6 057 952 165,90 | 18 502 400 | | | 10 000 500<br>10 050 004 | 8 501 900 |
| 1893 | 6 239 839 529,93 | 3 622 300 | | | | 3 622 300 |
| 1894 | 6 368 098 953,54 | 3 100 300 | | | | 3 100 300 |
| 1895 | 6 353 822 617,98 | 148 162 500 | 80 796 300<br>80 152 423,45 | 67 365 700 | | 500 |
| 1896 | 6 458 845 905,25 | 49 258 300<br>* 1 500 000 | 7 115 550<br>7 114 767,45 | 44 684 450<br>— 62 400 | | — 2 479 300 |
| 1897 | 6 494 440 982,06 | | | | | |
| 1898 | 6 484 878 569,74 | — 2 200 | | — 2 200 | | |
| 1899 | 6 600 176 995,19 | 2 500 000 | 2 500 000<br>2 300 000 | | | |
| 1900 | 6 591 100 704,65 | 15 000 000 | 14 690 000<br>12 890 720,20 | 310 000 | | |
| 1901 | 6 602 323 566,40 | 85 000 000 | 71 995 000<br>63 901 698,05 | 13 005 000 | | |
| 1902 | 6 865 304 545,89 | | | | | |
| Zugang 1890 bis 1902 | 2 089 451 086,17 | 1 169 307 850<br>+ 166 829 047,06<br>Eisenbahnpapiere | 177 096 850<br>166 359 609,15 | 125 300 550 | 17 000 500<br>17 013 329,75 | 849 905 450 |

1 336 136 897,06 Gesamtsumme der freihändig verkauften Beträge, abzüglich
191 675 710,89 effektive Tilgung. Hierzu kommen obige 945 000 000 Emissionen, zusammen nebenstehende Zunahme der Schuld.

*) Eisenbahnpapiere.

Tabelle

# I. Uebersicht der Emissionen 1890—1903

nach Etatsjahren in Mark.

## Reich und Preußen zusammen. Dreiprozentige Anleihen.

| Etatsjahr | Nennwert | Eingezahltes Kapital | Nettoerlös | Subskriptionskurs. |
|---|---|---|---|---|
| 1890 | 235 000 000 | 204 450 000 | 202 928 700,65 | 87 |
| 1891 | *) 450 000 000 | 379 800 000 | 378 347 241,33 | 84,40 |
| | *) 340 000 000 | 284 240 000 | 283 220 634,19 | 83,60 |
| 1893 | 300 000 000 | 260 400 000 | 259 289 515,11 | 86,80 |
| 1894 | 160 000 000 | 140 320 000 | 139 985 181,17 | 87,70 |
| 1898 | 200 000 000 | 184 000 000 | 182 536 998,80 | 92 |
| 1901 | **) 300 000 000 | 262 500 000 | 260 364 691,05 | 87,50 |
| | **) 300 000 000 | 269 400 000 | 267 365 369,21 | 89,80 |
| 1903 | 290 000 000 | 266 800 000 | 265 028 389 | 92 |
| Gesamtsumme | 2 575 000 000 | 2 251 910 000 | 2 239 066 720,51 | |

*) Anleihen vom 20. Februar 1891 und 9. Februar 1892.
**) Anleihen vom 3. April 1901 und 22. Januar 1902.

## V.

### 2. Uebersicht der Zunahme der Schulden von 1890—1901.

Reich und Preußen zusammen. Nominalbeträge in Mark.

| Etatsjahre | Dreiprozentige Anleihen | | Dreieinhalbprozentige |
|---|---|---|---|
| | Emissionen | Anderweitig veräußert (freihändig). | |
| 1890 | 235 000 000 | — | 870 413 600 |
| 1891 | 790 000 000 | — | 11 798 950 |
| 1892 | — | — | 73 314 800 |
| 1893 | 300 000 000 | — | 18 494 300 |
| 1894 | 160 000 000 | 600 000 | 8 005 600 |
| 1895 | — | 182 817 100 | 6 901 400 |
| 1896 | — | 67 722 600 | — |
| 1897 | — | 41 004 500 | — |
| 1898 | 200 000 000 | 40 703 900 | — |
| 1899 | — | 3 049 300 | — |
| 1900 | (80 000 000) | 32 150 000 | — |
| 1901 | 600 000 000 | 87 850 000 | — |
| 1890 – 1901 Gesamtsumme | 2 285 000 000 | 455 897 400 | 988 928 650 |

Es wurden also durch Emissionen in Umlauf gebracht 2285 Mill. M., mit Einschluß der vierproz. Reichsschatzanweisungen 2365 Mill. M., dagegen anderweitig begeben 1 444 826 050 M.

Hiervon gingen ab durch effektive Tilgung in Preußen 7 447 950 M. ($3^1/_2$ proz. Anleihe), also betrug die Umlaufsvermehrung an deutschen und preußischen Anleihen 1890—1091 3 802 378 100 M., resp. durchschnittlich im Jahre 316,864 841 Mill. M. (nominal).

## Tabelle VI.

### Jährliche Durchschnittskurse und Zinsertrag der dreiproz. Reichsanleihen, der dreiproz. französischen Rente und der zweidreiviertelproz., seit 6. April 1903 zweieinhalbproz. englischen Konsols von 1893—1903.

| | 1893 | 1894 | 1895 | 1896 | 1897 | 1898 | 1899 | 1900 | 1901 | 1902 | 1903 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Jahresdurchschnittskurse | | | | | | | | | | | |
| der 3 proz. Reichsanleihen | 86,27 | 90,73 | 98,91 | **99,22** | 97,65 | 95,51 | 90,71 | 86,74 | 89,27 | 92,18 | 91,49 |
| der 3 proz. franz. Rente | 97,22 | 100,05 | 102,03 | 102,16 | **103,33** | 102,85 | 101,24 | 100,60 | 101,22 | 100,60 | 98,13 |
| der 2¾ proz. englischen Konsols | 98,37 | 101,07 | 106,20 | 110,89 | **112,40** | 110,96 | 107,18 | 99,63 | 94,29 | 94,35 | 90,75 |
| Zinsertrag (nach Jahreskursen berechnet) | | | | | | | | | | | |
| der 3 proz. Reichsanleihen | 3,48 | 3,31 | 3,03 | **3,02** | 3,07 | 3,14 | 3,31 | 3,46 | 3,36 | 3,25 | 3,28 |
| der 3 proz. franz. Rente | 3,09 | 3,00 | 2,94 | 2,94 | **2,90** | 2,92 | 2,96 | 2,98 | 2,96 | 2,98 | 3,06 |
| der 2¾ bezw. 2½ proz. engl. Konsols | 2,80 | 2,72 | 2,59 | 2,48 | **2,45** | 2,48 | 2,57 | 2,76 | 2,92 | 2,91 | 2,82 |
| Marktdiskont in Berlin | 3,17 | 1,74 | 2,01 | 3,04 | 3,09 | 3,55 | **4,45** | 4,41 | 3,06 | 2,19 | 3,01 |
| „ „ Paris | 2,25 | 1,63 | 1,63 | 1,83 | 1,96 | 2,12 | 2,96 | **3,17** | 2,48 | 2,43 | 2,84 |
| „ „ London | 1,67 | 1,69 | 0,81 | 1,52 | 1,87 | 2,65 | 3,29 | **3,70** | 3,20 | 2,99 | 3,40 |

### Durchschnitt 1893—1902.

| | Deutschland | Frankreich | England |
|---|---|---|---|
| Durchschnittskurs | 92,72 | 101,13 | 103,53 |
| Anleiherealzins | 3,236 | 2,966 | 2,656 |
| * Marktdiskont | 3,071 | 2,246 | 2,339 |

*) Anmerkung: Die Kapitalanlage in Staatspapieren war im Durchschnitt des letzten Jahrzehnts in allen drei Ländern rentabler als die in Wechseln.

## Tabelle VII.

**Bruttoprämieneinnahme der sämtlichen unter Reichsaufsicht stehenden privaten Versicherungsunternehmungen im Jahre 1901 aus dem deutschen Geschäft.**

| Arten der Versicherung | A. Inländische Unternehmungen | | B. Ausländische Unternehmungen | | Insgesamt (In- u. Ausländische) | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Zahl | Bruttoprämie | Zahl | Bruttoprämie | Zahl | Bruttoprämie |
| 1) Lebensversicherung . . . . . . . . . | 330 | 335 458 179 | 25 | 27 807 772 | 355 | 363 265 951 |
| 2) Unfall- u. Haftpflichtversicherung . . . | 38 | 40 014 940 | 8 | 9 351 763 | 46 | 49 366 703 |
| 3) Hagelversicherung . . . . . . . . . | 21 | 23 725 327 | — | — | 21 | 23 725 327 |
| 4) Viehversicherung . . . . . . . . . . | 397 | 8 690 351 | — | — | 397 | 8 690 351 |
| 5) Feuerversicherung, Versicherung gegen Sturm-, Wasser- Schäden u. Diebstahlversicherung . . . . . . . . . . | 85 | 146 396 443 | 45 | 18 888 480 | 130 | 165 284 923 |
| 6) Sonstige Versicherungs-Zweige . . . . | 45 | 4 840 457 | 4 | 125 118 | 49 | 4 965 575 |
| Gesamtsumme . . . | 869* | 559 125 697 | 72* | 56 173 133 | 941* | **615 298 830** |

*) Anm.: Zahl der Unternehmungen mit Weglassung der mehrmals gezählten, welche in verschiedenen Gruppen Versicherungsgeschäfte betreiben.

Mitgeteilt im „Ersten Geschäftsbericht des Kais. Aufsichtsamts für Privatversicherung", Reichstag Drucksachen Nr. 13 I. Session 1903/4 S. 4.

## Tabell

### 30 deutsche Lebensver

A. Aktien-Gesellschaften
B. Gegenseitigkeits-Anstalten

| Name und Ort der Gesellschaft | Kapital eingezahltes ℳ | Reservefonds ℳ | Prämien-reserven ℳ |
|---|---|---|---|
| 1) Victoria, Berlin | 1 200 000 | 1 200 000 | 286 299 420 |
| 2) Germania, Stettin | 1 800 000 | 900 000 | 230 319 092 |
| 3) Concordia, Cöln | 6 000 000 | 3 000 000 | 75 273 429 |
| 4) Nordstern, Berlin | 1 282 500 | 495 000 | 70 123 016 |
| 5) Bayrische Hypotheken- und Wechselbank | *) 49 285 714 | **) 1 714 286 | 61 013 494 |
| 6) Berlinische L. G. | 600 000 | 225 537 | 60 430 474 |
| 7) Lübeck | 153 000 | 153 000 | 58 935 685 |
| 8) Friedrich Wilhelm, Berlin | 1 509 000 | 355 598 | 55 563 176 |
| 9) Teutonia, Leipzig | 450 000 | 180 000 | 53 637 478 |
| 10) Preußische L. V. A.-G. Berlin | 600 000 | 300 000 | 39 514 137 |
| 11) Wilhelma, Magdeburg | 3 000 000 | 900 000 | 38 460 988 |
| 12) Thuringia, Erfurt | 1 800 000 | 900 000 | 35 043 863 |
| 13) Vaterländische L. A. G. Elberfeld | 1 800 000 | 286 567 | 28 907 074 |
| 14) Deutschland, Berlin | 1 500 000 | 11 000 | 12 362 212 |
| 15) Atlas, Ludwigshafen | 2 500 000 | 28 943 | 2 147 730 |
| 16) Deutscher Anker, Berlin | 2 000 000 | 930 | 1 983 913 |
| 17) Augusta, Berlin | 750 000 | — | 1 195 080 |
| Summe A | 26 944 500 | 8 936 575 | 1 111 210 261 |
| | Garantie-Fonds | | |
| 1) Gothaer L. Bank | — | — | 217 717 052 |
| 2) Leipzig. L. Gesellschaft | — | 1 000 000 | 173 070 890 |
| 3) Stuttgart, L. und Ersparnisbank | — | 4 100 000 | 159 630 214 |
| 4) Karlsruhe, Allg. Versorgungs-Anstalt | — | — | 137 553 723 |
| 5) Dtsche. Militärdienst L. Anstlt., Hannover | 600 000 | 852 382 | 110 248 570 |
| 6) Preuß. Renten Vers.-Anstalt, Berlin | — | — | 91 409 146 |
| 7) Preuß. Beamtenverein, Hannover | — | 5 569 620 | 61 394 011 |
| 8) Allg. Rentenanstalt, Stuttgart | — | 2 796 914 | 53 033 980 |
| 9) Iduna, Halle | — | — | 43 646 558 |
| 10) Deutsche Lebensvers., Potsdam | — | 543 492 | 29 404 754 |
| 11) Rothenburger Vers. Anstalt, Görlitz | — | 1 000 000 | 13 488 632 |
| 12) Allg. Deutscher Vers. Verein, Stuttgart | — | 1 697 801 | 11 175 794 |
| 13) L. Anstalt für Armee und Marine, Berlin | 3 048 988 | 2 027 759 | 6 269 020 |
| Summe B | 3 648 988 | 19 587 968 | 1 108 042 344 |
| Gesamt-Summe | 30 593 488 | 28 524 543 | 2 219 252 605 |

*) Allgemeines Geschäftskapital. **) Allgemeiner Reservefonds der Bayrischen

Anm.: Obige 30 Gesellschaften mit einem Nominalkapital von 116,9 Mill. M. Reserven. Hiervon sind angelegt: in Hypotheken 2216,8 Mill. M., in Wertpapieren 95,4 39,9 Mill. deutsche Staatspapiere. An Reichsanleihen und Konsols sind etwa 29 Mill. M. vor 28,5 Mill. M., also 1,3 Proz. der Prämienreserve. Hiervon sind, dem Buchwerte nach be- 9,4 Mill. dreiprozentige preußische und Reichs-Anleihen.

## III.

## cherungs-Gesellschaften.

uppiert nach der Höhe der Prämien-Reserven, welche auch die als
bengeschäft betriebenen Versicherungsarten umfassen.

| Hypotheken | Kapital-Ertrag | Wertpapiere im ganzen | Von diesen Wertpapieren sind: Mündelsichere nach B.G.B. | Deutsche Staatspapiere | Reichsanleihen u. Konsols: Nominalwert | Buchwert |
|---|---|---|---|---|---|---|
| M | % | M | M | M | M | M |
| 308 874 427 | 4,20 | 11 140 846 | 5 481 029 | 4 964 146 | 5 171 650 | 4 964 146 |
| 230 315 875 | 3,99 | 1 473 643 | 263 943 | 263 943 | 276 700 | 263 550 |
| 76 609 654 | 4,18 | 5 817 097 | 5 817 097 | 5 520 847 | 5 480 950 | 5 348 603 |
| 60 525 578 | 4,14 | 1 550 413 | 1 550 413 | 1 512 397 | 1 556 000 | 1 512 397 |
| 8 590 884 | 4,60 | 3 137 319 | 501 500 | ? | ? | ? |
| 61 193 811 | 4,12 | 1 940 966 | 1 940 966 | 643 621 | 664 000 | 643 621 |
| 57 112 910 | 4,13 | 291 600 | 291 600 | 291 600 | 300 000 | 291 600 |
| 50 091 300 | 4,48 | 590 392 | 340 392 | 0 | 0 | 0 |
| 52 500 728 | 4,35 | 1 994 039 | 1 761 521 | 1 255 929 | 601 350 | 583 410 |
| 27 609 387 | 4,18 | 3 409 398 | 2 573 974 | 1 244 891 | 903 800 | 905 967 |
| 46 505 459 | 4,20 | 415 846 | 257 734 | 257 734 | 270 600 | 257 734 |
| 33 396 131 | 4,18 | 5 139 944 | ? | ? | ? | ? |
| 28 167 550 | 4,38 | 2 099 713 | 2 099 713 | 406 750 | 150 000 | 140 650 |
| 8 785 000 | 4,00 | 847 897 | 844 494 | 330 413 | 325 000 | 330 414 |
| 4 742 113 | 4,05 | 224 438 | 224 438 | 224 438 | 240 000 | 223 438 |
| 2 650 000 | 3,94 | 227 922 | 227 922 | 173 125 | 170 000 | 173 125 |
| 847 000 | 3,87 | 176 999 | 176 999 | 0 | 0 | 0 |
| 1 058 517 807 | 4,12 | 40 478 472 | 24 353 735 | 17 089 834 | 16 110 050 | 15 638 655 |
| 193 143 250 | 4,00 | 9 771 846 | 2 160 932 | 511 563 | 507 000 | 511 563 |
| 193 391 393 | 4,18 | 4 819 967 | 3 610 122 | 3 610 122 | 544 300 | 526 856 |
| 183 196 277 | 4,11 | 3 738 391 | 2 003 915 | 1 774 478 | 400 000 | 364 400 |
| 143 617 058 | 4,18 | 4 682 595 | 4 582 995 | 2 917 140 | 235 700 | 211 781 |
| 111 791 150 | 4,03 | 3 526 147 | 1 601 929 | 1 601 929 | 727 650 | 708 176 |
| 94 047 255 | 4,04 | 7 546 236 | 7 546 236 | 4 337 354 | 4 306 450 | 4 321 214 |
| 64 747 808 | 4,04 | 2 337 803 | 2 337 803 | 1 682 607 | 1 651 500 | 1 682 607 |
| 70 583 045 | 4,22 | 1 781 965 | 1 304 456 | 1 304 456 | 311 400 | 273 876 |
| 38 743 573 | 4,12 | 1 167 242 | 1 167 042 | 2 628 | 3 000 | 2 628 |
| 21 781 603 | 4,12 | 1 349 573 | 1 349 573 | 428 762 | 420 350 | 428 762 |
| 9 988 453 | 3,92 | 6 427 027 | 1 538 390 | 169 715 | ? | ? |
| 18 425 408 | 4,15 | 4 965 397 | 3 662 560 | 1 686 571 | 135 000 | 136 825 |
| 14 897 500 | 3,85 | 2 803 100 | 2 803 100 | 2 803 100 | 3 100 000 | 2 803 100 |
| 1 158 353 773 | 4,07 | 54 917 289 | 35 669 053 | 22 830 425 | 12 342 350 | 11 971 788 |
| 2 216 871 580 | 4,1 | 95 395 761 | 60 022 788 | 39 920 259 | 28 452 400 | 27 610 443 |

Hypotheken- und Wechselbank.

verfügen über 59,1 Mill. eingezahltes Kapital und Reservefonds sowie 2219,3 Mill. Prämien-
Mill. M. Von diesen Wertpapieren sind 60 Mill. mündelsicher (nach B. G. B.), darunter
handen, nachweisbar (besonders angeführt) 27 610 443 M. (Buchwert) im Nominalwerte von
rechnet, 7 Mill. Reichsanleihen, 20,6 Mill. Konsols — resp. 18,2 Mill. dreieinhalbprozentige,

## Tabelle IX.

### A) 15 englische Lebensversicherungs-Gesellschaften nach Jahresberichten von 1902 in Pfund Sterling.

| | Kapital | Reservefonds | Prämienreserven | Britische Staatspapiere |
|---|---|---|---|---|
| 1) Alliance Imperial | 765 625 | — | 8 969 738 | 948 329 |
| 2) Commercial Union | 822 000 | 200 000 | 5 295 008 | 134 188 |
| 3) Equitable | — | — | 4 831 316 | 171 395 |
| 4) Guardian | 1 000 000 | — | 3 715 089 | 107 306 |
| 5) Law Union and Crown | 373 360 | — | 4 480 665 | 223 622 |
| 6) Legal and General | 160 000 | — | 3 682 815 | 47 409 |
| 7) Liverpool & London & Globe | 245 640 | 1 300 000 | 6 383 494 | 119 452 |
| 8) London Assurance | 448 275 | 400 000 | 3 090 278 | 244 738 |
| 9) Metropolitan | — | — | 2 081 440 | 18 668 |
| 10) North British & Mercantile | 687 500 | — | 15 120 472 | 727 335 |
| 11) Northern | 300 000 | — | 5 460 067 | 357 291 |
| 12) Prudential | 1 000 000 | 1 050 000 | 44 593 358 | 3 556 324 |
| 13) Royal | 391 887 | 1 582 394 | 9 468 777 | 415 974 |
| 14) Royal Exchange | 689 220 | — | 3 248 813 | 247 567 |
| 15) Scottish Union & National | 300 000 | 235 000 | 4 438 473 | 60 874 |
| | 7 183 507 | 4 767 394 | 124 859 803 | 7 380 472 |

Anm.: Umgerechnet in Mark ergiebt sich hieraus folgendes: Auf 2 547 139 981 M. Prämienreserven entfallen 5,91 Proz., nämlich 150 561 629 M. britische Staatspapiere.

Dies sind 5½ Proz. von 2 790 938 362 M. eigenen Kapitalien und Prämienreserven.

### B) 6 englische Feuerversicherungs-Gesellschaften 1902
### in Pfund Sterling.

| | Kapital | Reservefonds | Prämien-reserven | Britische Regierungs-Sicherheiten |
|---|---|---|---|---|
| 1) Law Fire Insurance | 125 000 | — | 180 000 | 69 728 |
| 2) Norvich Union Fire | 132 000 | 520 000 | 358 754 | 180 865 |
| 3) Phoenix | 268 880 | 648 790 | 566 257 | 265 394 |
| 4) Sun Fire | 120 000 | 1 250 000 | 483 465 | 80 108 |
| 5) Westminster Fire Office | — | — | 67 608 | 18 700 |
| 6) London and Lancashire Fire | 222 888 | — | 770 000 | 28 150 |
| | 868 768 | 2 418 790 | 2 426 084 | 642 945 |

Anm.: Umgerechnet in Mark ergibt sich hieraus folgendes: Auf 49 492 114 M. Prämienreserven entfallen 26,5 Proz., nämlich 13 116 078 M. britische Staatspapiere.

Dies sind 11,25 Proz. von 116 558 297 M. eigenen Kapitalien und Prämienreserven.

## Tabelle X.

**26 deutsche Feuerversicherungs-Gesellschaften nach Jahresberichten 1902 in Mark.**

**A. Aktiengesellschaften. B. Versicherungsanstalten auf Gegenseitigkeit.**

| Ort und Name der Gesellschaft | Kapital | Reservefonds | Prämienüberträge | Wertpapiere | Unter den Effekten besonders angeführte Reichsanleihen u. Konsols |
|---|---|---|---|---|---|
| A. 1—20 | | | | | |
| 1) Magdeburger Feuerverf. Ges. | 15 000 000 | 1 549 158 | 6 390 822 | 6 303 127 | |
| 2) Aachener und Münchener | 9 000 000 | 900 000 | 8 360 005 | 8 192 449 | |
| 3) Erfurt, Thuringia | 9 000 000 | 900 000 | 3 320 238 | *5 139 944 | (*Effekten des Gesamtgeschäfts mit Beteiligungen) |
| 4) Hamburg-Bremer | 7 050 000 | 705 000 | 4 450 000 | 7 364 746 | |
| 5) Elberfeld, Vaterländische F. V. A. G. | 6 000 000 | 3 000 000 | 2 776 406 | 2 370 293 | |
| 6) Stettin, Preußische National-Verf. G. | 9 000 000 | 900 000 | 4 428 703 | 5 017 371 | |
| 7) Frankfurt a. M., Deutscher Phönix | 9 428 580 | 942 858 | 2 035 374 | 1 895 864 | |
| 8) Hamburg-Transatlantische | 6 000 000 | 1 000 000 | 1 500 000 | 3 522 685 | |
| 9) Kölnische, Colonia | 9 000 000 | 4 000 000 | 2 960 264 | 8 263 482 | |
| 10) Gladbacher | 6 000 000 | 600 000 | 1 901 086 | 2 059 117 | |
| 11) Leipziger Feuerverf.-Anstalt | 3 000 000 | 3 000 000 | 3 014 770 | 2 435 961 | |

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 12) Feuerverſ. der Bayr. Hypotheken- und Wechſel-Bank | 49 285 714 (Geſamtgeſchäft) | 1 714 286 (Geſamtgeſchäft) | 2 151 419 | 2 716 758 | — |
| 13) Breslau, Schleſiſche | 9 000 000 | 900 000 | 2 779 553 | 1 588 845 | |
| 14) Berliniſche Feuerverſ.-Anſtalt | 6 000 000 | 600 000 | 2 096 444 | 2 517 432 | |
| 15) Berlin, Union | 4 500 000 | 450 000 | 780 000 | 2 183 981 | 125 000 nom. |
| 16) Straßburg, Rhein u. Moſel | 6 000 000 | 600 000 | 1 229 615 | 3 008 501 | 195 500 nom. |
| 17) Berlin, Preußiſche F. V. A. G. | 3 000 000 | 600 000 | 1 006 739 | 1 787 163 | |
| 18) Berlin, Deutſche F. V. A. G. | 3 000 000 | 653 433 | 695 000 | 1 528 544 | |
| 19) Neuß, Rheinland | 9 000 000 | 437 635 | 573 029 | 26 364 | |
| 20) Oldenburger | 3 000 000 | 854 738 | 936 707 | 1 621 030 | 500 000 nom. (490 300) |
| B. 1—6<br>1) Gothaer | — | — | 9 955 899 | 13 051 900 | |
| 2) Schwedter | — | 1 923 971 | 916 527 | 447 954 | |
| 3) Stuttgart, Württem. Privat-F. V. A. G. | — | 12 096 046 | 1 370 812 | 12 339 340 | |
| 4) Greifswald, Verſ.-Geſ. | — | 419 619 | 43 535 | 1 899 000 | 600 000 nom. (568 850) |
| 5) Altona, Feuer-Aſſecuranz-Verein | — | 819 722 | 239 609 | 503 768 | |
| 6) Brandverſ.-Verein preuß. Staatsbeamten | — | — | 895 911 | 1 086 177 | |
| Geſamt-Summe | 131 978 580 | 37 852 180 | 66 808 467 | 98 871 796 | Nur 5 von 26 Geſellſch. geben Details über ihre Effekten. |

## Tabelle XI.

### Clearinghousebanken in London nach The Economist 16. Mai 1903 in Pfund Sterling.

| | Kapital eingezahltes | Reservefonds | Depositen u. Kreditoren | Regierungs-Sicherheiten britische | Andere Effekten |
|---|---|---|---|---|---|
| 1) Bank von England | 14 553 000 | 3 000 000 | 65 206 696 | 35 283 658 | ? |
| 2) Barclay & Co. | 2 772 000 | 1 250 000 | 36 893 142 | 3 926 758 | 5 183 615 |
| 3) Capital & Counties | 1 300 000 | 900 000 | 26 114 589 | 2 656 594 | 2 875 580 |
| 4) Glyn, Mills, Currie & Co. | 1 000 000 | 560 000 | 14 085 592 | 2 803 143 | 232 214 |
| 5) Lloyds Bank | 2 928 000 | 2 000 000 | 52 463 423 | 5 417 116 | 3 784 259 |
| 6) London & County Banking Co. | 2 000 000 | 1 650 000 | 44 018 364 | 6 894 491 | 3 173 643 |
| 7) London & South Western Bank | 800 000 | 680 000 | 12 723 594 | 2 056 402 | 1 395 447 |
| 8) London & Westminster | 2 800 000 | 1 600 000 | 24 952 364 | 4 100 000 | ? |
| 9) London City & Midland | 3 000 000 | 3 000 000 | 46 747 797 | 3 448 182 | 4 395 552 |
| 10) London Joint Stock | 1 800 000 | 1 200 000 | 18 730 632 | 2 202 616 | 1 182 214 |
| 11) Martins Bank | 500 000 | 110 000 | 2 853 558 | 441 900 | 73 221 |
| 12) Metropolitan Bank of England and Wales | 500 000 | 350 000 | 8 443 692 | 794 443 | 550 086 |
| 13) National Bank (Ireland) | 1 500 000 | 500 000 | 11 442 311 | 1 486 459 | 121 293 |
| 14) National Provincial Bank of England | 3 000 000 | 2 300 000 | 50 948 782 | 9 185 469 | 7 017 658 |
| 15) Parrs Bank | 1 708 500 | 1 708 500 | 27 024 723 | 900 000 | 2 408 876 incl. Konsols |
| 16) Prescotts Bank | 502 904 | 241 452 | 5 913 362 | 728 809 | 230 759 |
| 17) Union of London & Smiths Bank | 2 635 000 | 1 000 000 | 25 646 752 | 3 347 791 | 1 460 212 |
| 18) Williams Deacon | 1 000 000 | 600 000 | 11 867 426 | 1 000 000 | 1 246 409 incl. Konsols |
| 19) Robarts, Lubbock & Co. | 500 000 incl. Reservefond | | 3 334 256 | 450 000 | 201 593 |
| Summa incl. Bank von England | 44 799 404 | 22 649 952 | 489 411 055 | 87 123 831 | 35 532 631 |
| resp. ohne Bank von England | 30 246 404 | 19 649 952 | 424 204 359 | 51 840 173 | 35 532 631 |

### Uebersicht.

| | incl. Bank von England 19 Banken | excl. Bank von England 18 Banken |
|---|---|---|
| Kapital und Reservefonds | 67 449 356 Pfd. | [illegible] Pfd. |
| Depositen und Kreditoren | 489 411 055 | 424 204 359 |
| Britische Regierungs-Sicherheiten | 87 123 831 | 51 840 173 |
| Andere Effekten | 35 532 631 | 35 532 631 |

| | | |
|---|---|---|
| **Kapital und Reservefonds** | 1 375 966 862 M. | 1 017 885 662 M. |
| **Depositen und Kreditoren** | 9 983 985 522 „ | 8 653 768 924 „ |
| **Britische Staatspapiere** | **1 777 326 152** „ | **1 057 539 529** „ |
| Andere Effekten | 724 865 672 „ | 724 865 672 „ |

**abgekürzt:**

incl. Bank von England { Kapitalien und Kreditoren 11 359,9 Mill. M. / Britische Staatspapiere 1 777,3 „ „ = 15,6 %

excl. Bank von England { 9 671,6 Mill. M. / 1 057,5 „ „ = 11% resp. 12% mit Einschluß der Konsols von Parrs und Williams Bank (s. o.), die nicht extra angeführt sind.

## Tabelle XII.

### Kapitalien und Wertpapiere der englischen Aktienbanken nach „Economist" in Pfund Sterling.

| | Kapital und Reserven | Depositen und Kreditoren | Britische Staatspapiere (besonders angeführte) | Effekten im Ganzen |
|---|---|---|---|---|
| 1898 Mitte Mai | 117 007 040 | 719 580 155 | 98 560 663 | 203 762 086 |
| 1901 | 123 669 447 | 788 229 290 | 106 049 235 | 213 259 452 |
| 1902 | 125 164 301 | 790 732 854 | 109 112 552 | 217 249 053 |
| 1903 18. Mai | 127 206 125 | 823 809 467 | 111 960 298 | 218 500 973 |
| 1903 17. Oktober | 128 266 169 | 803 074 569 | 115 689 225 | 215 959 286 |

Anm.: Gegenwärtig entfallen auf 931,3 Mill. Pfd. eigene und fremde Kapitalien 115,7 Mill. Pfd. englische Staatspapiere von rund 216 Mill. Pfd. Effekten. Die Regierungssicherheiten (abgesehen von denjenigen, welche nicht besonders angeführt, sondern unter „Investments" mitinbegriffen sind) betragen also 12,4 Proz. der Kapitalien und Kreditoren und 53,6 Proz. der Effekten.

**In Mark umgerechnet** hatten die Aktienbanken im Oktober 1903

| | | |
|---|---|---|
| | 2 616 629 848 M. | Kapital und Reservefonds |
| | 16 382 721 208 „ | Depositen und Kontokorrentguthaben |
| zusammen | 18 999 351 056 M. | eigene und fremde Mittel, |
| | 2 360 060 190 „ | britische Regierungssicherheiten |
| | 4 405 569 434 „ | Effekten. |

**Tabelle**

**12 Berliner Banken am 31. Dezember**

**in**

| | Kapital | Reservefonds | Kreditoren und Depositen |
|---|---|---|---|
| 1) Bank für Handel und Industrie in Darmstadt | 132 000 000 | 21 001 852 | 124 988 938 |
| 2) Deutsche Bank . . . . . . . . . | 160 000 000 | 53 970 942 | 720 476 428 |
| 3) Disconto-Gesellschaft . . . . . . . | 150 000 000 | 50 228 883 | 237 632 386 |
| 4) Dresdner Bank . . . . . . . . . | 130 000 000 | 34 000 000 | 279 044 456 |
| 5) Berliner Handels-Gesellschaft . . . | 90 000 000 | 25 154 665 | 112 858 636 |
| 6) Schaaffhausenscher Bankverein . . . | 100 000 000 | 20 050 434 | 113 224 585 |
| 7) Mitteldeutsche Kreditbank . . . . . | 45 000 000 | 4 812 109 | 35 847 930 |
| 8) Nationalbank für Deutschland . . . | 60 000 000 | 9 710 000 | 68 160 571 |
| 9) Deutsche Genossenschaftsbank, vorm. Soergel, Parisius & Co. | 30 000 000 | 2 190 000 | 29 324 255 |
| 10) Bank des Berliner Kassenvereins . | 9 000 000 | 1 350 000 | 23 508 206 |
| 11) Berliner Bank . . . . . . . . . | 42 000 000 | 3 211 460 | 33 430 012 |
| 12) Commerz- und Diskonto-Bank, Hamburg | 50 000 000 | 7 106 400 | 87 219 099 |
| Gesamtsumme . . . . | 998 000 000 | 232 786 745 | 1 865 715 502 |

*) Anm.: incl. Konsortialpapiere. Bei der Gesamtsumme der Effekten ist zu bringen.

**) Anm.: incl. Kassa, Girokonto &c.

**XIII.**

**1902 nach den Jahresberichten**

**Mark.**

| Wechsel | Eigene Effekten | Effektenposten, in denen deutsche Staatspapiere mitinbegriffen | |
|---|---|---|---|
| 41 958 856 | 41 112 029 | 4 383 680 | **Deutsche** Staats- und Kommunalpapiere, Eisenbahnobligationen, Hypothekenpfandbriefe. |
| 333 716 944 | 41 245 903 | 31 900 050 | Deutsche u. ausländische Staats- u. Kommunalpapiere, Pfandbriefe, Eisenbahnobligationen. |
| 135 485 110 | 75 354 398* | ? ? ? | (Keine Spezialisierung, Effekten mit Konsortialbeteiligungen zusammen angegeben.) |
| 115 452 367 | 39 151 112 | 20 124 277 | festverzinsliche, deutsche und ausländische. |
| 58 372 487 | 10 100 757 | 3 713 197 | Staatspapiere und Pfandbriefe, deutsche und ausländische. |
| 52 116 103** | 33 816 425 | 9 713 000 | festverzinsliche, deutsche und ausländische. |
| 18 827 958 | 3 535 470 | 372 897 | Staats- und Kommunalpapiere, deutsche und ausländische. |
| 32 937 002 | 15 623 910 | 4 343 239 | **Deutsche** Staats- und Kommunalpapiere und preußische Eisenbahnaktien. |
| 18 467 001 | 5 151 674 | 264 288 | Staatspapiere, deutsche und ausländische. |
| 13 014 217 | | | |
| 16 032 288 | 12 172 656 | 2 482 761 | **Deutsche** Staats- u. Kommunalpapiere, Pfand- u. Rentenbriefe, preußische Eisenbahnaktien. |
| 24 545 602 | 16 804 542 | 2 350 909 | **Deutsche** Staats- und Kommunalpapiere. |
| 860 925 935 | 294 068 876 | 79 648 298 | M. (ohne Discontogesellschaft). |

dementsprechend der Betrag der Konsortialpapiere der Disconto-Gesellschaft in Abzug

## Tabell

### ... und Rentabilität der Reichs...

in Pr...

| | [illegible] | 1889 | 1890 | 1891 | 1892 |
|---|---|---|---|---|---|
| 1) Bank für ... | [illegible] | **108,16** | 106,74 | 105,99 | 106,87 |
| | [illegible] | 103,69 | 100,42 | 98,38 | 99,97 |
| 2) Deutsche ... | | | 87,05 | **85,10** | 86,27 |
| 3) Disco... | 3,415 | 3,375 | 3,485 | 3,558 | 3,50 |
| 4) Dresd... | | | 3,458 | 3,525 | 3,47 |
| Berl... | 2,107 | 2,626 | 3,779 | 3,019 | 1,79 |
| | 3,324 | 3,676 | 4,517 | 3,776 | 3,20 |

### Uebersicht nach Ge...

| | Kurs im Durchschnitt |
|---|---|
| a) 1893—1902 | |
| 3½ proz. conv. Anleihen | 102,84 % |
| 3½ proz. Anleihen . . | 101,52 % |
| 3 proz. Anleihen . . | 92,72 % |
| b) 1890—1902 | |
| 3½ proz. Anleihen . . | 101,07 % |
| 3 proz. Anleihen . . | 91,20 % |
| c) 1886—1902 | |
| 3½ proz. Anleihen . . | 101,34 % |

**…V.**

**…nleihen verglichen mit dem Berliner Diskont**
**…nten.**

| 1893 | 1894 | 1895 | 1896 | 1897 | 1898 | 1899 | 1900 | 1901 | 1902 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 107,24 | 106,59 | 105,68 | 105,48 | 103,64 | 102,65 | 99,75 | **95,81** | 99,52 | 102,06 |
| 100,38 | 102,39 | 104,44 | **104,57** | 103,58 | 102,64 | 99,77 | **95,82** | 99.54 | 102,05 |
| 86,27 | 90,73 | 98,91 | **99,22** | 97,65 | 95,51 | 90,71 | 86,74 | 89,27 | 92,18 |
| 3,487 | 3,418 | 3,351 | 3,347 | 3,379 | 3,410 | 3,508 | 3,653 | 3,526 | 3,429 |
| 3,477 | 3,307 | 3,033 | 3,024 | 3,072 | 3,141 | 3,307 | 3,458 | 3,361 | 3,255 |
| 3,171 | 1,742 | 2,013 | 3,038 | 3,084 | 3,548 | 4,450 | 4,405 | 3,060 | 2,186 |
| 4,069 | 3,117 | 3,139 | 3,656 | 3,806 | 4,267 | 5,036 | 5,333 | 4,099 | 3,321 |

**…amtdurchschnitten.**

| Rentabilität | Diskont im Durchschnitt |
|---|---|
| 3,65 %<br>3,45 %<br>3,24 % | 3,070 Privatdiskont<br>3,984 Reichsbankdiskont |
| 3,46 %<br>3,29 % | 3,023 Privatdiskont |
| 3,45 % | 2,853 Privatdiskont |

## Tabelle XIV.

### Entwicklung der deutschen Aktien-Kreditbanken
mit über 1 Million Kapital
**von 1893—1902** (nach Statistik des Deutschen Oekonomisten vom 1. August 1903)
in Millionen Mark.

| Jahr | Zahl der Banken | Kapital | Reserven | Kreditoren und Depositen | Wechsel | Lombards | Kasse | Effekten (inkl. Konsortialbeteiligungen und Hypotheken) |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1893 | 93 | 1046,17 | 196,33 | 1321,50 | 705,00 | 342,24 | 213,71 | 375,45 |
| 1894 | 96 | 1067,52 | 199,82 | 1627,91 | 795,39 | 469,33 | 232,55 | 400,27 |
| 1895 | 94 | 1134,82 | 210,62 | 1769,38 | 764,27 | 450,14 | 224,08 | 434,86 |
| 1896 | 98 | 1240,31 | 235,25 | 1868,19 | 855,13 | 458,11 | 236,00 | 462,06 |
| 1897 | 102 | 1418,09 | 270,75 | 2069,08 | 957,58 | 563,92 | 257,21 | 506,48 |
| 1898 | 108 | 1688,17 | 330,37 | 2510,78 | 1055,20 | 668,79 | 296,53 | 640,45 |
| 1899 | 116 | 1906,25 | 373,93 | 2837,58 | 1327,03 | 736,77 | 294,15 | 714,45 |
| 1900 | 118 | 1959,55 | 390,93 | 3128,05 | 1583,27 | 597,74 | 321,38 | 741,01 |
| 1901 | 125 | 1959,29 | 380,21 | 3014,81 | 1462,67 | 593,96 | 352,75 | 747,25 |
| 1902 | 122 | 1980,59 | 391,36 | 3380,56 | 1483,38 | 691,49 | 350,27 | 872,76 |

### Uebersicht für 1902
in Millionen Mark.

| | Deutsche Banken überhaupt (incl. Noten- u. Hypotheken-banken) | Aktien-Kredit-Banken (excl. Noten- u. Hypotheken-banken) | [illegible] |
|---|---|---|---|
| Kapital und Reservefonds . . . . . . | 3545,2 | 2371.95 | [illegible] |
| Kreditoren und Depositen . . . . . . | 4665,7 | 3380.56 | [illegible] |
| Summe der eigenen u. fremden Mittel | 8210,9 | 5752.51 | [illegible] |

## Tabelle XVI.

### 15 englische Gesellschaften
### nach Bilanzen von 1902 resp. 1. Semester 1903.
### Umgerechnet in Mark.

| Gesellschaften | Eingezahltes Kapital | Reservefonds | Effekten überhaupt | Britische Staatspapiere |
|---|---|---|---|---|
| 1. Anglo American Telegraph | 142 800 000 | 19 636 775 | 17 822 664 | 1 609 603 |
| 2. Associated Gold Mines of Western Australia | 10 106 323 | 55 508 | 3 259 961 | 3 060 000*) |
| 3. De Beers Consolidated Mines | 91 800 000 | 24 031 200 | 49 416 980 | 24 031 200*) |
| 4. Consolidated Gold Fields of South Afrika | 66 300 000 | 20 400 000 | 20 400 000 | 20 400 000 |
| 5. Wm. Cory and Son | 40 800 000 | 5 100 000 | 6 322 123 | 2 639 668 |
| 6. Gas Light and Coke | 441 518 526 | 1 137 075 | 1 809 153 | 1 809 153*) |
| 7. Gordon Hotels | 39 392 400 | 3 214 836 | 4 655 627 | 2 746 261 |
| 8. Imperial Continental Gas Association | 77 520 000 | 8 160 000 | 8 160 000 | 8 160 000*) |
| 9. Indo European Telegraph Comp. | 9 180 000 | 8 807 598 | 4 129 021 | 1 875 773 |
| 10. Law Guarantee and Trust Association | 4 080 000 | 3 672 000 | 7 943 495 | 1 514 388 |
| 11. Liverpool United Gas Light | 33 673 566 | 2 269 459 | 2 269 459 | 2 269 459*) |
| 12. National Discount | 17 271 966 | 9 384 000 | 38 262 913 | 24 602 608 |
| 13. New Jagersfontein Mining and Exploration | 20 400 000 | 2 883 112 | 11 095 295 | 2 550 000 |
| 14. Portsea Island Gas | 5 475 278 | 1 169 920 | 1 169 920 | 1 169 920 |
| 15 San Paulo Railway | 81 600 000 | 8 651 681 | 5 911 440 | 5 911 440 |
| Summe in M. | 1 081 918 059 | 118 573 164 | 182 628 051 ca. 17 % des Kapitals | 104 349 473 ca. 1/10 des Kapitals |

*) Konsols allein.

## Tabelle XVII.

### 15 deutsche Aktien-Gesellschaften.

### Kapitalien und Wertpapiere nach den Jahresberichten von 1902 in Mark.

| Gesellschaften | Kapital | Reservefonds | [illegible] |
|---|---|---|---|
| 1. Hamburg-Amerikanische Packetfahrt A.-G. | 100 000 000 | 8 473 653 | [illegible] |
| 2. Norddeutscher Lloyd | 100 000 000 | 3 675 853 | [illegible] |
| 3. Große Berliner Straßenbahn | 85 785 000 | 5 933 038 | [illegible] |
| 4. Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft | 60 000 000 | 20 027 622 | [illegible] |
| 5. Gelsenkirchner Bergwerks-A.-G. | 60 000 000 | 11 670 690 | [illegible] |
| 6. Siemens & Halske | 54 500 000 | 9 639 163 | [illegible] |
| 7. Harpener Bergbau-A.-G. | 52 000 000 | 31 624 080 | [illegible] |
| 8. Hibernia, Bergwerks-A.-G. | 39 400 000 | 6 272 687 | [illegible] |
| 9. Union, Dortmund | 36 000 000 | 1 168 932 | [illegible] |
| 10. Phoenix, A.-G. für Bergbau zu Laar | 30 000 000 | 300 000 | [illegible] |
| 11. Königs- und Laurahütte | 27 000 000 | 5 400 000 | [illegible] |
| 12. Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation | 25 200 000 | 6 200 125 | [illegible] |
| 13. Deutsche Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, Frankfurt a. M. | 15 000 000 | 979 986 | [illegible] |
| 14. Vereinigte Chemische Fabriken, Leopoldshall | 11 300 000 | 455 146 | [illegible] |
| 15. Berliner Maschinenbau-Gesellschaft | 10 800 000 | 4 934 396 | [illegible] |
| Gesamt-Summe | 706 985 000 | 116 755 371 | 44 [illegible] |

Anm.: [1]) Reservefonds- und eigene Kautionseffekten, außerdem 16 246 024 M. [illegible] verwandter Unternehmungen.

[2]) Hiervon 1 961 374 M. deutsche Staats- und Kommunal-Anleihen, [illegible] 16 576 661 M. Aktien verwandter Unternehmungen.

[3]) Hiervon 1 067 318 M. Reichs- und Staatsanleihen.

[4]) Nur Konsols und Reichsanleihen.

Reichs- und Staats-Anleihen. 503

# Tabelle XVIII.

## Eintragungen in das preussische Staats- resp. Reichsschuldbuch.

| Preußisches Schuldbuch. | | | | | Reichs-Schuldbuch | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1885 | 1. April | 641 Konten | mit | 52 192 700 M. | eingerichtet laut Gesetz vom 31. Mai 1891, in Kraft getreten am 1. April 1892. | | | |
| 1886 | „ | 2 918 | „ „ | 115 533 900 „ | | | | |
| 1887 | „ | 4 491 | „ „ | 206 642 150 „ | | | | |
| 1888 | „ | 5 929 | „ „ | 334 442 700 „ | | | | |
| 1889 | „ | 6 781 | „ „ | 387 804 400 „ | | | | |
| 1890 | „ | 7 871 | „ „ | 451 137 600 „ | | | | |
| 1891 | „ | 9 632 | „ „ | 543 013 100 „ | | | | |
| 1892 | „ | 12 039 | „ „ | 687 645 700 „ | 30. Sept. | 808 Konten | mit | 59 620 000 M. |
| 1893 | „ | 14 295 | „ „ | 848 777 050 „ | „ | 1449 | „ „ | 100 174 000 „ |
| 1894 | „ | 15 897 | „ „ | 949 412 450 „ | „ | 1949 | „ „ | 176 961 000 „ |
| 1895 | „ | 16 998 | „ „ | 994 816 600 „ | „ | 2169 | „ „ | 215 656 000 „ |
| 1896 | „ | 18 037 | „ „ | 1 058 733 800 „ | „ | 2459 | „ „ | 235 339 400 „ |
| 1897 | „ | 19 467 | „ „ | 1 158 586 500 „ | „ | 2975 | „ „ | 273 256 300 „ |
| 1898 | „ | 21 569 | „ „ | 1 288 193 100 „ | „ | 3341 | „ „ | 279 265 700 „ |
| 1899 | „ | 22 732 | „ „ | 1 292 244 450 „ | „ | 3682 | „ „ | 289 295 000 „ |
| 1900 | „ | 26 102 | „ „ | 1 385 316 900 „ | „ | 4396 | „ „ | 307 074 100 „ |
| 1901 | „ | 28 909 | „ „ | 1 466 168 250 „ | „ | 4773 | „ „ | 326 700 600 „ |
| 1902 | „ | 30 337 | „ „ | 1 577 323 650 „ | „ | 5080 | „ „ | 341 109 400 „ |
| 1903 | „ | 31 383 | „ „ | 1 629 887 550 „ | 1. Juni | 5270 | „ „ | 354 422 500 „ |

## Uebersicht für das letzte Jahrzehnt 1894—1903.

| | Preußisches Schuldbuch. | Reichs-Schuldbuch. |
|---|---|---|
| 1893 . . . | 848 777 050 Mark | 100 174 000 Mark |
| 1903 . . . | 1 629 887 550 „ | 354 422 500 „ |
| Zugang | 781 110 500 Mark | 254 248 500 Mark |
| | pro Jahr **78,11** Mill. Mark. | pro Jahr **25,42** Mill. Mark. |

Eintragungen zusammen pro Jahr 103,53 Mill. Mark.

Bestand am 1. Juni 1903 etwa **2 Milliarden** (1 984 310 050 Mark + April/Mai preuß. Schuldbuch)

[illegible]% der preußischen }
[illegible]% der Reichsschuld } gegenwärtig 1/5 der Gesamtschulden Preußens und des Reiches.



# Wo stehen wir?

## Zum Problem der modernen Kunst.

Von

**Arthur Bonus.**

Der Zufall legt vier Bücher nebeneinander auf unseren Tisch, die sich gut ergänzen und in ihrer Gesamtheit eine Art Ueberblick über den Stand der Kunst ermöglichen und über den Stand unserer Kunstaussicht und Kunsthoffnungen. Damit rechtfertigt sich, daß wir etwas ausführlicher referieren.

Das erste dieser Bücher, Landsbergs „Moderne Literatur"*), bewegt sich in folgendem Gedankengang:

Der Geist abgeschlossener Epochen läßt sich leicht bestimmen. Nicht so unsere eigene Zeit. Wo fängt sie überhaupt an? Wie fremd sind uns heute schon die achtziger Jahre, die Entstehungsjahre der modernen Dichtung! „Dichten heißt Sinn und Ausdruck für das dem Menschen Wesentliche besitzen." Die Naturalisten jener Zeit aber teilten alles mit, „was ihre meist sehr alltäglichen Sinne gewahrten". Ist nun die symbolistisch-mystisch-neuromantische Reaktion gegen den Naturalismus die wahre moderne Richtung? Aber vielleicht kommt sehr schnell wieder eine andere Mode. Man muß einen Standpunkt wählen, der mehr Stetigkeit verbürgt. Das Wesen der modernen Dichtung entdecken, heißt Zukunftliteratur treiben.

Am charakteristischsten für unsere Zeit ist ihr ausgesprochenes „Bedürfnis nach Klarheit und Wahrheit in den persönlichen Angelegenheiten des Lebens". Während die Philister und die breiten Massen noch für das ältere Ideal einer vornehm auftretenden Kunst schwärmen, hat bereits Kleist den modernen Menschen entdeckt, der nicht *ist*, sondern *wird*, der mächtige Instinkte sprechen

*) Berlin, Simion. 1904. (1,50.)

läßt statt naseweiser Ueberlegungen. Darüber würde der Charakter verschwimmen, wenn nicht gewisse „Dominanten" sich nachweisen ließen, sodaß die Charaktere nur unendlich viel individueller ausfallen, als sie in der klassischen Zeit dargestellt wurden. Sie haben eine viel reichere Skala des Empfindens, viel mehr seelische Möglichkeiten, sind deshalb leichter in Gefahr, als Persönlichkeiten unklar zu werden. Um sie sich entfalten zu lassen, drängt der Dichter immer mehr alle äußere Handlung und alle Vielzahl von Personen zurück, verzichtet auf Ueberraschungen und macht von einem Mittel Gebrauch, das wie neu entdeckt erscheint, vom Schweigen. Die Stimmung der Situation muß sprechen. Gefühlsausbrüche in Worten wirken ihm sentimental. Eine viel intensivere Ausnutzung des Grund und Bodens der Geschichte sozusagen; eine „unendlich gesteigerte seelische Anteilnahme des Dichters an der Welt". Die Zerrissenheit der Heine-Epoche ist vorüber. Sie war „ein Mittel, Individualität zu gewinnen". Wir verspüren umgekehrt den Drang nach Vereinheitlichung, nach einem Monismus, der „mit Häckels Jahrmarktsweisheit nur den Namen, nicht aber die Seele gemein hat". Es liegen aber überall die wertvollsten positiven Elemente offen. „Im neuen Menschen ist eine große Summe ethischer Kräfte freigeworden durch die Zersetzung der bisherigen, politischen, religiösen, moralischen Dogmen. Vornehmlich in der Leugnung der dogmatischen Moral, eines für alle gleichmäßig bestehenden Sittengesetzes und in der Aufrichtung einer individuellen Sittlichkeit, die ihr Gesetz in dem Eigenleben des Menschen hat, besteht die ‚tiefe Unsittlichkeit' unserer Zeit, die Pastoren, Oberlehrer und Geheimräte" beklagen. Das Unzureichende unserer Kultur liegt „in einem Mangel an Instinktleben, an jener Natürlichkeit, die auf der höchsten Stufe der Bildung jedesmal erscheinen muß und ihr eigentlichstes Ideal bildet". Nötig ist uns deshalb, wie Emerson will, die Ablösung abstrakter und typischer Ideale durch reale und individuelle Lebenswerte. Die modernen Weltanschauungen, sowohl die sozialen Tolstojs, Zolas und Björnsons, als auch die individualistischen Nietzsches und Emersons sind deshalb sämtlich realistisch, gehen nicht von der Idee, sondern „von der anschauenden Erkenntnis des Daseins" aus.

Die Kunst trachtet darnach, das Leben in sich aufzusaugen und in dem Maße, als ihr das gelingt, entsteht große Kunst, harmonische Kunst, wie in der Antike, der Renaissance und der Klassik. Die Totalität, die für große Kunst unbedingt erfordert wird, liegt aber

nicht im Stoff, sodaß sie durch naturalistische Abschilderung ganzer Stände erreicht werden könnte, sondern im Beschauer, im Künstler. Alle Wirklichkeit interessiert nur vom Weltganzen aus gesehen und in geistigen Horizonten, was alles nicht im Stoff, sondern nur im Beschauer zu finden ist. Noch weniger leistet der Idealismus, der, von einer Idee ausgehend, nur bis zur Allegorisierung der Wirklichkeit gelangt, nicht dazu, im realen Dasein den symbolischen Gehalt zu erfassen und zu zeigen. Die Romantik vollends, als literarische Opposition früher gegen den Klassizismus, jetzt gegen demokratische Kulturroheit entstanden und berechtigt, drückt doch positiv nichts aus als den Unglauben des Dichters an sein Werk, wie er in der sogenannten romantischen Ironie offen heraustritt. Endlich der Impressionismus, der für die Literatur nicht dieselbe Bedeutung hat als für die bildende Kunst, biegt auf den Naturalismus zurück, gibt einen Kompromiß, Natur und auch etwas Persönlichkeit, sagen wir: Natur durch eine mittlere Persönlichkeit gesehen. Er vermittelt die Freude an etwas gut Gesehenem und ist dadurch wertvoll (Typen: Hauptmann, Liliencron). Nur der Realismus aber kann die Kluft zwischen Leben und Kunst überbrücken. Er bedeutet Wahrheit nicht Wirklichkeit. Er zwingt den Künstler, mit seiner ganzen Seele in die Personen und Zustände der irdischen Wirklichkeit hineinzugehen, über die er nicht mehr wie früher reflektiert, sondern denen er selbständiges Leben leihen muß, denen er nicht eine Idee überwirft, anlegt, sondern aus denen er die Idee entwickelt, bloßlegt. Erst hier also vollzieht sich eine Fleischwerdung der Idee. (Anfänge für Lyrik: Heine, für Roman: Balzac, Thackeray, Dickens, für Drama: Kleist.) Die Dichtung selbständig gegen den Dichter zu machen, ist im übrigen ein gemeinmodernes Ideal. Umso auffälliger wirkt und stört der leider ebenso gemeinmoderne Mangel an positivem Gehalt, an „Glauben". So bei Dostojewski, in dem die beiden stärksten Richtungen der modernen Poesie zusammenfließen, Romantik und Naturalismus. Der wahren Dichtung zur Seite steht die Tagesliteratur, die sich ihre Stoffe und Probleme von der Dichtung diktieren läßt und zu ihr vermittelt, für sie empfänglich macht (Typus: Ompteda, Holländer, Klara Viebig u. a.). Sie biegt die von der Dichtung individualisierten Probleme wieder ins Typische zurück. Die neuen Probleme selbst sind das Weltanschauungs- und das erotische Problem, das also der Persönlichkeit und der Doppelpersönlichkeit, das letztere gestellt durch das „neue Weib",

von dem die Frage ist, ob es seine Entstehung der Empörung der Frau oder der Sehnsucht des Mannes verdankt (Hebbel, Ibsen, Maeterlinck). Diese Probleme werden ganz neu und viel innerlicher als bisher behandelt. Man erkennt das am stärksten im Drama, das mit seiner Technik und Art die ganze moderne Dichtung beeinflußt, wie schon die Tendenz auf Loslösung der Gefühle, Handlungen und Menschen von Stimmung und Temperament des Dichters beweist, aber auch die völlige Auflösung des Erzählungsstils, den noch Keller, Storm und Heyse schrieben, der Gebrauch eines wirklichen Sprechstils, die indirekte Charakterisierung durch Sprache und Situation. Die höchste Kultur im Roman zeigen die drei nordischen Länder (Norwegen: Garborg, Hamsun, Skram — Dänemark: Jacobsen, Wied — Schweden: Lagerlöf, Geijerstam), die glänzendsten Einzelleistungen Rußland (Tolstoj, Dostojewski). Diese neuere Kunst verlegt alle Handlung und alle Tragik in die seelischen Beziehungen und sie lehnt ab, „in ihren Tragödien fremde Mitspieler zu dulden, fremde Ereignisse einzubeziehen". Die Lyrik zeigt die ungeheuer gewachsene Differenzierung des Gefühls, das nirgends stärker geworden ist, aber überall besser gesehen wird. Nachdem sie in Liliencron den Gipfel der impressionistischen Darstellung erlebt hat, versenkt sie sich in Dehmel und Mombert in den Zusammenhang des Einzelwesens mit dem Weltgeschehen. Nur das Drama indessen zeigt Welt und Leben ihren innersten Gesetzen nach; denn „die Lebensgesetze selbst sind dramatischer Natur". Nur scheinbar folgen sich die Dinge in der Kulturentwicklung episch nacheinander. Man muß aber scheiden zwischen Dramen und Theaterstücken. Die Dramen behandeln Probleme, indem sie sie an Konflikten in die Erscheinung bringen. Die Theaterstücke begnügen sich mit den Konflikten. Und auch hier nun verlegt die moderne Dichtung alles in die innere Entwicklung. Ihr Held geht nicht mehr an irgend welchen äußeren Hindernissen, Standesunterschieden, Geldmangel und dergl. zu Grunde, sondern „an seiner persönlichen Auffassung des Lebens, an seinem Unvermögen, der Welt den Stempel seines Willens aufzudrücken. Er hat es leicht, an den Klippen des Daseins vorbeizusegeln, aber er ist machtlos gegen die elementaren Triebe seiner eigenen Seele. Das moderne Drama schildert nicht nur das Werden eines Charakters, es zeigt zugleich die Notwendigkeit seines Vergehens. Eben die Lebenskräfte, denen er die Entwicklung verdankt, sind schuldig an seinem Untergange. Nemo contra Deum nisi Deus ipse." Es ist

also auch die „poetische Gerechtigkeit" erledigt. Die tragische Schuld wird zur tragischen Unschuld. Und an die Stelle der typischen Schicksalsidee tritt die individuelle Weltanschauung des Dichters, d. h. sein objektivierter Persönlichkeitsinhalt, sodaß es die erste und letzte Aufgabe des modernen Dramatikers wird, „Form zu gewinnen, Persönlichkeit zu werden, und sofern ihm seine Werke dazu nicht verhelfen, sind sie gleich gegenstandslos für den Dichter wie für die Dichtung". Ibsens romantisch-pessimistische Weltanschauung „ist nicht mehr die unsere. Wir meinen, daß das Ideal seine Aufgabe erfüllt hat, sobald es zur Persönlichkeit erzog, die die Kraft besitzt, neue lebensstarke Ideale aus sich selbst zu gebären. Der Charakter ist den zerstörenden Elementen der Welt nicht ausgesetzt . . . Vielleicht hat Ibsen die letzten tragischen Möglichkeiten dichterisch gestaltet und wir stehen vor einem Drama, das den Menschen aufrecht findet trotz Schmerz und Enttäuschung." An Ibsens Maß gemessen ist alles andere bedeutungslos. Speziell die jüngsten Dramatiker kehren wieder ganz zur Bearbeitung traditioneller Konflikte zurück, die dem modernen Menschen gar keine mehr sind. Es besteht überhaupt ein verhängnisvoller Widerspruch „zwischen den geistigen Forderungen des modernen Menschen und der realen Literatur". Er ist so stark, daß man nicht einmal die Beziehungen zwischen Leben und Kunst ahnt, sonst wäre die systematische Beschmutzung der Lebensgemeinschaft, wie das seit Jahrzehnten bei uns mit Behagen entgegengenommene französische Ehebruchstück sie betreibt und die übrige „Dirnendichtung" dazu unmöglich. Die Kritik allein leistet heute dem allen Widerstand. Sie müßte einerseits den mesquinen Ton lassen, der ihre Wirkung beeinträchtigt, andererseits sich noch mehr schärfen, noch mehr auf das Wesentliche richten, darauf, daß der Dichter sich frei mache von Motiven, Konflikten und Darstellungsarten, „die keinen ausreichenden Lebenswert besitzen und nicht aus der Tiefe eigenen Erlebens aufsteigen", daß er immer mehr lerne, seine „Persönlichkeit auf dem Wege der künstlerischen Gestaltung . . . in Natur umsetzen". Natur und Persönlichkeit ist das Ideal.

Wir haben den wesentlichen Gedankengang der Landsbergschen Broschüre in der Form wiedergegeben, in der wir ihn uns am ersten annähernd aneignen können, und hoffentlich auch den Eindruck, daß wir es mit einer tüchtigen und tiefgehenden Gedankenarbeit zu tun haben.

Es ist natürlich, daß eine Besprechung gegenwärtiger Kunst

subjektiv sein muß. Sollen Dehmel und Mombert wirklich als Realisten Liliencron gegenübergestellt werden? Hat es Sinn, Björnson zum Vertreter einer antiindividualistischen Weltanschauung zu machen? Ist es nicht schlechthin grotesk, Ibsen als den allerhöchsten Gipfel und Björnson als nicht erwähnenswert, einen Menschen ohne geistige Tiefe hinzustellen? Vor allem ist uns das fortwährende Herummanövrieren mit den Begriffen männlich und weiblich in die Seele hinein zuwider. Paulsen sagte seinen Studenten einmal, im allgemeinen sei Idealismus das, was einem gefalle, Realismus das, was nicht gefalle. Die Zeiten haben sich geändert. Landsberg gebraucht die beiden Begriffe schon umgekehrt. Vor allem aber nennt er das, was ihm gefällt, männlich, das was ihm nicht gefällt, weiblich. Da er nun gelegentlich versucht, einen näheren Sinn in die Allegorie zu bringen, so können die schönsten Sprünge nicht ausbleiben. Nach S. 26 soll der Naturalismus etwas durchaus Weibliches, der Idealismus das schlechthin Männliche bezeichnen und „daher die weibliche Begeisterung für die charakterlose Schönheit und Glätte, für die gestaltlose Idee, die körperlose Seele der idealistischen Dichtung" kommen. Das ist ein Versuch inhaltlicher Begriffsbestimmung. S. 41 liest man dafür, daß das Weib als Literaturvermittlerin eine so unheilvolle Bedeutung habe, daß geradezu die literarische Berühmtheit eines Dichters davon abhänge, ob er „das Weib mit seiner Kunst verführt oder beleidigt". Und dann wörtlich weiter: „Dichtungen von spezifisch männlichem Charakter brauchen eine unendlich längere Zeit um durchzudringen, wie das Beispiel Kleists, Grabbes, Hebbels beweist, und eine extreme Männlichkeit kann die lebendige Wirkung des Dichters dauernd verhindern: Immermann". Also das eine Mal verdanken die spezifisch männlichen Idealisten ihre Beliebtheit den Frauen, das andere Mal denselben Frauen die spezifisch männlichen Hebbel, Grabbe, Immermann ihre Unbeliebtheit. Das kommt davon! Zum Schluß wird dann noch gar die gesamte Schmutzdichtung auf die „Vorherrschaft des weiblichen Geschmacks in der Produktion und im Publikum" geschoben. Bleibt die Frage, ob dies ganze Gebramarbasiere mit Männlich-Weiblich selbst männlich oder weiblich oder kindlich ist.

Freuen kann man sich, trotz aller Aussetzungen, die man vielleicht zu machen hat, an dem energischen Versuch, die ungeheuere Stoffmasse unter groß genommenen Gesichtspunkten zu

durchdenken. In diesem Durch-, oder wenn man will Andenken des Literaturproblems liegt der Wert der Schrift und solcher Betrachtungen überhaupt, nicht in dem Fahnden nach ästhetischen Gesetzen und noch weniger in dem, was dabei herauskommt. Das Schriftchen ist ja von solcher Gesetzgebung nicht ganz frei, aber der Autor verrät doch ein deutliches Gefühl dafür, daß es sich nicht ernsthaft um Forderungen handelt, die nun zu befolgen wären, sondern darum, gewisse innere Tendenzen aufzuweisen, die spürbar in der Literatur unserer Zeit wirksam sind und darum, zum Bewußtsein zu bringen, welche dieser Tendenzen der Erhöhung des Lebens dienen im Gegensatz zu denen, die entweder das Leben müde machen, verdächtigen, beschmutzen, kurz, um seinen Wert bringen, oder es unbewegt lassen wollen, was in Wahrheit doch auch der Entmutigung des Lebens dient. Die Art, wie Landsberg die Literatur kräftig in Beziehung zum Leben setzt, ja dieser Beziehung alle Maßstäbe literarischer Wertsetzung entnimmt, erscheint uns doch als wertvoll, und in diesem Zusammenhang besonders die Auseinandersetzung über den „Immoralismus, der sich wie ein roter Faden durch die ganze moderne Literatur hindurchzieht". Daß einzelne Geister mit den moralischen Begriffen ihrer Zeit nichts anzufangen wissen, wird immer vorkommen; denn die moralischen Ueberzeugungen sind Durchschnittswerte. Wenn aber nur noch die offiziellen Vertreter der Institutionen an ihnen hängen, wenn die Ernstesten im Volk kritisch zu ihnen stehen, wie es heute unzweifelhaft der Fall ist, so beweist das mehr für die Ungenügendheit dieser Moral als für die Immoralität der Zeit. Auch wo die Moderne über die Moral ganz allgemein spottet, darf man doch nicht dabei an irgend einen hohen, edlen und schönen Sinn denken, den das Wort Moral haben **kann**, sondern an den, welchen es für gewöhnlich **hat**. Und das ist der, daß 1. der Gesamtkomplex der bestimmten heute noch geltenden moralischen Anschauungen damit gemeint wird, 2. aber die allgemeine Vorstellung, daß das menschliche Leben sich nach einem feststehenden Sittengesetz beurteilen oder gar durch es leiten lasse. In beiderlei Sinn ist das Wort die Verachtung wert, die es trifft und die Nietzsche am kürzesten durch die anschauliche Wortbildung „Moralin" — so etwas künstliches, chemisch destilliertes — ausgedrückt hat. Wenn man nun dagegen plötzlich mit irgend einem ganz allgemeinen oder sehr hohen und edlen Sinn von „Moral" daherfährt, — etwa Moral als Verantwortungsgefühl,

oder als Verpflichtung gegen das selbstgesteckte höchste Ziel, so ist das ganz schön, nur ist dann die ganze Debatte gegenstandslos, denn in diesem Sinne greift niemand die Moral an. Vor allem aber muß man sich entscheiden und bei dem Sinn des Wortes bleiben — in währender Diskussion — den man vorgezogen hat. Für gewöhnlich aber gebraucht man den hohen Sinn des Wortes nur zur Verteidigung, zum Angriff aber den kleinlichen engen gewöhnlichen. Das ist Spiegelfechterei. Auch das ist nicht statthaft, den modernen Immoralismus nach den Frivolitäten zu beurteilen, wie sie jede Moralkritik begleiten, selbst weniger tiefgreifende als die heutige. Denn die heutige Moralkritik geht an die Wurzel der Sache, das ist sicher und das spiegelt sich in solchen Tatsachen, wie der, daß selbst die theologische Moral, die bisher als der Sitz der autoritären Ethik galt, sich auf anderen Grundlagen einrichtet, wie denn ihr bedeutendster Vertreter in der Gegenwart, Herrmann in Marburg, geradezu nur eine autonome Ethik als im Lebensbereich des Christentums berechtigt ansieht. Der moderne Immoralismus hat nichts zu tun mit der Nummer Kotzebue—Blumenthal, obwohl diese Geister natürlich Morgenluft wittern. Er ist vom Schlage Whitman, Multatuli, Ibsen, Nietzsche — wenn man charakterisierende Namen nennen will. Er bezeichnet ein neues Grundlegenwollen, ein Wegräumen morscher Dinge, ein Jungwerden.

Und eben dahin gehört nun auch das seltsam starke Drängen auf „Klarheit und Wahrheit in den persönlichen Angelegenheiten des Lebens", vor allem aber der starke Ton, der in der modernen Literatur auf das Instinktive fällt. Es wäre interessant, zu untersuchen, wie sich der zu dem ausgeprägt historischen Sinn der Neuzeit verhält. Ist der historische Sinn schon im Schwinden? Landsberg weiß garnichts von ihm. Er redet sogar von einem „antihistorischen Sinn des modernen Menschen, der vergangene Zustände als etwas durchaus Abgeschlossenes empfindet", — desselben Menschen, der sogar die Natur historisch sehen gelernt hat! Der den Zuständen selbst der Tierwelt abzulauern versucht, in welchen Erscheinungen oder Empfindungen der gegenwärtigen Kulturwelt sie fortleben! Aber ist die Instinktbetonung der dramatische Gegenschlag gegen die Ueberschätzung der Historie? Oder das innere Korrektiv oder vielleicht gar die Lehre der Historie? Wie ja die Historiker selbst der Philosophie und Religion auf die Richtung der Instinkte einer Zeit starken Wert

legen und sich nicht verhehlen, daß die eigentliche Fortbewegung der Geschichte in den Dingen liegt, die in die Instinkte eingehen können und daß an den Instinkten sich lebendige Historie von toter Tradition scheidet. Genug, die Gegenwart legt allerdings einen sehr harten Accent auf das Instinktleben. Sie prüft an ihm alle Ansprüche der historischen Mächte und alle Art Verkündigung. Es ist als wäre sie fest entschlossen, alles wegzuwerfen, was nicht die direkteste Beziehung auf den Menschen hat, wie er wirklich ist und auf die Möglichkeiten, die er wirklich hat. Und auch hierin glauben wir ein Zeichen neuer Jugend sehen zu sollen.

Und das umsomehr, als die Moderne allmählich nun auch den vergrämten Zug aus ihrem Antlitz verliert, der noch bis vor ganz kurzem charakteristisch für sie war, z. T. auch noch ist. Auch hiervon hat, wie wir sahen, Landsberg einen Eindruck. Weil wir nun aber als moderne Menschen das Gegenteil von „antihistorisch" sind, so möchten wir kurz versuchen, uns zu vergegenwärtigen, wie diese neue Stimmung historisch einzuordnen ist. Und wir möchten unsere Meinung dahin äußern: Die Schopenhauersche Entdeckung, die allerdings schon durch Kant und die Klassiker vorbereitet war, daß alles dem Menschen Wesentliche nicht in seiner blanken ratio, sondern in bedeutend unerhellteren Tiefen und Kräften liege, in den Instinkten, dem Triebleben, dem Willen, war von einer furchtbaren Ernüchterung begleitet gewesen. Hatte ja doch die glückliche rationalistische Menschheit nicht daran gezweifelt, in kurzem die endgültig klappende Theorie und damit das Glück selbst, das Allheilmittel, ertappt zu haben. Nun hat die Menschheit sich fast ein Jahrhundert mit der Erkenntnis vom tieferen Seelengrund herumgeschlagen und nun beginnt sie zu ahnen, daß dieses dunklere Reich der Willenskräfte doch darum nicht ein Reich der puren Schrecken zu sein braucht, daß, wenn seine Nöte irrationaleren Trost brauchen, aus eben diesem Gebiet auch irrationalere Kräfte sich lösen, kurz daß nicht ein tiefes atemanhaltendes Entsetzen dort zu wohnen braucht, daß auch dieser ganze Lebensbereich zu Hoffnung, Zuversicht und Freude geweckt werden kann, und daß die Freuden, die so tief wurzeln, doch auch ganz andere Kraft haben als die sehr ehrenwerten Aufklärungs- und Tugendfreuden der rationalistischen Epoche.

Die Erkenntnis einer solchen helleren Möglichkeit ist also da, sie ist sogar in die ernstere Kritik hinein gekommen. Aber die

Suggestion, daß nur die Verzweiflung eines tief angelegten Menschen und Dichtwerkes würdig sei, — diese Suggestion vom Pessimismus her, hält noch an. Landsberg kann sich bis zu der Hoffnung erheben, daß Ibsen die letzten tragischen Möglichkeiten erschöpft haben (!) möchte, aber daß vielleicht schon in der bestehenden Literatur ein heller Ton nicht ein oberflächlicher zu sein braucht, zu dieser Erkenntnis ist er noch nicht durchgedrungen. Wir wissen uns übrigens selbst nicht frei von jener Suggestion des Pessimismus und wir glauben auch zu wissen, woher sie so zwingend geworden ist. Die Tagesliteratur, die Dichtung der Leihbibliotheken hat den Pessimismus nicht mitmachen dürfen. Man hätte sie sonst nicht gekauft, worauf es ihr doch ankam. Sie hat alle unsere Leiden nicht mitgelitten. Daher kommt es, daß ein ernster, ja nur geschmackvoller Mensch allmählich mißtrauisch wurde, wo auch nur der Himmel sich klären wollte: da ist Unterhaltung, nicht ernste Kunst. Und diese Stimmung ist noch nicht vorüber. Wir glauben, daß sie mit im Spiele ist, wenn bei Landsberg Ibsen als Gipfel aller bisherigen Dichtung erscheint, Björnson aber als Mensch „ohne geistige Tiefe" unter den Tisch geworfen wird: „Bevor er Künstler ist, ist er immer Tendenzschriftsteller." Und damit will uns Landsberg über die einfache Tatsache hinwegtäuschen, daß Björnson im kleinen Finger mehr Dichter ist als der ganze Ibsen und daß Ibsen zehnmal mehr Tendenz treibt, ja Tendenz ist als Björnson, dessen Tendenzen man vergißt, während das Lachen der Mädchen und das Rufen der Burschen noch den Wald erfüllt, daß wo bei Björnson das gefallene Laub dunstet und das Wasser gegen den Stein springt, man bei Ibsen das mahlende Geräusch der Mörserkeule hört und den scharfen Geruch der Apotheke spürt, daß bei Björnson lebendige, runde, volle Menschen singen und in Träumen gehn, in jugendlicher Dumpfheit suchen und aufwachend lachen, Ibsen dagegen mit der raffiniertesten psychologischen Analyse, mit der sorgfältigsten Mischung psychologischer Ingredienzien, aus seinen Retorten kaum einmal einen Homunculus, noch seltener lebendige Menschen herauskocht. Man baue für Ibsen, den unerschrockenen und scharfsinnigen Moralisten, den Gesellschaftskritiker, den Psychologen, das Kulturereignis ein Postament so hoch wie den Kölner Dom, wir wollen nichts dagegen einwenden. Warum nur gerade das am meisten preisen, was er am wenigsten war — den Dichter?

Hier spricht übrigens bei Landsberg noch etwas anderes mit als die pessimistische Hypnose, etwas, das die Kehrseite von dem

ist, was wir an dem Buche schätzen. Der Theoretiker, der gern große Gesichtspunkte eröffnet, eine eklatante innere Entwicklung feststellt. Eben dadurch, daß Ibsen sowenig Dichter ist, daß er die psychologische, soziale, ästhetische Theorie so deutlich, so nackt gibt, eignet er sich so gut zum Gegenstand von ästhetisch-philosophischen Raisonnements. Und zu allerletzt auch noch ein Kleines: daß der Deutsche, der immer so gern wissen mag, was alles „bedeutet", bei Ibsen so viel findet, worüber er spintisieren kann.

Ernster noch als das Landsbergsche Büchlein nehmen wir das von Landsberg mit herausgegebene von Karl Scheffler „Die moderne Malerei und Plastik".*) Die Grundanschauung kommt straffer, geschlossener und doch zugleich tiefer begründet zum Ausdruck. Auch die Sprache ist kräftiger und prägnanter behandelt (auch edler; solche Reportergeschmacklosigkeiten wie die „Dichtung e i n e s Homer", „D i e Holz und Schlaf, die Bleibtreu usw." laufen ihm nicht unter), manchmal zu prägnant, sodaß er in dem Bestreben nach erfüllter Knappheit undeutlich wird, wie leider gleich zu Anfang.

Je weiter wir in der Zeit zurückgehen, desto eindeutiger ist der Kunsttrieb; die Konvention herrscht, weil sie noch tatsächlich alle Gefühle umfaßt. Und je unpersönlicher, desto monumentaler ist alles. Indessen beginnt jede neue Kunstepoche mit dem Grad der Freiheit, welcher für die frühere bereits Entartung war, die Renaissance knüpft an die letzte antike, und an die naturalistischen Ausgänge der Renaissance knüpft ihre „niederländische Nachblüte" (!) an.

Der moderne Mensch ist durch die ungeheure Erweiterung, die sein Gesichtskreis erfahren hat, in eine ganz und gar relative Betrachtungsweise eingelebt, die sich religiös vertieft oder versteift hat. „Da nur große Herzen und starke Geister den Nihilismus aushalten und persönlich überwinden können, die Zeit aber auch die Schwachen in unlösbare Probleme hineinhetzt, entsteht ein ungeheurer Wirrwarr, eine Ueberfülle kleiner Subjektivitäten tritt auf und die Verzweiflung setzt sich grotesk in Cynismus, Sentimentalität, Indifferentismus, Materialismus oder andere niedere Erscheinungsformen um." Ein zäher Widerstand gegen alle stärkste Vitalität, gegen alle persönliche Ueberlegenheit, eine lauernde Selbstzufriedenheit, ein Verdorren der Phantasie, die nur noch über dem

*) Berlin, Simion 1904 (1,20).



Mikroskop „als Schaudergefühl vor den tätigen Kräften der Welt" zurückkehrt, dazu der Tätigkeitsinstinkt eines Bienenstats und ein Wahrheitsdrang ohne Feuer „im Dienst praktischer Nützlichkeit und sich selbst genug". Die teuer erkaufte politische Freiheit hat den einzelnen nach dem Maße seiner Kaufkraft zum Herrn des Marktes gemacht. Früher gehörte die Kunst der Allgemeinheit und war eben darum für jeden in ihrer Vollständigkeit da, heute besitzt jeder ein Stück, niemand hat sie ganz und sie fehlt der Allgemeinheit. Die Nachfrage entstammt privaten Luxusbedürfnissen und das Angebot richtet sich nach ihr. Da starke Konventionen nicht vorhanden sind, tut man weiter, was man schon lange tut, man plündert die Gräber der toten Tempel- und Fürstenkunst und backt aus den hetorogensten alten Formen Neues zusammen. Die Kunst ist Spekulationsobjekt geworden und die Angst ums tägliche Brot hält diese Art Kunstbetrieb in Atem. Da eine selbständige Kunst oder Kunsttradition fehlt, so wird das Technische aus der Kunstgeschichte gelehrt; natürlich geht auch ein Teil von dem Geiste, der jene Formgedanken produzierte, auf den Schüler über, und das in einer Zeit, wo die eigene Persönlichkeit die ersten unsicheren Tastversuche macht. Von vornherein wird der Wille zu sich selbst gelähmt. Dafür wird eine oberflächliche Fähigkeit, alle bekannten Formensprachen zu beherrschen erreicht. Die selbständigeren Künstler verlieren kostbare Jahre mit Abstreifung des Formalismus, und und in dieser kritischen Tätigkeit meist auch das Wertvollste, die Naivität. „An Stelle der Phantasie tritt die Urteilskraft, deren bestes artistisches Werkzeug der Geschmack ist, und aus dieser Disposition ergibt sich leicht die Produktion des Aesthetischen um seiner selbst willen, ohne Beziehung zum Universalempfinden." Der persönliche Künstler wird Spezialist. Die Lage der modernen Kunst war die, daß sie eine konsequent durchgeführte naturalistische Idee einerseits zu Ende führen, andererseits mit neuem Charakter füllen mußte, um einen neuen Ausgangspunkt zu gewinnen. Das Prinzip, das Goethe nur in Erkenntnisfragen anwandte, in der Naturwissenschaft: Naturalismus mit idealer Tendenz, Herausentwicklung des Ideals aus den lebendigen Wirklichkeiten, wurde auf das Künstlerische angewandt. Wir entdeckten den Menschen als Naturorganismus, statt als Repräsentanten des Ideals. Mit dem Heroenkult fiel das Pathos und alle ihm verwandte Formgebung berührte als Phrase. Es schwanden die biblischen Geschichten, die antiken Stoffe, der Madonnenkult, die Fürstenverherrlichung, ja die Ge-

schichte selbst. Es blieb der Alltag. Diese Entwicklungslinie geht von den Niederländern aus. Zuerst noch schwankend. Hogarth, Chodowiecki, doch auch (belgisch beeinflußt) Gainsborough und Reynolds. Die Reaktion Mengs, Carstens, David, die Romantik Delacroix, Ingres, und ihr letzter Riese: Böcklin. Frankreich, in dem zuerst die politischen und sozialen Befreiungen stattgefunden hatten, wurde das Experimentierland. Das erste Witzblatt für politischen und sozialen Spott, der „Charivari“, wurde dort 1832 gegründet, der englische „Punch“ folgte 1841, die „Fliegenden Blätter“ 1844. Ihre Karikaturen drängten auf auch ernste Darstellung derselben Stoffe. Es entstand das bürgerliche Genre einerseits (Knaus, Vautier, Grützner, Defregger, Meyerheim, Anton von Werner, „der Kriegs- und Friedensszenen und jede Staatsaktion als Genreszene malte“, und sein geniales Gegenstück: Menzel) und andererseits die soziale pathetische Höhenkunst Millets und Meuniers (Daumier, Israels, Liebermann, Courbet, Leibl, Trübner). Noch bedeutungsvoller als die Entdeckung des Menschen wurde die der Landschaft. Die Künstler der alten Zeit sehen wie das Kind nur das Betätigungsgebiet, die Landschaften von Poussin und Claude Lorrain waren jünglinghafte Träume von sentimentalem Pathos, und von ihnen führte ein Weg abwärts über Preller, Schirmer, die beiden Achenbachs zu Bracht und zur Dekorationsmalerei, ein Weg aufwärts über Turner, Böcklin, Puvis de Chavannes. Aber die wichtigste Richtung knüpfte an Ruisdael an: die sogenannte Schule von Fontainebleau: Constable, Theodore Rousseau, Corot, Daubigny.

Die eigentliche Kunst aber des Zeitalters, „die Kunst der Leben gewordenen relativen Betrachtungsweise“ ist erst der Impressionismus. Der künstlich gedankenlose Blick sucht sich auf die „lebenden Punkte“ zu fixieren und trifft als Dominanten die Eindrücke, die tatsächlich den Begriff des Objekts hergestellt haben. Die optische Entdeckung, die dazu nötig war, besteht in der Erkenntnis von der Bedeutung des Lichts und der beleuchteten Luft. Manet bleibt der Entdecker. Die deutschen Impressionisten von Worpswede, Hamburg, Weimar, Karlsruhe, Dresden haben nicht denselben philosophischen Mut bewiesen wie Manet und seine französischen Nachfolger (Monet usw.). Die Richtung übersteigerte sich im sogenannten Neo-Impressionismus, der die Farben ungebrochen in Punkten oder Strichen nebeneinander setzte. Er wollte damit ganz vom Gegenstand und der Linie loskommen; aber indem

er dem Beschauer eine große Entfernung aufzwingt, sammeln sich die Farbschattierungen doch wieder zu einfachen großen Komplexen. Diese Kunst steht auf dem Sprunge, große dekorative Monumentalkunst, Freskomalerei zu werden. Es fehlt ihr die Phantasie dazu. „Diese Richtung ist ganz unfertig, doch wichtig als der erste Versuch, die neu gewonnenen Ergebnisse der Malerei stilistisch umzubilden."

Die von Haus aus stärker abstrahierenden architektonischen Künste haben warten müssen, bis die Malerei Anschauungsmaterial genug gesammelt hatte, um es stilistisch organisieren zu können. Dann geschah der Durchbruch sehr schnell, allerdings nachdem England schon seit längerem vorangegangen war. „Hier wie dort waren es Maler, die die Erneuerung einleiteten: in England die Präraphaeliten Morris, Burne-Jones, Crane; auf dem Kontinent einerseits die vom Neo-Impressionismus stammenden Belgier van de Velde, Lemmen und andererseits die aus der modernen Romantik, deren Führer Böcklin ist, Hervorgegangenen, wie z. B. die Münchener Gewerbekünstler", Riemerschmied, Pankok, Behrens. Am wenigsten im Sinne einer erneuten Kunst hat bisher noch die eigentliche Architektur geschaffen. Die Akademiker gehen mehr vom ganzen aus und dichten aus aller Völker und Zeiten Formen ihre Bauwerke, in denen alles Einzelne Phrase ist, während doch das Ganze nicht selten einen gewissen Stimmungswert hat. Das Architekturdenkmal, das spezifische Produkt einer Epoche, in der Kunst und Leben nicht zusammengehen, ist das eigentlichste Gebiet für diesen Stimmungstil. Die andere Künstlergruppe geht mehr vom Einzelnen, von einem naturalistischen Zweckmäßigkeitsgedanken aus. Die alten Stilformen passen selten zu den praktisch nötigen Konstruktionen der neuen Zeit und die neuen Materialien haben andere statische Verhältnisse, als in den alten Stilen illustriert werden. Dasselbe Wahrheitsgefühl, „das in der Malerei die neuen Werte geschaffen hat, sträubt sich, mit Formen, die einst geniale Wahrheiten waren, zu lügen", Dekoration zu treiben. Die neue Kunst brauchte aber nichts an Wahrheitseifer zu verlieren, wenn sie einen weiteren und höheren Begriff von Zweckmäßigkeit unterlegen wollte als den rein wirtschaftlichen. So bleibt der neue Geist im Kunstgewerbe stecken, wo er eine Art architektonischer Lyrik treibt, von den wenigen Grundformen auf abgesplitterte Nebenformen, Dissonanzen, Brechungen und Reflexen der Hauptkräfte gerät, sodaß hier wie in der Malerei die Wahrheitskunst zu einer Nerven- und Gehirnkunst wird. Am weitesten zurück ist die Skulptur, die,

soweit sie modern ist, sich einer Art malerisch vergeistigter Zimmerplastik zuwendet. Zur Monumentalität gelangt ist nur Meunier. Auch Rodin ist es nicht, der andererseits weiter als Meunier zur Entdeckung eines malerischen Stils der Skulptur vorgeschritten ist; doch liegt in seinen Kompositionsgedanken etwas, das auf Erweiterung ins Großartige zu drängen scheint.

„Der Impressionismus in Malerei und Architektur ist eine Kunst für die Intellektuellen, ihm fehlt der Geist des Absoluten, der das Kollektivempfinden allein zwingt, er wendet sich mehr an den erkennenden Sinn, an das disziplinierte ästhetische Bewußtsein, als an allgemeine Instinkte." Der Weg von hier zu einer Stilkunst ist weit. Die Bewegung schreitet nicht recht fort; „sie scheint vielmehr einen Punkt erreicht zu haben, wo es zur Fortsetzung des Begonnenen in die Höhe solcher großer und machtvoller Eigenschaften bedarf, wie sie dem modernen Menschen am meisten fehlen."

Es kämpft eben mit dem Wahrheitstrieb der Drang als Persönlichkeit zum Abschluß zu kommen, und da das Neue, wie wir gesehen haben, bisher noch nicht soweit war, ein stilistisches Abschließen zu erlauben, da die wirkenden Kräfte der Modernen noch viel zu weit auseinandergehen, um eine Zusammenfassung zuzulassen, so entscheidet sich der Künstler für Spezialempfindungen, die er artistisch steigert, einseitig entwickelt und mit Hilfe irgend welcher überkommener Stilformen abschließt. Dabei geben manche, wie Begas aber auch Hildebrand die Hälfte ihres Wesens und mehr preis, „um harmonisch und für ihre Person fertig zu werden". Aber auch die Größeren, Puvis de Chavannes, Klinger, Böcklin, Ludwig von Hofmann, Marrès, Segantini, die Präraphaeliten, Thoma gehören hierher. Ein Künstler wie Klinger vermittelt wirkliche Ewigkeitsstimmungen, aber nur Menschen, die in allerhand Kultur zu Hause sind und seine Symbole nachempfinden können. Er spricht selten unmittelbar zum Gefühl, er nimmt seinen Weg über das Wissen des Anschauenden. Seine Werke bringen nicht eigentliche Einsamkeitsstimmung mit sich, sie sind mehr eine kluge Unterhaltung über ewige Dinge. Klinger ist Kulturkünstler. Die Impressionisten selbst, soweit sie nicht mehr warten wollen, verwenden den japanischen Stil mit großer Selbständigkeit zur stilistischen Abrundung ihres Könnens (Chéret, Forain, Lautrec, Beardsley, Th. Heine). Diese Künstler lassen sich nie von einem begeistert erregten Lebensgefühl treiben. „Sie intellektualisieren

alle Empfindungen und Eindrücke, das Temperament bemächtigt sich des auf kaltem Wege erzeugten Ergebnisses und berauscht sich an der Richtigkeit des Erreichten."

Lediglich der Umstand, daß diese Künstler aus einem wirklichen, wenn auch nie großen und bedeutenden, doch intensiven Erleben heraus schaffen, also den organischen Werdeprozeß der Kunst befolgen, macht sie den Idealkünstlern überlegen, die für ein großes Wollen irgend welche Vergangenheitsformen wählen, während bei den Impressionisten auch die japanische Abrundung nicht übernommen, sondern erlebt ist (!).

Man kann in solcher Lage der Kunst, wie es die heutige ist, nicht prophezeien. Indessen scheint es, als ob auch in den anderen Künsten, in Literatur und Musik, der Weg über dieselbe ganz relative Gefühlsform ginge, aus der in der bildenden Kunst der Impressionismus hervorging.

Man muß festhalten, daß es für die Zukunft der Kultur nicht zuerst auf unser Verhältnis zur Kunst, auf ästhetische Erkenntnis ankommt, sondern auf Charakter und Willen, auf Konsequenz gegen sich selbst. Das Ziel einer Kultur ist wünschenswert, um der schrecklichen Einsamkeit des Geistes und Herzens zu entgehen, aber eine wirkliche Kultur läßt sich nicht konstruieren, „sie wächst im Weltempfinden, im Lebensernst vieler, in Wahrheitssinn und Ueberwindungseifer . . . Jede Seele ist ein Teilchen des Kulturgedankens und darum auch des Kunstgedankens. Nicht Zuschauer . . . sind wir, sondern Mitarbeiter . . . Beginnen wir die große Arbeit der Reinigung bei uns selbst, dann wird eine Kunst, wie wir sie ersehnen, unserem besten Wollen gewiß einst antworten".

Diese Gedanken des Schlußkapitels sind schön und geben kräftig das innere Ethos, das die Gesamtanschauung haben kann und bei Scheffler deutlicher als bei Landsberg hat. Es handelt sich nicht um irgend eine abstrakte Kunst, die von den andern Dingen getrennt ressortmäßig gepflegt wird. Es handelt sich nur um die Kunst, die ein Teil der zukünftigen Kultur ist, welche wieder die Menschen einigend umfassen und uns aus „der schrecklichen Einsamkeit des Geistes und Herzens" befreien wird. Der größte Künstler, der dieser zukünftigen autochthonen Kultur noch nicht angehört, ist kleiner als selbst ein bescheidenes Talent, das auf der Linie zur Zukunft sich bewegt und seine vielleicht sehr kleinen Gedanklein selbst erlebt hat und in selbst erlebter Form bringt. Während bei Landsberg der Aberglaube herrscht, Ibsen, den er auf der richtigen

Linie zur Zukunft findet, sei deshalb nun auch der gewaltigste Dichter, an dem gemessen alles andere bedeutungslos ist, gesteht Scheffler mit Gemütsruhe zu, daß seine Impressionisten allesamt keine Großen sind. Böcklin sei ein Riese gegen Manet, sowie Schiller gegen Ibsen. Aber, meint er, das Ziel, auf das Manet geführt hat liegt oberhalb Böcklins, wie die Möglichkeiten, die Ibsen eröffnet hat, höher liegen als die Schillersche Kunst. Eine solche Betrachtungsweise kann man sich eher gefallen lassen. Wir haben viel für sie übrig. Im Deutschen liegt das asketische Moment so stark, daß er eine Sache, deren Anerkennung ihm Ueberwindung auferlegt, desto schätzenswerter findet. Die Ueberwindung, ja die Qual, die ihm zugemutet wird, ist ein Argument für und nicht gegen eine Sache. Ein Gedankengang wie der, daß der Impressionismus gerade wegen seiner Trostlosigkeit, wegen seiner Gemüts- und Phantasiedürre der rechte Weg in die Zukunft sei, hat für unsere gründliche und asketische Natur etwas sehr verlockendes. Von da aus gesehen, wären wir gern bereit zuzustimmen, alle fallen zu lassen, die uns ans Herz gegriffen haben, Böcklin, Klinger, Ludwig von Hofmann, Thoma, wären bereit, München wegen der Ablehnung des Impressionismus rückständig zu nennen, die Impressionisten von Worpswede philisterhaft zu finden gegenüber den Franzosen und uns auf die kältesten und gewollt dürftigsten unter diesen einzuschwören, nur um die Zukunft an uns zu reißen. Wir stellen uns das qualvolle Experiment etwa so vor, daß wir unter eine Luftpumpe gesetzt werden, in welcher alle Lebensluft, die uns bisher erhalten hat, als aus der Vergangenheit stammend ausgepumpt wird, damit dann, wenn wir leer und schlaff hervorgezogen werden, nur noch die sublimierteste chemisch gereinigte Modernität in uns einströme. Wir würden also selbst vor diesem Experiment, dem wir alle nahe gewesen sind, das mancher von uns persönlich durchgehalten hat, nicht zurückschrecken, wenn nur die uns vorgelegte Rechnung in sich stimmte.

Scheffler versichert uns — und seine Versicherungen klingen glaubhaft, daß der Impressionismus, besonders der Neoimpressionismus unmittelbar davor ständen, einen Stil aus sich herauszubilden. Dann führt er uns zum Architektonischen, das immer schon seinem Wesen nach etwas wie Stil ist, und in welchem der Durchbruch plötzlich und nachdrücklich erfolgt sei, nachdem die naturalistische Malerei „eine gewisse Entwicklungsstufe überschritten und Anschauungsmaterial genug gesammelt hatte, um es stilistisch

organisieren zu können". Und nun, es ist ja alles bereit, der Impressimismus stand vor der Stilbildung und der ganze Naturalismus überhaupt hatte genügend Anschauungsmaterial zusammen — nun erfolgte wohl die Stilbildung aus der naturalistisch-impressionistischen Malerei her? Scheffler sagt: ja, „nachdem England mit einer, aus stark naturalisiertem Archaismus stammenden Gewerbekunst vorangegangen war", womit die Präraphaeliten (!) gemeint sind, kamen die Belgier van de Velde und Lemmen vom Neoimpressionismus her — und andererseits die Münchener Gewerbekünstler aus der Romantik Böcklins. Was nun den Ursprung der ganzen Bewegung angeht, so sind die Präraphaeliten jedenfalls so wenig naturalistisch in ihrer Malweise als moderne Menschen es überhaupt sein können, und dasselbe gilt für Böcklin. Bleibt van de Velde, der „den Entwicklungsweg von Millet zu Manet, über dem Neoimpressionismus und von dort in logischer Folge zur Linie und zum Ornament gegangen" sein soll. Aber van de Velde selbst, der doch von logischen Dingen so viel hält, weiß von dieser „logischen Folge" nichts! Scheffler vergißt, daß van de Velde selbst zwischen seine Malerei und zwischen die neue Möbelkunst zwei Jahre schwerer Krankheit und innerer Umwandlung legt, und daß er die neue Richtung ganz auf die englischen Anregungen zurückführt und auf die Gotik, auf die sie wiesen. Scheffler vergißt, was van de Velde*) in seinen leidenschaftlichen und trotz einiger Eigenheiten, die man überwinden muß, teilweise ergreifenden Ausführungen erzählt, wie erst diese Entdeckung ihnen, die sich als verzweifelte Kämpfer für eine der Masse fremde Schönheit fühlten, Hoffnung auf Sieg einflößte, die Entdeckung, „in wie voller Uebereinstimmung ihr (der neuen Kunst) Ausdruck zu dem Geist und dem eingeschlafenen Kunstgefühl dieser Masse stand, wie verwandt sie diesem Geist und diesem Kunstempfinden war, dieser Richtung, die unsere Rasse hervorbrachte, als sie frisch aus der Barbarei hervorgegangen war und der Welt ihr Schönheitsideal, die gotische Kunst geschenkt hatte". Scheffler vergißt, wie stark van de Velde dieses Zurückgreifen auf die gotische Zeit empfindet, die Zeit vor der „Heiligenschändung" und dem „Leichenraub", die wir Renaissance nennen, und die uns erfüllte „mit einem so verderblichen Gift, daß es noch manchen Jahr-

*) Henry van de Velde, die Renaissance im modernen Kunstgewerbe. Berlin, Kassirer 1901 (kart. 2,40). Der Titel ist irreführend, „mit Renaissance", ist Aufschwung gemeint. Das Buch ist sehr lesenswert.



hunderts bedürfen wird, bis wir die Erinnerung an das wiedererworben haben werden, was wir vorher gewesen sind". Scheffler vergißt, daß er selbst früher van de Veldes Stil auf Gotik und — Rokoko zurückführte, was van de Velde inzwischen für die Gotik bestätigt, für das Rokoko zurückgewiesen hat („Die Renaiss. im mod. Kunstgewerbe" S. 101). Und vollends ist von Böcklin, dem dritten Anreger des neuen Stils, bekannt genug geworden durch Flörkes Buch, ein wie kräftiger Haß ihn gegen die Renaissance erfüllte, unter deren Schöpfungen er lebte, und wie ganz er sich und sein Werk in die voritalienische deutsche Kunst einrechnete. Die Sache liegt also so, daß sowohl die eigentlichen und von allen dafür anerkannten Anreger der neuen Möbelkunst, die Präraphaeliten, als die Belgier, als die Münchener von der Romantik und Gotik ausgehen, statt vom Impressionismus. Unserer Ansicht nach kann man sogar sagen, daß der Einfluß der impressionistischen Vergangenheit der Belgier gerade das eigentümlich hemmende Element ausmacht, eine gewisse rationalistische Dürftigkeit gerade dieser Richtung der Gewerbekunst, die durch den „logischen" Fanatismus für „reine" Zweckmäßigkeit, für „Ausschaltung der Phantasie", für die Schönheit der Lokomotive und des Fahrrades nicht verbessert wird.

Auf Grund dieser Nachweisungen also möchten wir meinen, daß es sich bei den Dingen, die sich vorbereiten, um ganz etwas anderes handelt als darum, daß der Intellektualismus der impressionistischen Kunstrichtung im Begriffe sei, uns den Heiland der Welt zu gebären.

Die Tatsachen also, die das Buch bringt, machen mißtrauisch gegen die Konstruktion, die aus ihnen herausgewachsen sein soll. Wie steht es mit der Konstruktion selbst? Scheffler gibt eine vorzügliche Schilderung der Moderne, soweit sie nach der für sie charakteristischsten Seite, der intellektualistischen relativen Betrachtungsweise, sich ausdehnt. Und er — wie er in diesen Schilderungen zu uns spricht — ist viel zu sehr selbst ein Mensch, der zum Ganzen strebt, als daß er nicht die asketische Aushungerung aller nicht streng intellektualistischen Bedürfnisse mit Schmerz empfinden sollte. Gerade die tiefe Klage und Sehnsucht, die man hindurch hört, machen das Buch zu einer menschlichen Urkunde für unsere Zeit. Aber er hat sich in den Kopf gesetzt — wirklich sehr echt deutsch — daß dieser Posten gehalten werden muß, damit von ihm aus die Zukunft — die Zukunft! — er-

obert werde, die, welche wir ersehnen, wo wir wieder vollen Atem einziehen dürfen mit Waldgeruch und Kieferndust statt der Laboratorienatmosphäre. Nur bevor es dazu kommt, muß alles derart, das aus der Vergangenheit stammt, ausgehungert, ausradiert, ausgebrannt, ausgepumpt werden, daß nichts mehr von der erschreckenden Häßlichkeit bleibe, unter der wir auf Schritt und Tritt in unseren Straßen leiden, von allen den unechten verlogenen Werken und Waren, Gedanken, Sitten, Gefühlen: Rein ab! Rein ab! Eine fast religiöse Inbrunst brütet in dieser Stimmung.

Wenn nun aber Scheffler den Wahrheitssinn, den er in dieser intellektualistischen Atmosphäre wirksam sieht und um dessen willen zum teil er so große Dinge von ihr erwartet, selbst als verlassen von „Phantasie und Feuer", als aller idealen Konsequenzen bloß, als rein „im Dienste praktischer Nützlichkeit und sich selbst genug" schildert, so ist doch fraglich, ob ein so gerichteter Wahrheitssinn wirklich schlechthin und einfach als „Wahrheitssinn" in Rechnung gebracht werden kann, noch dazu, um aus ihm Folgerungen zu ziehen, die einen ganz anderen viel volleren und tieferen voraussetzen. Nicht nur von der Zweckmäßigkeit gilt, was Scheffler von ihr sagt, daß es doch auch andere Zwecke gibt als kaufmännische oder wirtschaftliche, z. B. solche, die „den innerlichsten Bedürfnissen der Seele" entsprechen. Es gibt auch andere Wahrheiten für die Kunst, als die von Scheffler mit Recht als rein intellektualistisch bezeichneten der optischen Richtigkeit eines Farbenreizes. Wir sind weit davon entfernt, die wirklichen Errungenschaften zu unterschätzen, welche wir diesem „ständig hinter dem Auge auf der Lauer liegenden" Intellekt verdanken. Er hat den Malern den Mut gegeben, von der Konvention loszukommen, anders zu malen, als das Publikum gewohnt war und forderte. Aber nicht, weil er am geeignetsten war, die Wahrheit zu sehen — das Gegenteil ist der Fall! — sondern weil die Zeit dermaßen intellektualistisch verdorben und verkrüppelt war und ist, daß ein anders begründetes und gerichtetes Wahrheitsgefühl weder bei den Künstlern noch beim Publikum Aussicht gehabt hätte durchzudringen. Böcklins Wahrhaftigkeitssinn gegen seine Phantasie ist nicht geringer und hat das Publikum viel stärker empört als der der Impressionisten gegen eine wissenschaftlich aufgefaßte Wirklichkeit. Aber gerade deshalb haben die Impressionisten bei den Massen der Künstler und des Publikums eher durchdringen können.

Wenn Scheffler sagen würde, daß der Impressionismus für die Gesamtentwicklung der Kunst ein nötiges Durchgangsstadium war, weil er die einzige Form war, in welcher der intellektualistisch verdorbene Wahrheitssinn überhaupt künstlerisch sich auswirken konnte, so brauchten wir darüber nicht zu streiten. Es fragt sich nur, ob in der Situation, in der wir uns jetzt befinden, wo also der Impressionismus seine Mission erfüllt hat, nur von ihm das Heil kommen kann, ob gerade diese auf Richtigkeiten lauernde Betrachtungs- und Gefühlsweise uns die Dinge bringen wird oder kann, zu deren Hervorbringung der Intellekt am allerwenigsten nötig, ein dominierender Intellekt aber schädlich ist. Wenn das Loskommen von der Konvention und die Schöpfung einer eigenwüchsigen Kultur das Eine ist, was wir wollen, so ist es wohl erklärlich, daß die ersten Stadien des Neuen noch ganz die Farbe der Kräfte tragen, die die Konvention so unerträglich und häßlich gemacht haben, aber nicht wahrscheinlich, daß darum die Beibehaltung gerade dieser Kräfte uns die Zukunft bringen kann. Man kann sicherlich in keiner historischen Situation irgend eine bestimmte Seite der Zustände oder irgend eine bestimmte Tat oder Entwicklung für alle Schwächen verantwortlich machen, unter denen man seufzt. Aber vielleicht ist es erlaubt darauf aufmerksam zu machen, daß die von Scheffler beschriebene „relative“ und intellektuelle Art alle Dinge anzuschauen genau die Geistesart ist, die für eine Zeit vorausgesetzt werden muß, deren höchster Stolz ein so ungeheueres und mit Recht imponierendes Gebäude von akuten Richtigkeiten, Feststellungen, logisch unanfechtbaren Sätzen ist, wie es unter dem Namen der modernen Wissenschaft gen Himmel ragt. Hat dieser Bau alle Geisteskräfte absorbiert, sodaß Phantasie und Religion und was sonst in Betracht käme, einschrumpften und die geringen Reste sich wissenschaftlich auftun mußten, um sich Duldung zu erschleichen? Oder hat die innerlichst intellektualistisch gewordene Geistesart diese Kräfte von innen her umgebogen und umgelogen? Tatsache ist es, daß beispielsweise alle Fragen, die im letzten Jahrhundert auf religiösem Gebiet Aufregung verursacht haben, wissenschaftlicher Natur waren. Ob diese oder jene biblische Legende geschichtliche oder gar naturwissenschaftliche Geltung habe, ob dieser Person Historizität, jener Schrift Authentizität zukämen und dergleichen mehr für jede Religion gänzlich gleichgiltige Dinge. So wurden nun auch in der Kunst alle möglichen Werte verhandelt, die mit Kunst garnichts zu tun

haben, die getreue Darstellung preußischer oder mazedonischer Uniformen oder historischer Physiognomien oder des Lebens bestimmter Gesellschaftsschichten und schließlich des objektiv richtigen optischen Eindrucks der Dinge auf das Auge. In dieser impressionistischen Wendung erreicht nach gewisser Richtung hin die Intellektualisierung, die Verwissenschaftlichung der Kunst ihren Höhepunkt. Während bis dahin noch immer der eigentliche Zweck der Kunst in schwacher Erinnerung durchschimmerte, wurde jetzt zuerst etwas völlig Kunstfremdes offen zum Zweck gesetzt: die Bedienung der Wissenschaft. Hat nun trotzdem gerade dieser letzte Schritt auf einem falschen Wege eine offenkundige Wendung zum Besseren gebracht, so ist diese Erscheinung höchst auffällig und es fragt sich, wie sie zu verstehen sein möchte. Erwachen Religion und Kunst aus dem jahrhundertelangen fieberwirren Schlaf, in den die Wissenschaft sie gebannt hatte, und setzen sie sich zunächst in wissenschaftlicher Verkleidung durch? Aber weshalb sollte dann ihr erstes Lebenszeichen zugleich ein weiterer Fortschritt der wissenschaftlichen Vergewaltigung der Kunst gewesen sein können? Es ging mit der Verwissenschaftlichung der Kunst durch Zola und Manet zugleich ein rein wissenschaftlich angesehen tieferes besseres Verständnis für das Wesen der Kunst Hand in Hand. Solange der wissenschaftliche Sinn unbewußt die Bewertung der Kunst leitete, richtete er sich — wie ganz analog in der Bewertung der Religion — auf Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten, die mit dem wesentlich Künstlerischen nichts zu tun haben. Sobald er mit Bewußtsein die Kunstbewertung übernahm — noblesse oblige — suchte er sich über das Wesen der Kunst Klarheit zu schaffen und entdeckte dabei zunächst, daß es für die künstlerische Arbeit garnicht darauf ankommt, wie die Dinge „in Wirklichkeit" aussehen, von nahem gesehen, genau erforscht, sondern auf die Impression, die des Beschauers Auge davon hat, das durchaus nicht Linien, „Zeichnung", feste richtige Formen sieht, sondern Farbenflecke, die seine Psyche zwar deutet, aber solange er künstlerisch sieht, nicht genau deutet. Man sieht, hier ist die Wissenschaft, indem sie scheinbar die Kunst vollends eroberte, in Wahrheit dabei, sich aus dem Arkanum der Kunst zurückzuziehen!

Aehnliches vollzieht sich auf allen Gebieten. Die Zeit ist vorüber — für die, welche in Betracht kommen! — wo die Wissenschaft den Anspruch erhob, die Weltanschauung zu bauen (à la Häckel!). Sie weiß, daß sie nur helfen, Material schaffen

und dergleichen Dienste dafür tun kann, daß aber der Bau selbst anderen Kräften gehört. Ebenso steht es in der Religion. Ueberall ist die Wissenschaft dabei, das Leben wieder dem Leben zurückzugeben und sich selbst aus einer Beherrscherin zu einer Dienerin des Lebens zu machen. Man kann, wenn man das kolossale und ungeheuerliche Gebäude betrachtet, das der wissenschaftliche Geist dieser Jahrhunderte geschaffen hat, seine Bewunderung schwer zurückhalten und braucht es auch nicht. Vieles von dem, was uns drückt und uns fast den Atem raubt, kann man einer Entwicklung zu gute halten, die doch zugleich so stolze Denkmale menschlicher Kraft errichtet hat. Und wenn man die Unsummen von stillem Heroismus und von Selbstüberwindung bedenkt, die dieser Geist in seinen Bau mit hineingebaut hat, so kann es einen auch nicht überraschen, zu bemerken, daß er seit einiger Zeit dabei ist, selbst und von sich aus das zu betreiben, was ein weniger Hochgesinnter seinem Feinde überlassen würde: seine Entthronung. Es ist sicher: die Säfte des Lebens sind wieder im Steigen. Die trostloseste Zeit ist vorüber. Der Mensch tritt wieder die Herrschaft an, welche der wissenschaftliche Geist der Theorie und damit den Dingen überantwortet hatte. Und das Erfreulichste dabei ist, daß die Wissenschaft selbst uns die Waffen gegen ihre mißverständliche Ueberschätzung schmiedet, daß sie selbst zur Selbsterkenntnis gekommen ist und uns versichert, daß nicht sie, nicht der objektiv ordnende Verstand ins Innere der Natur eindringt, sondern daß „der Kern der Natur Menschen im Herzen" liegt. Die Wiedereinsetzung des Menschen, die Anerkennung seiner schöpferischen Kräfte, Phantasie, Wille, Gemüt, Seele, wie man sie nenne, das ist unsere nächste Zukunft.

Ist dem so, so bedeutet der Impressionismus für die Malerei den Anfangspunkt dieser Entwicklung, den Moment, wo zunächst einmal dem Auge, wenn auch erst dem noch unbeseelten, dem reinen optischen Organ der Vorrang eingeräumt würde vor den objektiv zu erforschenden und festzustellenden Dingen. Und die Entwicklung wäre des weiteren so vorzustellen, daß der Künstler vom Gebrauch des unbeseelten zum Gebrauch des beseelten Auges fortschreitet, des Auges also, auf dessen Gesicht Phantasie, Gemüt, Wille, Seele einwirken, daß also der Künstler nicht mehr wissenschaftlich reproduziert, sondern schöpferisch wirkt. Da kommt es einem denn nicht gerade sehr plausibel vor, daß gerade die Kreise, die den Anfangsstandpunkt, der nun schon einige vierzig Jahre alt ist,

unentwegt weiter betonen, die darin, daß das Sehorgan auch weiterhin unbeseelt bleibe, die Gewähr der Reinheit der Kunst sehen, daß gerade diese Kreise des „philosophischen Mutes“ und der reinen „Gehirnkunst“ die Träger der Zukunft sein sollen.

Gewiß, man kann es nicht wissen. Scheffler selbst betont, daß man in diesen Dingen nicht prophezeien kann, aber er sagt und begründet, was ihm wahrscheinlich ist. Wir sind noch bescheidener, indem wir nur sagen, was uns *nicht* wahrscheinlich ist. Im Grunde war unser Anliegen aber auch das nicht, sondern wir wollten für das Problem Interesse wecken und auch für das Buch, in dem es so energisch angedacht ist.

Während bei Landsberg und Scheffler, wenn wir nicht irren, ein ausgeprägt Berlinischer Ton das Urteil beherrscht, tritt in Obrist*) der Münchener auf den Plan — derber, zufassend, hoffnungsvoll, zugleich persönlich von einer gewinnenden Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit. Er schreibt weniger gut wie die beiden Berliner, etwas — wie sollen wir sagen? — zu rüstig, aber er hat, wie wir glauben möchten, den richtigeren Takt. Es klingt wie eine vorweggegebene Antwort auf das Schefflersche Buch (Obrists Buch ist älter), wenn er fragt: „Sollte ein Jahrhundert gewaltig erobernder Erforschung unserer unendlich reichen und gewaltigen Mutter Erde keine anderen göttlichen Möglichkeiten für unsere Landschafter gezeitigt haben als der Impressionismus rassiger Pariser, die wir als echte Deutsche nervös-eilfertig kopieren?“ Obrist verhandelt die Probleme nicht so energisch auch nicht so tief — seine Aufgabe ist eine andere. Trotzdem hat man den Eindruck, daß sein glücklicher Künstlerinstinkt richtiger entscheidet. Während van de Velde aus seiner französisch-impressionistischen Vergangenheit her einen harten Schematismus aufspürt und predigt — die französische Kunst hat zu allen Zeiten (man denke an Racine und Corneille) einen Hang zum Schematismus, zum Doktrinarismus gehabt, weit stärker als die deutsche! — und während Scheffler, darauf gebannt, verzweifelt, daß man anders zum Stil kommen könne, entscheidet sich Obrist dahin, daß ein Stil immer nur von einigen frei erfunden, von den vielen nachgeahmt würde, manchmal wie beim romanischen und gotischen zum Segen, manchmal, wie bei der Renaissance zum Unheil und zur Tötung der Kunst.

Diese Stilwerdung durch Nachahmung komme von selbst, nach-

*) Obrist, Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst. Essays. Leipzig, Diederichs 1903. (3. , geb. 4.—.)

dem die stärksten Formen sich durchgesetzt haben und sie sei keineswegs in irgend einer Weise ein erstrebenswertes Ziel. Je länger man sie hinausschiebe, desto weniger eng, desto reicher werde die Kunst der Zukunft. Deshalb weist er weder auf die Präraphaeliten noch auf die Belgier noch auf sich und die anderen Münchener hin, sondern mahnt vielmehr von jeder Nachahmung ab und zum Gehorsam gegen die eigenen schöpferischen Eingebungen. Nicht als ob jeder dritte Mann ein schöpferisches Genie sein würde, doch gelte dies: „daß die Anzahl schöpferischer Talente unvergleichlich größer ist als die alten Herren es glauben und als unsere zaghafte Jugend es selber glaubt!“ Wir wünschten, daß Obrist die Photographie aus dem Buch entfernte. Daß die darauf dargestellten Gegenstände schön sind, mag man bei sehr gutem Willen und sehr genauer Nachforschung erkennen, sofort aber sieht man, daß die Photographie selbst höchst unerquicklich ist. Sie ist so, daß sie das Dargestellte für den weniger genau Prüfenden ganz unnötig diskreditiert. Wir wünschten auch, daß Obrist einige Längen striche, z. B. im ersten Stück, einige mal das Problem noch etwas fester anfaßte, z. B. bei „Volkskunst“, einiges auf die Darstellung hin nachprüfe, z. B. im „künstlerischen Kunstunterricht“. Aber mit oder ohne diese Aenderungen verdient dieses tapfere, leichtverständliche, dieses hoffnungsvolle Buch die weiteste Verbreitung. Keines, das wir sonst kennen, ist so geeignet, den Künstlern ebenso wie den Laien Mut zu machen, sie anzuregen und über unsere Kunst zu verständigen. Es ist — wir möchten sagen: — ein ethischer Genuß, es zu lesen.

In den drei Büchern, von denen wir sprachen, ist des öfteren die Rede von der Verständnislosigkeit des Publikums. Für solche Fälle hat nun der gute Deutsche einen Götzen, der alles kann, also auch das jeweilig Vermißte: die Schule, ein Allheilmittel, durch das der Götze wirkt: den Lehrplan und einen Prügelknaben, der Schuld ist, wenn es nicht gelingt: den Schulmeister. Nicht genug Kunstverständnis? Sehr einfach! Wozu haben wir denn die Schule? Die Schule kann doch nicht noch mehr bewältigen! Nicht noch mehr bewältigen? Wozu haben wir denn die Lehrpläne? Da läßt sich noch viel hineinschreiben! Was nützt aber das Hineinschreiben, wenn's nicht geleistet wird? Nicht geleistet wird? J, da soll der Teufel den Lehrer holen. Also wenn ein Nationalökonom ausrechnet, daß zuviel Pilze im Walde verderben — die Schule! eine Pilzstunde! Die Obstzucht könnte mehr Gewinn abwerfen — die Schule! eine Obstbaustunde! Die Wahlen sind

schlecht — eine Stunde soziale Frage! Die Missionskollekten geben nicht genug Ertrag — Mission in der Schule! Die Ruppigkeit nimmt überhand — eine Stunde gegen die Ruppigkeit . . . Nun also soll das Kunstverständnis in die Schule. Man hat im Oktober v. J. drei Tage lang in Weimar darüber verhandelt.*) Es sind einige glänzende Vorträge gehalten und es ist sehr viel Gutes und Kluges gesagt worden. Nur über die beiden Fragen, mit deren Beantwortung alles andere, was man über das Thema Kunst in der Schule sagen kann, steht und fällt, ist man leicht hinweggeglitten. Bloß einige der eigentlichen Lehrer, also der eigentlichen Praktiker, haben — vergeblich! — an sie erinnert. Die eine der Fragen ist diese: Es gibt Lehrgegenstände, für deren Bearbeitung eine besondere Befähigung nicht unbedingt von nöten ist, Lesen, Schreiben, Rechnen, und es gibt solche, deren bloße Möglichkeit von der besonderen Veranlagung, von der Individualität des Lehrers abhängt. Dazu gehört der Kunstunterricht. Ein Kunstunterricht von einem Lehrer ohne Teilnahme und Verständnis für Kunst gegeben, ist ein Unterricht g e g e n die Kunst. Und es fragt sich, was hieraus für die Kunst in der Schule folgt. Die andere Frage ist die: Die Schule ist Zwangsanstalt und die gebräuchlichen Methoden bemühen sich, den Zwang auch auf das innerlichste Gedankenleben auszudehnen. Dem gegenüber fragt es sich, welche Lehrgegenstände diesen Zwang vertragen ohne die dem gewünschten Erfolg entgegengesetzte Stimmung im Schüler zu erzeugen. Rechnen, Schreiben, Lesen mag den Zwang vertragen, die Kunst kaum. Die eigentlichen praktischen Lehrer schienen, wie gesagt, ein Gefühl für diese beiden Fragen zu haben. Sie klagten über den Zwang der Lehrpläne, der jede besondere Begabung des Lehrers lahmlegt, und einer forderte für den Kunstunterricht, daß den Kindern hier freigestellt bleiben solle, was sie lernen wollten. — Unserer wohlerwogenen Ueberzeugung nach gibt es nur einen wirklich großen Dienst, den die Schule der Kunst leisten könnte: daß sie sie in Ruhe ließe.

*) Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des zweiten Kunsterziehungstages. Deutsche Sprache und Dichtung. Leipzig, Voigtländer. 1904. (Kart. 1,25.)

# Die Memoiren des Feldmarschalls Wolseley und die englische Armee.

Von

**Emil Daniels.**

---

The story of a soldiers life by Field-Marshal Viscount Wolsely. II volumes. Westminster. Archibald Constable & Co. 1903.

Wie in der „Politischen Korrespondenz“ dieser Jahrbücher schon öfter hervorgehoben worden ist, bedürfen die in Deutschland über das englische Landheer verbreiteten Ansichten einer ziemlich weitgehenden Berichtigung. Die Macht, welche den Buren 300 000 gute Soldaten entgegenstellen konnte, verdient mit nichten Spott wegen ihrer militärischen Ohnmacht. Vielmehr bildet die englische Landarmee in der Qualität und auch in der Quantität einen Achtung gebietenden Machtfaktor, der natürlich mit den entsprechenden Institutionen der großen kontinentalen Militärmächte nicht zu vergleichen ist, welcher aber gleichwohl bei der Abwägung der Chancen eines eventuellen Weltkrieges sehr ernsthaft mit in Rechnung gezogen werden muß. Um in den Geist der modernen englischen Armee einzudringen, gibt es kein besseres Mittel als das Studium der Lebenserinnerungen des Feldmarschalls Wolseley. Es ist ein Buch, das seine Fehler hat, auch abgesehen davon, daß es bloß aus der Erinnerung geschrieben ist, nachdem die Tagebücher des Verfassers ein Raub der Flammen geworden waren. Aber die wertvollen Eigenschaften überwiegen doch bedeutend, indem Wolseley als ehemaliger Oberbefehlshaber der gesamten britischen Landstreitkräfte eine ganz außerordentliche Sachkenntnis besitzt und damit eine gleichfalls völlig ungewöhnliche militärschriftstellerische Befähigung verbindet. Der eigentliche Gegenstand der Wolseleyschen Denkwürdigkeiten ist natürlich, wie das bei Memoiren aus dem Wesen der Kunstgattung folgt, die Persönlichkeit des Verfassers

selber, aber ebenso interessant wie das Bild ist der Rahmen, das Heer, in dem ein so bedeutender Feldherr, ein so geistvoller und hoch gebildeter Mann entstehen, sich entfalten und an die Spitze gelangen konnte.

Feldmarschall Wolsely, der heute 71 Jahre alt ist, stammt aus einer alten Soldatenfamilie des irisch-protestantischen Landadels. Seine Kindheit verlebte er auf einem Landhause bei Dublin. Neben den leidenschaftlich betriebenen körperlichen Uebungen war der Knabe auch geschichtlicher Lektüre sehr ergeben. Mit Erfolg betrieb er die Zeichenkunst, und im späteren Leben, wo er so viele und malerische Länder kämpfend durchzogen hat, ist ihm die Ausbildung jener Gabe vortrefflich zu statten gekommen, wenn er nach den Plagen des Dienstes und den Schrecken der Blutarbeit einer edlen Erholung und Zerstreuung bedurfte. Auch Mathematik lernte der jugendliche Sohn des Mars mit Vergnügen; dagegen verabscheute er die alten Sprachen, besonders griechisch: „Ich ekelte mich immer vor den alten Göttern Griechenlands und allen den abgeschmackten Mythen und Geschichten hinsichtlich ihrer. Mein exakter und mathematischer Geist empörte sich gegen den phantastischen Unsinn, den man mich lehrte als die Geschichte dieser niedrigen und verächtlichen Gottheiten, an deren großer Mehrzahl nichts Gutes, Gesundes und Heilsames war.“ Dagegen gesteht Wolseley, daß ihm Cäsar und Xenophon, mit denen er sich anläßlich seines Fähnrichexamens beschäftigte, und ferner Plutarch die Quelle reichen Genusses geworden sind. Ueberhaupt verschlang er jedes Buch über die Theorie und Praxis des Krieges, das er erborgen, erbetteln oder mit seinen geringen Mitteln erkaufen konnte.

So war schon reges geistiges Leben in ihm, als er mit 19 Jahren Fähnrich im 80. South Staffordshireschen Infanterie-Regiment wurde. Dieser Truppenteil stand in Indien, wo die Offiziere von ihren Gagen zu leben vermochten, ohne auf väterliche Zuschüsse angewiesen zu sein. Wolseley ist sein Leben lang stolz darauf geblieben, daß er aus einem armen Soldatengeschlecht stammte. Jedenfalls gaben die militärischen Ueberlieferungen seines Hauses einen vorzüglichen Nährboden ab für die kriegerische Naturkraft in dem Jüngling, der sich unglücklich zu fühlen anfing, als er ein Jahr in Indien gestanden hatte, ohne vor den Feind gekommen zu sein: „Ich wurde verzehrt durch ein innerliches Feuer des Ehrgeizes — selbstsüchtig und persönlich vielleicht — ein intensives Verlangen nach aktivem Dienst im Felde, das meine

Gedanken erfüllte, mein ganzes Leben hindurch, bis die Sonne aufging am Morgen des 4. Juni 1893, mich zu erinnern, daß ich 60 Jahre alt war. Und möge man mich hier bekennen lassen, was ich nie Jemandem erzählt habe. Ich bin oft von thörichten Leuten gefragt worden, ob ich mich in der Gefahr nie nervös gefühlt habe. Ich glaube nicht, daß viele Leute während der Aktion Zeit haben, nervös zu sein, oder mindestens nicht, zu analysieren, welches der wirkliche Zustand ihrer Gefühle in dieser Hinsicht ist. Aber ich fragte mich oft selber, bevor die Kugeln um mich zu pfeifen begannen, ob ich an dem Tage getödtet werden würde oder nicht. Ich kann ehrlich sagen, die einzige Furcht, die ich hatte — und sie fraß an meinem Herzen — war, daß ich fallen könnte, ohne mir den Namen gemacht zu haben, um den ich den guten und gnadenreichen Gott immer gebeten hatte, er möge mir erlauben, ihn zu gewinnen. Mein ganzes Leben hindurch glaubte ich, obwohl meiner Sünden bewußt, fest an Gottes Vorsehung; ich glaubte, er wache speziell über mich und habe Bedeutendes mit mir vor. Daß ich so oft im Gefecht um Haaresbreite dem Tode entrann, bekräftigte mich umso mehr in einem Glauben, den Andere vielleicht hochmütig finden werden."

Zu diesem robusten persönlichen Ehrgeiz, verbunden mit einem bedeutenden Kriegern oft eigentümlichen Fatalismus tritt bei Wolseley eine ungewöhnlich hohe geistige Bildung. Die Schilderungen, welche er von den Urwäldern des Aschantilandes, von dem eigenen Leiden während eines Tropenfiebers entwirft, sind mit außergewöhnlicher künstlerischer Kraft durchgeführt, und man wundert sich nicht, daß der General, der Stärke der Phantasie für ein wesentliches Erfordernis des Feldherrngeistes erklärt, auch nach den Lorbeeren des Geschichtsschreibers gestrebt hat,*) sowie auch nach denen des Romandichters. Bei weitem überwogen aber wurden in Wolseleys Geist die Tendenzen des Denkers und Träumers durch den instinktiven Trieb nach starker praktischer Betätigung. Aufs entschiedenste ausgeprägt zeigte sich der Charakter des Zwanzigjährigen schon, als er zu seinem grenzenlosen Entzücken Gelegenheit fand, an einem Nachspiele des beinahe beendigten birmanischen Krieges teilzunehmen. Es handelte sich um eine Expedition gegen den Häuptling Menah-Toon, dessen Residenz von dichten, pestilenzialischen Dschungeln umgeben war. Durch dieses Gelände zogen

*) Freilich nicht immer mit Erfolg. Vergl. Preußische Jahrbücher 78, 312. H. Delbrück: „General Wolseley über Napoleon, Wellington und Gneisenau."

sich kleine Gewässer und halb ausgetrocknete Flußläufe, Nullahs genannt, alles dieses in Verbindung stehend mit dem Irawadi. Die Birmanen waren groß in der Kunst der Pallisadenverschanzung; im übrigen brauchte man sie als Gegner nicht sehr zu fürchten. Umso schlimmer war die Cholera, welche in den feuchten Dschungeln lauerte. Von dem damals eroberten Rangun aus, das sich als Handelsplatz so glänzend entwickeln sollte, ging die Expedition zu Schiff den Irawadi hinauf. Sobald man in die Nullahs abgebogen war, fing die Cholera an zu rasen. Kaum konnte man die Toten, indem man sie oberflächlich begrub, vor den Geiern bewahren, die von den benachbarten Bäumen, ihre Beute erwartend, auf die Truppen herabsahen. In ganz kurzer Zeit hatten sie einen Leichnam, der ihnen anheim gefallen war, in Stücke gehackt: „Sie verließen uns nie, sondern folgten uns täglich auf dem Marsch, nicht als Schutzengel, sondern wie ekelhafte Latrinenreiniger". In allen orientalischen Kriegen, sagt Wolseley, scheinen sie von fern das Aas zu riechen, von dem sie leben. Mit besonderem Entsetzen erinnerte er sich zeitlebens einer Szene, die er während des indischen Aufstandes auf einem Verbandplatze beobachtet hatte. Einem jungen Offizier war eine Zehe amputiert worden, und kaum war das Glied vom Körper getrennt worden, so hatte es auch schon ein Geier im Schnabel und trug es vor den Augen des Amputierten davon.

Die dunklen Nachtseiten des Kolonialkrieges drängten sich dem jungen Wolseley bereits auf seiner ersten Expedition umso stärker auf, als er seinen ihm sehr anhänglichen Burschen an der Cholera verlor. Er begrub ihn mit eigener Hand in einem Grabe, das in seiner Flachheit eben gegen die Raubvögel schützte: „Wie viele solche tapfere Soldaten", sagt Wolseley mit dem Stolz oder dem Hochmut eines Sprößlings aus altem Soldatengeschlecht, „liegen so begraben überall in der Welt, markierend die Straßen der Heere, die unser Reich zu dem gemacht haben, was es ist. Diese Männer sterben, damit England groß sein möge, und sie sterben ohne Murren, und doch ist es ihre Tüchtigkeit und Selbstaufopferung, die den Händlern daheim ermöglicht, Vermögen zu machen, angenehm zu leben und ihre Söhne und Töchter in feine Familien zu verheiraten."

Die Vernichtung der Engländer in den dichten Dschungeln wäre sicher gewesen, wenn die Birmanen den Krieg verstanden hätten, zumal die britische Expedition durch das Entweichen der

eingeborenen Führer mehr als einmal den Weg verlor. Vom durchzogenen Lande zu leben, war selbstverständlich unmöglich. Vollständig auf Magazinalverpflegung angewiesen, mußten die Engländer einmal fünf Tage an einem schmutzigen Nullah Halt machen, um auf Vorräte zu warten. Trotzdem das Wasser in dem Nullah durch umherschwimmende Leichen verseucht war, mußte es die ganzen fünf Tage zum Trinken dienen, natürlich unter ganz besonders großen Verlusten durch Cholera. Elf Tage dauerte es, von der Ausschiffung an gerechnet, bevor die Expedition die fünf deutschen Meilen bis zu der Residenz des widerspänstigen Häuptlings zurückgelegt hatte. Dann aber stand die Hauptmasse der ausgezogenen Streitmacht wohlbehalten an ihrem Ziel, sodaß die heikle Unternehmung im großen und ganzen doch richtig angelegt und durchgeführt worden war. Der Ausgang des Angriffs auf die Pallisadenverschanzung Menah-Toons unterlag von vorn herein keinem Zweifel; immerhin wehrte der Feind sich tapfer, und es bedurfte britischerseits entschlossener Vorkämpfer, um die den Truppen der Königin Viktoria innewohnende Ueberlegenheit zur Geltung zu bringen. Einer der kühnsten war Fähnrich Wolseley. Beim Aufruf von Freiwilligen zum Sturm sprang er mit einem Leutnant vor, fiel aber in eine Wolfsgrube und mußte, von seinen Partnern im Stich gelassen, froh sein, sich ungefährdet zurückziehen zu können. Etwa eine Stunde später erfolgte eine zweite Aufforderung zum Sturm: „Natürlich sprang ich auf und sagte, ich kennte den Weg.“ Dieses Mal wurde der junge Soldat schwer am linken Oberschenkel verwundet. Am Boden liegend, verhinderte er die anderen Stürmer, sich seiner anzunehmen, um sie nicht ihrer dringlichen Aufgabe zu entziehen. Die Pallisaden wurden nun erstiegen, und der Zweck der Expedition war erreicht.

Der Befehlshaber der Expedition, Major, heute General Holdich, tat in seinem amtlichen Bericht der Verdienste des Fähnrichs Wolseley rühmende Erwähnung. Charakteristisch ist, daß Major Holdich nicht nur den Mut des Jünglings hervorhebt, sondern auch seine „Urteilsfähigkeit in der Feststellung des schwachen Punktes der Brustwehr, wodurch die Bresche herbeigeführt wurde“. Die gewonnene Ehre tröstete den Verwundeten, der in dem Boote eines Kriegsschiffes nach Prome am Irawadi zurückbefördert wurde, über seine Leiden, unter denen er besonders den durch das heiße Klima erzeugten schrecklichen Geruch der Wunde hervorhebt. Nach einem Krankenlager von vielen Wochen vermochte er Birma zu verlassen

und sich nach England zu begeben. In Sankt Helena unterbrach er seine Reise, skizzierte das Sterbehaus Napoleons und betrachtete seinen Begräbnisplatz mit Empfindungen, wie sie eines jungen Kriegers von seinem Geiste würdig waren. Unparteiische Beurteiler, so meint Wolseley noch in seinen Memoiren, werden immer Napoleon einen Platz vor allen anderen menschlichen Wesen anweisen. Mit keinem anderen Helden kann er verglichen werden. Höchstens Moses, dessen unser Autor auch an anderen Stellen seines Buches mit besonderer Ehrfurcht gedenkt, will er dem ersten Kaiser der Franzosen einigermaßen gleichstellen: „Wenn es einen Fleck auf Erden gibt, wo man gut über die Eitelkeit menschlichen Ehrgeizes philosophieren kann, so ist es sicher diese kleine Insel, weit entlegen von dem geschäftigen Summen der Menschen, wo lebte und litt, log und schauspielerte, posierte und starb dieser Koloß unter den menschlichen Wesen . . . . schlecht war er . . . . er entbehrte der meisten Tugenden, die dem jungen Engländer eingepflanzt werden, sobald er überhaupt irgend etwas denken kann. Auf Wahrhaftigkeit und die Ehre, die auf Wahrhaftigkeit gegründet ist und durch sie erzeugt wird, gab er nichts. Aber trotz meiner insularen Vorurteile in solchen Dingen, habe ich immer die Empfindung gehabt, daß er das merkwürdigste menschliche Wesen war, welches die Geschichte kennt."

Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde Wolseley zum Leutnant ernannt und zum 90. leichten Infanterieregiment versetzt, das zu Dublin in Garnison stand, sodaß er den Seinigen nahe war. Erst jetzt lernte der junge Offizier einigen Drill, in dem er bisher äußerst unwissend gewesen war, trotzdem er sich schon Lorbeern erfochten hatte. Einen so großen Wert, wie in dem preußischen Heere auf Drill gelegt wird, hat Wolseley diesem Erziehungsmittel auch in späteren Jahren niemals beigemessen. Er hatte übrigens kaum angefangen, sich in den heimatlichen Friedensdienst einzuleben, als der Krimkrieg ausbrach. Das 90. leichte Infanterieregiment nahm an der Belagerung Sebastopols teil, Wolseley aber wurde in das Geniekorps versetzt. In dem kleinen englischen Heere war diese Truppengattung besonders sparsam vertreten, ein Mangel, der noch heute von den englischen Militärs schmerzlich empfunden wird, Wolseley aber hatte sich das unerläßliche Maß theoretischer Vorbildung schon im Frieden angeeignet. Wie in seiner ersten, so wurde Wolseley auch in der zweiten Kampagne, die er mitmachte, schwer verwundet. Wenige Tage vor dem Falle Sebastopols traf ihn ein Kanonenschuß, der

den Verlust eines Auges zur Folge hatte. Dieselbe Granate, die Wolseley verstümmelte, tötete zwei Sappeure hinter ihm, indem dem einen der Kopf, dem anderen eine Schulter und ein Lungenflügel weggenommen wurden.

Die Anerkennung für Wolseleys Verdienste blieb nicht aus. Er wurde mit 23 Jahren Hauptmann und dem Stabe der leichten Division Paullet zugeteilt. Man hätte ihn zum Major gemacht, wenn eine so rasche Beförderung mit den Vorschriften über das Avancement vereinbar gewesen wäre: „Indem ich dieses niederschreibe", fügt Wolseley dem Bericht über sein rasches Aufsteigen hinzu, „wandert mein Geist zurück zu allen meinen jugendlichen Bestrebungen und meinem Ehrgeiz, zu meinem Entschlusse, in meinem Beruf zu steigen oder unterzugehen. Ich nehme an, ich muß etwas in mir gehabt haben, was die Ursache war, daß ich so oft für Stellungen weit über meine Jahre auserlesen wurde, aber ich fühlte damals, daß mein gutes Glück das Ergebnis meiner gespannten Aufmerksamkeit auf alle meine Pflichten war, so bescheiden sie sein mochten, wenn sie sich nur auf den militärischen Dienst bezogen, das Ergebnis meiner unersättlichen Begierde nach Kenntnis vom Kriege, seiner Wissenschaft und seiner Praxis, das Ergebnis meines Studiums der Kriegsgeschichte, meiner intensiven Liebe zum Fechten und zu allen Freiluft-Vergnügungen und männlichen Uebungen. So sehr war dies der Fall, daß ich es erforderlich fand, meine Aspirationen zurückzudrängen und mein Streben nach Auszeichnung zu verbergen, sowie die wirkliche Freude, welche sogar die Härten des Soldatenlebens mir verursachten. Ich war umgeben von Männern — schneidige Herren manche von ihnen; „ich möchte sagen, viel schneidiger als ich — die, wenn man es von ihnen forderte, selbst mit dem Teufel gefochten hätten und zwar bis zum Aeußersten. Aber sie hätten das als etwas Selbstverständliches getan, weil sie ja Gentlemen waren, ich tat es, weil ich außer diesem Gefühl den Sport liebte, den Beruf, die Gefahr, das Spiel der Ueberwindung der Schwierigkeiten einer mir gestellten Aufgabe und die köstliche Befriedigung, welche der Erfolg gewährt. Manche meiner Begleiter verrichteten ihre Arbeit in einer mehr oder weniger oberflächlichen Weise, bloß weil es ihre Schuldigkeit war. Ich warf mein ganzes Herz und Gemüt in die Beschäftigung und verdiente keine Anerkennung dafür, weil die Arbeit an sich selber ein Genuß für mich war."

Nach dem Frieden von Paris wurde Wolseley wieder dem

90. leichten Infanterieregiment zugeteilt. Zu seiner großen Genugtuung dauerte die Zeit der Untätigkeit noch nicht ein Jahr, dann wurde das Regiment nach China dirigiert, wo sich ein bedeutender Krieg vorbereitete. Indessen mußte die Bestimmung der Truppen unterwegs geändert werden, da in Indien die große Militärrevolution ausgebrochen war (1857). In ihrer Bekämpfung zeichnete sich Wolseley wiederum so aus, daß er bis zum Oberstleutnant und Generalquartiermeister einer Division aufrückte. Für einen 26jährigen Mann ist dies gewiß eine glänzende Laufbahn, indessen muß in Betracht gezogen werden, daß in England, mit seinem weniger vollkommenen Schulwesen, Intelligenz und Bildung überhaupt nicht so auf der Straße liegen wie in unserem Vaterlande. Dieser Unterschied zwischen den beiden Völkern, welcher heute in Beziehung auf den Kaufmannsstand so viel erörtert wird, erstreckt sich auch auf die Armee.

Ueber die Kämpfe der Engländer gegen die indischen Rebellen enthalten die Wolseleyschen Lebenserinnerungen mancherlei Interessantes. Die Strategie der Aufständischen nennt Wolseley idiotisch, aber das Klima bereitete den Briten ungeheuere Schwierigkeiten. Wenn möglich beschränkten sie sich während der heißen Jahreszeit auf Nachtmärsche, aber die Umstände erzwangen öfter die Fortbewegung in der glühenden Tages- oder mindestens Morgensonne. Als nach der Wiedereroberung Luknows, der Hauptstadt von Oudh, durch die Engländer die genannte Landschaft, der Hauptsitz der Rebellion, ihren Widerstand hartnäckig fortsetzte, führten die Engländer den Krieg in der Weise, daß sie um 3 Uhr morgens aufbrachen. Es war in der heißesten Jahreszeit, im März und April. Schon um 8 Uhr wurde die Hitze so furchtbar, daß der Marsch eingestellt werden mußte, nachdem man etwa zwei Meilen gemacht hatte und auch das ruhige Verbringen des Tages unter Zelten war auf dem glühenden Boden Oudhs eine schreckliche Prüfung für die Mannschaften. Sie hatten keine andere Ablenkung von ihren Leiden, als sich die zudringlichen Fliegen aus dem Gesicht zu fächern, indem sie sich auf den rohen landesüblichen Matten wälzten. Jede geistige Anregung fehlte; kaum daß ab und zu einzelne Nummern der vaterländischen Zeitungen in die Hände der Leute gelangten, ihre Langeweile zu kürzen. Wohl mochte mancher von den Soldaten wünschen, er wäre anstatt in dem indischen Heere der Königin innerhalb der kühlen, reinen Wände eines heimischen Gefängnisses.

Das Klima sowie die Notwendigkeit, einen erheblichen Teil der Verpflegung mit sich zu führen, bewirkten, daß der Troß der britischen Oudh-Division ungeheuer war. Obwohl die Briten kaum 5000 Kombattanten zählten, folgten für die kleine Schar mehrere tausend Kamele, die Zelte trugen, das Gepäck der Soldaten, ihr Bettzeug usw. Wolseley verfügte für sich allein über fünf bis sechs Kamele und die anderen Offiziere im Verhältnis hierzu; jeder aber hatte mehr als eins. Sehr viel Raum beanspruchten auch die zahlreichen Tragbahren für die Kranken und das große Lazarett mit den vielen Aerzten, Apothekern und einer Unmenge von Dienern. Die Dienerschaft der Offiziere war gleichfalls Legion. Für jedes seiner Pferde hatte Wolseley zwei Leute, einen Groom und einen Heumacher. Ein Teil der Grooms hatte Ponies. Hierzu kam schließlich eine gewaltige Menge von Proviantkarren, jeder mit zwei Ochsen bespannt, und eine Backanstalt, denn die Soldaten bekamen täglich frisches Brot. Das mit der britischen Oudh-Division kooperierende Ghurka-Kontingent schleppte einen noch viel größeren Troß mit sich als die englischen Truppen. Von 8000 Ghurkas waren nur 2000 Kombattanten, 2000 waren krank und 4000 mußten bei den 4000 Proviantkarren des Kontingents bleiben, da jeder Karren doch mindestens einen Mann erforderte.

Trotzdem die englischen Truppen und ihre irregulären Hilfskräfte, wie ausgeführt, einen großen Teil der Verpflegung bei sich hatten, vergleicht Wolseley die das Land aussaugenden Requisitionen eines englischen Heereszuges in Indien mit der Heuschreckenplage, deren vernichtende Wirkungen er zu beobachten vermochte, als er nach dem Berliner Kongreß Gouverneur des neu erworbenen Cypern wurde. Da die neuesten Forschungen, welche man in Deutschland über die Kriegsgeschichte des Altertums angestellt hat, dem englischen General unbekannt geblieben sind, so vermag er sich angesichts seiner eigenen Erfahrungen nicht ganz leicht zu erklären, wie Alexander der Große in Indien seine Armee verpflegt haben kann. Lebten die Mazedonier doch so gut wie vollständig von Requisitionen, die Engländer nur teilweise. Nach Wolseleys Ansicht muß Alexander mit einer viel breiteren Front marschiert sein als die britischen Streitkräfte im Jahre 1858, um mehr Land okkupieren und folglich reichlichere Vorräte requirieren zu können. Dies wird sicher zutreffen; das Wichtigste aber ist Wolseley entgangen, nämlich, daß die Armee, mit der Alexander nach Indien zog, nach der heutigen Annahme nicht 120000 Kombattanten stark

war, sondern bloß 25 000 bis 30 000. Jedenfalls scheut sich Wolseley aber nicht, auf kriegsgeschichtliche Vorgänge des Altertums die Methode der Heranziehung moderner Analogien anzuwenden, die in der Tat so wertvolle Resultate gibt, wenn sie von sachkundiger Hand angewendet wird.

Der englische Feldmarschall glaubt, daß die von ihm in Oudh erblickten kriegerischen Szenen ungefähr die gleichen seien, wie diejenigen, welche die Griechen Alexanders am Indus mit Erstaunen beobachteten, denn in dem konservativen Indien ändern sich die Sitten wenig, Jahrtausende sind dort wie ein Tag. Auf jeden Fall aber weisen die merkwürdigen Ansichten, welche Wolseley über die Plünderung des Kaiser Bagh, des herrlichen Lucknower Palastes, durch die siegreichen Engländer äußert, nur eine geringe Abweichung von dem mazedonischen Kriegsrecht auf: „Es wurde gehörig geplündert", so erzählt Wolseley, „aber während meiner ganzen soldatischen Laufbahn bin ich kein Plünderer gewesen. Nicht infolge von prüden (!) Begriffen hinsichtlich der Sündhaftigkeit des Spaßes (!), denn ich glaube, daß im Prinzip dem Sieger die Beute gehört (!!), sondern im Interesse der Ordnung und der Disziplin. Es bedeutet die Zerstörung alles desjenigen, was an der Erziehung der britischen Armee das Beste ist, wenn der Offizier Seite an Seite mit dem Gemeinen plündert (!) und sich vielleicht mit ihm streitet, wem das Eigentum an einem wertvollen Beutestück zukommt. Aber ich weiß, daß andere um viele Perlen und viele Juwelen reicher waren, als sie den Kaiser Bagh verließen, denn als sie ihn betraten."

Wenn es für solche, sagen wir altmazedonischen Rechtsbegriffe eine Entschuldigung gibt, so liegt sie in den schweren Leiden, welche das schreckliche Klima Indiens über den englischen Soldaten verhängte. Wie segneten die britischen Marschkolonnen die frommen Mohammedaner und Hindus, die hier und dort an der schlechten, staubigen Landstraße zur Erfüllung eines Gelübdes einen Hain von Mangobäumen oder Tamarinden gepflanzt, sowie eine Quelle gegraben und eingefaßt hatten! Oft, wenn Wolseley glaubte, sein Kopf wolle ihm platzen von der lange ausgehaltenen Qual der Sonnenglut, fühlte er sich zu wahrem Danke verpflichtet gegenüber dem unbekannten wohltätigen Manne, der den Wanderer mit so einem Ruhehafen beschenkt hatte, wo er nicht allein Schutz gegen die Sonne und einen Trunk gesunden Wassers fand, sondern auch einen vollen Eimer herabrieseln lassen konnte über das brennende

Haupt und den versengten Nacken: „Oh! Was für ein verabscheuungswürdiges Land ist Indien, wenn man Krieg in ihm führen muß während des heißen Wetters!“

Und diese Notwendigkeit machte sich der Oudhdivision in einer sehr schlimmen Weise fühlbar, nachdem ganz deutlich geworden war, daß die Rebellen ihre Operation auf die Annahme basierten, die Engländer wären nicht im stande, anders als in der Nacht oder am frühen Morgen zu marschieren. Der britische Befehlshaber, Generalmajor Sir Hope Grant, faßte den schweren Entschluß, durch rücksichtsloses Drauflosmarschieren mitten am Tage den Feind eines Besseren zu belehren. Es war in der heißesten Jahreszeit. Das Herz Wolseleys blutete, wie er den Infanteristen einherwanken sah, durch dichte Wolken von Staub, Kilometer nach Kilometer. Die sengende Hitze schien nicht allein das Haupt auszudörren, sondern auch im Gehirn zu wühlen und eine chaotische Masse aus ihm zu machen. Der Marsch ging immer auf roh angelegten Landstraßen, die gewaltigen Staub aufwirbelten, und kein Windzug kam, ihn wegzuwehen. So traten denn erhebliche Verluste ein; ein Fußsoldat nach dem anderen geriet ins Wanken, vom Hitzschlage getroffen. „Was für klaglose Kerle sind sie doch“, ruft Wolseley aus, der sich überhaupt von der höchsten Bewunderung für das Menschenmaterial der britischen Armee erfüllt zeigt. „In allen meinen Feldzugserinnerungen steht der gemeine Soldat als das da, worauf ich am stolzesten bin, und als derjenige Charakter in dem großen Spiel meiner Soldatenlaufbahn, den ich am meisten bewundere. Wenn ich je reich werden sollte, würde ich ein glänzendes Monument dem Andenken der gemeinen Soldaten errichten, die zu Tausenden rund um die Welt gefochten haben, um England zu dem großen Reiche zu machen, das es jetzt ist.“

Drei Tage dauerte der Marsch, dessen Ziel war, den Mulvee zu stellen, einen mohammedanischen Heiligen, um den sich 7000 fanatische Moslemin geschart hatten. Nachdem der Feind gezwungen worden war, Stand zu halten, konnte die Operation als gelungen angesehen werden, denn der Ausgang des Gefechtes war von vornherein sicher, trotzdem die Bekenner Allahs ihrem Charakter gemäß mit Todesverachtung stritten. General Sir Hope Grant blieb Sieger über den Mulvee, wie er der Sonne erfolgreich getrotzt hatte, und sein Triumph übte eine wertvolle moralische Wirkung auf die eingeborene Bevölkerung aus. Sir Hope Grant, eine tief religiöse Natur, war bei den Truppen überaus populär und nach

Wolseleys Urteil ein wirklich bedeutender Feldherr. Umso unauslöschlicher grub sich in Wolseleys Erinnerung ein schwerer, verhängnisvoller Fehler ein, in den der General verfiel, indem er seine Tatkraft, an sich die erste der strategischen Tugenden, nicht zu zügeln verstand. In dem unglücklichen Gefechte von Simree lernte der junge Oberstleutnant: „daß man im Kriege selbst die wünschenswertesten Objekte um zu großen Preis erkaufen kann.“ Nach der geglückten Aktion gegen den Mulvee schien es Sir Hope Grant nur umso nötiger zu sein, den Rebellen gründlich das Vertrauen auf die Sonne des Landes, als auf ihre unüberwindliche Bundesgenossin, auszutreiben. Der Mai war herangekommen, der allerheißeste Monat der heißen Jahreszeit; es war unendlich viel heißer als vier Wochen früher, zur Zeit der Aktion gegen den Heerbann des Mulvee. Trotzdem wurde um drei Uhr nachmittags gegen feindliche Streitkräfte, die sich in der Nähe befanden, ausmarschiert. Ein Wind, glühend wie aus der Hölle, wirbelte von der schlechten Landstraße Wolken brennenden Staubes auf. Die Temperatur glich der, die an einem Schmelzofen herrscht. Die Haare auf dem Kopfe schienen vom Feuer zu knistern, und die Fingernägel fühlten sich an, als ob sie aus irgend einem zerbrechlichen Stoff gemacht wären, der bald entzwei gehen mußte.

„Einen Entsetzen einflößenden Anblick gewährte ein vorgeschobenes Husarenpiquet. Zwei von seinen drei Offizieren lagen hilflos unter Bäumen, mit feuchten Handtüchern um den Kopf, und die Leute lagen fast ebenso hilflos zu zweien und dreien, wo sich nur irgend welcher Schutz bot. In der Tat, die Sonne schien ein Loch durch noch so zweckmäßig ausgewählte Kopfbedeckungen in das Gehirn zu bohren, so feindselig strahlte sie auf die Eindringlinge aus dem Norden nieder. Aber auch edle arabische Rosse konnten nur mit den Sporen dazu bewogen werden, dem die Haut versengenden Sonnenbrande zu trotzen. Wie mußte an solch einem Tage nun erst die Lage der Infanterie sein! Vom Sonnenstich getroffen, fielen sie zu Dutzenden um, während die feindliche Reiterei die britischen Marschkolonnen umschwärmte und die Tragbahren mit den Kranken anfiel. Viele von diesen, wehrlos wie sie in ihrem bewußtlosen Zustande waren, wurden getötet, verschiedene davon durch Abschneiden des Kopfes. Als man schließlich des Feindes habhaft wurde, blieb der übliche Sieg nicht aus, die Indier erlitten namhafte Verluste und zwölf Kanonen fielen in die Hände der Engländer. Aber während des Nachtlagers der britischen

Truppen gewannen die Rebellen ihren zu Tode erschöpften Gegnern die Geschütze wieder ab. Daß General Hope Grant keine Trophäen wegführen konnte trotz der außerordentlich großen Einbuße an Mannschaften, stempelte seine Aktion in den Augen der Aufständischen zu einer Niederlage, zumal die eingeborenen Führer und Troßknechte der Engländer nicht unterließen, ihren Landsleuten mit allen Einzelheiten zu erzählen, wie vernichtend die indische Sonne in den britischen Reihen gehaust hatte, und in welcher fürchterlichen Verfassung die scheinbar unbesieglichen Fremdlinge gewesen wären.

Nach der Niederwerfung des indischen Aufstandes trug die Teilnahme an dem chinesischen Kriege von 1860, auf welchen ich nicht näher eingehe, dem 27jährigen Wolseley die Ernennung zum Obersten ein. Als solcher war er nur ganz kurze Zeit in England stationiert, dann entsendete ihn das Oberkommando der Armee nach Kanada, in der Eigenschaft eines Vize-Generalquartiermeisters der dortigen Streitkräfte. Die Trentaffaire schien zu einem Kriege führen zu sollen zwischen Großbritannien einerseits und der mit ihren empörten Südstaaten ringenden Union andererseits. Indessen wurde jener diplomatische Konflikt wider Erwarten rasch beigelegt. Um sich nutzbringend zu beschäftigen, beschloß Wolseley, den Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten zu studieren und zwar vom Lager der Südstaaten aus. Die Heere des Nordens waren bereits von verschiedenen englischen Offizieren besucht worden, welche die Unionsfeldherren sehr entgegenkommend aufgenommen hatten, die Konföderierten aber wurden durch die maritime und kontinentale Umklammerung von Seiten der bundestreuen Streitkräfte so wirksam vom Auslande abgeschnitten, daß die Engländer keine genügende Information über die Pläne, die Operationen und die Fechtweise der Sezessionisten zu erlangen vermochten. Behufs Einziehung solcher fehlenden, empfindlich vermißten Nachrichten schlich sich Wolseley von Kanada aus heimlich durch die Nordstaaten, mit Hilfe von Unionsbürgern, welche innerlich die Sache der Rebellion begünstigten, und von Schmugglern, die den Aufständischen über den Potomac Thee, Kaffee und andere Importbedürfnisse zuführten. Glücklich bei der Armee der Südstaaten angelangt, gewann Wolseley sowohl von den sezessionistischen Truppen als auch von den beiden Feldherren der Konföderation, Lee und Jackson, den günstigsten Eindruck. Jackson führte im Heere der Konföderierten den Beinamen Stonewall, und auch Wolseley erblickte in ihm einen außerordentlich

gewaltigen Helden. Was den englischen Besucher aber ganz besonders anzog, war die Verbindung jener heroischen Eigenschaften mit sanfteren persönlichen Vorzügen. Jackson war schlicht und demütig und in puritanischer Weise streng religiös, aber ohne die Kopfhängerei der genannten kirchlichen Richtung, sondern im Gegenteil mit Freundlichkeit und Entgegenkommen. Das feinste Taktgefühl, sagt Wolseley, zeichnete ihn aus und absolute Milde gegen seine ganze Umgebung. Sein Lächeln fand der britische Oberst hinreißend anmutig; es machte, bemerkt er, die tiefe Güte, welche aus seinen Zügen sprach, noch eindrucksvoller. Gegen das Ende der Unterhaltung hin fragte Wolseley Jackson, was ihm bei seinem Besuche in England am besten gefallen habe. Er dachte ein paar Minuten nach und dann antwortete er mit einem Blick aus seinen ausdrucksvollen Augen, die in wirklicher Begeisterung aufleuchteten: „Die sieben Spitzbogenfenster im Münster von York."

Noch weit mehr als Jackson imponierte dem britischen Obersten der Höchstkommandierende der südstaatlichen Streitkräfte, der General Lee: „Lee", urteilt er, „war der tüchtigste General und, wie mir scheint, der größte Mann, mit dem ich je gesprochen habe, und doch habe ich den Vorzug gehabt, mit Moltke und Fürst Bismarck zusammenzukommen und hatte wenigstens bei einer Gelegenheit eine sehr lange und hoch interessante Unterredung mit dem Letzteren. Vierzig Jahre sind gekommen und gegangen seit unserem Zusammentreffen, doch die Majestät seiner männlichen Haltung, seine gewinnende heitere Anmut, die Süße seines Lächelns und die eindrucksvolle Würde seiner altmodischen Form der Anrede gehören zu meinen teuersten Erinnerungen. Seine Größe machte mich demütig, und ich fühlte die Geringfügigkeit meines persönlichen Wertes niemals schärfer als in seiner Gegenwart . . er sah aus wie ein echter Edelmann. . . . Er beklagte die Schärfe, welche der Krieg angenommen hatte und ebenso die Behandlung der südstaatlichen Mannschaften, die in Feindes Hände fielen. Aber es war kein Groll in seinem Ton, wenn er sich auf die Regierung des Nordens bezog. Nicht einmal, als er beschrieb, wie sie vorsätzlich sein Heim bei Arlington Heights verwüstet hatten, das von General Washington ererbte Gut am Potomac. Er war lediglich „mit seinem Staat gegangen", — Virginia — das durchgehende Prinzip, welches die meisten von mir während meines Besuches im Süden gesprochenen Soldaten beeinflußt hatte."

So war der Mann, den Wolseley für größer erklärt als

Bismarck. Vergegenwärtigt man sich, welche Vorzüge der englische Feldmarschall neben den Herrscher- und Kriegergaben an den beiden Amerikanern preist, so erkennt man leicht, warum ihm Bismarck weniger gefallen mußte. Auf jeden Fall ist es überaus anziehend, in den Wolseleyschen Denkwürdigkeiten zu beobachten, wie oft doch ein geistvoller und urteilsfähiger Ausländer andere Maßstäbe anlegt als in Deutschland heute herkömmlich sind. Beachtenswert ist z. B. des britischen Feldmarschalls Urteil über den amerikanischen Soldaten der Gegenwart; er erklärt, soweit es auf die einzelnen Leute ankomme, sei das Heer der Union die schönste Armee der Welt. Ueberhaupt hegt Wolseley die größte Meinung von den Vereinigten Staaten und ihrer Zukunft: „Diese Nation entwickelt sich rasch zur größten Macht der Welt. Gott sei Dank sprechen sie englisch, werden durch ein englisches System von Gesetzen regiert und bekennen dieselbe Achtung, wie wir vor demjenigen, was Beide unter fair play in allen nationalen wie privaten Geschäften verstehen." Freilich! Noch ungemischteren Dank gegen Gott würde Wolseley vom Standpunkte des Engländers aus empfinden, wenn der Sezessionskrieg zum Zerfall der Union geführt hätte. Er gibt deutlich zu verstehen, daß seiner Ansicht nach das Kabinett von St. James im Jahre 1861 einen schweren Fehler beging, als es von einer Einmischung zu Gunsten der Südstaaten Abstand nahm.

Wenn die Marine des Nordens die südlichen Häfen nicht zu blockieren vermocht hätte, sagt Wolseley, wäre der Süden heute zweifellos unabhängig. Ihm fehlten bloß die Kriegsvorräte, welche in den industrielosen Sklavenstaaten nicht hervorgebracht und wegen der Blockade nicht eingeführt werden konnten. Wie Lee Wolseley mitteilte, war die Schlacht von Antietam für die Konföderierten zu einem beträchtlichen Teile deshalb verloren gegangen, weil ein unverhältnismäßig großer Teil der südstaatlichen Infanterie in Ermangelung brauchbaren Schuhzeuges am Wege liegen geblieben war, anstatt auf dem Schlachtfeld einzutreffen und hier mitzuwirken. Da die Streitkräfte der Sezession den Bundestruppen qualitativ ganz außerordentlich überlegen waren, so ereignete sich ähnliches wie in den italienischen Kampagnen Napoleons, indem die Südstaatler ihre fehlende militärische Ausrüstung großen Teils den Nordstaaten im Kampfe abgewonnen.*) Die Division Longstreet,

*) Ueber die Analogie in den Feldzügen Napoleons vergl. meine Besprechung von Herrmanns „Marengo" im diesjährigen Maihefte der „Pr. Jahrb." S. 348 u. 350.



welche Wolseley an sich vorbeimarschieren sah, bot einen höchst bemerkenswerten, nicht wieder zu vergessenden Anblick. Sie ließ sich schlechterdings mit nichts vergleichen, was der englische Oberst jemals gesehen oder sich mit Hilfe seiner Phantasie vorgestellt hatte. Die Leute waren schlecht, um nicht zu sagen jämmerlich bekleidet und noch schlechter beschuht. Und dabei hörte Wolseley noch, die am allerschlechtesten Ausgerüsteten wären weggeblieben, weil sie sich schämten, in ihren Lumpen vor einem Ausländer zu paradieren. Es wurden Wolseley viele Leute von großem Vermögen gezeigt, die in Reih und Glied trotteten und von der großen Masse nicht zu unterscheiden waren, nur daß jene größtenteils eine Zahnbürste an einem Knopfloch ihrer Röcke befestigt trugen. Alle ihre Degengehenke und Patronentaschen waren in großen Buchstaben mit dem U. S. gezeichnet, was zeigte, daß sie die Ausrüstungsgegenstände dem Feinde abgenommen hatten. Sie marschierten gut vorbei und hatten trotz ärmlicher Kleidung ein soldatisches Aeußere. Mit allen anderen Zuschauern stand auch ich unter dem Eindruck, nicht bloß eingeführte Mietlinge vor mir zu haben, sondern Bürger, fechtend für eine Sache, an die sie glaubten, für die zu leiden sie stolz und zu sterben bereit waren. Diese Südstaaten-Armee interessierte mich mehr als irgend eine Armee, die ich jemals vorher oder nachher gesehen habe."

Nachdem er die im Lager der Konföderierten erhaltenen Eindrücke geistig verarbeitet hatte, ist sich Wolseley sein ganzes Leben lang in der Anschauung konsequent geblieben, daß nicht bloß regulären Heeren, sondern auch richtig organisierten und geführten Milizen ein hoher militärischer Wert innewohnen könne. Sehr bald fand er Gelegenheit, die gewonnene Ueberzeugung im Dienste seines Vaterlandes zu betätigen. Nach der Beendigung des amerikanischen Sezessionskrieges fürchtete die öffentliche Meinung Kanadas einen Angriff der Union, speziell eine Unternehmung der entlassenen Bundessoldaten irischer Nationalität unter Führung der Fenier. Die Kanadier erbaten sich vom Oberbefehlshaber der englischen Armee, dem Herzog von Cambridge, eine Kraft zur Organisierung einer Miliz und erhielten den General Patrick Mac Dougall. Dieser legte das Werk in die Hände Wolseleys, der in seinen Memoiren eine sehr hohe Meinung von der neu geschaffenen Truppe zu erkennen gibt. Seiner Ansicht nach kann England für seine Kriege, soweit sie in Kanada populär sind, eine erstklassige Division von dort beziehen. Die Offiziere der kanadischen Miliz

hält Wolseley in mancher Hinsicht für besser als die regulären englischen: „Diese sind zu sehr geneigt, sich auf Vorschriften zu verlassen, die dazu angetan sind, ihre natürlichen militärischen Instinkte in Lagen zu verstümmeln, wo der kanadische Offizier gemäß dem ihm innewohnenden gesunden Menschenverstand handeln würde. „Von keinem Offizierkorps der Welt werden die kanadischen Milizoffiziere nach Wolseleys emphatisch ausgesprochenem Urteil in denjenigen Eigenschaften übertroffen, auf die es im Kriege hauptsächlich ankommt. Derartige Ideen stehen im Widerspruch zu Grundsätzen, welche in Deutschland fast jedermann für wahr hält, und auch in England gibt es, besonders unter den Militärs, eine starke Partei, welche das von Wolseley auf den gemeinen englischen Soldaten, sowie auf die Volksaufgebote angelsächsischen Stammes einschließlich der britischen Volunteers gesetzte Vertrauen nicht teilt. Was den Wert der kanadischen Miliz anbetrifft, so würde das Urteil des Kritikers einen Anhaltspunkt gewinnen, wenn er die Leistungen der kanadischen Freiwilligen im Burenkriege klar zu übersehen vermöchte, aber eine authentische Geschichte dieses Krieges ist noch nicht geschrieben.

In dem schicksalsschweren Jahre 1870 erhielt Wolseley, der inzwischen Generalquartiermeister der kanadischen Streitkräfte geworden war, zum ersten Male Gelegenheit, ein selbständiges kriegerisches Kommando zu übernehmen. In dem Gebiet, das heute Manitoba heißt, und das durch seinen Weizenexport Bedeutung für die Weltwirtschaft gewonnen hat, herrschten anarchische Zustände. Die französisch-indianischen Mischlinge, welche bisher das Land überwiegend besessen hatten, wollten die in die Wege geleitete angelsächsische Zuwanderung nicht dulden und empörten sich unter der Führung von Louis Riel. Die zur Dämpfung dieser Rebellion unter Wolseley entsendeten Truppen setzten sich zusammen aus einem regulären Bataillon, einigen Artillerie- und Pionierdetachements, einem französisch sprechenden Bataillon Quebek-Miliz und einem englisch sprechenden Bataillon Ontario-Miliz. Denn die populäre kanadische Landesverteidigung war im Einklange mit der beneidenswert weisen Nationalitätenpolitik Englands so organisiert worden, daß in den niederkanadischen Milizbataillonen das Französische Dienstsprache war. Noch unendlich viel weniger als in Indien und in Birma kamen die Feinde, mit welchen Wolseley in dem Gebiet der Hudsonskompagnie abrechnen sollte, als Soldaten in Betracht. Aber die

zu überwindenden natürlichen Schwierigkeiten waren wiederum von ganz außerordentlicher Größe und zudem von einer Eigenart, auf die kein Befehlshaber vorbereitet sein konnte.

Es handelte sich um den Zug tief in das Innere von Britisch-Nordamerika, in damals noch völlig unkultivierte Länder. Zwar vermochte man die in Kanada so reichlich vorhandenen Wasserwege zu benutzen, indessen mußte gleichwohl ein Vierteljahr für die Expedition gerechnet werden, welche von Port Arthur am Lake Superior in der Provinz Ontario auszugehen hatte und deren Ziel Fort Garry bildete. Der genannte Ort war der Stützpunkt der aufrührerischen Mischlinge, heute heißt er Winnipeg und ist Knotenpunkt zahlreicher Eisenbahnen und eine bedeutende Handelsstadt. Die gesamte Vierteljahrsexpedition hatte durch Urwälder zu gehen, die nur von Indianern bewohnt waren. Unter diesen Umständen hing der Erfolg durchaus davon ab, daß die zu verwendende Streitmacht vor ihrem Aufbruch zweckmäßig organisiert und ausgerüstet wurde. Nachdem die Truppen einmal am Shebandowan-See die Boote bestiegen hatten, waren sie von aller Unterstützung absolut abgeschnitten und lediglich auf ihre eigene Kraft und Schneidigkeit angewiesen. Auf dem ganzen Wege nach Fort Garry konnten sie keine Nachschübe an Lebensmitteln, Kleidung, Munition, Aexten oder anderen Werkzeugen erwarten. Alle Erfordernisse mußten demgemäß in den Booten mitgenommen werden, in den Booten, welche die Mannschaften selber über die zahlreichen, teilweise steilen „Portages“, zu schleppen hatten, die Zwischenräume zwischen den Seen. Alle Gebrauchsgegenstände hatten also zwei Eigenschaften zu vereinigen, indem sie zugleich stark und leicht sein mußten. Auf den steinigen Portages konnten die fortzuschleppenden Boote nicht immer schonsam behandelt werden. Sie durften deshalb nur aus gutem, kräftigem Material bestehen. Aber extra schwer gemacht für jenen Zweck, hätten sie durch ihr Gewicht die Arbeit der Leute zu sehr vermehrt, die sie über die steilen und zerklüfteten Höhen zwischen Lake Superior und Lake Winnipeg zu ziehen hatten. Die Mannschaft jedes der fünfzig Boote bestand aus 8—9 Soldaten und 2 bis 3 Indianern oder anderen „Voyageurs“, wie die in der dortigen Binnenschiffahrt beschäftigten Leute hießen. Jedes Boot trug für alle seine Insassen Lebensmittel auf 60 Tage, in der Gestalt von gepökeltem Schweinefleisch, Bohnen, eingemachten Kartoffeln, Mehl, Zwieback, Salz, Tee und Zucker. Keine Spirituosen irgend-

welcher Art wurden zugelassen; auch kein Wein für die Offiziere; es war ein streng abstinenzlerischer Kriegszug. Das notwendige Schanzzeug, Munition, Zelte, wasserdichtes Bettzeug, Kochtöpfe usw. ließen nur wenig leeren Raum in den Booten, die so tief geladen waren, wie es die Sicherheit eben erlaubte. Jeder Kapitän war verantwortlich für seine Vorräte, und es wurden ihm einige wohl ausgewählte Schiffbauwerkzeuge gegeben, eine Anzahl dünner Blechplatten und eine Menge Bleiweißkitt zum Ausfüllen von Löchern oder zum Wiedergutmachen von anderen Beschädigungen an den Booten. Alle solche Kleinigkeiten mußten mit der größten Sorgfalt vorbedacht werden, und für jede irgend berechenbare Möglichkeit mußte man aussorgen.

Sämtliche Offiziere der Expedition eigneten sich im Laufe des Zuges die Fähigkeit an, die „Portages" in möglichst gut passierbaren Stand zu setzen und ihre Boote auszubessern. Einer der tüchtigsten war Hauptmann Sir Redvers Buller, der später im Burenkriege bekannt gewordene General. Er war ein „erstklassiger Axtmann" und das einzige Mitglied der Expedition in allen ihren Chargen, welches auf seinem Rücken einen Zentner Pökelfleisch über eine „Portage" tragen konnte. Er besserte ein Boot aus und hatte es mitsamt seiner Bemannung und allen Vorräten wieder im Wasser, während viele unter ähnlichen Umständen noch überlegt haben würden, was sie tun sollten: „Reich an geistigen Hilfsquellen", so schließt Wolseley die Charakteristik des viel angefeindeten Mannes ab, „und persönlich absolut furchtlos, genoß er immer das Vertrauen der unter ihm dienenden. Er funktionierte später als mein Stabschef in der Expedition, die zu spät abgesendet wurde, um den Held und Märtyrer, General Charles Gordon, in Chartum zu befreien, und niemand machte sich jemals mehr um sein Vaterland verdient als er bei dieser Gelegenheit."

Nachdem Wolseleys Zug nach Fort Garry eine lohnende Bodenkultur in Manitoba politisch möglich gemacht hatte, ist dort ein ansehnliches Netz von Eisenbahnen und anderen Kommunikationswegen ins Leben gerufen worden. Aber im Jahre 1870 gab es Eisenbahnen überhaupt noch nicht und von Chausseen nur stellenweise einen schwachen Anfang. So war zwischen dem Ausgangspunkte der Expedition, Port Arthur, und dem Shebandowansee eine Kunststraße in der Arbeit aber noch so unvollständig, daß die Soldaten Wolseleys sieben Wochen (von Ende Mai bis Mitte Juli), durch Moskitos geplagt, an ihrer Vollendung arbeiten mußten:

„Viele von uns“, erzählt der Feldmarschall bei Gelegenheit des genannten Straßenbaus, „haben als junge Leute in ihrer Unwissenheit die Geschichte des Livius verlacht, wie Hannibal die Felsen sprengte, welche den Uebergang seiner Armee hinderten; indem er erst große Feuer an ihnen anzündete, und wenn sie glühend heiß gemacht waren, sie plötzlich mit Wein befeuchtete. Ich fand, daß ein ähnlicher Prozeß in den wilden Teilen Kanadas von den Chausseearbeitern ganz allgemein angewendet wurde, und daß diese Methode sehr wirksam war. In Bezug auf Feuerung war immer reichliches Material an Hand, und es ergab sich, daß Wasser den Zweck ebenso vollkommen erfüllte wie Wein. Ich bin sicher, daß keiner meiner Leute eine gute alkoholhaltige Feuchtigkeit beim Straßenbau verschwendet haben würde, wie dem großer Karthager beim Uebergang über die Alpen nachgesagt wird.“ *)

Teils auf der so hergestellten Straße, teils den Kaministiquiafluß hinauf, soweit dieser schiffbar war, wurden die Vorräte von Port Arthur nach dem Shebandowansee transportiert. Dann begann die Durchfahrung der Seenkette bis zum Lake of the Woods und die Ueberwindung der Portages zwischen den Seen. Was den Uebergang über eine Portage anbetraf, so vollzog sich dieser Prozeß umso schwieriger, je länger, steiler, höher oder zerklüfteter der kontinentale Zwischenraum zwischen den zahllosen Seen war, welche der Flotille Wolseleys zu durchfahren oblag. Manche Portages waren nur ein- bis zweihundert Meter lang, während ein paar $1^1/_2$ bis 2 km ausmachten. Wie schon berührt, war es ein saures Stück Arbeit, die Boote über die Portages zu ziehen und die Säcke und Fässer zu tragen, mit denen jedes Boot bis zum Rande gefüllt war. Zur Wegschaffung der Boote wurden Stämme gefällter Bäume als „Rollers“ untergelegt. Die Pappel von 6 bis 8 Zoll Durchmesser gab die besten Rollers ab, da die Boote sehr leicht über ihre glatte und saftige Rinde gezogen werden konnten. Beim Marsch zwischen zwei Seen ging gewöhnlich Wolseley selber mit dem kundigsten Voyageur der Marschkolonne voran und bezeichnete

*) Livius spricht, XXI, 37 wohl nicht von Wein, sondern von Essig, obgleich **acetum** auch sauren Wein bedeuten kann. Auf jeden Fall aber dient die Bemerkung des englischen Feldmarschalls zum besseren Verständnis der livianischen Stelle. Ich führe zum Beweise folgende Anmerkung Weißenborns zu dem bezüglichen Passus an: „Nicht die aus Wasser und Essig bestehende **posca** der Soldaten, sondern reiner Essig ist gemeint. Woher man diesen auf der Höhe bekommen, und wie in so kurzer Zeit der Felsen hat durchglüht werden können, bleibt . . . unerklärlich.“

durch Einkerben der Bäume den Weg, welchen alles in der Wildnis einzuschlagen hatte.

Als die Expedition nach Passierung der kleineren Seen den Lake of the Woods kreuzte, trat stürmisches Wetter ein. Der Lake of the Woods ist mit zahlreichen Inseln durchsetzt und da noch keine gute Karte existierte, verloren sich die Boote nicht selten in Sackgassen. Diese zeitraubenden Irrfahrten waren deshalb so irritierend, weil die regulären Truppen nicht, wie die Miliz, in Fort Garry überwintern, sondern nach Kanada zurückkehren sollten, während ein Viertel Zoll Eis auf einem der rückwärts zu passierenden Seen zur Unbrauchbarmachung der der Portages wegen absichtlich leicht gebauten Boote genügte. Deshalb berührte jeder unnütze Aufenthalt Wolseley überaus peinlich: „Die romantische Szenerie von Bäumen und Felsen, Erde und Wasser, in allen ihren mannigfaltigen und malerischen Verbindungen besänftigte meine Ungeduld nicht. Und doch — wenn ich jetzt an jene glanzvoll schönen und bewaldeten Buchten denke, an ihre langen Strecken gelben Sandes, an ihre vielen steilen und rosenrot gefärbten Klippen und flechtenbedeckten Felsen, oft im See unten sich spiegelnd wie in Glas, verlange ich zu Zeiten danach, jene schönen Szenen noch einmal zu schauen; auf ihrem tiefen, sammetnen Moose zu liegen und nachzudenken über ein ereignisreiches Leben und zu träumen von dem, was es hätte sein können."

Diese letzte Wendung bezieht sich darauf, daß es dem Feldmarschall nicht beschieden gewesen ist, an der Spitze eines großen Heeres den höchsten Grad kriegerischer Ehre zu erreichen. Zwar hat er von seinen übrigen Taten abgesehen, durch die Schlacht bei Tell el Kebir Egypten für England erobert, aber um wieviel höher konnten doch seine Hoffnungen im Jahre 1878 fliegen, wo er für den sich vorbereitenden Krieg mit Rußland zum Generalstabschef des Lords Napier of Magdala bestimmt wurde. Der Gang der politischen Entwicklung hat jene stolzen Erwartungen Wolseleys illusorisch gemacht, und wenn er auch für seine militärischen Verdienste die Peerswürde erlangte und zum Oberbefehlshaber der britischen Armee aufstieg, so ist doch jener glühende Durst nach Ruhm, von welchem wir den Jüngling vor den Pallisaden des Birmanenhäuptlings befallen sahen, im Mannesalter niemals ganz gestillt worden und quält noch den Greis.

Vom Lake of the Woods, wo unter dem Namen Rat Portage eine aus ein paar Blockhäusern bestehende Station der Hudson-

Kompagnie existierte, ging es den Winnipeg hinunter, den schwierigsten der kanadischen Flüsse. Schwierig waren alle bisher befahrenen Gewässer gewesen; auf dem Shebandowansee und dem Kaministiquiafluß hatte man nie günstigen Segelwind angetroffen und sich stets ausschließlich auf die Ruder angewiesen gesehen. Wirklich ernsthaft aber wurde die Schiffahrtsfrage erst auf dem Winnipeg. Alle „Voyageurs" erklärten die Boote für zu schwach, um den dreißig Wasserfällen und Stromschnellen des Flusses, seinen Strudeln und großen, wilden Sturzwellen gewachsen zu sein. Trotz dieses schlechten Prognostikons der Sachkenner kam die Flottille, allerdings mit beinahe zu starker Prüfung der Nerven ihrer Insassen aber schließlich doch mit nur geringem Materialverlust und ohne Einbuße an Menschenleben, den Strom hinunter, unter der Führung von Irokesen, nach Wolseley den kühnsten und geschicktesten der Menschen in der Flußschiffahrt.

Dem Anschlage Wolseleys gemäß gegen Ende August wurde das Ziel der Expedition, Fort Garry, erreicht, nach ununterbrochenem, mehr als fünfwöchentlichem Marsch, gerechnet von dem Zeitpunkte, wo man vom Shebandowansee aufgebrochen war. Einschließlich der Zeit, welche der Ausbau der Straße von Port Arthur nach dem Shebandowansee verschlungen hatte, war für den Hinmarsch, in Uebereinstimmung mit der Vorausberechnung, ein viertel Jahr nötig gewesen. Das Aussehen der Truppen nach der Durchquerung der Wildnis war freilich sehr wenig adrett und vorschriftsmäßig. Die Uniformen waren stark zerrissen, und manche Leute waren geradezu zerlumpt von den Lasten, welche alle Chargen auf dem Rücken getragen hatten. Auch die Hinterteile der Hosen befanden sich in einer Verfassung, welche dem Adjutanten eines heimischen Garderegiments Entsetzen eingeflößt haben würde, indem die am besten im stande befindlichen Beinkleider mit der Packleinwand der geleerten Zwiebacksäcke geflickt waren. Der englische Soldat, bemerkt Wolseley, gilt zwar für tapfer aber auch für schwerfällig. Absolut mit Unrecht, fügt der Feldmarschall hinzu: „Eine lange und intime Bekanntschaft mit ihm in allen Klimaten, in einer unendlichen Mannigfaltigkeit von bitteren Prüfungen zu Land und Wasser in Augenblicken äußerster Gefahr, in Kälte und in Elend, befähigt und berechtigt mich und ruft mich in der Tat dazu auf, jene Behauptung unbedingt zu verwerfen. Natürlich ist er in hohem Grade das, was seine Offiziere aus ihm gemacht und ihn gelehrt haben, und dem Hauptmann einer Kompagnie, dem

seine Leute in dem Augenblick dringender Gefahr oder in einer anderen Prüfung versagen, möchte ich angelegentlich geraten haben, sein Patent zurückzugeben. An ihm liegt der Fehler, und er ist nicht geeignet, britische Soldaten zu kommandieren. Wenn er „von der rechten Sorte" wäre, würden seine Leute niemals versagen; wenn er seine Aufgabe verstände und seine Untergebenen angemessen ausgebildet und erzogen hätte, würde er sich in keiner Stunde der Prüfung über sie zu beklagen haben."

Es ist übrigens nicht Wolseleys Meinung, daß zur Truppenausbildung ungeeignete Offiziere im britischen Heere sehr zahlreich wären. Vielmehr rühmt er den englischen Offizier als in vieler Hinsicht unübertrefflich: „Wie anpassungsfähig", so ruft er aus, „ist doch der britische und koloniale Offizier! Er bringt so viel Energie für jede zu verrichtende harte Arbeit mit, daß er so oder so die schwierigsten und kompliziertesten Sachen in achtungswerter Manier fertig bringt, hauptsächlich, wie ich glaube, dank seinem tiefen politischen Pflichtgefühl und seiner lebhaften Empfindung für das, was er als Gentleman dem Staate schuldet. Seine Erziehung, seine Sportsübungen im Freien und üblichen Vergnügungen qualifizieren ihn mehr dazu, unsere Leute zu leiten als irgend eine andere Klasse. Wenn harte Arbeit zu leisten ist, kommen alle jene guten Eigenschaften zum Vorschein, welche ihn zum besten Mann für die Leitung anderer machen. Während dieser Expedition trugen unsere Offiziere Fässer Pökelfleisch und andere Lasten über die Portages, genau wie ihre Leute. Es bestand die treueste Kameradschaft zwischen ihnen und ihren Leuten, während die Disziplin, so wie wir diese hohe Tugend verstehen, streng gewahrt blieb."

Mit der Bemerkung über die englische Art der Disziplin hat Wolseley wohl die übertriebene Wichtigkeit im Auge, welche von kontinentalen Kritikern des englischen Heeres gelegentlichen kleinen Meutereien im Frieden beigemessen wird. Sie beeinträchtigen in der Tat die Tüchtigkeit der Truppen im Kriege nicht, dafür sorgt schon neben der zähen Ausdauer des englischen Soldaten seine kriegerische Gesinnung. Dieser martialische Zug des Nationalcharakters trat auch auf Wolseleys Red River-Expedition in dem ehrlichen und tiefen Bedauern hervor, welches jedermann äußerte, als es bei Fort Garry nicht zum Kampfe kam. Louis Riel hatte sich beizeiten klar gemacht, daß Widerstand aussichtslos war und hatte die Flucht nach den Vereinigten Staaten angetreten. Er

kam glücklich über die Grenze und lebte lange Jahre in der Union als Verbannter. Dann kehrte er zurück und versuchte abermals, durch einen Aufstand das Kolonisationswerk zu stören, aber dieses Mal wurde er ergriffen und hingerichtet. Der unblutige Ausgang der ersten Aktion gegen Riel hinderte aber nicht, daß ihrem Kommandeur von seiten der maßgebenden Persönlichkeiten die lebhafteste Anerkennung seiner Verdienste ausgesprochen wurde. Gerade den Organisator der kanadischen Miliz konnte man im gegebenen Augenblick für eine einflußreiche Stellung brauchen. Der deutsch-französische Krieg hatte Gladstone und seinem Kriegsminister Cardwell die Ueberzeugung aufgedrängt, daß eine Reform des veralteten englischen Heerwesens notwendig sei. Wolseley jedoch war als Verfechter einer Armeereorganisation nach modernen Prinzipien bekannt und hatte in der Schaffung einer kanadischen Miliz jene Grundsätze bereits praktisch betätigt. In das Kriegsministerium berufen, arbeitete er entscheidend mit an der Schaffung der Armeereserve, welche die Kriegsstärke des Heeres erheblich steigerte. Der Herzog von Cambridge, fast alle Generale und die meisten Offiziere bekämpften die Institution der Armeereserve, deren Einführung eine wesentliche Verkürzung der Dienstzeit unter der Fahne mit sich brachte, aufs heftigste: „Der Offizier von der alten Art", so charakterisiert Wolseley die ihm gemachte Opposition, „war in der Vorstellung erzogen worden, daß es wesentlich sei, seine Leute jeden Tag zu sehen, um sicher zu sein, daß sie da waren". Vertrauen zu der Ehre und dem Patriotismus der Gemeinen war in Offizierkreisen wenig zu finden, und so erklärte die große Mehrzahl der Generale und Offiziere, die Reservisten würden wohl im Frieden die Retaining-fees nehmen, einer Mobilmachungsordre aber nicht Folge leisten. Wolseleys Auffassung von dem Wesen des gemeinen englischen Soldaten stand im entschiedenen Gegensatz zu jenem menschenverachtenden Mißtrauen: „Wenn man Tage und Nächte und Wochen und Monate im Felde oder in den Tranchéen vor Sebastopol unter unseren sehr schlecht bezahlten Mannschaften zugebracht hatte, dann lernte man, unsere Kameraden in Reih und Glied schätzen. Wenn man unter ihnen biwakiert, dann hört man ihre Ansichten über Menschen und Dinge ganz offen, denn sie sind gewöhnt, offen alle Angelegenheiten zu erörtern, die sich auf ihr tägliches Leben beziehen. Sie bringen in sehr freier Weise Meinungen über den Charakter ihrer Offiziere und über die kommandierenden Generale zum Ausdruck

und im allgemeinen mit viel richtigem Urteil. Hier und an ihrer Spitze im Feuer kann man lernen, was für schöne, männliche Kerle unsere Gemeinen sind, und welches ihr Maßstab für Ehre ist. Auf diese Weise lernte ich, ihnen vertrauen und, abgesehen von einigen schwarzen Schafen, wie sie zuweilen sogar unter den geistlichen Würdenträgern aller Glaubensbekenntnisse gefunden werden, ziehe ich ihren Ehrenkodex dem des Händlers oder des typischen Politikers vor.

Unsere Unteroffiziere und Gemeinen urteilen im allgemeinen richtig in der Abschätzung des Wertes und Charakters ihrer Offiziere. Während sie den Gewaltmenschen hassen, der sich um ihre Gefühle nicht bekümmert und sie behandelt, als hätten sie keine, haben sie die enthusiastischste Bewunderung für den Offizier, der sie zugleich freundlich und gerecht behandelt und vor allem, der sie in Momenten dringender Gefahr an der Spitze gut führt. Sie wittern rasch den Schwächling und Mutlosen. In der Tat! Alles in Allem genommen ist der britische Soldat ein schöner, edler Kerl."

Die Dienste Wolseleys bei der Heeresreform belohnte die Regierung durch Anvertrauung eines schwierigen und gefährlichen Kriegskommandos. Vierzig Jahre zählte Wolseley erst, als ihm, dem zum Generalmajor aufgestiegenen, der Oberbefehl in dem Aschantikriege von 1873 übertragen wurde. Das Klima an der Goldküste ist das schlimmste in allen englischen Besitzungen, und Wolseley erschien das Bedürfnis nach der Verwendung dreier weißer Bataillone, welches die Situation mit sich brachte, geradezu als „eine schreckliche Notwendigkeit". Er nahm 35 von ihm selber sorgfältig ausgesuchte Offiziere mit, teils für die Geschäfte des Stabes, teils für die zu errichtenden Eingeborenen-Regimenter. Ein Teil dieser Herren, die sämtlich jünger waren als der Feldherr, hatte unter ihm die Red River-Expedition mitgemacht: „Das waren Männer, deren Nerven ich erprobt gesehen hatte in der Mitte physischer Gefahren, welche den Menschen gewöhnlichen Schlages verstummen machen und manche Wange bleichen". Auch Sir Redvers Buller befand sich unter den Eliteoffizieren, welche Wolseley zur Bewältigung seiner schweren Aufgabe mitnahm. Lediglich eine Auslese von Offizieren, so meint er, hätte ihm an der Goldküste befriedigende Dienste leisten können: „Mit den sehr gewöhnlichen schlafmützigen Menschen, die vom Kriegsministerium gemäß der Reihenfolge in der Offizierliste zu Spezialdiensten bestimmt werden", ist nach Wolseley kein Auskommen „in den kleinen Feldzügen, die wir so

oft in schrecklich ungesunden Ländern zu führen haben". Das Anciennitätsprinzip passe nicht für diese Fälle. Natürlich verlangte Wolseley von seinen Stabsoffizieren nicht allein Mut und praktische Anschlägigkeit, sondern auch intellektuelle Neigungen und Gaben. Während der Ueberfahrt von Liverpool nach Cape Coast Castle wetteiferten die Stabsoffiziere mit dem Oberbefehlshaber in der Durcharbeitung aller Veröffentlichungen, die sich auf Geographie und Geschichte der Goldküste bezogen. Stöße von Blaubüchern, enthaltend Jahre der Korrespondenz zwischen Downing Street und den britischen Gouverneuren in Westafrika, wurden geduldig nach Informationen durchforscht.

Um Wolseley die für den Krieg erforderliche Autorität zu verleihen, war er zum Statthalter aller englischen Besitzungen an der Goldküste erhoben und mit ziviler sowie militärischer Vollgewalt bekleidet worden. Am 2. Oktober 1873 landete Wolseley in Cape Coast Castle, als dem Sitze seiner Amtsgewalt. Krieg war nur möglich von Ende November bis Ende Februar; in den übrigen drei Vierteljahren mußten die Verluste durch Fieber zu schwer werden. Wir haben während der ganzen Laufbahn Wolseleys Gelegenheit gehabt, zu konstatieren, daß die von ihm zu überwindenden Schwierigkeiten weniger von den Feinden ausgingen als von der Natur der Länder. Auch der Aschantikrieg trug diesen Charakter. Seit dem Jahre 1873 haben andere europäische Nationen neben den Engländern im Innern des tropischen Westafrika festen Fuß gefaßt und erfolgreiche Feldzüge geführt. Bis zu jenem Termine jedoch hatten nur die Engländer in den bezeichneten besonders ungastlichen Gebieten erheblichere Kämpfe unternommen und zwar infolge des Klimas stets mit Unglück. Wolseley war auf dem genannten Gebiet der Bahnbrecher, dessen Strategie vorbildlich geworden ist. Naturschwierigkeiten, wie gesagt, hatte diese Heerführung in erster Linie zu überwinden, der Feind brauchte trotz seiner großen Zahl und ausgezeichneten Tapferkeit nur wenig Sorge zu machen. Die Aktion begann mit dem Bau einer Straße von Cape Coast Castle nach Prahsu am Prah, dem Grenzflusse zwischen dem britischen Protektorat und dem Aschantireiche. Die Herstellung der bezeichneten Kommunikation, welche durch die unbeschreiblich üppige Vegetation des Urwaldes wie ein Tunnel hin durchgebrochen werden mußte, verschlang, trotz des Eifers der Pioniere, den ganzen November und Dezember, also auch einen der drei Monate, auf welche die Kriegsführung sich zu beschränken hatte. Die Qualität der englischen

Pioniere schlägt Wolseley ganz besonders hoch an, aber in numerischer Hinsicht leidet nach ihm diese Spezialwaffe hart unter dem Geize der Politiker, deren genanntes Laster nach der Ueberzeugung des Feldmarschalls trotz der vorzüglichen Eigenschaften aller britischen Streitkräfte noch einmal schweres Unheil über England bringen wird.

An denjenigen Punkten der neuerbauten Straße, wo die Truppen übernachten sollten, wurden gute Hütten mit Bambusbettstellen errichtet, damit die Soldaten nicht auf dem fieberschwangeren Boden zu schlafen brauchten. Große Filter wurden angelegt zur Reinigung des Wasservorrats, der schwer zu beschaffen war. Ueberhaupt blieb kein von der Wissenschaft an die Hand gegebenes Mittel zur Erhaltung der Gesundheit der Truppen unbeachtet. Da aber, wie bereits erwähnt, noch niemals eine größere europäische Truppenmacht erfolgreich in das Innere des Landes eingedrungen war, so blieb Wolseley trotz der unendlichen Sorgfalt seiner Vorbereitungen von Zweifeln geplagt, ob er mit den Aschantis fertig werden würde. Er war fest entschlossen, am 1. März, zugleich mit dem Eintritt der verderblichen Regenzeit, die Operationen zu beendigen, auch wenn der Kriegszweck nicht erreicht sein sollte. Einstweilen marschierten die Truppen in guter Stimmung und Gesundheit von der Küste nach Prahsu, wo sie nach acht Tagemärschen anlangten, zufrieden, aus dem Urwalde heraus zu sein, in den kaum ein Sonnenstrahl zu fallen und das menschliche Auge meistens kaum hundert Meter zu sehen vermochte. Umso erfrischender war der Aufenthalt in der breiten Lichtung an beiden Ufern des schönen, lebensvollen bei Prahsu über 70 Meter breiten Prah. Das Klima in Prahsu war durchaus angenehm. Aber umso drückender waren die Sorgen, welche sich auf die Brust des Feldherrn wälzten. Die Transportschwierigkeiten, welche sich schon auf dem Zuge durch das Protektoratsgebiet unangenehm fühlbar gemacht hatten, gelangten nun auf ihre Höhe. Alle Träger aus dem britischen Gebiet nahmen Reißaus, da sie sich vor den Aschantis, welche ja in früheren Jahren die Engländer immer geschlagen hatten, fürchteten. Auf Träger war die Expedition allein angewiesen, über Zugtiere verfügte man nicht, da sich im Urwald keine Fourage beschaffen ließ. Nachdem durch das Versagen der Träger fünf kostbare Tage verloren gegangen waren, überwand schließlich das englische Geld die Angst der Schwarzen, und der Chef des Transportwesens, der im Burenkriege von 1881 bei Majuba gefallene Major Colley, gelangte durch

seine Tüchtigkeit dahin, daß sich der Dienst beim Trosse fortan mit mechanischer Präzision vollzog. Der Troß bestand aus nicht weniger als 10 000 Trägern, während sich die Kombattanten nur aus drei Bataillonen und einigen Detachements Pionieren, Artilleristen und Marinesoldaten zusammensetzten. Die Bildung von Eingeborenen-Regimentern hatte wegen des unüberwindlichen Schreckens, in welche der Name der Aschantis die anderen Neger versetzte, aufgegeben werden müssen.

Nach Ueberschreitung des Grenzflusses vermochte man den Truppen keine Hütten mit Bettstellen mehr zu geben, infolgedessen wuchs die Krankenliste sofort sehr bedeutend. Die in das Aschantiland eindringenden Engländer fanden quer über den Weg Fäden gespannt, deren Zweck sie sich nicht zu erklären vermochten. Endlich stellten sie mit Hilfe von Eingeborenen fest, daß jene Fäden eine Nachahmung der englischen Telegraphen sein sollten, welche die Aschantis für einen Fetisch und für die mystische Ursache der britischen Machtstellung an der Küste ansahen. Die nach Prahsu angelegte Straße mußte von den Pionieren bis nach der Hauptstadt der Aschantis, Kumassi, fortgeführt werden, immer durch dichten Urwald, in der Weise eines Tunnels. Achtzig befestigte Magazindepots mußten auf dem Wege angelegt werden. Nach den fünf Ruhetagen in Prahsu mußte man behufs Herstellung und Sicherung der Verbindungen, speziell auch zur Ueberbrückung von Flüssen, sehr bald wieder zwei Ruhetage in Moinssee, vier in Fommanah machen, Ortschaften, die übrigens nicht so barbarisch aussahen, wie Wolseley sie sich vorgestellt hatte. Denn die Aschantis betrieben Goldwäschereien und Goldbergwerke, deren reicher Ertrag die Grundlage einer mit der mohammedanischen zusammenhängenden Kultur bildete. Die vielen notwendigen Unterbrechungen des Marsches riefen bei dem englischen Feldherrn mehr als einmal eine gedrückte Stimmung hervor: „Indessen ich habe ein hoffnungsvolles Temperament, und, durchdrungen von dem festesten Vertrauen auf Gottes Beistand, zeigte ich ein lächelndes Gesicht und begegnete meinen Schwierigkeiten mit einer Art von Trotz. Anläßlich der Red River-Expedition hatte ich meine regulären Truppen über eine Bergkette zurückzubringen, ehe Eis die Seen und Ströme schließen konnte, und hier, im äquatorialen Afrika, wurde ich wieder durch den unerbittlichen Glockenschlag der Uhr gedrängt, da ich meine Aufgabe gelöst haben mußte, bevor die großen Regengüsse einsetzten.“ Die nach

Fommanah zu erreichende Ortschaft hieß Amoaful. Auf dem Marsch dorthin erhielt Sir Redvers Buller als Oberhaupt des Nachrichtendienstes von einem bestochenen Aschanti die Anzeige, daß für den 31. Januar ein Angriff des Feindes geplant sei. Die bekannte Taktik der Aschantis war, mit ihrer Uebermacht die Engländer zu umringen, sie vorn in ein Gefecht zu verwickeln, schließlich aber den Hauptstoß im Rücken zu führen. In den undurchdringlichen Gründen des Urwaldes manövrierten die Aschantis so geschickt wie eine Jägertruppe in einem europäischen Forst.

Da Wolseley informiert war, wenn er angegriffen werden würde, so marschierte er am 31. Januar nicht in Marsch-, sondern in Schlachtordnung, welche quarré-artig war, indem sie aus einem großen offenen Parallelogramm bestand. Die Frontbreite erstreckte sich über 600—700 Meter. Die Truppen an den Seitenlinien hatten sich Pfade zu brechen, in dem Maße, wie sie durch das Unterholz vorwärts drangen, jede Abteilung in einem Abstande von ungefähr 300 Metern von der Straße. In der angegebenen schwerfälligen Formation im Urwalde vorzurücken, unter dem bald genug allerseits einsetzenden Feuer der mordlustigen Barbaren konnte nur von vorzüglich disziplinierten und überhaupt ausgezeichneten Truppen verlangt werden. Die Aschantis führten den Angriff mit vielem Schwung aus, vertrauend auf ihre numerische Ueberlegenheit, welche ihnen die Einkreisung der Briten ermöglichte. Indem sich das englische Quarré langsam vorwärtsbewegte, kamen die Aschantis, selber artillerielos, nahe an die englischen Kanonen heran, allerdings immer durch den Busch gedeckt. Hätten sie moderne Gewehre besessen, so würde die Vernichtung des Invasionsheeres keinem Zweifel unterlegen haben. Nun verfügten sie aber nur über altmodische Musketen, aus denen sie nicht mit Kugeln, sondern mit gehacktem Blei schossen. Zweifellos ist auch dies eine furchtbare Waffe, aber da kamen Wolseley seine besonderen Freunde, die englischen Händler, zu Hilfe, welche den Stämmen in der Nachbarschaft der britischen Kolonien schlechtes Pulver verkauften, und die auch den Aschantis welches von der miserabelsten Sorte für ihren guten Goldstaub angehängt hatten. Dank diesen Menschenfreunden tat das gehackte Blei der Aschantis auf mehr als 150 Meter wenig Schaden. Im Laufe des Feldzuges wurde ein großer Teil von Wolseleys Streitkräften verwundet, aber meistens gab es nur einen heftig reißenden, schmerzhaften Stoß, ohne Verletzung des Fleisches. Ein starkes Kopf-

oder Magenweh für einige Stunden erwies sich oft als der einzige zurückbleibende körperliche Nachteil.

Nach dreistündigem, sehr heftigem und manchmal höchst beängstigend ausschauendem Gefecht wurden die tapferen Schwarzen endgültig zurückgeworfen. Nach der Beendigung des Treffens bei Amoaful machten die Aschantis noch zwei Angriffe auf die Verbindungen der Engländer. Der eine traf einen Convoi von Lebensmitteln und Munition, der eine deutsche Meile lang war. Die glückliche Bergung des Transportes, die erst nach einem erbitterten Gefecht gelang, war das Verdienst des Majors Colley: „Er hatte ein hartes Tagewerk zu vollbringen. Aber er war ein Mann unter tausend, mit einem eisernen Willen und mit unerschütterlicher Entschlossenheit. An jenem Tage war keines Mannes Werk wichtiger.“ Dies erkannten auch die barbarischen Feinde, welche sehr gut wußten, daß sie die Engländer unbedingt zum Rückzug zwangen, wenn sie eine ernste Störung auf den britischen Etappenstraßen hervorzurufen vermochten. Und am Tage nach der Aktion von Amoaful erzielten sie auch in der bezeichneten Richtung einen partiellen Erfolg. Mit wildem Ungestüm griffen sie die Kommunikationslinie noch einmal bei Fommanah an und die Vorräte sowie das Lazarett mit den Fieberkranken drohten in die Hände des Feindes zu fallen. Zwar kam im letzten Augenblick Major Colley mit Verstärkungen an und rettete Fommanah, aber ganz war eine nachteilige Wendung des Tages nicht hintanzuhalten. Die Träger, von welchen viele verwundet waren, gerieten so außer sich, daß sie dem Heere keine Lebensmittel mehr nachtragen wollten. Infolgedessen mußten die Rationen herabgesetzt werden, eine nicht ganz unbedenkliche Maßregel, denn schon fingen, als Vorboten der ungesunden Jahreszeit, sehr schwere Regengüsse an niederzugehen. Doch war die Verwirrung auf den Kommunikationslinien nicht anhaltend genug, um den Vormarsch der Briten auf Kumassi zu hemmen.

Unmittelbar vor dieser Königsresidenz, welche als Stätte eines barbarischen Luxus und massenhafter Menschenopfer sich einer gewissen europäischen Berühmtheit erfreute, hielten die Wilden bei Ordehsu noch einmal Stand. Sie kämpften wieder so tapfer, daß einzelne, der Armstrongs und Hinterladergewehre ungeachtet, den Engländern nahe genug kamen, um die Offiziere zur Abfeuerung ihres Revolvers zu nötigen. Im ganzen aber zeigte die Haltung der Aschantis nicht mehr den Schwung von Amoaful. Immerhin

gab es, nachdem der Feind in die Flucht geschlagen worden war, nur wenige englische Soldaten, die nicht das eine oder andere Mal von einem Stück gehackten Bleis getroffen worden wären. Noch an demselben Tage wurde Kumassi besetzt, am fünfzehnten Tage nach dem Ausmarsche von Prahsu. Nur sieben von diesen fünfzehn Tagen waren Marsch-, acht waren Ruhetage gewesen, gewidmet dem Bau der Straße und der Magazindepots, dem Ueberbrücken der Flüsse, dem Nachschieben der Munition und der Lebensmittel für Hin- und Rückmarsch. Jetzt stand die britische Armee am Ziel, in den breiten geraden Straßen der Aschanti-Hauptstadt, deren Bevölkerung aus ihren großenteils schönen, geräumigen und wohl gehaltenen Häusern geflohen war: „Ich besuchte den königlichen Palast und war überrascht, ihn, wenn auch nicht imponierend im Charakter, doch gut angelegt, reinlich und ziemlich gut gehalten zu finden. Manche seiner Gebäude waren aus gediegenem Mauerwerk, und in der Hauptsache zeigte er sich solide hergestellt und wundervoll überdacht . . . Er strömte über mit merkwürdigem und sehr schönem Goldschmuck, der in Muster und Zeichnung dem Lande eigentümlich war. Aber wenn die Geschicklichkeit der eingeborenen Goldschmiede mich unter kunstgewerblichen Gesichtspunkten überraschte und interessierte, wie kann ich die Greuel beschreiben, die Geist und Körper in dem Palaste krank machten? Die ganze Lokalität stank von dem Menschenblut, mit dem, kann man sagen, das Fundament gesättigt war. Ich bin in vielen barbarischen Ländern gewesen, wo ein Menschenleben tief im Preise steht, aber hier allein war der Ort, wo Menschen, geschaffen nach dem Ebenbilde ihres Schöpfers, täglich kalten Blutes zu Hunderten geschlachtet wurden, um die Manen irgend eines grausamen Ahnen zu versöhnen oder in Unterwerfung unter den Befehl eines blutdürstigen Fetischpriesters. Hart daran stieß ein Hain, in welchen die Leiber der Ermordeten geworfen wurden; sein Gestank vergiftete die Luft rings umher . . . Ohne Zweifel den ekelhaftensten Gegenstand, auf welchen meine Augen jemals fielen, bildete ein mit Menschenblut gesättigter Heiliger Stuhl, der nahe dem Opferplatze stand, und der immer feucht von Menschenblut gehalten wurde. Große, frische Klumpen an ihm zeigten, vor wie kurzer Zeit irgend ein armes Geschöpf dort geopfert worden war. In der Nähe stand die große Todestrommel, vier bis fünf Fuß im Durchmesser und dekoriert um ihren äußeren Rand mit menschlichen Hirnschalen und Schenkelknochen."

Der Friede, welchen Wolseley den Aschantis aufzwang, hatte eine Dauer von 22 Jahren; so lange wirkte die den Barbaren erteilte Züchtigung nach. Der siegreiche Feldherr aber atmete auf, als er seine fieberkranken Truppen glücklich an die Küste zurückgeführt hatte; er bezeichnet die Unternehmung gegen die Aschantis als „den schrecklichsten Krieg, an welchem ich teilnahm".

Mit dem Aschantifeldzuge bricht die Wolseleysche Veröffentlichung einstweilen ab. Sie soll fortgesetzt werden, wozu der greise Feldmarschall hoffentlich Kraft und Zeit findet. Als im Burenkriege die Operationen der Engländer in scheinbar endloses Stocken gerieten, las man auf einer vielfach zum Verkauf gestellten Ansichtspostkarte die Verse: „Auf dem Wasser ist die Bande mächtig, leider Gott's, Aber auf dem festen Lande liegt sie wie ein Klotz". Diese Poesie entsprach einer damals in Deutschland weit verbreiteten Stimmung, die noch heute nicht völlig überwunden ist. Nur, daß wir jetzt selber die Erfahrung machen, wie schwer es ist, in Südafrika Krieg zu führen. Je weiter unsere politische Erziehung voranschreitet, desto weniger Ueberwindung wird es uns hoffentlich kosten, die eigenartige Tüchtigkeit zu würdigen, welche trotz seiner unleugbaren Mängel im englischen Landheere lebt. Deutschland schädigt nicht England, sondern nur sich selber, wenn es sich darauf versteift, jenen wirklich sehr beachtenswerten Machtfaktor der Weltpolitik zu unterschätzen.

---

# Notizen und Besprechungen.

## Militärisches.

### Zur Heranbildung unseres Offiziersersatzes.

Der Verfasser der Gedanken über diesen Gegenstand im Maihefte der „Preußischen Jahrbücher“ irrt, wenn er annimmt, daß es sich um Reformideen handelt, denen gegenüber eine alte Tradition in Schutz genommen werden muß. Das Wesentliche, was der Verfasser und mit ihm wohl einstimmig eine große Zahl alter Offiziere wünscht, die mindestens einjährige praktische Lehrzeit der Fahnenjunker, ist im Gegenteil altpreußische Tradition. Bis 1860 stand sie so baumfest wie die dreijährige Dienstzeit der Soldaten, und wer sie durchgemacht hat, weiß, wie nützlich sie ihm gewesen ist.

Nun ist es ja allerdings richtig, daß diese alte preußische Tradition 1860 unterbrochen ist, und der sie zeitweise beseitigt hat, ist kein geringerer gewesen als der nachmalige Kaiser Wilhelm, damals Prinz von Preußen und Regent. Es war nach den Erfahrungen des Jahres 1859 und im Hinblick auf die Errichtung der neuen Regimenter, daß er im Frühjahr 1860 verfügte, es solle den Regiments-Kommandeuren freistehen, alle Offizieraspiranten, welche sechs Monate unter der Fahne wären, zu Portepeefähnrichs vorzuschlagen. Schwerwiegende Gründe sind es gewesen, welche den Regenten veranlaßten, solche Vergünstigungen für das Avancement der Offizieraspiranten ins Leben treten zu lassen. Die Durchführung der Reorganisation des Heeres erforderte sie, und die drohende Kriegsgefahr, die der Regent in weiser Voraussicht erkannt hatte, rechtfertigte sie. Unzweifelhaft waren sie nur widerruflich gemeint; die Kriege von 1864, 1866 und 1870 und die dazwischen liegenden kriegdrohenden Jahre führten indessen dazu, daß es nicht nur dabei sein Bewenden behielt, sondern daß zeitweise sogar noch weiter gehende Abweichungen von der alten Regel in Kraft traten. In den siebziger Jahren hätte wohl auf die vor 1860 geübten Grundsätze zurückgegangen werden können. Vielen ist es damals ein Rätsel gewesen, weshalb scheinbar nicht einer von den militärischen Ratgebern des alten Kaisers dahingehende Vorschläge gemacht hat. Eine Zeit lang mag ja wohl die fortdauernde Schwierigkeit bei Besetzung der Offizierstellen davon abgehalten haben. Dann wird vielleicht das allgemeine Wohlwollen und der Wunsch, dem heranwachsenden Geschlechte das Fortkommen zu erleichtern, bewirkt haben, daß der Gegenstand als ein Kräutchen

rühre mich nicht an angesehen worden ist. Zuletzt befand man sich wohl in der Tat in dem Glauben, es handle sich um eine alterprobte Institution, die man nicht abstellen dürfe. Bemerkenswert ist, daß man bei den nicht unter preußischer Verwaltung stehenden Heeresteilen des Deutschen Reiches diese preußische Neuerung nicht blindlings nachgemacht hat.

Die Gedanken und Vorschläge des Verfassers werden ohne Zweifel eine weitgehende Zustimmung wahrscheinlich auch in maßgebenden Kreisen finden.

Verfasser meint, daß von seiten der Kritik die Geldfrage und die Altersfrage dagegen ins Feld geführt werden würden. Wir glauben nicht, daß dies ernsthaft geschehen kann; denn, da nach Angabe des Verfassers vom Eintritt bis zur Ernennung zum Offizier jetzt etwa 17 Monate vergehen, ein Jahr Frontdienst und 9 Monate Kriegsschule aber auch nur 21 Monate Zeit erfordern, so handelt es sich um ganze 4 Monate, und das ist doch ganz gewiß nicht der Rede wert.

Eine wirkliche Meinungsverschiedenheit gegen die Gedanken des Verfassers besteht für uns nur hinsichtlich der Kadetten. Zwar ist zuzugeben, daß die Obersekundaner in ihrem eigenen Interesse eigentlich wünschen müßten, gleich den Fahnenjunkern als Gemeine eingestellt zu werden, auch könnten sich die Abiturienten des Kadettenkorps allenfalls den Abiturienten der Gymnasien gleich behandeln lassen; was aber die Selektaner anbetrifft, so kann man die nicht ohne weiteres degradieren. Hier handelt es sich in der Tat um eine alte Tradition. Es ist bekannt, daß aus dieser Kategorie eine große Zahl der tüchtigsten Führer hervorgegangen ist. Außerdem würde das Kadettenkorps, wenn ihm alle Vorzüge genommen würden, kaum noch lebensfähig sein. Wenn man nicht eine völlige Aufhebung dieses Instituts befürworten will, so muß man mit mir erklären, daß die Vorschläge des Verfassers nicht in ihrem ganzen Umfange annehmbar sind.

Noch einen Punkt möchten wir berühren; der Eintritt der Fahnenjunker am 1. April ist keineswegs alte Tradition. Früher traten sie alle am 1. Oktober mit den Rekruten ein. Das hatte einen sehr großen Nutzen. Allerdings ist ja jetzt die Einstellung der Rekruten etwas verschoben, demnach müßte auch der Einstellungstag der Fahnenjunker verschoben werden. Der Vorteil, welcher für die jungen Leute darin liegt, eine Zeit lang mit den Rekruten ganz über einen Kamm geschoren zu werden, ist ganz unersetzlich. Die ersten 4 Wochen müssen sie mit den Rekruten auf einer Kasernenstube hausen. Später muß ihnen, weil sie in halber Zeit mehr als der Soldat in zweijähriger Dienstzeit lernen sollen, für manche Dienstzweige ein besonderer Instruktor gegeben werden; wird dies indessen übertrieben, so geht der Nutzen, den das Dienen von unten auf bietet, zum Teil verloren. Keineswegs darf mit den Fahnenjunkern wie mit den Einjährigen verfahren werden.

Meier, Oberstleutnant z. D.

## Geschichte.

Ernst Consentius. **Die Berliner Zeitungen bis zur Regierung Friedrichs des Großen.** 127 S. Berlin 1904. Verlag der Haude und Spenerschen Buchhandlung (F. Weidling).

Der Verlag, der die vorstehende Schrift herausgibt, trägt in seinem Wappen das Datum seiner Begründung 10. Mai 1614. In jene Zeiten vor dem Dreißigjährigen Kriege führt uns der Autor und öffnet uns einen Blick in das geistige Leben Berlins und der Mark Brandenburg. Die erste wöchentlich erscheinende Zeitung erschien in Straßburg um das Jahr 1600, aus deren frühesten Jahrgängen ein vollständiges Exemplar erhalten ist. Um dieselbe Zeit tauchten auch in anderen Städten des deutschen Reiches regelmäßige Zeitungen auf, sogar in dem fernen Danzig. Das Zeitungswesen lag damals in den Händen der Post; Botenmeister und Zeitungsschreiber war ein und dieselbe Person. In der Poststube wurden unter den Reisenden die Nachrichten ausgekramt, geschrieben und gedruckt, der Botenmeister verarbeitete sie und schickte sie weiter, das war ganz natürlich. Auch in Berlin war der erste Zeitungs-„Redakteur" ein Botenmeister Namens Veit Frischmann, der sogar 1632 eine förmliche Konzession zum Zeitungsdruck erhielt, aber schon vor dieser Zeit eine Zeitung herausgegeben haben muß. Das Konzept zu dieser Konzession ist erhalten, und alle die heutigen „Zeitunger" — so nannte man damals die Journalisten — die etwa wegen Preßvergehens hinter Schloß und Riegel sitzen müssen, mögen sich mit dem Gedanken trösten, daß es ein uraltes Gesetz ist, das sie verletzt haben, so alt wie die Zeitungen überhaupt. Denn in jener Konzession steht ausdrücklich, daß nichts Anzügliches gegen irgendwen, zumal Standespersonen, darinnen sein soll." Auch mögen alle diejenigen, die die Zensur der Presse heute als zu hart empfinden, wissen, daß schon diese erste Konzession unter der Bedingung gegeben ist, daß die Zeitung zuvor einem der Churfürstlichen Geheimen Räte „zum ersehen zu bringen sei, was auch ausgestrichen und zum Druck nicht zu geben, gut befunden wird, dasselbe soll herausgelassen werden". Reste der Zeitungen aus jenen rauhen Kriegszeiten sind noch vorhanden, sie wurden in Lübben, in der Stadt der sauren Gurken aufgefunden und sind natürlich von höchstem Interesse. Man denke sich eine Zeitung, die aus des Friedländers Feldlager berichtet und ausführliche Nachrichten über die Truppenbewegungen in der Mark und im weiteren Deutschland während des Dreißigjährigen Krieges bringt! Wir wissen Consentius dank, daß er solche Zeugen längst vergangener Tage in den Archiven ausgegraben und durch Abdruck in seinem Buche ans Licht gefördert hat.

Die Herausgeber der Zeitungen, also die Postmeister, erhielten ihre Nachrichten, ganz wie heute, von einzelnen Berichterstattern, die „von Kriegs- und Staatsaffären etwas wußten" und die sich überall einfanden, wo etwas los war. Ueber diese Leute waren damals schon die Ansichten

recht geteilt. Manchem geistlichen Herrn galten sie „für sehr überflüssige Leute, die ein sündhaftes Handwerk betrieben und nur der weltlichen Neugier dienten“. Andere forderten von ihnen, sie sollten „allesamt kluge Leute sein, die das Wichtige von Lappalien zu unterscheiden wüßten, damit nicht manches Ding hineingeschmieret würde, das eine verständige Feder billig auszustreichen hätte“.

Der erste Konflikt mit der Regierung erwuchs der Berliner Zeitung aus der Empfindlichkeit des Wiener Hofes. Diesen verdroß es, daß der Brandenburger die Freude an den Erfolgen der evangelischen Sache in gedruckten Worten aussprach. Graf Adam zu Schwarzenberg bekam bei einem Besuche am Wiener Hofe manches darüber zu hören, und dem Botenmeister in Berlin wurde bedeutet, künftig Maß zu halten und nichts zu drucken, „daran sich jemand zu skandalisieren“.

Gedruckt wurde Veit Frischmanns Zeitung wahrscheinlich schon seit ihrem Bestehen in der Rungeschen Druckerei, damals der einzigen in Berlin. Als nun Frischmann zu alt geworden, überließ er die Zeitung dem Druckereibesitzer Christoph Runge, der 1655 die Konzession zum Druck und Verlag der „Berliner Avisen“ erhielt. Es ist derselbe Christoph Runge, dessen Name im evangelischen Gesangbuch heute noch vertreten ist. Es erschienen nunmehr in jeder Woche vier „Stück“ Zeitungen, d. h. sechszehn Seiten Neuigkeiten. Besondere Ereignisse, wie das Erscheinen eines Kometen oder „die Antwort des Königs von Großbritannien auf des französischen Gesandten Memorial“ werden „um einen Groschen absonderlich verkauft“, wie am Schlusse der Neuigkeiten zur Anzeige gebracht wird. Im Jahre 1665 erschien auch zum ersten Male der „Merkurius“, der „absonderlich bezahlet“ wurde, und den die Berliner Zeitung lange Zeit danach, sogar noch im achtzehnten Jahrhundert, als Beiblatt brachte. Im Laufe der Zeit gab Runge auch noch die „Fama“ und den „Postilion“ heraus, ein Beweis, wie das geistige Leben Berlins in stetem Wachsen begriffen war. Aber auch unter Runge ging der Betrieb nicht immer glatt ab, auch er stieß beim kurfürstlich brandenburgischen Hofe an, trotz der Revision durch die Geheimen Räte, die er wahrscheinlich bei passenden Gelegenheiten zu umgehen gewußt hat. Schon in den sechziger Jahren hatte er sich in eine Art politischer Preßfehde mit Hamburger und Leipziger Zeitungen eingelassen, die den Kabinetten zu allerlei Weiterungen Anlaß gab. Kurfürst Friedrich Wilhelm verbot deshalb ganz einfach die Rungesche Zeitung im Jahre 1662. Selbstverständlich konnte das Verbot nicht lange in Kraft sein, man stelle sich vor, eine Residenzstadt ohne Zeitung. 1665 ist sie denn auch bereits wieder erschienen, aus jenem Jahre existieren jedenfalls bedeutende Reste des Blattes. Es war nicht das einzige mal, daß Runge sich den Zorn hoher Herrschaften zuzog, eine Nummer des Jahrganges von 1671 wurde konfisziert, weil darin einige „unverantwortliche Sachen“ gedruckt waren. Sie bestanden darin, daß das Blatt die Ansicht aussprach, die Krone Schweden sei durch französisches

Geld „korrumpieret“ worden. Die konfiszierte Nummer ist noch vorhanden, Consentius hat sie ganz und gar in seine Abhandlung aufgenommen. Runge konnte sich damit entschuldigen, er sei gerade nicht in Berlin gewesen, als die fragliche Nummer gedruckt wurde. Ein andermal beleidigte er den mecklenburgischen Hof, welcher wünschte, der „Konzipient“ müsse zur „Moderation“ angehalten werden. Diesmal fand Runge keine Entschuldigung, sondern „bat mit Tränen um Verzeihung“.

Nach Runges Tode 1681 behielt seine Witwe das Zeitungsprivileg, dessen Wert sich bei der Zunahme der Bevölkerung und bei dem wachsenden Bedürfnis auf geistige Nahrung ins Ungemessene steigerte. Ja, um die Wende des Jahrhunderts war es sogar „in solchen Dingen soweit gekommen, daß nun fast kein Handwerksmann, der des Lesens und Schreibens kundig war, sich fand, der nicht auch gern wöchentlich seine Zeitung lesen sollte“. Trotz alledem wurde die Zeitung nicht besser, ja sie geriet sogar in einen „elenden Zustand“, sie war „unter die schlechtesten zu rechnen, die als bloßer verstümmelter Nachdruck der Hamburger oder Leipziger Blätter gerechnet werden konnte“, wie einige wenig freundliche Urteile von Zeitgenossen lauteten.

Mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts fangen die Inserate an, eine Rolle zu spielen. Neben den Elixieren zur Verlängerung des Lebens oder Schönheitsmitteln, „wie rote oder graue Haare schwarz gefärbet werden können“, finden sich die Anzeigen eines verlorenen Hausschlüssels, eines entlaufenen Hündchens, zwischendurch von Auktionen und Verkäufen gelehrter Bücher und — zum Schlusse des Quartals an die Herren Abnehmer eine freundliche Erinnerung, das Zeitungsgeld einzusenden, weil „sonst künftig nicht kontinuieret werden kann“.

Natürlich tauchten Persönlichkeiten auf, die das Zeitungsmonopol durchbrechen wollten, und mit allerhand Vorspiegelungen und Teuteleien in die Zeitungskarrière einzudringen versuchten. Sie scheiterten sämtlich an dem festgegründeten Felsen des Privilegs. Selbst eine in französischer Sprache gedruckte Zeitung, die Johann Weßel, der Besitzer einer französischen Druckerei in Berlin, eine zeitlang herausgab, hatte keine Dauer — bis der Felsen endlich doch einmal umgerannt wurde durch — die Steckenpferde Friedrich Wilhelms I. Nach dem Thronwechsel kam der Verleger Lorentz selbstverständlich um Erneuerung seines Privilegiums ein, er hatte sie auch wiedererlangt, aber mit einer Klausel, nämlich der König hatte sich das Recht vorbehalten, das Privileg zu erweitern, zu schmälern oder auch ganz aufzuheben. Und von diesem Recht machte der König ohne alle Umstände Gebrauch. Im Jahre 1721 wurde Lorentz plötzlich ohne jede Veranlassung der Zeitungsdruck untersagt, „maßen S. K. Majestät den Buchführer Rüdiger über dergleichen privative privilegieret“.

Wer war Rüdiger?

Als die Franzosen die Pfalz verwüsteten, war ein Johann Michael Rüdiger mit Weib und Kind aus Heidelberg geflohen, wo er kurfürstlicher

Buchführer gewesen war, hatte sich unterwegs, ein echter Journalist, durch eine Beschreibung der Franzosenwirtschaft in seiner Heimat, die er drucken ließ, Geldmittel zur Reise zu verschaffen gewußt und war so bis Berlin gelangt. Hier fand er Zuflucht und Lebensunterhalt im Buchhandel, zu dem er 1693 vom Kurfürsten von Brandenburg das Privileg erhielt. Sein Sohn, Johann Andreas Rüdiger schlug in des Vaters Fach und er war der skrupellose Geschäftsmann, der rücksichtslose Egoist, dem alle Mittel galten, seinen Vorteil und seine Zwecke zu verfolgen, genug der Mann, der kommen mußte, um ein so altes Privileg wie das Lorentzsche zu durchbrechen. Er besaß nämlich in hohem Maße des Königs Gunst und zwar durch seine Bautätigkeit, die er in Berlin und Potsdam entfaltete. Er baute, ohne auch nur annähernd das Geld dazu zu haben, seine Drucker bezahlte er nicht, den Kontrakt mit dem Maurermeister hielt er nicht inne, aber er baute und kann somit einer gewissen Sorte von Bauunternehmern neuester Zeit zum Muster dienen. Friedrich Wilhelm I. hatte sich eben von ihm betören lassen. Wenn Rüdiger mit der größten Unverfrorenheit in die Rechte anderer eingriff und die Uebervorteilten oder Vergewaltigten sich bei der Behörde ihr Recht wieder verschaffen wollten, wodurch die Sache an den König kam, so verzieh und gewährte dieser alles. Denn Rüdiger berief sich auf seine kostspieligen Bauten, die er schon ausgeführt hätte, drohte auch wohl, die noch beabsichtigten nicht ausführen zu können. Ein Hausbau in Potsdam brachte ihm sogar als Geschenk vom Könige eine Papiermühle ein, die der Beschenkte mit gutem Vorteil weiter verkaufte. Auch dem Buchhändler Christoph Gottlieb Nikolai wurde sein Privileg auf die Hypotheken- und Konkursordnung einfach genommen und Rüdiger gegeben, der es jedoch erst antreten sollte, wenn Nikolais Auflage erschöpft sei. Aber Rüdiger wartete so lange nicht, und als dies dem König seitens des Justiz-Kollegiums berichtet wurde, schrieb er eigenhändig auf die Vorstellung: „Der wider meine ordre raisonniren wird, daß Rüdiger nicht soll verfolgt werden, werde nach Spandau an die Karre schicken." Dieser Johann Andreas Rüdiger hatte also auch das Lorentzsche Zeitungsprivileg an sich zu bringen gewußt. Es datiert vom 11. Februar 1722. Ueber dem Hause Nummer 8 der Breitenstraße in Berlin, das der „Vossischen Zeitung" gehört, ist in goldenen Lettern zu lesen: „Begründet 1704 von Johann Michael Rüdiger, priviligirt für Johann Andreas Rüdiger 11. Febr. 1722, für Christian Friedrich Voss 5. März 1751." Diese Inschrift ist nicht korrekt. Rüdigers Vater, Johann Michel, hatte allerdings im Jahre 1704 eine Konzession auf ein „wöchentliches Diarium" erlangt, das die politischen Ereignisse im römischen Reiche verfolgen sollte. Sie wurde ihm aber nach zwei Jahren wieder genommen, weil Lorentz seines wohlerworbenen Privilegs wegen vorstellig wurde. Dieser mißlungene Versuch auf Herausgabe einer Zeitung kann doch nicht als Begründung der späteren Rüdigerschen und noch späteren Vossischen Zeitung angesehen werden. Das

Privileg wurde für Rüdiger und seine Erben ausgestellt. Rüdiger verpflichtete sich dagegen, jährlich zweihundert Taler an die Rekrutenkasse zu zahlen. Also auch auf die Soldatenliebhaberei des Königs ging der getreue Untertan ein.

Aus den ersten Jahrgängen der Rüdigerschen Zeitung hat sich der Verfasser der vorliegenden Schrift die Mühe gegeben, einzelne Stücke der Nachwelt wieder vor Augen zu führen. Die Berichte aus jenen vergilbten Blättern muten teilweise höchst komisch an. Von jeher aber, das wird aus einigen Stellen besonders klar, hat sich die königlich priviligierte berlinische Zeitung der Aufklärung befleißigt und den Aberglauben zu bekämpfen gesucht. So macht sie sich ganz ungeniert lustig über die Nachricht, daß in China der Leichnam eines von den Eingeborenen getöteten frommen Paters nach zwanzig Tagen noch frisch und beweglich, „als sei er erst vor einer halben Stunde entseelet", gefunden worden sei. Ein andermal wendet sie sich gegen die Nachricht von einem Wunder in Litauen, wo ein verstorbenes Kind nach drei Tagen wieder lebendig geworden sei und geweissagt habe und meint, daß ein scheinbar Toter auferstände, geschähe auch ohne Mirakul, und auf die Weissagungen eines Kindes würden vernünftige Leute wohl nicht achten. Ferner erscheint in den Blättern zwar der Doktor Eisenbarth, der den Leuten die Erfolge seiner Kuren bei Steinleiden dadurch demonstriert, daß er seine Anzeigen durch die Abbildung eines runden Steines in der Größe eines Enteneies schmückte. Erst kündigt er an, daß er noch nicht gestorben, sondern daß er jetzt nach sieben Jahren wiederkommen werde und seinen notleidenden Nächsten in Berlin helfen und später in der Nummer vom 24. September 1724 liest man folgende Ankündigung:

„Daß der Königlich Preußische Rat Eisenbarth von Magdeburg annoch zum Trost vieler bedrängter Patienten allhier seyn wird, hierdurch zu wissen gethan, er hat die kurtze Zeit viele Menschen an allerhand theils gefährlichen Kranckheiten rühmlich curiret, in specie hat er den 11. Sept. c. von einen 23jährigen Menschen mit geschwinder Behändigkeit und in presence vieler Leute, doch ohne grosse Schmertzen, dergleichen Stein (wie beygehende Figur zeiget) aus der Blase geschnitten. Dieser Mensch ist Gottlob frisch und gesund, auch die Blase vollkommen heil, er logiret in der Heil Geist-Strasse, in der Wittwe Neumeisterin Hause, allwo in seinem Quartier das Original kan gesehen werden. Dergleichen wichtige Operationes wird der Rath Eysen-Barth noch mehrere vornehmen. Was an Augen-Curen, Brüchen, Leibs-Gewächsen, Hasenscharten von ihm verrichtet werden, achtet er gering. Hierbey wird dessen unvergleichlicher Haubt- Augen- und Gedächtnis Spiritus de meliori recommendiret, wovon sehr viele Proben erwiesen an denen so vom Schlag gerühret, Schwindel, Ohren-Sausen, Kopffwehe und Augen-Tunckelheiten laboriret, auch ist zu conservirung darzu nicht besseres zu wünschen, das Loth a 12 gr. ingleichen dessen berühmte Tinctur in Stein- und Glieder-Schmertzen das Loth a 8 gr. wie

auch die curieusen und bequeme Bruch-Bänder, wodurch viele Brüche nebst dienl. Medicamentis ohne Schnitt curiret werden, umb billigen Preiß zu haben. So jemand seiner Hülfe benöthiget, kan des Morgends nüchtern seinen Urin auffangen und ihm zusenden. Sein Logis ist in der Spandauschen Strasse bei Herr Melchern."

Das Rüdigersche Blatt wurde wesentlich geschädigt, als Friedrich Wilhelm I. beschloß, selbst eine Zeitung zu gründen, ein Anzeigenblatt ins Werk setzen zu lassen, das Geld einbrächte. Es entstand das Intelligenzblatt, das zwar nicht den Nachrichten Rüdigers Konkurrenz machen sollte, aber seiner Zeitung den Anzeigenteil nahm.

Ein Blatt, in dem wöchentlich mitgeteilt wurde, was zu kaufen, zu verkaufen, zu verpachten, verloren oder gefunden war, konnte freilich eine ganz gute Einnahmequelle abgeben, wenn aber der König nicht die Macht in Händen gehabt hätte, wäre es doch ein verfehltes Unternehmen gewesen, denn ein solches Blatt war naturgemäß sehr langweilig zu lesen. Er aber befahl ganz einfach, bestimmte Anzeigen durften nur im Intelligenzblatt veröffentlicht werden, auch geschah die allgemeine Verbreitung des Blattes ganz und gar durch Zwangsmittel. So wurden z. B. die Juden verpflichtet, auf das Intelligenzblatt zu abonnieren, ebenso die Gastwirte, Weinhändler und Bierschenkenhalter. Auch die Geistlichen mußten es halten, wenn auch nur für die halbe Gebühr. Ob sie es alle lasen, ist ja eine andere Sache. Es war eben eine Art Steuer, die ertragen werden mußte, und der Ueberschuß, den das Intelligenzblatt brachte, wurde dem Potsdamer Militärwaisenhause zugewiesen. Rüdiger hingegen erhielt 1728 den Befehl, hinführo den Anhang der zum Intelligenzwerk gehörigen Artikel einzustellen. So blieb das Inseratenwesen von der politischen Zeitung streng geschieden, wenigstens bis zum Tode Friedrich Wilhelms I. Als eigentliche Zeitung konnten die wöchentlichen Intelligenzzettel ja nicht gelten, also war Rüdigers privilegierte Zeitung noch immer die einzige, die in Berlin erschien, als Friedrich II. zur Regierung kam. Da aber änderte sich mit einem Schlage das Berliner Zeitungswesen und Rüdigers Alleinherrschaft hatte ihr Ende erreicht. Der damalige Inhaber der obenerwähnten uralten Buchhandlung, Ambrosius Haude, der zu Rüdigers Aerger schon seit 1735 in Potsdam den „Staats- und gelehrten Merkurius" herausgab, erhielt 1740 die Erlaubnis, neben der privilegierten Rüdigerschen Zeitung „Die berlinischen Nachrichten" ebenso wie eine französische Gazette erscheinen zu lassen. Rüdiger überlebte den Umschwung der Dinge noch 11 Jahre. Als er 1751 starb, ging das Zeitungsprivileg an seinen Schwiegersohn Christian Friedrich Voß über, der sich von nun an genötigt sah, den Wettlauf in der Glücksbahn der Konkurrenz mitzutraben.

Gleichsam als Fortsetzung der besprochenen Schrift hat Ernst Consentius seine Forschungen über das Zeitungswesen unter Friedrich dem Großen in einem Aufsatz niedergelegt, der den Lesern der „Preußischen Jahrbücher" im Februarheft dieses Jahres geboten worden ist. Marie Goslich.

---



Religionskrieg und Geschichtswissenschaft. Ein Mahnwort an das deutsche Volk aus Anlaß von Denifles „Luther“ von Richard Fester, Professor der Geschichte in Erlangen. Preis 1 Mk. München. C. H. Becksche Buchhandlung, Oskar Beck.

Sehr fein und empfehlenswert.

Delbrück.

---

## Literatur.

Maurice Maeterlinck, Joyzelle. Schauspiel in 5 Aufzügen. Deutsch von Friedr. von Oppeln-Bronikowski. Verlegt bei Diederichs, Leipzig 1903.

Ganz nach seiner alten besten Art führt uns Maeterlinck in seiner Joyzelle in die geheimnisreichen Dämmergründe des Seelenlebens, jenseits des intellektuellen Denkens und Begreifens, in die Grenzgebiete des Bewußtseins, und er verherrlicht dort, was dem Mystiker zu verherrlichen geziemt: die große Sicherheit des Gefühls, die der reinen Seele ohne Gründe und ohne deutlich erkanntes Ziel den rechten Weg Schritt für Schritt weist und sie durch die dichteste Wirrnis von Hindernissen, Anfechtungen und Versuchungen unbeirrt vorwärts schreiten läßt — eine Sicherheit in den Gründen der Menschenbrust gleich der, womit der Zugvogel sein Ziel findet.

In einer Frauenseele wird dies Gefühl verherrlicht. Der Mann neben ihr hat wohl auch eine reine Seele, aber sein Wesen ist mehr nach außen gerichtet, fragt nach Gründen und läßt sich durch flacher gefaßte Motive die große innere Sicherheit beirren. Als sie einander treffen, sind sie beide, ihrem Wahne nach, in dem gleichen Fall; sie sollen, um das Wort toter Eltern zu ehren, heiraten, wo sie nicht lieben. Sie ist sich ganz klar darüber, daß sie das nicht tun wird. Er meint, daß man den Willen der Toten erfüllen müsse. Sie aber bleibt bei ihrem festen „Nein.“ In Wahrheit sind sie vom waltenden Geschick für einander bestimmt und der große Sinn ihres Lebens liegt darin, daß sie einander finden und trotz namenloser Prüfungen und Versuchungen einander treu bleiben sollen.

Sie lieben sich auf den ersten Blick. Und die ganze Zaubermacht Maeterlinckscher Poesie entfaltet sich, um diese Liebe zu schildern. Aber es beginnen die Leiden. Der Freund wird vor Joyzelle verleumdet: sofort ist ihr klares und festes „Nein!“ da. Denn sie kennt ihn, obgleich ihre Augen ihn soeben zum erstenmal gesehen. Sie wird davor gewarnt, ihn je wieder zu sehen. Sollten sie sich je zufällig wieder begegnen, ihr Leben und das seine hinge dann von einer schleunigen Flucht ab. Lanceor, als er gefragt wird, ob er das versprechen wolle, daß er fliehen werde, antwortet zagend: „Wenn es ihr Leben gilt, ja!“ Joyzelle antwortet: „Nein!“ — Joyzelle findet den Geliebten, wie er einer andern Frau Liebesschwüre stammelt und es vor ihr,

als sie erschrocken vor ihm steht, feige leugnet. Ein berauschendes Gift hatte ihm die Sinne verwirrt, — sie weiß diese Ursache nicht, aber sie liebt und glaubt. Als er erwacht, quält ihn nagende Reue und er meint, daß er sie verloren; sie aber antwortet: „Ich wußte auf der Stelle, daß du es nicht warst, der mich so belog; das war unmöglich . . .“

Lanceor: Wie konntest du das wissen? . .

Joyzelle: Weil ich dich liebe . . .

Lanceor: Aber wer bin ich denn, Joyzelle? Was liebst du denn an mir? Du, der ich alles zerstört, alles entweiht habe, was du liebtest? . .

Joyzelle: Dich!

Und so steigern sich die Versuchungen. Und immer strahlender entfaltet sich die Herrlichkeit dieser gefühlssicheren Seele. Moralische Bedenken gibt es nicht. Die armen Moralbegriffe, die die unsichern Menschen sich als Wegweiser gesetzt, blieben tief, tief unten; wahrhaft jenseits von Gut und Böse, segelt hehr durch die Lüfte einsam und still dies Gefühl seine lichte Bahn.

Dichter und Mystiker träumten von altersher einen wundervollen Traum: daß jede Menschenseele eines vollkommenen Wesens Hälfte nur sei und ihre Ergänzung suchen müsse und durch treue Sehnsucht sie herbeiziehe durch alle Weiten und in der Vereinigung mit ihr erst die Vollendung und den Eingang in alle Herrlichkeiten des eignen Wesens und des Weltenwesens finde. — Dieser alte schöne Dichtertraum vom Dualverhältnis des Menschen wirft sein wunderbar magisches Licht auf alles, was hier geschieht. Es ist, als bestände die metaphysische Lebensaufgabe dieser Menschen darin, mitten in dem trügenden Schein der verführerischen Wirklichkeit einander zu erkennen, einander zu suchen und zu erringen durch unbeirrte Treue, von dem reinen Gefühl siegend hindurchgeführt durch eine Bahn voller Schrecken und Fallstricke.

Das ganze Leben des Menschen erscheint dabei als eine große Schule und Prüfung, in der er sich bewähren muß, um zum vorbestimmten Glück hinanzugelangen und den andern hinanzutragen, immer bewußt geführt von leitenden, schützenden, prüfenden, versuchenden Geistern, welche wissen, wo er nicht schaut.

Die Vorstellung an sich ist schön, tief und wahr. Wer sähe nicht gern das Geschick von Dichtergestalten zu einem typischen Bilde gefügt für den ringenden, von inneren reinen Lebensgesetzen treu und sicher geführten Menschen, der durch Leid und Versuchungen hinaufgeläutert wird zu immer höheren, lichteren Glücksmöglichkeiten?

Aber die Einkleidung, die jene Vorstellung hier bei Maeterlinck empfängt, erscheint bedenklich. Da ist alles seltsam direkt und konkret gefaßt, sinnlich erfaßbar und begriffsmäßig. Man schöpft den Argwohn, daß der Dichter mystizistisch-occultistisch-unsympathische Vorstellungen dabei hat, die man nicht versteht und nicht kennen lernen mag. Ein Mangel ist, daß man das nicht erkennt und die Dichtung also nicht aus ihrem eigenen

Lebensgehalt heraus verständlich wird. Das ist doch etwas ganz anderes als die berechtigte und bei Maeterlinck so beliebte Art, durch Verhüllung und absichtliche Verschleierung der äußeren, nebensächlichen Umstände und der Vorgeschichte die Stimmung des Geheimnisvollen zu erhöhen. Ein noch größerer ästhetischer Fehlgriff aber ist jede Einmischung mystizistischer Elemente in die poetische Darstellung der Seelenwelt. Wir Menschen machen Erfahrungen vom Zeit- und Raumlosen, — die über das begriffliche Denken aber hinausgehen. In dem Wunder des Ineinanderdringens seelischen Lebens wird da das Geheimnis lebendiger Alleinheit gefeiert. Hier ist die Poesie zuhause, hier herrscht sie als wunderbare Macht, die das, was kein direktes Wort ausspricht, weil das Menschenbewußtsein keinen Begriff dafür prägen kann, durch Bild und Duft und Ton und Farbe als inneres Erleben mitteilt. Aber eben in diesem holden Bescheiden: daß sie weiß, daß sie es nicht direkt aussprechen kann, liegt ihre ganze Macht. Nun aber kommt die Lehre der Mystizisten, Theosophen oder wie sie heißen mögen, und faßt alles in Begriffe und Theorien, spricht es alles ganz direkt und siegessicher aus und zwingt es damit in die Welt der platten, äußern, begreifbaren Sinnenwirklichkeit hinab, in der die starre Undurchdringlichkeit der Körper das Nebeneinander und Nacheinander und die plumpe, grobe, verzerrte Vorstellung der Einzelhaftigkeit der Wesen bedingt. Da werden die zarten Geheimnisse alle vergröbert; alle entweiht! Es ist eine Vergewaltigung des Innenlebens! Und jede Dichtung sollte die Verbindung mit occultistischen Vorstellungen weit von sich weisen.

Maeterlinck hat sie für seine „Joyzelle" nicht von sich gewiesen. Darum wirkt die Einkleidung störend und poetisch mangelhaft. Ueber das Ganze aber ist der schönste Zauber Maeterlinckscher Poesie in seiner reichsten blühendsten Fülle ausgegossen. Gertrud Prellwitz.

---

Paul Deussen: Erinnerungen an Indien. (Lipsius & Tischer, Kiel 1904. Mk. 5,—). — Richard Garbe: Beiträge zur indischen Kulturgeschichte. (Gebr. Paetel, Berlin 1903. Mk. 6,—).

„O wie belebt sich, in einer solchen Umgebung, das Studium des Sanskrit! Welche konkrete Gestalt nehmen hier, wo das alles noch so lebendig ist, der Rigveda und die Upanishads, die indischen Dramen und Romane an! Ich hoffe, daß die Zeit kommen wird, wo jeder deutsche Sanskritgelehrte es möglich machen kann, wenigstens einmal in seinem Leben Indien zu besuchen."

Mit diesen Worten gedenkt Professor Deussen seiner Arbeitsstunden in Bombay; und dieser Wunsch wird wohl auch immer mehr und mehr in Erfüllung gehen. Hoch erfreulich ist es wenigstens, daß er selbst zu rechter Zeit das alte Land der Weisheit betreten konnte, denn gewiß ist

nie ein Würdigerer nach Indien gekommen, als der damalige Verdeutscher und Systematisierer der Brahmasutras und spätere Uebersetzer der Upanishads, damals und später ein treuer Anhänger der indischen Grundgedanken, deren Verschmelzung mit verwandten Phasen europäischer Philosophie (Platon, christlicher Philosophie, Kant, Schopenhauer) der eigentliche Lebensnerv seiner Tätigkeit geworden ist.

Diese tiefe Kenntnis und innige, ja unbedingte Sympathie mit dem großen indischen Altertum, das in der Sprache der indischen Gelehrten noch immer fortlebt, ist die Bedingung gewesen für das traute Zusammenleben und lebhafte Gedankenaustauschen mit geistig hochstehenden Indern, welche den eigentlichen Reiz der Deussenschen Indienerinnerungen ausmachen. Ueberall wo er hinkam, fand er sofort indische Freunde, mit denen die höchsten Fragen diskutiert wurden. Dies geschah zuerst in Agra, wo Prof. Deussen an einen jungen Richter empfohlen war.

„Das Gespräch wendete sich bald geistigen Dingen zu, und ich glaubte an meinem Begleiter eine etwas hochmütige Stimmung durchzufühlen. In seinen ersten Antworten lag so etwas, wie eine Frage, was wohl ich als Europäer über solche Dinge mitzureden habe. Wenige Auseinandersetzungen genügten, um seine Stimmung umzuwandeln, und nun zeigte er von Stunde zu Stunde zunehmende warme Anhänglichkeit und er wurde nicht müde, über diesen oder jenen Punkt immer neue Aufschlüsse zu verlangen."

Dieser Nal Nath nahm es sehr ernst mit seinem Vedanta-Glauben und gehörte zu der Yogi-Richtung, die auf gewaltsamen Wegen die Abtötung der Weltlichkeit anstrebt. Wenn nun Deussen gegen diese Praxis Einwendungen erhob, so fand er bei anderen gelehrten Freunden noch schlimmere theoretische Ketzereien. Sein Kollege, Prof. Ramamiçra, aus dem Sanscrit-College in Benares, hatte zur Philosophie „nur den späteren zum Sankhyam entarteten Vedanta", und ein anderer Freund in dieser heiligen Stadt, Govind Das, hielt es — o Entsetzen! — sogar mit dem modernen Theosophismus und besaß in seiner Bibliothek die Schriften der Madame Blawatzky „in elegantesten Einbänden". Dieser auf so abschüssigem Wege sich befindende Govind Das machte sogar seinen deutschen Freund mit dem Haupt der Theosophen, mit Oberst Olcott, bekannt; und Prof. Deussen beschreibt ergötzlich genug die „kurze, reservierte, doch nicht unfreundliche Berührung" auf dem Bahnhofperron in Moghal Sarai, gegenüber Benares. Später hat Oberst Olcott übrigens insofern glühende Kohlen auf Prof. Deussens Kopf gesammelt, als seine Zeitschrift „The Theosophist" den ersten Band von Deussens Geschichte der Philosophie mit dem höchsten Lob erwähnt hat: — man sollte glauben, einer der alten Rishis habe sich in Deutschland verkörpert, um der Welt wieder die Schätze des Veda zu offenbaren.

Jener Richter in Agra hatte schon am zweiten Tage Deussen ersucht, die Gedanken, welche den Inhalt ihrer Gespräche bildeten, einmal im Zu-

sammenhang zu entwickeln und um die Erlaubnis gebeten, noch einige Freunde zuziehen zu dürfen. Da nun eine ziemliche Versammlung sich eingefunden hatte, so gestaltete das sich zu einem Vortrag mit darauf folgender allgemeiner Diskussion. Das Gerücht davon verbreitete sich durch Briefe und Zeitungen, und an vielen Orten wurde unser Reisender um Haltung eines ähnlichen Vortrags gebeten, ja in Mathura rissen zwei religiös-philosophische Gesellschaften sich um den deutschen Vedantisten. Der interessanteste Bericht über einen solchen Abend, der überall denselben typischen Verlauf hatte, möge hier in extenso mitgeteilt werden.

„Als der Saal sich mit Sitzenden und Stehenden ganz gefüllt hatte, ließ ich Türen, Fenster und Läden schließen und entwickelte mit dem Feuer und Nachdruck eines Ueberzeugten den Vedânta in seiner allein ernst zu nehmenden monistischen Advaita-Form, indem ich, unbekümmert um die Standpunkte meiner Zuhörer, alle anderen Formen, wie denn namentlich auch die theistische, als empirische Entartungen charakterisierte. Auch hier wurde mir, nachdem ich geendet, mit echt indischer Naivität die Bitte unterbreitet, mit Rücksicht auf diejenigen Anwesenden, welche des Englischen unkundig seien, meinen Vortrag noch einmal auf Sanskrit zu wiederholen. Ich willfahrte in der Kürze, und nun begann die Diskussion, welche für den Ernst und Eifer, mit dem man in Indien die Philosophie treibt, ein sprechendes und für Europa beschämendes Zeugnis ablegte. Die einen sprachen Englisch, die anderen Sanskrit, noch andere Hindi. Neben zustimmenden Aeußerungen stieß ich auch auf ernsten Widerspruch, namentlich von seiten derer, welche sich an einem unpersönlichen Brahman nicht genügen lassen und seine Personifikation als Içvara nicht als bloße Akkomodation an das auf empirische Anschauungen beschränkte menschliche Erkenntnisvermögen gelten lassen wollten. Ihnen wurde wiederum von anderen widersprochen, und so wogte der Kampf der Meinungen hin und her, bis sich schließlich alles vereinigte in dem begeisterten Ausdrucke des Dankes für die gewährte Belehrung. Ein Redner überbot sich in Lobpreisungen und faßte alles zusammen in den Schlußworten: dhanyo 'si, dhanyo 'si, dhanyo 'si! d. h. „du bist ein glückseliger Mann". Ein anderer, in englischer Sprache, kam auf meine nahe bei mir sitzende Frau zu sprechen, stellte mich als Ideal der Männer und meine Frau als Muster der Frauen hin und verstieg sich bis zu dem Wunsche: „„Möchten alle indischen Männer dem Prof. Deussen und alle indischen Frauen der Frau Deussen gleichen!"" — Nun war es denn doch Zeit aufzubrechen. Man geleitete uns im Triumphe in unser Hotel und wir gingen zu Bett mit dem Bewußtsein, einen reichen Tag durchlebt zu haben."

Gerade in Allahabad, wo diese indische Wärme sich entwickelte, machte sich eine etwas kühle europäische Berührung fühlbar. Mit Prof. Thibaut und seiner Frau war beim Tische keine Uebereinstimmung zu erlangen. Letztere sprach in scharfer wegwerfender Weise über die Eingeborenen, und Thibaut segnete die Fremdherrschaft, da durch sie erst Ordnung und Zu-

stände, mit denen sich leben lasse, ins Land gebracht worden seien. Andererseits zeigt Prof. Deussen nur einen Blick für die Schattenseite dieser Herrschaft. Eine der größten Gefahren Indiens ist aber seine Baumlosigkeit, und Edwin Arnold sagt wohl mit Recht, daß der Forstmann der Retter Indiens ist, der aber ist ein Engländer, kein Hindu. Und so dürften wohl auch andere Schattenseiten für den in Indien Wohnenden ersprießliche Vorteile zeigen und Prof. Thibaut nicht so ganz im Unrecht sein. Mehr als einmal ist der Versuch, die eingeborenen Fürsten herrschen zu lassen, auf der Unmöglichkeit dieser Fürsten gescheitert.*) Coorg wurde 1830 nach dem einstimmigen Wunsch der Bevölkerung annektiert wegen der wahnsinnigen Mißwirtschaft des Fürsten, und Pendschab blühte ganz auf nach der Annektion, weshalb es auch während des Sepoyaufstandes loyal blieb.

Diesen Aufstand nun mit dem deutschen Freiheitskrieg auf eine Linie zu stellen und zu schreiben — „wären die Aufständischen zum Ziele gelangt, so würden sie heute bei ihrer Nation eine ähnliche Verehrung genießen, wie bei uns Schill, Scharnhorst, Blücher und andere Helden der Freiheitskriege. Jetzt, wo sie unterlegen sind, wird das Andenken verunglimpft" — das zeugt von einer schier unglaublichen hindostanischen Verblendung. Glaubt denn Prof. Deussen wirklich, daß, wenn Deutschland 1813 unterlegen wäre, jene Namen heute vergessen wären und ihr Andenken verunglimpft werden würde? — und wo sind denn die indischen Namen von 1857 — wir meinen nicht bei den Engländern, sondern bei den Hindus? verehren sie etwa einen Nana Sahib? Was in Indien 1857 geschah, war keineswegs ein Volkssturm, sondern, etwa mit Ausnahme von dem soeben annektierten Oudh, welches mit den Vorteilen der englischen Verwaltung noch keine Bekanntschaft gemacht hatte, war es nur eine Soldatenmeuterei. Die unmittelbare Ursache? Verteilung von mit Schweinefett geschmierten Patronen („The greased cartridges").**) Das Ganze hatte den Charakter einer

*) Das schöne Herrscherwort des großen indischen Kaiser Asoka, er sei überall und jederzeit auf das Wohl der Wesen bedacht, denn es gebe kein vornehmeres Werk als der Welt zum Heil zu sorgen (Neumann „Die Reden Buddhas" II 494) scheint den Rajahs des neunzehnten Jahrhunderts wenig ins Herz geschrieben zu sein. Zur Zeit ihrer Heimsuchung haben sie, mit wenigen Ausnahmen, kein Bewußtsein davon gezeigt, daß es etwas gäbe, was Herrscherpflichten heißt. Die Nabobs („Shahs") von Oudh mußten einmal nach dem anderen von der britischen Regierung gewarnt werden, bis dann endlich (1856) Lord Dalhousie das Haus absetzte und das Land annektierte. „Die britische Regierung", heißt es in der Resolution, „würde vor Gott und Menschen schuldig sein, wenn sie länger mithelfe, eine Administration aufrecht zu erhalten, die mit Leiden für Millionen belastet war"; und in einem privaten Brief schrieb er: „In demütigem Vertrauen auf den Segen des Allmächtigen (denn Millionen seiner Geschöpfe werden Freiheit und Glück durch die Veränderung gewinnen) schreite ich zur Ausführung dieser Pflicht, ernst und nicht ohne Besorgnis, aber ruhig und ohne den geringsten Zweifel."

**) Daß diese Ursache ihrer Art nach keineswegs zufällig war, zeigt uns der Umstand, daß sie ein Viertel Jahrhundert früher vorhergesagt worden ist,

Panik: „in dem Augenblick, wo ein einziger fester Wille Indien hätte retten können — sagt ein englischer Geschichtsschreiber — schien kein Soldat mit Autorität in Meerut im stande zu sein, zu denken oder zu handeln.“ Es war ein geschichtliches Naturereignis, gänzlich ohne den ethischen Nerv, der eine geschichtliche Tat belebt. Würde etwa ein einziger französischer Offizier, der den Kopf nicht verloren hätte, an einem bestimmten Nachmittag 1813 (wie an jenen 10. Mai 1857) den deutschen Sturm haben ersticken können? Würde auch nur der Gedanke an eine solche Möglichkeit bei einem Historiker aufkommen können?

Immerhin nimmt man gern ein wenig Ungerechtigkeit gegen die Engländer mit in den Kauf, wenn sie bei einem Deutschen die notwendige Rückseite einer starken Sympathie mit den Indern sein sollte, wie sie auf diesen Blättern überall so schön und warm zum Vorschein kommt. Nur durch eine solche herzliche Sympathie geht der Weg zu einem tieferen Verständnis für ein so fremdartiges Volk, und das muß uns bei einem solchen Werk die Hauptsache sein. Es ist hier wie bei einer Biographie: besser, viel besser, daß der Biograph in seiner Sympathie für den Helden zu weit geht, als daß er ihm zu kühl gegenübersteht. Nur wenige indische Reiseerinnerungen können sich in diesem sympathischen Verständnis des hinduischen Geistes und Charakters mit den Deussenschen messen — z. B. Edwin Arnolds „India revisited“, ein reizendes Buch, das Prof. Garbe allerdings etwas geringschätzig abfertigt.

Die liebevolle Sympathie des englischen Dichters, der als Schulmann lange in Indien gewirkt hat, überträgt sich vom Festlande nach Ceylon, was mit der des deutschen Professors nicht gerade der Fall ist.

Von dem Buddhismus in Ceylon erklärt Deussen wenig erbaut zu sein, ohne jedoch einen besonderen Grund für seinen ungünstigen Eindruck anzugeben, der auch nicht durch seinen Besuch beim Oberhaupt des dortigen Buddhismus, dem ehrwürdigen, allen Paliforschern wohl bekannten Sumangala, verwischt werden konnte — warum, ist wiederum sehr schwach begründet durch die Bemerkung, daß bei dem liebenswürdigen Greis voll Würde und mit seinem schönen beschaulichen Ausdruck „von Feuer und Begeisterung, wie ich sie von Indien her gewohnt war, keine Rede sein konnte“. Jedenfalls dürfte Professor Deussen hier eine Seite der Sache übersehen haben. Aus allen seinen Berichten über indische Gespräche und Diskussionen geht klar hervor, daß er den echten Vedantastandpunkt sehr wenig vertreten fand, und daß besonders die theistischen Tendenzen ihm viele Enttäuschungen bereiteten. Nun wohl, unter den Mönchen Sumangalas, mit welchen er sich „mühsam durch ein Gemisch von Sanskrit und

von einem Anglo-Indier, der damals Briefe über Indien schrieb: „Our Seapoy army is composed of men, whose minds are filled with numberless prejudices against us . . . and may be driven into mutiny by circumstances of the most trivial nature; some slight alteration of dress, an innovation respecting their food may do it“ (William Huggins: Sketches in India, London, 1824).

Pali unterhielt", hätte er keinen Theisten angetroffen, ein jeder von ihnen war gewiß ein Kenner des Wortes, ein Hüter des Wortes, wie es der Erwachte vor vierundzwanzighundert Jahren in Nordindien verkündete und ein kaiserlicher Prinz ein paar Jahrhunderte später nach dieser fernen Insel verpflanzte: dies treue Festhalten an der reinen Lehre dürfte vielleicht jene feurige Begeisterung aufwiegen, die der Vedantist hier vermißte.

Bei der abschätzigen Beurteilung des Ceylonschen Buddhismus beruft sich Professor Deussen auf „Freund Garbe", dessen „Beiträge zur indischen Kulturgeschichte" eine Reihe von Aufsätzen bringen, die durch ihre gefällige Form und den mannigfachen Inhalt zweifelsohne dankbare Leser finden werden. Vor allen werden wohl die beiden sensationellen Aufsätze über die Witwenverbrennungen und über die Thugs heißhungrig verschlungen werden. Allerdings sind das zwei Kapitel, die wohl beachtet werden müssen, wenn man über die englische Herrschaft in Indien urteilt, von welcher Professor Garbe auch anders zu urteilen scheint als sein Kollege.

Ueberhaupt sind die beiden befreundeten Gelehrten nicht immer so einig wie über den Ceylonschen Buddhismus. Wir sahen, wie Professor Deussen die Enttäuschung hatte, daß einige seiner indischen Freunde nur dem späteren zum Sankhyam entarteten Vedanta angehörten — „dem vertracktesten aller philosophischen Systeme". „Erst nach Jahren habe ich, vom Studium der Upanishads kommend, das Sakhyasystem begriffen und erwiesen als eine realistische Umbildung des reinen Idealismus der ältesten Upanishadtexte" — eine Umbildung, die er gelegentlich auch als eine „Degeneration und völlige Verschlammung" bezeichnet. Dies Urteil vermag Professor Garbe sich nur aus Deussens Vorliebe für die Vedantaphilosophie und einer daraus folgenden Ueberschätzung ihrer Rolle in der Entwicklungsgeschichte der indischen Philosophie zu erklären.

So scharfsinnig und auf vielen Punkten durchaus überzeugend auch Deussens Analyse des Sankhyam und seines Verhältnisses zu den Upanishads ist, (in 2. Abt. des 1. Bandes seiner Geschichte der Philosophie) so scheint uns doch allerdings auch die Berechtigung des Dualismus übersehen zu sein, die darin liegt, daß der idealistische Monismus des Vedanta, ebenso wie der Parmenideische, gewissermassen zu leicht und naiv gewonnen ist, was sich auch darin zeigt, daß der Vedanta sich keine zwei Minuten auf dieser Höhe halten kann, sondern immer wieder in Realismus und Vielheitlichkeit zurücksinkt und sich in Widersprüchen verstrickt — was sich wohl am drastischsten darin zeigt, daß auch Çankara sich mit einer Theodicee abquälen muß. Wenn wiederum Garbe eine allmähliche Ausbildung des Sankhyam leugnet, so scheint mir dagegen Çvetaçvatara Upanishad entscheidend zu sein, da es, wie Deussen in seiner Uebersetzung entwickelt, bei dem Geiste dieser Dichtung ausgeschlossen ist, daß der Verfasser v. 5,2 und 6,13 die Namen Kapila und Sankhyam gekannt hat.

Die stärkste und verhängnisvollste Abhängigkeit des Sankhyam von Vedanta scheint uns darin zu liegen, daß ersterer die verschiedenen

Individualseelen als Subjekt des Erkennens auffaßt. Diesem Fundamentalfehler entging der Buddhismus, indem er das Bewußtsein eine Funktion des Wollens werden ließ. Wenn aber Prof. Garbe meint, daß Buddha hier auf Sankhyam fußt, weil er der Seele auch noch das Bewußtsein nahm, und dasselbe in die Welt des Geschehens und der Vergänglichkeit verwies, so dürfte das auf einer völligen Verkennung der tiefen Originalität Buddhas beruhen. Aus der Hauptader seines Denkens, dem Grundfolgegesetz, fließt eben unmittelbar „die bedingte Natur des Bewußtseins: — ohne zureichenden Grund entsteht kein Bewußtsein. Aus was für einem Grunde Bewußtsein entsteht, gerade durch diesen, und nur durch diesen kommt es zustande. Durch das Gesicht und die Formen entsteht Bewußtsein: gerade Sehbewußtsein usw." —

Die zeitliche Priorität des Sankhyam — ob abgeschlossen oder nicht — vor dem Buddhismus, kann wohl nicht mehr bezweifelt werden. Finden wir doch in Majjhimanikaya Polemik gegen Lehrsätze des Sankhyam (79. Rede, siehe Neumanns Uebersetzung und Anmerkung). Als abhängig von Sankhyam kann man wohl die buddhistische Dreiheit Lobo, doso, moho (Lust, Haß, Wahn) bezeichnen, die offenbar eine ethisierende Umwandlung der drei Gunas sind (siehe Çariraka-mimansa I, IV, 8 p. 356 u. vergl. Maitrayana-Upanishad 3,5).

Einen überraschenden, ja überwältigenden Eindruck macht es, wenn man liest, daß „wir eine Voraussetzung aller dieser Systeme — die Theorie der Seelenwanderung — als falsch bezeichnen müssen". Auf welchem „tiefen Blick in die Natur" beruht dies Bezeichnen-müssen? Hat der Verfasser sich ein umgekehrtes „dreifaches Wissen" erworben und verwirklicht, mittels welches er schaut, daß die Wesen **nicht** je nach den Taten wiederkehren? Man muß das fast annehmen, wenn ein so skeptischer Kopf wie Hume die Wiedergeburt für die einzige Form des Unsterblichkeitsgedankens erklärt, der die Philosophie Gehör schenken kann: — und in irgend einer Form muß doch wohl die Philosophie der wichtigsten Angelegenheit der Menschheit, der Frage, die alle anderen in sich schließt, Gehör schenken. Wenn der Verfasser übrigens beziehentlich dieser Lehre in ihrer indischen Form die Bemerkung macht: „Die Voraussetzung, daß einmal im Laufe der Zeit das frühere Tun eines Wesens seine vollständige Belohnung und Bestrafung finden und daß damit der Grund für die Wiedergeburt fortfallen könne und werde, ist in Indien nicht gemacht worden", so zeugt dies von wenig Verständnis der ganzen vorliegenden Frage. Um die Früchte — gute und böse — meiner Handlungen in einem oder mehreren vorhergehenden Leben zu genießen, muß ich leben, das aber heißt, ununterbrochen neue Saat für später zu genießende Früchte — gute und böse — aussäen. Die einzige Möglichkeit wäre also die, daß diese guten und bösen Früchte einander bis auf den letzten Rest gegenseitig aufhöben. Abgesehen davon, daß ein solches Abrechnen nicht zugegeben wird, sondern diesem moralischen

Kausalitätsgesetz zufolge alle Wirkungen eintreten, also alle Früchte genossen werden müssen: — so wäre das ja ein so ungeheuerlicher Glücksfall, daß erstens niemand damit rechnen könnte und zweitens die Gewißheit erlöst zu sein, nie eintreten würde. Endlich ist aber auch die Bemerkung selber ganz falsch; denn der unermüdliche Çankara erörtert wirklich mit gewohnter Geduld und Umständlichkeit auch die Frage in Çariraka-mimansa IV, III, 14 (Deussen „Die Sutras des Vedanta" S. 746 ff.).

Durch diese Beiträge zieht sich wie ein roter Faden ein Angriff auf die Brahmanen. Auch mit der berühmten Weisheit der Brahmanen soll es schlecht bestellt sein. Alle epochemachenden Gedanken sollen nicht in ihrem Kreise entstanden, sondern von Ksatriyas (Adligen) ausgegangen sein, so namentlich auch der Hauptgedanke der Upanishads, die Atmanlehre. Entscheidend gegen diese Hypothese ist der Umstand, daß die Hauptstellen dieser Lehre, von dem Weltselbst als Subjekt des Erkennens in uns, mit dem Priesternamen Yajnavalkya verknüpft ist. Ein Brahman als Urheber der Lehre, Brahmanen als ihre Bekämpfer und ein Fürst als ihr begeisterter Annehmer — das ist das Bild, das uns Brihadaranyakam gibt, und nicht der geringste Grund ist vorhanden, die geschichtliche Richtigkeit dieses Bildes zu bezweifeln. Wenn man einwendet, die Upanishad rührt eben von Brahmanen her, die später sich selber die Ehre der Urheberschaft haben geben wollen, so ist die unbeantwortliche Gegenfrage: wie kommt es denn, daß in anderen Upanishads, die nicht weniger von Brahmanen verfaßt sind, Fürsten im Besitz der Lehre sind und — obwohl das „gegen den Strich geht" — die Brahmanen belehren? — Nein, mit der Weisheit der Brahmanen wird es wohl auch nach diesem Angriff sein Verbleiben haben. Die ganze beispiellose Herrschaft dieser Kaste wäre überhaupt unbegreiflich, wenn das Garbesche Urteil gerecht wäre, das übrigens auch dem der im indischen Dienst ergrauten englischen Beamten diametral entgegengesetzt ist. Mit Recht sagt Paul Dahlke in seinen glänzenden Aufsätzen über den Buddhismus: „Die lange Dauer einer derartigen religiösen Herrschaft, ihr Wiederaufleben gegen Ende des ersten Jahrtausends, nachdem sie durch den Buddhismus zurückgedrängt war, läßt sich nur durch Tugenden erklären, welche dieser Priesterkaste tatsächlich eigen waren. Es war vor allem die Tugend der Wahrhaftigkeit. „Die Brahmanen zeichnen sich aus durch Wissen und Liebe zur Tugend", heißt es bei Burnouf.*) Sie selber glaubten an das, was sie dem Volke predigten. Sie unterwarfen sich den gleichen, ja noch härteren Gesetzen, wie das Volk. Sie waren wie jene großen Feldherren, die in Zeiten der Not Strapazen auf sich nehmen gleich dem gemeinen Soldaten. Dieses gemeinschaftliche Ringen nach dem Höchsten, diese Unparteilichkeit kettete das Volk an sie."

Karl Gjellerup.

---

*) Introduction à l'histoire du Bouddhisme indien.

# Politische Korrespondenz.

## Konstitutionelle Wandlungen in England

Als Disraeli 1866 Gladstones Parlamentsreform bekämpfte, die einem größeren Kreise von Staatsbürgern das Wahlrecht verleihen sollte — eine Reform, die er dann selbst ein Jahr später durchgeführt hat — schilderte er die Folgen, die das Gesetz haben würde. „Ich habe nicht den geringsten Zweifel", sagte er, „wohin diese Maßregel führen würde. Ich habe niemals geglaubt, daß sie in dem Ruin dieses Landes enden würde. Dafür habe ich zu viel Vertrauen in das Land. Aber ich glaube, sie wird in dem Ruin des Parlaments enden. Sie werden das Unterhaus los werden — ich hoffe, Sie werden England nicht vernichten. . . . . . Sie würden zuerst ein sehr großes Parlament haben, denn individuelle Charaktere und die Vertretung bedeutender Interessen sind in England öffentlicher Achtung sicher. Sie würden jeden großen Grundherrn in diesem Hause haben, jeden großen Industriellen und viele Kaufleute. Aber in kurzer Zeit würden Sie finden, daß sie nicht mehr die Gewalt über die Exekutive besitzen, die Sie unter dem alten System hatten. Und in demselben Verhältnis, als Ihnen die Herrschaft über die Exekutive entschwindet, werden die großen Grundherren und die großen Industriellen nicht mehr dem Hause angehören, dessen Einfluß und Bedeutung demgemäß sinken wird. Dann ist das Unterhaus nicht mehr das, was es war. So erweitern Sie das Wahlrecht von neuem, Sie kommen vielleicht bis zum allgemeinen Stimmrecht, aber Sie werden Ihre Sache damit nicht fördern. Sie werden ein Parlament haben, das die Herrschaft über die Exekutive völlig verlieren wird; man wird ihm weniger Achtung entgegenbringen, und es wird weniger Einfluß haben. Denn sobald Sie das allgemeine Stimmrecht haben, so geschieht es immer, daß der Wähler auf den Abgeordneten herabsieht. Er sagt sich: „Ich bin grade so gut wie er, und wenn ich ihn auch ins Parlament schicke, so denke ich von ihm darum nicht besser als von mir selbst." Dann, wenn das Unterhaus ganz ohne Gewalt über die Exekutive ist, wird es auf die Stufe jener populären Kammern des Kontinents sinken, die wir in unseren eigenen Tagen haben aufsteigen und wieder untergehen sehen. Der Reiz der Tradition, der Zauber der Geschichte wird fehlen; keine Familien von historischem Namen; keiner der großen Grundherren, um die die Männer

sich scharen, wenn die Freiheit bedroht ist; keine Staatskunst, keine Beredsamkeit, keine Bildung, kein Genius. Statt dessen werden Sie eine Horde selbstsüchtiger und obskurer Mittelmäßigkeiten haben, die nichts wie Unheil stiften können; und der Plan und die Leitung des Unheils wird dem tobenden Demagogen des Tages gehören."

Von dieser Prophezeiung Disraelis ist ein gut Teil eingetroffen. Der Erweiterung des Wahlrechts von 1867 folgte die von 1884; man ist dem allgemeinen Stimmrecht nahegekommen, und durch mehrere Präzedenzfälle ist der Grundsatz anerkannt, daß Verschiebungen der Bevölkerungsziffern in den einzelnen Wahlkreisen ihren Ausdruck in der parlamentarischen Vertretung finden sollen. Die Erweiterungen des Wahlrechts haben auf die Zusammensetzung des Hauses stark eingewirkt. Während die Zahl derer, die durch die politische Schule der Selbstverwaltung gegangen sind, immer stärker abnahm, hat der großstädtische Demagoge nicht mehr allein im Hause, sondern auch auf den Ministerbänken Heimatsrechte erworben. Das „große" Parlament freilich, das Disraeli erwartete, ist nicht gekommen. Denn es war schon die erste Reform von 1832, die jenes „große" Parlament erzeugt hatte; Disraeli selbst gehörte ihm an. Seitdem ist es mit dem Unterhause, gerade wie er sagte, abwärts gegangen (ähnlich wie mit dem deutschen Reichstage), wenngleich in der Art und Form der Debatten sich seine aristokratische Vergangenheit noch geltend macht. Aber die Reden sind länger und schlechter geworden, die Sessionen dehnen sich aus, ohne daß ihrer längeren Dauer eine vermehrte Leistung entspräche. Sehr viel mehr Abgeordnete als früher beteiligen sich, nicht zum Vorteil der Sache, an der Debatte; denn die Wähler erwarten, daß ihre Vertreter diligentiam praestieren und mehr als ein gelegentliches „hört, hört" zu den Verhandlungen beitragen. Mit der größeren Zahl und Länge der Reden und der Sessionen nimmt aber das allgemeine Interesse an den Parlamentsverhandlungen ab. Und wenn die Dinge natürlich auch nicht so trostlos aussehen, wie Disraeli sie ausmalte, so hat doch das Unterhaus zweifellos in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung und Ansehen verloren.

Die Erweiterung des Wahlrechts führte folgerichtig zur Demokratisierung der Parteien. Die Liberalen gingen voran, die Konservativen folgten. In der liberalen Partei gewannen die Radikalen die Oberhand über die aristokratischen Whigs. Im konservativen Lager begründete Anfang der achtziger Jahre Lord Randolph Churchill die berühmte „vierte Partei", der auch der heutige Premierminister angehörte. Die demokratisierende Richtung Lord Randolphs blieb nicht ohne Erfolg; mit Hilfe des Primelbundes gelang es, einen Teil der neuen wahlberechtigten Klassen, namentlich auch der Industriearbeiter, für die jungkonservativen Ideen zu gewinnen. Eine wesentliche Verstärkung erhielt diese demokratisierende Richtung, als bald darauf die liberalen Unionisten sich von Gladstone lossagten und ein Bündnis mit den Konservativen eingingen. Denn zu ihnen

gehörten einerseits zwar aristokratische Whigs, wie der Herzog von Devonshire, anderseits aber Radikale wie Mr. Chamberlain.

Erst die Ausdehnung des Wahlrechts hat die moderne Parteiorganisation notwendig gemacht. Noch Anfang der Siebziger herrschten so primitive Verhältnisse, daß Disraeli die Geschäfte der konservativen Partei von einer Londoner Advokatenfirma besorgen ließ. Der Umschwung ging von den Liberalen aus. In Birmingham zuerst wurde nach amerikanischem Muster das Caucus-System geschaffen: bald machte es sich die liberale und danach die konservative Partei zu eigen. In dem lokalen Caucus haben politische Geschäftsleute die unabhängigen Politiker verdrängt; hier herrschen die Helden und Lieblinge der Volksversammlung, Männer von mehr oder weniger subalternen politischen Fähigkeiten und ohne eigene politische Ideen; die werden ihnen von ihrer höheren Instanz geliefert. In diesem Caucus — in dem Parlament noch nicht — herrscht in der Tat jene „Horde selbstsüchtiger und obskurer Mittelmäßigkeiten“, von der Disraeli spricht. Und auf die Leute des Caucus, wenn auch nicht auf die einzelnen Wähler, trifft auch das andere Wort Disraelis zu, daß sie sich selbst ebenso gut dünkten als ihre Abgeordneten. Schon die ältere Schule der englischen Radikalen hatte zu Ende des 18. Jahrhunderts die verfassungsrechtliche Theorie aufgestellt, daß der Abgeordnete nicht der Vertreter, sondern der Delegierte seiner Wählerschaft sein sollte. Einige Radikale ließen sich in ostentativer Weise von ihren Wählern Instruktionen geben; sie waren Anhänger der imperativen Mandate. Ganz unabhängig von ihrer Wählerschaft waren die Abgeordneten freilich auch im 18. Jahrhundert nicht gewesen, wofern sie wirklich gewählt und nicht von dem Beherrscher eines verrotteten Wahlfleckens ernannt waren. „Wenn das Land“, hatte der ältere Pitt gesagt, „in die Versprechungen und Verpflichtungen ihrer Vertreter kein Vertrauen mehr setzen kann, so wird die Macht und die Autorität dieses Hauses sinken.“ Immerhin aber war dem freien Entschluß des Abgeordneten ein außerordentlich weiter Spielraum gelassen. Und der große Unterschied war, daß der Abgeordnete vor 1832 eine Korporation, Grafschaft oder Stadt, vertrat, während die Wählerschaft nach den Reformen von 1867 und 1884 nur aus der Summe der zufällig in einem bestimmten Umkreise wohnenden Individuen besteht. Diese Summe von Individuen, zwischen denen jeder organische politische Zusammenhang fehlt, faßt nunmehr der Caucus, soweit sie zu seiner Partei gehören, organisierend zusammen und erfüllt sie mit seinem Willen. Und auch den Abgeordneten sucht er seinem Willen zu unterwerfen. Schon vor der ersten Parlamentsreform von 1832 hatten die Whigs im Unterhause im Scherz von der Wählerschaft als von ihren „Herren“ gesprochen und gemeint, jetzt käme es darauf an, diese ihre Herren politisch zu „erziehen“. Das hat sich seitdem zum Teil wenigstens ins Gegenteil verkehrt. Heute erzieht der Caucus seine Abgeordneten. Die imperativen Mandate sind ein Mittel dazu. Bei den gegenwärtigen Vorbereitungen zu den nächsten Wahlen

tritt dies sehr deutlich zu Tage. Vom Standpunkt der Wähler ist das unter den jetzigen Umständen vielfach eine offenbare Notwendigkeit; indes das Niveau des Parlaments wird dadurch nicht gehoben.

Eine weitere Veränderung wird der persönliche Charakter des Hauses dadurch erfahren, daß die Arbeiterschaft beginnt, sich von der politischen Herrschaft der beiden alten Parteien zu emanzipieren. Bisher haben die Arbeiter überwiegend konservativ oder liberal gewählt; die wenigen Arbeiter, die selbst im Unterhause saßen, schlossen sich wohl meist den Liberalen an. Vor fünf Jahren aber haben die Tradesunions beschlossen, eine andere Politik einzuschlagen. Sie haben zusammen mit den beiden sozialistischen Gruppen, der Fabiergesellschaft und der Unabhängigen Arbeiterpartei, eine gemeinschaftliche politische Organisation geschaffen, zu dem ausgesprochenen Zweck, eine parlamentarische Arbeiterpartei zu begründen. Und da sie über große Geldmittel und jetzt schon über eine Million sicherer Wähler verfügen, so haben sie, die augenblicklich nur durch fünf Männer im Parlament vertreten sind, für die Wahlen schon jetzt nicht weniger als vierzig Kandidaten aufgestellt.

All diese Veränderungen haben, wie Disraeli vorhersagte, bewirkt, daß das Unterhaus nicht mehr die Herrschaft über die Exekutive besitzt. Mr. Harold Gorst (der Sohn des Abgeordneten Sir John Gorst, der auch zu der „vierten Partei“ Lord Randolph Churchills gehört hat), schildert diesen Umschwung in seiner Biographie Disraelis folgendermaßen: „Die Regierung des Landes befindet sich jetzt in den Händen einer Oligarchie, die durch das Kabinett vertreten wird. Die Minister lassen sich von den Ansichten der Abgeordneten nicht mehr beeinflussen, sie kümmern sich einfach nicht mehr darum. Das Unterhaus hat seine Herrschaft über die Exekutive verloren, weil es hauptsächlich aus Leuten besteht, die keine politische Schulung besitzen und von Politik nichts verstehen. Für die jeweilige Regierung bedeutet das Unterhaus nur eine gewisse mechanische Abstimmungskraft, die man für die notwendigen Geschäftsformen braucht. Und die Abgeordneten werden nicht auf Grund ihrer individuellen Fähigkeiten ins Parlament gewählt, sondern einfach um die eine oder die andere der großen Parteien im Staat zu unterstützen.“

Wer den Verhandlungen des Unterhauses zum ersten Male beiwohnt, wird die Richtigkeit dieser Beobachtungen schwerlich sofort erkennen. Der erste Eindruck ist vielmehr, daß nicht die Minister allein, sondern das ganze Haus die Politik macht, nicht nur der Form, sondern auch der Sache nach. Aber während die alten Traditionen und Formen, wie immer in England, erhalten blieben, hat sich darunter jene Veränderung vollzogen, die Mr. Gorst schildert. Das englische Unterhaus hat sich dem Charakter der kontinentalen Kammern, deren ideales und oft idealisiertes Vorbild es einst war, angenähert.

Dies veränderte Verhältnis zwischen Kabinett und Unterhaus zeigt sich sehr deutlich in Mr. Chamberlains Agitation für seine Zollvereinspläne.

Diese Agitation vollzieht sich ganz und gar außerhalb des Parlaments. Mr. Chamberlain appelliert an die Wähler, nicht an ihre gewählten Vertreter. Und das geschieht im Einverständnis, wenn nicht auf Veranlassung des Premierministers, dem die Diskussion im Parlament aus parteipolitischen Gründen ungelegen wäre. Im Sommer 1903 wurde die Erörterung dieser wichtigsten Frage der englischen Politik im Unterhause so gut wie abgeschnitten, in der gegenwärtigen Session blieb sie auf die Adreßdebatte und ein paar Interpellationen mit kurz bemessener Diskussion beschränkt. Vergebens fordern die Opposition und die unionistischen Freihändler eine ausgiebige Verhandlung; die Masse der ministeriellen Partei fügt sich dem Wunsche des Kabinetts. In der letzten Debatte am 18. Mai zieh Lord Hugh Cecil, Lord Salisburys Sohn, Mr. Chamberlain des Mangels an politischem Mute, weil er mit seinen Projekten nicht offen vor das Haus träte. Das war natürlich vorbeigeschossen. Das Wesentliche ist nicht, aus welchen Motiven die Debatte umgangen wird, sondern die Tatsache, daß sie überhaupt umgangen werden kann. Früher hätte sich das Parlament schwerlich in dieser Weise beiseite schieben lassen; nicht nur die Opposition, sondern auch die ministerielle Partei hätte darin eine Verletzung ihrer Privilegien und der Verfassung erblickt.

Die politische Macht, die das Unterhaus bis zu einem gewissen Grade eingebüßt hat, ist aber nicht allein an das Kabinett übergegangen. Dessen Stellung gegenüber dem Plenum des Unterhauses ist freilich selbständiger geworden. Aber seine Stellung in der englischen Verfassung ist nicht derart, daß es auf die Dauer die Regierung allein führen könnte. Das Kabinett, das bekanntlich im englischen Staatsrecht nur praeter leges besteht, dessen Existenz von keinem Gesetz anerkannt ist, ist aus zwei Quellen entstanden: einerseits ist es ein Ausschuß des königlichen Rats (Privy Council), andererseits ein Ausschuß des Parlaments. Die Herrschaft des Parlaments im 18. Jahrhundert beruhte darauf, daß es sich den Ausschuß des königlichen Rats sozusagen inkorporiert hat. Je mehr nun das Kabinett aufhört, vorwiegend ein Ausschuß des Parlaments zu sein, das von dem Plenum kontrolliert wird, desto mehr tritt sein Charakter als Ausschuß des königlichen Rats in den Vordergrund. Das heißt: je mehr der Einfluß des Unterhauses sinkt, desto mehr steigt der Einfluß der Krone.

Auch ist es von Wichtigkeit, daß die andere Hälfte des Parlaments, das Oberhaus, an Geltung nicht verloren, sondern gewonnen hat. Gladstones Versuche, es zu stürzen, blieben erfolglos. Als der Grand Old Man Homerule durchbringen, d. h. England an Irland ausliefern wollte, da geschah es, daß das Oberhaus die Interessen der Nation besser wahrnahm, den Willen der Nation getreulicher zum Ausdruck brachte, als die demokratische Kammer. Das wiederholte sich in einigen andern Fällen, z. B. als Gladstone die anglikanische Kirche in Wales entpfründen und entstaatlichen wollte. Diese Verdienste hat die Nation anerkannt. Und seitdem ist das Haus der Lords, obwohl es sich nie um die Volksgunst

bemüht hat, und seine Angelegenheiten nach wie vor in seiner vornehmen, lässlichen, aber geschäftskundigen Art erledigt, im Ansehen der Nation gestiegen, fast könnte man sagen, populär geworden. An eine Abschaffung der ersten Kammer ist jetzt auf Jahrzehnte hinaus nicht mehr zu denken.

Noch bemerkenswerter aber ist, wie sehr sich der Einfluß der Krone in den letzten Jahren gesteigert hat. Die Vorstellung von der politischen Belanglosigkeit der englischen Monarchie, die auf dem Festlande gang und gäbe ist, datiert, wenn man genauer zusieht, doch erst seit der Thronbesteigung der Königin Viktoria. Die liberalen Ideen, die kurz zuvor zur Herrschaft gekommen waren und zu denen die Königin sich ja selbst bekannte, waren der königlichen Prärogative ungünstig; und nach außen hin hat man von der politischen Wirksamkeit der Königin nicht viel gemerkt. Hinter den Kulissen freilich, im Ministerrat, namentlich in den auswärtigen Angelegenheiten hat sie doch einen sehr großen Einfluß ausgeübt, zumal so lange der Prinzgemahl lebte. Die liberale Eifersucht auf die Macht der Krone hatte sich aber im ganzen auf die höheren Mittelklassen beschränkt, die mit der ersten Parlamentsreform zu Einfluß und Macht kamen. Dagegen in den unteren Mittelklassen und bei den Arbeitern einerseits, in der Aristokratie andererseits blieben die alten loyalen Gesinnungen bestehen. Die lange Regierung der Königin, die große Popularität, die sie genoß, die Erstarkung des Konservativismus und das Aufkommen der imperialistischen Ideen drängten allmählich die Auffassung des klassischen Liberalismus zurück, daß der Monarch herrschen, aber nicht regieren solle. Die beiden Jubiläumsjahre 1887 und 1897 zeigten jene Reaktion bereits aufs deutlichste, und König Eduard hat nun die Früchte der langen Regierung seiner Mutter geerntet. Und er hatte die Absicht, in dem Rahmen der Verfassung freilich, den legitimen Einfluß der Krone zur vollen Geltung zu bringen. Der Rücktritt Lord Salisburys versetzte den König mutatis mutandis in eine ähnliche Lage, wie die Entlassung Bismarcks den Kaiser, und man sagt, daß der Rücktritt Lord Salisburys deshalb erfolgt sei, weil der König und der der Alleinherrschaft gewohnte Minister nicht mit einander auskamen. Es ist allgemein bemerkt worden, einen wie großen Einfluß der König auf die englische Politik seitdem ausübt, welchen Anteil namentlich er an dem jüngsten Abkommen mit Frankreich gehabt hat. Und für den Umschwung der Stimmung ist bezeichnend, daß kürzlich eins der führenden liberalen Blätter die Renaissance des Königtums feiern konnte.

Das Unterhaus hat einen Teil seiner politischen Macht nicht allein an das Kabinett, sondern, wie man jetzt sieht, zugleich an die Krone verloren. Der Schwerpunkt der Regierung liegt nicht mehr in der Kombination: Parlament und Kabinett, sondern in der andern: Kabinett und Krone. Diese neue Kombination aber ist schwächer als die alte war. Die Schwäche von Mr. Balfours Regierung ist kein Geheimniß. Freilich ist sie die Wirkung einer ganzen Reihe von Ursachen. Zum Teil mag sie in

seiner Persönlichkeit beruhen, zum Teil ist sie eine Folge der augenblicklichen parlamentarischen Lage. Mr. Balfour regiert mit einem Unterhause, das nicht auf seinen eigenen, sondern auf Lord Salisburys politischen Kredit gewählt ist; die überwältigende imperialistische Mehrheit, die im Zeichen des Burenkrieges zustande kam, zersetzt sich unter dem Einfluß der neuen wirtschaftspolitischen Probleme. Ferner ist ein englischer Premierminister das Organ nicht einer starken Monarchie, sondern eines Königtums von Parlamentes Gnaden. Und die konstitutionelle Schwäche der englischen Regierung liegt darin, daß sie abhängig wird oder doch abhängig werden kann von der öffentlichen Meinung.

Wenn die Wählerschaften bei den Parlamentswahlen ihren politischen Willen zur Geltung bringen, so ist das durchaus mit dem Geiste der Verfassung im Einklang. Wie aber, wenn die öffentliche Meinung, unbestimmt und ungreifbar wie sie ist, mit dem Anspruch auftretend, das ganze Land zu vertreten und doch oft nur das Werk weniger — wenn die öffentliche Meinung direkt in das Räderwerk der Politik eingreift? Von der öffentlichen Meinung ist in England viel die Rede, und mit Recht, denn ihre Macht ist eine politische Tatsache. Was wir unter öffentlicher Meinung verstehen, ist wesentlich verschieden von dem, was man allgemeine politische Ideen und Tendenzen nennt. Zwar haben beide viel Gemeinsames: es gibt ein Feld, wo sie ineinander überfließen; aber unter politischen Ideen versteht man das Bleibendere, Stetigere, Tiefere, unter der öffentlichen Meinung das Beweglichere, Unruhigere, Nervösere. Die öffentliche Meinung ist ein Produkt demokratischer Zeiten. Ihr Einfluß ist ganz wesentlich außerparlamentarisch. Und deshalb ist sie im Geist der englischen Verfassung, die kein Referendum kennt, ebenso illegitim wie es ihr Gegenpol: die Hofkamarilla wäre.

Schon in den Anfängen des englischen Radikalismus kam die Tendenz auf, von außen her auf das Parlament einen Druck auszuüben. In diesem Sinne sagte Cobden, als Peels Bill über die Getreidezölle beraten wurde: weitere Debatten im Hause seien unnütz, denn draußen sei das Gesetz bereits angenommen und erledigt. Aber eine Aenderung hat sich seitdem vollzogen. Heute wird der Druck von außen nicht mehr auf das Parlament, sondern unmittelbar auf die Regierung ausgeübt. Die Mittel dazu sind die Presse und Massenmeetings. Die Macht der englischen Presse, der großen Tageszeitungen sowohl wie der politischen Monatsschriften, ist bekannt; beide sind ebenso unabhängig von den Parteien wie von den Ministerien, wenn natürlich auch oft eine freiwillige Bundesgenossenschaft vorhanden ist. Die Macht der Presse zeigt sich aber besonders, wenn von ihr aus in Verbindung mit einer selbständigen politischen Gruppe, deren Zahl im Vergleich zu ihrem Einfluß überraschend klein sein kann, eine politische Kampagne auf eigene Verantwortung unternommen wird. Es liegt in der Natur der Dinge, daß eine solche Kampagne am ehesten dann Erfolg hat, d. h. die Regierung mit sich fortreißt, wenn

ihre Urheber sich zu der ministeriellen Partei halten. Unternimmt ihn die Opposition, so ist das Ziel oft nur vorgeschoben, nur ein Mittel, das Kabinett zu stürzen. Charakteristisch für die neuere englische Politik ist nun, daß derartige Preßkampagnen auch in der äußeren Politik Erfolg haben, also eine internationale Bedeutung gewinnen können. Unter Gladstones Regierung ist u. a. an die Agitationen zu Gunsten der Bulgaren und der Armenier zu erinnern; unter dem konservativen Kabinet an den Ursprung des Burenkrieges, dessen Urheberschaft zu gleichen oder ungleichen Teilen Lord Milner, Mr. Chamberlain, der öffentlichen Meinung imperialistischer Richtung und den Börseninteressen zuzuschreiben ist.

Auch an dem Abkommen mit Frankreich hat die öffentliche Meinung einen beträchtlichen Anteil gehabt. Seit einigen Jahren hat sich eine selbständige politische Gruppe um die „National Review“ gebildet. Sie ist einflußreich und sehr rührig; ihre Richtung ist stark imperialistisch und, was uns angeht, entschieden deutschfeindlich. Nun wird gesagt, und auch in Deutschland wird diese Ansicht von einer publizistischen Autorität vertreten, daß das englisch-französische Abkommen letzten Endes auf diese politische Gruppe zurückzuführen wäre. Vorläufig entzieht es sich dem Urteil, wie sich hier die einzelnen Fäden zusammengesponnen haben, was Ursache und was nur Bedingung des Erfolges gewesen ist. Das jedenfalls muß man als Tatsache hinnehmen, daß die englische Regierung unter Umständen in die Abhängigkeit von politischen Strömungen gerät, die zwar auch das Parlament ergreifen aber nicht aus ihm entspringen. Für Deutschland bedeutet das, gerade im Hinblick auf die Männer der „National Review“, daß ein gutes Verhältnis mit der englischen Regierung allein noch keine ganz sichere Gewähr für normale Beziehungen zwischen den beiden Staaten bietet.

Die auswärtige Politik Englands ist ja, seitdem die Parlamentsherrschaft besteht, nie stetig gewesen, meist nur so lange, als die eine Partei am Ruder war; deren Sturz führte gewöhnlich eine Aenderung der auswärtigen Politik herbei. Das parlamentarische Regierungssystem ist aus den inneren Bedürfnissen Englands entstanden; und es hat vielleicht nur in einem Inselreich entstehen können, dessen äußere Politik in ihren Mitteln und Zielen von keiner territorialen Grenznachbarschaft mit anderen Nationen abhängig ist. Wenn es auch übertrieben ist, zu sagen, daß die parlamentarische Opposition stets der Gegner des mit der Regierung verbündeten Staates und im Kriege der heimliche Verbündete des nationalen Feindes wäre, so ist doch ihre verfassungsmäßige Stellung in den auswärtigen Angelegenheiten oft ein Hindernis, manchmal eine Gefahr. Es war die Furcht vor der Opposition, die im Sommer 1899 die Regierung verhinderte, die notwendigen militärischen Rüstungen vorzubereiten; wie die Minister offen erklärten, war die Regierung genötigt, die Iniative zum Losschlagen auf alle Fälle den Buren zu überlassen.

Zu diesen Schwierigkeiten alten Datums ist nun eine neue in der wachsenden Macht der öffentlichen Meinung hinzugekommen. Ob die

öffentliche Meinung im einzelnen Falle Erfolg hat, hängt natürlich sehr wesentlich von der parlamentarischen Stärke des Kabinetts und der Persönlichkeit der einzelnen Minister ab; daß sie aber Erfolg haben kann, ist eine Folge des Umbildungsprozesses, in dem sich die englische Verfassung gegenwärtig befindet. Der deutsche Reichskanzler erklärte kürzlich, er würde keiner Partei — geschweige denn der öffentlichen Meinung außerhalb des Reichstages — einen Einfluß auf die auswärtige Politik gestatten. In England müssen sich Kabinett und Krone in den politischen Einfluß, den das Parlament verloren hat, mit der öffentlichen Meinung teilen.

London. Dr. Hans Plehn.

---

## Staatsstreich-Wolken, Weltpolitik und Reichsfinanzen. Ein neues Schulgesetz. Der Krieg.

Ein bekannter und auch geistreicher demokratischer Schriftsteller veröffentlichte vor einiger Zeit im „Tag" einen Artikel über eine Verhandlung im Herrenhaus, dessen Pointe war, es sei doch merkwürdig, daß sich hier, bei den Aristokraten, viel mehr politischer Verstand gezeigt habe, als in den Debatten des Reichstages oder des Landtages geoffenbart zu werden pflege. Wer boshaft ist, könnte das überbieten mit der Wendung, das wolle noch nicht viel besagen. Aber wie dem auch sei, auch im letzten Monat war jedenfalls das interessanteste Ereignis unserer inneren Politik wieder eine Verhandlung im Herrenhause: der große Vorstoß der Konservativen gegen das allgemeine Wahlrecht. Drei hervorragende Persönlichkeiten, Herr von Manteuffel, Graf Mirbach und Herr von Wedel-Piesdorf, dessen Wort durch seine Stellung als Hausminister noch ganz besonderes Gewicht bekommt, verlangten mit der größten Entschiedenheit, daß die Regierung, und zwar nicht in unabsehbarer Zeit, sondern jetzt und unmittelbar das allgemeine Wahlrecht, das die eigentliche Nährmutter der Sozialdemokratie sei, beseitige. Ein Artikel in der „Kreuz-Zeitung", gezeichnet v. W., nahm die Forderung auf und wiederholte sie; es gelte zu handeln, ehe es zu spät sei. Etwa gleichzeitig hielt Herr von Kardorff im Abgeordnetenhause, ohne daß die Tagesordnung dazu einen Anlaß gegeben hätte, eine feurige Rede für die Vergrößerung unserer Flotte, und gleich darauf wurde bekannt, daß Herr von Jagemann, bisher Vertreter Badens im Bundesrate, seit kurzem Honorar-Professor in Heidelberg, eine Reichsrechts-Theorie vertrete, wonach die deutschen Fürsten jeden Tag berechtigt seien, das Deutsche Reich wieder aufzulösen und am nächsten Tage mit einer neuen Verfassung, das heißt also ohne das allgemeine Stimmrecht, wiedererstehen zu lassen.

Hielt man das alles zusammen, so schien der Verdacht unabweislich, daß das Komplott zum Sturz der Verfassung fix und fertig sei. Die Jagemannsche Theorie ist nicht neu, sondern schon früher einmal, als

Staatsstreich-Gerüchte durch die Luft schwirrten, aufgetaucht. Daß sie sowohl den Begriff des Reiches, wie der Verfassung, wie des erblichen Kaisertums aufhebt und an die Stelle des nationalen Staates, den das „Deutsche Reich“ doch wohl hoffentlich bildet, einen bloßen völkerrechtlichen Vertrag setzt, ist klar. Eine solche Theorie, wenn sie nicht bloß der Lust an dialektischer Spintisiererei entspringt, kann nicht anders als mit dem Zielpunkt der Möglichkeit eines Staatsstreichs formiert sein; sie gehört in die Kategorie der serbischen Staatsrechts-Jurisprudenz, wo der König die Verfassung „nur“ auf zwei Stunden aufhob, in diesen zwei Stunden allerlei Gesetze gab und sie dann wieder einführte. Es ist die unverhüllte Proklamierung des Rechts der Revolution von oben.

Sollte es in Deutschland wirklich Politiker geben, die den Gedanken einer gewaltsamen Abänderung des Wahlrechts ernsthaft betreiben?

Unmittelbar nachdem alle jene so merkwürdig zusammenklingenden Kundgebungen in die Oeffentlichkeit getreten sind, sind sie wieder von ihren eigenen Vätern aufs stärkste verleugnet worden. Namentlich das Wort „Staatsstreich“ ist mit Entrüstung zurückgewiesen worden. Was aber hat man dann gewollt? An eine Aenderung mit Zustimmung des Reichstages ist nicht zu denken. Daß das Zentrum sich jemals zu einer Einschränkung des allgemeinen gleichen, geheimen Stimmrechts hergebe, ist völlig ausgeschlossen, denn es würde damit den Ast absägen, auf dem es sitzt. Im Abgeordnetenhause mit dem Klassen-Wahlrecht ist es eine bloße Minorität, über die man zur Tagesordnung übergehen kann. Sein Einfluß auch in Landesangelegenheiten beruht immer in letzter Instanz auf seiner ausschlaggebenden Stellung im Reichstag mit dem demokratischen Stimmrecht. Es gibt nur eine Konzession, die groß genug wäre, um eine Aenderung dieses Stimmrechts von ihm zu erlangen und diese ist glücklicherweise unerreichbar — es wäre nämlich der Uebertritt des Hohenzollernhauses zur katholischen Kirche, das katholische Kaisertum. Solange diese Wandlung nicht in Aussicht gestellt werden kann, ist der Katholizismus in Deutschland immer darauf angewiesen, die Wurzel seiner Macht in den Massen zu suchen, die der geistlichen Beeinflussung und auch der geistlichen Demagogie am zugänglichsten sind. Einen Reichstag also, der selber und freiwillig seine Wahlgrundlage änderte, wird es nie geben, und eine Forderung der Aenderung bedeutet deshalb ohne jede Frage und ohne alle Umschweife die Forderung des Staatsstreichs. Was liegt vor, daß diese gefährlichen Gedanken bei uns überhaupt haben angeregt werden können?

Daß in allen patriotisch gesinnten Kreisen eine große Unzufriedenheit mit dem Reichstag herrscht, ist so unzweifelhaft wie berechtigt. Schon der äußere Anblick, den die hohe Versammlung zu bieten pflegt, von deren 397 Mitgliedern es kaum einige Dutzend der Mühe wert halten, zur Stelle zu sein, ist charakteristisch, und wer die großen Aufgaben, die dem deutschen Volke gestellt sind, mißt an dem Verständnis, das sie im deutschen

Reichstag finden, kann sich schwerer Sorge um unsere Zukunft nicht entschlagen. Ich habe im vorigen Heft entwickelt, weshalb das Deutsche Reich schlechterdings gezwungen ist, sich aus einer bloßen europäischen Kontinentalmacht zu einer Weltmacht fortzubilden. Das ist unmöglich ohne große Anstrengungen, mit anderen Worten, es müssen nicht nur die nötigen Geschütze und die neuen Schiffe bewilligt werden, sondern dazu auch die neuen Steuern. Mit der Bewilligung der Schiffe ist es ja bisher, wenn auch erheblich zu spät, noch so leidlich gegangen, aber eine neue Steuer ist nicht durchzubringen, und das Reich lebt von Schulden oder drückt so sehr auf die Finanzen der Einzelstaaten, daß die notwendigen militärischen Forderungen schon in den Ministerien und im Bundesrat erstickt werden, ehe sie nur an den Reichstag gelangen. Welt- und Kolonialpolitik ist kostspielig und muß mit großen Mitteln betrieben werden, wenn sie überhaupt betrieben werden soll. Die geringen Erfolge unserer bisherigen Kolonialpolitik sind ja in erster Linie darauf zurückzuführen, daß wir zu spät kamen und auf sehr minderwertige Gebiete angewiesen wurden. Aber auch aus diesen Gebieten hätte sich doch ganz etwas anderes machen lassen, wenn von Anfang an die genügenden Mittel hineingesteckt worden wären. In Deutsch-Südwestafrika, das viel größer ist als das Deutsche Reich, ist eigentlich erst in der allerletzten Zeit festgestellt worden, daß nur der Süden unfruchtbar ist, während im Norden ein sehr großes, schönes, entwicklungsfähiges Gebiet liegt. Wir haben in unserem Aprilheft einen Aufsatz über die russische Kolonisation in Sibirien gebracht: mit einer Art von Beschämung möchte ich sagen, habe ich ihn selber gelesen — was für ein Zug, welche Großartigkeit ist in diesen russischen Unternehmungen! Was kann so ein russischer Minister oder General in die Hand nehmen, wenn es gilt, ein Neu-Rußland zu schaffen! Eben ist ein neues Buch von Dr. Rohrbach, den das Kolonialamt mit glücklichem Griff in seinen Dienst gezogen und nach Süd-West-Afrika geschickt hat, erschienen,*) über die russische Weltmacht in Mittel- und West-Asien; ich empfehle allen unsern Lesern dringend diese Lektüre, mit dem Zielpunkt, sich ganz hineinzuversetzen in die Vorstellung, was es eigentlich heißt, was für Opfer von einem Volk an Gut und Blut verlangt werden, wie Generationen daran mit unablässiger Zielstrebigkeit arbeiten müssen, um die Aufgaben der Expansion über barbarische Gebiete, die durch die Natur und die Geschichte gestellt werden, wirklich zu erfüllen. Wer weiß, ob Rußland sie schließlich erfüllen kann, ob nicht der innere Widerspruch der eigenen Barbarei im Innern mit dem Anspruch und der Anlage zu einem Kulturvolk diesen Staat schließlich sprengt, ob in dem Gegensatz von Fäulnis und Tatkraft, den er in so wunderbarer Weise zeigt, nicht schließlich doch die Fäulnis die Oberhand behält — immer wird die allmähliche Ausbreitung Rußlands über die Riesengebiete

*) Monographien zur Weltpolitik, herausgegeben von Dr. Rudolf Breitscheid und Rudolf Zabel. Bd. 1. Dr. Paul Rohrbach, Die russische Weltmacht in Mittel- und West-Asien. M. 3,50. Leipzig, Georg Wigand.

Asiens eine großartige weltgeschichtliche Erscheinung bleiben, und das haben die Russen gemacht im Zustande des halben Verhungerns! Was könnten wir erst mit unserer Ueberfülle von Säften, von strotzender Kraft, von materiellen Hilfsmitteln, von Ueberschüssen an gebildeten strebenden Persönlichkeiten in allen Volksklassen! Es ist nur eins, was der Zukunft des Deutschen Reiches und des Deutschtums in der Welt im Wege steht — das deutsche Volk selber und seine Vertretung, der deutsche Reichstag. Wie langsam kam der Gedanke der Kolonial- und Weltpolitik in der öffentlichen Meinung in Deutschland überhaupt zum Durchbruch und zur Reife, wie kleinlich wurde gefeilscht, gemarktet und gespart bei der Einrichtung und Ausstattung der Kolonien! Der ganze traurige Rückschlag, den wir jetzt in Süd-West-Afrika erlebt haben, wird von den besten Kennern einfach auf falsche Sparsamkeit zurückgeführt, und was soll in Zukunft aus dieser Kolonie werden, wenn der Reichstag dabei bleibt, den unglücklichen Ansiedlern, die infolge des ungenügenden Schutzes, den ihnen das Reich gewährt hat, ihren ganzen Besitz und Erwerb eingebüßt haben, keine Entschädigung zu gewähren, die ausreicht, noch einmal frischen Muts von vorne zu beginnen?

Betrachtet man das alles und überlegt, daß wir doch erst im Anfang dieser Entwicklung sind und daß in Zukunft derselbe Widerspruch immer von neuem und immer stärker auftreten muß, so kann man wohl verstehen, wie manchem wackren Patrioten sich ein unmutig kräftiges „Fort mit diesem Reichstag“ aus der Brust drängt.

Wäre es aber anders, wenn wir einen anders gewählten Reichstag hätten?

Eine einfache Rückkehr zum absoluten Regiment würde ja in manchen Fragen auf der Stelle helfen, aber darum handelt es sich nicht, das will Niemand. Die Hilfe, die der Absolutismus brächte, wäre doch nur eine augenblickliche und scheinbare; auf die Dauer würde er das deutsche Volk in seinen besten Lebensregungen so sehr hemmen und schädigen, daß auch die nationale Kraft nach außen darunter leiden, kränkeln und absterben würde. Im konstitutionellen Verfassungsleben müssen wir bleiben; es handelt sich nur darum, ob ein anderes Wahlgesetz uns helfen würde.

Es bedarf keiner langen Prüfung, um zu erkennen, daß das keineswegs der Fall sein würde. Es sind ja garnicht die Sozialdemokraten, die die Knausrigkeit und die nationale Verständnislosigkeit im Reichtstage repräsentieren; mit ihren achtzig Stimmen sind sie nicht imstande, irgend etwas zu verhindern und die Besorgnis, daß die achtzig Stimmen noch wesentlich wachsen würden, ist nichts als Bangemacherei. Die Anschauung, die wir in diesen „Jahrbüchern“ vertreten haben, daß, wenn nur erst der Bund der Landwirte niedergeworfen sei, man auch bald mit der sozialdemokratischen Gefahr fertig werden würde, hat sich ja bereits vollständig bewährt; bei allen Nachwahlen sind die sozialdemokratischen Stimmen erheblich zurückgegangen und die drei Mandate, die sie selber zu verteidigen

hatten, haben sie alle drei glatt verloren. Das ist doch wohl ein sehr bedeutsames Zeichen der Zeit. Ohne Zweifel hat der Dresdener Parteitag, das heißt die innere Selbstzersetzung der Sozialdemokratie sehr viel dazu getan, noch mehr aber jedenfalls, daß der Alp von uns genommen ist, wir könnten in die selbstmörderische Wirtschaftspolitik der Ueber-Agrarier gedrängt werden. Das bis ans Lächerliche gehende Fiasko, das der Bund der Landwirte in Frankfurt-Lebus erlitten hat, wird noch als Wahrzeichen für manche weitere Nachwahl gelten. Die sozialdemokratische Partei im Reichstag, wie wir sie haben und auch noch auf absehbare Zeit behalten werden, ist weder eine Gefahr für die Zukunft, noch das eigentlich störende Element für die Gegenwart.

Stellen wir uns vor, wir hätten vermöge eines neuen Wahlgesetzes einen Reichstag etwa wie das preußische Abgeordnetenhaus. Ein solcher Reichstag, in dem die Massen nicht vertreten sind, würde wohl einige Steuern auf Massenartikel, deren Druck die oberen Klassen nicht empfinden, bewilligen. Aber er würde gleichzeitig eine Wirtschaftspolitik vertreten, die die Lebensadern der deutschen wirtschaftlichen Zukunft direkt unterbinden und abschnüren würde, ja, er würde im Zusammenhang mit dieser Wirtschaftspolitik ganz sicherlich sich direkt gegen die Kolonial- und Weltpolitik wenden, sie nicht bloß knauserig unterhalten, sondern sie einfach abschneiden. Wie hat denn Graf Stolberg als Redner der Konservativen jüngst im Reichstag die kolonialen Forderungen vertreten? Hat er nur das allerleiseste Verständnis für ihre innere Natur und Notwendigkeit, die allergeringste Sympathie des Herzens für sie bekundet? Im Gegenteil, er hat ausdrücklich gesagt, daß man die Gelder bewilligen müsse, weil wir die Kolonien nun einmal hätten, daß es aber an sich besser wäre, wir hätten sie nicht. Man hat ja längst darauf hingewiesen, daß die Konservativen mit ihren vorwiegend agrarischen Interessen naturgemäß keine Freunde der überseeischen Politik sein können, und es gereicht ihnen und ihrer politischen Intelligenz zur hohen Ehre, daß sie trotzdem aus Patriotismus und Berechnung dafür eintreten. Stellen wir uns aber vor, daß sie vermöge eines anderen Reichs-Wahlrechts die Macht hätten, ihren Willen durchzusetzen, so würden sie zweifellos auch diese Macht benutzen und der Welt- und Flottenpolitik ein Ende bereiten. Etwaige Führer mit weiterem Blick würden nicht imstande sein, dem Instinkt der Masse, der auf die nächsten Interessen gerichtet ist, zu widerstreben, sondern wären gezwungen, mit ihm zu gehen oder abzudanken.

Hier also ist der entscheidende Punkt, weshalb jeder Gedanke an eine gewaltsame Aenderung des Reichswahlrechts unausführbar ist und im Keime zu ersticken: eine Reichstags-Majorität, in der die Agrar-Konservativen die Entscheidung haben, würde jede größere auswärtige Politik des Deutschen Reiches unmöglich machen. Ja, man kann noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, die Forderung eines anderen Reichswahlrechts ist zwar zunächst ein antidemokratischer, schließlich aber auch ein geradezu anti-

monarchischer Gedanke. Denn er würde die Macht so sehr in die Hand der Klassen legen, auf die das Wahlrecht beschränkt wird, daß die Monarchie selber in Abhängigkeit gebracht würde. Heute ist der Kaiser immer noch im stande, seinen Willen und seine Bestrebungen in der auswärtigen und Wehr-Politik durch Konzessionen und Kompromisse mit den Parteien einigermaßen durchzusetzen; nach Oktroyierung eines neuen Wahlrechts aber würden die Agrar-Konservativen schlechterdings Herren der Lage sein und sich auf keine Kompromisse und keine Nachgiebigkeit mehr einlassen. Denn heute beim allgemeinen Wahlrecht wissen sie sehr gut, daß sie nur etwas bedeuten, so lange sie mit der Regierung zusammengehen und müssen sich mit ihren Forderungen einigermaßen bescheiden. Womit könnte man ihnen aber später noch beikommen? Nur noch mit der Drohung, wieder zum allgemeinen Stimmrecht zurückzukehren, und in welche Zustände würden wir geraten, wenn das dann wirklich notwendig würde?

Man kann es also sehr wohl verstehen, wenn die Vertreter feudal-aristokratischer Ideen im Herrenhause mit der Vorstellung eines Staatsstreichs und eines neuen Wahlrechts spielen, aber man darf sich jeder Besorgnis, daß es damit je ernst werden könnte, entschlagen, weil schließlich mit der Demokratie auch die Monarchie dabei zugrunde gerichtet werden würde. So wie die Konservativen jetzt sind, sind sie immer noch eine Partei, mit der ein Mann unserer Gesinnung sympathisieren, auf die er seine Hoffnungen setzen kann und von der er wünschen muß, daß sie bei der Regierung unseres Staates in wesentlichem Maße beteiligt ist. Daß die Partei so viele vorteilhafte Züge bietet, verdankt sie nicht zum wenigsten der Mäßigung, die ihr durch den Druck des allgemeinen Wahlrechts auferlegt wird; nimmt man diesen Druck fort, so würden umgekehrt alle schädlichen und entwicklungsfeindlichen Eigenschaften der Partei in den Vordergrund treten; das feudal-aristokratische in ihr, das Professor Schmoller in seiner meisterhaften Herrenhausrede so scharf gekennzeichnet hat, und das sich mit dem Geist unserer Zeit und der Zukunft Deutschlands schlechterdings nicht mehr verträgt, würde zur ausschließlichen Herrschaft gelangen und die weitesten Kreisen der bürgerlichen Bildung in eine radikale Opposition treiben. Im Interesse eines verständigen, gemäßigten Konservatismus selber liegt es daher, das jetzige Wahlrecht beizuhalten. Noch viel mehr war es richtig und gerechtfertigt von den Nationalliberalen, daß sie einem Mitglied, das sich für die Einschränkung der allgemeinen Wahlrechts ausgesprochen hat, sofort den Rat gegeben haben, aus der Fraktion auszuscheiden.

Wie aber soll denn nun ein größerer Zug in unsere Politik gebracht werden? Es sind mehrere Dinge zu unterscheiden. Der Kleinlichkeit und Knausrigkeit in unserer bisherigen Kolonialpolitik kann nur ein Ende gemacht werden, wenn das deutsche Volk selber sich mehr mit den Gedanken und Aufgaben der Weltpolitik beschäftigt und erfüllt. Der Reichstag ist ja in dieser Beziehung wirklich nur das Abbild des Volkes und der öffent-

lichen Meinung; er ist auch nicht allein an den bisherigen geringen Erfolgen und den jetzigen Zuständen schuld. Unsere ganzen Vorstellungen von einer geordneten, wohlkontrollierten, sparsamen Regierung, die die Stärke unseres Staatswesens im Innern ausmachen, sind für eine überseeische Politik, wo alles auf die Persönlichkeiten gestellt ist, ein Hindernis. Einen Mann wie Karl Peters, der so recht von dem Holz ist, aus dem die großen Konquistadoren geschnitzt werden, hat die deutsche bürgerliche Moral nicht zu ertragen vermocht, und er ist vermöge eines selbst formell höchst anfechtbaren Disziplinarverfahrens aus dem deutschen Kolonialdienst entfernt worden, und wie lange ist es her, daß der Reichskanzler Graf Caprivi selber noch erklärte, je weniger Afrika, desto besser! Selbst Fürst Bismarck ging ja doch nur mit der äußersten Vorsicht an das Werk heran und erkannte noch nicht, daß die Schaffung einer großen Flotte dabei unerläßlich sein würde. Es ist also nicht so ganz unverständlich, daß hier nur Schritt für Schritt vorwärts zu kommen ist, aber die Regierung möge nur den Mut haben, mit ihren Forderungen und großen Forderungen immer wieder an den Reichstag heranzutreten, die Dinge sind im Zuge, er wird schließlich bewilligen.

Die zweite und größere Schwierigkeit ersteht erst, wenn es sich darum handelt, die Deckung für die Ausgaben zu finden. Ruiniert sich nicht das Deutsche Reich rettungslos für die Zukunft, wenn es weiter so wie bisher auf Borg lebt? Es ist nicht so schlimm, wie es scheint. Man braucht sich nur gegenwärtig zu halten, daß ganz in demselben Maße wie das Reich borgt, Preußen sammelt; wären die preußischen Staatsbahnen deutsche Reichsbahnen und führten ihre Ueberschüsse dem Reichsfiskus zu, so würde die ganze Frage vorläufig nicht existieren. Das wirkliche Problem ist also weniger ein finanzielles als ein politisches: Wie wird es möglich sein, die Mittel- und Kleinstaaten und damit den föderativen Charakter unserer Reichsverfassung zu erhalten, wenn Preußen fortfährt Schätze zu sammeln, während die Bundesstaaten mit Schulden belastet oder von Steuern erdrückt werden? Die natürliche Lösung wäre: Herabsetzung der hohen Eisenbahntarife, aus denen Preußen sich, zum Teil auf Kosten seiner Bundesbrüder, nährt, und Ersatz durch eine Reichssteuer. Daß diese nicht zu stande kommen will, ist keineswegs bloß Schuld des Reichstags, sondern ebenso sehr der Regierungen. Es gibt eine Steuer, die sachlich durchaus gerechtfertigt, auch ohne Schwierigkeit durch den Reichstag zu bringen wäre, und die durch nichts verhindert wird, als durch den kurzsichtigen Partikularismus einiger Regierungen, namentlich der sächsischen und vielleicht auch der preußischen, das ist die Reichs-Erbschaftssteuer. Die Regierungen der Einzelstaaten wollen sie nicht, um das Reich nicht in ihre Verwaltungen eingreifen zu lassen, und es ist richtig, daß damit eine gewisse Ausdehnung der Reichs-Administration verbunden wäre. Aber ist die Selbständigkeit der Einzelstaaten nicht in noch viel höherem Maße bedroht, wenn der bisherige Zustand andauert und sie alle, mit Ausnahme Preußens

dem Bankerott entgegentreiben? Gerade weil ich kein Unitarier bin, und den Föderalismus in seiner segensreichen Vielgestaltigkeit für Deutschland zu erhalten wünsche, glaube ich mit aller Entschiedenheit für die Reichs-Erbschaftssteuer als das vorläufig einzige Mittel, die finanzielle Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten zu erhalten, eintreten zu müssen, und in der Fortführung der deutschen Weltpolitik dürfen wir uns jedenfalls keinen Augenblick durch die finanziellen Bedenken, die tatsächlich keine sind, aufhalten lassen. Der deutsche Kaiser als König von Preußen, der jährlich an die zweihundert Millionen erspart und in zinstragenden Werten anlegt, kann es aushalten. Mögen doch die Kleinstaaten, die jammern über ihre Ueberlastung, den Antrag auf Einführung der Reichs-Erbschaftssteuer stellen unter der Bedingung der Herabsetzung der preußischen Eisenbahntarife. Hier, in der kurzsichtigen partikularistischen Politik, liegt das wahre Hindernis, der wahre Grund der Reichsfinanznot. Das deutsche Volk ist reich genug, seine Weltstellung zu bezahlen, sobald man die richtigen Entschlüsse faßt. Nur mutig vorwärts!

* * *

Wenn heute von den verderblichen Wirkungen des allgemeinen Stimmrechts gesprochen wird, so teilen sich die Scheltenden in zwei Gruppen. Die Einen sehen den Schaden in der Förderung, die die Sozialdemokratie durch die Verleihung des Wahlrechts und die Hoffnungen, die sich daran knüpfen, erfahren hat. Sie haben recht, aber sie haften doch nur an der Oberfläche. Die sozialdemokratische Bewegung hätte sich auch ohne das allgemeine Wahlrecht entwickelt und wäre, wenn nicht dieses Wahlrecht bei allem Anreiz auch zugleich als Ventil wirkte, nur noch viel gefährlicher geworden, und nicht im Reichstag, wie man immer wiederholen muß, sondern im Volke, in der Zerstörung der überlieferten Ideen von Religion, Patriotismus und Königstum liegt die wirkliche Schädigung und die wirkliche Gefahr. Im Reichstag aber, und darauf legt die zweite Gruppe den Accent, ist die eigentlich schädliche Wirkung des allgemeinen Stimmrechts, daß es dem Zentrum zu seiner herrschenden Stellung verholfen hat. Die Angst vor der Sozialdemokratie ist schließlich eine bloße Gespensterfurcht, mit dem Zentrum aber werden wir nicht so leicht fertig werden, und zwar wesentlich deshalb nicht, weil das Zentrum nicht bloß schädlich ist, sondern auch eine Reihe von sehr guten Ideen vertritt und Eigenschaften zeigt, vor denen man einen hohen Respekt haben muß. Wenn wir zuweilen durch Ausbrüche eines ungezügelten Fanatismus, wie jüngst das Denifle'sche Pamphlet über Luther oder die Verhängung des Interdikts über den Famecker Kirchhof, weil auf ihm ein Protestant beerdigt war, beleidigt und beunruhigt werden und sorgenvoll der furchtbaren und unwandelbaren Prinzipien dieser Kirche gedenken, so ist doch nicht zu verkennen, daß auch im Zentrum eine starke Richtung vorhanden ist, die ehr-

lich auf den konfessionellen Frieden hinarbeitet und für ihn wirkt. Die „Kölnische Volkszeitung" hat darüber jüngst (Nr. 348) einen sehr interessanten Artikel gebracht, in dessen Beantwortung Rade in der „Christlichen Welt" das charakteristische Wort gefunden hat, daß man diese Gesinnung, sich friedlich auf nationalem Boden einigen zu wollen, umsomehr anerkennen müsse, als es ja für uns Protestanten naturgemäß viel leichter sei, Patrioten zu sein als für die Katholiken.

Diese auf beiden Seiten sich offenbar mehr und mehr ausbreitende Stimmung hat ihren Ausdruck gefunden in dem Antrag zur Ordnung der Schul-Unterhaltungspflicht, zu dem sich die Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen im Abgeordnetenhause vereinigt haben, und dem das Zentrum sich nicht feindselig gegenüberstellen zu wollen versprochen hat.

Die Nationalliberalen sind wegen dieses Entgegenkommens von den Freisinnigen und zum Teil auch von eigenen Parteigenossen sofort heftig angegriffen worden — meines Erachtens durchaus mit Unrecht. Daß die Ordnung der Schul-Unterhaltungspflicht ein schreiendes praktisches Bedürfnis ist, wird von keiner Seite geleugnet; die Ungerechtigkeiten, die sich im Laufe der Zeit durch veraltete gesetzliche Bestimmungen in vielen Gegenden gebildet haben, haben zu unerträglichen Zuständen geführt und schädigen die Entwicklung unseres Volksschulwesens und auch die Fürsorge für den Lehrerstand aufs schwerste. Die Schwierigkeit, zu einer gesetzlichen Regelung zu kommen, liegt darin, daß die äußeren Verhältnisse aufs engste mit den großen Prinzipien zusammenhängen: wer den Einfluß in der Schule haben soll, die Hausväter, die Gemeinde, die Kirche oder der Staat? Noch viel mehr als bei anderen Völkern muß jeder Versuch, diese Fragen prinzipiell zu lösen, bei uns sofort zu einem leidenschaftlichen Parteikampf führen, weil wir in der Durchführung des öffentlichen Schulwesens mit Schulzwang am weitesten gehen; in anderen Ländern können Eltern, denen der Geist der öffentlichen Schule nicht zusagt, sich zusammentun und sich für ihre Kinder einen Lehrer suchen nach ihrer Wahl; das wird bei uns nur in Ausnahmefällen mit staatlicher Konzession geduldet. Die Engherzigkeit aber, die darin in Deutschland bei den Konservativen und bei den Nationalliberalen wie bei der Regierung nun einmal Glaubenssatz ist, führt zu dem dauernden Kampf der Parteien um die Schule selber. Bald beschwert sich der Bischof Korum über die ungenügende Katholizität des Trierer Lehrerinnenseminars, bald hören wir von einer ganz verwaschenen Auffassung der Reformation in dem Lehrbuch einer vorwiegend von protestantischen Kindern besuchten Schule, oder ein Gymnasiallehrer bekommt einen Rüffel, weil er in einer auch von Katholiken besuchten Geschichtsstunde seinen Zweifel geäußert hat, ob Petrus jemals Bischof von Rom gewesen sei.

Wie ist es möglich, bei solchen Gegensätzen überhaupt ein öffentliches Schulwesen mit Schulzwang aufrecht zu erhalten? Zu einem prinzipiellen Frieden wird man auf dieser Grundlage niemals gelangen. Es kann sich

nur darum handeln, die praktisch bestehenden Verhältnisse durch Mäßigung, Schonung, Abbiegung der Spitzen auf beiden Seiten aufrecht zu erhalten und praktisch fortzubilden. Es ist das garnicht hoch genug zu schätzende Verdienst des Führers der Freikonservativen, des Abgeordneten von Zedlitz-Neukirch, den Weg zu dem Kompromiß gefunden und im Verein mit dem Nationalliberalen Herrn Hackenberg und dem Konservativen Herrn von Heydebrand den neuen Schulantrag formuliert zu haben.

Hätten die Nationalliberalen sich diesem Vorgehen versagt, so hätten sie den Vorteil gehabt, einen sehr brauchbaren Agitationsstoff zu gewinnen und ihr so sehr ersehntes engeres Zusammengehen mit den Freisinnigen zu fördern. Aber das wäre Fraktionspolitik in dem Sinne gewesen, wie sie der Fürst Bismarck stets und mit so viel Recht verdammt hat. Eine Fraktion wie die nationalliberale darf nicht um einer Agitationsmelodie willen die Mitarbeit an einem nützlichen und praktischen Werk für das Volkswohl versagen, und eine unbefangene Prüfung der von den Konservativen im Vergleich zu 1892 gemachten Konzessionen lehrt, daß die Nationalliberalen tatsächlich ihrem alten Standpunkt nichts Wesentliches vergeben haben. Wenn diese Partei in jüngster Zeit, wo sie mehr Liberalismus hätte bewahren können und müssen, sich schwach gezeigt hat, so ist es bei ihrem Vorschlag zur Reform des preußischen Dreiklassen-Wahlrechts. Hier hätte sie bei einigem Mut und parlamentarischer Geschicklichkeit einen großen und erfolgreichen Feldzug führen können, weil sie hier auch das Zentrum hätte auf ihre Seite ziehen können. In der Schulfrage aber, wo gegen das Zusammenhalten des Zentrums mit den Konservativen schlechterdings nichts zu machen ist, war von vornherein der einzig praktische Weg, einen Ausgleich mit den Konservativen zu suchen, und die Gerechtigkeit verlangt, daß man die Tat nur umsomehr anerkenne, weil sie den Schein gegen sich hat und mit einer populären Gegenagitation rechnen muß. Auf die Einzelheiten werden wir noch einzugehen haben, wenn die konkreten Bestimmungen zur Beratung kommen. Die Nationalliberalen werden dann noch manchen Strauß auszufechten haben, wenn die Konservativen dabei ihre klerikaleren Anschauungen durchzudrücken suchen. Aber der Wunsch, den geschlossenen Kompromiß ehrlich durchzuführen, wird doch auch bei den Konservativen stark genug sein, und das eigene Interesse des Abgeordneten von Zedlitz, als des Vaters des Werkes, wird die ganze Gewandtheit dieses erfahrenen Parlamentariers in den Dienst der Sache stellen und verheißt eine glückliche Vollendung.

* * *

Die Japaner haben im Laufe des Monat Mai zum ersten Male zur See Unglück gehabt und neben einigen kleineren auch zwei große Panzerschiffe verloren; zu Lande aber haben sie den Russen am Yalu und bei Kintschau zwei erfolgreiche Treffen geliefert. So großen Eindruck diese

Landsiege auch gemacht haben, so will mir doch scheinen, daß die Wage des endlichen Erfolges sich mehr und mehr zu gunsten der Russen senkt.

Die große Frage bei dem Ausbruch des Krieges war, ob die Japaner die an sich vorhandene gewaltige Ueberlegenheit der Russen durch den Vorteil von Raum und Zeit, den ihnen die Lage des Kriegsschauplatzes gewährt, auszugleichen im stande sein würden. Nach dem was bisher geschehen ist, ist das kaum noch anzunehmen.

Um am Yalu mit 70 000 Mann auftreten zu können (1. Mai), haben die Japaner nicht weniger als zwölf Wochen gebraucht. Nach dem Siege am Yalu landeten sie sofort mit einer zweiten Armee bei Pitzewo; das ist nur zehn Meilen von Kintschau, aber erst nach weiteren drei Wochen, am 25. Mai, sind sie dazu gelangt, Kintschau zu nehmen.

Die beiden Siege lassen die Japaner nicht nur im Lichte einer todverachtenden Tapferkeit erscheinen, wie das niemand anders erwartet hat, sondern sie haben auch namentlich am Yalu offenbar sehr geschickt operiert und im besonderen ein taktisches Problem, das die europäischen Theoretiker noch beschäftigte, durch die praktische Probe gelöst. Es handelt sich um die Anwendung der Haubitze für den Feldkrieg, eines schweren Geschützes, das den indirekten Schuß ermöglicht, dessen Nützlichkeit aber eben wegen seiner Schwere stark bestritten wurde. Gerade durch die Anwendung der Haubitzen scheinen die Japaner die starke Stellung der Russen am Yalu ohne gar zu schweren Verlust überwältigt zu haben. Bei Kintschau scheint ihnen das freilich nicht, wenigstens im Anfang nicht, gelungen zu sein, und der Erfolg hat sehr teuer bezahlt werden müssen.

So sehr ihre Siege den Japanern zur Ehre gereichen, so kann man doch nicht verkennen, daß sie für den endlichen Ausgang sehr wenig besagen. Am Yalu hatten die Japaner 60 000 Mann zur Stelle, die Russen 26 000, von denen nur 8000 wirklich gefochten haben; hätte der General Sassulitsch den Rückzug etwas früher antreten lassen, so hätte das ganze Renkontre gar keine Bedeutung gehabt, denn ebenso wohl hier wie wieder bei Kintschau handelt es sich nur um Positionen, die die Russen gar nicht auf die Dauer zu halten, sondern worin sie nur den Japanern Aufenthalt zu bereiten gedachten. Das aber, das heißt den eigentlichen strategischen Zweck, haben sie, wenn auch mit wesentlichen Opfern, namentlich unter einer gewissen moralischen Einbuße, erreicht. Die Vorstellung, daß die Siege der Japaner, als die ersten Siege der Gelben über die Weißen, einen Wendepunkt in der Weltgeschichte bedeuteten, ist also vorläufig noch nicht begründet.

Das entscheidende Moment bleibt die Langsamkeit der japanischen Bewegungen. Es kommt nicht so viel darauf an, ob man den Grund mehr in den natürlichen Hindernissen, namentlich in den schlechten Wegen und den ungenügenden Pferden der Japaner, oder in ihrer ungenügenden Geschicklichkeit und mangelhaften Administration sucht. Darüber zu entscheiden, ist aus der Ferne unmöglich; es ist aber auch unnötig: Die Tatsache selber, daß sie nur schneckenartig vom Fleck kommen, liegt vor Augen

und es handelt sich nur darum, ob nicht die Leistungen der sibirischen Eisenbahn zuletzt doch wieder noch geringer sind, das heißt also, daß die Russen trotz der vielen Zeit, die ihnen die Japaner lassen, ihre Kräfte nicht heranbringen können.

Was hat eigentlich die sibirische Eisenbahn in den fast vier Monaten seit dem Ausbruch des Krieges geleistet? Damals wurde die Stärke der Russen, außer den Bahnwachen, auf 186 000 Mann berechnet; jetzt bringt unser „Militär=Wochenblatt“ eine Berechnung, wonach Kuropatkin bei Mukden—Liaujang rund 100 000 Mann versammelt habe; 24 000 Mann sind in Port Arthur, außerdem eine mäßige Besatzung in Wladiwostok und einige kleinere Detachements. Selbst wenn die Russen bei Ausbruch des Krieges nicht mehr als 120 000 Mann in Ostasien gehabt haben, und darunter kann es doch wohl kaum gewesen sein, so hat die sibirische Bahn ihnen in der ganzen Zeit noch so gut wie garnichts zugeführt.

Unter allen Umständen aber, mag nun Kuropatkin wirklich bei Liaujang nur über 100 000, oder mag er über 150 000 Mann verfügen, müssen die Japaner jetzt suchen, diese Armee zu schlagen und sie möglichst bald zu schlagen, denn daß Kuropatkin sich täglich, wenn auch langsam verstärkt, kann nicht wohl einem Zweifel unterliegen. Statt sich aber sofort gegen ihn zu wenden, haben die Japaner es zunächst unternommen, die vorgeschobenen Stellungen von Port Arthur zu nehmen. Kuropatkin wird sich dadurch nicht so sehr getroffen fühlen; er hat der Festung eine Besatzung von nicht weniger als 24 000 Mann gegeben, das heißt also, die Festung ist sehr gut verproviantiert und sehr gut ausgerüstet, und der Feldherr rechnet darauf, daß sie sich sehr lange halten kann, denn sonst würde er nicht solch einen großen Teil seiner Armee dort dem Untergange aussetzen. Sollte diese Berechnung falsch sein und die Japaner Port Arthur erstürmen, wie sie Kintschau erstürmt haben, so würde das nicht nur eine Niederlage, sondern einen völligen Bankerott des russischen Heerwesens bedeuten. Daran aber vermag ich vorläufig noch nicht zu glauben.

Sollten die Japaner etwa Port Arthur regelrecht belagern wollen, ohne die russische Feldarmee vorher geschlagen zu haben? Das wäre gegen alle Kriegsregeln, aber vielleicht in diesem Falle nicht unausführbar. Durch Anlegung einer Zirkumvallation quer über die Halbinsel, rechts und links gestützt auf die Flotte, könnten die Insulaner das vielleicht durchführen. Aber was hätten sie schließlich davon, wenn dadurch die Russen die Zeit gewinnen, endlich eine gewaltig überlegene Armee zu sammeln und mit ihr die Offensive zu ergreifen?

Der wirkliche endliche Erfolg kann den Japanern immer nur blühen, wenn es ihnen gelingt, die russische Hauptarmee in der Ebene von Liaujang—Mukden zu schlagen. Jeder Tag Verzögerung ist für sie schädlich und kommt den Russen zugute. Warum gehen sie nicht heran? Warten sie vielleicht darauf, daß die Chinesen noch zu ihnen stoßen?

Alle anderen Erscheinungen des Kriegsschauplatzes bedeuten nichts

gegen diese eine Frage; mag auch Kuropatkin wirklich noch nicht mehr als 100 000 Mann in der Hand haben, so ist die Aufgabe, die den japanischen Strategen gestellt ist, doch überaus schwer. Um an die Russen heranzukommen, müssen sie über ein ziemlich unwegsames Gebirge gehen oder bei Niutschwang landen; ganz nahe den Stellen, wo sie aus den Bergen heraustreten oder landen können — Liaujang ist etwa 10 Meilen von der Küste — steht die versammelte russische Hauptmacht. Sehr richtig hat man den zu erwartenden Anmarsch der Japaner dem Einmarsch der Preußen in Böhmen im Jahre 1866 verglichen, wo auch die aus den Bergen heraustretenden Kolonnen von den Oesterreichern angefallen und einzeln geschlagen werden konnten, was auch an einer Stelle, bei Trautenau, wirklich geschah. Der Unterschied aber ist, daß die Oesterreicher, als die Preußen ihren Vormarsch antraten, auch eben erst aus Mähren anmarschiert kamen, während Kuropatkin schon zur Stelle ist, alle Vorbereitungen getroffen hat und auf dem Sprunge steht, die erste Kolonne, die sich ihm nähert, mit gesamter Macht anzufallen und sie zu zermalmen, ehe sie aus den benachbarten Päßen Unterstützung bekommen kann. Es ist wohl zu verstehen, daß die japanischen Generale, auch wenn sie eine erhebliche Uebermacht haben, mit einiger Bänglichkeit an diese Aufgabe herangehen, aber je länger sie zögern, desto schwieriger wird sie, und das Zwischenspiel, daß sie sich erst einmal gegen Port Arthur wenden, macht nicht den Eindruck einer zielbewußten Führung — es sei denn, daß alles auf den Zutritt der Chinesen berechnet ist.

Bietet die Möglichkeit eines Bündnisses mit China den Japanern noch eine große Chance, so ist auf der anderen Seite nicht zu vergessen, daß die Russen noch ihre Ostsee-Flotte mit zehn Linienschiffen haben. Allenthalben in der Welt kaufen sie große Schnelldampfer an, doch wohl zu keinem anderen Zweck, als sie den Kriegsschiffen als Kohlenschiffe beizugeben. Die japanische Flotte verbraucht sich, ganz abgesehen von den wirklichen Verlusten, allmählich vor Port Arthur. Die großen Schiffsgeschütze halten überhaupt nur 80 Schuß aus; dann haben die Züge keine sichere Führung mehr. Es ist doch wohl nicht so ganz ausgeschlossen, daß im Herbst eine russische Flotte, die der japanischen gewachsen ist, im Gelben Meer erscheint, und geschieht das, dann ist es mit der ganzen japanischen Herrlichkeit plötzlich und vollständig zu Ende.

29. 5. 04. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

**Bartels, Dr. Ed.** — Die Varusschlacht und deren Oertlichkeit. M. 1,50. Hamburg, W. Mauke Söhne.

**Berliner Studenten-Almanach.** — Semester-Kalender. Ein Führer durch die Berliner Hochschulen. Sommer-Semester 1904. Jubiläums-Ausgabe. Berlin, P. Schober, Akademische Buchhandlung.

**Berner, Franz.** — Die Geschichte eines Glücklichen. Von dem Verfasser von „Die Jungen von Holzgrün". M. 2,—. Leipzig, Friedrich Schneider.

**Berolzheimer.** — System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. Band I. Brosch. M. 8,50, geb. M. 10,—. München, C. H. Beck.

**Brulat, Paul.** — Ein Paria. Geh. M. 2,60, geb. M. 3,50. München, Friedrich Rothbarth.

**Claasen, W.** — Die soziale Berufsgliederung des deutschen Volkes nach Nahrungsquellen und Familien. M. 4,40. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller und Max Sering. Band XXIII. Heft 1.) Leipzig, Duncker & Humblot.

**Dennert, Dr. E.** — Glauben und Wissen, volkstümliche Blätter zur Verteidigung und Vertiefung des christlichen Weltbildes. Jahrgang II. Heft 5. Stuttgart, Max Kielmann.

**Deutsche Bücherei.** Eine fortlaufende Sammlung von Novellen, Erzählungen und anderen Werken der besten Schriftsteller. Pro Band 25 Pf. Band 1. Biernatzki, Die Hallig. Band 2. E. Th. A. Hoffmann, Meister Martin der Küfner und seine Gesellen. Die Bergwerke zu Falun. Band 3. J. Gotthelf, Elsi, die seltsame Magd. A. v. Droste Hülshoff, Die Judenbuche. Band 4. v. Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts. Das Marmorbild. Berlin, Christliche Versandbuchhandlung.

**Deutscher Universitäts-Kalender**, begründet von Prof. Dr. Ascherson, herausgegeben von Dr. Th. Scheffer in Leipzig. 65. Ausgabe, Sommer-Semester 1904. M. 2,25. Leipzig, K. G. Th. Scheffer.

**Dippe, Dr.** — Atomismus, Dynamismus und Energetik als Prinzipien der Naturphilosophie. 18 S. Soest, Nassesche Buchdruckerei.

**Dixon, Thomas.** — Weiss und Schwarz. Ein Roman aus der Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. 1865—1900. Geh. M. 4,20, geb. M. 5,20. München, Friedrich Rothbarth.

**Falckenberg, Dr. Richard.** — Gedächtnisrede auf Kant zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Todestages des Philosophen im Auftrage des Akademischen Senats der k. b. Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen am 12. Februar 1904. 23 S. Erlangen, Junge & Sohn.

**Fester, Richard.** — Religionskrieg und Geschichtswissenschaft. Ein Mahnwort an das deutsche Volk aus Anlass von Denifles „Luther". M. 1,—. München, C. H. Beck.

**France, Anatole.** — Komödiantengeschichte. Roman. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50. München, Albert Langen.

**Friedmann, Dr. Hermann.** — Die Konvergenz der Organismen. Eine empirisch begründete Theorie als Ersatz für die Abstammungslehre. M. 5,—. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Goethes** sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. Band 17. M. 1,20. Stuttgart, J. G. Cotta.

**Hahn, Friedrich.** — Dämonen. Erzählung. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. München, Albert Langen.

**Hamsun, Knut.** Abendröte. Schauspiel in drei Aufzügen. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. München, Albert Langen.

**Henningsen, Agnes.** - Polens Töchter. Roman. M. 4,—. Stuttgart, Axel Juncker.

**Hoensbroech, Graf Paul von.** — „Der Zweck heiligt die Mittel." Eine ethisch-historische Untersuchung nebst einem Epilogus galeatus. Dritte gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. 112 S. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

**Jacobson, Herman.** — „William Shakespeare und Käthchen Minola." M. 2,—. Dresden, E. Pierson.

**Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich.** Herausgegeben von Gustav Schmoller. 28. Jahrg. 2. Heft. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Jahresberichte** der Königlich Preussischen Regierungs- und Gewerberäte und Bergbehörden für 1903. Mit Tabellen und Abbildungen. Amtliche Ausgabe. Berlin, R. v. Decker's Verlag.

**Jahres-Bericht** der Handelskammer zu Chemnitz 1903. I. Teil. Chemnitz, Eduard Fockes Buchhandlung.

**v. Knebel Doeberitz, Hugo.** — Besteht für Deutschland eine amerikanische Gefahr? M. 2,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

**Külpe, O.** — Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. 2. Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 41. Bändchen.) geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.

**Ketrzynski, Dr. W.** - Der deutsche Orden und Konrad von Masovien. 1225—1235. Lemberg, Gubrynowicz & Schmidt.

**Langwerth v. Simmern.** — Deutschtum und Anglophobie. 2 Bände. Wiesbaden, Wilhelm Bröcking.

**Liebmann, Otto.** — Gedanken und Tatsachen. Philosophische Abhandlung, Aphorismen und Studien. M. 3,—. Strassburg i. E. Karl J. Trübner.

—,— Immanuel Kant. 80 Pf. Strassburg i. E., Karl J. Trübner.

**Lindemann, Dr. H.** -- Arbeiterpolitik und Wirtschaftspflege in der deutschen Städteverwaltung. 2 Bände. Preis des I. Bandes brosch. M. 9,—, geb. M. 10,50, Preis des II. Bandes brosch. M. 7,50, geb. M. 9,—. Stuttgart, J. H. W. Dietz.

**Manheimer, Victor.** — Die Lyrik des Andreas Gryphius. Studien und Materialien. M. 8,—. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

**May, Walther.** — Goethe—Humboldt, Darwin—Haeckel. Vier Vorträge. 255 S. Berlin-Steglitz, Enno Quehl.

**Meyer, Dr. Rudolf.** — Die zukünftige Richtung unserer Handelspolitik. M. 1,—. Bonn, Friedrich Cohen.

**Münsterberg, Hugo.** — Die Amerikaner. I. Bd. geh. M. 5,—, geb. M. 6,25. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

**Mulert.** — Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands. M. 1,60. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
**Neumann, Luise.** — Franz Neumann. Geh. M. 6,—, geb. M. 8,—. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
**Petzet, Erich.** — Paul Heyse als Dramatiker. M. 1,50. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.
**Plötzensee.** — Bilder aus dem Berliner Centralgefängnis von * * * 184 S. Berlin, Ullstein & Co.
**Poritzky, J. E.** — Die da müde sind . . . M. 1,50. München, Dr. J. Marchlewski & Co.
**Pour l'Arménie et la Macédoine.** Manifestations Franco - Anglo - Italiennes. Préface de Victor Bérard, Introduction de Pierre Quillard, Rapport de Francis de Pressenté. 2 francs. Paris, Société Nouvelle de librairie & d'edition.
**Rausch, Dr. Alfred.** — Schülervereine. Erfahrungen und Grundsätze. Unter Beifügung der gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen. M. 1,50. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.
**Reichs - Arbeitsblatt.** — Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt. Abteilung für Arbeiterstatistik. Erster Jahrgang, No. 12. (Beilage zur „Sozialen Praxis"). Berlin, Carl Heymann.
**Remer, Paul.** — Die Dichtung. Bd. I Henrik Ibsen von Paul Ernst; Bd. II Anzengruber von J. J. David; Bd. III Victor Hugo von Hugo von Hofmannsthal; Bd. IV Liliencron von Paul Remer; Bd. V Leo Tolstoj von Julius Hart; Bd. VI Hölderlin von Hans Bethge; Bd. VII Boccacio von Herm. Hesse; Bd. VIII Cervantes von Paul Scheerbart; Bd. IX Gottfried Keller von Richard Huch. Berlin, Schuster und Loeffler.
**Roosevelt, Theodore.** — Jagdstreifzüge. Skizzen aus den nordwestlichen Prärien. Geh. M. 2.—, geb. M. 3,—. München, Albert Langen.
**Salzer, Dr. Anselm.** — Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. Lieferung 10 und 11. Jede Lieferung M. 1,—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.
**Schiemann, Theodor.** — Geschichte Russlands unter Kaiser Nikolaus I. Band I Kaiser Alexander I. und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit. 637 S.
**Schillers** Sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe. Bd. IV. M. 1,20. Stuttgart, J. G. Cotta.
**Schlaf, Johannes.** — Der Kleine. Ein Berliner Roman in drei Büchern. M. 5,—. Stuttgart, Axel Juncker.
**Schmidt, Friedr. Alf.** — Fichtes Philosophie und das Problem ihrer inneren Einheit. M. 1,80. Freiburg i. B., G. Ragoczys Univers.-Buchh.
**Schneemelcher, Lic. W.** — Evangelisch-sozial. Mitteilungen des evangelisch-sozialen Kongresses. 13. Folge. No. 1/2. 32 S. Berlin, Alexander Duncker.
**Schoch, G.** — Die Tätigkeit des Marschalls Mac Mahon vor der Schlacht von Wörth. Eine operative Studie. Mit einer Karte. (Beiträge zur Kriegsgeschichte. Heft 2.) M. 1,80. Berlin, A. Bath.
**Schowalter, A.** — Allgemeines Wahlrecht und bayerische Wahlreform. 55 S. Kaiserslautern, Eugen Crusius.
**Selbstunterricht.** Original-Methode Toussaint-Langenscheidt. Schwedisch. 36 Briefe à M. 1,—. Brief 1 u. 3. — Italienisch. 36 Briefe à M. 1,—. Brief 1 u. 3. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.
**Seydl, Dr. Ernst.** — Leo Nikolajewitsch Tolstois Leben und Lehre. 50 Pf. (Frankfurter Zeitgemässe Broschüren. Bd. XXIII, Heft 8.) Hamm i. W., Breer & Thiemann.
**Sozialer Fortschritt.** Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik von Professor Werner Sombart, Breslau. Heft 5—8. Jedes Heft 15 Pf. Leipzig, Felix Dietrich.
**Soden, Dr. H. v.** — Palästina und seine Geschichte. Sechs volkstümliche Vorträge. Mit zwei Karten und einem Plan von Jerusalem und sechs Ansichten des heiligen Landes. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 6. Bändchen. 2. Auflage. geh. M. 1, –, geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
**Uebersichtskarten,** Skizzen und Handzeichnungen zu Moltke, Der italienische Feldzug des Jahres 1859. (Moltkes Militärische Werke. Gruppe III. Dritter Teil.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
**Was für einen Ausgang nimmt der japanisch-russische Krieg?** Ein Blick in die Zukunft. Von einem Offizier. Mit zwei Karten. 38 S. Leipzig, A. Twietmeyer.
**Weber, Dr. Ottokar.** — 1848. Sechs Vorträge. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 53. Bändchen.) geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
**Wukadinovic.** — Kleist-Studien. M. 3,—. Stuttgart, J. G. Cotta.
**Ziekursch, J.** — Sachsen und Preussen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. M. 6,—. Breslau, M. & H. Marcus.

---

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 72/74.
Druck: Aktiengesellschaft National-Zeitung, Berlin SW., Lindenstr. 3.

Juni 1904. Einhundertundsechzehnter Band. Heft III.

# Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
**Hans Delbrück.**

**Inhalt:** Seite



(Fortsetzung siehe Innenseite.)

**Erscheint jeden Monat.**

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.**

**Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.**

**Berlin**
Verlag von Georg Stilke
**1904.**

Ausgegeben den 1. Juni 1904.

**Geschichte.** Marie Goslich, Berlin: Ernst Consentius, Die Berliner Zeitungen bis zur Regierung Friedrichs des Großen. (S. 564.) — Delbrück: Richard Fester, Religionskrieg und Geschichtswissenschaft. (S. 570.)

**Literatur.** Gertrud Prellwitz: Maurice Maeterlinck, Joyzelle. (S. 570) — Dr. Karl Gjellerup, Dresden: Paul Deussen, Erinnerungen an Indien. — Richard Garbe, Beiträge zur indischen Kulturgeschichte. (S. 572.)

## Politische Korrespondenz.

Dr. H. Plehn, London: Konstitutionelle Wandlungen in England. (S. 580.)
Delbrück: Staatsstreich-Wolken, Weltpolitik und Reichsfinanzen. Ein neues Schulgesetz. Der Krieg. (S. 588.)

Mit einer Beilage der Verlagsbuchhandlung Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Druck: Buchdruckerei der Aktiengesellschaft Nationalzeitung, Berlin SW.



